

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht  
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der erste Band**  
auf das Jahr 1844.



**Göttingen,**  
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.



# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1844

by unknown author

Göttingen; 1844

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

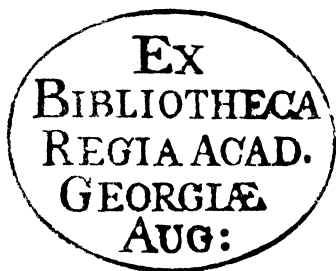
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)



EX

BIBLIOTHECA

REGIA ACAD.

GEORGLÆ

AUG:

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 1. Stück.

Den 1. Januar 1844.

---

Frankfurt a. M.,

Druck und Verlag von H. L. Brönner. 1843.  
Die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen, nebst einem Berichte über die im Herzogthume Nassau im Sommer 1842 unterhalb Alsmannshausen neu aufgefundenene warme, und die bei Weilbach gefundene kalte Mineralquelle. Vorgetragen im geographischen Vereine in Frankfurt a. M. im December 1842, von F. Boegner, der Medicin und Chirurgie Doctor etc. 95 Seiten in Octav.

Das Geheimnis der Quellenbildung hat zwar durch die neueren, außerordentlichen Fortschritte der Geologie manche erwünschte Aufklärung gewonnen; es bleibt doch aber noch viel zu thun übrig, um den Schleier vollkommen zu lüften, der auf jenem wunderbaren Naturproceß ruhet. Eine vollständige Quellentheorie hat zuvörderst das Eindringen des atmosphärischen Wassers in das Innere der Erde, sodann die Veränderungen, welche es hier erleidet, und endlich die Art und Weise,

wie es in der Form von Quellen wieder an die Oberfläche gelangt, zu berücksichtigen. Um diese Hergänge zu erklären, ist nicht allein eine genaue Kunde von der Structur der Erdrinde, sondern auch Bekanntschaft mit den Bestandtheilen ihrer verschiedenen Lagen und den im Inneren der Erde vorgehenden Processen unentbehrlich. Ueber Manches können unmittelbare Erfahrungen gesammelt, Vieles kann aber nur durch Schlüsse ermittelt werden. Der Verfasser der vorliegenden Schrift hat den Umfang jener Aufgabe im Ganzen richtig erkannt und mit umfassender Sachkenntnis sie zu lösen sich bemühet. In einem anziehenden, geistreichen Vortrage hat er eine gedrängte Darstellung der Quellentheorie gegeben, die sich streng an die Erfahrung hält, und die aufgestellten allgemeinen Sätze durch treffend gewählte Beyspiele belegt und erläutert. Uebrigens enthält die Schrift mehr Andeutungen als specielle Ausführungen. Auch ist sie nicht in allen Theilen der Theorie in gleichem Grade vollständig. Der Verfasser geht von der Natur der Süßwasserquellen aus, handelt dann von dem Unterschiede zwischen ihnen und den eigentlichen Mineralquellen, und theilt diese in zwey Hauptclassen, in oberflächlich entstehende und solche, welche aus bedeutender Tiefe kommen. Er leitet die letzteren von dem vulcanischen Prozesse ab; er zeigt, daß sie da sich finden, wo bedeutende Zerreißen underspaltungen der Gebirgszüge sich erkennen lassen, und entwickelt mit besonderer Genauigkeit den Gang ihrer Bildung. Es werden die Bestandtheile der Dämpfe betrachtet, welche den feuerspendenden Bergen entsteigen und in ihnen dieselben Salze und Gasarten nachgewiesen, welche in Mineralquellen enthalten sind. Der Vf. nennt die Thermen Wasservulcane, und sieht sie

als den Stamm an, der den Sauerlingen ihre Entstehung und höhere Temperatur gibt. Er zeigt, daß bey den meisten Mineralquellen ein periodisches Strömen, wie auch bey trockenen Gasquellen Statt findet. Er gibt an, welche Bestandtheile und in welcher Menge sie durch Mineralquellen auf die Oberfläche kommen, und thut dar, daß vulcanische Quellen bis zu ihrer Mündung einen langen Weg zurück legen, daher keine Besorgnis für die Umwohner solcher Gegenden begründet ist. Endlich wird angedeutet, daß vulcanische Quellen Schutzmittel gegen Erdbeben, Sicherheitsventile für die betreffenden Gegenden sind.

Nicht in gleichem Grade befriedigend sind die Mittheilungen des Verfassers über die Bildung der in geringerer Tiefe entstehenden Quellen. Doch hätten auch diese wohl eine genauere Betrachtung verdient, da sie die verbreitetsten und darum für den Menschen, wie für den ganzen Haushalt der Natur gerade die wichtigsten sind. Der Einfluß, den die Beschaffenheiten der Erdrindemassen, zumahl der verschiedenen Flözlagen, auf ihre Bestandtheile äußern, so wie die von den Lagerungs- und Structurverhältnissen der Gebirgsmassen abhängige Ansammlung, Fortleitung und Zutageförderung derselben, bieten manigfaltige Gegenstände der Forschung auf einem im Ganzen noch wenig bearbeiteten Felde dar. Zur Urbarmachung desselben sollte der Umstand besonders auffordern, daß hier weit mehr als bey Erforschung der vulcanischen Quellen, unmittelbare Beobachtungen möglich sind. Auch dürfte die Auffindung der Geseze, nach welchen die Construction des Erdgezimmers die ruhige und stätige Bildung und Fortführung der aus geringerer Tiefe kommenden Quellen bewirkt, wenigstens ein nicht geringeres Interesse gewähren.

können, als die Ergründung des dem revolutionären Wesen des Vulkanismus entsprechenden, tumultuarischen Bildungsprocesses der tieferen Quellen, und ihres heftigeren aber mehr ungleichmäßigen, und von gewaltsamen Zerrüttungen des Erdgezimmers abhängigen Empordringens.

Die bey obiger Schrift befindlichen beiden Anlagen erstatten kurzen Bericht über die unterhalb Alsmannshausen am Rhein und bey Weilbach im Sommer 1842 neu aufgefundenen Mineralquellen, wodurch der bewundernswürdige Reichthum des Herzogthumes Nassau an Mineralwässern der mannigfaltigsten Art sich noch vergrößert hat. Die Quellen von Alsmannshausen gehören zu den warmen, aber an festen Bestandtheilen armen; wogegen das Mineralwasser von Weilbach zu den kalten alkalischen Quellen zu zählen ist.

### B e r l i n ,

Dehmigkes Buchhandlung (S. Bülow). 1843.  
Die abgestorbenen Wortformen der deutschen Sprache. Für Lehrer und Freunde der Muttersprache erläutert von F. Zinnow. VIII und 196 Seiten in Octav.

Unter diesem nicht ganz zweckmäßig gewählten Titel\*) gibt der Verf. eine etymologische Erklärung mehrerer ursprünglich deutscher und einiger Fremdwörter nach den Resultaten, welche auf dem Wege der historischen Sprachforschung namentlich durch Grimm und Graff sich heraus gestellt haben. Neues ist nicht hinzu gethan, sondern nur

\*) Abgestorbene Wortformen sind dem Vf. nach S. 3. alle diejenigen, von welchen gilt, daß die Wortform mit ihrer Bedeutung nicht mehr übereinstimmt.

eine Reihe von Einzelheiten zusammen gestellt, welche sich im althochdeutschen Sprachschätze und in Grimms Grammatik zerstreut finden, wie sie sich etwa ein Leser dieser Werke, welcher vorzüglich auf das Neuhochdeutsche Rücksicht nähme, besonders anmerken würde.

Der Verfasser behandelt in alphabetischer Folge zunächst Fremdwörter, dann deutsche Wörter, A mit entstellten Wortformen, B mit nicht entstellten Wortformen; wobey jedes Mahl noch die Wörter, deren Wurzel ausgestorben ist, von denjenigen geschieden werden, deren Wurzel noch fortlebt. Diese Anordnung mag für den Leser in so fern practischen Nutzen haben, als so manches Wort, dessen Erklärung gesucht wird, leicht aufzufinden ist; sie kann aber die wissenschaftliche Anordnung nach Wurzeln und Ableitungen, welche der Verf. S. 14 nicht hätte angreifen und für unzulänglich erklären sollen, nicht ersetzen. Da ferner die Kenntniß einzelner Etymologien an und für sich wenig Frucht bringt, namentlich nicht tiefer in die geschichtliche Entwicklung einer Sprache dringen läßt, wenn sie sich nicht mit der Einsicht in das Verhältniß der Laute und Flexionen verbindet, so müssen wir es gleichfalls tadelnswerth finden, daß die Lautlehre, die Basis aller etymologischen Forschungen, fast ganz unbeachtet gelassen, die Flexionslehre aber nur obenhin berührt ist. Besser wäre es jedenfalls gewesen, wenn beide Lehren gleichfalls berücksichtigt wären, und somit der erste Theil der Grammatik in einer zweckgemäßen kurzen Darstellung gegeben wäre. Desungeachtet mag ein Buch wie das vorliegende nicht ohne Nutzen gelesen werden, wenn es, was der Verf. auch nur beabsichtigte, zu einem tieferen gründlicheren Studium der Muttersprache anregt; sollte

daselbe aber (was freylich auch zu befürchten steht) gleichsam nur als Surrogat für wissenschaftlichere und ausführlichere Werke dienen, so wäre es besser gar nicht unternommen.

Einseitiges und Falsches tritt an manchen Stellen hervor, so bald der Verfasser selbst spricht. So z. B. wenn S. 9 gesagt wird: 'zum Ausdruck der einfachsten Beziehungen der Begriffe reichte ursprünglich der Ablaut und Umlaut aus, und erst um entferntere Beziehungen auszudrücken, wurden Flexionsendungen und Zusammensetzungen gebraucht' wornach gegen das Ergebnis der historischen Sprachforschung der Umlaut ursprünglicher als die Flexion erscheinen würde; ferner wenn S. 50 von dem Zeitworte mögen behauptet wird, es sey im Althochdeutschen noch ganz regelmäßig, woraus hervor geht, daß der Vf. die Conjugation der Verba der zweyten Anomalie nicht verstanden hat; eben so wenn nach S. 51 das Zeitwort werden im Althochdeutschen unregelmäßig seyn soll, weil das Präsens nach einem bekannten Lautgeseze *wirdu* lautet u. A. Auch werden zu häufig neuhochdeutsche Worte für entstellte erklärt, deren Verschiedenheit vom Althochdeutschen nur durch organische Lautveränderung hervor gebracht ist. Der Druckfehler sind nicht wenige.

### B e r l i n,

Typis et impensis G. Reimeri. 1842. Sextus Empiricus ex recensione Immanuelis Bekkeri. IV und 815 Seiten in gr. Octav.

Der letzte Herausgeber des Sertus, J. A. Fabricius, hatte drey Handschriften benutzt, einen codex Servilianus zu Orford, den Zeizer und Breslauer. Die beiden letzteren hat Bekker von Neuem



verglichen, die Lesarten des ersten aus Fabricius geschöpft. Die wichtige Königsberger Handschrift auf Pergament, welche aber nur die libri *ἀντιόχητικοί* enthält, war noch gar nicht benutzt. Auch die übrigen Hdschr. enthalten nicht alle Bücher zusammen.

Mit diesen Hilfsmitteln ausgerüstet hat Bekker eine neue Recension des Textes geliefert. Auch auf die werthvolle Uebersetzung der *ἀντιόχητικοί* von Gentianus Hervetus ist Rücksicht genommen. Die Benediger, Florentiner und Münchner Hdschr. hat Bekker eingesehen, allein als fehlerhaft und in den Lücken zusammenstimmend bey Seite gelassen. Indes bey schwierigen Stellen finden wir doch auch sie zu Rathe gezogen, wie p. 403 sqq. in der berühmten Stelle des Kritias oder des Euripideischen Sisyphos. Die *ἀντιόχητικοί* erscheinen hier nach ihrer richtigen schon von Fabricius erwiesenen Ordnung.

Der Text ist im Ganzen recht gut erhalten und die Abweichungen der Codd. sind nicht groß. Neben ihren Lesarten hat Bekker auch die beachtenswertheften Emendationen der Critiker namhaft gemacht u. Verweisungen auf neuere Fragmentsammlungen oder die vom Sertus zur Sprache gebrachten Lehren erörternde Werke, wie Ritters, Brandis, Krishes und ähnliche Schriften, dem Texte untergesetzt. Ein äußerst genauer Index von 762—815 ist für den Inhalt der Werke des Sertus wie für Lexikon u. Grammatik von besonderer Wichtigkeit. Die äußere Ausstattung ist ganz das Gegentheil von den 'Reimerschen Sudeldrucken' berücksichtigten Andenkens.  
F. W. G.

B o n n,

bei L. Habicht. 1843. Conrad von Hochstaden,

Erzbischof von Köln und Gründer des kölnner Doms. Von Jacob Burckhardt. VII und 157 Seiten in Octav.

Das Bekenntniß des Vfß im Vorwort, daß er sich bey dieser Schrift nur gedruckter Werke habe bedienen können, seine, von jedem Freunde der Geschichte getheilte, Klage über den Mangel eines Urkundenbuches von Cöln erklärt zur Genüge das Aphoristische der Erzählung, den Mangel an einer schrittweise fortschreitenden Entwicklung in diesem Werke, welches durchgängig die Spuren großer Belesenheit und einer gesunden Critik zeigt. Das Ringen der welfischen Partey in Deutschland gegen den gebannten Friedrich II., die Wahl Wilhelms von Holland, die zerrissene Zeit des Interregnums, während welcher Erzbischof Conrad zu einer so bedeutenden Rolle berufen war, bietet an und für sich ein reiches Feld für historische Darstellung. Kommt dazu die interessante Persönlichkeit des Erzbischofs, die Schilderung der Entwicklung des städtischen Lebens von Cöln, Erscheinungen wie die eines Albertus Magnus, welche, ob sie auch nicht unmittelbar in das Leben von Conrad eingreifen, hier an uns vorüberziehen, so wird man gestehen, daß der in fließender Sprache und keinesweges vom ultramontanen Standpunct aus behandelte Gegenstand, wohl geeignet ist, den Leser zu fesseln. Dagegen muß man freylich aus den obengenannten Gründen beklagen, daß die Darstellung, statt auf Urkunden zu beruhen und durch diese motiviert und erläutert zu werden, sich häufig sprungweise bewegt und vorzugsweise bey solchen Gegenständen verweilt, über welche die Mittheilungen gedruckter Quellen und Abhandlungen am reichlichsten fließen.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

2. 3. Stück.

Den 4. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Der königl. Societät der Wissenschaften wurde am 19. December von dem Prof. Wöhler eine von dem Studierenden W. Knop im academ. Laboratorium angestellte chemisch=physiologische Untersuchung über die Flechten vorgelegt, aus der wir den folgenden Auszug mittheilen.

Ueber die Flechten, sagt der Verf., sind schon früher manche Untersuchungen vorgenommen worden, die besonders auf die für technische oder medicinische Anwendungen merkwürdigen Arten dieser Familie, oder auf die aus ihnen dargestellten, als Farbmaterialien benutzten Stoffe gerichtet waren. Von nicht geringerem Interesse scheint es zu seyn, eine möglichst große Anzahl von verschiedenen Flechten mit Rücksicht auf Pflanzenphysiologie zu untersuchen, indem man bey der Einfachheit der Organisation dieser Gewächse erwarten dürfte, weniger Schwierigkeiten anzutreffen, als bey höher organisierten, um dann aus den chemischen Eigenschaften der Vegetationsproducte und deren Um-

wandelungen auf die Bedeutung dieser für die Oeconomie der Gewächse Schlüsse ziehen zu können. Während der Vf. mit einer aus solchem Gesichtspuncte unternommenen Untersuchung beschäftigt war, wurde ihm bekannt, daß auch zwey andere Chemiker, die Herren Heldt und Kochleder, denselben Gegenstand aufgefaßt hatten, was Veranlassung gab, daß sich diese mit dem Verf. vereinigten und in den obnehin sich vielfach verzweigenden, ausgedehnten Gegenstand mit ihm theilten. Während jene Chemiker die Zersetzungproducte der Lecanorsäure, die Flechtenfaser und mehrere einzelne Flechtenspecies zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten\*) beschäftigte sich der Verf. zunächst mit dem Studium eines von ihm entdeckten, in den Flechten sehr allgemein vorkommenden und für ihre Physiologie ohne Zweifel sehr bedeutungsvollen Stoffes, der Usninsäure, so benannt nach der Gattung *Usnea*, in deren Species er ihn zuerst aufgefunden hatte.

Zur Darstellung der Usninsäure wandte der Vf. bisher an: *Usnea florida* Hoffm. *U. hirta* Hoffm. *U. plicata* Fries., für welche Formen sich keine merklichen Verschiedenheiten in Beziehung auf die Quantität dieses Stoffes heraus stellten, wiewohl die Flechten zu verschiedenen Jahreszeiten und von verschiedenen Standorten gesammelt wurden. Die Flechten wurden geschnitten, mehrere Tage mit Aether bey gewöhnlicher Temperatur maceriert, der Aether abfiltriert, und bis auf einen geringen Rückstand abdestilliert, welcher mit etwas Alkohol versetzt bey dem Erkalten diesen Körper in feinen prismatischen Krystallen von schwefelgelber Farbe fallen läßt, die man durch Waschen mit heißem Alkohol rein erhalten kann.

\*) Annal. der Chemie und Pharm. B. 48. p. 1.

Auf diese Weise erhält man die Usninsäure in prismatischen Krystallen von einer rein schwefelgelben Farbe. Die Krystalle bilden bey dem Reiben ein etwas blaßeres Pulver, das sehr elektrisch ist, sie schmelzen bey 200° zu einer gelben durchsichtigen harzartigen Flüssigkeit, die bey dem Erstarren sich wiederum leicht zu Krystallen zusammen zieht. Bey erhöhter Temperatur zerseht sie sich unter Entwicklung eines, die Athmungsorgane heftig angreifenden Dampfes, der leicht entzündlich ist und einen eigenthümlichen Geruch besitzt. Der Dampf seht an kalte Körper unveränderte Krystalle von Usninsäure ab, die man bey zweckmäßiger Vorrichtung in größeren Krystallprismen und Blättern erhalten kann. Die Temperatur, wobey die Zersehung eintritt, liegt nahe über dem Schmelzpunkte und fällt mit der Temperatur, bey welcher der Körper sich zerseht, fast zusammen. Man erhält einen Rückstand einer sehr schwer verbrennlichen Kohle.

Gegen Wasser verhält sich die Usninsäure wie ein Harz, sie beneht sich damit nicht. Gewöhnlicher Alkohol löst kalt kaum etwas davon auf, siedend so wenig, daß man die Krystalle ohne merklichen Verlust damit waschen kann. Von Aether wird sie bey gewöhnlicher Temperatur nur sehr schwer und langsam aufgelöst, siedender Aether löst sie beträchtlich auf und seht sie in durchsichtigen schwefelgelben zerbrechlichen Krystallen bey dem Erkalten ab. Erhält man diesen Körper auf irgend eine Weise, wie z. B. durch Zersehung eines in Wasser löslichen Salzes desselben in sehr feiner Vertheilung, so kann seine Farbe oft ganz weiß erscheinen; unter allen diesen Umständen nimmt er die schwefelgelbe Farbe wieder an, wenn man ihn in größeren Krystallen durch Auflösen in Aether

und  $\text{A}$  bdestillieren desselben zu erhalten sucht. In siedendem Terpentinöl löst er sich eben so wie in heißen fetten Oelen und krystallisiert beym Erkalten mit derselben Farbe wieder heraus. Demnach muß man die gelbe Farbe als der  $\text{Usninsäure}$  eigenthümlich betrachten, wie es auch die weitere Untersuchung der Salze bestätigt.

In concentrirten Auflösungen der ährenden Alkalien löst sich die  $\text{Usninsäure}$  besonders leicht beym Erwärmen auf, und bildet damit die Salze, die weiter unten beschrieben sind; aber bey Ueberschuß von  $\text{Aekkali}$  haben diese Lösungen noch mehr, als die Salze an und für sich, die Neigung sich an der Luft in eigenthümliche gefärbte Stoffe zu verwandeln. Eine concentrirte  $\text{Aekkalilauge}$  verwandelt die  $\text{Usninsäure}$  bey Luftzutritt in einen Körper, der die Flüssigkeit tief carminroth färbt, und durch Säuren aus dieser Lösung mit goldgelber Farbe gefällt wird. Schmilzt man diesen Niederschlag, so entweicht Wasser und es bleibt ein carminrother Farbestoff zurück, welcher von conc. Schwefelsäure mit carminrother Farbe gelöst wird. Wasser fällt ihn wieder mit gelber Farbe. Löst man den gelben Körper in verdünnter Kalilauge, so färbt er die Flüssigkeit wieder roth, Schwefelwasserstoff verändert ihn in dieser Lösung nicht.

Weitere Einwirkung von Kali bey Luftzutritt verändert diesen Körper noch mehr, man erhält beym Neutralisiren braune Niederschläge, die immer mehr dunkel ausfallen, endlich erhält man eine theerartige Masse, die zu einem schwarzen, klebenden Körper eintrocknet.

Wendet man Ammoniak an, so erhält man einen ganz ähnlichen Verlauf der Verwandlungen, nur gehen sie viel langsamer vor sich und man hat in der Auflösung stäts Gemenge verschieden

oxydierter Körper. Die Lösung nimmt endlich eine weinrothe Farbe an, die durch Schwefelwasserstoff nicht merklich verändert wird.

Das Verhalten der Säure zu kohlensauren Alkalien wurde benutzt, um die Salze, die sie bildet, darzustellen, und in Verbindung mit den durch die Verbrennungsanalyse gefundenen Zahlen die Formel und das Atomgewicht der Säure festzustellen.

Das Kalisalz erhält man, wenn die Säure völlig von den sie in den Flechten begleitenden Harzen frey ist, durch Kochen einer Lösung von kohlensaurem Kali im Ueberschuß mit der Säure. Da dieses Salz schwer löslich ist, so scheidet es sich bey dem Erkalten in seidenglänzenden Schuppen aus und kann durch Umkrystallisiren leicht gereinigt werden. Die Darstellung dieses Salzes gelingt überaus leicht, wenn die Säure rein war; hängen aber nur höchst geringe Mengen der erwähnten Harze an, so krystallisiert es viel schwerer, und da sich das Salz in Auflösung leicht oxydirt, so verliert man leicht die angewandte Substanz, indem die entstandenen Zersetzungproducte die Krystallisation ebenfalls verhindern. Das so erhaltene Salz enthält Krystallwasser, verliert dieses sehr leicht bey gewöhnlicher Temperatur, und da es vermöge seiner schuppigen Beschaffenheit viel Wasser mechanisch einschließt, so konnte der Wassergehalt nicht mit Sicherheit bestimmt werden.

0,457 des bey 100° getrockneten Salzes gaben bey dem Glühen einen Rückstand von 0,074 kohlensaurem Kali = 0,0546 Kali = 11,05 Procent.

Das Natronsalz verhält sich dem Kalisalz sehr ähnlich, nur zersetzt es sich viel leichter, seine Auflösung setzt schon bey dem Sieden gelbe Flocken eines sauren Salzes ab.

Das Ammoniakſalz erhält man kryſtallifirt, wenn man in ein Gemenge von Uſninsäure und abſolutem Alkohol einen Strom Ammoniakgas leitet, durch freywillige Kryſtallifation. Es zerſetzt ſich bey dem Sieden mit Waſer, indem dieſes Ammoniak daraus aufnimmt. Uebergießt man gepulverte Uſninsäure mit einer Auflöſung von kohlenſaurem Ammoniak, ſo nimmt ſie Ammoniak daraus auf, die entſtandene Verbindung iſt in der Löſung von kohlenſ. Ammoniak unlöslich, aber ſie löſt ſich nach dem Auswaſchen deſſelben in Waſer auf. Bey dem Sieden in Waſer wird ſie wie das obige Salz zerlegt. Bringt man Uſninsäure unter ein Gefäß, unter welchem Ammoniak oder kohlenſaures Ammoniak verdampft, ſo nimmt ſie gleichfalls Ammoniak auf und verliert dabey ihre gelbe Farbe; aber ſie verändert ſich in dieſer trocknen Verbindung ſehr langſam.

Von allen Salzen der Uſninsäure iſt das Kalisalz das beſtändigſte, es eignet ſich am beſten um die Erd- und Metallorydſalze durch Wechſelzerſetzung darzuſtellen, indem man mit deren neutralen Salzlöſungen die Löſung des Kalisalzes fällt. Dieſe Salze ſind faſt alle in Waſer unlöslich, ſie ſcheiden ſich daher ſogleich in amorphem Flokken ab, die ſich bey dem Erhizen meiſtens in mikroſkopiſche Kryſtallkörner zuſammen ziehen. Alkohol löſt die waſerhaltigen leicht auf, Aether zieht einen Theil der Uſninsäure aus.

Das Barytsalz iſt unter dieſen das ausgezeichnete. Man erhält es durch Fällung einer Chlorbariumlöſung durch die Auflöſung des Kalisalzes. Das anfangs amorph ausgeſchiedene Salz verwandelt ſich bey dem Erhizen bis zum Sieden ſogleich in blendend weiße Kryſtallſchuppen.

Das auf dieſe Weiſe erhaltene Salz, enthält



Krystallwasser. Es verliert dieses eben so leicht wie das Kalisalz. Da man dieses Salz leicht rein erhalten kann, so wurden damit zwey Barytbestimmungen vorgenommen.

1. 0,296 dieses bey 100° getrockneten Salzes gaben bey'm Glühen und nachherigen Behandeln mit kohlensaurem Ammoniak einen Rückstand von 0,066 kohlensaurem Baryt = 17,32 Procent Baryt.

2. Auf dieselbe Weise bereitetes, aber noch ein Mahl aus Alkohol krystallisiertes Salz wurde bey 100° getrocknet.

0,329 des trocknen Salzes gaben einen Rückstand von 0,074 kohlensaurem Baryt = 17,47 Procent.

Das getrocknete oder das aus starkem Alkohol ein Mahl krystallisierte Barytsalz löst sich nicht wieder in Alkohol, wenn man es nicht zuvor längere Zeit mit Wasser digeriert, während welcher Zeit es aber in der Regel schon verändert wird und eine unreine Farbe annimmt. Die übrigen Salze dieser Säure mit den Erden sind viel weniger deutlich krystallinisch.

Die Salze der Metalloxyde erhält man auf ähnliche Weise, sie scheiden sich als amorphe Flocken aus, wenn man durch ihre neutralen Salze das Kalisalz fällt. Mit einem Ueberschusse des Fällungsmittels geben die meisten in heißem Wasser lösliche Verbindungen, die bey'm Erkalten wiederum flockige Niederschläge fallen lassen.

Das Kupferoxydsalz hat eine constante Zusammensetzung, wenn man einen Ueberschuß des Fällungsmittels vermeidet. Es erscheint als ein grasgrünes Pulver, welches sehr elektrisch ist. Das zur Bestimmung des Kupferoxydes angewandte, wurde durch Fällung des Kalisalzes mit einer Auf-

lösung von neutralem salpetersauren Kupferoxyd erhalten.

0,461 des bey 100° getrockneten Salzes gaben 0,047 Kupferoxyd = 10,2 Procent.

Eine zweyte Bestimmung gab 10,28, eine dritte 10,43 Procent. Alle diese Salze werden leicht durch die starken und schwachen Säuren zersezt, mit Ausnahme der Kohlensäure.

Mit Hilfe dieser vier Bestimmungen der Salze, vereint mit den durch die Elementaranalyse erhaltenen Zahlen, läßt sich die Formel für die Säure, so wie das Atomgewicht derselben feststellen.

Bey der Elementaranalyse wurde gegen das Ende der Verbrennung Sauerstoffgas über das Kupferoxyd geleitet, indem mehrfach wiederholte Analysen, auf die gewöhnliche Weise mit Kupferoxyd allein angestellt, nicht zu genügender Uebereinstimmung gebracht werden konnten, was theils in der Schwerverbrennlichkeit der Kohle, die die Säure hinterläßt, theils in der Sublimierbarkeit derselben seinen Grund hat.

I. 0,32 der bey 100° getrockneten Säure gaben 0,14 Wasser und 0,748 Kohlensäure = 4,85 Procent Wasserstoff = 63,8 Kohle.

II. 0,358 auf dieselbe Weise getrocknete Substanz von einer zweyten Bereitung gaben 0,16 Wasser und 0,836 Kohlensäure = 4,95 Proc. Wasserstoff und 63,76 Kohle.

III. 0,397 bey 100° getrocknetes Kupferoxydsalz gab 0,832 Kohlensäure und 0,157 Wasser = 4,38 Procent Wasserstoff = 57,2 Procent Kohle. Aus diesen Zahlen berechnet sich die Formel der Säure

38 Atome Kohlenstoff = 2854,56

34 — Wasserstoff = 212,16

14 — Sauerstoff = 1400

und das Atom der Uninsäure = 4467

2. 3. St., den 4. Januar 1844. 17

Berechnet man aus diesem Atomgewichte die procentische Zusammensetzung der Säure und der Salze, so erhält man durch folgenden Vergleich Zahlen, die mit den gefundenen zur Genüge übereinstimmen.

Für die Usninsäure

	berechn.	gesund.
1. 38 At. Kohlenstoff	63,9	63,8
2. . . . .	63,9	63,76
1. 34 At. Wasserstoff	4,75	4,85
2. . . . .	4,75	4,95

Für das Kupferoxydsalz

	berechn.	gef.
1 At. Kupferoxyd = 495,7	10,0	10,2
38 — Kohlenstoff = 2854,5	57,5	57,2
34 — Wasserstoff = 212,2	4,3	4,38
14 — Sauerstoff = 1400,0	28,2	
	<hr/>	
	4962	100,0

Für das Kalisalz

	berechn.	gef.
1 At. Kali = 589,9	= 11,66	11,01
1 At. Säure = 4467,0		
	<hr/>	
	5057	

Für das Barytsalz

	berechn.	gefunden
		I. II.
1 At. Barytsalz = 956,8	— 17,66	17,47 17,32
1 — der Säure = 4467,0		
	<hr/>	
	5424	

Hieraus geht also hervor, daß die Zusammensetzung der freien Usninsäure sowohl, als die der an Basen gebundenen durch die Formel  $C^{38}H^{34}O^{14}$  ausgedrückt werden muß, woben es allerdings ein auffallender und ungewöhnlicher Umstand ist, daß die krystallisierte Säure kein basisches, durch an-

dere Säuren abscheidbares Wasser zu enthalten scheint. Indessen ist es möglich, daß sie dieses Wasseratom unter Umständen wirklich aufnehmen kann, daß sie es aber bey ihrer schwach sauren Natur eben so leicht fahren läßt, wie die anderen Basen. Nimmt man in der krySTALLISIRTEN Säure einen Wassergehalt an, der bey der Vereinigung mit den oben genannten Basen abgeschieden würde, und berechnet man in dieser Voraussetzung die Procentmengen dieser Basen und den Kohlenstoff und Wasserstoff im Kupfersalz, so erhält man Baryterde = 18,0 Kupferoxyd = 10,22 Kali = 11,9 Kohlenstoff = 58,8 Wasserstoff = 4,6 Zahlen, die alle höher sind als die wirklich gefundenen Mengen und die also deutlich zeigen, daß bey der Vereinigung der Usninsäure mit den übrigen Basen kein Wasser ausgeschieden wird.

Nimmt man in der Usninsäure 1 Aequiv. Wasserstoff weniger an =  $C^{38}H^{32}O^{14}$ , so kann ihr Atom durch die halbe Atomenanzahl der Elemente ausgedrückt werden =  $C^{18}H^{16}O^7$ , wonach dann die oben genannten Salze zweifach saure Salze seyn würden =  $Ba + 2C^{18}H^{16}O^7$ .

Berechnet man dann hieraus die Procentmengen, so erhält man Kohlenstoff = 64,09 Wasserstoff = 4,48 Kupferoxyd = 10,0 Kali = 11,69 Baryt 17,6, welche Zahlen aber ebenfalls nicht so gut mit den gefundenen überein stimmen, als die Procentmengen der erst gesuchten Formel.

Die schwächeren Säuren wirken nicht auf die Usninsäure ein, eben so wenig Chlor. Rauchende Salpetersäure zerstört sie im Kochen. Conc. Schwefelsäure löst sie zunächst unverändert, und gibt beym Neutralisiren mit kohlen-saurem Baryt schwefel-sauren Baryt und das oben beschriebene Barytsalz, welches man mit Weingeist ausziehen kann.

In allen Flechten, in welchen der Vf. Usninsäure fand, wurde sie begleitet von gelben oder grünen Farzen, die mit der Usninsäure die Eigenschaft theilen von Ammoniak an der Luft in rothe Farbstoffe verwandelt zu werden, die sich aber von den aus der Usninsäure erzeugten schon durch ihr Verhalten zu Schwefelwasserstoff unterscheiden, indem sie dadurch entfärbt werden.

In Bezug auf die Physiologie der Flechten sind die oben erwähnten, aus dieser Säure gebildeten Farbstoffe von Interesse, indem sie über die Bedeutung dieser Säure für die Flechten, die sie enthalten, Aufschluß zu geben scheinen. Der Verf. hält es für unzweifelhaft, daß diese Säure das Material, sowohl zur Färbung des thallus als zu der der Fruchtscheiben darbietet. Es möchte indessen für den größten Theil der Flechten unmöglich seyn, eine hinreichende Menge dieser Farbstoffe für eine chemische Untersuchung aus den Fruchtscheiben zu gewinnen, dagegen schien es leichter ausführbar, die ausgezeichneten rothen Farbstoffe mancher Cladonien durch Auffindung eigenthümlicher Reactionen mit den aus der Usninsäure erhaltenen zu vergleichen. Zu dem Ende wurden die folgenden Species: *Cladonia digitata* Fries, *Cl. macilenta* Fries, *Cl. bellidiflora* Fries einer genaueren Prüfung unterworfen. Man sieht in diesen Flechten die fruchtbaren Schläuche begleitet von parallelen fadenförmig cylindrischen Zellen, die von der bläseren Basis aus, nach den Spitzen zu tiefer roth, durch einen körnigen Niederschlag gefärbt erscheinen. Ammoniak löst diesen Farbstoff leicht auf und färbt sich weinroth, Natrium zieht denselben ebenfalls aus und färbt sich ähnlich, Schwefelsäure löst ihn mit tief carminrother Farbe und läßt ihn bey Wasserzusatz mit goldgelber Farbe

fallen. Schwefelwasserstoff entfärbt die alkalischen Lösungen nicht. Man sieht, daß diese Reactionen mit denen des aus der Usninsäure bey Gegenwart von Kalkali erzeugten Drydationsproductes und denen des daraus durch Schmelzen erhaltenen rothen Farbestoffes überein stimmen. Es war oben gleichfalls bemerkt, daß die fortgesetzte Beförderung der Drydation der Usninsäure die Farben der beym Neutralisieren des dazu angewandten Kalkalis erhaltenen Niederschläge immer mehr braun ausfallen läßt. Beobachtet man die Fruchtscheiben der oben erwähnten Cladonien in der Natur, so findet man, daß ihre Farbe zuerst scharlachroth, dann carminroth und endlich braun bis schwarzbraun wird. Eben so wird man bey Vergleichung derjenigen Flechten, in welchen ich bisher Usninsäure fand und die weiter unten aufgezählt sind, finden, daß ihre Fruchtscheiben entweder mit dem thallus gleich gefärbt, oder sich durch braune, rothbraune, carminrothe und schwarze Farben auszeichnen. Eben diese Reihe verschiedener Farben erhält man, wie oben angeführt wurde, aus der Usninsäure, wenn man sie auf oben angeführte Weise in verschiedenen Graden zur Drydation veranlaßt. Da nun sowohl die fruchtbaren, als die noch unfruchtbaren Individuen Usninsäure enthalten, so scheint diese in der That in den Flechten eine ähnliche Umwandlung zu erleiden. Wollte man nun einen Versuch machen die obige chemische Untersuchung zu benutzen um die Art und Weise dieser Veränderung, so wie die Form, in welcher die Säure in den Flechten vorhanden ist, nachzuweisen, wobei man gewis berücksichtigen muß, daß abgesehen von der Lebensthätigkeit der Gewächse, auch nicht einmahl die mechanische Wirkung der Zellen als völlig unwesentlich betrachtet werden darf, so

wäre zunächst die Möglichkeit einer Auflösung dieser Säure aufzusuchen. Da die Usninsäure sich gegen Wasser wie ein Fett verhält, da sie ferner durch alle Säuren mit Ausnahme der Kohlensäure aus ihren Salzen ausgetrieben wird, so muß es zunächst unmöglich erscheinen, daß die Usninsäure mit den Basen pflanzensaurer Salze unmittelbar in Verbindung treten könne. Berücksichtigt man aber, daß die Flechten das Wasser mechanisch wie ein Fließpapier einsaugen, so würde sich zugleich ergeben, daß das kohlen saure Ammoniak des Regenwassers und des Bodens als solches in die Flechten gelange. Es ist nun oben bey den Eigenschaften der Usninsäure bemerkt, daß sie aus einer Auflösung von kohlen saurem Ammoniak das Alkali aufnehme und eine lösliche Verbindung damit an Wasser abgebe, wodurch zugleich die nöthigen Bedingungen gegeben sind, um mit den vorhandenen Salzen durch Wechselersetzung jene oben beschriebenen Verbindungen eingehen zu können, welche die Eigenschaft haben sich am Zutritte der Luft durch Oxydation in eigenthümlich gefärbte Stoffe zu verwandeln. Zugleich ergab sich bey Vergleichung der Quantität der Usninsäure mit der Masse der Flechte, daß so wie die gelbe Farbe des thallus zunahm, auch die Menge an Usninsäure größer war. Da nun die löslichen Salze der Usninsäure sich leicht oxydieren, die unlöslichen sich allerdings nur langsam bey gewöhnlicher Temperatur verändern, aber nie von schwefelgelber Farbe, sondern selbst in den Erdsalzen von weißer Farbe sind, so folgt hieraus, daß die Usninsäure, da zugleich die Farben, die sie während der Lebensdauer der Flechten bedingt, sehr constant sind, in den eigentlich schwefelgelben Flechten und denen, worin man diese Farbe noch als beygemischt

erkennen kann, als solche enthalten sey. Zugleich erscheint es wahrscheinlich, daß sie in denjenigen Flechten, die sich oft durch eine silberweiße Farbe auszeichnen, wie *Cladonia rangiferina*, als ein Erdsalz enthalten sey, womit der Umstand, daß diese Farben schon in früher Jugend theilweise in braune Farben übergehen, im Einklange steht.

Um den Ort der Ablagerung der Usninsäure nachzuweisen, schienen die zur Darstellung derselben angewandten Arten der Gattung *Usnea* besonders geeignet, weil man bey ihnen der dichten Beschaffenheit der Markschicht wegen, die sich leicht von den übrigen trennen läßt, diese für sich untersuchen konnte. Diese Schicht besteht aus feinen fadenförmigen Längszellen, die an ein Gemenge von Weingeist und Ammoniak nur ein gelbes Extract, aber keine Usninsäure abgeben. Nimmt man von wiederholt mit Aether behandelten Flechten einen Querschnitt unter das Mikroskop, so sieht man nur eine höchst geringe Zahl der kugelförmigen Keimzellen, die in den Winkeln größerer farbloser ästiger Zellen, welche die Markschicht mit der Rindenschicht verbinden, zerstreut liegen, entfärbt. Diese kugeligen Zellen schließen in einer größeren farblosen Membran eine zweyte kleinere kugelförmige, homogen grün gefärbte Zelle ein. Der Aether enthält nur ein Minimum dieses grünen Harzes, welches man nach Abdestillieren desselben mit heißem Alkohol aus der Usninsäure ausziehen kann. Zieht man nun diese so behandelten Flechten aufs Neue mit einem Gemenge von Alkohol und Ammoniak aus, so werden auch diese kugelförmigen Zellen entfärbt, die kleine eingeschlossene, früher grüne Zelle erscheint auf verschiedene Weise zusammen gefallen. Demnach scheint die Usninsäure in der Rindenschicht und das grüne Harz, wovon oben die Rede war, in den kugeligen Zellen enthalten zu seyn.

Im Verhältniß der Quantität an Usninsäure zur



Masse der Flechten sind besonders die eigentlich schwefelgelben Flechten merkwürdig, als deren Repräsentanten ich untersuchte.

*Parmelia Haematomma* Fries. Lich. 154. Vom Sandstein in der Umgegend von Göttingen. Ferner *Biatora lucida* Fries. Lich. 779 vom Thonschiefer in der Umgegend von Osterode und besonders *Lecidea geographica* vom Brocken.

*Parmelia sarmentosa* Ach. *Evernia sarment.* Fries. in der Nähe des Oerteiches am Harz gesammelt. Diese Flechte hat eine gelbgrüne Farbe, sie enthält eine große Menge Usninsäure und eignet sich, da sie selbst eine bedeutende Größe gewinnt, am besten zur Darstellung.

Vorzugsweise verbreitet ist die Säure in der Gattung *Cladonia*, alle Species dieser großen Gattung, die der Vf. untersuchte, enthielten sie. In nicht unbedeutender Menge kömmt sie vor in *Cl. digitata* Fries. *Cl. macilenta* Fries. *Cl. uncinata* etc. Als ein Beispiel des Vorkommens in der Gattung *Lecanora* ist noch *Lecanora cruenta* Ach. anzuführen, die sie, begleitet von einem zweyten krystallisierbaren Körper enthält, mit dessen Untersuchung der Verf. noch beschäftigt ist.

Es ist für sämmtliche Flechten, die Usninsäure enthalten, sehr bemerkenswerth, daß die Menge derselben stets so groß ist, daß man nothwendig auf die Auffuchung einer bestimmten Function derselben aufmerksam werden muß.

Endlich theilt der Verf. noch einige besondere Versuche mit, die er mit den Flechten angestellt hat.

Beobachtet man die vorhin erwähnte *Lecidea geographica* an für ihre Vegetation günstigen Orten, wie zum Beispiel am Brocken, wo diese Flechte oft in weiter Ausdehnung die Granitfelsen bedeckt, so findet man sie während ihrer Lebensdauer von rein schwefelgelber Farbe, in trockneren niederen Gegenden hat sie einen dünneren thallus von mehr gelbgrüner Farbe. Abgestorbene Exemplare erkennt man an einem ausgebleichten weißgrauen thallus. Wurden längere Zeit aufbewahrte, ganz lebhaft gelb gefärbte Exemplare in einem Becherglase, auf dessen Boden sich eine Lösung von kohlensaurem Ammoniak in Wasser befand, so aufgehängt, daß sie nur der feuchten Atmosphäre von kohlensaurem Ammoniak ausgesetzt waren,

nachdem sie zuvor aufgeweicht waren, so sah man schon nach wenigen Tagen die Flechte mit carminrothen Tröpfchen bedeckt, nach länger fortgesetzter Behandlung und öfterem Abspühlen verloren sie die Usninsäure und waren den in der Natur aufgenommenen abgestorbenen Exemplaren durchaus ähnlich.

☞ *Parmelia fraxinea* Ach. *P. farinacea* Ach., die nach der Untersuchung von Rochleder und Heldt diese Säure ebenfalls enthält, und die *Usnea*-Arten behalten lange eine lebhaft grüne Farbe, wo sie an schattigen und feuchten Orten wachsen; dunkel gefärbte braune und schwarze Oberflächen nehmen sie da an, wo sie sehr heftigen äußeren Einflüssen, namentlich dem Sonnenbrande ausgesetzt sind. Werden diese Flechten wiederholt mit Ammoniak auf obige Weise behandelt und dann scharf getrocknet, so gehen sie schnell in ähnliche Farben über.

Setzt man verschiedene Cladonien einer ähnlichen Behandlung aus, so nehmen die rothen Fruchtscheiben verschiedener Arten schnell eine braune bis dunkelbraune Farbe an. Die Farbe des thallus wird mit der Zeit ausgewaschen. Ganz ähnliche Verhältnisse, daß nämlich in der Rindenschicht der Flechten gewisse Substanzen abgelagert sind, die mit der dahinter liegenden Schicht der kugelligen Zellen, die stets grün oder gelbgrün gefärbt erscheinen, die Farbe der Flechten bedingen, scheinen sehr allgemein zu seyn; so scheint es z. B., daß überall, wo die Farbe des thallus weißgrau und blaugrau erscheint, farblose in fein vertheiltem Zustande, weiße Körper diese Schicht anfüllen, die alle in der Beziehung zu kohlensaurem Ammoniak stehen, daß sie dieses aufnehmen und damit in Wasser lösliche Verbindungen geben können, und welche die Eigenschaften schwacher Säuren haben, die an Basen gebunden sich an der Luft oxydieren und gefärbte Zersetzungsproducte liefern. Indessen scheint es unerläßlich, die Schlüsse auf die Färbungen nur auf eine voraus gegangene Untersuchung dieser Stoffe zu stützen, da es sich bey fortgesetzter Untersuchung verschiedener Flechten ergab, daß selbst die rothen Farben der Fruchtscheiben derjenigen Flechten, die Usninsäure enthalten, nicht alle dieselben sind, indem z. B. in *Lecanora cruenta* noch ein anderer farbloser Stoff vorhanden ist, der ebenfalls an der Farbenbildung Theil hat, so daß die Farben öfter Gemenge verschiedener Producte zu seyn scheinen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 4. Stück.

Den 6. Januar 1844.

---

### Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag 1843. Der weiche Hinterkopf. Ein Beitrag zur Physiologie und Pathologie der ersten Kindheit. Mit Untersuchungen über die Entwicklung des Säuglingschädels überhaupt, über die Rhachitis dieses Alters und über den Tetanus apnoicus periodicus infantum. Von Dr. C. L. Elsässer. Mit Abbildungen. XIV und 214 Seiten in Octav.

In vorstehender Schrift hat der Verf. ein bis jetzt noch nicht beobachtetes Knochenleiden des Säuglings beschrieben, welches er Craniotabes nennt, und das mit der Rhachitis in genauem Verhältnisse steht, ja als Rhachitis des Säuglingsalters selbst anzusehen ist. Die Arbeit dürfen wir aber um so willkommener heißen, da sie sich in einem so dunkeln Gebiete, wie das der Kinderkrankheiten ist, bewegt, wo jede Aufhellung den größten Dank verdient. — Die Schrift beginnt mit anatom.-physiol. Untersuchungen, welche nachzuweisen streben, daß der innere Bau und die

räumliche Stellung jedes einzelnen Organs bey dem Embryo von einer Idee beherrscht wird, welche eine entweder bereits wirklich gewordene Bestimmung oder aber einen Zweck involviert, der erst im späteren Lebensalter erfüllt wird. So sind unter den dem neugeborenen Menschen zugetheilten Eigenschaften und Einrichtungen solche, welche der besondern Stellung entsprechen, die dem Neugeborenen in der ersten Zeit seines Lebens, den Medien gegenüber, mit welchen er in Berührung kömmt, einzunehmen bestimmt ist. In dieser Beziehung ist der Bau des Schädels bemerkenswerth, wenn man ihn mit der Rolle zusammenhält, welche der Kopf des neugeborenen Menschen zu spielen hat, und die um so bemerkenswerther ist, je näher er der Geburt steht. Der Kopf kann nicht frey gehalten werden, sondern bedarf einer äußeren Unterlage; das Kind nimmt in der ersten Zeit immer die Rückenlage ein und schläft in ihr am ruhigsten. Wichtig ist ferner die Entwicklung des Gehirns: es wächst in den ersten Lebensjahren am stärksten, denn während es bey der Geburt über  $\frac{3}{4}$  bürgerl. Pfund wiegt, kömmt es im zweyten Jahre auf  $1\frac{1}{2}$  Pf., ja es erreicht nach Sommering und den Gebrüdern Wenzel in der Kindheit (bis zum 7. Jahre) absolut die Grenzen seines Wachsthums. Mit dem bedeutenden Wachsthum des Gehirns nach der Geburt geht natürlich eine verhältnismäßige Vergrößerung des Schädels parallel: die feste Knochenkapsel setzt dem Wachsthum des Gehirns eine Schranke, während dieses auf jene durch Druck stätig ausdehnend wirkt. Kinder, bey welchen die Schädelknochen ungewöhnlich weich sind, bekommen häufig große Köpfe durch Hypertrophie des Gehirns, während die Knochenwände durch den Druck des letzteren

zugleich in einen Zustand von Tabes verfallen. Die längere Zeit bleibende Verschiebbarkeit der Näthe und das Fortbestehen der Fontanelle erleichtert nun die Ausdehnung des Schädels, so weit sie durch das Wachsthum des Gehirns veranlaßt wird. Vor allem wichtig ist die große Fontanelle, welche in den ersten 9 Monaten beständig an Größe zunimmt; erst dann beginnt sie sich zu verkleinern, wenn an den übrigen Schädelstellen die Knochenränder Zackig verwachsen. Genaue Messungen der großen Fontanelle, welche der Verf. bey verschiedenen Kindern zu verschiedenen Zeiten angestellt hat, bestätigen das von ihm Behauptete. Die Schließung erfolgt nicht leicht vor dem 15. Lebensmonat. Der Verf. zieht dabey noch folgende Schlüsse: 1. Eine für das Alter ungewöhnlich kleine Fontanelle läßt auf einen ungewöhnlich vorgeschrittenen Verknöcherungsproceß des Schädels schließen. 2. Wo in Folge angeborener schwächlicher Constitution die Verknöcherung des Schädels und namentlich die Zackige Schließung der Näthe verlangsamt wird, erscheint die Fontanelle für das Alter noch ungewöhnlich groß. 3. Daher ist häufig eine ungewöhnlich große und zu lange offen bleibende Fontanelle mit einem ungewöhnlich großen Kopfe verbunden, wenn man nämlich diesen mit den Dimensionen des übrigen Körpers vergleicht. Was die Knochen anbelangt, so sind diese in der Regel bey kleinen Kindern, auch wenn die Näthe noch offen und verschiebbar sind, consistent, daß sie sich bey mäßiger Gewalt mit dem Finger nicht eindrücken lassen. Nur die Umgebung der kleinen Fontanelle macht in den ersten Wochen und auch später zuweilen eine Ausnahme. Indessen fanden sich doch auch bey mehreren der untersuchten Kinder verdünnte und eindrückbare Kno-

chenstellen, und zwar nur am Hinterkopfe. Der Verf. sucht den Grund in der Lage des Säuglings in den ersten Lebensmonaten auf dem Hinterkopfe, wodurch das Gehirn durch Druck die Resorption der Knochensubstanz bewirkt. Eben so erklären sich hieraus die Gruben (*impressions digitatae*), welche den gyris des Gehirns entsprechen. Das Hirn wirkt hier nach Art des Wassertropfens, welcher durch häufiges Auftröpfeln allmählich den harten Stein durchbohrt. Noch hat der Verf. interessante Beobachtungen über den Haarwuchs bey Säuglingen so wie über den Einfluß der Ernährung durch Muttermilch auf die Schädelentwicklung beygefügt. In letzterer Beziehung stellt er nach seinen Untersuchungen die Sätze auf: 1. im Verlaufe des ersten Lebensjahres ist das Säugen der Beschleunigung des Verknocherungsprocesses am Schädel und der damit zusammenhängenden früheren Verkleinerung der großen Fontanelle, im Allgemeinen aber der besseren und rascheren Entwicklung des kindlichen Organismus überhaupt günstig; 2. wird das Säugen noch im Verlaufe des zweyten Lebensjahres fortgesetzt, so ist es im Allgemeinen dem genannten Proceß hinderlich, verlangsamet ihn und die Entwicklung des Kindes überhaupt. Ein Hauptergebnis der Untersuchungen des Vfs über die Entwicklungsdifferenzen, die man bey Kindern gleichen Alters findet, war, daß im Allgemeinen längeres Offenbleiben der Näthe, abnorme Größe und später Schluß der vorderen Fontanelle, abnorme Größe des Kopfs, Verdünnung und Biegsamwerden gewisser Knochentheile, namentlich der an die Lambdanath stoßenden Knochenränder, spätes Zahnen, schwacher Haarwuchs gewissermaßen einander bedingen, indem mehrere oder alle diese Erscheinun-

gen nicht selten mit einander vorkommen. Umgekehrt gilt dasselbe von den gegentheiligen Erscheinungen, die gleichfalls größtentheils parallel gehen. Wichtig sind endlich noch die besonderen Einrichtungen, durch welche die Natur die Gefahr, welche in Folge des beständigen Liegens entsteht, abzuwenden gestrebt hat, nämlich die Bildung von drey harten Vorsprüngen, welche am Kinderschädel das Hinterhauptbein und jedes Scheitelbein bilden. Diese schützen diejenigen Stellen am Hinterschädel, welche offen, weich und verschiebbar sind, also dem Drucke bey'm Liegen am gefährlichsten ausgesetzt werden, nämlich die kleine Fontanelle und die Lambdanath. Diese drey Schutzhügel sind übereinstimmend mit den drey Kopflagen, welche das Kind einzunehmen pflegt, nämlich auf dem Rücken, auf der rechten und der linken Seite. Der hintere Hügel ist der am stärksten hervorragende, was wohl mit dem Umstande in Verbindung gebracht werden muß, daß die Rückenlage die häufigste ist. — Unter der Ueberschrift 'Pathologisch-anatomischer Thatsbestand' gibt der Verf. die Beschaffenheit der Schädelknochensubstanz bey der Craniotabes an: sie ist weicher, succulenter, blutreicher, biegsamer; das sonst glatte Aussehen der Oberfläche ist an vielen Stellen rauher, poröser geworden; es findet eine Verminderung der erdigen Bestandtheile des Knochens und eine Auflockerung des Gewebes Statt (Aehnlichkeit mit Rhabditiis). Dabey ist der Knochen oft so dünn, daß an vielen Stellen Löcher entstehen; das Periosteum ist um so dicker, blutreicher, undurchsichtiger und hängt um so fester an den Knochen an, je jünger, je spongioser oder weicher dieselben sind. Die dura mater als eine fast ganz sehnige, weniger blutreiche Haut, liegt an der inneren Fläche des

Schädels viel lockerer an und läßt sich bey Craniotabes überall leicht abziehen, selbst an solchen Stellen, wo ein starker Substanzverlust stattgefunden hat oder ein Wiederersatz des Verlorenen einzutreten beginnt. Es finden sich hier an der inneren Fläche des Hirnschädels und am meisten an seinem hintersten Theile Eindrückte, Gruben in den Knochen, welche alle Aehnlichkeit mit denen haben, die in späteren Jahren an der inneren Schädeloberfläche überhaupt vorkommen. Auf dem Grunde jeder Grube ist die Knochenmasse mehr oder weniger dünn, was an einzelnen Stellen so weit geht, daß wirklicher Substanzmangel, eine Lücke im Knochen vorhanden ist. Die Verdünnung trifft man am meisten in den ohnedies weicheren und spongioseren Knochentheilen, welche längst der Lambdanath, in den Scheitelbeinen und dem Hinterhaupte liegen. Die Zahl der wirklichen Löcher ist nach dem Grade des Uebels verschieden. Der Verf. besitzt einen Schädel mit 30 Löchern am Hinterschädel. Es gibt natürlich auch leichtere Fälle, wo die Verdünnung sich nicht bis zur Durchlöcherung steigert. Die Größe des Kopfes bietet so wenig als die der vordern Fontanelle constante Verhältnisse; dagegen zeigte sich der Kopfhaarwuchs unter 15 Fällen von Craniotabes äußerst fein, kurz und dünn stehend. Die Schuppen, welche bey Kindern von schwachem Haare stärker und ausgebreiteter sind, finden sich daher bey craniotabischen Kindern von beträchtlicher Menge und Dicke. — Der Verf. gibt hierauf die Erscheinungen während des Lebens an und schickt hier die 31 Krankheitsfälle von verschiedenen Graden des Leidens voraus, von welchen er 29, sein Bruder 2 beobachtet haben. Die aus diesen Krankheitsgeschichten gezogenen Resultate sind folgende: die Kinder,



welche von Craniotabes befallen werden, sind größtentheils von Geburt aus schwächlich; sie haben eine Disposition zu langsamer Entwicklung des Körpers; die Knochensubstanz besitzt eine größere Weichheit. Manche sind von Anfang an unruhig, schlafen sehr unterbrochen, schreyen viel und äußern überhaupt häufige schmerzliche Störungen des Gemeingefühls, ohne daß die Ursache immer deutlich wäre. Häufig sind übrigens Störungen der Darmfunction, Blähungen, Grimmen, Diarrhoe, Verstopfung; die Kinder sind schreckhaft, zu convulsivischen Bewegungen der Gesichtsmuskeln und der Augen geneigt. Manche schwitzen viel und bekommen einen Frieselausschlag. Dagegen befällt die Krankheit auch Kinder, welche in den ersten Monaten derb, groß und kräftig waren; mit Recht sucht der Verf. hier den Grund in der mit der Fettigkeit gegebenen größeren Succulenz und Auflockerung des Schädels. Ein Theil der Symptome bey craniotabischen Kindern kömmt auf Rechnung der Gesamt-Dyskrasie, ein anderer auf Rechnung des örtlichen Schädelgebrechens; so gehört zu den ersteren das ungewöhnliche Schwitzen, der unterbrochene Schlaf, die Kopfunruhe; zu den letzteren die Empfindlichkeit des Kopfes, die nächtliche Unruhe, die Schmerzhaftigkeit und die bey vielen Kindern eintretenden Krämpfe schwererer Art. Die Functionen des Kreislaufes, der Respiration, der Verdauung sind nicht wesentlich gestört, namentlich der Appetit erwünscht. Der Bauch ist nicht aufgetrieben, das Kind leidet nicht an scrophulösen Drüsenanschwellungen oder Hautefflorescenzen, dagegen häufig an einem frieselartigen Ausschlage, der mit dem vielen Schwitzen zusammenhängt und oft Monate lang besteht. Bey den meisten Kindern war die Weichheit des übrigen

Skelets nicht so bedeutend, daß sie zu Difformitäten Anlaß gegeben hätte. Bey einigen war dies aber der Fall, und hier fanden auch constante Erkrankungen innerer Organe Statt, was theils der mechanischen Einwirkung der difformen Knochen, theils der allgemeineren Theilnahme der Organe an der Dyskrasie zuzuschreiben war. Namentlich galt letzteres von der Leber, indem, wie gewöhnlich bey allgemeiner Rhachitis, die Gallensecretion alteriert, die Stühle mehr oder weniger weiß, hart waren, mit oder ohne abwechselnde gallichte Diarrhoeen. Die Difformitäten des übrigen Skelets äußern sich zuerst am Thorax. Er wird von der Seite zusammen gedrückt, das Brustbein wölbt sich nach vorn, der hintere Theil der unteren Rippen wölbt sich auswärts nach hinten, so daß sie das Niveau der Wirbel bedeutend überragen. Entweder gleichzeitig oder später traten einige Rippen hervor, und zwar die untersten Rücken- und obersten Lendenwirbel. Meistens erst später kommt eine merkliche Anschwellung der Epiphysen der Gliederknochen hinzu. Als besondere Zufälle, welche bey einem Theil der Kranken beobachtet wurden, müssen Krampfanfälle, bald klonischer, bald tonischer Art genannt werden, welche dadurch, daß sie häufig ein tödtliches Ende nahmen, oder wenigstens dem Tode vorangingen, der Krankheit einen gefährlichen Charakter ertheilten. Man kann als Regel feststellen, daß fast die Hälfte der craniotabischen Kinder im dritten Trimester von schweren Krampfanfällen betroffen wird. Die tetanisch-apnoischen Anfälle, welche der Verf. bey 4 Kindern beobachtete, kamen plötzlich und ohne Vorboten. Es tritt, so wie bey den einfach tetanischen, starre Contraction der Muskeln des Rückens, der Augen, des Gesichtes, der Glieder ein; zugleich stockt das

Athmen. Der ganze Körper wird kalt, leichen-  
 ähnlich, das Gesicht livid, mit kaltem Schweiß  
 bedeckt. Noch vor Rückkehr des Athems tritt zu-  
 weilen allgemeine Erschlaffung der Muskeln ein,  
 so daß das Kind Kopf und Arme sinken läßt und  
 noch mehr den Eindruck einer Leiche macht. Da  
 es scheint Anfälle zu geben, wo paralytische Er-  
 schlaffung der Muskeln mit Apnoe gleich von An-  
 fang oder nach einem kaum merklich voraus gegangenen  
 Steifwerden Statt findet. Beym Beginn des  
 Anfalles hört man zuweilen einen kirschenden Ton,  
 den Schluß desselben bezeichnen hastige, mit kämpfender  
 Anstrengung erfolgende Expirationen mit  
 verhältnismäßig gedehnten Inspirationen. Ist das  
 Athmen wieder im Gange, so sinkt das Kind er-  
 mattet zusammen und schläft meistens ein. Den  
 Beginn der Craniotabes betreffend, so kann sie  
 sich schon in den ersten drey Monaten ausbilden,  
 auch vielleicht bald nach der Geburt entstehen, in  
 der Regel zwischen dem 3. und 6. Monat und  
 dauert bis zum Ende des ersten Lebensjahres.  
 Nach des Verfs Beobachtungen ist die Hälfte der  
 Erkrankten gestorben. — Das Wesen der Krank-  
 heit betreffend, so läßt sich nicht verkennen, daß  
 die Craniotabes derjenigen Dyskrasie angehört,  
 welche unter dem Namen Rhachitis längst bekannt  
 ist. Die meisten der Kranken, deren Leichen der  
 Verf. öffnete, zeigten eine ungewöhnliche Weichheit  
 auch des übrigen Skelets. Außerdem gab sich bey  
 mehreren derselben durch Difformation des letzteren  
 namentlich der Brust, der Wirbel, der langen Glied-  
 erknochen, eine vorhandene rhachitische Dyskrasie  
 entschieden zu erkennen. Auch blieb häufig die der  
 Rhachitis zukommende krankhafte Thätigkeit in-  
 nerer Organe, namentlich der Leber, nicht aus.  
 Endlich entsprach die spongiöse, succulente, biege-

same, bald verdünnte, bald verdickte Beschaffenheit der Schädelknochen ganz dem bekannten Charakter der durch Rhachitis verbildeten Skelettheile. Der Verf. spricht somit den Satz aus: die Craniotabes ist die Rhachitis des Säuglingsalters. Freylich bleibt die Rhachitis häufig auf die Schädelknochen beschränkt. Eine scrophulose Grundlage kann der Vf. seiner Craniotabes nicht zugestehen. Die durch das Leiden hervorgerufenen Symptome, Unruhe, große Empfindlichkeit, die Krampfanfälle, rühren von dem Drucke her, welchen das einer festen Knochenhülle entbehrende Gehirn erleidet; eine krankhafte Reizbarkeit des letzteren bildet sich aus und veranlaßt jene Leiden. Der Verf. führt hier schon früher von anderen Autoren beobachtete Fälle an, welche zugleich eine Affection der Kopfknochen beschrieben haben, und es scheint ihm, daß in vielen Fällen Craniotabes gefunden worden wäre, wenn man darnach gesucht hätte. — Als disponierende Ursachen gelten dem Verf. eine angeborene, schwächliche, langsame Entwicklung des ganzen Körpers und namentlich des Knochensystems; ferner kann auch eine ungewöhnliche Fettigkeit mit Schlaffheit des Fettes und der Muskeln ein dispon. Moment abgeben. Die Zahnungsperiode steht dagegen mit der Krankheit in keiner Verbindung, da das Leiden schon mehrere Monate vor dem Erscheinen der Zähne sich ausbildet. Knaben werden häufiger als Mädchen von der Craniotabes befallen. Als Gelegenheitsursache steht oben an zufälliges Erkranken an irgend einem acuten oder länger dauernden Leiden des übrigen Körpers, welches nach seiner Intensität oder Dertlichkeit auf die Vegetation des zarten kindlichen Organismus verderbend einwirken kann am häufigsten Katarrhe oder Entzündungen

der Respirationsorgane, aber auch Leiden des Verdauungsapparates; ferner unreine Luft, Unreinlichkeit des ganzen Körpers und die Art der Nahrung; bey Kindern, die keine Muttermilch oder diese nur kurze Zeit erhalten, verlief die Krankheit häufiger tödtlich und war viel gefährlicher. — Die ärztliche Behandlung des Leidens betreffend, so ist die diätetische Behandlung zu Verhütung der Krankheit oder ihres Ueberganges in höhere, gefährliche Grade so wichtig, als die eigentlich therapeutische; in dieser Hinsicht sorge man für reine Luft, gehörige Wärme (zu starke Hitze des Zimmers ist schädlicher als das Gegentheil), Waschungen und Bäder; der kranke Kopf muß nicht zu warm gehalten und allmählich an kühle Waschungen gewöhnt werden; eine zweckmäßige Unterlage, weich, elastisch, kühl, ist unentbehrlich. Der Verfasser läßt in ein Kopfkissen ein birnförmiges Loch ausschneiden mit nach unten gerichteter Spitze, in welches das Hinterhaupt so zu liegen kommt, daß die weichen Stellen darin schweben, und auf keiner Unterlage ruhen. Das Kind darf ferner nicht rasch bewegt werden, nicht durch Schaukeln u. s. w. aufgeregt werden; die beste Lage in der Wiege ist die Seitenlage. Als Nahrung hat die Muttermilch auch hier den Vorzug, als Zusatz zu der Milch des Getränkes, wo das Kind nicht, oder nicht mehr gestillt wird, Sichelkaffee; Regulierung des Stuhlgangs, wo dieser fehlt, ist bey craniotabischen Kindern von großer Wichtigkeit: Klystiere von bloß lauem Wasser oder wenn das nicht ausreicht, mit einem Zusatz von etwas Salz und Del, auch von Chamilleninfusum; Seisenzäpfchen sind den Laxiermitteln vorzuziehen. Der Heilplan im engeren Sinne hat eine doppelte Aufgabe, nämlich Bekämpfung der Dyskrasie selbst

mit ihren allgemeinen Erscheinungen und Entfernung der schweren secundären Zufälle, wo sie eingetreten sind. Als Hauptmittel rühmt der Verf. das Eisen, und zwar das Ferrum oxydulat. nigr. und das ferr. oxydat. fuscum. Diese Präparate wurden in allmählich steigender und nach dem Alter modificirter Dosis zu einem bis fünf Gran p. d. zwey bis drey mal täglich gegeben. Die Kinder ertragen das Mittel sehr gut und nehmen es in der Regel nicht ungern. Der Vf. hat es bloß mit Zucker, oder mit einem absorbierenden Mittel verbunden gegeben. In Fällen von Hartleibigkeit, und namentlich wenn das rhachitische Leberleiden sich kund zu geben anfing, fand der Verf. in der Aloe ein zweckmäßiges Medicament, was man mit Unrecht in der Kinderpraxis vermeidet: er gab das Extr. Al. zu Gr.  $\frac{1}{8}$  bis  $\frac{1}{5}$  p. d. Die Cur wird wesentlich unterstützt durch stärkende Bäder, besonders Lohbäder. In mehreren Fällen erschienen kleine Gaben von Opium zweckmäßig, entweder für sich oder als Zusatz zu den Eisenmitteln; letzteres dann, wenn das Kind an Diarrhoe litt und es angezeigt schien, diese nebst den damit verbundenen Bauchschmerzen zu beschwichtigen. Nur da muß der Gebrauch des Opiums höchst vorsichtig gehandhabt werden, wenn das Kind an periodischen auf Congestionen zum Gehirn beruhenden Krampfanfällen leidet. Gegen diese muß im Allgemeinen die ableitend antiphlogistische Methode eintreten. Blutegel hinter die Ohren an den Hals, Calomel in leicht abführenden Gaben mit oder ohne Rhabarber oder Salappenwurzel, zuweilen mit Zinkblumen. Auch hat der Verf. Hautreize angebracht und längere Zeit unterhalten, und zwar hinter den Ohren, im Genick oder auf der Brust, durch Ung. canthar. oder eine Verbindung

desselben mit Ung. tartar. emet. Ist ein anhaltend meningitischer Zustand eingetreten, so ist der ihm entsprechende Heilapparat ohne Verzug einzuleiten, namentlich sind stärkere örtliche Blutentziehungen, Umschläge von kaltem Wasser oder Eis, Calomel in häufigen Dosen anzuwenden. — Zum Schluß reiht der Verf. noch einige Bemerkungen zur gerichtlichen Medicin an, in so fern das Kind bey Craniotabes durch die Entblößung des Gehirnes von seinem natürlichen Knochenschutz äußeren Gewaltthätigkeiten überhaupt viel zugänglicher ist. Zwey lithographierte Abbildungen stellen zwey Schädel mit den Wirkungen des Leidens dar.

v. S.

### G o t h a,

1843. Urkundliche Geschichte des Klosters Reinhardtsbrunn. — Reinhardtsbrunn als Amt und Lustschloß vom Archivrathe und Bibliothecar Dr. J. H. Möller. Mit einer Ansicht des jetzigen Schlosses Reinhardtsbrunn. In Octav.

Die neue Zeit, worauf der Titel hinweist, ist mit 7 Seiten abgefunden, mit 7 Seiten von 240. Die Hinweisung war aber nöthig, um das Bild des Lustschlosses, wie es jetzt ist, beygeben zu können, und dies Bild war nöthig, wahrscheinlich um die fremden Gäste, die der Sommer in großer Zahl nach Reinhardtsbrunn zieht, zum Kaufen anzulocken. Die Geschichte hat hier sich in den Dienst einer Buchhändlerspeculation begeben, welche Schriftchen der Art, womit man auch an anderen schönen Puncten Deutschlands das aufgeregte Interesse der Wallfahrenden anspricht, zum Muster genommen hat. Nahe lag besonders das Beyspiel des bekannten Wartburgbüchleins, worin sich mit der Beschreibung die Geschichte dieser al-

ten Landgrafenburg verbindet. Wie viel mehr aber ist dieser Gegenstand, zumahl bevor er in neuester Zeit zum Ueberdruß durchgefnetet worden, zu einer solchen Verbindung, um den nicht gelehrten Leser anzuziehen und zu befriedigen, geeignet gewesen. Der Romantik der Natur gesellten sich die Erinnerungen an Reisen kühner ritterlicher Fürsten, an hohe, wunderthätige Frauen, an Wagnisse mit Schwert und Leyer harmonisch bey. Den soll man suchen, der im Park von Reinhardtsbrunn, wo alles einer neuen verschönernden Zeit angehört, Sonne und Luft eines schönen Sommertages in sich aufgenommen und an den verwelkten Blättern aus der Mönchszeit, die man ihm zum Andenken aufgedrungen, seine Freude fände. Die Geschichte ist wahrlich zu gut, wenn sie gut ist, sich zu solchem Unternehmen herzugeben.

Doch lassen wir den Buchhändlerzweck fallen, um die Geschichte anzusehen, wie sie an sich selbst ist. Damit schneiden wir selbstredend nicht bloß die letzten 7 Blätter, sondern auch einen guten Theil des Anfanges ab, wo auch hier die nun endlich zur Genüge bekannte und mit keinen neuen Thatsachen bereicherte Landgrafengeschichte behufs der Romantik hat herhalten müssen. Es bleibt für uns die eigentliche Klostergeschichte von Reinhardtsbrunn, ehe es ein weltliches Amt wurde, zur Beurtheilung übrig. In diesem Verlaufe ist die Romantik so in Archivstaub aus einander gefahren, daß kein romantisches Stäubchen mehr übrig ist. Der größte Theil des Buches besteht in streng nach der Zeitfolge ohne Rücksicht auf den Gegenstand zusammen gehängten Urkunden=Auszügen, die mit solcher trockner Treue gesammelt sind, daß selbst die Nachrichten, wie viel das Kloster auf diesen oder jenen Hof an Geld, Hühnern, Lamm-



bäuchen u. s. w. zinsweise gegeben oder empfangen, nicht fehlen. Ich hätte nichts gegen das Buch, wenn auf dem Titel zugesetzt wäre, daß es zu einem Handbuche für den Reinhardtsbrunner Amtmann oder Amtsschreiber, um verdunkelte Zinsen auszumitteln, bestimmt sey. Im Allgemeinen will ich es zugeben, daß die Mägde der Geschichte, die in den Vorhöfen das Material auflesen und zusammen tragen, welches die Herrin in ihrem Heiligthume sortieren und zum Geschichtsfaden ver-spinnen will, sich selbst den Namen der Herrin beylegen. Urkunden sammeln ist von großem Nutzen. Aber entweder sind Urkunden bereits gedruckt, wozu dann nochmal's solche Massen trockner Auszüge ohne alle Berichtigung, ohne irgend einen Fingerzeig zu besserem Verständnis? Oder sie waren bis dahin unbekannt; sind sie dann der Bekanntmachung werth, dann mag man sie, nicht wie es hier geschehen ist, im Auszuge, sondern in extenso geben, wie es Schultes in seinem ober-sächsischen Directorium sachgemäß gethan hat. Für den, dessen Aufgabe in neuerer Zeit Durchforschung der alten Geschichte ist, ist es eine große Qual, daß auf die guten Geschichtskörner der Urkunden fort und fort von allen Seiten Spreu aufgeschütet wird. Gott behüte uns, daß sich nicht etwa auch in Deutschland ein Herculanium oder Pompeji entdecken läßt, wo sich ein Haus voll unver-sehrter alter Zollzettel fände. Es würden kaum Drucker genug zu haben seyn. Doch zeigt sich an dem vorliegenden Buche, wie auch nicht weniger an den fortlaufenden Hefen der neuen Alterthumsgesellschaften, daß man auch ohne solchen Fund um Druckmaterial nicht verlegen ist.

Mit dem Buche selbst glauben wir fertig zu seyn, bis auf die Vorrede, wo der Herr Verfasser

anzeigt, wie er damit umgeht oder vielmehr daran ist, eine Geschichte der Thüringischen Klöster zu schreiben. Wir wollen hoffen, daß es nicht in gleicher Art geschieht; für einen verhältnismäßigen Umfang wird ohnedies wohl der Verleger die Scheere haben. Mag sich der Herr Verfasser vergegenwärtigen, wozu heute eine Geschichte der Thüringischen Klöster noch dienen kann. Gott sey Dank, trotz manigfacher dahin zielender Bestrebungen sind wir doch bis heute in Thüringen noch nicht so weit, daß ein jedes längst abgestorbene, vielleicht längst abgetragene Kloster bloß darum, weil es ein Kloster war, für uns einer Geschichte werth zu seyn schien. Gerade in alten Geschichten muß sich eine Idee durchgreifend ausarbeiten, wenn sie dem Interesse der lebendigen Gegenwart begegnen wollen. Das ist, wie wir gesehen haben, bey der vorliegenden Probe der Arbeit nicht der Fall. Will und kann sich der Verfasser für die weitere Ausführung auf einen höheren Standpunct stellen, wohlan, so mag er uns zeigen, wie die Thüringischen Klöster in ihrem Ursprunge und ferneren Bestehen zu Fürsten und Volk sich verhalten, wie sie dem Lande in Bezug auf geistige und religiöse Ausbildung, auf materielle Wohlfahrt genützt und geschadet haben. Ein solcher Zweck schließt von selbst fortlaufende, dürre Geschichten einzelner Klöster aus. Wenn er uns eine solche Zeichnung in wahren und kräftigen Zügen, in nicht allzu großem Rahmen liefert und dazu als Belege, wie er nach seiner Stellung wohl können mag, unbekannte Urkunden beyfügt, dann wird Referent nicht der letzte seyn, der ihm für einen so nützlichen Geschichtsbeitrag seinen aufrichtigen Dank abstatten wird.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**K. Stück.**

Den 8. Januar 1844.

---

**G ö t t i n g e n.**

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 9. December 1843 hielt der Hofr. Conradi die Vorlesung: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben, woraus wir hier Folgendes mittheilen.

Berühmte Herausgeber und Commentatoren der echten Bücher des Hippokrates von epidemischen Krankheiten und andere große neuere Aerzte, als Freund, Cope, Wintringham, Huxham &c., sind der Meinung gewesen, daß die von jenem geschilderten Fieber von in unseren Gegenden beobachteten nicht so sehr verschieden seyen. Dieselbe Ansicht hat Zimmermann in seiner berühmten Schrift von der Erfahrung in der Arzneykunst (Th. I. Bd. 2. S. 79 ff.) ausgesprochen, indem er unter anderen bemerkte, daß fast in allen Ländern von Europa die meisten hitzigen Krankheiten und

folglichen zwey Drittheile aller Krankheiten die gleichen Zufälle, den gleichen Ausgang, die gleichen Zeichen wie bey dem Hippokrates hätten, daß die Fieber des Hippokrates in seinen Büchern von den epidemischen Krankheiten in allen Zeiten entstanden seyen und in allen Zeiten entstehen werden, welches aus den Schriften aller Aerzte, die der Natur getreu die Krankheiten mit dem Pinsel der Natur beschrieben, und besonders aus den Schriften des Sydenham erhelle; daß, so sehr Thasus durch die Lage des Ortes und den Zustand der Luft von den Ländern, wo wir leben, verschieden, so unbeträchtlich der Unterschied zwischen den Fiebern des Hippokrates und unseren sey u. s. w.

Eine sehr abweichende Ansicht ist dagegen neuerlichst von G. Littré, dem neuesten Herausgeber und Uebersetzer der Hippokratishen Schriften, geäußert worden. Dieser behauptet, daß die von Hippokrates in den libr. Epidem. mitgetheilten Beobachtungen über die Fieber auf keine Krankheit zu beziehen seyen, die man in Paris zu beobachten Gelegenheit habe, sondern daß sie sich auf die remittierenden und anhaltenden Fieber heißer Länder bezögen. Um diese Behauptung näher zu begründen, hat er zuerst eine einzelne Beobachtung aus den Büchern von epidemischen Krankheiten ausgeschrieben, und zwar die erste des ersten Buches, welche die Krankheitsgeschichte des Philiskus enthält. Er fügt dann der Mittheilung derselben die Bemerkung hinzu, daß, wenn man die Identität dieser besönderen Beobachtung mit irgend einer der Affectionen, die man in Paris täglich sehe, nachweisen wolle, man nicht seinen Zweck erreichen werde. Es verstehe sich, daß man alle Entzündungen, Pneumonie, Pleuresie, Peritonitis zc.

auszuschließen müsse, indem in der von Hippokrates gemachten Schilderung kein Zug sich finde, der uns berechtige darin eine Entzündung zu sehen. Man müsse sich also auf das Gebiet der Fieber einschränken und auch hier Pocken, Masern, Scharlachfieber ausschließen, da in der Krankheitsgeschichte des Philiskus sich nichts auf ein Ausschlagfieber beziehen lasse. Es bleibe also, die Wahrheit zu sagen, nur die fièvre typhoïde von Paris (die von Manchen so genannte dothiënenterie, der Abdominaltyphus der Deutschen) übrig, da das Gallenfieber in Paris so selten sey, sich daselbst (und zwar nur in gewissen heißen Sommern) mit so wenig abstechenden Charakteren zeige, daß es rathsam sey das wahre Bild desselben in Gegenden von höherer Temperatur zu suchen. Aber bey der fièvre typhoïde zeigten sich, außerdem daß sie sich selten am sechsten Tage endige, Durchfall, Kopfschmerz über den Augenhöhlen, Zerschlagenheit, Betäubung und ein linsenförmiger Ausschlag, überhaupt Zufälle, von welchen in der Beobachtung des Hippokrates nicht die Rede sey. In Vergleichung mit diesen negativen Charakteren seyen aber die positiven noch beweisender. In der That stelle diese Beobachtung dar Verdoppelung der Anfälle um den dritten Tag, kalte anhaltende Schweisse, Trockenheit der Zunge von dem dritten Tage an, Kälte und bläuliche Farbe der Gliedmaßen; also Zufälle, welche der fièvre typhoïde fremd seyen.

Sodann hat er, um zu beweisen, daß die von Hippokrates beschriebenen Fieber zu denen der heißen Länder gehörten, eine von Maillet in Afrika gemachte Beobachtung mit der Krankheitsgeschichte des Philiskus verglichen, auch sich auf

ähnliche von J. Clark und Twining in heißen Ländern gemachte Beobachtungen bezogen, und glaubt hier eine allgemeine Aehnlichkeit in Ansehung charakteristischer Symptome, wie der Verbindung mit intermittierenden Fiebern gefunden zu haben. Dabey berührt er dann auch das Erstaunen, was Maillet wiederholt geäußert, daß er in Algier nicht mehr dieselben Krankheiten gefunden habe, die er (nämlich die *fièvre typhoïde*) gewohnt war in Frankreich zu beobachten, und fügt selbst hinzu, daß, da Aerzte, die aus dem Clima von Frankreich plötzlich in das von Algier versetzt seyen, nicht mehr die ihnen bekannten pathologischen Erscheinungen erkannten und vor Allem über die außerordentliche Verschiedenheit der Fieber in beiden Ländern erstaunten, man sich nicht verwundern müsse, wenn Aerzte, die in unseren Städten practicierten und in unseren Schulen lehrten, zum Studium der Epidemien des Hippokrates schreitend sich, so zu sagen, in ein fremdes Land versetzt fänden, daß plötzlich aus Frankreich zu gehen und die Medicin in einem heißen Lande auszuüben, oder die Beobachtungen des Hippokrates zu lesen, ganz dasselbe, der Eindruck derselbe, die Veränderung der Scene eben so groß sey. Außerdem bemerkt er noch, daß die Bücher von epidemischen Krankheiten durch einen besondern Umstand jetzt wirklich ein Interesse und einen Nutzen hätten, wie er einem modernen Buche zukommen könne. Sie bezögen sich in der That auf einen noch wenig bekannten, noch unvollkommen studierten Gegenstand, die Fieber heißer Länder, worüber sie schätzbare Belehrungen lieferten. In unseren Tagen hätten die vorzüglichsten medicinischen Schulen ihren Sitz in gemäßigten und

selbst kalten Gegenden, dagegen sie in alten Zeiten ihn in viel wärmeren gehabt hätten. Daher sey es gekommen, daß die Pyretologie der heißen Länder, die in den Unterricht der ersten nur auf eine sehr unvollkommene Weise und durch die reisenden Aerzte eingegangen, selbst die Grundlage der Lehre der zweiten ausgemacht habe. Das Buch des Hippokrates werde immer einen hohen Rang in der medicinischen Literatur behaupten wegen des höheren Geistes, womit dieser Schriftsteller beobachtet und geschrieben; aber die Dürftigkeit der Neueren in Ansehung dieses Gegenstandes mache dasselbe um so mehr zu einem Buche, das denen unmittelbar nützlich sey, welche die Medicin in heißen Ländern auszuüben haben. Die libri Epidem. müßten noch zur Zahl der Werke gerechnet werden, durch welche man sich am besten vertraut machen könne mit dem Gange, den vorzüglichsten Zufällen und der Prognose dieser so häufigen und oft so schnell verlaufenden und gefährlichen Fieber.

In dem Vorberichte zu dem dritten Bande seiner Ausgabe des Hippokrates hat Littré diesen Gegenstand nochmahls vorgenommen und seine Ansicht gegen die von Fuster gemachten Einwendungen zu vertheidigen gesucht. Er bezieht sich hier erstens auf die öffentlich heraus gegebenen Schriften über die Clinik, besonders die von Andral, und sagt, daß er alle Fälle von Fiebern aufmerksam wieder gelesen und sie wesentlich verschieden von denen des Hippokrates gefunden habe. Er gesteht indessen jetzt doch, daß man in der Clinique von Andral einige Fälle finde, die durch ihre Symptome den Schilderungen des Hippokrates nahe kämen; und daß man dagegen

auch in dem Hippokrates einige Fälle finde, welche, für sich allein genommen, es schwer seyn würde von gewissen Fällen Andral's zu unterscheiden. Da er fügt selbst hinzu, daß das, was er von einigen Fällen der Clinik von Andral sage, auch anzuwenden sey auf verschiedene Epidemien, welche hier und da in jährlich mehr oder weniger von intermittierenden Fiebern befallenen Orten beobachtet wurden, wo man unter dem Einflusse sehr wenig bekannter Ursachen sehen könne und in der That sehe, daß Gallensieber entstünden, die eine große Aehnlichkeit mit denen des Hippokrates hätten (!). Zwentens hat er, um näher darzuthun, daß in den Beobachtungen des Hippokrates, wie in den Fiebern heißer Länder, ein intermittierendes Element enthalten sey, besonders auch die in den Büchern von epidemischen Krankheiten enthaltenen allgemeinen Beschreibungen der Krankheits-Constitutionen, die er in dem von Fuster bestrittenen Argument vernachlässigt hatte, zu Hilfe gezogen und bemerkt, daß nach denselben das intermittierende Element sich offenbare: in den vier Constitutionen durch das Nachlassen des am häufigsten dreytägigen Typus, im hohen Grade auch durch den böartigen Charakter einiger von diesen remittierenden Fiebern; endlich: auch durch das Gefolge von intermittierenden Fiebern, das Hippokrates in zwey Constitutionen erwähne.

Je mehr sich aber der Verf. dieser Vorlesung freut und es mit gebürendem Danke anerkennt, daß Littre in einer Zeit, wo das Studium der alten Aerzte von den Meisten vernachlässigt wird, seine eifrigen und immer lobenswerthen Studien dem Hippokrates und einer neuen Ausgabe und Uebersetzung der Hippokratishen Schriften



überhaupt gewidmet hat, um so mehr bedauert er ihm in Ansehung seiner medicinischen Beurtheilung der von Hippokrates geschilderten Fieber nicht beystimmen zu können. Auch nach seiner Ueberzeugung sind das erste und dritte Buch von epidemischen Krankheiten, welche von den besten alten und neueren Critikern und auch von Litré zu den echten Schriften des Hippokrates gerechnet worden, wegen des hohen Geistes der Beobachtung, der sich darin ausspricht, der sorgfältigen Rücksicht auf die Jahresconstitution, der trefflichen Schilderung der allgemeinen Krankheitsconstitutionen, wie wegen der meisterhaft abgefaßten einzelnen Krankheitsgeschichten und wegen der bedeutenden Beziehung zu den Vorhersagungen in Krankheiten so wichtig, daß ihr gegenwärtiger Nutzen nicht etwa mit Litré vorzüglich auf die darin zu findenden Belehrungen über die Fieber heißer Länder zu beziehen ist, sondern sie auch zur Beurtheilung der Krankheiten in unseren Gegenden und zur liberaleren Bildung der Aerzte überhaupt benutzt zu werden verdienen. (Außer Berends und anderen älteren Aerzten, denen manche Neuere wohl zu große Anhänglichkeit an den Hippokrates zuschreiben möchten, hat selbst Link [Ueber die Theorien in den Hippokratishen Schriften, in den Abh. der königl. Akad. d. Wissensch. in Berlin a. d. Jahren 1814—15. S. 223 ff.], obgleich er so großen Zweifel über den Verf. dieser wie anderer Hippokratishen Schriften geäußert und ihm diese Bücher mehr von einem bloß beobachtenden Naturforscher als von einem Arzte zu seyn schien, doch die darin enthaltene vortreffliche Beobachtung und Schilderung der Constitutionen wie einzelner Krankheiten anerkannt, indem er S. 233

sagt: 'Wortrefflich werden die Constitutionen mehrerer Jahre in diesen Büchern geschildert, und es folgen darauf Krankengeschichten, mit einer Genauigkeit erzählt, die noch Muster ist. Die scharfe, treffliche Beobachtung erhebt diese beiden Bücher zu dem ersten Range der medicinischen Schriften, nicht des Alterthumes allein, sondern auch der neueren Zeit.'). Und diese Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Gegenstandes hat ihn auch besonders bestimmt, seine Bemerkungen über Littre's Ansicht bey aller Verehrung desselben offen mitzutheilen.

Bey der Beurtheilung dieser Ansicht ist hier ebenfalls besonders auf die Beschreibungen der allgemeinen Constitutionen (aus denen nach dem Obigen auch Littre später Stellen zu seiner Vertheidigung gegen Fuster benützt hat) Rücksicht genommen worden. Ohnehin gehören, wie schon Galenus bemerkt hat, nicht alle besonderen Krankheitsgeschichten zu den hier beschriebenen allgemeinen Constitutionen, sondern entweder zu anderen Constitutionen, oder auch zu sporadischen Krankheiten, und beziehen sich zum Theil auch auf ganz andere Krankheiten als die hier in Betracht kommenden Fieber. In Bezug auf diese wird, da Hauptarten unter den Benennungen *καύσος*, *πυρεστος* *καυώδης*, *φρενίτις* hier vorkommen, Einiges über die Bedeutung derselben voraus geschickt, zumahl da der Verf. das von Littre wie von Fuster darüber Gesagte weder für hinreichend noch für durchaus richtig halten kann.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

6. 7. Stück.

Den 11. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Hofraths Conradi: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben.

In Bezug auf den Causus sagt Littré, er könnte wohl durch eine neue Vergleichung der Symptome zeigen, daß jener nichts anderes als ein remittierendes oder nicht anhaltendes Fieber der heißen Länder sey, ziehe es aber vor zu zeigen, daß in den besonderen von Hippokrates erzählten Krankheitsgeschichten Fälle von Causus vorkämen, indem dadurch bewiesen werde, daß der Causus eine Varietät der remittierenden oder nicht recht anhaltenden Fieber heißer Länder sey, in so fern er nämlich vorher bewiesen habe, daß die Geschichten in den libr. Epidem. zu dieser Kategorie der Fieber gehörten. Er führt dann eine Stelle aus der Beschreibung der dritten Constitution an,

worin auch des Philiskus gedacht wird, macht bemerklich, daß der Philiskus, dessen besondere Krankheitsgeschichte von Hippokrates erzählt worden, wohl derselbe sey, wovon er in den allgemeineren Bemerkungen über die Krankheiten der dritten Constitution rede, daß dessen Krankheit, nach Hippokrates selbst, ein Causus gewesen sey. Und so bleibe es ausgemacht, daß der Causus eine Varietät der nachlassenden und anhaltenden Fieber sey, wovon Hippokrates Beyspiele in seinen Büchern von den Epidemien angeführt habe. Wenn aber die Krankheitsgeschichte des Philiskus auch wirklich hierher gehört, und wenn dem Hippokrates in Griechenland noch so viel andere Fälle, die unter dem Namen καύσος begriffen wurden, vorgekommen sind, kann man wohl daraus mit Recht schließen, daß der Causus nur eine Varietät der den heißen Ländern eigenthümlichen Fieber sey, nicht auch anderswo vorkommen könne? — Außerdem sagt Littré, die Definition des Causus sey nach den Alten: 'Fieber begleitet von großer Hitze, das dem Körper keine Ruhe lasse, die Zunge trocken und schwarz mache, und das Verlangen nach Kaltem erzeuge.' Diese Definition ist aus den unter den Galenischen Schriften befindlichen Definit. med., die von den Meisten zu den unechten gerechnet werden, genommen. Sie paßt nur auf den echten Causus, und Galenus selbst (In libr. Hippocr. de vict. rat. in morb. acut. Comment. IV. S. 13.) hat noch eine andere Art von Causus angenommen. Man hat nämlich unter dem Brennfieber (Causus, febris ardens) im engeren Sinne ein anhaltend dreytägiges oder um den anderen Tag Exacerbationen machendes Fieber mit brennender Hitze und unauslöschlichem Durste, gewöhn-

lich auch trockener, rauher und schwarzer Zunge, oft auch gallichten Ausleerungen, verstanden, von dem echten (*Causus exquisitus, legitimus*) aber einen falschen (*Causus nothus*), wobey die Hitze und der Durst nicht so heftig, auch die Zunge nicht schwarz sey, auch nicht gallichte sondern mehr schleimige zc. Ausleerungen Statt fänden, unterschieden. Man hat indessen diese Benennung überhaupt auch durch große und anhaltende Hitze und Durst sich auszeichnenden Fiebern beygelegt. Auch kommen in des Hippokratēs Büchern von den Volkskrankheiten gar manche Geschichten von Brennfiebern vor, die sich nicht durch die dem echten *Causus* zugeschriebenen Symptome auszeichneten und es ist zu seiner Zeit wohl das Wort *καύσος* nicht in dem strengen Sinne wie von späteren Aerzten genommen worden.

Ueber die *Phrenitis* sagt Littré, man könnte, indem man bemerke, daß Hippokratēs beständig dieselbe neben dem *Causus* nenne, erkennen, daß diese beiden Affectionen zu derselben pathologischen Kategorie gehört haben müßten. Aber das Argument, was er für den *Causus* gebraucht habe, werde hier noch die Frage auf eine sicherere Weise entscheiden. Der vierte Kranke der zweyten Serie des dritten Buches sey von Hippokratēs als mit einer *Phrenitis* behaftet bezeichnet worden. Nun seyen aber die besonderen Krankheitsgeschichten in den Büchern von den Epidemien Geschichten von remittierenden und anhaltenden Fiebern heißer Länder. Also sey die *Phrenitis* eine Varietät dieser Fieber. — So wie aber der Bordsatz keinesweges für ausgemacht gehalten werden kann, so kann man deshalb auch den daraus gezogenen Schluß nicht ohne Weiteres gelten lassen.

— Uebrigens sey die Definition der Phrenitis nach den Alten heftiges Delirium mit starkem Fieber, Flockenlesen, und kleinem und zusammen gezogenem Pulse (Caelii Aureliani acut. morb. Lib. I. c. I). Allein das Wort Phrenitis ist (wie in dieser Vorlesung näher nachgewiesen worden) schon von den Alten in verschiedenem Sinne genommen, insbesondere auch ein anhaltendes mit Fieber verbundenes Delirium, nicht immer ein heftiges und wildes, darunter verstanden worden. So hat insbesondere auch Brendel, welcher in der Abhandlung de cognatione paraphrenitid. et febr. malign. so schön die Verwandtschaft der so genannten Paraphrenitis mit bössartigen Fiebern nachgewiesen und die Krankheit so meisterhaft geschildert hat, bemerkt, daß die Hippokratischen Schriftsteller unter der Phrenitis im weitesten Umfange auch die Paraphrenitis begriffen haben. Uebrigens ist die Phrenitis, zumahl in dem engeren Sinne, in welchem sie von Litré genommen worden, weder bey dem Causus beständig, noch hängt der phrenitische Zustand überhaupt durchaus nothwendig mit dem echten Causus zusammen, sondern er kommt besonders auch in bössartigen Fiebern vor, wie sie unseren Gegenden nicht fehlen.

Hierauf wird in dieser Vorlesung das Verhältniß des Causus und der Phrenitis in den vier von Hippokrates beschriebenen Constitutionen näher betrachtet. Wir würden indessen die Grenzen dieser Anzeigen sehr überschreiten, wenn wir das über diesen Gegenstand Bemerkte hier umständlicher mittheilen wollten. Wir führen nur als ein Resultat der Untersuchung an, daß Hippokrates in diesen Constitutionen nicht bloß Brennfeuer, sondern auch andere anhaltende Fieber, wie

gutartige Wechselfieber vor sich gehabt hat, und daß auch unter denen Fiebern, welche von ihm als *καύσοι* oder *πυρετοὶ καυσώδεες* angeführt werden, gar manche vorgekommen sind, die nicht die dem von späteren Aerzten unterschiedenen echten Causus zugeschriebenen Merkmale hatten.

Ferner wird das von Littré über den Typus der von Hippokrates beobachteten Fieber Gesagte und das diesen zugeschriebene intermittierende Element berücksichtigt.

So wie Littré meint, daß der Name des anhaltenden Fiebers (*ξυνεχής*) in der Pyretologie des Hippokrates oder der ältesten griechischen überhaupt dem großen remittierenden oder anhaltenden Fieber gegeben worden, das in heißen Ländern endemisch sey, so hält er besonders für charakteristisch, was von in der zweyten Constitution vorgekommenen Fiebern gesagt worden, daß sie nämlich ganz anhaltend und gar nicht aussehend, aber bey allen auf dreytägige Art heftiger, an einem Tage leichter, an dem anderen schlimmer gewesen seyen. Daß aber anhaltende Fieber um den dritten Tag stärkere Exacerbationen haben, wird nicht bloß in Griechenland und heißeren Ländern, sondern auch in anderen gemäßigeren bemerkt.

Eben so bezieht sich Littré auf eine andere Stelle aus dem ersten Buche der Epidem., worin von anhaltenden Fiebern die Rede seyn soll, von denen manche ihre Anfälle am Tage und Intermissionen in der Nacht, manche dagegen die Anfälle in der Nacht und die Intermissionen am Tage hätten, *πυρετοὶ ξυνεχέες, οἱ μὲν ἡμέραν ἔχουσι, νύκτα διαλείπουσι. οἱ δὲ νύκτα ἔχουσι, ἡμέραν διαλείπουσι* etc. Im dritten Bande, wo die ganze Stelle noch besonders hervor gehoben wird, heißt es von ihr, sie beweiße, daß Hippo-

Krates aus den anhaltenden, remittierenden und intermittierenden Fiebern nur eine Classe mache; sie könne selbst classisch genannt werden, wenn man sich auf die Fieber beschränke, welche entweder heißen oder sumpfigen Ländern eigen seyen u. s. w. Es ist indessen hierbey zu bemerken, daß nach der gewöhnlichen, auch von Litré in dem Texte be= gehaltenen, Lesart zwischen den Worten *πυρετοι συνεχεις* die: *οι μὲν* stehen, und daß es hiernach hieße: ‘Manche Fieber sind anhaltend, manche be= fallen am Tage, setzen die Nacht aus u. s. w.’ Welches aber auch die wahre Lesart seyn mag, und wenn auch Hippokrates in dieser Stelle eine Analogie der anhaltenden Fieber mit inter= mittierenden ausgedrückt haben sollte, so sind doch sonst die meisten von ihm in den libr. Epidem. geschilderten Fieber wirklich anhaltend nachlassende, die gar nicht aussetzten, gewesen. Allerdings hat Hippokrates auch von Wechselfiebern, die er vor sich gehabt, gesprochen, und zwar besonders in der zweyten Constitution, wo gerade nur we= nige und leichtere Brennfieber, um so mehr aber dreytägige Fieber, die indessen regelmäßig verliefen und mit dem siebenten Anfalle entschieden wur= den, wie auch viertägige und andere sich zeigten, desgleichen in der vierten oder so genannten *κα= τάρσασις λοιμώδης*, wo sie schwerer waren. Ei= gentlich bössartige Wechselfieber gesteht aber der Verfasser dieser Vorlesung in den in diesen echten Büchern von epidemischen Krankheiten gegebenen Schilderungen von den Brennfiebern nicht finden zu können. Wären sie aber dem Hippokrates auch vorgekommen, so würde das wieder nichts für die Meinung von Litré beweisen. Daß überhaupt anhaltende Fieber zugleich mit Wechsel= fiebern herrschen können, auch in diese übergehen



und umgekehrt, ist ja ebenfalls nicht bloß in Griechenland und in heißen Ländern, sondern auch in anderen gemäßigteren bemerkt und die Verwandtschaft der remittierenden und intermittierenden Fieber in Bezug auf Ursachen und Charakter wohl anerkannt worden. Wenn nach Littré die anhaltenden gastrischen, gallichten zc. Fieber in dem Klima von Paris sich nicht mit Wechselfiebern verbinden, die Wechselfieber daselbst jetzt wenig gemein seyen und selten ernstliche Complicationen haben, und deshalb auch die remittierenden und anhaltenden Fieber, welche sich daran schließen, seltener seyn sollen, so ist überhaupt zu bemerken, daß es bey diesem Gegenstande auf das Verhältniß von Paris allein gar nicht ankommen kann. Er hält es indessen für möglich, daß in den vergangenen Jahrhunderten Paris viel mehr als jetzt intermittierenden und damit in Verbindung stehenden Fiebern ausgesetzt gewesen sey, und setzt hinzu, daß nach Billaermé ehemahls zu Paris Epidemien von Wechselfiebern fast alle Jahre Statt gefunden, daß sie aber aufgehört hätten, so wie das Pflaster der Straßen und der Abfluß des Wassers aus den Häusern in die Seine der Gegenstand einer besonderen Sorgfalt geworden sey. Ähnliches ist aber an vielen anderen Orten und auch hier in Göttingen bemerkt worden. Aber deshalb fehlen doch auch hier nicht anhaltend remittierende gastrische, gallichte und andere Fieber, die ja überhaupt ohne alle Verbindung mit Wechselfiebern vorkommen können.

Es kommen aber allerdings, wie längst anerkannt worden, die so genannten Brennfiieber öfter und heftiger in heißen Klimaten vor. Jedoch werden sie auch in unseren Gegenden bemerkt. Schon Forestus, Fr. Hoffmann u. A. haben

außer den von Fuster angeführten französischen Aerzten interessante Beobachtungen darüber mitgetheilt. Aus diesen ist insbesondere auch zu ersehen, daß sie auch in unseren Gegenden schnell mit sehr heftigen und beunruhigenden Zufällen eintreten können, daß die Zunge schon in den ersten Tagen schwarz seyn kann, daß auch um den andern Tag heftigere Anfälle eintreten u. s. w. — Die von Littré auch zu den charakteristischen Umständen der Fieber heißer Gegenden gerechnete Affection der Hypochondrien, die Spannung, Wölle, der Druck, Schmerz in denselben, kommt besonders in Fiebern mit gastrischer Affection in unseren Gegenden so häufig vor, daß ihre angebliche Seltenheit in Paris sehr auffallen muß; und in denselben Fiebern ist auch der von Littré der *fièvre typhoïde* zugeschriebene Kopfschmerz über den Augenhöhlen ganz gemein. Der ebenfalls zu den charakteristischen Umständen der Fieber heißer Gegenden gerechnete Schmerz im Nacken fehlt eben so wenig in unseren nervösen zc. Fiebern, und wenn er auch wirklich nicht Statt fände, so würde es doch einer umfassenden Ansicht von den Fiebern eben nicht entsprechen oder an die schon von Hippokrates und Galenus getadelten Spitzfindigkeiten der Knidier erinnern, wenn man auf eine solche Modification wie auf manche graduelle Verhältnisse einen wesentlichen Unterschied jener Fieber gründen wollte. So ist auch zwischen den Gallenfiebern heißer Länder und den heftigeren gallichten gemäßigerer Gegenden kein wesentlicher Unterschied anzunehmen. Daß aber auch in Paris Gallenfieber nicht so selten, wie Littré behauptet, sondern gar manigmahl, und (wenn sie auch im Allgemeinen gelinder oder weniger heftig als die in heißen Ländern waren) darunter auch heftige

vorgekommen sind, ist nach den von Pinel und anderen älteren, schon von Fuster angeführten, Aerzten mitgetheilten Beobachtungen nicht zu leugnen, und noch neuerlich ist eine Schilderung der Epidemie derselben im Jahre 1839 von G e n d r i n (Traité philosoph. de Médec. prat.) mitgetheilt worden, worin derselbe übrigens auch nicht bloß den dreytägigen oder doppelt dreytägigen Typus, sondern auch in acht Fällen die Umwandlung des remittierenden Fiebers in ein intermittierendes bemerkt hat. Wenn Littré behauptet, daß sie sich nur in manchen heißen Sommern zu Paris gezeigt hätten, so ist zu bemerken, daß sie auch von Hippokrates in Griechenland wie von anderen großen Aerzten anderer Länder besonders für Krankheiten heißer Jahreszeiten, des Sommers und zum Theil auch des Herbstes, erklärt worden sind. Uebrigens kommen auch in heißen Ländern nicht bloß jene heftigen Fieber, sondern oft auch sehr gelinde gallichte und andere vor.

Daß man aber auch in gemäßigteren und nördlicheren Ländern in derselben epidemischen Constitution schwere Wechselfieber und anhaltende, die selbst den Brennfiebern ähnlich waren, beobachtet und auch längst eine Verwandtschaft derselben anerkannt hat, davon können wohl schon Sydenhams classische Schriften einen überzeugenden Beweis abgeben. Uehnliche Bemerkungen, als hier aus diesen angeführt werden, hat ein anderer trefflicher englischer Arzt, Pringle in seinen Beobachtungen über die Krankheiten der Armee, in Bezug auf sumpfige und zwar auch nördlich gelegene Länder gemacht, und solche Beobachtungen sind nicht bloß damahls von Pringle, sondern in den Niederlanden wie anderen sumpfigen oder Ueber-

schwemmungen ausgefekten Gegenden oft und von vielen Anderen gemacht worden. Wenn also jene Fieber auch in heißen Ländern beständiger und in den tropischen wohl zu jeder Jahreszeit vorkommen, so sind sie doch in gemäßigteren und kälteren eben nicht so zufällig, wie Littré behauptet, und wenigstens den Aerzten oft genug näher bekannt geworden. Und wenn deshalb die nach Algier versetzten französischen Aerzte nur nicht bloß die Gedanken an ihre *fièvre typhoïde* im Kopfe haben, sondern auch andere Fieber gehörig berücksichtigen und wenigstens mit den classischen Schilderungen derselben von anderen großen Aerzten bekannt geworden sind, so werden sie wohl nicht durch die dortigen Fieber ferner in das oben angeführte große Erstaunen gesetzt werden. Nach den noch neuerlich selbst von französischen Aerzten, Gibert und Cayol in der *Revue méd.* 1842. III. p. 144 ff. unter bitterem Spotte gemachten Bemerkungen scheinen indessen viele Aerzte zu Paris in der Annahme der *fièvre typhoïde* sehr weit zu gehen. (Darauf ist wohl auch zu beziehen eine Bemerkung und Warnung von Gendrin in der oben angeführten Schrift T. III. p. 147: ‘*Nous ne pouvons d’ailleurs signaler trop tôt et avec trop d’insistance les différences de maladies que beaucoup de médecins confondent comme les degrés d’une même affection, sous les noms de fièvres typhoïdes et d’entérites folliculeuses. On ne peut assez prémunir les jeunes médecins contre ces déplorables erreurs, qui leur réservent de si cruels mécomptes dans la pratique. Au point de vue de la science, la confusion que nous signalons montre où conduit une doctrine exclusivement fondée sur la considération des lésions locales qui ne sont dans la plupart des*

cas que des phénomènes secondaires des maladies.'). Dort hat man ja auch die Fieber aus dem Systeme der Pathologie verbannen wollen, oder ihnen eine andere Stelle gegeben, sie unter anderen Namen begriffen. Nach Manchen soll es auch dort keine entzündlichen, gallichten, nervösen Fieber außer der *fièvre typhoïde* geben. Aber sowohl die von Hippokrates geschilderten Brennfieber, als die in unseren Gegenden vorkommenden einfachen Reizfieber, entzündlichen, gallichten und viele nervöse sind eben so wenig bloß aus örtlicher Entzündung (die auch Littré bey den Fiebern des Hippokrates nicht annimmt), der Gastroentérite oder der *lésion des plaques elliptiques*, oder den Darmgeschwüren, als aus bloßer Spinal-Irritation, Dyspepsie u. s. w. abzuleiten, sondern es sind dabey außer den allgemeineren so genannten dynamischen Veränderungen des Nerven- und Blutgefäßsystemes auch wichtige quantitative und qualitative Fehler der Säfte, des Blutes selbst, der Galle u. s. w. zu berücksichtigen, und sie werden bey gehöriger Würdigung dieser Verhältnisse nicht bloß für symptomatisch zu erklären (oder wie das Fieber überhaupt nach der übrigens ganz alten, schon von Dioskles, von Karystus und Erasistratus vorgetragenen Meinung für ein *ἐπιγενήμια* zu halten), sondern ferner mit vollem Rechte als besondere wesentliche, theils einfache, theils zusammen gefakte Hauptarten der Fieber zu betrachten seyn. Gegen die auch in Deutschland von Manchen vorgenommene, einseitige Ableitung der Fieber aus bloßer Entzündung u. s. w. hat sich der Verf. dieser Vorlesung längst umständlicher erklärt sowohl in der Critik von Broussais Lehre S. 23 ff., als in der Recension von Meuths Schrift über das Fieber in den Heidelb. Jahrb.

d. Literatur, 1823. H. 7. S. 657 ff., der Commentat. de febris, praesertim nervosae, ad inflammationes et ulcera intestinorum relatione u. s. w. So wie früher schon Selle und besonders Borsieri das verschiedene Verhältnis der Entzündung zu dem Fieber gründlich nachgewiesen hatten, so haben sich später auch Hufeland in der vortrefflichen Abhandlung über die Lehre von den Heilungsobjecten S. 48 ff. wie a. a. D.) und Andere gegen jene einseitige Ableitung des Fiebers aus Entzündung erklärt. Besonders verdient aber bemerkt zu werden, was van der Hoeven (de arte medica, L. I. P. I. p. 1 sq. und p. 315 sq.) darüber und über die von manchen Neueren beabsichtigte Verbannung der Fieber aus dem Systeme der Krankheiten geäußert hat. Neuerlich hat sich auch von Walther (Fragmente üb. das Fieber, in der allg. Zeit. f. Chirurg., inn. Heilk. u. s. w. von Kobaksch, 1843. H. 1.) stark gegen jene Verbannung ausgesprochen, sie selbst für eine destructive Arbeit erklärt, zu den destructiven Tendenzen gerechnet, und hat er wohl auch nach meiner früher schon ausgesprochenen Ueberzeugung wenigstens in diesem Hauptpunkte Recht, wenn auch sonst Manches gegen einzelne Sätze dieser Abhandlung zu erinnern seyn mag. Nach ihm ist auch Frank's Ausspruch: *Febris certorum potius morborum umbra, quam ipse morbus est,* der zum Lösungsworte bey dieser destructiven Arbeit gedient hat, nicht so ernsthaft wenigstens nicht so folgewichtig gemeint; und es kann, wie der Verf. dieser Vorlesung früher schon bemerkt hat, derselbe doch wenigstens noch auf verschiedene, dem Fieber zu Grunde liegende Affectionen (nicht bloß auf Entzündung) bezogen werden. Uebrigens hat Frank deshalb selbst das

einfache entzündliche Fieber nicht ausgeschlossen, dasselbe auch keinesweges bloß von der nur in einzelnen, äußerst heftigen Fällen beobachteten Entzündung der Arterien und Venen abgeleitet, sondern in seiner trefflichen Epitome (Lib. I. §. 117.) den Unterschied des einfachen und des mit örtlicher Entzündung verbundenen inflammatorischen Fiebers wohl anerkannt, und jenes (§. 118 und Lib. II. §. 125) von allgemeinen über das Blutgefäßsystem verbreiteten oder im Blute enthaltenen Reizen, die örtliche Entzündung von anhaltenderer Wirkung der Reize auf einen Theil abgeleitet.

Es waren aber auch in den Gegenden von Griechenland, wo Hippokrates seine Beobachtungen machte, nicht beständig Brennfieber, manigmahl auch nur leichte oder unechte, vorhanden, wie schon aus dem oben aus den Büchern von epidemischen Krankheiten Angeführten erhellet, so wie sie auch in anderen Stellen der Hippokratishen Schriften besonders heißer Jahreszeit, langen Reisen, dem Misbrauche erhitender Getränke u. s. w. zugeschrieben werden. Auch sind jene nördlichen Gegenden Griechenlands (die auch von der ungesunden Ebene von Eleusis wie der um den Kopaischen See u. s. w. zu unterscheiden sind), wenn sie auch südlicher als unsere liegen, doch eben nicht den heißeren von Africa, Asien u. a. gleich zu stellen. Galenus (Comment. in Hippocrat. Aph. Sect. III. nr. XIV) äußerte selbst, daß alle von Hippokrates beschriebenen Constitutionen in gemäßigten Gegenden der Welt gewesen seyen, mit Ausnahme der vom Meere entfernteren Orte von Thracien, welche übermäßig feucht und kalt seyen. Insbesondere wird auch von ihm (Comment. I. in libr. Epidem. I. nr. I.) Tha-

soß, wo von Hippokrates die drey ersten Constitutionen und vielleicht auch die vierte beobachtet wurden, als Thracien gegenüber liegend und den kalten Nordwinden ausgesetzt, von Anderen aber die Insel als sehr bergig und waldig, sehr cultiviert, Goldbergwerke enthaltend, schönen Marmor und vortrefflichen Wein liefernd bezeichnet. Von Sümpfen ist hier nicht die Rede. Grimm (Uebersetzung des Hippokrates, Bd. 1. S. 450), meinte, daß die Insel Thasos, welche unter dem  $40\frac{3}{4}$ . Grade der Breite und dem 42. und 43. Grade der Länge liege, folglich mit Neapel gleiche Polhöhe und mit Riga einerley Meridian habe, der ersteren Gegend durch ihre gemäßigte Luft nahe komme. Nach Raymond (Mémoires sur les Epidémies in Hist. de la Soc. royale de Médec. Ann. 1780—1781. p. 51) aber soll das Klima derselben dem von Marseille ähnlich seyn, doch mehr Regen, Schnee und Kälte haben. Die Witterung war aber dort, wie auf mehreren Inseln des Archipelagus, sehr veränderlich, was auch neuere Reisebeschreiber bemerkt haben, und von Hippokrates selbst ist, was schon Huxham hervor gehoben hat, in der Beschreibung der Krankheits-Constitutionen angeführt worden: häufiger Regen, Dürre, starker Winter, viel Schnee, stürmischer, wolkyger Himmel u. s. w. (*ὕδατα πολλά, ἀύχμοι, χειμῶνες μεγάλοι, χιόνες μεγάλαι, οὐρανὸς λαίλαπώδης, ἐπινέφελος* etc.). In der ersten Constitution war im Herbst häufiger, anhaltender, aber milder Regen wie bey Südwind; der Winter hatte mehr Südwind, nur schwachen Nordwind, auch mehr Trockenheit, und war im Ganzen dem Frühlinge ähnlich; der Frühling hatte Südwind, war kühl, hatte wenig Regen; der



Sommer war meistens wolfig, doch ohne starken Regen, die Passatwinde wehten schwach und unterbrochen. In der zweyten Constitution fing schon vor dem Herbst kalte und nasse Witterung unter vielen Nord- und Südwinden an und dauerte in demselben fort, der Winter aber war kalt, hatte vielen, reichlichen, starken Regen und Schnee, dazwischen meistens heitere Tage; nach der Winter-Sonnenwende und wo der Westwind zu wehen anfängt, kam starker Nachwinter mit vielen Nordwinden, Schnee und anhaltend häufigem Regen, der Himmel war stürmisch und wolfig, und so hielt es bis zur Nachtgleiche an; der Frühling war kalt mit Nordwind, regnerisch, wolfig, der Sommer nicht sehr heiß; die Passatwinde wehten ununterbrochen; es kam aber schnell gegen den Aufgang des Arkturus unter Nordwind wieder viel Regen; das ganze Jahr war feucht, kalt und reich an Nordwind. In der dritten Constitution war kurz vor dem Aufgange des Arkturus und während des Standes desselben am Horizonte häufiger und starker Regen mit Nordwind eingetreten, um die Nachtgleiche aber und bis zum Untergange des Siebengestirnes gab es bey Südwind wenig Regen; der Winter hatte Nordwind, Trockenheit, kalte starke Winde und Schnee; um die Nachtgleiche aber war die stärkste Kälte; der Frühling hatte Nordwind, Trockenheit, wenigen und kalten Regen; um die Sonnenwende des Sommers war auch wenig Regen da, aber große Kälte bis zu den Hundstagen; nach den Hundstagen aber bis zum Aufgange des Arkturus heißer Sommer, große, nicht unterbrochene, sondern anhaltende und heftige Hitze, es erfolgte kein Regen und die Passatwinde wehten. Um den Auf-

gang des Arkturus aber kam Regen mit Südwind bis zur Nachtgleiche. In der vierten Constitution, bey welcher indessen der Ort, wo sie beobachtet worden, nicht ausdrücklich bemerkt ist) war das Jahr bey Südluft voll Regen, im Ganzen ohne Wind; da aber größere Trockenheit in den etwas vorher gehenden Jahreszeiten Statt gefunden, kam mit dem Südwinde gegen den Aufgang des Arkturus viel Regen; der Herbst war trübe, wolkig, voll Regen; der Winter bey Südluft naß, gelind, lange nach der Sonnenwende und fast gegen die Nachtgleiche kam Nachwinter und um die Nachtgleiche selbst Nordwind und Schnee, doch nicht auf lange Zeit; der Frühling hatte wieder Südluft ohne Wind, vielen Regen bis zu den Hundstagen; der Sommer war heiter, heiß, die Hitze erstickend; die Passatwinde wehten schwach und unterbrochen; es erfolgte aber wieder gegen den Aufgang des Arkturus mit Nordwind viel Regen. — Nach diesen von Hippokrates selbst über die Bitterung verschiedener Jahre in jener Gegend mitgetheilten Bemerkungen war also das Verhältniß derselben wohl ein ganz anderes, als es in der heißen und sumpfigen Ebene der Mitidja oder in anderen heißen Ländern, wo man keinen Frühling und Herbst kennt, oder wo selbst die Jahreszeiten nicht sowohl in Sommer und Winter als in die trockenen und regnichten sich theilen lassen, oder man nicht die gewöhnliche Abwechselung von Sommer und Winter bemerkt, Statt findet.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

8. Stück.

Den 13. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Hofraths Conradi: über die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben.

Hippokrates selbst hat aber die einzelnen dort beobachteten Constitutionen aus den Verhältnissen der Witterung in den verschiedenen Jahreszeiten vortrefflich abzuleiten gewußt; er kann auch in der Hinsicht als ein herrliches Muster für unsere und andere Klimate, mögen sie auch von dem seiner Gegenden verschieden seyn, gelten und das von ihm darüber Gesagte allerdings auch hier angewendet werden. Er hat auch in den Aphorismen (Sect. III.) und an anderen Orten die Veränderungen der Krankheiten in den Jahreszeiten und die in einzelnen Jahreszeiten bey regelmäßigem Gange derselben herrschenden Krankheiten so bestimmt, wie

es durch die Erfahrung der größten Aerzte anderer Gegenden, und zwar, wie Huxham bemerkte, in locis a Graecia longe longaeque remotis, inter — *et penitus toto divisos orbe Britannos*, bestätigt worden ist, und es kann im Allgemeinen das von ihm in dieser Hinsicht in Griechenland Bemerkte auf unsere Gegenden ebenfalls wohl angewendet werden. Daß er auch auf andere Climate Rücksicht genommen und die Verhältnisse derselben ebenfalls wohl zu würdigen gewußt hat, davon hat er den schönsten Beweis in der classischen Schrift *de aëre, aquis et locis* gegeben. Und so war er denn auch um so mehr berechtigt zu äußern (Praenot. 41.), daß die von ihm angegebenen Zeichen sowohl in Lybien, als in Delos und Scythien (also in heißen, gemäßigten und kalten Gegenden) wahr befunden würden.

### B r ü s s e l ,

bey M. Hayez, imprimeur de l'Acad. Royale, 1842: *Memoire pour servir à expliquer les peintures d'une coupe de Vulci, représentant des exercices gymnastiques*; par J.-E.-G. Roulez, professeur d'archéologie à l'université de Gand etc. (Extrait du T. XVI des *Mém. de l'Acad. royale de Bruxelles*). 29 Seiten und 3 Kupfertafeln in Quart.

Auch ohne ihren wissenschaftlichen Werth würde vorliegende Abhandlung des wackern belgischen Archäologen schon darum eine ehrenvolle Erwähnung in diesen Blättern verdienen, weil sie mit zarter Pietät dem Andenken unseres unvergeßlichen K. D. Müller gewidmet ist, dessen ancien élève sich der Verf. nennt, und mit dem derselbe auch auf seiner letzten Reise beim Besuche des großen Grabfeldes von Bulei zusammen traf, aus welchem ge-

rade auch die hier erläuterte Schule herstammt; doch auch abgesehen von dieser ihrer Bestimmung verdient sie sowohl um ihres Gegenstandes als um der gelehrten Behandlung desselben willen der Aufmerksamkeit eines jeden Freundes antiken Lebens empfohlen zu werden; und wenn auch der Gegenstand selbst im Wesentlichen bereits durch Krause's Gymnastik und Agonistik der Hellenen eine umfassende Behandlung erhalten hat, so ist doch auch jeder Nachtrag zu diesem großen Werke um so willkommener, je mehr er, wie dies namentlich von unserem Verf. gilt, durch Kritik und Klarheit der Darstellung den von Hrn Krause mitunter noch in chaotischem Zustande hinterlassenen Stoff lichtet und sichtet. Daß Hr. R. den Vortheil hatte, zugleich den von Kayser heraus gegebenen Philostratus de Gymnastica zu benutzen, auf welchen jener nur noch in der Vorrede nachträgliche Rücksicht nehmen konnte, ist auch nicht zu übersehen; auch außerdem aber hat er seinen Vorgänger mehrfach scharfsinnig bestritten und berichtigt, in welcher Beziehung wir z. B. auf die richtigere Erklärung der *σφαιρομαχία* S. 19 f. aufmerksam machen. Hr Krause hält die Kugeln, die in der Uebung zum Faustkampfe gebraucht wurden, für eine Verstärkung des Gäßtus, und deutet daher auch Plut. rep. ger. c. 32 so, als ob man in den Palästreis über diese Kugeln, um die Gefahr zu mindern, *ἐπίσφαιρα* als eine Art von Futteralen gezogen habe; dagegen aber bemerkt Hr R. richtig, daß es dann ja besser gewesen seyn würde, von vorn herein weichere Kugeln zu nehmen, und fast vielmehr *ἐπίσφαιρον* selbst nach Polyb. X, 20 identisch mit *σφαίρα* in dem Sinne, wie diese Kugel auch an den Uebungswurfspeisen in ähnlicher Art wie bei unseren Stoßrapieren angebracht war. Ueberhaupt

steht es fest, daß Sphäromachie stets nur als Vorübung, nie als ernster Kampf vorkommt, und wenn Plato Legg. VIII, p. 830 von der praktischen Vorübung des künftigen Kämpfers verlangt: *ὡς ἐγγύτατα τοῦ ὁμοίου ἰόντες ἀντὶ ἰμάντων σφαιρας ἂν περιεδοῦμεθα*, so kann das zwar im Gegensatz mit den gewöhnlichen jugendlichen Uebungen des Pugilats in den griechischen Palästen gesagt seyn, wird aber gleichwohl die *σφαῖρα* nur als symbolisches Surrogat der Buckeln und Nägel betrachten lassen, mit welchen die wirklichen Athleten ihre Cästus versahen. Daß auch mit solchen Surrogaten wie mit unseren Rapieren durch Unvorsichtigkeit oder Zufall ein Unglück geschehen konnte, ist nicht zu leugnen, und darauf gehen Plato's Worte im Folgenden p. 831: *καὶ δὴ καὶ τινος ἀποθανόντος οὕτως κ. τ. λ.*; für lebensgefährlich aber wird man darum an sich diese eben so wenig wie jene erklären dürfen.

Auch S. 23 hat Hr K. bei der Uebung im Sprunge das *σκάμμα* oder die *ἐσκαμμένα* sachgemäßer als Krause S. 393 ausgelegt; doch thut er diesem wenigstens insofern Unrecht als er ihm vorwirft, *κανὼν* bei Pollux III, 151 als la distance franchie par chaque individu genommen zu haben, woraus folgen würde, qu'il y aurait eu autant de *canons* que de sauteurs, und hat selbst das erstere Wort enger aufgefaßt, als es jedenfalls seiner etymologischen Bedeutung gemäß ist. Was *κανὼν* betrifft, so erklärt es Krause einfach 'das Maß des Sprunges', das man ganz wohl auch für das Fußmaß nehmen kann, wornach die Weite eines jeden Sprungs gemessen ward, und dies wird gewiß dem griechischen: *τὰ μέτρα τοῦ πηδήματος*, mehr entsprechen, als Hrn Roulez Erklärung: le minimum exige de rigueur, wovon

bey geübten und geprüften Athleten wohl eben so wenig die Rede seyn konnte, als wir bei einem Scheibenschießen ausdrücklich das Gesetz machen werden, daß der Sieger mindestens die Scheibe getroffen haben müsse; hinsichtlich der *εσκαμμένα* aber hätte er wenigstens die Erklärung von Dissen nicht so geradezu verwerfen sollen, wie er es N. 7 thut. Daß *σκάμια* und *εσκαμμένα* nicht scharf geschieden worden, sieht man schon aus der identischen Fassung des bekannten Sprichwortes *ὑπὲρ τὸ σκάμια* oder *ὑπὲρ τὰ εσκαμμένα πηδᾶν*, und eben so richtig widerlegt Hr Roulez Krausen, der erst nachdem Einer gesprungen, dessen Sprungweite als Ziel für den Zweyten u. s. f. markiert denkt, wogegen schon Eustath. ad Odyss. VIII 197 spricht: *ὃς πεντήκοντα ποδῶν ὄντων πρότερον τῶν σκαμιᾶτων αὐτὸς ὑπερέβαλε ταῦτα πηδήσας*: wenn derselbe nun aber beide Ausdrücke durchgehends identificiert und lediglich auf das von Krause S. 105 behandelte ausdrücklich so genannte *σκάμια* oder den aufgelockerten Boden in den Gymnasien und Palästren bezieht, so scheint schon der Pindarische Ausdruck Nem. V, 20: *μακρὰ δὴ αὐτόθεν ἄλμαθ' ὑποσκάπτει τις*, zu zeigen, daß auch abgesehen von diesem das Ziel des Sprunges durch einen Graben oder Furchen bezeichnet werden konnte. In der Regel mochte wohl der erwähnte Raum neben den Ringern auch für die Springer bestimmt seyn, welchen nach Hesychius ausdrücklicher Angabe T. I. p. 705 der Rand desselben als Absprung (*βατήρο*) diente; und wir können es uns selbst gefallen lassen, wenn Hr R. annimmt, daß die Breite dieses Raumes zugleich der durchschnittlich größten Sprungweite entsprechen habe, so daß ein weiterer Sprung selbst sprichwörtlich als etwas Uebermäßiges gelten konnte;

damit ist inzwischen doch nicht gesagt, daß nicht auch außerdem ein ausgegrabener Erdaufwurf habe als Sprungziel dienen und dieses auch in so fern schon als *εοκαμμένα* bezeichnet werden können, was zu natürlich ist, als daß wir mit Hrn Roulez sprechen sollten: nous ne trouvons pas, qu'un pareil fossé aurait pu servir à autre chose qu'à devenir un casse-cou!

Endlich hat derselbe auch den Aufsehern und Beamten der gymnastischen Uebungen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, die mitunter mit wenigen Worten mehr Klarheit verbreitet, als es seinem gelehrten Vorgänger auf vielen Seiten gelungen ist. Namentlich zeichnen wir die eben so einfache als einleuchtende Bemerkung S. 7 aus, daß das sicherste Kennzeichen, um die Aufsichtsbearbeiter oder Gymnasiarchen auf den palästrischen Vasengemälden von den eigentlichen Lehrern zu unterscheiden, das sey, daß erstere sitzen, während letztere stehend dargestellt sind: *le siège constitue l'insigne de l'autorité supérieure, et c'est aussi la marque distinctive, qui sur les vases panathénaiques caractérise les agonothètes.* Nur rücksichtlich des Unterschiedes der beiden Gattungen von Lehrern selbst, der Gymnasten und Pädotriben, befriedigt uns Hr Roulez noch weniger als Krause, dem wenigstens das Richtige vorgeschwebt hat, wenn es sich ihm auch, wie so häufig, durch die vielen Wenn und Aber, die ihm seine Gelehrsamkeit vorgaukelt, zu keinem festen Bilde gestaltet. Die Regel, um welche es dem Verf. zunächst zu thun ist, um auf den Vasengemälden zu bestimmen, welcher von beiden in jedem einzelnen Falle anzunehmen sey, erkennen wir zwar ihrer ersten Hälfte nach gern an: *d'adopter le nom de pédotribe toutes les fois que les jeunes gens sou-*



mis à la surveillance paraîtront appartenir au premier âge; wenn er aber den ganzen Unterschied in das Alter der Jüglinge setzt und demgemäß fortfährt: dans le cas contraire de se servir de celui de gymnaste dont on a été jusqu'ici trop avare, tout en prodiguant trop l'autre, so hat schon Krause S. 216 sehr richtig bemerkt, daß auf den zahlreichen Inschriften, die sich gerade auf gymnastische Uebungen der Epheben, also der höheren Alterstufe beziehen, nur der Name des Pädotriben, nie des Gymnasten vorkommt, und je gewisser es scheint, daß auf den Gemälden, von welchen hier die Rede ist, palästrische Scenen dargestellt sind, desto rätlicher scheint es uns die Lehrer auf solchen zunächst durchgehends als Pädotriben zu fassen. Denn der Pädotribe ist wesentlich der Vorsteher einer Palästra, die deshalb auch gewöhnlich mit seinem Namen bezeichnet wird, und wenn bey Antiphon Tetral. II. 3, §. 6 ein solcher in einem Gymnasion vorkommt, so müssen wir, wenn die Lesart richtig ist — denn man könnte auch παιδαγωγῶν vermuthen — annehmen daß er mit seinen Schülern dorthin gegangen sey, um sie dort im Freyen die Uebungen vornehmen zu lassen, zu welchen der geschlossene Raum der Palästra nicht ausreichte; der Gymnastes dagegen ist, wie Krause S. 227 richtig sagt, der Lehrer derjenigen, welche sich zur agonistischen Laufbahn vorbereiteten, d. h. welche Athleten vom Fache werden wollten; und in so fern daher selbst Knaben bereits in dieser Eigenschaft auftraten, werden wir auch für sie schon den Unterricht des Gymnasten voraus sehen müssen, während dagegen für die bey Weitem größere Mehrzahl, welche die gymnastischen Uebungen nur um der allgemeinen Bildung willen trieb, auch in späteren Jahren der

Pädotribe ausreichte. Daß dabey allerdings mitunter auch Pädotriben als Lehrer von Athleten genannt werden, darf eben so wenig auffallen, wie wenn bey uns ein ausgezeichnete Virtuose oder Mahler die Grundlagen seiner Kunst einem gewöhnlichen Musikmeister oder Zeichenlehrer verdankt, und andererseits liegt es in der Natur der Sache, daß wo von den diätetischen Vortheilen der Körperübungen und den darauf bezüglichen Kenntnissen die Rede ist, Pädotribe und Gymnast nicht selten gleichbedeutend erwähnt werden; hinsichtlich der Kunstübung selbst aber stehen sie doch in demselben Verhältnis zu einander, wie ein gewöhnlicher Clavierunterricht zu der Lehre vom Contrapuncte oder eine Zeichenstunde zu einer Akademie, und darauf beziehen sich auch die von Hrn Roulez selbst angezogenen Stellen bey Aristoteles und Galen, die derselbe nicht hätte den keinen genaueren Unterschied bezweckenden Platonischen nachsetzen sollen. Sey auch Galens Vergleichung des Pädotriben mit einem Koche im Gegensatze des rationalen Arztes, dem der Gymnast entspreche, eben so schief wie die Platonische vom Redner im Gorgias, der sie offenbar nachgeahmt ist, so sagt doch auch Aristoteles Polit. VIII, 3 von jenem, daß er nur die mechanischen Handgriffe lehre, während der Gymnast dem ganzen Körper eine bestimmte Beschaffenheit (*ποιῶν τινα ἔξω*, habitudinem) aufpräge; und ohne daraus mit Hrn Roulez zu folgern, daß jeder Pädotribe demnach nichts weiter als une espèce d'homme-machine faisant exécuter les instructions du gymnaste hätte seyn müssen, werden wir doch diesen Namen mehr als Ausdruck der Profession und des Berufszweiges, *γυμναστικής* mehr als Bezeichnung der künstlerischen Bildung und Wissenschaft betrachten dürfen, die

allerdings auch der Pädotribe besitzen konnte, ohne daß jedoch sein Geschäft als solches unmittelbaren Gebrauch davon machte. Nur in diesem Sinne ist es daher auch zu nehmen, wenn Sokrates de permut. §. 181 die *γυμναστικὴ* ein *μέρος τῆς παιδοτριβικῆς* nennt, wie wenn wir voraussetzen, daß der Jugendlehrer philologisch oder mathematisch gebildet sey, ohne deshalb seine Schüler, gleich dem Lehrer auf der Universität, zu Philologen oder Mathematikern bilden zu sollen; dieses ist ganz das nämliche Verhältniß, das ja auch Niemand nur auf den Unterschied des Alters der Zöglinge begründen wird; und wenn auch einzelne Beispiele wie das des Herodikos von Selymbria bey Plato Republ. III, p. 400 A vorliegen, daß ein denkender Pädotribe sich auch als Gymnast und selbst als Arzt verdient gemacht hat, so darf man darum doch die Sphären beider Fächer nicht verwechseln.

Doch genug dieser Bemerkungen, die den Werth dieser Abhandlung nicht herunter setzen, sondern nur darauf hindeuten sollen, welche interessante Fragen sowohl für die Geschichte der alten Pädagogik auf der einen als für die Auslegung einer zahlreichen Classe alter Denkmähler auf der andern Seite hier zur Sprache kommen; in Beziehung auf den Verfasser aber können wir nur den Wunsch aussprechen, daß er seiner schönen Aufgabe, sein Vaterland auch rücksichtlich der classischen Studien auf der Höhe der Zeit zu erhalten, fortwährend mit gewohnter Rüstigkeit obliegen und damit zugleich der deutschen Wissenschaft das Capital seiner Bildung auch ferner so reichlich wie bisher verzinsen möge.

A. Fr. H.

## P a r i s ,

bey Zoubert. 1841. Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques des départements de l'Ouest, suivis de pièces inédites par Félix Ravaisson. XIII uud 418 Seiten in Octav.

Im April 1840 erhielt der Vf. von dem Minister des öffentlichen Unterrichts die Anweisung, mit dem 1. May eine Inspectionsreise nach den Bibliotheken der westlichen Departements anzutreten, auf welche bis dahin die Blicke der höheren Behörden und reisender Gelehrten weniger gerichtet gewesen waren. Der Vf. soll, so lautet die ihm ertheilte Instruction, über Umfang, Localität und Beamte der Bibliotheken, über die Art und Weise, wie letztere vom Publicum benutzt werden und welche Wünsche in dieser Beziehung laut werden, sodann über die Geschichte der Entstehung der Bibliotheken, über die zu ihrer Erhaltung und Vermehrung ausgesetzten Mittel und die hinsichtlich der Benutzung derselben geltenden Bestimmungen Bericht abstaten. Es soll derselbe, heißt es ferner, die vorhandenen Cataloge einer sorgsamten Durchsicht unterziehen, um sich von der Zweckmäßigkeit der Abfassung derselben, besonders von der Richtigkeit des angegebenen Inhalts der eingetragenen Handschriften zu überzeugen. Zeigt sich in Bezug hierauf Mangelhaftigkeit, so soll der Vf. für die Abhülfe derselben Sorge tragen, dem Bibliothekar hülfreiche Hand leisten, und ist die Zahl der Handschriften von Bedeutung, zum Druck des Verzeichnisses — wie Rennes mit einem solchen Beispiele vorangegangen sei — auffordern und dafür die Unterstützung der Regierung zusagen. Er soll ferner darauf achten, daß nicht, den Gesetzen zuwi-

der, Dubletten verkauft, sondern zur Verfügung des Ministeriums gestellt werden, und andererseits solche Bibliotheken namhaft machen, für welche die anderswo gefundenen Dubletten wünschenswerth sein würden.

Der Bf. verwandte die Monate May, Junius, Julius auf die Reise. Die während dieser Zeit, dem erhaltenen Befehle gemäß, an den Minister übersandten Berichte sind es, welche, der Hauptsache nach, uns hier vorliegen.

Diese Berichte beginnen mit Tours. Die früher ausgezeichnete, aus den Bücherschätzen von St. Martin, der Abtey Marmoutiers und des Domcapitels zusammengesetzte Bibliothek dieser Stadt hat besonders dadurch gelitten, daß sie von der Zeit der Revolution bis 1812 in feuchten Sälen aufgeschichtet lag und überdies während dieser Zeit mancher werthvollen Werke beraubt wurde. Sie besteht jetzt aus 35,000 Bänden (darunter 12,000 auf die Geschichte Frankreichs bezügliche Werke, so wie die Polyglotte des Cardinal Ximenes und eine Mainzer Bibel von 1462,) und gegen 1100 Manuscripten. Letztere sind im Verhältnisse zu der Zeit, in welcher sie von Montfaucon revidiert wurden, beträchtlich zusammengesmolzen; doch ist ihnen der prächtige, dem achten Jahrhundert angehörige Codex der Evangelien (Uncialen in Gold) und eine Bibel aus derselben Zeit, so wie ein Terenz aus dem 13. Jahrhundert geblieben. In Ungers, welches vor der Revolution mit seinen 17 Kirchspielen und 18 Klöstern fast nur das Leben einer geistlichen Stadt abspiegelte, fand der Bf. 24,000 Bände und nur 500 Handschriften; so weit waren letztere entwendet, oder im Drange der Zeit der Vernichtung preis gegeben. Eine ähnliche Bemerkung ist fast allen nachfolgenden Be-

richten beygefügt. Die Bibliothek würde doppelt so stark sein, wenn nicht die Departemental-Regierung die Dubletten zum Theil verschenkt, zum Theil für einen festen, nach Umfang und Format der Bücher bestimmten, Preis verkauft hätte. Die Stadt hat für die in einem unwürdigen Local aufgestellte Bibliothek jährlich 1300, für zwei Beamte derselben 2400 Frsch. ausgeworfen. Wie in dem früheren Berichte, so werden auch in diesem und den nachfolgenden einige der werthvollsten Codices genauer bezeichnet.

Die 1588 gegründete, seit 1753 dem Publicum geöffnete Bibliothek zu N a n t e s zählt etwa 35,000 Druckwerke und nur 60 Handschriften, erhält von der Stadt jährlich 5000 Frsch. und wird durch zwei, mit 1800 und 800 Frsch. besoldete, Beamte verwaltet. Die eben so starke Sammlung zu K e n n e s, auf deren Vermehrung jährlich 2500 Frsch. verwendet werden, fand der Verf. in musterhafter Ordnung. Die Klage über zahlreich sich kundgebende Lücken in den einzelnen Fächern hätte, nachdem die Zahl der Bände angegeben war, gespart werden können. Vornehmlich vermissste der Verf. die Sammlungen der Scriptt. rer. germanicar., Niebuhrs römische Geschichte, Boeckhs Inscripti-  
onen, und in der Medicin die Werke von Meckel, Liedemann, Burdach und Carus. Ueber die 220 Handschriften daselbst ist bereits ein mit Sorgfalt angefertigter Catalog veröffentlicht. — In dem Städtchen Vitré fand der Reisende einige Tausend aus Klöstern zusammengebrachte Werke und zwey dem 13 Jahrhundert angehörende Manuscripte, von denen das eine eine Glosse des Evangeliums Johannis enthält, im hohen Staube eines Kornbodens, in B a n n e s nur wenige literarische Schätze, in Quimper 9000 Bände und verschiedene Co-

dices. In Brest stößt man nur auf eine Marine-Bibliothek; eine öffentliche, welche im dritten Jahre der Republik 25,000 Bände zählte, ist spurlos verschwunden. Dasselbe gilt von den 10,000 Bänden, die sich früher in der Kirche Saint-Michel zu Lesneven vorfanden und der doppelt so starken Bibliothek zu Morlair. In Saint-Brieux fand der Verf. eine geordnete Sammlung von 18,000 Werken, welche von einem greisen, mit 800 Frcs. besoldeten, Beamten, dem die Tochter in diesem Geschäft zur Seite steht, verwaltet wird. In Dole zeigten sich etwa 4000, dem Publicum nicht zugängliche, in Staub vergrabene Bücher. In Avranches durfte der Reisende mit Recht größere Schätze erwarten, weil hierher während der Revolution die Bücher und Handschriften der Abtey Mont-Saint-Michel gebracht waren. Er zählte 10,000 Druckwerke, für deren Vermehrung die Stadt eine jährliche Summe von 1000 Frcs. und 600 Frcs. für einen Bibliothekar ausgeworfen hatte. Acht Tage verwandte er hier auf eine genaue Durchsicht der zahlreichen Handschriften, welche mit großer Nachlässigkeit, zum Theil in den seltsamsten Entstellungen, in den Catalog eingetragen waren. Die vom Verf. bey dieser Gelegenheit auf 80 Seiten gegebene Uebersicht der werthvollsten Codices beginnt mit einer dem 10 Jahrhundert zugeschriebenen Handschrift von Cicero de oratore.

Coutances erfreut sich einer viel benutzten Bibliothek von nicht viel über 6000 Bänden; noch geringer ist die zu Cherbourg, während die zu Valognes doppelt so stark ist, die zu Saint-Lo dagegen nur etwa 3000 Bände umfaßt. Die erst 1834 angelegte Bibliothek zu Bayeux begreift bereits über 5000 Bände und

der mit 1200 Frsch. besoldete Beamte verfügt über eine von der Gemeinde ausgeworfene Summe von jährlichen 1800 Frsch. Dagegen datirt die Bibliothek zu Caen seit 1431; sie gewann bei der Aufhebung des Ordens der Jesuiten die Werke des dortigen Convictoriums und während der Revolution die Bücherschätze verschiedener Abteyen, so daß sie jetzt fast 30,000 Bände zählt, von denen mehr als ein Drittheil dem Gebiete der Geschichte angehören. Zu ihrer Vermehrung dient eine Summe von jährlichen 2000 Frsch.; vier Beamte erfreuen sich eines Gehaltes von 3200 Frsch. Unter den 174 Handschriften daselbst befinden sich 25 arabische. — Die Bibliothek zu Bire zählte vor dem Ausbruche der Revolution weit über 30,000 Bände, und als sie 1811 dem Publicum wieder geöffnet wurde, kaum 2000; jetzt ist die Zahl auf 5000 gestiegen. In der nicht bedeutenden und wenig benutzten Büchersammlung zu Falaise befinden sich unter andern 24 noch nicht gedruckte Briefe Voltaires an Turgot und eine deutsch abgefaßte Urkunde Karls V zu Gunsten des Bischofs von Metz. — Alençon ist an Handschriften fast so reich wie Avranches. Unter den hier namhaft gemachten befindet sich auch ein Paulus Diaconus aus dem 10. Jahrhundert. — Evreux besitzt 8500 Drucke und 140 Manuscripte, darunter eine Sammlung von Briefen aus den Jahren 1647 und 1648 von Mazarin, Servien, d'Alvaur, und eine zweyte, aus zwey Folioebänden bestehende, diplomatische Correspondenz zwischen d'Alvaur, Servien und der Königin=Mutter Anna. In Louviers stieß der Verf. auf die Zahl von 6000, in Dieppe von 7000 Bänden, in Havre auf eine doppelt so starke, für deren Vermehrung die Stadt jährlich 4000 Frsch. bestimmt hat. Die aus 50,000 Bän-



den und 1200 Handschriften bestehende Bibliothek zu Rouen wird jährlich durch Werke zum Belaufe von 4000 Frchs. vergrößert, steht unter der Aufsicht von zwey Beamten und wird täglich geöffnet.

Ueber die in einem Appendix dem Werke beigegebene Collation des oben bezeichneten Codex von Cicero de oratore sich hier weiter auszulassen, möchte um so überflüssiger sein, als zwey bekannte Gelehrte der hiesigen Hochschule im vergangenen Jahre zu Avranches eine sorgfältige Collation des Codex vornahmen, deren Ergebnisse hoffentlich in Kürze der philologischen Welt vorgelegt werden.

Hav.

### S e i l b r o n n ,

bey A. F. Ruoff. 1843. Chr. Eberh. Finckhii in Zenobii proverbia annotationes. 21 S. in Quart.

Der glücklichste und bedeutendste der in diesem Gelegenheitschriftchen mitgetheilten Verbesserungsvorschläge zu der Göttinger Ausgabe des Zenobios scheint uns der zu IV, 35. gemachte zu seyn. Denn die übrigen betreffen größten Theils kleine Verschreibungen in den Erklärungen des Grammatikers, die selbst ein geübtes Auge leicht übersieht. Senes Sprichwort lautet: *Θᾶπτον ὁ τόκος Ἡρακλείω Περιναίω τρέχει.* Zur Erklärung fügt unser Text nur hinzu, was sich von selbst versteht, Herakleitos sei ein berühmter Läufer gewesen: *ἐξήλλακται μέντοι Δωρικῶς*, was wegen des streng dorischen Genitives bemerkt ist. Ein Ort *Περίνη* ist nicht bekannt. Sehr treffend verbessert Herr F. *Τεριναίω*: Versus hic esse videtur tetrameter trochaicus ex comici alicuius poetae Siculi fabula deperdita petitus, et hunc in modum restituendus:

*Θᾶπτον ὁ τόκος Ἡρακλείω τῷ Τεριναίω τρέχει.*

Herr F. bemerkt ferner, die Colonisten der Krotoniaten möchten wohl gleich diesen in athletischen Künften gewandt gewesen seyn. Die Emendation scheint sicher. Ref. fügt zur Bestätigung hinzu, daß das Sprichwort aus dem Werke des Apollonides von Nikäa *περὶ παροιμιῶν* geflossen zu seyn scheint. Es heißt nämlich bei Steph. Byz. s. v. *Τέρινα πόλις Ἰταλίας καὶ ποταμὸς ὁμώνυμος, ὡς Φλέγων· ἐκαλεῖτο δὲ καὶ μεγάλη Ἑλλάς, ὡς Ἀπολλωνίδης ὁ Νικαεὺς ἐν τῷ περὶ παροιμιῶν.* Gewiß hatte der ursprüngliche Stephanos sich nicht wegen Unteritaliens Benennung *Μεγάλη Ἑλλάς* auf ein gelehrtes Werk über Sprichwörter berufen. (Denn *μεγάλη Ἑλλάς* geht auf *Ἰταλίας*, wie sich aus Scymn. Ch. 305 sqq. klar ergibt, was Ref. Prolegg. Paroem. p. XI. entgangen war.) Terina, wovon Apollonides gesprochen haben muß, kommt sonst nicht in unseren Parömiographen vor. Es liegt nahe zu denken, Stephanos habe, wie er sonst pflegt, etwa bemerkt: *ἐνθεν ἦν Ἡράκλειτος ὁ περιβόητος δρομεύς*, über den er sich auf Apollonides Ausföhrung zu unserem Sprichworte bezogen habe. Wirklich war Terina Kampfspielen ergeben und daß sie Siege ihrer Bürger aufzuweisen hatte, dafür bürgen Münzen, welche die Nike mit den Insignien der Kampfspiele zeigen, s. Heyne Opuscc. Acad. II, p. 203.

Gern würde Ref. den schönen Spruch für Epicharmos in Anspruch nehmen, wosern der strengere Dorismus der Genitive auf *ω* es gestattete. So muß man auf einen der Tarentinischen Komiker Skiras, Blaisos, oder auch Rhinthon, rathen. Uebrigens fordert der Dialect folgende Fassung:

*Θάσσον ὁ τόκος Ἡρακλήτω τῷ Τεριναίῳ τράχει.*

F. W. G.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 9. Stück.

Den 15. Januar 1844.

---

### L o n d o n.

1842. The slave states of America by F. S. Buckingham. 2 Vols. In Octav.

1842. The eastern and western states of America by F. S. Buckingham. 3 Vols. 8.

Zwey neue Werke von dem bekannten englischen Vielschreiber Buckingham, beide nicht ohne manigfaches Verdienst und wohl geeignet Kenntnisse und Belehrung in den zahlreichen Kreisen eines gebildeten leselustigen, aber strenger geistiger Beschäftigung abholden Publicums zu verbreiten. Seyen sie deshalb willkommen!

Der Verf. gibt seine Erfahrungen, Beobachtungen und Ansichten in dem zwanglosen Gewande eines nur mit leiser Feder vor dem Druck überarbeiteten Tagebuches. Daher durchgehends die große Unmittelbarkeit in der Darstellung des Erlebten, daher der bequeme Ton, der locker gefügte, leicht bewegte Stil. Neben diesen unzweifelhaften Vortheilen der vom Verf. gewählten Form, läßt es sich doch nicht leugnen, daß sie für eine geständi-

germaßen hauptsächlich didactischen Zwecken gewidmetes Buch die allerunpassendste ist. Denn wir erhalten eine große Menge von localen Eindrücken des Verfs, aber keinen Ueberblick im Großen; man läßt uns gleichsam die einzelnen Figuren eines Gemählde's alle einzeln und besonders eingerahmt sehen, aber nirgend gelangen wir zur Anschauung des Ganzen. So entgehen uns eine Menge Bezüge der Erscheinungen zu einander, die doch auf keinen selbständigen Werth Anspruch machen dürfen, sondern nur in dem Ganzen Geltung haben, das sie zusammen sehen. Die einzelnen Erscheinungen aber fallen dem Verf. aus einander, treten dadurch oft in ein falsches Licht und widersprechen sich häufig dermaßen, daß der unbefangene Leser vielleicht die Richtigkeit der Auffassung bezweifeln, jedenfalls die Art der Gruppierung verwerfen muß.

Belege hierzu finden sich zwar auf jeder Seite viele, doch sey es verstattet ein recht auffallendes und durch alle fünf Bände beider Werke hindurch gehendes Beyspiel anzuführen. Je nachdem es in den Zweck und die Gedankenrichtung des Verfs paßt, stellt er uns den sittlichen Zustand des Volkes im Allgemeinen bald als höchst vortrefflich dar, bald als unter Allem stehend, was man von öffentlicher Immoralität in Europa kennt. Diese Urtheile gründet er theils auf eigene Anschauung, und wo das ist, da mögen wir immerhin dem würdigen Manne beystimmen, theils aber auf die Aussprüche der täglichen Presse in Amerika, deren Meinung er häufig ohne hinlängliche Critik zu der seinigen macht. Es würde aber nicht schwer seyn, in der ganz freyen, häufig zügellosen und ausschließlich Parteyzwecken gewidmeten Presse der vereinigten Staaten, Belege zu den allerentgegen-

gesetztesten Behauptungen aufzufinden. Wir haben zum Beispiel schon in dem Titel des Blattes, in welchem folgende Tabelle erschien, hinlängliche Be-  
rechtigung, ihre Richtigkeit anzuzweifeln.

Im Jahre 1839 nämlich fand nach der New York temperance Union für April 1840 folgen-  
der Parallelismus zwischen London und New York  
Statt.

	in London	New-York
Gestorben . . .	16,685	7,953
Morde . . .	1	17
Bergiftet . . .	6	14
Erstickt . . .	0	28
Ertrunken . . .	76	86
Verbrannt . . .	0	53
Selbstmorde . . .	29	45
Todtgefunden . . .	12	179
Findelkinder . . .	432	591
In Trunkenheit verstorben . . .	13	33

und für je einen Grogladen in London waren  
fünf in New York.

Eine ähnliche sittliche Entartung in den südli-  
chen Staaten, deren Belege der Verf. wiederum  
aus dortigen Zeitungen entnimmt, ist er bemüht  
aus der Einwirkung der in jenen Strichen herr-  
schenden Sklaverey abzuleiten. Wenn er aber eine  
Menge schrecklicher Mittheilungen aus den Spal-  
ten jener Blätter heraus sucht, so möchte er sie  
immerhin in seinem Reiseberichte abdrucken lassen,  
nur nicht als unzweifelhafte Thatsachen ausgeben.  
Das dient nur dazu, um denjenigen das Urtheil  
über die amerikanischen Zustände zu trüben, die  
keinesweges im Stande sind, Angaben der dortigen  
concurrierenden Zeitungen zu würdigen, die im  
heftigen Ringen theils jedes Mittel der Verleum-

dung erlaubt halten, um den Gegnern zu schaden, dann auch zur Anlockung von Lesern nach pican- ten Zugaben eifrig haschen.

So führt Mr Buckingham zum Beyspiel an, daß er in einem einzelnen Zeitungsblatte folgende Dinge gemeldet fände: 2 Duelle, 2 schreckliche Mordthaten, 1 Versuch zu Mord, 3 neue Versuche in Natchez die Stadt in Brand zu stecken, ein schmeichelhaftes Gemählde von Washington, wo etwa 1000 der dortigen freyen Neger durch kleine Diebstähle ihren Lebensunterhalt erwerben, Arkansas improvements, wo im circuit court von little rock zwey der angesehensten Beysitzer des Gerichtshofes sich im Streite die schweren bleyernen Tintenfäßer an die Köpfe werfen, bis alle Umstehenden und die Acten von Blut und Tinte besudelt waren.

Der Beweis für die Behauptung, daß dieser schreckliche sittliche und gesellige Zustand im Süden hauptsächlich eine Folge der dort herrschenden Sklaverey sey, ist nirgend geführt, ja wir sehen in dieser Entartung nicht einmahl ein besonderes Eigenthum des Südens, da Mr Buckingham auch aus den freyen nördlichen Staaten ähnliche ent- seßliche Zusammenstellungen macht, freylich eben- falls aus keinen besseren Quellen als den Zeitun- gen. So behauptet der New York Observer, daß in Philadelphia in einem Monate 13 Feuers- brünste, 4 Unfälle auf der Eisenbahn, 6 Erdol- chungen, 2 Versuche zu erstechen, 1 Mord, 3 Selbst- morde, 7 coroners inquests, 2 Mordversuche, 4 plöbliche Todesfälle Statt gefunden hätten und 5 Leute ertrunken wären. Alles dieses ist doch noch nichts gegen eine Stelle aus dem 3th Annual Report of the city temperance society of Pro- vidence, die Mr Buckingham wörtlich mittheilt:

'not long since a valued resident in one of our largest and flourishing States candidly remarked, that in the State in which he dwelt, the man who aspired to an office of trust and power, considered it an indispensable pre-requisite to success, to form and proceed publicly to some act which proved his destitution of moral principle!

Dagegen führt der Verf. beiläufig viele Einzelheiten an, die auf den rechten Platz gestellt ein ganz anderes Licht auf den sittlichen und geselligen Zustand der Staaten werfen. In allen neuenglischen Staaten sieht der Verf. sich gezwungen die große Mäßigkeit des Volkes anzuerkennen, er rühmt die besondere Moralität der Fabrikbevölkerung Lowell's, die einzige, die er Gelegenheit hatte genauer kennen zu lernen; über den trefflichen Zustand des Volksunterrichtes in den meisten Staaten ist nur eine Stimme, und daß auch der erwachsene Geschäftsmann noch ein anerkennungswerthes Streben nach Kenntnissen besitzt, dafür spricht die Einrichtung der vielen Lyceen, in which every member is to learn something from everybody.

Nach den obigen Angaben der New York Observer sollte man Philadelphia nicht für einen Wohnsitz gebildeter Menschen, sondern für die Behausung mordsüchtiger Barbaren halten; gleichwohl bezeichnet der Verf. an einer anderen Stelle seines Werkes den Charakter der Stadt mit den Worten quiet ease and elegance. Und wenn er endlich in den meisten Raisonnements dem Sklaven haltenden Sünden eine gänzliche Entfesselung aller thierischen Leidenschaften, eine durchgreifende Verwilderung der Sitten, seinen Zeitschriften eine scham-

lose libellose Sprache, seinen Herzen gänzlichen Mangel an Mitgefühl für fremde Leiden zuschiebt; so erwähnt er doch bey fast jeder Stadt des Südens, die er besuchte, das ausgesucht feine und doch natürliche Wesen der Gesellschaft, das männlich offene Benehmen der Männer, die Holdseligkeit der Frauen; er rühmt an einer Stelle den gentlemanly and courteous tone der Zeitungen des Südens, und hätte nach dem trefflichen Erfolge seiner Bemühungen in den südlichen Häfen sailor homes zu stiften, aus der großen Bereitwilligkeit der dortigen Kaufleute und Bürger Geldopfer für diesen Zweck zu bringen sein Urtheil, daß der Süden unempfindlich sey für fremde Leiden, als eben so lieblos wie ungerecht zurück halten sollen.

Dies mag genügen um auf die Vorsicht hinzuweisen, mit der man sich aus Reisewerken, wie die vorliegenden des Mr Buckingham, Urtheile über ein Land und Volk zu bilden hat.

Berger.

### B o n n.

Venditur apud A. Marcum bibliop. Bonnens.

امثال العرب Arabum proverbialia vocalibus instruxit, latine vertit, commentario illustravit et sumptibus suis edidit G. W. Freytag. Tom. I. Inest a Meidanio collectorum proverbiorum pars prior. 1838. VIII und 752 Seiten in Octav.

Tom. II. Inest a Meidanio collectorum proverbiorum pars posterior. 1839. 952 Seiten.

Tom. III. pars prior. Insunt 1) Proverbia sententiaeque proverbiales. 2) Dies inter Ara-



bes pugnīs celebres. 3) Facete ingenioseque dicta. 1843. XXV und 655 Seiten.

Tom. III. pars posterior. Insunt 1) Commentatio de proverbiiis Arabicis a Meidano collectis et explicatis. 2) Indices tres. 3) Addenda et corrigenda. 1843. VIII und 520 Seiten in Octav.

Es hat wohl nicht leicht ein Volk eine solche Menge von Sprichwörtern aufzuweisen, als die Araber, denn die vorliegende, jetzt geschlossene Sammlung umfaßt deren über 9400. Die Grundlage des Ganzen bildet das große Werk des Meidani im ersten und zweyten Bande, und die erste Abtheilung des dritten Bandes enthält eine Nachlese aus anderen Sammlungen, besonders aus sieben Schriften verschiedener Verfasser, von denen sich die Handschriften zu Leyden, Wolfenbüttel, Berlin, Paris und Göttingen befinden, und welche hier nach dem Anfangsworte alphabetisch zusammen geordnet sind.

Die Wichtigkeit der arabischen Sprichwörter ist seit den ersten Zeiten, daß in Europa die arabische Literatur ernstlich betrieben wurde, erkannt, und die berühmtesten Orientalisten der Vorzeit, Erpenius, Golius, Pococke, Schultens, Reiske u. A. haben Auszüge aus Meidani ediert; die Nachweisungen, welche hierüber die Vorrede zum ersten Bande enthält, hätten aus Schnurrers *Bibl. arab.* vervollständigt werden können, und aus der neueren Zeit sind noch zu nennen: *Specimen proverbiorum Meidanii ex versione Pocockiana, communicata a D. Macbride*, in den *Fundgruben des Orients* Bd. 1. 3 und 4 und *Meidanii aliquot proverbia arabica ed. Chr. Max. Habicht*. Vratisl. 1826, wodurch zugleich das *longum tem-*

poris spatium intercedens, Praefat. p. III, von 1796 bis 1830 etwas verringert wird. Die von Hn Fr. ebenfalls nicht erwähnten Apophthegms of Alee, the son of Aboo Talib, by William Yule. Edimburgh 1832 sind dem Ref. nicht zu Gesichte gekommen, sondern nur dem Titel nach bekannt, werden aber schwerlich etwas Neues enthalten. Dagegen sind noch die ältesten gedruckten arabischen Sprüche merkwürdig, welche durch Form und Inhalt ihren orientalischen Ursprung als echt beurfunden, wenn auch das arabische Original nicht mehr erhalten, sondern nur eine hebräische Uebersetzung und die aus dieser geflossene lateinische vorhanden ist, nämlich das פפר מבחר הפנינים oder liber selectarum margaritarum, zuerst hebräisch gedruckt 1484 und dann mehrmahls wieder aufgelegt, und lateinisch in Apophthegmata Ebraeorum ac Arabum, per J. Drusium, Franeker. 1591 und 1612. Vgl. Wolf. Biblioth. hebr. Vol. I. p. 403. III. p. 288. IV. p. 1023.

Die Anführung alter Sprüche und Sprichwörter ist bey den arabischen Schriftstellern sehr häufig; bey Ibn Challikan mögen wohl gegen dreißig vorkommen und darunter noch einige, welche in dieser Sammlung nicht enthalten sind, wie von einem guten Schachspieler gesagt wird: 'er spielt Schach wie el=Suli', da Abu Bekr Muhammed Ben Sahja el=Suli als solcher berühmt gewesen war. Vgl. Ibn Challik. vit. Nr. 659. Fasc. VII. p. 52.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

10. 11. Stück.

Den 18. Januar 1844.

---

B o n n.

Schluß der Anzeige: امثال العرب Arabum pro-  
verbia vocalibus instruxit, latine vertit, com-  
mentario illustravit et sumtibus suis edidit G.  
W. Freytag. T. I—III.

So bemerkt auch el-Sojuti in seiner Be-  
schreibung und Geschichte von Aegypten und Ca-  
hira, daß die Schönheit des Dihja Ben Chalifa  
el-Kelbi zum Sprichworte geworden sey; vergleiche  
el-Nawawi, biograph. Diction. p. 240. Eben-  
so finden sich in el-Cazwini's 'Merkwürdigkei-  
ten der Länder' die Angaben, daß man 'die Hitze  
von Oman', 'die Trauben von el-Lais', 'die  
schönen Frauen von Caschmir', 'Berca'idischer Räu-  
ber' u. s. w. als sprichwörtliche Vergleiche zu ge-  
brauchen pflegte, mit der stehenden Formel **يضرب**  
**كأهل**; die letztere Redensart kommt von Ber-  
ca'id, einem Städtchen zwischen Mosul und Nisibi-  
bin, dessen Einwohner durch Räubereyen berüch-  
tigt waren.

So wie in diesem letzten Beispiele, so haben alle diejenigen Sprichwörter ihre besonderen Schwierigkeiten in der Erklärung, welche ursprünglich von historischen Personen hergenommen sind, oder eine bestimmte Veranlassung gehabt haben; el-Meidani hat daher seiner Sammlung einen ausführlichen Commentar beygefügt, von welchem Hr. Fr. eine lateinische Uebersetzung gegeben hat, worin sich über dergleichen meistens genügende Auskunft findet; hin und wieder läßt sich die Erklärung aus anderen Schriftstellern noch vervollständigen, z. B. Tom. II. p. 675. Nr. 296 von dem Sprichworte: 'wer nach Dhafar kommt, muß himjaritisieren', gibt el-Meidani die Veranlassung an; über den Ortsnamen, welcher in den Corrigendis richtig in Dhafar verbessert ist, findet sich in der zweyten vermehrten Ausgabe von Jacuts homonymisch-geographischem Lexicon Folgendes: Es gibt drey Derter des Namens Dhafari, der auf i gebildet wird: es ist eine bekannte Stadt an der äußersten Grenze von el-Jemen zwischen 'Dman und Mirbat am Ufer des Meeres von Indien; dies hat mir Jemand erzählt, der selbst dort war, sie ist volkreich und hat Ueberfluß an Erzeugnissen und liegt nahe bey el-Schihr. Dhafari Zeid ist eine Burg in el-Jemen im Gebiete von Habb. Dhafar ist auch eine Stadt bey San'a, nach welcher der Dhafarische Dnyr benannt wird; hier war der Sitz der himjaritischen Könige und davon sagt man: wer nach Dhafar kommt, muß himjaritisieren, d. h. أهلها أهلها muß die himjaritische Sprache verstehen; dazu gehört eine Geschichte, [welche el-Meidani erzählt]; man sagt auch, daß San'a selbst Dhafar sey.

Aber auch in solchen Sätzen, welche dergleichen

Beziehungen nicht haben, ist es wegen der Kürze des Ausdruckes oft schwer, sogleich den richtigen Sinn zu treffen, zumahl wenn die arabischen Worte mit verschiedenen Vocalen eine verschiedene Aussprache und Uebersetzung zulassen. So ist z. B. T. II. p. 109 Nr. 83 *Iter initio suo edocuit* gegen die wahre Bedeutung des Verb. *اس* in der VIII. Conj., und Pococke in den Fundgr. des Or. Bd. 4. S. 154 las das Verbum im Imperativ und übersetzt richtiger *Considera iter ad initium ejus*. Die oben erwähnte Bearbeitung von 31 Sprichwörtern durch Habicht zeigt auch hin und wieder eine Abweichung und enthält aus einem arabischen Commentare einige Anmerkungen, welche hier vermisst werden. Eine wiederholte Durchsicht der Meidanischen Spruchsammlung, der Gebrauch neuer handschriftlicher Hilfsmittel und die Bemerkungen des Herrn Prof. Fleischer haben dem Hrn Herausgeber eine ziemliche Anzahl von verschiedenen Auffassungen an die Hand gegeben, welche die am Schlusse hinzu gefügten *Addenda et Corrigenda* enthalten.

Es ist bekannt, daß die Araber häufig auch auf ihre Schlachttage anspielen, und deshalb hat Hr Prof. Fr. hier ein Verzeichniß von 228 derselben mit aufgenommen, wiewohl ihre Zahl weit größer ist, und z. B. *Abul-Faradsch Ali el-Isfahani* gest. 355 d. H., in einem besonderen Werke Nachricht von 1700 berühmten Schlachten der Araber gegeben hat. Um nur eine hier nicht erwähnte nachzutragen: der Tag von *el-Kolab*; hier wurden zwey Treffen geliefert, das eine kurz vor *Muhammeds* Auftreten als Prophet, denn sein nachheriger Anhänger *Arpadscha Ben Usad el-Temimi* verlor in demselben seine Nase und ersetzte sie

durch eine goldene, worüber eine besondere Uebersetzung in den Traditions-sammlungen erhalten ist; vergl. el-Nawawi, biograph. Diction. pag. 419. el-Kolâb ist ein Gewässer zwischen Basra und Kufa, sieben Stationen von el-Zemama, nach anderen zwischen den Bergen Dschabala und Schamâm.

Noch müssen wir aber einer anderen Zugabe erwähnen, wodurch die ganze Bearbeitung dieser Sprüche ihre Abrundung erhält, nämlich die Abhandlung, welche die zweyte Abtheilung des dritten Bandes bildet. Hier handelt der Verf. über den Ursprung der arabischen Sprichwörter, über den Sinn und Gebrauch derselben, über die Art und Form, in welcher sie überliefert sind, gibt dann eine höchst interessante Zusammenstellung, wie die Denk- und Handlungsweise der Araber sich in ihren Sprichwörtern ausdrückt und schließt mit der Literatur der arabischen Sprichwörter, über die Sammlungen und Commentare, besonders des Meidani und über die Quellen, aus denen dieser schöpfte. Dann folgen noch drey Register, das erste S. 221—323 über die vorkommenden Personen und Ortsnamen, mit kurzen historischen, literarischen und geographischen Bemerkungen, das zweyte S. 324—363 für die im dritten Bande enthaltene Sammlung nach dem Hauptworte der lateinischen Uebersetzung, und das dritte arabisch über die Meidanischen Sprichwörter im ersten und zweyten Bande nach dem ersten arabischen Worte.

F. W.

B e r l i n.

In Commission bey W. Besser. 1842. Phros der Herold. Zweites Programm zum Ber-

liner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. Nebst einer Abbildung. 10 Seiten in Quart und eine Tafel.

Diese kleine Schrift des berühmten Berliner Archäologen bietet sowohl in Betreff der Gelegenheit, durch welche dieselbe hervor gerufen wurde, als auch durch das Kunstwerk, welches in ihr zuerst heraus gegeben und genauer erläutert wird, so wie durch die in der Erklärung selbst dargelegten Ansichten über den Hermes, den Mythus des Athamas im Allgemeinen und den Phrixos insbesondere, für den Archäologen und Mythologen ein namhaftes Interesse. Wenn es dem Unterzeichneten versagt ist, in diesen gel. Anz. auf den mythologischen Theil der Abhandlung mit der Eindringlichkeit und Ausführlichkeit einzugehen, die ihm von seinem Standpuncte aus zur Besprechung desselben erforderlich erscheint, so kann er doch nicht umhin, die behandelte Kunstdarstellung und ihre archäologische Deutung mit einigen Bemerkungen zu berücksichtigen, um so weniger, als er aus drey ihm bis jetzt bekannt gewordenen kurzen Beurtheilungen der oben erwähnten Schrift ersehen hat, wie die im Allgemeinen unzweifelhaft richtige Deutung des Vorgestellten durch Hrn Gerhard die ihr gebührende Anerkennung nicht gefunden hat, und wir im Stande zu seyn glauben, die Wahrheit derselben noch mehr zu erweisen.

Das abbildlich mitgetheilte Kunstwerk, welches den Anlaß zu der Abhandlung gab, ist das 'mit palästrischem Außenbilde verknüpfte innere Bild einer bemahlten Schale von Thon, deren gefällige Zeichnung den seltenen Beyspielen großgriechischen Vasenstiles auf Werken etruskischer Abkunft sich anreicht. Der flüchtige Phrixos ist ohne Nebenfiguren, selbst ohne Beyseyn der Schwester,

wie anderemahle ohne ihn Helle in einer Weise uns dargestellt, deren schmucklose Grazie an und für sich nicht genügen könnte, aus der Masse der Vasenbilder und aus den mancherley Darstellungen des kolchischen Widders das hier uns vorliegende Rundbild zum Gegenstande auswählter Beschauung hervor zu ziehen. Zwar verweilt unser Auge behaglich bey dem Anblicke des schlanken, krauslockigen Heldenjünglings, der, mit einem Stirnbande geschmückt, mit flatterndem Hute und einem leichten Gewandstück versehen, das wolliche Thier, das er reitet, über die fischreichen Wogen des Meeres hinweg treibt —. Aber auch eine längere Betrachtung bleibt diesem bescheidenen Kunstwerke gesichert, wenn ein anscheinend geringer Nebenumstand uns etwas länger beschäftigen darf. Wir meinen den Heroldsstab, den Phrixos, mit seiner Linken den Widder fassend, in seiner Rechten umgewandt und gezückt hält.'

An der in den eben wieder gegebenen Worten enthaltenen Deutung des auf dem Vasenbilde Vorgestellten hat man im Einzelnen Weniges auszusetzen gefunden, wohl aber, wie gesagt, sie im Ganzen in Zweifel gezogen. Was Herr Gerhard für den Hut des Phrixos hält, will Jemand vielmehr für an der Mitte des Heroldsstabes angebrachte Flügel angesehen wissen. Aber das Band unten um den Hals des Jünglings deutet auf einen Hut, und ein Hut ist das in Frage stehende Ding allerdings, ganz ähnliche Hüte kommen auch sonst auf Vasenbildern vor; nur flattert der Hut, nicht mehr von dem Bande gehalten, frey in der Luft, wohl nicht in Folge der Flüchtigkeit des Malers, sondern um die Schnelligkeit des Lufttrittes deutlicher hervor zu heben. Was nun die



gegen die Richtigkeit der Gerhardschen Deutung im Allgemeinen erhobenen Zweifel anbelangt, so basieren dieselben wohl hauptsächlich darauf, einmal, daß die Helle neben ihm nicht ist, dann, daß der Widderreiter einen Heroldsstab trägt. Aus diesem Grunde hat man vielmehr gemeint, in demselben den Hermes erkennen zu müssen, der allerdings, aber nur selten, in Bezug auf Meer und Wogen vorkommt, obwohl doch ein auf dem Widder über das Meer hineilender Hermes mindestens etwas eben so Singuläres ist, als ein Phrixos mit dem Heroldsstabe. Inzwischen hat weder Hr Gerhard noch einer seiner Beurtheiler gemerkt, daß dem Phrixos zur Rechten gerade vor dem Beschauer Land gebildet ist, daß Phrixos also dem Lande unmittelbar nahe ist; ein Umstand, durch welchen die Abwesenheit der Helle vollständigst motiviert und erklärt wird. Auch hat sich, wie es scheint, Niemand des unserem Vasenbilde äußerst ähnlichen Wandgemählde in dem Museo Borbonico II, 19, erinnert, das vor Allem geeignet ist, die Deutung des ersteren auf den Phrixos zu sichern. Auf demselben steht der Widder, ebenfalls den Phrixos allein auf seinem Rücken tragend, gerade ans Land. Freylich führt hier Phrixos keinen Heroldsstab; aber wen wird es Wunder nehmen, wenn entweder die Sage und dieser folgend der Vasenmahler oder sein etwaiger Vorgänger, oder ein Künstler ganz für sich allein, dem Phrixos durch denselben Gott, von welchem der Widder kam, zudem noch den Heroldsstab zukommen ließ? Ähnliches kommt doch mehrfach vor. Es fragt sich nur, in welcher Absicht der Heroldsstab dem Phrixos gegeben wurde. Wenn das hierher Einschlagende, von Hn Gerhard auf S. 7 scharfsinnig Bemerkte, minder

zusagen sollte, der wird vielleicht geneigt seyn, an eine von folgenden beiden Beziehungen des Heroldsstabes oder an beide zugleich zu denken. Der Stab des Hermes gilt auch als Hirtenstab. So konnte dieser Stab mit dämonischer Kraft sehr wohl als deshalb zu dem Widder gegeben gedacht werden, damit dieses ebenfalls nicht gewöhnliche Thier, welches bis dahin nur an die Leitung des Gottes gewöhnt war, nun auch der des Phrixos folgte. Ferner: des Phrixos Reise ging in ein fernes, fremdes Land, wo ihm, dem Unbekannten, Ausheimischen, schon allein aus diesem Grunde Gefahr drohte. Nun verleiht aber der Caduceus denen, welche ihn tragen, persönliche Sicherheit. Beide Beziehungen passen gewis zu. Wie sehr das von der ersteren gilt, wird sich gleich noch mehr heraus stellen. Denn eben dieser Heroldsstab bedarf noch der weiteren Besprechung. Hr Gerhard sagt in dem Obigen von ihm, er sey 'gezückt', und gleich darauf, der Widder werde durch ihn 'stachelnd bedroht'; eine Ansicht, auf welche dann weiter Schlüsse über die Bedeutung des Phrixos gebaut werden. Nun, mit dem Stacheln hätte es denn doch seine eigene Bewandnis, der Stiel des Heroldsstabes hat ja auf seiner Spitze, wenigstens nach der beygegebenen Abbildung, deutlich einen Knopf. Ref. gesteht, nachdem er, bey dem ersten Anblicke des Bildes, in dem von Phrixos gehaltenen Geräthe den Heroldsstab erkannt hatte, darauf eine Weile Anstand genommen zu haben, ob nicht doch darin etwas Anderes zu suchen sey, bis er denn endlich im Wesentlichen zu der erst gehegten Ansicht zurück kehrte. Der Heroldsstab hat, als solcher betrachtet, etwas Absonderliches, den verhältnismäßig sehr breiten Rand um das obere Ende des Stieles, welcher

fast, wie der sonst an Stielen von Fackeln befindliche ausfieht, die in zwey nicht sich zugekehrte Haken auslaufenden Schlangenwindungen oberhalb, oder wie Phrixos den Heroldsstab gerade hält, unterhalb dieses Randes. Bedenkt man nun die Situation des Phrixos, und überzeugt man sich durch den Anblick des Bildes, daß Phrixos das Sträth gerade so hält, als wolle er es schütteln, damit die Schlangenwindungen gegen den Rand geschlagen ein den Widder antreibendes Geräusch geben möchten, so dürfte die Vermuthung gewiß nicht unwahrscheinlich erscheinen, daß es zunächst zu demselben Behufe dienen solle, wie das an Gestalt zwar verschiedene, welches der Wagenlenker auf der Burgonschen Preisvase in der linken Hand hält und unser seliger Müller in dem Handbuche der Archäologie der Kunst, §. 424. Anm. 1, *μάστιξ* nennt, wenn nicht vielmehr dieses Geräthes hauptsächliche Bestimmung die des Lenkens der Kasse ist. Ja die oben erwähnte Hakenbildung könnte zu der Meinung führen, daß dasselbe Geräth unter Umständen und je nach Belieben auch gewissermaßen die Stelle des von jenem Wagenlenker mit der rechten Hand zugleich gebrauchten *κέντρον* vertreten solle, in so fern es allerdings passender war, das dickwollige Thier durch ein Reißinstrument, denn durch eines, womit gestochen wird, antreiben zu lassen, da doch letzteres schwerlich bey der Dicke des Bließes von Nutzen gewesen seyn würde. Hierdurch wird aber keinesweges bedingt, daß das Geräth ein Heroldsstab nicht seyn könne, wofür man es denn doch der Form nach wird halten wollen; nur — und dieser Umstand spricht sehr für unsere Meinung — das wird erklärt, warum eben dem Heroldsstab die in jenen Punkten etwas abweichende Form gegeben ist. Dem aufmerkamen

Beschauer alter Bildwerke wird nicht entgangen seyn, daß nicht gar selten, wo Götter fahrend oder reitend vorstellig gemacht sind, Attribute, die ihnen eignen, in ihren Händen oder in denen ihrer untergeordneten Begleiter in ganz ähnlicher Weise verwendet werden. So dient der Dreyzack als *κέντρον*, so die Fackel als eben dasselbe oder als *μάστιξ*; und ganz etwas Aehnliches, ganz aus der Mitte dieses Verfahrens alter Künstler heraus genommen ist es, wenn bey Aeschylos in den Eumeniden, Vs 382, die Athena ihre Legis schwirren läßt, um durch das Gebrause derselben die Rosse anzutreiben.

Friedrich Wieseler.

### B o u n.

1842. Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes von Dr. W. Rosgarten.

Fast in jeder staatswirthschaftlichen Arbeit lassen sich zwey Hauptbestandtheile unterscheiden, ein factischer, wie ich ihn nennen möchte, und ein präceptiver. Dort fragt es sich, wie die Dinge sind, hier, wie sie seyn sollen; dort werden Erscheinungen erklärt, hier werden sie gefordert oder verworfen. Es ist der Unterschied, welchen Rau mit den Worten Volkswirtschaftslehre und Volkswirtschaftspflege bezeichnet. Da leuchtet es denn von selbst ein, daß jene factischen Lehrsätze entweder schlechtthin wahr, oder schlechtthin falsch seyn müssen; eben so aber auch, daß eine präceptive Behauptung von tausend Umständen abhängt, an dem einen Orte, auf der einen Culturstufe heilsam, auf der anderen verderblich seyn kann. Also dort absolute, hier selbst im besten Falle nur zeit- und ortsgemäße Wahrheit.

Adam Smith ist in beiden Richtungen groß gewesen. Seine Untersuchungen über die Theilung der menschlichen Arbeit, über die Höhe des Arbeitslohnes u. andere mehr zeichnen sich nicht allein durch die einleuchtende Sicherheit der Resultate, sondern zugleich auch durch die Neuheit und Wirksamkeit der Methode in dem Grade aus, daß A. Smith zuversichtlich für alle künftigen Entwicklungen der Nationalöconomie eine ähnliche Stellung prophezeit werden kann, wie etwa dem Aristoteles für die Logik oder dem Baco für die Naturwissenschaften. Was die präceptive Seite Ad. Smiths betrifft, so haben die neueren Bemühungen um freye Disponibilität der Grundstücke, freyen Gewerksbetrieb, freyen Handel, Emancipation der Colonien zc. in ihm bekanntlich ihren einflußreichsten Vertreter gefunden. Niemand wird verkennen, daß diese Theorie den revolutionären Bedürfnissen des vorigen Jahrhunderts, wenn auch durchaus nur auf legalem und friedlichem Wege, vielfach die Hand bietet.

Die Theorie ist von jeher eben so wohl die Schülerin, wie die Lehrerin der Praxis, immer aber ihr getreues Abbild gewesen. Wie sich heut zu Tage auf dem Felde der eigentlich s. g. Politik eine conservative und reactionäre Partey dem Strome der Revolution entgegen wirft, ihm einen Fußbreit Landes nach dem anderen wieder abzugewinnen sucht, so ist auch unter den Staatswirthschaftslehrern gar manigfach das Bestreben sichtbar, aus den Einseitigkeiten und Extremen der Smithschen Theorie entweder zu einer entgegen gesetzten Einseitigkeit, oder zu einer höheren, aus verschiedenen Elementen gemischten Wahrheit zu gelangen. Man denke an Lists oft fanatische Bekämpfung der Smithschen Handelsfreyheit, oder,

um Gediegeneres zu erwähnen, an die weise, nur von Idioten gemisbilligte, Vorsicht, mit welcher Rau alle Umstände erwägt, und selbst die getadelten Einrichtungen selten schlechthin und gänzlich verwirft. Wenn Hermann den Gemeinfinn als einen eben so gut berechtigten Factor der Volkswirtschaft, wie den Eigennutz, darstellt, so ist das gleichfalls eine Umkehr von der älteren Schule. Malthus' Schriften lesen sich häufig ganz so, als wenn sie für die conservative Parthey seines Vaterlandes, und gegen die industriellen Wortführer aus Ricardos Anhang gerichtet wären. Eine eben so entschiedene Opposition gegen die herrschende Theorie spricht sich in den neueren Schriften von Sismondi aus, so wie in mehreren Arbeiten des trefflichen Mohl. Am meisten sind übrigens die den Grundbesitz angehenden Fragen auf diese Weise erörtert worden, und der Verfasser der vorliegenden Schrift reihet sich den Harthausen u. A. würdig an. Auch er ist der Meinung, daß alles blinde Trachten nach dem Neuen verderblich ist\*); daß der Freyheit des Grundbesitzes eine große Gefahr drohet, in Zügellosigkeit überzugehen; und daß, um den Staat in dauernder Kraft zu erhalten, nichts mehr Noth thut, als die liebevolle Bewahrung alles desjenigen; was noch lebensfähig erscheint. Ich begrüße die Arbeit dieses hoffnungsvollen jungen Schriftstellers um so freudiger, je mehr ich selbst überzeugt bin, daß auf einer weisen Mischung der progressiven und conservativen Bestrebungen alles Heil unserer Zukunft ruhet. Die Ansichten des Herrn R. verhalten sich zu denen von Haller oder Ad. Müller (man denke an des Letzteren agronomische Briefe in den ersten Bänden von Fr.

\*) Freylich nur eben so verderblich, wie alles blinde Hangen am Alten!

Schlegels deutschem Museum!) ungefähr eben so, wie die jetzt in Preußen herrschende Staatskunst zu der eines Ferdinand VII von Spanien.

Der Verf. beginnt seine Arbeit mit einer geschichtlichen Uebersicht des Gegenstandes. Er spricht von den Dispositionsbeschränkungen des Grundes und Bodens bey den Aegyptiern, Indiern, Juden, bey den Griechen, Römern und neueren Völkern. So lehrreich er den letzten Punct behandelt, so wenig genügen mir die ersteren. Wie es bey Nichthistorikern gewöhnlich geht, so ist von den ferner liegenden, weniger bekannten Völkern nur als von etwas ein für alle Mahl Gegebenem die Rede. Ob nicht in den verschiedenen Lebensperioden z. B. des jüdischen Volkes sehr verschiedene wirthschaftliche Geseze Statt gefunden haben, ob nicht in der Entwicklung derselben ein ähnlicher Gang zu bemerken ist, wie bey uns Neuern, bleibt unerörtert. Und doch würde nur hierdurch, was sonst bloße Einzelheit, bloße Curiosität ist, unserer Wissenschaft wirklich angeeignet werden können. Ich werde am Schlusse dieses Aufsatzes einige Fingerzeige darüber mittheilen. Hier nur die statistischen Resultate unserer Schrift.

Am übertriebensten ist die Bodenzerstückelung im nördlichen Italien und in Ireland. Von dem ersteren Lande hat bekanntlich unser Niebuhr das schwere Wort gesprochen: 'In den Städten Pfuscher und Krämer; auf dem Lande zeitpachtendes und tagelöhnerndes Lumpengesindel.' Während die Campagna von Rom im Mittelalter zu den fruchtbarsten Landschaften gehörte, ist sie jetzt, nach Beseitigung des Bauernstandes, eine öde Weidefläche geworden, von 40 großen Pächtern verwaltet und von armseligen Feldarbeitern aus dem Sabinergebirge angebaut. Wo an den Grenzen

der Campagna reichere Vegetation herrscht, wie in Albano, Frascati u., da hat das System der Erbpacht den Bauern conservirt. In Toscana, der Lombardey, dem venetianischen Festlande haben, schon nach Rumohrs Berichte, ganz dieselben emancipatorischen Ideen, welche heut zu Tage bey uns wirken, bereits im zwölften und dreyzehnten Jahrhunderte von den liberalen Städten aus das platte Land 'entfesselt.' Der Bauer wurde persönlich frey, seiner gutherrlichen Lasten entledigt, und unbeschränkter Eigenthümer seines Hofes. Allein wenig Generationen verstrichen, so waren durch Uebervölkerung, Ueberschuldung, allzu große Parcellirung die meisten kleinen Besitzer nicht mehr im Stande, die Concurrnz der größeren auszuhalten. Ganze Dörfer wurden ausgekauft; natürlich von Seiten städtischer Capitalbesitzer, und der elende Bauer mußte froh seyn, wenn er als Zeitpächter oder Tagelöhner auf dem Erbe seiner Väter ein Unterkommen behielt. Auf der venetianischen Terraferma, wie Martens angibt, ist nicht der tausendste Bauer mehr Eigenthümer. Allenthalben herrscht der Theilbau, die s. g. mezzeria vor. (In einigen Gegenden, wie um Lucca z. B., liefert der Theilbauer sogar zwey Drittel seines Rohertrages dem Grundherrschaft ab. Welch eine Pacht! Ich füge hinzu, da der wirthschaftliche Charakter der Sklaverey vornehmlich darin besteht, daß der Arbeitsherr einen Theil vom Lohne des Arbeiters mitbeziehet, so ist ein solches Verhältniß kaum viel besser, als die Leibeigenschaft, zumahl in jedem hochbevölkerten Lande nach allgemeinen wirthschaftlichen Grundsätzen der Arbeiter von seinem Lohnherrschaft viel dringender abhängig ist, als umgekehrt. Diese ganze Schilderung, muß ich übrigens ausdrücklich bemerken, paßt nur für Norditalien. Im



südlichen Theile der Halbinsel steht sich der Bauer zwar auch sehr schlecht, so daß ihn der Laie mit dem Norditaliäner wohl verwechseln könnte; allein dem Staatswirth machen sich doch die erheblichsten Unterschiede bemerkbar. Hier walten noch ganz oder beynahe ganz die mittelalterlichen Verhältnisse ob; eine Emancipation, weise beschränkt, würde Heilung gewähren, wogegen die Verhältnisse des Nordens, die der Emancipation eben nachgefolgt sind, wie jede Altersschwäche, unheilbar scheinen). — Der trostlose Zustand des irischen cottager ist allgemein bekannt; und eben so bekannt, daß er von übergroßer Parcellierung des Grundbesitzes herrührt. So lange diese nicht aufhört, und sie ist eine nothwendige Folge der Uebervölkerung und der fast thierischen Bedürfnislosigkeit des Irländers, würde selbst die Befriedigung des extremsten Radicalismus, selbst die Verjagung aller Grundherren höchstens der lebenden Generation Erleichterung verschaffen.

In Frankreich ist die Zersplitterung des Grundeigentumes, die schon H. Young so energisch tadelte, durch die Revolution noch ungemein erhöht worden. Das Journal des Débats gesteht offen ein: le territoire français semble tomber en poussière. Es ist nichts Seltenes, dort Grundstücke zu 6 bis 10 Franken feil geboten zu sehen. Die Wiederzusammenbringung solcher Parcellen hält sehr schwer, weil die Notariats-, Registrierungs- gebühren u. so außerordentlich hoch sind. Während Moreau de Jonnés im Jahre 1825 die Zahl der Grundeigentümer auf 4832000 schätzte, gibt sie Blanqui im J. 1839 auf beynahe 10 Millionen an\*).

\*) Die letztere Angabe ohne Zweifel unrichtig, vermuthlich eine Verwechslung mit der Anzahl der Parcellen.

Gar oft kommt es vor, daß mehrere solche Duodezeigenthümer zusammen treten, ihre Spanne Land an einen gemeinsamen Pächter vermietthen, und nun von diesem als Arbeiter beschäftigt werden. Wenn wir eine Menge von Klagen hören, daß alle größeren Privatunternehmungen, Bewässerungscannäle zc. jetzt verfallen, und nichts Gemeinnütziges der Art, außer von Staatswegen, unternommen werden kann, so wird jeder Nationalöconom das bgreiflich finden.

Deutschland ist im Ganzen von diesem Extreme noch ziemlich verschont geblieben; nur Württemberg und das Rheinthal sind nicht allzu weit davon entfernt. In dem ersteren Lande, wo seit fast einem Jahrhunderte größtentheils freye Disponibilität des Grundbesitzes herrscht, versichert der Augenzeuge Mohl geradezu: 'Sie ist ein Krebschaden, der mit den schrecklichsten Verheerungen droht, wenn nicht durch eine heroische Cur geholfen wird. Die Ueberzeugung von der Wahrheit dieses Satzes darf als allgemein herrschend bezeichnet werden.' Mohl scheint in dieser Beziehung eine um so glaubwürdigere Autorität, als er im Allgemeinen durchaus zur liberalen Seite zu rechnen ist. In den Neckar- und Remsgegenden hat die Pflugcultur schon beynahе ganz dem Spaten weichen müssen; obwohl es hier keine Fabriken zur Ausbülfe gibt. Rheinpreußen besitzt auf einem katastrierten Flächenraume von 5942000 Morgen mehr als 6 Millionen Parcellen, so daß im Durchschnitte nur 170 Quadratruthen auf jede einzelne kommen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 12. Stück.

Den 20. Januar 1844.

---

### B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Betrachtungen über die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundbesitzes von Dr. W. Rosgarten.'

Im Coblenzischen und Trierischen beträgt die Grundsteuer mancher Parcellen nur einen Pfennig; und an der Uhr namentlich gibt es Besitzungen, wo die Ackerfurche bis 5 Procent ausmacht. Und zwar ist diese Zersplitterung keinesweges auf das Weinland beschränkt, obwohl sie hier am weitesten geht, so daß z. B. die Rheinweinberge zwischen Cöln und Coblenz meistens schon den Bürgern dieser beiden Städte gehören. Unter den übrigen Provinzen der preussischen Monarchie sehen wir namentlich auch in Ostpreußen die Zerstückerung des Grundbesitzes auf eine bedenkliche Höhe getrieben. Es hat sich seitdem, nach den trefflichen Beobachtungen von Harthausen, der Bau der Cerealien keinesweges gehoben, die Hornviehzucht nur wenig, die übrige Viehzucht allerdings der Qualität nach sehr bedeutend, der Obstbau ist zurück

gegangen, nur der Kartoffelbau hat enorme Fortschritte gemacht. Jedermann weiß, in welcher traurigen Verbindung der Kartoffelbau mit der Proletarierbevölkerung steht. — Der westphälische Bauernstand hat selbst auf Beschränkung der Theilbarkeit angetragen, und demgemäß das Erbfolgesetz von 1836 erhalten.

Im zweyten Abschnitte unseres Buches wird das Princip der schrankenlosen Theilbarkeit und Veräußerlichkeit, wie es die Smithsche Schule aufstellt, vom volkswirtschaftlichen Standpuncte aus angefochten. Ad. Smith lehrt bekanntlich, daß jeder Einzelne seinen Privatvortheil im Durchschnitte selbst am besten verstehe, und daß der Vortheil der Individuen zuletzt immer mit dem des Ganzen zusammen treffe. Hiergegen erinnert K., und es ist von Vielen neuerdings erinnert worden, daß man keinesweges immer eine richtige Verfolgung des Privatvortheilens von der Mehrzahl erwarten dürfe. Am allerwenigsten da, wo um großen, dauernden Gewinnes in der Zukunft willen kleine Vorthelle des Augenblickes geopfert werden sollen. Dies hat man bey den leichtsinnigen Heirathen der Ireländer zu spät eingesehen; bey dem leichtsinnigen Meisterwerden in den Ländern der Gewerbefreyheit zeigen sich ähnliche Gefahren; ganz derselbe Fall ist es mit der leichtsinnigen Zersplitterung des Grundbesitzes, einem Werke unbesonnener Elternliebe\*). — Noch größere Beschränkung erfordert der andere Satz, den K.

\*) Schon Justus Möser vergleicht mit Recht den Bauern, der sein Gut verschuldet oder übertrieben parcellirt, um alle seine Kinder gleichmäßig zu bedenken, mit einem Soldaten, der Flinte und Säbel verkauft, den Erlös davon unter die Seinigen vertheilt, und mit einem Knittel zu Felde zieht.

mit Recht als einen atomistischen bezeichnet, daß nämlich das individuelle Interesse, wie es sich bey freyer Concurrenz gestaltet, immer auch dem Gesamtinteresse gleich sey. Vielmehr, wo die unbeschränkte Concurrenz nicht durch Gemeinsinn gemildert wird, da herrscht statt der Freyheit die Anarchie, der Despotismus des großen Capitalbesitzes, da wird der Bauer eben so unausbleiblich von dem großen Gutsbesitzer erdrückt, wie der Handwerker vom Fabrikanten, der Arbeiter vom Lohnherrn. *La libre concurrence*, wie Chevalier sehr richtig bemerkt, *est un champ de bataille, où les grands dévorent les petits*. In Bezug auf Forst- und Bergbau ist es jetzt allgemein anerkannt, daß die für den Einzelnen vortheilhafteste Betriebsart absolut, also für das Ganze keinesweges so vortheilhaft ist. Ganz dasselbe gilt aber wenigstens insofern auch vom Landbau, als jeder bloß momentane Besitzer sein Grundstück möglichst auszubeuten und dem Nachfolger erschöpft zu hinterlassen sucht. Für den Ertrag im Allgemeinen sicher kein sehr nütliches Bestreben. Da der Staat eine dauernde Gesellschaft ist, so liegt es in seinem höchsten Interesse, daß sich auch dauernde Elemente in seinem Schoße befinden. Der Einzelne hat ein solches Interesse nicht.

Wer in unseren Tagen den Grundbesitz zu mobilisieren wünscht, der geht dabey von der Ansicht aus, meint Herr K., Grund und Boden sey ökonomisch von ganz ähnlicher Beschaffenheit, wie das bewegliche Capital, und müsse deshalb auch der Flüssigkeit und augenblicklichen Energie des Geldes möglichst nahe gebracht werden. Allein schon die Unbeweglichkeit der Grundstücke macht sie zu Handelsgegenständen schlecht geeignet, indem weder von Ort zu Ort, noch von Jahr zu Jahr Ueberfluß

und Mangel dieser Waare durch den Transport einander ausgleichen können. Hierzu kommt, daß eine eigentliche Consumtion des Bodens gar nicht möglich ist. Dies sind allerdings Eigenthümlichkeiten, welche die völlige Gleichstellung mit dem Gelde zum mindesten bedenklich machen. Wenn Hr. K. nun fortfährt, die Bewegung der Volkswirthschaft könne nur auf dem Grunde von etwas Unbeweglichem gedeihen, so möchte ich das, trotz der Auctorität des Herrn Ringseis, nur für ein Epigramm, nicht aber für einen Beweisgrund halten. Desto gediegener ist seine fernere Ausführung. Mit ansprechender Gemüthlichkeit wird der bäuerliche Sinn \*) geschildert, die Liebe zum väterlichen Erbe, die von Kindheit an gewonnene Vertrautheit mit dem Locale, die liebevolle Benutzung jedes geringfügigen Umstandes, ohne welchen der Landbau im Kleinen schlechterdings nicht wahrhaft gedeihen kann. Beharrlicher Fleiß und langjährige Erfahrung ist in der Landwirthschaft doch noch bedeutender, als Wissenschaft und Capital. Das hat schon M ö s e r in seinem köstlichen Aufsatz: 'Es bleibt bey'm Alten,' gezeigt. Gibt man nun völlige Mobilisierung der Ländereyen zu, so kann es nicht fehlen, daß statt der wahren Landleute die Geldleute in den Besitz des Bodens kommen, die in der Regel noch dazu alle Augenblicke das Grundstück wechseln wollen. Schon die bloße Erbtheilung muß dies allmählich herbeiführen, mag sie nun real, oder durch Hinauszahlung der Miterben vorgenommen werden. Bey einem an sich schon verschuldeten Hofe, bemerkt

\*) Ich erinnere an die herrlichen Worte Göthes darüber zu Anfange des fünften Gesanges von Hermann und Dorothea.

von Lavergne = Peguilhen, pflegt die Subhastation bereits der ersten Erbtheilung auf dem Fuße zu folgen; und wo eine Wirthschaft diese erste Erbregulierung auch glücklich übersteht, da wird sie mit seltenen Ausnahmen der zweyten um desto sicherer unterliegen. Wie kann es auch anders seyn? In Westphalen schätzt man den Reinertrag der Bauergüter durchschnittlich auf  $2\frac{1}{2}$  bis 3 Proc. des Ankaufspreises, und selten kann der Landmann unter  $4\frac{1}{2}$  bis 5 Proc. Zinsen etwas geborgt erhalten.

Wenn der Verf. im weiteren Verlaufe seiner Arbeit gegen die Geldwirthschaft im Allgemeinen eifert, wenn er die Naturalabgaben, die Frohndienste, die aliquoten Lieferungen im rothigen Lichte darstellt, so hätte ich aus dem eigenen Interesse seines Zweckes diesen Abschnitt lieber weggewünscht. Ich gebe vollkommen zu, daß auf den niederen Wirthschaftsstufen Naturalleistungen für alle Theile angenehmer sind, als Geldprästationen, wie mir z. B. noch aus dem 16. Jahrh. mehrere Fälle bekannt sind, wo der deutsche Bauer eine Erhöhung der Frohnden lieber sah, als eine neue Steuer. Ich bin deshalb entschieden dagegen, wenn man in einer großen Monarchie mit starken provinziellen Verschiedenheiten, wie Preußen oder Frankreich, allgemeine Ablösungs- oder Gemeintheilungsordnungen erlassen wollte. In Westfrankreich oder Sologne und in Posen können noch eine Menge von Einrichtungen Vernunft und Wohlthat seyn, die im Norddepartement oder Garonnethale und in der Rheinprovinz lange schon Unsinn und Plage geworden sind. Allein Herr K., ich will nicht sagen verkennt, allein er läßt doch viel zu sehr in den Hintergrund treten, daß und warum auf den höheren Wirthschaftsstufen viele Institute der mittelalterlichen Ackerverfassung veraltet sind. Daß

z. B. jede aliquote Leistung mit der steigenden Künstlichkeit des Landbaues einen immer größeren, zulezt ganz unerschwinglichen Theil des Reinertrages verzehrt; daß die Gemeinweiden und Weideservituten, sobald man zur Koppel- oder gar Wechselwirthschaft übergeht, die schwerste Fessel werden zc. Es würde um die Theilungs- und Veräußerungshindernisse, deren fortdauernde Heilsamkeit ich aus voller Seele anerkenne, schlimm, sehr schlimm stehen, wenn sie mit den Zehntrechten, Gemeinheiten, Frohnden unauslösllich zusammen hingen. Der Verf. wird durch diese Vermischung eine Menge gemäßigter Liberalen mißtrauisch machen, die sonst, wie Ref. aus eigner Erfahrung weiß, für die zur Erhaltung des Bauernstandes nothwendigen Schritte gar leicht zu gewinnen wären. Leider kein geringes Versehen, und heut zu Tage nur allzu häufig! Die gesund Liberalen und die gesund und wahrhaft Conservativen liegen gar nicht so sehr weit aus einander; wie man den ersteren keinen schlimmeren Dienst erzeigen kann, als wenn man sie mit den Revolutionären verwechselt, so den letzteren, als wenn man irgend wie dem Verdachte Nahrung gibt, daß sie Reactionen im Sinne hätten, und das Todte, ja schon Begrabene galvanisch wieder beleben wollten. Diese Rücksicht hätte der Verf., gerade im Interesse der guten Sache selbst, fester ins Auge fassen sollen.

In der Beantwortung der Frage, welche Größe der Landbesitzungen als die wünschenswerthe zu fixieren sey, stellt unser Verf. den gewiß durchaus richtigen Satz auf, daß die großen sowie die kleinen Güter ihre eigenthümlichen Vortheile haben, und eine zweckmäßige Vermischung daher das heilsamste ist. (Es ist in so fern mit dem Landbau, mein' ich, eben so wie mit dem Staate, der ja



auch zu seinem wahren und dauerhaften Gedeihen eine Mischung fester aristokratischer und freyer volksthümlicher Elemente fordert. Die mittelalterliche Agrarverfassung hatte für eine solche Mischung Sorge getragen, indem sowohl die Bauerhöfe, als die Rittergüter mehr oder weniger geschlossen waren. Mit der freyen Concurrenz hört das auf; es tritt zunächst in der Regel ein Uebermaß der kleinen Grundstücke ein, und auf dieses folgt alsdann ein eben so schädliches Uebermaß der großen Güter. Von einer Verbindung pflegt da keine Rede zu seyn. Mit dem entschiedenen Vorherrschen der Latifundien und der Proletarier auf dem Lande muß natürlich die Bevölkerung und der Gesammtreichthum des Landes wieder abnehmen, ein Verfall, der auch die Städte zulezt mit ereilen wird).

Herr K. sucht im dritten Abschnitte die eben erörterte Ansicht auch vom Standpuncte der Rechtsphilosophie zu unterstützen. Ich meines Theils hätte ihm diese Mühe gern erspart; auch ohne dies scheint mir die Hauptsache in seinem Werke vollständig sicher zu stehen. Und es ist anderer Seits nur zu bekannt, daß sich aus dem großen Magazine, welches man Rechtsphilosophie zu nennen pflegt, ziemlich für jeden Zustand der Praxis gleich treffende Beweisgründe entlehnen lassen. Sonst ist die Deduction, welche der Verf. aus dem Begriffe des Eigenthumes vornimmt, eben so scharfsinnig, wie ansprechend. Wenn der Code Napoléon das Eigenthum als absolutes Dispositionsrecht bezeichnet, dabey aber doch ein eben so absolutes Recht des Staates gegenüber dem Privateigenthume annimmt, so macht Hr K. mit Grund auf diesen schroffen Widerspruch aufmerksam. Gerade in Bezug auf den Eigenthümer selbst ist der

Grund und Boden von andern Eigenthumsobjecten wesentlich verschieden. Während diese ihrer Substanz nach verzehrt werden können, sind bei den Grundstücken nur die Früchte consumierbar. Während dort die Sache selbst in der Regel Erzeugniß menschlicher Arbeit ist, sind es hier ebenfalls nur die Früchte. Am allerwenigsten liegt es im Begriffe des Eigenthums, daß es nothwendig Individuen zustehen müsse. Ein Familieneigenthum ist aber nur dann möglich, wenn eines der Familienglieder, natürlich mit Vorbehalt gewisser Pflichten gegen die ganze Familie, den Besitz des Grundstückes allein erbt. Alle Arten der Erbtheilung nämlich, wie Lavergne-Pequilhen\*) treffend gezeigt hat, der öffentliche Verkauf mit Theilung des Erlöses, die Naturtheilung und die Uebergabe an einen Erben mit der Verpflichtung, die andern Erbportionen zu verzinsen und demnächst abzuführen, müssen die Landmannsfamilien in kurzer Zeit nothwendig ruinieren. Selbst der häusliche Frieden wird durch die Gleichstellung aller Kinder erfahrungsmäßig nichts weniger als gefördert: indem durch die dauernden Schuldverhältnisse, die Kündigungen u. gar leicht zu Processen und zu den gehässigsten Zwistigkeiten der Same gestreut wird.

Was endlich die Anwendung seiner Grundsätze in der Praxis betrifft, so ist Herr K. von lobenswerther Mäßigung beseelt, die freylich allein im Stande ist, ihre Wünsche dauerhaft zu erreichen. Er will zunächst autonomische Bestimmungen der großen Grundbesitzer, etwa durch Majorate ihre Güter sicher zu stellen, auf alle

\*) Auf diesen echt practischen Schriftsteller muß ich ganz besonders aufmerksam machen.

Weise begünstigt wissen. Die gesetzliche Bestimmung eines Minimums für den Bauerhof scheint ihm mit Recht sehr schwierig zu seyn. Nach dem Flächenraume geht natürlich gar nicht an, weil ein Gut, das auf fruchtbarem Boden und in der Nähe großer Städte übermäßig erscheint, unter den entgegengesetzten Verhältnissen viel zu klein seyn kann. Der Verf. denkt an den Maßstab des Gesspannes\*); allein der wird an den großen Transitstraßen durch das Nebengewerbe des Frachtfahrens allzu triegerisch. Den Localbehörden Alles anheim zu stellen, wie es die preussische Regierung für die Rheinprovinz vorgeschlagen hat, würde diesen eine despotische Gewalt geben, und gar leicht den Zweck des Gesetzes selbst vereiteln. Deshalb möchte ich am meisten noch eine gewisse Höhe der Grundsteuer als Minimum empfehlen, die ja ohnehin, namentlich wo ein gutes Cataster bestehet, auf die Qualität des Aekers und die sonstigen Umstände Rücksicht nimmt. So z. B. in Baiern. Hat doch die Grundsteuer, eben so wie das Hypothekenwesen, ein directes Interesse, daß die Landzerstückelung nicht allzu groß werde. (Die Practiker sind jedoch im Allgemeinen leider mit Recht der Ansicht, daß die Erhaltung der Bauerhöfe viel schwieriger ist, als die der Rittergüter. Denn wenn es auch gelingt, das Eigenthum geschlossen zu halten, wer kann den Eigenthümer selbst verhindern, seinen Hof an zehn elende Pächter zu vermietthen, die vielleicht nebenher mit Spinnen und Weben ihre Existenz fristen? Eine Proletariersmasse von Pächtern ist aber am Ende noch trostloser, als eine Proletariersmasse von Eigenthümern). — Weiterhin empfiehlt der Verf., das active Gemeindebürgerrecht an ein

\*) Ich bemerke, daß dieser Maßstab der schwedischen Gesetzgebung zu Grunde liegt.

gewisses Maß des Grundbesitzes zu knüpfen, um auf diese Art den Theilungen indirect entgegen zu wirken. Ingleichen will er den Besitz der todten Hand, des Domaniums, der Gemeinden 2c. auf jede mögliche Art erhalten wissen. Dahingegen räumt er willig ein, daß eine Bewahrung oder gar Erneuerung der alten Gutsherrngewalt in einem Lande, wo 'alltäglich Müller, Kornhändler, ja Scharfrichter Gutsherren werden,' nimmermehr zum Guten führen könne.\*)

Soll ich in kurzen Worten den Werth der vorliegenden Arbeit abschätzen, so zeugt sie durchaus von soliden und vielseitigen Kenntnissen in der Nationalökonomie. Der Verf. steht auf der Höhe der heutigen Theorie, und scheint auch dem Leben und seinen Anforderungen nicht fremd zu seyn. Sehr viel Neues hat er gerade nicht geliefert, allein die wichtige Lehre, die er behandelt, immerhin einen Schritt weiter geführt. Zu tadeln wüßte ich außer dem Ungenügenden seines historischen Theiles nur noch eine gewisse Weiterschweifigkeit, die mancherley Wiederholungen bewirkt und den Ueberblick des Ganzen erschweren muß.

So viel ist gewis, auf den niedern Wirthschaftsstufen bemerken wir bey jedem Volke eine große Unbeweglichkeit des Grundbesitzes. Man denke an das Jubeljahr des hebräischen Mittelalters, an die Unverrückbarkeit der römischen *limites* bey den Hufen der Plebejer, während die patricischen Lehengüter dem Rechte nach immer der todten Hand, dem Domanium zustanden. Dieselbe Unveräußerlichkeit und Untheilbarkeit des Grundbesitzes, welche

\*) Das hat schon Th a e r bemerkt, daß ein freundliches, wahrhaft wohlthätiges Verhältnis zwischen Gutsherr und Bauer heut zu Tage fast nur möglich ist nach Auflösung der gutsherrlichen Gewalt.

von den Lakädamoniern bekannt ist, scheint auch in den meisten Aristokratien des älteren Griechenlands gegolten zu haben, wovon uns namentlich Aristoteles einige anziehende Beispiele mittheilt. In Attika hat erst Solon das Vererben auf Nichtgentilen erlaubt, und zwar lediglich den Kinderlosen. Auch in der ältern Germanenwelt ist das Testament erst mit dem römischen Rechte zu gleich recipiert worden; Tacitus, so wenig er sonst aus dem Privatrechte anführt, kann doch nicht umhin, das Fehlen dieses wichtigen Rechtsinstitutes zu bemerken. Man war der Ansicht, wer einem Andern den Besitz einer Sache zudenke, sich selbst aber den Genuß zeitlebens vorbehalte, der schenke nur aus der Tasche des Erben. Daß zu Veräußerungen von Grund und Boden in der Regel der Consens des nächsten Erben erforderlich war, daß dieser für die eigenmächtigen Schulden des Erblassers nur mit dessen fahrender Habe haftete, der Vorzug des Mannsstammes, die zahlreichen Retractsrechte: alles dies hatte denselben Zweck, nicht bloß dem jeweiligen Besitzer, sondern auch der Familie ein Recht am Grundstücke zu sichern. — Dergleichen Beschränkungen sind auf niederer Culturstufe politisch vollkommen zu rechtfertigen. Die Familie leistet da weit mehr, sie kann also auch stärkere Ansprüche erheben. Da der Staat fast nur den äußeren Rechtsschutz gewährt, so muß die Mehrzahl der politischen Bedürfnisse, namentlich das des inneren Rechtsschutzes, von Seiten der Familie befriediget werden. Ich denke an die Blutrache, aus der sich allenthalben das Strafrecht entwickelt hat, an das Fehderecht, die Eideshelfer, das Bergeld &c. Bei der Geringfügigkeit des Verkehrs; wo fast nur in der nächsten Nähe Conflictte entstehen, reicht die Auctorität der Familienhäupter zu deren Beseitigung

vollkommen hin. — Zugleich sind alle jene Dispositionshindernisse in solchen Perioden kaum als Beschränkungen anzusehen. Sie drücken nur einer Sache, die sich ohne dies von selber gemacht hätte, den juristischen Stempel auf. Abgesehen von den politischen Gedanken des Lehens- und Gutsherrnverhältnisses, wären Veräußerungen, bey dem Ueberflusse an Grund und Boden und bey dem Mangel an Capital, doch selten möglich gewesen; Verschuldungen eben so selten, die eigentliche Noth ausgenommen. Eine irgend bedeutendere Theilbarkeit hätte bey dem extensiven Character jeder mittelalterlichen Landwirthschaft gar bald das Gut ruinieren müssen.

Mit der Zeit freylich wird dies Alles anders. Die steigende Volksmenge macht eine künstlichere Wirthschaft, und eben darum einen geringern Umfang der Güter wünschenswerth; sie erfordert Meliorationen und folglich Anleihen, die zugleich durch den steigenden Capitalreichtum immer leichter werden. Das Lebenswesen verliert allmählich allen Gehalt. Die von der höheren Wirthschaft dringend gebotene Ablösung der Reallasten setzt eine freyere Disposition nicht allein voraus, sondern hebt auch das Interesse auf, welches der Gutsherr an der Fortdauer seines Obereigenthums hatte. Die Familie leistet nicht mehr so viel, wie sonst; die Blutrache weicht dem allgemeinen Landfrieden; der immer größere Verkehr erheischt immer dringender allgemeine Instanzen. So wird das Gebiet der Familie denn von Staatwegen eingeschränkt: sie soll fortan nur eine häusliche, eine menschliche Verbindung seyn. Schon das Princip der Arbeitstheilung führt dazu; wenn die politischen Bedürfnisse immer umfassender und stärker werden, so kann ihre Befriedigung immer weniger so bei Wegelang von den Hausvätern zc. erwart-

tet werden. Es müssen sich eigene Menschen und Institute ganz damit beschäftigen. Natürlich kann aber nun die Familie auch von dem einzelnen Mitgliede nicht mehr so viel verlangen. Alles dies führt denn zu einer immer größeren Mobilisierung des Bodens, Emancipation des Bauernstandes etc. Selbst die Adelsmajorate, so sehr ihre Nothwendigkeit zur Erhaltung eines kraftvollen Adels einleuchtet, können doch von den jüngeren Söhnen nur so lange ertragen werden, als diese im Staats- oder Kirchendienste ein sicheres, standesmäßiges Unterkommen finden. Wo also der Staat nicht mehr aristokratisch regiert wird, da muß sich im Schoße des Adels selber die heftigste Opposition dagegen erheben. — Wenn diese Triebfedern zu wirken beginnen, wird natürlich die Parcellierung und Mobilisierung des Bodens immer größer werden. Das Weitere haben wir oben gesehen: daß zulezt ein Uebermaß eintritt, die Kleinen sich nicht mehr halten können, und wenige Große alles Land an sich reißen. Gerade wie auch im Staate jeder extremen Volksherrschaft eine Geldoligarchie gegenüber zu treten pflegt. So ruft bey den Israeliten der Prophet Jesaias ein Wehe über die, 'welche ein Haus an das andere ziehen, und einen Acker zum anderen bringen, bis daß kein Raum mehr da sey, daß sie allein das Land besitzen' (V, 8). In Attika scheint die Parcellierung während des Peloponnesischen Krieges den höchsten Gipfel erreicht zu haben: Alkibiades Erbgut betrug nur etwa 120 preussische Morgen. Nachher, wissen wir aus Dionysios, waren schon 5000 Athener ohne allen Grundbesitz. In Demosthenes Zeit sehen wir dagegen durch Zusammenkauf wieder viel größere Güter. Das fürchtbare Latifundienwesen von Sparta, seitdem Epitadeus die mittelalterliche Ackergesetzgebung des

Pyrgos geschwächt hatte, ist allgemein bekannt. Bey den Römern ist es von früh an eine Haupt-richtung der demokratischen Partey, auf Verkleinerung der großen Güter hinzuwirken. Seit den Sullanischen Kriegen die umgekehrte Tendenz, welche alsbald den Bauernstand vernichtet. *Latifundia Italiam perdidere.*

Was soll nun der Staat hierbey thun? Soviel ist gewis, wenn man Alles sich selbst überläßt, so geht der Bauernstand endlich zu Grunde. Der Bauernstand aber ist die Wurzel des Volkes; die Blüten, Blätter und Zweige, wenn sie abfallen, können wieder ersetzt werden, ist aber die Wurzel faul, so taugt der ganze Baum nicht, und ist nur werth, ins Feuer geworfen zu werden. Am einfachsten scheint es nun, der Staat hält alle mittelalterlichen Beschränkungen fortwährend aufrecht. Allein das geht nicht. Unsere Volkszahl, mehr noch unsere Bedürfnismenge zwingt uns dazu, dem Boden das Aeußerste abzugewinnen. Das ist aber nur bey voller Freyheit der Cultur möglich. Wer wenig zu arbeiten braucht, der kann immerhin enge Kleider tragen; muß er aber viel beschaffen, so ist keine Frage, er darf sich durch seinen Rock nicht hindern lassen. — Vor allen Dingen hüte man sich, von einer Ackergesetzgebung zu erwarten, daß sie die oben erwähnten Uebelstände ganz verhüten solle. Keine Diätetik, weder bey dem Arzte, noch bey dem Staatsmanne, kann das Leben ewig erhalten; langes und gesundes Leben ist das Höchste, was wir hoffen dürfen. Ich bemerke dazu noch Folgendes. 1. Außer der oben erwähnten Minimalfeststellung des Bauerhofes, dem Verbote der Zubaugüter zc. muß noch besonders gesorgt werden für Bewahrung einer hinreichenden Anzahl von Rittergütern. Abgesehen von den politischen Folgen, die eine solche Bestimmung wünschenswerth machen, ist es



ohne große Wirthschaften gar nicht möglich die niedere ländliche Bevölkerung im Tagelohne sicher zu beschäftigen. Wo aber der kleine Mann nicht als Tagelöhner sein Brot findet, da ist er genöthigt, Zwergpächter oder Zwergeigenthümer zu werden. 2) Indessen muß nicht bloß die Feldmark der Städte von allem Dispositionszwange frey bleiben, sondern auch über das platte Land eine große Menge freyer, s. g. walzender Grundstücke zerstreut seyn. Es ist genug, wenn ein Drittel, höchstens die Hälfte des Bodens gebunden wird. 3) Eine wohlthätige Vertheilung des Grundbesizes wird sich nur da erhalten lassen, wo ein lebhafter städtischer Gewerbefleiß die Ueberschüsse der Landbevölkerung aufnimmt. Also mit anderen Worten, gute Ackergesetze ohne gute Gewerbepolitik können auf die Dauer gar nichts helfen. 4) Ueberhaupt aber wähne Keiner, durch einen einzigen Act der Gesetzgebung diese wichtige Frage erledigt zu haben. Die höchsten Güter des Lebens wollen auch durch die höchste Arbeit des Lebens errungen, namentlich durch die ausdauerndste Arbeit erhalten seyn. Der Staat also muß die Bodenvertheilung in jeder Gegend sorgfältig immer im Auge haben. Die Gemeinheitsstheilungen, die Veräußerung von Domanialgrundstücken, endlich die von Oben her geleitete Auswanderung bieten manigfache Gelegenheit dar, verbessernd darauf einzuwirken. Wo irgend Gefahr drohet, könnte jede neue Zerstückelung an obrigkeitlichen Consens gebunden werden. Man würde auf diese Art das Alt- und Schwachwerden des Volkes zwar nicht ganz verhindern, — alles Fleisch ist wie Gras und der Menschen Herrlichkeit wie des Grases Blume — aber doch die vornehmste Quelle desselben verzögern und mildern können.

Wilh. Roscher.

## B e r l i n ,

bey Hermann Schulke. 1843. Geschichte der Insel Tahiti und ihrer Besiznahme durch die Franzosen, von Henri Lutteroth. Frey aus dem Französischen mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. Theodor Bruns. X und 217 Seiten in Octav.

Die Geschichte Tahitis vor der Bekanntschaft seiner Bewohner mit dem Christenthume konnte aus nahe liegenden Gründen nur wenige Blätter füllen. Den Mittelpunkt der vorliegenden, mit Liebe nieder geschriebenen Erzählung, welche die in manigfachen Werken zerstreuten Mittheilungen über jene Insel prüfend zusammen legt, bildet die Auseinandersetzung des Erfolges und der Schicksale der protestantischen Missionen daselbst. Nicht als ob es Noth thue, die mit dem gerechtesten Unwillen aufgenommenen Urtheile Kokebues noch ein Mahl in ihrer Wichtigkeit zu zeigen, sondern die Stellung zu bezeichnen, welche auch hier der Katholicismus, dem Protestantismus gegenüber einnimmt. Uebrigens kann sich Ref. der Ansicht nicht erwehren, daß in den neuesten Erscheinungen daselbst nicht sowohl Frankreichs Ringen für die Propagande sich kund gebe, als vielmehr der Katholicismus nur als Behikel französischer Politik, sich geltend mache. Daß namentlich 'der protestantische Guizot in dem Katholicismus eine Stütze und Waffe suche' ist ein Ausspruch, der mit mehr als einer Erscheinung des öffentlichen Lebens Frankreichs in der neuesten Zeit im scharfen Widerspruche steht.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 13. Stück.

Den 22. Januar 1844.

---

B e r l i n ,

bey Besser 1843. Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. 104 Seiten in Quart außer den Inschriften.

Nicht allein die Dedicatio'n 'Piae Recordationi Caroli Odofredi Muelleri', sondern auch der Inhalt des Werkes, die von Müller mit seinen treuen Gefährten Schöll und E. Curtius in Delphi, dem unheilvollen, gemachten Funde, sind geeignet im Unterzeichneten die schmerzlichsten Gefühle zu erneuern. Aber statt durch Klagen will derselbe den Manen des Unvergeßlichen lieber dadurch ein Opfer bringen, daß er sich nicht auf bloße Relation beschränkt, sondern auch dem rühmlichen Bestreben des Herausgebers, aus den ziemlich armen Erzen der gefundenen Urkunden einige Körner edlen Metalles zu gewinnen, nachzueifern sucht, soviel es der Raum dieser Blätter erlaubt.

Die Prolegomena p. 1—9 sprechen de topo-

graphia Delphica (nach Ulrichs, dessen frühzeitigen Tod nun auch die Wissenschaft beklagt) und de titulorum Delphicorum ratione.

Die meisten der neugefundenen Inschriften standen auf einer alten polygonen Mauer, die Müller ausgraben ließ, und enthalten theils Decrete der Delpher über Proxenie, theils ähnliche der Amphiktionen nebst zweyen der ionischen Erythräer, die sich auf die Amphiktionen beziehen, theils Urkunden über Freylassung von Sklaven. Die amphiktionischen und Erythräischen Decrete werden mit gutem Grunde ins dritte Jahrhundert v. Chr. gesetzt und eben dahin auch mit Wahrscheinlichkeit die Delphischen Decrete bezogen. Ob auch die Manumissionen gleichzeitig oder jünger seyen, läßt Hr. Curtius unentschieden. Für jene Annahme spricht nur, daß sie auf derselben Mauer eingegraben sind; doch stehen die Decrete alle auf der rechten Seite, obwohl schon mit einigen Manumissionen untermischt. Die Gründe für die andere Ansicht wollen wir versparen.

Cap. I. p. 10—46. ‘De manumissione sacra Delphica praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra.’ Aus den alten Schriftstellern weiß man über die Freylassung bey den Griechen nur sehr wenig; mehr lernt man aus den Inschriften, besonders über die manumissio sacra d. h. die unter der Form des Verkaufes an einen Gott vorgenommene Freylassung, welche in Delphi, Phokis, Lokris, Böotien vorkommt. Der Inhalt der hierher gehörigen Urkunden ist in diesem Kapitel auf sehr belehrende Weise erörtert, zuweilen mit zu viel Ausführlichkeit und Raumverschwendung. Nur in einem Punkte, der aber gerade wegen der welthistorischen

Bedeutung der Delphischen Priesterschaft und unserer Unwissenheit über ihre Einrichtungen vor allen anderen interessant ist, glauben wir wesentlich ergänzen und berichtigen zu können.

In allen Delphischen Manumissionen werden unter den Zeugen auch Priester des Apoll aufgeführt. Böckh hatte aus seinen sehr verderbten Inschriften schließen müssen, daß es ein zahlreiches Priestercollegium gegeben habe. Hr Curtius findet diese Ansicht in den neuen Inschriften bestätigt, da in Nr. 15 selbst acht Priester genannt seyn und in Nr. 10 vielleicht neun. Wir behaupten dagegen, daß niemahls mehr als drey Priester zugleich vorkommen. Freylich steht am Schlusse von Nr. 15 *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου, Πολίτας, Λιονύσιος οἱ Ἀσάνδρου, Δρόμων, Τιμόκριτος, Κλεύδαμος Μαντία, Εὐκλείδας Καλλείδα*, und am Ende von Nr. 10 *μάρτυροι οἱ ἱερεῖς Ἀνδρόνικος Πραξία, Αἰακίδας Φιλαιτώλου, Εὐκλείδας Καλλείδα, Καλλείδας Εὐκλείδα, Φιλόξενος Ὀξύλου, Δαμόφαντος Δαμοκράτης, Σωκράτης Ἀντάλλου, Ἰππιων Ἀγίωνος, Κλεύδαμος Πολυκράτης* und des Herausgebers Vermuthung, daß hier irgendwo *ἰδιῶται* ausgefallen sey, wird durch keine merkbare Lücke unterstützt. Aber wie es sich mit diesen vielen Namen verhalte, läßt sich schon aus dem Schlusse von Nr. 14 errathen: *μάρτυρες ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ταραντίνος, Μένης, Λυσίας, Χάρος, Ἰατάδας, Ἀρχέλαος, Τελέσαρχος, Δίων, Ξενοκράτης*. Hr Curtius erkennt hier, wie sein Nomenclator Delphicus zeigt, inconsequenter Weise nur den *Ταραντίνος* und *Μένης* als Priester; aber warum denn nicht bloß den ersteren, wie es

der Singular ὁ ἱερεὺς zu fordern scheint? Indes auch Nr. 24 steht ὁ ἱερεὺς vor mehr als einem Namen und Nr. 21 ὁ ἄρχων, so daß man auch hier nicht mit Sicherheit die acht auf Ταραντινος folgenden Namen für ἰδιῶται erklären kann. Aber entscheidend sind Nr. 7: μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀνδρόνικος, Πραξίας καὶ ὁ νεωκόρος Μένης καὶ Ἀρχέλαος Δαμοσθένης, Ἀστοξενος, Εὐκλείδας Καλλεΐδα, Ἀγίων Πολυκλείτου; dann Nr. 13 μάρτυροι οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀρχέλα(ος), Ἀβροκ(λῆς), ὁ νεωκόρος, Ἀρίστων, Ἀγίων, Πολυκλείδ(ας), Κλεόδαμος Μαντία, Ξένων Πολύωνος (im Nomenclator sind Ἀγίων, Πολυκλείδας, Κλεόδαμος Μαντία als Priester betrachtet). Offenbar kann weder die Reihe der Priester über den νεωκόρος weg fortgesetzt, noch auch mehr als ein νεωκόρος angenommen werden, und es ergibt sich also, daß die sonst gebräuchliche Bezeichnung ἰδιῶται ganz wegbleiben konnte (wie auch noch Nr. 17 geschehen ist, wo die Priester nachstehen) und daß eine gleiche Auslassung auch in Nr. 15. 10. 14 angenommen werden darf. Wahrscheinlich waren in dem Originaldocumente die ἰδιῶται durch den Platz ihrer Unterschriften genügend getrennt. Daß aber in Nr. 15 und 10 nur die beiden ersten, in Nr. 14 nur der erste für Priester zu halten sind, wird die folgende Untersuchung stillschweigend aber bündig zeigen. Es kommen nämlich überhaupt folgende Priester vor:

1) Πραξίας und Ἀνδρόνικος und zwar Πραξίας, Ἀνδρόνικος 4. 12. 16. 17. 19. 21. 25; Ἀνδρόνικος, Πραξίας 5. 7. 30 und so ist auch Nr. 10 für Ἀνδρόνικος Πραξία, worauf ein leerer Raum folgt, zu schreiben; Πραξίας al-

lein 6. 11; Ἀνδρόνικος 2. 18. 27. Unter diese beiden Priester fallen die Archonten: Βάθυλος Αἰακίδα 2, Δεξώνδας (Δάμωνος 21) 10. 11. 16—21 (in Nr. 20 sind die Namen der Priester ausgefallen), Θρασυκλῆς 12. 25. 27. 30, Πεισιθεός (Πισίθεος) Ξένωνος 4. 5. 6, Σώξενος 7.

2) Ἀρχων Καλλία und Ἀθαμβος Ἀβρομάχου, nämlich: Nr. 29 Ἀρχων, Ἀθαμβος; Nr. 1706 Ἀρχίων (leg. Ἀρχων), Ἀθαμβος; Nr. 1702 Ἀρχίων (leg. Ἀρχων) καὶ Ἀθαμβος; Nr. 15 Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου; Nr. 1703 ΑΡΧΩΝ . . . . ΑΒΟΜΑΧΟΥ (Boeckh Ἀρχων Ἀβρομάχου) leg. Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου, wobey zu bemerken, daß die Lücken in dieser Inschrift sehr ungenau angegeben sind; Nr. 13 ΑΡΧΙΚΑ | — — ΑΒΡΟΚΑ . ΟΝΕ . . . . ΡΟΣΑΡΙΣΤΩΝ (Curt. Ἀρχικαλός, Ἀβροκλῆς ὁ νεωκόρος, Ἀρίστων) leg. Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου, ὁ νεωκόρος Ἀρίστων, was bey der argen schon durch den Steinmehren verschuldeten Verderbniß dieser Inschrift nicht zu kühn ist (ὁ νεωκόρος muß vor dem Namen stehen vergl. Nr. 3. 7. 26); Nr. 33 μάρτυροι Ἀρχων Καλλία καὶ οἱ ἱερεῖς καὶ τῶν ἀρχόντων Ἀζάρατος etc., leg. μάρτυροι οἱ ἱερεῖς Ἀρχων Καλλία καὶ τῶν ἀρχόντων (οἱ ἱερεῖς steht vor einem einzelnen Namen auch Nr. 11. 18); Nr. 26 Ἀθαμβος Ἀβρομάχου; Nr. 1704 ὁ ἱερεὺς τοῦ Ἀπόλλωνος Ἀθαμβος, Ἀβρόμαχος (B. οἱ ἱερεῖς), leg. Ἀθαμβος Ἀβρομάχου. — Die Archonten unter diesem Priesterpaare sind: Ἀγίων Nr. 33 (Ἀγίων Πολυκλείτου 1700, wo die Priester fehlen), Ἡρακλεί-

δας 26. 29, Καλλικράτης 1702. 1703. 1704, Κλεώνδας 13, Πύρρος 1706, Ὑβρίας Ξένωνος 15.

3) Δρομοκλείδας, Ἀρχων Νρ. 3, Ἀρχοντ Κλεύδαμος.

4) Νικόστρατος Ἀρχωνος, Καλλίστρατος Αἰακίδα Νρ. 9; ΝΙΚΟ | — — ΣΤΡΑΤΟΣ ΑΙΑΚΙΔΑ Νρ. 36 a. (Curt. Νικό[μαχος, Ἀμφί]στρατος Αἰακίδα) leg. Νικό[στρατος Ἀρχωνος, Καλλί]στρατος Αἰακίδα. Ἀρχοντ Νρ. 9 Κλεόμαντις Δίνωνος und Νρ. 36 b. (mit Νρ. 36 a. auf demselben vereinzeltten Steine) Κλεόμαντις.

5) Κλέων, Ἀμύντας, Ταραντίνος Νρ. 23; Νρ. 22 ὁ ἱερεὺς (Curtius corrigiert sonderbarer Weise οἱ ἱερεῖς) Ταραντίνος Ἀμύντα, leg. Ταραντίνος, Ἀμύντας (der Name steht am Ende der Reihe und ὁ ἱερεὺς ist auch Νρ. 24 vor zwey Namen); Νρ. 14 Ταραντίνος. Ἀρχοντες sind Νρ. 22. 23 Ἀμφίστρατος (Ἀμφιστράτου 23) Νρ. 14 Ἐμμενίδας Καλλία.

6) Ἀ[γ]ίων, Πυρρίας Νρ. 8, Ἀρχ. Κλεόδαμος Ξένωνος.

7) Πάτρων, Πύρριος leg. Πυρρίας Νρ. 1705, Ἀρχ. Νικόδαμος.

8) Ἐμμενίδας, Λαϊάδας Νρ. 32, Ἀρχ. Διονύσιος. In Νρ. 1709 b. darf man in den Worten οἱ τε ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος . ΑΙ (Β. και) - - - ΚΑ Εὐάγγελος κτλ. vielleicht ergänzen [Λαϊάδας, Ἐμμενίδας] καὶ Εὐάγγελος.

9) [Μάρτυροι οἱ ἱερεῖς] Διονύσιος Ἀστοξένου. Δα . . . Thiersch nr. II. nach In Curtius probabler Ergänzung p. 27. Gegen deselben Ergänzung des zweyten Namens Δά[μων]



wird sich bald ein Einwand ergeben. Vielleicht war es *Λαϊάδας*. Archont [*Νικαν*]δρος.

10) [*οἱ ἱερεῖς τοῦ Ἀπόλλωνος*] *Δρωπίδας*, *Φαλλικαῖος* Nr. 1707 nach Böckh's wegen der Beschaffenheit der Inschrift sehr unsicheren Ergänzung. Der zweyte Name ist corrupt (etwa *Καλλικλῆος*?). Archont *Πυρρίας*.

11) *Γ. Μέμμιος Εὐθύδαμος καὶ Εὐκλείδας Ἀστοξένου* Nr. 1710, Arch. T. *Φλάβιος Πωλλιανός*.

12) *Μέστριος Πλούταρχος* wird Nr. 1713 unter Hadrian als *ἱερεύς* erwähnt.

Mit diesem Verzeichnisse vergleiche man, daß nach Hrn Curtius *sacerdotum nomina omnium maxime obvia Ἀμύντας, Ταραντινός, Ἀμύντα, Καλλιείδας, Εὐκλείδα, Ἀβρομάχος, Ἀθάμβου, Ἀθαμβος, Ἀβρομάχου* seyn sollen! Derselbe behauptet, daß eadem nomina toties redeuntia das Daseyn bestimmter Priesterfamilien bezeugen. Die Sache ist richtig, bedarf aber eines besseren Beweises. Durch einige mehr oder weniger zuverlässige Combinationen, die auf der Voraussetzung beruhen, daß den einzelnen edeln Familien gewisse Namen geläufig zu seyn pflegen, lassen sich die meisten der bekannten Priester auf zwey Familien zurück führen.

I. "*Ἀρχων Καλλία; Νικόστρατος Ἀρχωνος; Κλέων* vgl. *Κλέων Ἀρχωνος* 24; *Ἐρμενίδας* vergl. *Ἐρμενίδας Καλλία* 14. 30. 31; *Ἀμύντας* vgl. *Ἀμύντας Εὐδώρου* 1704 und *Νικόστρατος Εὐδώρου* 1699; *Διονύσιος Ἀστοξένου* vgl. *Κλέων Διονυσίου* 15. 26. 1706; *Εὐκλείδας Ἀστοξένου*.

II. "*Ἀθαμβος Ἀβρομάχου; Ἀγίων* vgl. *Ἀγίων Ἀθανίωνος* 2 und "*Ἀθαμβος Ἀ-*

θανίωνος 21; Δρομοκλείδας vgl. Δρομοκλείδας Ἀγίωνος 20; Ταραντίνος vgl. Ταραντίνος Δρομοκλείδα 1695; Καλλίστρατος Αἰακίδα vgl. Nr. 26 -- Ν. ΙΣΤΡΑΤ . . . ΒΡΟΜΑΧΟΥ (Curt. Μνασίστρατος Ἀβρομάχου) leg. Καλλίστρατος Ἀβρομάχου, Λαϊάδας vgl. Βαβύλος Λαϊάδα 36 a., Αἰακίδας Βα.ύλου 33 (Curt. Βαθύλου) leg. Βαθύλου, Βαθύλος Αἰακίδα 2 leg. Βαβύλος. Der Name Βαβύλος ist außerdem in den Delphischen Inschriften mehrfach gesichert, Βαθύλος weder sonst Delphisch noch überhaupt mit dem einfachen λ nachgewiesen.

Sind diese Combinationen richtig, so waren die beiden Collegen immer aus den beiden Familien: "Αρχων, "Αθαμβος - "Αρχων, Δρομοκλείδας - Νικόστρατος, Καλλίστρατος - Ἀμύντας, Ταραντίνος - Ἐμμενίδας, Λαϊάδας. Daraus ergibt sich, daß Πυρρίας neben Ἀγίων zum ersten Geschlechte gehört, und wiederum Πάτρων neben Πυρρίας zum zweyten, desgleichen auch Γ. Μέμμιος neben Εὐκλείδας, wenn das erste Geschlecht zu der Zeit nicht etwa ausgestorben war. Ein Δάμων kann nicht wohl als Colleague des Διονύσιος angenommen werden, weil dieser Name durch Δάμων Διονυσίου, Bruder des Κλέων Nr. 15. 29 ins erste Geschlecht schlägt. Von den drey Priestern, welche ausnahmsweise in Nr. 23 vorkommen, Κλέων, Ἀμύντας, Ταραντίνος, gehören die beiden ersten zur ersten Familie, der letzte zur zweyten; man darf vielleicht den Ἀμύντας als einen Substituten des Κλέων betrachten.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

14. 15. Stück.

Den 25. Januar 1844.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius.'

Das obige Verzeichniß lehrt ferner, daß unter demselben Archonten immer dieselben Priester waren; denn wenn unter *Κλεόδαμος* Nr. 3 die Priester *Δρομοκλείδας*, *Ἀρχων* und unter *Κλεόδαμος Ξένωνος* Nr. 8 *Ἀγίων*, *Πυργίας* genannt werden, so darf man um so unbedenklicher in diesem einzelnen Falle zwey verschiedene Archonten desselben Namens annehmen, weil der Name *Κλεόδαμος* in Delphi sehr häufig ist. Dagegen werden unter demselben Archonten ohne Unterschied bald beide Priester und zwar ohne feste Ordnung, bald nur einer genannt; unter *Ἀμφιστρατος* in Nr. 22 zwey von den dreyen in Nr. 23. Also ist es sicher, daß zu derselben Zeit immer zwey Priester waren und nur ganz ausnahmsweise drey. Da aber ferner unter denselben Priester mehrere Archonten fallen können, so folgt, daß sie ihre Würde eine Reihe von Jahren bekleideten, und da

dieselben Priester (wenn man nicht ohne hinreichenden Grund verschiedene Personen desselben Namens erkennen will) mit mehreren Collegen vorkommen, "Αρχων mit "Αθαμβος und Δρομοκλείδας — Πυρρίας mit 'Αγίων und Πάτρων, daß beide Priester nicht zusammen an- und abtraten. Kurz es ist nicht zweifelhaft, daß sie διὰ βίου waren, wie die meisten Priester und wie auch die fünf "Οσίοι zu Delphi aus Deukalionischem Geschlechte Plutarch. Q. Gr. p. 292.

Es ist noch die Reihenfolge der bekannten Priester zu bestimmen. Das erste Criterium des relativen Alters liefern die wiederkehrenden Namen, welche durch den Vaternamen oder durch das lebenslängliche Amt als Priester oder νεωκόρος näher bestimmt sind; in ihnen dieselben Personen zu erkennen wird man nie durch irgend einen Grund gehindert. Es zeigt sich auf diese Weise, daß Πραξίας, 'Ανδρόνικος — "Αρχων, "Αθαμβος — Δρομοκλείδας, "Αρχων — 'Αγίων, Πυρρίας — Πάτρων, Πυρρίας — Διονύσιος nahe zusammen grenzen müssen; Κλέων, 'Αμύντας, Ταραντινός haben nur mit Πραξίας, 'Ανδρόνικος einige Personen gemein und sind diesen daher wohl näher zu stellen als den anderen; Νικόστρατος, Καλλίστρατος sind von allen jenen getrennt zu setzen, weil von sämtlichen unter ihnen vorkommenden sechszehn Personen keine einzige anderwärts wiederkehrt; dasselbe gilt von Γ. Μέμιος, Εὐκλείδας; über die Stellung von 'Εμμενίδας, Ααϊάδας läßt sich aus diesem Criterium nichts urtheilen, weil in Nr. 32 nur ein näher bestimmter Delpher vorkommt, dessen vereinzelttes Erscheinen für zufällig gelten darf. Bestimmtere Schlüsse ergeben sich noch aus folgenden Erwägungen. Die lebenslänglichen Priester "Αρχων

*Καλλία* und "*Αθαμβος* *Αβρομάχου* erscheinen unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* Nr. 25 b. noch als *ιδιώται* (der letztere auch in Nr. 31, wo die Priester fehlen, als Senator). Ferner unter jenen verkauft Nr. 1706 *Πράτον* mit Einwilligung ihrer Söhne *Αιακίδας* und *Χαιροφάνης* eine Sklavin, desgleichen Nr. 33 *Ἡράκαινα Βαβύλου* mit Zustimmung der Brüder *Αιακίδας*, *Χαιροφάνης* und der Mutter *Πράτον*; die Einwilligung des Mannes und Vaters *Βαβύλος* wird beide Male nicht erwähnt, so daß er schon todt gewesen seyn muß; aber *Βαθύλος* (leg. *Βαβύλος*) *Αιακίδα*, gewiß der Vater des *Αιακίδας Βαβύλου*, ist unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* Nr. 2 Archont. Somit sind *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* und auch Nr. 31 älter als "*Αρχων*", "*Αθαμβος*". Zwischen beide Paare müssen aber *Δρομοκλείδας*, "*Αρχων* gestellt werden; denn der *νεωκόρος Μέννης* ist unter diesen Nr. 3 und unter *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* dagegen unter "*Αρχων*", "*Αθαμβος* in Nr. 13 *Αρίστων*, in Nr. 26 *Ατισίδας*(?). Endlich der Priester *Διονύσιος Αστοξένου* muß nach *Πραξίας*, *Ανδρόνικος* und *Αγίων*, *Πυρρίας* stehen, weil er in Nr. 17 und Nr. 8 noch *ιδιώτης* ist. — Ein zweytes Criterium liegt in der Einrichtung der *βουλή*, worüber unten mehr zu sagen ist. Hier genügt die Bemerkung, daß Senatoren für Semester aufgeführt werden in Nr. 25 unter *Πραξίας*; *Ανδρόνικος*, Nr. 13. 15. 1704. 1706 unter "*Αρχων*", "*Αθαμβος*, Nr. 8 unter *Αγίων*, *Πυρρίας*, Nr. 1705 unter *Πάτρων*, *Πυρρίας*, endlich in Nr. 1. 31. 34. 35. 1699. 1700. 1709, wo die Priester fehlen; dagegen fehlt die Beschränkung auf das Semester in den Manumissionen Nr. 9 unter *Νικόστρατος*, *Καλλίστρατος*, Nr. 32 unter *Ἐρμενίδας*, *Λαϊ-*

άδας, Nr. 1710 unter Γ. Μέμμιος, Εὐκλείδας und in Nr. 24. 1701. 1709 b. ohne Priester. Da nun Nr. 1710 ohne Zweifel die jüngste der Manumissionen ist, so darf man auch Νικόστρατος, Καλλίστρατος und Ἐμμενίδας, Λαϊάδας nebst Nr. 24. 1701. 1709 b. für jünger halten als jene Priester, unter denen die Senatoren noch halbjährig wechselten. — Ein drittes Criterium mag daher entnommen werden, daß die Priester Πραξίας, Ἀνδρόνικος und Κλέων, Ἀμύντας, Ἰαραντινός nach der alten Delphischen Sitte, die in den älteren Decreten durchaus herrschend ist s. unt., nie durch den Vaternamen näher bezeichnet werden, wohl aber Νικόστρατος Ἀρχωνος, Καλλίστρατος Αἰακίδα — Διονύσιος Ἀστοξένου — Εὐκλείδας Ἀστοξένου und häufig Ἀρχων Καλλία, Ἀθαμβος Ἀβρομάχου. Doch kann man bey den anderen vereinzelt vorkommenden Paaren aus dem Mangel des Vaternamens nicht auf ihr höheres Alter schließen. Ferner können einige Differenzen des Dialectes zu Schlüssen benutzt werden. Die 3 plur. imperat. findet sich in folgenden Beyspielen: παρεχόντων 4. 5. 12. 13. 16. 17. 19. 20. 25. 30, εόντων 4. 5. 12. 13. 19. 20. 25. 30. 31, παρεχόντω 15. 24. 32. 33. 1699. 1702. 1703. 1705. 1706. 1709 b. Th. II. Ross. 71 (Ergänzung von Nr. 1710), εόντω 13. 1699. 1704. 1705. 1706, εόντωσαν 13. 29, εστωσαν 16. Also erscheint die Endung ντω nur unter den Priestern Ἀρχων, Ἀθαμβος — Πάτρων, Πυρρίας — Ἐμμενίδας, Λαϊάδας — Διονύσιος — Γ. Μέμμιος, Εὐκλείδας und Nr. 24. 1699. 1709 b., wo die Priesternamen fehlen; dagegen ist in allen Inschriften unter Πραξίας, Ἀνδρόνικος immer die Endung ντων, außerdem in Nr. 31 ohne Priester und gemischt mit

jener in Nr. 13 unter "Αρχων, "Αθαμβος. Da nun in der alten Delphischen Inschrift Nr. 1688 ντων ist, in der nachvespasianischen Nr. 71 R. ντω, so darf man schließen, daß diese an und für sich ältere Endung erst später, wahrscheinlich von den Phokern, in Delphi angenommen und daß das Priesterthum des Πραξίας und 'Ανδρόνικος älter ist als jene anderen genannten. Unter denselben in Nr. 12. 16. 18. 19. 20. 25. 30 und unter Κλέων, 'Αμύντας, Ταραντίνος Nr. 23 findet sich auch, freylich ohne Consequenz, die ältere Form des Artikels τοί, unter den übrigen nur οί; nicht weniger unter eben jenen wird Nr. 12. 16. 30 und Nr. 22 ζώη gelesen, dagegen das jüngere ζῆ unter "Αρχων, Δρομοκλείδας Nr. 3 und Νικόστρατος, Καλλίστρατος Nr. 9. — Endlich die Orthographie ist in der Hauptmasse der Manumissionen nicht wesentlich verschieden; unter allen Priesterthümern finden sich einzelne Auslassungen des ι, subscr. und Verwechslungen des τ und ει. Nur Nr. 1710. 71 R., jünger als Vespasian, Nr. 1709 b. ohne Priester und Nr. 9. 36 unter Νικόστρατος, Καλλίστρατος zeigen durch die Häufigkeit jener Fehler ihr späteres Alter an. So finden sich in Nr. 9 die Dative ᾶ, Εὐνοία, ὦ, Ονασιφόρω, dann γυναικίον, ἀπέχι, παραμινάτω, ἱερῆς.

Wenn man nun alle diese Indicien, die sich vielfach unter einander bestätigen, zusammen faßt, so ergibt sich mit ziemlicher Sicherheit folgende Reihenfolge der Priester:

- Κλέων, 'Αμύντας, Ταραντίνος.
- Πραξίας, 'Ανδρόνικος.
- 'Αγίων, Πυρρίας.
- Πάτρων, Πυρρίας.
- Δρομοκλείδας, "Αρχων.

"*Αρχων Καλλία*," *Αθαμβος* 'Αβρομάχου.  
*Διονύσιος* 'Αστοξένου, (*Λαιάδας*?).  
*Ἐμμενίδας*, *Λαιάδας*.  
*Νικόστρατος* "Αρχωνος, *Καλλίστρατος* *Λαι-  
κίδα*.

*Γ. Μέμμιος* *Εὐθύδαμος*, *Εὐκλείδας* 'Α-  
στοξένου.

Das letzte Priesterpaar, unter dem allein römische Namen vorkommen und der dorische Dialect auffallender verderbt ist, muß wohl durch ein stärkeres Intervall von den übrigen getrennt seyn. Weniger sicher ist es ein solches vor dem vorletzten anzunehmen, wenigstens kann man den *Νικόστρατος* "Αρχωνος ohne Bedenken als den Sohn des "Αρχων *Καλλία* betrachten. Dann werden sämtliche Priesterthümer mit Ausnahme des letzten, wie die unter ihnen wiederkehrenden Personen zeigen, einen Zeitraum von höchstens 80—100 Jahren umfassen; die kurze Dauer der einzelnen ist nicht zu verwundern, da offenbar die Würde nicht von Vater auf Sohn forterbte, sondern durch eine Wahl *ἐκ γένους* besetzt ward, gewis mit älteren Männern.

Aber in welche Zeit fallen nun diese Priester und die Manumissions-Urkunden, in denen sie genannt werden? Daß diese jünger sind als die im dritten Jahrhundert geschriebenen Decrete der polygonen Mauer, wird schon durch die Art der Schrift und durch die Orthographie verrathen; denn nur die letzteren haben die Form *Γ* und *Ο*, *Ω* in halber Größe, und das *ι* subscr. wird höchst selten, wohl durch Zufall, in ihnen vermisst, *ι* und *ι* nie vertauscht. Außerdem haben die Decrete nie mit den Manumissionen die Archonten gemein (außer *Ἡρακλείδας* Nr. 46 und 26. 29,



gewiß zwey desselben Namens); Kennen mit Ausnahme des nicht auf der Mauer stehenden Nr. 1, das wegen der in ihm vorkommenden Personen den Manumissionen gleichzeitig ist, keinen halb-jährigen Wechsel der *βουλευόντες*, und fügen nie die Vaternamen hinzu, Nr. 1 und das noch jüngere Decret Nr. 1695 ausgenommen. — Im Allgemeinen ist nun die Orthographie der Manumissionen von der Art, daß man sich nicht berechtigt fühlen kann, sie über das erste Jahrhundert vor Christus hinaus zu setzen. Das Priesterpaar *Νικόστρατος* und *Καλλίστρατος* mag etwa unter Liberius gewesen seyn.

Cap. II. p. 47—51. De decretis Amphictyonicis. Die neuen Inschriften machen es sicher, daß nicht bloß die *ἡρωινή Πυλαία*, sondern auch die *ὀπωρινή* zu Delphi gehalten ward und bezeugen das eine geraume Zeit durch die Aetoler in den Amphictyonen geübte Uebergewicht. Dieses zeigt sich auch in der unbenutzt gebliebenen Stelle Liv. XXXI, 32, der zufolge die Aetoler nur im *Παναϊτώλιον* oder der *Πυλαία*, die also jenem fast gleich ist, über Krieg oder Frieden beschließen konnten.

Cap. III. p. 51—55. De decretis civitatis Delphicae. Am wichtigsten ist, was sich aus ihnen und einem Theile der Manumissionen über die Einrichtung der Delphischen *βουλή* erkennen läßt. Hr Curtius behauptet, der Senat habe aliquanto majorem numerum umfaßt, als bisher geglaubt sey d. h. mehr als vier; aus diesem ordo senatorius sey eine kleine Zahl, vier oder sechs für das ganze Jahr, zwey oder drey für ein Semester ausgewählt, um den Staat zu verwalten und auch als Sponymen zu dienen. Die erste Behauptung stützt sich auf die Annahme, daß die in den Ka-

numissionen unter den Zeugen aufgeführten ἄρχοντες nur aus dem ἄρχων ἐπώνυμος und den βουλευόντες beständen, während vielmehr der Gegensatz der ιδιώται dazu nöthigt alle ἐν ἀρχῇ ὄντες zu verstehen. Besser konnte die Meinung durch die Zusammenstellung der unter demselben Archon in verschiedenen Decreten erscheinenden βουλευόντες begründet werden, da man durch diese allerdings für ein Jahr mehr als vier βουλευόντες gewinnt. Indes zwingt nichts zu der Annahme, daß sie ganz gleichzeitig Würde und Titel als βουλευόντες gehabt haben; vielmehr scheint im Jahre mehr als ein Mahl gewechselt zu seyn, doch so, daß einige auch bestätigt werden konnten. Die andere Behauptung, die Zahl des angeblichen Ausschusses d. h. der βουλευόντες betreffend, muß sehr flüchtig nieder geschrieben seyn. Denn freylich finden sich für ein Semester entweder zwey βουλευόντες mit dem γραμματεὺς genannt Nr. 1. 8. 13. 15. 34. 1699. 1700. 1704. 1705. 1706. 1709, oder selten drey ohne den Schreiber Nr. 25. 31 und wahrscheinlich Nr. 35, in welchem Falle nach Herrn Curtius probabler Vermuthung der Schreiber mit als Senator gezählt seyn wird. Aber ohne die Erwähnung des Semesters werden immer nur drey oder vier Senatoren, nie mit einem Schreiber genannt (jenes in den Decreten Nr. 47. 51—54. 56. 62. 64. 1692 und der Manumission Nr. 9, dieses in den Decreten 46. 48. 49. 55. 64. 66. 1691. 1695 und den Manumissionen 24. 1710). Und gerade die Vierzahl sucht Herr Curtius in den meisten Fällen dadurch zu entfernen, daß er den einen Namen als Vaternamen faßt z. B. Nr. 46 βουλευόντων Στρατωνος, Κλευφάνους, Ἀθάμβου Αἰνησίδα. Diese Annahme ist grundlos, weil doch in Nr. 24.

1695. 1710 vier Senatoren, jeder mit seinem Vaternamen, übrig bleiben, und unzweifelhaft falsch, weil in den Delphischen Urkunden, wie auch sonst Regel ist, bey Genitiven der Vatername immer den Artikel hat. Noch falscher ist in Nr. 32 interpungiert *βουλευόντων Πάτρωνος Αγίωνος, Φιλοσιώνος Πάτρωνος*, da eine Zweyzahl von Senatoren nie ohne die *ἐξάμηνος* und den *γραμματεὺς* vorkommt. Auch hier sind vier, von denen zwey denselben Namen führen wie in Nr. 64. In dem einzigen Falle, wo außerdem der Artikel bey dem Eigennamen fehlt, *Τελεσάρχου Φυσκέος*, Nr. 7 hat man den zweyten Namen nicht mit *Ἦν* Curtius für einen neuen Eigennamen, sondern für das gentile vom Lokrischen *Φύσκος* zu halten, und eben so in *Τιμόξενος Φυ[σ]κεύς* Nr. 25 (*Ἦν* Curtius stillschweigend *Φυ[σ]κέος*); der Physiker befremdet hier unter den Zeugen nicht mehr als in Nr. 21 der Amphissäer. — Es ist also vielmehr klar, daß in der Zeit der älteren Decrete, im dritten Jahrhundert, bald drey, bald vier *βουλευόντες* waren (Zahl und Personen wechseln auch unter demselben Archonten), mit denen nie ein *γραμματεὺς* genannt wird; in dem jüngeren Decrete Nr. 1 und den älteren Manumissionen findet sich dann der halbjährige Wechsel, für den noch später, wie oben bemerkt ist, die alte Einrichtung wieder hergestellt ward.

Cap. IV. p. 56—86. Tituli Delphici minusculis scripti, emendati, illustrati. Es sind Manumissiones Nr. 2 — 39, darunter Nr. 38 von Hyampolis und Nr. 39 a—d. von Elatea; Decreta Amphictyonum Nr. 40—45; Decreta Delphica Nr. 1 (schon von Roß Fasc. I. nr. 67 weniger richtig ediert) und Nr. 46—67; tituli Erythraeorum Delphis positi Nr. 68. 69. Herr G.

hat, durch die oft wiederkehrenden Formeln und Namen unterstützt, vieles sehr richtig und glücklich emendiert und ergänzt; indes hat Ref. auch außer dem schon bepläufig Bemerkten eine nicht unbedeutende Nachlese halten können. Des Raumes wegen beschränken wir uns auf die Manumission Nr. 13, welche wegen starker Verderbnis und mancher eigenthümlichen Partien besondere Schwierigkeit gemacht hat. L. 13 ist ποιῶν ohne Noth in ποιέων corrigiert und eben daselbst unrichtig, wie auch sonst, δέλη ohne ι subscr. als nachlässige Orthographie behandelt, obgleich schon Böckh eingesehen hatte, daß darin eine echte Eigenthümlichkeit des Dialectes liegt s. de dial. Dor. p. 293. Als Verkäufer erscheinen l. 5. 6. Ἀρχέλαος καὶ Ξένων καὶ Πεισίδεος, aber l. 16 und 26 nur die beiden ersten. Da nun bey der ersten Nennung der Verkäufer höchst selten ihre Vaternamen fehlen (bey einem Manne nur Nr. 5), so vermuthen wir, daß der Steinmetz das richtige Ἀρχέλαος καὶ Ξένων οἱ Πεισίδεος verderbt hat. Πεισίδεος Ξένωνος ist Archon in den älteren Manumissionen Nr. 4. 5. 6, dessen Söhne Ἀρχέλαος und Ξένων seyn mögen, so wie man im Ξένων Ξένωνος einen Bruder erkennen kann. Die verderbte Stelle l. 15 εἰ δὲ μὴ παρέχονται βέβαιον, πράκτιμοι ἔοντῶσαν ΟΚΑΤΑΒΑΑ - - Διοσκουρίδας Ξένων καὶ Ἀρχέλαος (der erste ist der manumissus) sucht Hr. C. auf folgende Weise herzustellen: πράκτιμοι ἔοντῶσαν [τῶ] καταβ[αλόντι] Διοσκουρίδ[α] sc. τὸ λύτρον. Man kann aber durch Aenderung eines einzigen Buchstabens einen wenigstens eben so guten Sinn gewinnen: πράκτιμοι ἔοντῶσαν, ὅκα τ[ι] βλά[πτοιτο] Διοσκουρίδας, Ξένων καὶ Ἀρχέλαος. Die eine For-

mel kommt so wenig als die andere in den übrigen Manumissionen vor. Außerdem wird *παρέχουιν* (d. i. *παρέχοιεν*) τὸ βέβαιον zu lesen seyn; denn das Medium kommt in dieser Formel nicht vor, während *παρέχειν τὸ βέβαιον* von Stephanus wenigstens aus Platos Briefen angeführt wird. In den Manumissionen heißt es freylich sonst immer εἰ δὲ μὴ παρέχουιν (*παρέχοιεν*, *παρέχοι*) βέβαιον τὰν ὀνάν, wobei auch τὰν ὀνάν, wenn es nicht vorher geht, ausgelassen werden kann, und derselbe Ausdruck findet sich in Nr. 13 weiter unten. Aber es ist wenig glaublich, daß beide Formeln vollkommen gleich bedeutend und nur durch Nachlässigkeit des Steinmehrs, wie Herr Curtius annimmt, in verschiedener Fassung wiederholt sind. Man beachte, daß an der ersten Stelle nur die Verkäufer für *πράκτιμοι* erklärt werden, an der zweyten auch die *βεβαιωτῆρες*. Wir glauben, daß bey dem ersten Abschlusse des Verkaufes die Verkäufer durch Zufall keine Bürgen stellen konnten, sondern nur versprachen sie zu stellen (*παρέχειν τὸ βέβαιον*), und daß später, sobald dies geschehen war, die Urkunde auf die gewöhnliche Weise ergänzt ward. Aus dieser Annahme kann man auch den leeren Raum vor *βεβαιωτῆρες* erklären. Auch in dem locus difficillimus l. 25 sq. können wir die vorgeschlagene Emendation nicht billigen. Auf dem Steine ist gelesen: *EIAE | ΚΑΠΟΙΟΙΤΟ Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελάου καὶ Ξένωνος ΕΜΜΗΧΕ | ΤΩ ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΑΣ ΑΠΑΛΛΟΤΡΙΟΣΗΜΗΔΓ... ΠΟΙΩΝ | ΟΙΤΟ.* Hr Curtius vermuthet εἰ δὲ [τι] κα ποιοίτο —, [πλάν] μὴ ἐ[ξ]έ[σ]τω Διοσκουρίδα[ν] ἀπαλλοτρι[ῶ]σ[α]ι, μηδὲ [εἰ τι] ποιῶν [άλίσκ]οιτο, wobei *ποιεῖσθαι* in neuer Bedeutung erwerben

und ποιῆν τι so viel als ἀδικεῖν heißen soll. Statt der Critik stellen wir unsere Emendation gegenüber: εἰ δὲ [πο]κ' ἀποι[χ]οιτο Διοσκουρίδας, τὰ Διοσκουρίδα πάντα ἔστω Ἀρχελαίου καὶ Ξένωνος [καὶ] μὴ ἔχέτω Διοσκουρίδας ἀπ' ἄλλοτρι[ῶ]σ[α]ι μηδὲ[ν] τρόπ[ω] ᾧ [βούλ]οιτο. Der Ausdruck ἀποιχεσθαι für ἀποθνήσκειν ist bekannt; zu den letzten Worten vergleiche man Nr. 9 τρόπω ᾧ κα θέλη, Nr. 11 τρόπω ᾧ θέλοι, Nr. 30 τρόπω ᾧ κα θέλωντι. Unter den Zeugen sind die Priester und der νεωκόρος mit ihrem richtigen Namen oben von uns hergestellt. Außerdem ist für Ἀγίων, Πολυκλείδ[ας] unbedenklich Ἀγίων, Πολυκλεί[του] zu lesen, da diese Person noch Nr. 7. 15. 25. 1700 vorkommt, ein Πολυκλείδας aber weder sonst noch in Delphi. — Im Allgemeinen ist zu tadeln, daß die Ergänzungen und Aenderungen ziemlich häufig im Minuskel-Texte nicht kenntlich gemacht sind; auch ist es nicht zweckmäßig, daß die orthographischen Fehler doch ohne Consequenz, corrigiert sind.

Appendix I. p. 87. 88 Papyrus Aegyptiacus aus Youngs Hieroglyphics tab. XIV, verwandten Inhaltes mit den Manumissionen. — Append. II. p. 89—91. De dialecto Delphica, wobey unser de dialecto Dorica noch nicht hat benutzt werden können. Wir erwähnen Einiges, was dort noch nicht seine Erledigung findet. Der Monatsname Ποῦτρόπιος soll für Βοῦτρόπιος stehen, obgleich π für β bey Doriern und Aeolern nur in ein Paar ganz vereinzelt Beyspielen erscheint vgl. de dial. Dor. p. 84. 584, obgleich in dem Monatsnamen Βουκάτιος und Nr. 1688 auch in βούς daß β von den Delphern beybehalten ist und obgleich βοῖκλεψ, worauf wegen der Art der Zusammensetzung provociert wird, nur eine

falsche längst ausgetriebene Lesart bey Athen. IX, 409 C. ist. Ref. quält sich so wenig um eine Etymologie für den Παιτρόπιος als für den gleichfalls Delphischen Monat Βύσιος oder die Lami- schen Χουτταῖος (nach Hrn E. für Χυτραῖος!), Θριξάλλιος u. a.— Die Contraction von εο in ευ, deren einziges früher bekanntes Delphisches Beyspiel verdächtig erscheinen mußte s. de dial. Dor. p. 216, erscheint in den neuen Inschriften häufig, z. B. Θευγένης, Θεύφραστος, Κλεύ- δαμιος, Κλευφάνευς, Πιστοκράτευς. Dadurch wird auch Böckhs Emendation ποιεύμενος für ΠΟΙΕΙΜΕΝΟΣ Nr. 1693 und 71 R. (auch in der neuen Copie Nr. 1) wieder wahrscheinlicher. — Der dat. plur. decl. III auf οἰς kommt in folgenden neuen Beyspielen vor: αἰνέοις 3, πω- λεόντοἰς 16, ὄντοἰς 30. Ueberhaupt findet sich in keiner Delphischen dorischen Inschrift eine an- dere Endung jenes Datives, ausgenommen in Nr. 1688 und 46 εσοἰ. Dadurch widerlegt sich die von Hrn E. gegen den Ref. aufgestellte Behaup- tung, daß man einen echten Metaplasmus erken- nen müsse, der aber nusquam magis als in dem dat. plur. vorkomme, und daß die Homerische Form μάστυροι, welche in den Manumissionen herrscht, gleicher Natur sey. Denn ohne Zweifel kann man den Ausdruck Metaplasmus nur da mit Fug und Recht gebrauchen, wo einzelne Wörter aus einer Declination in die andere übergehen. Und sollte Hr E. mit Roß wirklich glauben, daß die Delpher auch etwa ὁ ὄντος, οἱ ἐπιτυγγάνοντοἰ sagen konnten? Beyspiele der regelmäßigen De- clination in den übrigen Casus finden sich genug. Ref. hat die Endung οἰς contractione quadam aus der älteren εσοἰ abgeleitet und will dies jetzt dahin erläutern, daß durch organische Verkürzung

*εις* hätte entstehen müssen wie *εις* aus *εοσι*, daß aber unorganisch die aus der zweyten Declination geläufige Endung *οις* vorgezogen ist. — An *κνρια εουσα αυτος αυτας* (richtiger *αυτας*) Nr. 16 nimmt Hr G. großen Anstoß. Ein ganz analoger Fall ist de dial. Dor. p. 274 nachgewiesen und erklärt. — In der Conjugation ist neu und interessant die Form *παρέχοιν* für *παρέχοιεν* 5. 12. 13. 31, jene organisch richtiger als diese. Das gleichfalls neue *έοντωσαν* findet sich Nr. 13. 29. Elat. 39 b. und ist auch in Daul. 81. l. 20 bey Rosß von Hrn G. p. 23 aus *.ΟΝΤΟΣΑΝ* gut hergestellt. *Μαστιγών* Nr. 3, welches im Texte gewis falsch in *μαστιγών* corrigiert, hier aber mit dem Homerischen *υπνωοντες* verglichen wird, dürfte nur ein Fehler des Steinmeßers für *μαστιγών* seyn; *αποδοῦσθαι* für *αποδόσθαι* Nr. 30 hat sich durch eine fehlerhafte Analogie nach *αποδοῦναι* gerichtet. — Räthselhaft ist *μηρος ενδύς Ποιτροπίου* Nr. 20. 37. Hr Curtius stellt p. 30 zweifelnd zwey Vermuthungen auf. Entweder sey *ενδύς* für *εντός*, wofür noch das dorische *ενδός* angeführt werden konnte s. de dial. Dor. p. 366, oder es sey eine Abkürzung für ein (unbekanntes) Wort *ενδύσιμος* oder *ενδυσιμαῖος* in der Bedeutung von *εμβολιμαῖος*. Ref. glaubt an beide Erklärungen nicht; nur ist jedenfalls richtig erkannt, daß der *Ποιτρόπιος* im Schaltjahre verdoppelt und der eine von beiden dann durch *ενδύς* bezeichnet ward. — Das Delphische Wort *πράκτιμος* 13. 19. 25. 29. 31 oder *πρακτίμος* 5. 12. 1704 d. h. *εἰσπρακτος*, obnoxius, soll nach p. 44 (wo übrigens die Citate mehrfach zu berichtigen und zu vervollständigen sind) auch die Formen *πράκος* Nr. 1702 und *ἐκτιμος* Nr. 1706 haben. Ohne Zweifel wird



Böckh, was er früher nicht wagen durfte, in diesen arg corrumpierten Inschriften jetzt *πράκτιμος* herstellen. — Aus den Inschriften von Lamia, welche p. 14 nach der Copie in der *Ἐφημερίς Ἀρχαιολογική* mitgetheilt sind (unrichtiger von Stephani in seiner Reise), bemerken wir den Gebrauch von *ἐν* für *εἰς* wie in der ganzen Doris septentrionalis und das Perfectum *δέδοκα*, dem Phokischen *τέδεκα* entsprechend s. de dial. Dor. p. 352.

Append. III. p. 92 — 96 Nomenclator Delphicus ist leider wegen Unvollständigkeit und vieler Unrichtigkeiten wenig brauchbar. — Append. IV. p. 97—99 Explicatio tabularum cum catalogo lapidum. Die beiden tabulae enthalten einen kleinen Plan von Delphi nach dem von Laurent bey Ulrichs mit den geringen Nachträgen, welche Müllers Reise geliefert hat, ferner ein Bild jener polygonen Mauer, aus dem man mit Hilfe des Catalogus lapidum die Plätze der einzelnen Inschriften, aber auf sehr unbequeme Weise, erkennen kann (wo die anderen Inschriften gefunden und von wem sie abgeschrieben sind, ist nicht immer angegeben); endlich die Abbildungen einiger unbedeutenden Bruchstücke von Säulen u. dgl.

Endlich p. 100—104 Addenda et Corrigenda und Indices rerum et verborum. In dem gedruckten Uncial-Texte der Inschriften ist die Form der Buchstaben nicht eben genau wieder gegeben; wenigstens haben die Decrete das *O* und *Ω* nicht in halber Größe und in Nr. 1 ist die Form *Π*, während die Lithographie bey Ross Nr. 67 die Form *Π* zeigt.

Trotz der gemachten Ausstellungen muß man Hrn Curtius Verdienste um die Entdeckung dieser Inschriften (bey weitem die meisten sind durch ihn

copiert) und um ihre Emendation und Erklärung auß dankbarste anerkennen. H. L. Ahrens.

### B e r l i n ,

bey Besser 1843. Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius. Accedunt tabulae duae Delphicae. 104 Seiten in Quart außer den Inschriften\*).

Schon der Titel dieses Buches schließt K. D. Müllers Andenken in sich, dem der Verfasser, bekanntlich ein Reisegefährte des Berewigten und ein ausdauernder Genosse seiner letzten unvergeßlichen Thätigkeit in Delphi, die ursprünglich gemeinsam unternommene Arbeit geweiht hat. *Ἦρας ἐστὶ δαυόντος* sagt die Rehrseite des Dedicationsblattes. Leider war es dem während der mühsamen Arbeit des Entzifferns der Inschriften an der auf eigene Kosten ausgegrabenen Mauer erkrankten Forscher nicht mehr vergönnt, Pläne zur Herstellung und eigentlichen Bearbeitung der entdeckten Inschriften zu Papiere zu bringen. Der glühende Eifer, mit welchem er jede Arbeit angriff und durchführte, fehlte ihm auch bey seinem letzten Unternehmen nicht, und man kann in Wahrheit behaupten, daß er als Opfer desselben gefallen ist, da er den Keim der Krankheit, die ihn bald darauf hinraffte, darüber nicht achtete oder verkannte.

\*) Daß ausnahmsweise das nämliche Werk zwey Mahl besprochen wird, wird in der Verschiedenheit des Standpunctes, den die beiden Herren Referenten den anecdotis Delph. gegenüber einnehmen, seine Erklärung finden.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 16. Stück.

Den 27. Januar 1844.

---

### B e r l i n .

Schluß der Anzeige: 'Anecdota Delphica. Edidit Ernestus Curtius.'

Wir erhalten daher in vorliegendem Buche nur kleine Bruchstücke eines gescheiterten Werkes, die der Herausgeber mit aller Bescheidenheit und Verehrung für K. D. Müllers Namen und Ruhm jetzt gesammelt und commentiert hat, nachdem er schon früher im Bulletin (Rom 1840 im August vgl. auch Fr. Blume in der Hall. Litt. Zeit. 1840. p. 374 ff.) über das hinterlassene Material gewissenhaft Rechenschaft abgelegt hatte.

Eine genaue Beschreibung der Dertlichkeiten, wo Müller zu Delphi unter den Ruinen des Apollinischen Tempels und dessen nächster Umgebung Ausgrabungen veranstalten ließ, so wie auch eine kurze Geschichte dieser letzten Arbeit des Berewigten enthält die Einleitung des vorliegenden Buches unter dem Titel: Prolegomena de topographia Delphica atque titulorum Delphicorum ratione. Obgleich die Sache selbst bekannt genug ist, so wol-

len wir doch mit den eigenen Worten des Herausgebers, der Müllern stets zur Seite war und bey weitem die meisten der Delphischen Inschriften entziffert und copiirt hat, den Hergang dieser Begebenheit berichten. Elegimus murum (sagt er S. 4) polygonium, inter meridionalem templi gradum et ipsum templi septum (τὸ Ἑλληνικόν) aequali tractu situm, cujus muri minima pars eaque literis tecta conspiciebatur; cetera humo rudibusque obruta latebant, ut vix summi muri quidquam promineret. Expectans igitur Müllerus fore ut totum murum titulis aequaliter tectum reperiret, hortulorum qui muro adjacebant, tantum coëmit, ut fossa quatuor pedes lata muro praeduci posset. Quam fossam ab occidente orientem versus pedes fere XXXII duximus, donec ad angulum ventum est, ubi murus septentrionem versus deflectitur, orientalem templi partem fulturus; qua quantum extensus fuerit, non exploratum est. Titulorum spes non sefellit. Eine beygefügte Tafel (II.) von Hn Meise, dem jungen Künstler, welcher Müllers Reisegefährte war, gezeichnet, gibt eine Ansicht dieser mit Inschriften bedeckten Mauer und die dazu gehörige Beschreibung (S. 98) führt zugleich die Namen derjenigen auf, welche die einzelnen Titel abgeschrieben haben. Ueber die Vertheilung und Bekanntmachung der durch Müllers Tod unterbrochenen Arbeit sagt der Herausgeber: Defuncto praeceptore carissimo quum nostrum maxime esset videre, ne omnis itineris fructus periret, haec quasi solemnia pietatis ita obeunda putavimus, ut Schoellius de variis artis monumentis per Graeciam obviis ex suis et Mülleri schedis exponeret, ego hanc Delphicam messem in publicos usus vertendam susciperem. Quod

munus susceptum ne viribus diffisus vel defungerem plane vel ex die in diem differrem, hoc unum me commovit, quod ea, quibus extrema ante obitum studia impenderat vir immortalis, diutius sine fructu in scriniis latere indigne ferebam. Ipsum vero ad edendos atque explicandos titulos Delphicos nihil relinquere potuisse ex narratione quam praemisimus facile intelligetur. Prodeant igitur mea qualicunque cura politi atque expliciti tituli Delphici, quos omnibus viris doctis et Graecarum litterarum amantibus quasi testamento legavit Carolus Odofredus Müllerus.

Die den neun und sechzig (denn die Zahl XLIX über dem letzten der Titel ist ein Druckfehler) Delphischen Inschriften beygefügtten Abhandlungen verbreiten sich über den Hauptinhalt dieser steinernen Urkunden, und zerfallen in vier Kapitel. Das erste, de manumissione sacra Delphica, praemissa quaestione de manumissione Graecorum universa et profana et sacra, vereinigt die Nachrichten der Alten über die Freylassung der Sklaven, auf welche sich eine bedeutende Anzahl der Delphischen Inschriften bezieht, zu einer wissenschaftlichen Uebersicht, in welcher die Gesetze und Gebräuche, nach welcher die Freylassung unter den verschiedenen Hellenischen Stämmen Statt fand, nach Zeit und Ort genau unterschieden und erklärt werden. Manches mag hier bey der Verschiedenheit der Meinungen über einzelne Punkte noch streitig bleiben; aber im Ganzen glauben wir dieses Kapitel als das gelungenste auszeichnen zu können. Was die Gesetze und Gebräuche der Dorier in dieser Rücksicht anlangt, so fand der Verf. in Müllers Werke über diesen Volksstamm überall befriedigende Auskunft, und in Bezug auf die übrigen Völker-

schaften Griechenlands verweist er auf C. F. Hermanns Hellenische Staatsalterthümer, als auf die gelungenste Vorarbeit zu seiner Abhandlung.

Im zweyten Kapitel spricht der Verf. von den Decreten der Amphictyonen. Ueber diesen antiquarischen Gegenstand bieten die gewonnenen Urkunden nur geringe neue Belehrung dar, wie denn überhaupt nur fünf hierher gehörige Inschriften zu Delphi aufgefunden sind. Auch die Zahl der sonst bekannten Urkunden dieser Art in anderen Theilen Griechenlands ist nicht groß, wie Böckhs Corpus Inscr. lehrt. Ueber die Formel dieser Decrete reicht unsere Kenntniß nicht über das Zeitalter des Demosthenes hinaus, und auch für dieses ist dieselbe nach Droysens Bemerkungen über die hierher gehörigen Urkunden in der Rede pro corona (Zeitschrift f. die Alterthumsw. 1839) sehr zweifelhaft geworden. Die Delphischen Urkunden gehören einer verhältnißmäßig späten Zeit an. Sehr lobenswerth ist das Verfahren des Verfs., alle ähnlichen Inschriften aus Böckhs C. I. und anderen Urkundensammlungen in den Kreis seiner Forschungen mit hinein zu ziehen.

Das dritte Kapitel handelt von den Decreten des Delphischen Staates, welche ohne Ausnahme aus Ehrendiplomen bestehen. Sie sind auch nicht sehr zahlreich; aber ihr Inhalt klärt doch manchen Punct besser auf, als bisher geschehen war. Ihre Formel ist in der Regel ganz einfach diese: *Ἀελοφοὶ ἔδωκαν τῷ δεῖνι αὐτῷ καὶ ἐγγόνοις προξενίαν κ. τ. λ.* am Ende: *ἀρχοντος τοῦ δεῖνος βουλευόντων τῶν δεινῶν.* Bey dieser Gelegenheit erhalten wir vielfache Berichtigungen zu der Delphischen Archontenliste, und zur richtigern Bestimmung der Amtsdauer bey den einzelnen Senatmitgliedern zu Delphi, deren Anzahl wir jetzt

wohl auf sechs feststellen müssen, während Böckh nach den früher bekannten Urkunden nur vier angeben konnte, von denen er annimmt, daß sie sich in die Verwaltung des Jahres semesterweise getheilt hätten. Die Ehrenbezeugungen aber, welche in den Urkunden erwähnt werden, sind entweder solche, die auch in anderen Hellenischen Staaten häufig vorkamen, oder den Delphern eigenthümliche. Zu jenen gehört z. B. *προξενία*, *προμαντεία*, *προεδρία*, *προδικία*, *ἀσφάλεια*, *ἀσουλία*, *ἀτέλεια*, diese beziehen sich alle auf die Wohlthäter des Apollinischen Heiligthumes (*τοὺς τὸν θεὸν εὐηργητηκότας*). Drey Auszeichnungen werden hier in verschiedenen Inschriften erwähnt, *δάφνης στέφανος παρὰ τοῦ θεοῦ*, *σκανὰ ἐμ Πυλαία ἃ πρῶτα* und *θησαυρὸς ὅπου τὰ ὄπλα θήσει* sc. *Εὐδοξος*. Die erste ist die bekannteste von allen, über die noch Ulrichs neulich in seinen Reisen und Forschungen in Griechenland S. 106 f. lehrreiche Bemerkungen gemacht hat. Ungewöhnlicher ist aber die *σκανὰ ἐμ Πυλαία ἃ πρῶτα*. Ob hier unter *Πυλαία* die Vorstadt an der Westseite von Delphi zu verstehen sey, welche von Plutarch (*de Pyth. or. c. 29*) und auch von anderen Schriftstellern erwähnt wird, oder ob es hier, wie auch sonst häufig, die Versammlung der Amphiktyonen bedeute, muß dahin gestellt bleiben. Das erste ist indes schon darum wahrscheinlicher, weil die Delpher bey der Anordnung ihrer Feste zu Pylaia nach eigenem Gutdünken über die Rangordnung der Zelte u. s. w. verfügen konnten; Ref. glaubt aber nicht, daß dieses Recht der Delpher auch auf die Amphiktyonen = Versammlungen auszu dehnen sey. Ganz neu endlich ist die dem Eudoxos für das Geschenk einiger Schilder zur Feyer der gymnischen Spiele von den Delphern zuerkannte Ehrenbezeu-

gung, *δοῦναι δὲ τοὺς Δελφῶν Εὐδόξω καὶ θησαυρὸν ὅπου τὰ ὄπλα θήσει.* Ueber diese Waffenkammer, deren es an der östlichen Seite des Pythischen Tempels mehrere gab, sollte Eudoros die Aufsicht führen, und dafür Sorge tragen, daß die geweihten Schilder recht blank poliert an dem Festtage zur Schau getragen würden. Solche heilige Waffen, die schön verziert und zuweilen aus edlem Metalle gefertigt waren, kommen auch sonst häufig vor. Böckh Staatshaush. der Athener II. 282. Corpus Inscriptionum I. p. 191 B.

Das vierte Kapitel enthält die 69 Inschriften in Cursivschrift umgesetzt und mit den nothwendigen Ergänzungen, Verbesserungen und Erklärungen versehen. Dann folgen noch einige Zugaben, welche mit der Erklärung der Urkunden in genauem Zusammenhange stehen. Zuerst ein Abdruck einer ägyptischen Papyrusrolle aus Youngs Hieroglyphics tab. XLVI, mit der Uberschrift: Act of manumission brought from Egypt by Sir Archimbald Edmonstone. Diese Urkunde ist im Jahre 354 p. Chr. abgefaßt und von K. D. Müller in diesen Blättern (1827. p. 1527) bereits erklärt. Vgl. G. Ad. Schmidt, die griech. Papyrusurkunden u. s. w. p. 298 ff. Sie liefert einen wichtigen Beitrag zu der Lehre von der Manumission, welche Hr G. im ersten Kapitel behandelt hat. Den Schluß machen Bemerkungen über den Delphischen Dialect, in so fern dieser bey der Behandlung der vorliegenden Inschriften zur Sprache kommt, dann ein Delphischer Nomenclator verglichen mit Aetolischen u. Samischen Eigennamen, ferner eine Erklärung der beygefügtten Tafeln, welche die Lage der Delphischen Gebäude, die Ansicht der mit Inschriften bedeckten Mauer, und Zeichnungen von sechs Tempeltrümmern darstellen, und endlich ein



index rerum et verborum. Von demselben Vf. haben wir demnächst noch ein anderes Werk zu erwarten, dessen Titel folgender seyn wird: Chorographie und Topographie des alten Griechenlands mit Benutzung der vorhandenen Hilfsmittel nach eignen Localuntersuchungen. Erster Theil. Der Peloponnes.

### L o n d o n .

Richard Bentley, new Burlington street, Publisher in Ordinary to Her Majesty. 1842. Narrative of various Journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab; including a residence in those countries from 1826 to 1838. By Charles Masson Esq. In three volumes. Vol. I. XXVII. 471. II. XVI. 464. III. XVI und 496 Seiten in Octav. Mit mehreren Lithographien und Holzschnitten.

Das anzuzeigende Werk nimmt in der, an bedeutenden Werken so reichen, Reiseliteratur der neueren Zeit eine der ersten Stellen ein. Es ist zugleich höchst unterhaltend, belehrend und wichtig.

Hr Charles Masson, dessen Namen durch seine großen antiquarischen Entdeckungen eine hohe Stellung in der Wissenschaft gesichert ist, legt in ihm Rechenschaft ab: von seinen wahrhaft abenteuerlichen Reisen, seinem Aufenthalte in Kabul und dessen Umgebung als Privatmann, und, jedoch mit einer, wie es scheint, nicht ganz freywilligen Discretion, von seiner darauf folgenden Thätigkeit als Agent der englischen Regierung an demselben Orte (die bezügliche Stelle lautet [III. 496] I forwarded to England a work, the appearance of which was in some manner prevented. In an altered form I

now submit it to the public, reserving the portion on subjects, unnoticed in these volumes, it may be, for future publication).

Die Reisen insbesondere gewähren das aller-  
manigfaltigste Interesse. Er machte sie zum  
allergrößten Theil zu Fuß, unbewaffnet, fast ganz  
ohne, oder mindestens nur mit sehr geringen,  
Geldmitteln, allein, oder in der ersten besten Ge-  
sellschaft, unbekümmert um längeren oder kürzeren  
Aufenthalt, vielfach ohne Kenntniß des Weges um  
sein Ziel herumirrend, auf Straßen, die noch kein  
Europäer besucht, wahrhaft vagabundenartig. Daß  
es dabey nicht an einer Menge von Abenteuern  
fehlen konnte, läßt sich leicht denken; manche sind  
lustiger Art, viele waren aber höchst gefährlich.  
Von Räubern wurde der Reisende mehrfach ange-  
fallen, geplündert, geprügelt und auf den Tod  
verfolgt; einmahl fiel er sogar fast in die Hände  
eines thag (I, 401). Bei weitem häufiger jedoch,  
als man bey diesen verwilderten Völkern erwarten  
sollte, wurde er sehr freundlich aufgenommen und  
in den Städten war dies fast allgemein der Fall.  
Es versteht sich wohl von selbst, daß diese Art zu  
reisen mehr als jede andere eine vollständige Kennt-  
niß des Landes, seiner Bewohner und deren Sit-  
ten, Character und Gebräuche verschafft; eine Be-  
stätigung in diesem besonderen Falle gewährt eine  
Vergleichung der von Alex. Burnes gegebenen  
Charakteristik der Afghanen (in seinen Travels  
into Bokhara I, 143) mit dem uns in diesem  
Werke entgegen tretenden Bilde desselben Volkes.  
Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die falsche  
Ansicht von Burnes ganz vorzüglich dazu beytrug,  
die englische Invasion und die sie begleitenden Un-  
glücksfälle herbeizuführen, deren Opfer er selbst  
ward.

Hrn Massons Reisebeschreibung beginnt mit seiner Ankunft in Bhawálpúr an der Garra (im Herbst 1826), von, wie er bloß im Allgemeinen bemerkt, Shekawati und Bikanir aus. Ueber seine früheren Verhältnisse werden keine Mittheilungen gemacht; die in dieser Beziehung von der Augsb. Allgem. Ztg. gebrachten, deren Glaubhaftigkeit nicht entschieden ist, setzen wir als bekannt voraus. Nach langem Aufenthalt und Hin- und Herzügen in dem Gebiet von Bhawálpúr setzt er über den Indus, dessen West-Ufer er langsam aufwärts bis nach Luf durchirrt. Von hier wollte er, in Begleitung eines Fakhirs, die Straße am Gomal hinauf nach Khorasan durchdringen, allein seine Freunde riethen ihm, die Straße über Pesháwar vorzuziehen. Dem Rathe folgen wollend, setzt er bey Dera-Ismael-Khan wieder auf die Ostseite des Indus über, treibt sich anstatt nordwärts, südwärts nach Bhukkur zu und in dieser Gegend herum, kehrt aber alsdann theilweise zu seinem ersten Entschlusß zurück, setzt wieder auf die Westseite des Indus, um sich von Luf aus durch die wilden Baziris durchzuschlagen; trifft auch mit solchen zusammen, wird wider alles Erwarten sehr freundlich aufgenommen, kehrt aber in ihrer Begleitung nach Luf zurück; dieses von neuem verlassend, kömmt er endlich nach vielen Hin- und Herzügen nach Pesháwar. Hier hält er sich längere Zeit auf und besucht Hashtnagar von da aus; dann wandert er, schon Topen und Grotten und anderes Antiquarische, welches später seine Hauptbeschäftigung bildete, anmerkend, über Zelalabad nach Kabal. Hier hält er sich nur wenige Tage auf; wandert nach Ghazni, wo sich Dost Mohammed Khan mit seinem Heere befand, um ein afghanisches Lager kennen zu lernen.

Von Ghazni geht es, nach einem längeren Aufenthalte über Karabagh, dann, da die Hauptstraße zu gefährlich war, auf wildem, größtentheils pfadlosem Terrain bey dem Abistáda-See vorüber durch das Land der Gilji, Thoki, über die Lora, die Tarnak, dann wieder auf die Hauptstraße nach Kándahár. Von hier aus beginnt, nach einiger Rast, die abentheuervollste Wanderung nach dem früher so reichen, jetzt aber herabgekommenen und immer mehr sinkenden Shikarpúr; über Kozhak, die Lora durch Sháll, über Quetta, Siriab, durch die Bráhúi Stämme, über Bibi-Nani, den Bolan-Paß und Dadur und Bagh in Gutch-Gandawa. Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen in Shikarpúr faßt er den Entschluß nach Lahore zu wandern. Auch hier erreicht er sein Ziel nach langen Hin- und Herzügen und mancherley Irrfahrten. Von Sakkar setzt er über den Indus nach Bakkar, wandert nach Bohri, Khairpúr, dann erst nördlich nach Dúbar (Doombar auf Arrowsmith's Karte), Máttél, Mirpúr, Khairpúr (verschieden von dem früher erwähnten), Sabzal Kot, Fázilpúr (wieder in der Gegend, wo die Reisebeschreibung anfing), Uch, zu der Garra, am östlichen Ufer des Chenab hinauf über Zelálpúr, Sujahkot nach Multan. Von da am nordwestlichen Ufer der Rawi über Kamália, in dessen Situation er die Stadt erkennt, wo Alexander der Gr. lebensgefährlich verwundet ward (I, 402 vgl. Artikel Indien in Ersch und Gruber Encycl. p. 57), Sainadwala (Synadwala bey Arrowsmith) nach Lahore. Nach längerem Aufenthalt daselbst kehrt er nach Shikarpur zurück und zwar über Haripa, dessen Ruinen er mit dem alten Sangala identificiert (I, 452 vgl. Berlin Krit. Jahrb. 1842 S. 869), so wie er in Tulumba die Hauptstadt

der Maller erkennt (I, 456. vgl. Art. Indien a. a. D. Berl. Krit. Jahrb. S. 858) und in den heutigen Katti, zwischen dem Kavi, Chenab und Sutlej die alten Kathäer (I. 456 vgl. Indien a. a. D. S. 55. 57). Von Shikarpúr aus reist er theils auf, theils neben dem Indus, über Sehwan Haiderabad und Latta, nach Karáchí.

Hier schließt der erste Theil der Wanderungen ab; nur kurz berührt Hr M. seine Seefahrt von Karáchí nach Maskát, von da nach Kishm im persischen Meerbusen und Bushír, wo er seine Reisebemerkungen redigiert und dem englischen Gouvernement in Bombay handschriftliche Mittheilungen macht. Eben so kurz berührt er seine Reise nach Tabrez; hier brachte er bey dem damahligen englischen Chargé d'affaires John Campbell zu, dessen Freygebigkeit ihn in die Lage setzte, seine folgenden Reisen so nutzbringend in wissenschaftlicher Beziehung zu machen, wie sie geworden sind (II. 3: my obligations to this gentleman are more than mere words can express and far greater than might be seemly to relate in these pages — yet I may be permitted to record, that if my subsequent labours have proved advantageous to science, it was owing to his generosity, that I was placed in the position to prosecute them). Eben so kurz deutet er seine Reise von Tabrez nach Bagdad, den Tigris hinab nach Bassora, von da nach Karak und zurück nach Bushír und Maskát an. Erst nach seiner abermahligen Fahrt nach Karáchí im April 1831 wird die Reisebeschreibung wieder ausführlicher.

In Karáchí wurde ihm durch ein Mißverständnis — indem er mit Alex. Burnes verwechselt ward — die Landung verweigert; er wollte nun zurück nach Maskát und durch Persien nach Af-

ghanistan bringen; allein widrige Winde verzögerten die Rückfahrt und in Drmâra (an der Küste von Balchistan in Urboo) gelandet, fand er die Möglichkeit, schon von hier aus seine Reise ins Binnenland zu veranstalten. Er blieb hier daher einen Monat mit kleinern Excursionen beschäftigt; eine nach Show, wo er die Trümmer der von Alexander d. Gr. im Lande der Dritten gegründeten Stadt (Arr. Exp. Al. VI, 21) vermuthet, mußte leider unterbleiben. Von Drmâra segelte er nach Sunmiânî in Laß. Von hier zieht er mit Patan = Kaufleuten nach Kalât. Sein Weg führt über Uârî, Bela, den Fluß Drnâch, die Stadt Tûrkâbûr (Pottingers Weg), Anjira, Sohrab und Rodinjoh. In Kalât blieb er längere Zeit und machte von da eine Excursion nach dem Berge Chehel Law (Koh Chihultun bey Arrowsm.) im Norden von Mastung, in Begleitung eines Einwohners von Khânak (am Fuße desselben). Von Kalât reist er mit einer Caravane desselben Kaufmannes, mit welchem er gekommen war, nach Sunmiani zurück, jedoch zum größten Theile auf einem anderen, einen weiten Bogen nach Osten beschreibenden Wege, der so genannten Mulloh = StraÙe; von Anjira nordöstlich nach Bopoh (Bapow bey Arrowsm.), dann über Gorambawât, Peshtar = Khân, Do = Dantân (die zwey Zähne), Sanghî = Kûshâ, Kil, Zell (Sol bey Arrowsmith in Süd = West = Gundawa), Hauptstadt der Mayghassîs, eines Balochen = Stammes, bey Shadia (Shadear bey Arrowsm.) vorüber, am West = Saume der Wüste von Shikarpur = Pat hinab, über Dera = Ghaibî, Amil, Jûl, Ghinnî, westlich am Manchûr = See hin, über Trennî, Bûbak, am See selbst, nach Baloch = Got; da hier die Caravane rastet, macht er einen Abstecher nach Sehwan. Dann

geht es mit der Caravane weiter durch eine Gegend, welche reich an Monumenten ist, die den celtischen Steinkreisen und selbst den cyclopischen Mauern nicht unähnlich sind und Gohar Basta genannt werden (II, 149 ff.); eins derselben ist II, 157 abgebildet und genauer beschrieben. Ueber Bad=Dera, durch das Gebiet der Bálfút=Balochen geht es dann nach einem Dörfchen Dagghar di Got, wo er die Caravane verläßt und mit einem Bálfút in drey Tagen nach Sunmiani reist. Nach einem neuen Aufenthalte daselbst, reist er nach Kabal, zum Theil auf dem schon früher betretenen Wege über Utal, Bela, Baran Lakh, Bad, Khozdar, Bâghwan, Sohrab, Rodinjoh nach Kalát, von da auf der Shoráwaß=Strasse über Mangarchar (Moonguchur bey Arrowsm.), die Bergkette von Khwojá Amrán, durch die Ebene von Shoráwaß, über die Lora und eine Menge Canäle derselben, nach Kobat, wo er auf die Hauptstrasse kommt, welcher er bis Kándahár folgt. Hier bleibt er nur kurze Zeit und zieht dann über Ghazni nach Kabal, wo er im Junius 1833 ankam.'

Kabal ward von jetzt an sein Hauptsiß; von hier aus macht er eine Menge größerer und kleinerer Excursionen, um insbesondere die große, sich in dieser Gegend befindende, Menge von Alterthümern, Lopen, Grotten und Städteresten genauer zu untersuchen. Er verdankte ihnen die großen, insbesondere an Münzen reichen Sammlungen, welche so ungemein viel zur Erweiterung der Kenntniß von Indiens und Afghanistans alter Geschichte schon beygetragen haben und noch beytragen werden. Dabey wurde er von den, unter den Eingebornen erworbenen Freunden, selbst von Akhbar Khan, dem Sohne des Emir von

Kabul, welcher durch die letzten Vorgänge in Afghanistan sich den Ruhm eines echten [d. h. durch und durch treulosen und schlauen] Afghanen erworben hat, aufs bereitwilligste unterstützt; einem derselben, Baloch-Khan, gebürt ein bedeutender Theil an der Ausbeutung von Begram (III.142.149).

Der ausführlich in diesem Werke erstattete Bericht zeigt aber, wie unendlich viele Alterthümer noch in diesen Gegenden zu untersuchen bleiben, ohne daß für die nächste Zeit Hoffnung da ist, daß sie mit der harmlosen ungestörten Sorgfalt des Hrn Masson werden erforscht werden können.

Von der größeren Excursion ist die interessanteste eine nach Bamian, welche durch die Umstände, unter denen sie gemacht ward, eine tiefe Einsicht in das ganze dortige, insbesondere politische, Leben gewährt.

Während aller seiner verschiedenen Reisen verfolgte Hr Masson mit der größten Aufmerksamkeit die ethnographischen, historischen, statistischen und politischen Verhältnisse der durchreisten Länder, und kam mit fast allen leitenden Hauptlingen der verschiedenen Stämme in die mannigfachsten persönlichen, fast immer freundschaftlichen Beziehungen. Es war natürlich, daß die englische Regierung, mit welcher er, wie bemerkt, schon nach Abschluß seiner ersten Reise, von Buschir aus, in Verbindung getreten war, solche Kenntnisse, welche bei der Stellung des englisch-ostindischen Gouvernements zu Ranjit Singh und den Afghanen von der größten Bedeutung seyn mußten, nicht unbeachtet lassen wollte. Hr M. erhielt daher 1835 ohne und wider seinen Wunsch — denn er sah voraus, daß diese Anstellung sein harmloses Verhältnis zu den Eingebornen und die daraus fließende Sicherheit bey seinen antiquarischen Untersuchungen beein-



trächtigen würde — eine Bestallung als Agent for communicating intelligence (III, 321). In Folge dieser Bestallung nahm er an den darauf beginnenden Unterhandlungen, welche zu der englischen Expedition führten, lebendigen Antheil. Er mißbilligt diese selbst, so wie alle Schritte, welche dazu leiteten, aufs höchste; und wenn sich gleich Ref. nicht erlaubt, ein Urtheil über das Verfahren der damaligen engl. ostind. Regierung, zumahl da ihre Beweggründe und Actenstücke noch nicht in größerer Vollständigkeit veröffentlicht sind, zu fällen, so birgt er doch nicht, daß aus Hn Ms Darstellung eben so, wie aus andern, bisher laut gewordenen Berichten hervorgeht, daß diese Unternehmung aus keiner höheren politischen Idee hervor ging, sondern ein, vorher kaum erwogener, Einfall war, (vgl. III, 406) und daß die Hauptleiter derselben, Alex. Burnes und Macnaghten, ihrer Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen waren.

Mit Burnes zugleich verläßt auch Hr Masson Kábal; er reist nach Pesháwar; von da, nach längerem Aufenthalt, nach Lahore, Firozpur, und Tatta. Böllig unzufrieden mit dem Gange der Ereignisse, hatte er schon mehrfach um seine Entlassung aus dem Dienst nachgesucht; diese ward ihm den 30. Nov. 1838 bewilligt. Hiermit ungefähr schließt das Werk.

Einzelnes läßt sich aus dem großen Reichthum an Mittheilungen von verschiedenartigstem Interesse nicht gut hervor heben. Aufmerksam machen wir insbesondere auf die Nachrichten über die Siah-posh, welche, wenn gleich nicht auf einen eignen Besuch gegründet, doch aus guten Quellen geschöpft sind (I, 193 ff., III, 282), ferner auf die Schilderung von Begram, dieser merkwürdigsten Schatzkammer alter Münzen (III, 142 ff. insbes. 150, 163), und die romanhafte Geschichte

des Mir Vezdanbaksh, Chef der Hazaras (II, 300 ff., 408 ff., 428).

Sonderbar ist es, daß Hr Masson, so gesund-  
verständlich er sich in dem ganzen übrigen Werke  
zeigt, doch nicht umhin kann, dem bizarren Dä-  
mon, welcher bey historischen Forschungen, gewöhn-  
lich in seine Landsleute zu fahren pflegt, auch von  
seiner Seite, wenigstens an einer Stelle, eine  
tüchtige Hekatombe zu opfern. Er bemerkt  
(III, 199 ff.), daß mehrere Localitäten in Afgha-  
nistan biblische Namen führen; Kábal z. B. sey =  
כַּבְבֵּל; es bedürfe keiner Bemerkung, daß die biblischen  
Namen Páli-Namen seyen, gegeben von den Páli-  
Colonisten in Palästina, dessen Namen eigentlich  
Pálistân, d. h. Land der Páli, sey; diese Pális  
seyen die scythischen Páli, welche Diodor erwähne,  
von welchen auch Tyrus den Namen Páli-túr  
habe' (παλαι-τροος bey Strab. XVI. 785);  
'Recent discoveries in India, heißt es dann wei-  
ter, and Central Asia have proved that the lan-  
guage of those countries at the period of the  
Macedonian conquests was Páli. Sanscrit turns  
out to be Páli; the language of Persia at the  
time of Darius Hystaspes was Páli; Phoenician  
we know to be Páli u. s. w.' und in allen diesen  
und ähnlichen findet Hr Masson eine Bestätigung  
der Bibel. Doch man ist derartige Bizarrerien  
bey den Engländern gewohnt und sie dürfen die  
Achtung, welche wir dem Talente, der Ausdauer  
und überhaupt den großen Verdiensten des Herrn  
Wfs schuldig sind, nicht im Geringsten mindern.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

17. Stück.

Den 29. Januar 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Am 2. Januar ging hier das bisher von dem Geheimen = Justizrathe Dr. Bergmann geführte Prorektorat auf den Professor Dr. Wagner über. Das dazu von dem Professor der Eloquenz Dr. Hermann geschriebene Programm (bey Dieterich 29 Seiten in Quart) handelt de anno Delphico und sucht namentlich auf den Grund der Bereicherungen, welche die Urkunden von Delphi durch die von K. D. Müllers Begleiter G. Curtius heraus gegebenen Anecdota Delphica gewonnen haben, die bis jetzt bekannten zehn Monate des delphischen Jahres chronologisch zu ordnen, wobey der Jahresanfang und die damit zusammen hängenden pythischen Spiele in den September gesetzt werden.

L e y d e n ,

bey Hazenfeld und Comp. 1842. Atlas der Hautkrankheiten nach dem Systeme des Professor G.

H. Fuchs dargestellt und mit erläuterndem Texte heraus gegeben von Dr. F. W. Nolte. Royal-Folio. 32 lithographierte und colorierte Tafeln und VI u. 76 Seiten Text. (Dasselbe auch mit holländischem Titel und Texte).

Hr Dr. Nolte, mein ehemahliger Zuhörer, hat meine Schrift über die Hautkrankheiten ins Holländische übersetzt (Leiden bey Hazensfeld. 3 Bde. 8. 1842) und derselben diesen Atlas beygegeben. Damit letzterer aber eine weitere Verbreitung in Anspruch nehmen könne, ließ er die nöthigen Erklärungen der Abbildungen nicht allein in holländischer, sondern auch in deutscher Sprache abdrucken und es steht dem Käufer frey, diese oder jene Ausgabe zu wählen.

Auf 32 Tafeln, von welchen 8 die Dermatosen, 14 die Dermapostasen und 10 die Dermexanthesen vorstellen, befinden sich 340 Figuren (103 zu der ersten, 139 zur zweyten und 98 zur dritten Classe), und es ist dieser Atlas somit reichhaltiger als alle anderen; keine wichtigere Affection der Haut, welche ich beschrieben habe und die sich durch ein Bild versinnlichen läßt, überhaupt kein Ausschlag, von welchem nach dem vorhandenen Materiale eine Abbildung zu liefern war, ist übergangen worden, und eher ließe sich dem Herausgeber der Vorwurf machen, daß er manches aufgenommen, was die Haut streng genommen nicht angeht, wie z. B. Taf. XX. Fig. 8 c. und 9 a. XXI. 7b. 8. XXXI. 4 a. und 4 b. bis. XXXII. 3 b. u. c. u. f. w.

Die meisten von Nolte gelieferten Figuren sind Copien nach Willan, Alibert, Rayer u. s. w.; doch hat er sich angelegen seyn lassen, unter verschiedenen Bildern die treuesten und instructivesten zu wählen und jene Formen, von welchen die gang-

baren Kupferwerke über Hautkrankheiten keine oder ungenügende Abbildungen enthalten, theils nach Originalzeichnungen, theils in Copien der in Monographien, Journalen, Reisebeschreibungen zc. gegebenen Bilder beyzufügen. Die Abbildungen der Carata, der Seborrhagie, der Hämorrhoidal- und Gichtauschläge, des Favus suberinus und achatinus, des Alphas, der Pians, der Shibbens, der Nadesyge, des Guineawurmes, des Schornsteinfegerkrebses, der Pachydermia lactilua und viele andere legen hiervon Zeugnis ab.

Im Allgemeinen sind die Abbildungen recht naturgetreu und gut gelungen, es lassen namentlich jene der Dermapostasen, unter welchen sich auch die meisten Originale befinden, wenig zu wünschen übrig und die Copien bleiben mindestens nicht hinter ihren Vorlagen zurück. Daß hin und wieder die Farben etwas stark aufgetragen sind, ist Nolte nicht mehr, als allen seinen Vorgängern vorzuwerfen, und wenn nicht jede Nuance völlig genau getroffen ist, so muß man nur bedenken, daß man jedes einzelne Exemplar eines solchen Werkes von einem geübten Miniaturmaler colorieren lassen müßte, wenn es völlig tadellos seyn sollte. Wer die Hautkrankheiten in der Natur gesehen hat, wird sie in den Nolteschen Abbildungen sogleich wieder erkennen, und dem, der sie erst kennen lernen will, gibt das Werk, mit Beyhilfe einer treuen Beschreibung, gewiß hinreichend deutliche Bilder, um dieselben in der Natur mit Leichtigkeit zu diagnostizieren. Rügen muß ich, daß der Zeichner bey den Eczematosen und Granthemen auf Köpfe und andere Körpertheile, die er in sehr verkleinertem Maßstabe aufgenommen, die Knötchen, Pusteln und Bläschen (natürlich der Deutlichkeit wegen) fast in natürlicher Größe gezeichnet hat, wodurch

ein Mißverhältniß hervor gebracht wird, welches mindestens für den Anfänger störend ist. Freylich findet sich dasselbe auch bey Rayer, Behrens zc. und ist nur bey Alibert vermieden, welcher aber jeder Figur eine ganze Tafel widmet und sein Werk dadurch übermäßig vertheuert. Hätte man statt der ganzen Körpertheile nur einzelne Hautstrecken aufgenommen, so würde man die Ausschläge in natürlicher Größe haben zeichnen können, ohne mehr Raum zu brauchen, und mit wenigen Ausnahmen würde dies nebst der Bemerkung im Texte, wo der Ausschlag seinen Sitz habe, völlig ausgereicht haben: dann hätte man aber viele der Copien durch Originalbilder ersetzen müssen und dazu hat man nicht immer Zeit und Gelegenheit.

Der den Tafeln beygegebene Text enthält außer einem *Conspectus* meiner Classification eine kurze Charakteristik der abgebildeten Formen, eine Erläuterung der Abbildungen, wo sie nöthig ist, und hin und wieder, namentlich bey Originalzeichnungen, Bemerkungen über einzelne Krankheitsfälle, denen die Bilder entnommen oder die dem Herausgeber sonst vorgekommen sind. Ich hätte gewünscht, daß auch zu den Copien bemerkt worden wäre, woher sie stammen, und gewis würde es die Verbreitung des Atlas sehr gefördert haben, wenn Dr. Nolte meiner Nomenclatur die gebräuchlichsten Synonyma beygefügt hätte; denn wenn er die von mir vorgeschlagenen Benennungen auch für consequenter und bezeichnender hält, als die bisherigen, so kann er doch nicht erwarten, daß alle Welt diese Ansicht theilt.

Die Hazenfeldsche Buchhandlung hat das Werk so ausgestattet, daß es auch in dieser Hinsicht mit allen seinen Vorgängern in die Schranken treten

kann. Papier und Druck sind ausgezeichnet gut und der Preis ist für die zahlreichen und sorgsam ausgeführten Abbildungen nicht zu hoch, wenn gleich immer noch hoch genug, um den Studierenden, vielen practischen Aerzten u. s. w. ein Hinderniß der Anschaffung zu seyn. Fuchs.

## H a l l e.

Im Bureau des Thüringisch = Sächsischen Vereines. 1841—1843. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Im Namen des Thüringisch = Sächsischen Vereines heraus gegeben von K. Ed. Förstemann. Sechster Band. Heft 1. 164. Heft 2. 170. Heft 3. 162. Heft 4. 192 Seiten in Octav.

Heft I. 1. Gauenkunde des Sorbenlandes, von Dr. Heffter. Eine von Fleiß und Belesenheit zeugende Abhandlung, in welcher die geographischen Untersuchungen auf bey weitem glücklicheren Combinationen beruhen, als die verschiedentlich eingestreuten ethnographischen Bemerkungen. 2. Bemerkungen über die Kirche von Paulinzelle. Von F. Kugler. Ueber den begründeten Beruf des Bfs, die kirchliche Architectur Deutschlands aus der Zeit des Mittelalters auf eine anschauliche Weise zu erläutern, ist schon bey Gelegenheit der 'Pommerschen Kunstgeschichte' desselben in diesen Blättern gesprochen. 3. Zur Beantwortung der Frage: Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein? Von Friedrich Wiggert in Magdeburg. Der Hauptsache nach eine urkundliche Widerlegung der in jedem Betrachte unhaltbaren Behauptung, daß im 13. Jahrhundert und selbst später noch die Bevölkerung des Mansfeldischen zum Theil aus Heiden bestanden habe. 4.

Die tugendliche Gesellschaft. Von F. A. Eckstein. Diese artige kleine Mittheilung betrifft den Inhalt und die Aufzählung der Mitglieder des 1619 auf dem gräflichen Schlosse zu Rudolstadt gestifteten Ordens unter obigem Namen, der, wie so manche gleichzeitige Verbindungen ähnlicher Art, zeitgemäßer Tendenzen für die Mitwelt ermangelte und deshalb für die Nachwelt nur den Werth eines Curiosum behauptet. 3. Ueber die Deutung der Thiergestalten an den Kirchengebäuden des Mittelalters, von Heinrich Otte. Die hier nicht ohne Aufwand von Gelehrsamkeit und mit Interpretation zahlreicher, hierher gehörender Bildwerke gegebene Erklärung: 'diese räthselhaften Bildwerke erscheinen als Sinnbilder des Kampfes zwischen Christenthum und Heidenthum, zwischen Licht und Finsternis und haben den sittlichen Zweck, die Christen auf den alten Erbfeind ihrer Seele aufmerksam zu machen und sie vor seinen Fallstricken zu warnen' möchte schwerlich ausreichen. Es sind keinesweges nur unreine Thiere, die in Steinbildern an Kirchen angebracht sind; es ist der Meister nicht immer beym Fuchs in der Mönchskutte stehen geblieben, sondern Mönche und Nonnen finden sich auch ohne beygegebene Attribute verwandter Art; namentlich ist der Reichthum von Obscönitäten groß, bey denen eine der obigen analoge Deutung nicht zulässig ist. Am auffallendsten sind bekanntlich solche Bildwerke an Gotteshäusern, die den f. g. Tempelherrn-Stil an sich tragen. 6. Die alten Statuten der Stadt Stolberg am Harz (aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts). Eine äußerst werthvolle Mittheilung, welche Freunde der Geschichte und des deutschen Rechtes dem Herausgeber verdanken. 7. Fauriels Vorlesungen über den Ursprung der Heldengedichte des Mittelalters. Ue-



ber diese Uebersetzung hat sich Ref. schon früher in diesen Blättern \*) ausgesprochen. 8. Beschluß der Geschichte der Pfalzgrafen von Sachsen, von G. Gervais.

Hest II. 1. Fortsetzung der historischen Wanderungen durch Kirchen des Regierungsbezirkes Magdeburg u., von Fried. Wiggert. 2. Die Gesessammlungen der Stadt Nordhausen im 15. und 16. Jahrhundert, eine schon in früheren Hesten begonnene und auch das vorliegende vierte Hest bereichernde werthvolle Mittheilung des Professor Förstemann. 3. Fernere Mittheilungen über das calendarium Merseburgense, von G. F. Mooyer. 4. Kurzer Abriß einer kirchlichen-Kunst-Archäologie des Mittelalters von Heinrich Otte, eine Abhandlung, deren Fortsetzung das vierte Hest enthält. Den Schluß dieses wie des letzten Hestes bilden Sphragistische Zugaben, von Wiggert.

Hest III. 1. Eine auch in dem folgenden Heste fortgesetzte Abhandlung: Zur Geschichte der Voigtey Dorla vor dem Hainich, vom Stadtrath Stephan in Mühlhausen zeichnet sich durch Schärfe und Feinheit der Auffassung aus. 2. Nachrichten zur Geschichte der kirchlichen Reformation in der Stadt Jüterbog, von Telle, aus gleichzeitigen Monumenten entnommen und deshalb mit der jener Zeit eigenthümlichen Frische hervor tretend. 3. Die Willkür und Statuten der Stadt Wittenberg, eine Mittheilung des Herausgebers, die sich, vermöge ihres Werthes, den oben genannten Abdrücken der Statuten von Stolberg und der Gesessammlungen von Nordhausen würdig anreicht. 4. Die Westerburg, von Christian Niemeyer. Leichtfertig hingeworfene, der eigenen Forschung, wie der genügenden Benutzung früherer Untersu-

\*) Jahrg. 1842. St. 29.

chungen über denselben Gegenstand entbehrende, haltlose Bemerkungen. Den Erbauer dieser Burg in Karl dem Großen zu erkennen, weil dieser es 'vermuthlich rathsam fand' an dieser Stätte eine Feste gegen die Sachsen aufzuführen, ist eine eben so gewagte Hypothese, als die Gemahlin von Hermann Billung aus Westerburg hervor gehen zu lassen. Bey Erörterung der bekannten Streitigkeiten, welche zwischen den Häusern der Welfen und Hohenzollern wegen der Grafschaft Reinstein Statt fanden, folgt der Vf. ausschließlich der *Deductio juris et facti etc.*, welche, da sie bekanntlich eine Parteyschrift ist, schwerlich als lautere Quelle, gelten möchte. 5. Die Entrichtung der Frey = Zinsen zu Erfurt und die Klage bey Versäumnis ihrer Entrichtung, vom Herausgeber. 6. Sphragistische Aphorismen, von Lepsius. 7. Handwerksordnung der Maurer und Steinmehren im Amte und Stadtgerichte Quersfurt von 1574, vom Herausgeber. 8. Der Text der zehn Gebote vor der Reformation, von Dtte.

Hest IV. Außer den früher namhaft gemachten Fortsetzungen: 1. der Dom zu Merseburg, dessen Geschichte und Architectur nach Anleitung der Quellen entwickelt von Lepsius. 2. Das Münstersche Sachsenland, vom Hauptmann von Ledebur, gleich früheren Untersuchungen auf dem Gebiete der westphälischen Geschichte von dem Streben des Vfs nach gründlicher Forschung zeugend. 3. Bericht über ein altgermanisches Doppelgrab, von Krug von Nidda. 4. Ueber die alten Taufbecken, vom Prof. Förstemann, eine Abhandlung, in welcher der Vf. abermahls einen Beleg für seine glückliche Gabe gibt, Inschriften und Bildwerke auf die einfachste und schlagendste Weise zu deuten.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

18. 19. Stück.

Den 1. Februar 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1843. Die Republiken von Südamerika geographisch-statistisch, mit besonderer Berücksichtigung ihrer Production und ihres Handelsverkehrs, vornehmlich nach amtlichen Quellen dargestellt von Dr. J. C. Wap-päus u. Erste Abtheilung. XVI und 269 Seiten in gr. Octav.

Daß die vorzugsweise s. g. Colonialproducte erzeugenden Länder des ehemahligen spanischen Amerikas, welche erst in neuerer Zeit, seit ihrer Entdeckung vom Mutterlande, den Europäern geöffnet worden und welche seit den letzten zehn Jahren zum Theil einen überraschenden materiellen Aufschwung genommen haben, für Europa und namentlich auch für Deutschland täglich von größerer Bedeutung werden, wird ein jeder einsehen, der Antheil nimmt an den wichtigen Fragen der Handelspolitik, welche mit Recht zu den so genannten großen Fragen der Zeit erhoben sind, der die Richtung der Bewegung beobachtet, welche in neuester

Zeit in die handelspolitischen Bestrebungen Deutschlands gekommen ist. Um so mehr muß es auffallen, wie wenig jene Länder in den neueren geographisch-statistischen Werken, welche Amerika behandeln, berücksichtigt werden, wie die meisten dieser Werke kaum noch die Staaten, welche sich in Südamerika auf den Trümmern der spanischen Colonialherrschaft erhoben haben, den Namen nach kennen. Zum Beweise dieser Behauptung brauchen wir uns nicht zu berufen auf solche durchweg jämmerliche Compilationen wie z. B. Ungewitters 'neueste Erdbeschreibung und Staatenkunde' und eine Masse ähnlicher, durch deren arrogante Aushängeschilder das deutsche Publicum hinters Licht geführt wird; auch die in mancher Beziehung trefflichen geogr. = statistischen Hand- und Lehrbücher, wie die von Berghaus, Balbi, Malte-Brun (in der neuesten Umarbeitung von Huot) behandeln jene Länder, als wenn sie uns noch eben so verschlossen und eben so gleichgiltig wären, wie vor fünfzig Jahren, und selbst Mac Culloch's Geographical Dictionary, in welches ein ungeheurer Schatz aus den besten Quellen geschöpft geographisch-statistisches Material niedergelegt ist, bringt über die neuen südamerikanischen Staaten doch nur sehr wenig wirklich neue Nachrichten. — Weniger auffallend, wenn auch nicht weniger betrübend wird diese Erscheinung, welche wohl geeignet ist, unsere geographische Literatur sehr in Miscredit zu bringen, seyn, wenn man erwägt, in welchen Händen gegenwärtig noch zumeist dieselbe sich befindet. Nimmt man etwa sechs oder acht Schriftsteller im Fache der Erdkunde aus, welche den Namen von wissenschaftlich gebildeten Geographen verdienen, so sind unsere Literaten in der Geographie, die Verfasser der zahllosen geographisch-statistischen Hand-

und Lehrbücher, mit welchen jede Messe uns überschwemmt, nur Leute, welche zur Erdkunde keinen anderen Beruf haben, als die Aufforderung eines speculativen Verlegers oder den Wunsch sich den Schulunterricht in der Geographie bequemer zu machen, und keine andere Befähigung, als die, aus zehn Büchern ein eilftes so genanntes neues zu fabricieren. Tene sechs oder acht Männer können mit ihren Forschungen aber nicht die ganze Welt umfassen, auch erscheint nicht alle Jahr ein solches Werk, wie das von A. v. Humboldt und Bonpland, und daraus erklärt sich denn leicht, davon abgesehen, daß auch schon zur würdigen und fruchtbaren Benutzung solcher Arbeiten ein gewisser geographischer Tact gehört, den man sich nicht durch das Lesen von Reisebeschreibungen und geographischen Compendien erwirbt, die Armseligkeit unserer heutigen geographisch=statistischen Literatur in Bezug auf die neue Welt. Mancher vielleicht wird diese Behauptungen für übertrieben, ja wohl gar für arrogant erklären, weil es nicht denkbar sey, daß auch allein nach dem Aufschwünge, den Carl Ritter jetzt mehr als 20 Jahre hindurch durch mündliche Vorträge und literarische Arbeiten der geographischen Wissenschaft gegeben, diese Disciplin doch noch so im Urgegen liege. Unglaublich mag es scheinen, daß der von Ritter aufgestellte wissenschaftliche Begriff der vergleichenden Erdkunde den allermeisten so genannten Geographen noch immer unbegreiflich geblieben ist, nichts desto weniger ist es so, und wird auch noch lange, wenigstens bey uns, so bleiben. Denn unter den gegenwärtigen Verhältnissen kann nur ein besonders günstiges Geschick die Mittel zur Bildung eines Geographen gewähren, und nicht ein jeder so Begünstigte fühlt sich, zumahl es dazu an Anregung von Außen

gänzlich fehlt, berufen, als Schriftsteller oder Lehrer auf einem Felde aufzutreten, auf welchem man unter der Masse der ungeschickten Handlanger und confuser Karrenschieber nur höchst selten einen Baumeister findet, an den man sich anschließen, dem man sich mittheilen und von dem man wieder empfangen kann.

Die Geschichte der großen geographischen Entdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert zeigt, daß die Handelswelt, wie sie vornehmlich die Anregungen zu diesen Entdeckungen gab, so auch immer viel eher die Früchte aus denselben sich anzu eignen wußte, als die Gelehrten. Bekannt ist die Leerheit der Kosmographien des Mittelalters zu einer Zeit, wo in den Seestädten Italiens schon eine reiche Fülle der interessantesten geographischen Nachrichten über Asien und Afrika vorhanden war; bekannt ist wie lange noch, nachdem in den spanischen Handelsstädten darüber die genaueste Kunde verbreitet war, es dauerte, bis in den geographischen Compendien der Entdeckungen Erwähnung geschah, durch welche, wie ein geistreicher Zeitgenosse des Columbus sich ausdrückte, gleichsam die Werke der Schöpfung verdoppelt wurden. Man möchte geneigt seyn, diese Erscheinung aus der damaligen Langsamkeit der Mittheilung durch Schrift und Druck zu erklären; indes kommt man mit dieser Erklärung nicht aus, denn das Verhältniß ist gegenwärtig noch im Wesentlichen dasselbe. Der eigentliche Grund dieser Erscheinung ist vielmehr, daß wie damals die spanischen und portugiesischen Entdecker nicht reiseten um Reisebeschreibungen heraus zu geben, so auch heute noch Diejenigen, welche als Seefahrer und Kaufleute entfernte Länder besuchen und kennen lernen, und zu welchen die Zahl derjenigen, welche geographischer Forschungen wegen

reisen, ein Minimum ist, ihre Erfahrungen und Beobachtungen nicht gleich in die Presse schicken. So kommt es, daß man noch heut zu Tage, wie in der Zeit, in welcher Peter Martyr von Anghiera seine berühmten Decaden de rebus oceanicis et de Orbe novo schrieb, will man neue zuverlässige Nachrichten erlangen über ferne Länder, welche durch ihre Fortschritte in der Cultur für die europäische Welt wichtig zu werden anfangen, diese in der Handelswelt suchen muß.— Der Unterzeichnete, dessen geographische Studien seit längerer Zeit vornehmlich auf die neue Welt gerichtet gewesen, hat in dem Werke, von welchem er hier die erste Abtheilung anzuzeigen sich erlaubt, versucht, einen Theil des Materiales, welches er der angeführten Quelle verdankt, zum Zweck einer etwas ausführlicheren Schilderung des Theiles von Amerika zusammen zu stellen, der in seiner gegenwärtigen bey uns bisher fast ganz unbeachteten Entwicklung vorzugsweise den Statistiker und den Staatsmann zu interessiren geeignet ist. Zwar ist dasjenige, was er über die neuen Staaten Südamerikas gesammelt hat, nur wenig im Verhältniß zu dem, was sich auf dem bezeichneten Wege erlangen ließe, wenn man nicht ganz allein auf Privatmittel beschränkt wäre, auch mußte von dem Gesammelten noch mancherley der Mittheilung werth Erscheinende zurück gelegt werden, weil bey der Bestimmung des äußeren Umfanges eines Werkes der Verleger auch immer eine gewichtige Stimme hat. Dennoch aber schmeichelt sich der Verf. mit der Hoffnung, durch Veröffentlichung der statistischen Daten, die in diesem Buche erscheinen, etwas nicht ganz Unwesentliches zur Kenntniß jener Länder beygetragen zu haben. Wie weit es ihm aber gelungen, durch Auswahl und Zusammenstel-

lung des mitgetheilten Materiales eine klare Anschauung von der gegenwärtigen Entwicklung jener neuen Staaten und ihrer schon erlangten Bedeutung zu geben, das überläßt er dem Urtheile des wohlwollenden Lesers, dem die Wechselbeziehungen zwischen der alten und neuen Welt im Allgemeinen nicht unbekannt sind, und der sich die Mühe geben mag, das hier Mitgetheilte mit dem zu vergleichen, was die neuere geographisch = statistische Literatur zur Kenntniß jener Länder darbietet. — Da der Verf. sich über den Zweck seiner Arbeit so wie über den Maßstab, nach welchem er dieselbe beurtheilt zu sehen wünscht, im Vorworte S. VII f. ausgesprochen hat, so kann er sich hier auf eine kurze Inhaltsangabe und einige Andeutungen über die befolgte Anordnung beschränken.

Die jetzt erschienene erste Abtheilung enthält eine allgemeine Einleitung und die geographisch = statistische Darstellung der Republik Venezuela. Der Verf. hielt es für seine Pflicht Rechenschaft zu geben über seine Anschauungsweise der politischen Verhältnisse des spanischen Amerikas und einige Gesichtspuncte anzudeuten, welche zur Berichtigung des Urtheiles über Veranlassung, Charakter und Ausgang des südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes und zur Orientierung der Erwartungen, welche man danach von der selbständigen staatlichen Entwicklung der neuen Republiken zu hegen berechtigt ist, von Wichtigkeit sind, jedoch in der Besprechung dieser Verhältnisse meist noch zu wenig hervor gehoben worden. Weit entfernt von der Prätension eigentlich neue, höhere Gesichtspuncte eröffnet zu haben, bezweckt diese Einleitung nur, die Aufmerksamkeit des größeren Publicums wieder auf die gegenwärtige Entwicklung jener Staaten mehr hinzulenken, welche während ihres



Kampfes gegen das Mutterland eine Zeitlang so sehr das Interesse Europas in Anspruch nahmen, nach ihrer Freywerdung jedoch bald, da sie die überspannten Erwartungen nicht befriedigen konnten, welche man bey uns aus mangelhafter Kenntniss ihrer wirklichen Fähigkeiten von ihnen hegte, gänzlich vernachlässigt wurden und auch gegenwärtig noch nicht wieder so beachtet werden, wie sie es in der That verdienen. — Der ganze übrige Theil dieses Bandes ist der Republik Venezuela gewidmet, wodurch dieser Staat, da das ganze Werk nur auf 2 mäßige Bände berechnet ist, allerdings vor den übrigen noch zu behandelnden Staaten bevorzugt wird. Zu dieser Bevorzugung fühlte der Verf. sich aufgefordert sowohl durch den Reichthum der ihm über diese Republik zugekommenen Nachrichten, wie durch die Bedeutung, welche vorzugsweise dieses Land gegenwärtig durch seinen wahrhaft überraschenden Aufschwung seit seiner Trennung von der Republik Colombia für Europa und namentlich auch für Deutschland erhalten hat. Die Darstellung selbst aber muß zeigen wie weit diese Bevorzugung zu rechtfertigen oder zu loben ist. Diese selbst nun zerfällt in 3 Abschnitte. Sie wird eröffnet mit einer historischen Einleitung (S. 24—58), in welcher die innere Geschichte der Republik Colombia von ihrer Bildung im J. 1821 an bis zu ihrer Auflösung im J. 1830 und der gleichzeitigen Constituirung der Republik von Venezuela kurz vorgeführt wird. Der Verf. ist hierbey vornehmlich dem auf Veranlassung der Regierung, von Venezuela herausgegebenen Resúmen de la Historia de Venezuela desde el año de 1797 hasta el de 1830, por Rafael Maria Baralt y Ramon Diaz gefolgt, einem Werke, welches zum ersten Male eine um-

fassende, auf officiële Documente gegründete Darstellung des colombischen Unabhängigkeitskampfes und der Geschichte Colombias gibt, und Licht verbreitet über wichtige Ereignisse und Entwicklungen, welche in Europa gar nicht oder nur sehr unvollkommen bekannt sind. — Hierauf folgt S. 58–100 eine geographische Uebersicht über das jetzige Gebiet von Venezuela, welche, obwohl die statistische Schilderung Hauptzweck des Verfs war, doch etwas ausführlicher gegeben werden mußte, als eine genauere Kenntniß der physischen Verhältnisse des Landes unumgänglich nothwendig ist zur unbefangenen Beurtheilung seiner bisherigen politischen und materiellen Entwicklung und zur richtigen Schätzung der Bedeutung, welche dasselbe in Zukunft durch seine Production und seine geographische Stellung zu erlangen befähigt ist. Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieser geographische Abschnitt vorzugsweise basiert ist auf die unübertrefflichen Forschungen A. v. Humboldts, der gerade diesen Theil der neuen Welt vorzugsweise zum Schauplatz seiner classischen Untersuchungen gemacht hat. Sehr verpflichtet jedoch ist der Verf. für diesen Abschnitt auch dem ausgezeichneten Werke des Obristen Codazzi (*Resúmen de la Geografía de Venezuela*, ein Band in Octav mit einem Atlas in Folio), der zwar auch die Arbeiten A. v. Humboldts wesentlich zur Grundlage seines Werkes gemacht hat, in dasselbe jedoch auch einen reichen Schatz eigener geographischer Beobachtungen aufgenommen hat, welche er während seiner zehnjährigen Bereisung des Landes als Chef der vom Congreß zur geographischen und statistischen Erforschung der Republik bestimmten chorographischen Commission zu machen Gelegenheit hatte. Dies Werk, welches

gleichfalls auf Kosten der Republik heraus gekommen, bildet mit dem eben angeführten Resümén von Baralt und Diaz ein Ganzes, und als solches eine historisch-geographische Landesbeschreibung, wie sie noch kein anderer außereuropäischer Staat aufzuweisen hat. [Da der Verf. beym Drucke seines Buches diese beiden Werke, welche er, obgleich sie in Paris gedruckt worden, weder durch den Buchhandel noch durch die angesprochene Gefälligkeit von deutschen Gelehrten, in deren Besitz er sie wußte, zu erlangen im Stande war, und deren Benutzung er allein der Güte eines in Venezuela etablirten hanseatischen Kaufmannes zu verdanken hat, nicht mehr in Händen hatte, so muß er hier eine im Druckfehlerverzeichnisse aufgeführte vermeintliche Verbesserung (S. 99. Z. 13 v. o.) zurücknehmen, von deren Irrthümlichkeit er sich gegenwärtig durch Vergleichung überzeugt hat. Sodazis Angabe über die Bevölkerung der Planos soll wahrscheinlich die der in dieser Zone gelegenen Städte nicht mit umfassen. Vergl. S. 142 ff. u. N. v. Humboldt V. 189]. Auch für die folgende, statistische Darstellung, welche den Haupttheil des Werkes bildet, ist, so weit sie die administrative Eintheilung des Landes, die Beschreibung der Provinzen, Cantone und der hauptsächlichsten Städte und Ortschaften und die Untersuchungen über die Bevölkerung betrifft, das Werk von Sodazzi die Hauptquelle gewesen, alles übrige Statistische aber ist durchaus nach amtlichen Quellen bearbeitet, namentlich nach den Angaben der ausführlichen Denkschriften, durch welche die Staatssecretäre alljährlich dem Congresse Rechenschaft über die Verwaltung ihres resp. Departements abzulegen haben, den durch den Congress sanctionirten Gesetzen und den Bekanntmachungen der officiellen

Zeitung, der Gaceta de Venezuela. Um ein anschauliches Bild zu geben von dem materiellen Aufschwunge, den diese Republik in den letzten 10 Jahren genommen, schienen namentlich vergleichende Uebersichten der Production und des Handelverkehrs von Wichtigkeit. Die reichen statistischen Nachweisungen, welche die Memorias in dieser Beziehung liefern, haben den Verf. in den Stand gesetzt eine sehr ausführliche Darstellung dieser wichtigen Verhältnisse zu liefern und Resultate zu gewinnen, welche die Aufmerksamkeit unserer Statistiker und Politiker wohl um so mehr verdienen möchten, als dem Verf. durch seine Beziehungen zu competenten und unparteyischen Männern, die einen langen Aufenthalt in Venezuela gemacht haben, die Möglichkeit gewährt wurde, die strenge Critik bey Benützung seiner amerikanischen Quellen anzuwenden, welche alle von daher kommenden Nachrichten erfordern, welche jedoch derjenige, der südamerikanische Verhältnisse aus eigener Anschauung entweder gar nicht, oder wie der Verf. nur durch einen Aufenthalt von einigen Monaten kennen gelernt hat, durch sich selbst schwerlich jemahls richtig üben lernen wird. — In der Darstellung der Verfassung und Verwaltung, welche kurz gehalten, ist nur dasjenige etwas mehr hervor gehoben worden, was zur Charakterisierung der eigenthümlichen Verhältnisse besonders geeignet schien. Die Arroganz und die zum Theil lächerliche Beschränktheit, mit welcher in neuester Zeit wieder in unseren politischen Blättern verschiedene Projecte zur Auswanderung nach dem spanischen und portugiesischen Amerika zur Sprache gebracht worden, machten es dem Verf., obwohl er im Allgemeinen durchaus kein Freund der Auswanderung ist, zur Pflicht, die großen Vorzüge, welche Vene-

zuola vor den meisten Ländern Amerikas europäischen und namentlich auch deutschen Ansiedlern darbietet, etwas näher zu beleuchten. — Die kurzen Mittheilungen über die Verhältnisse der Kirche, über den Zustand des öffentlichen Unterrichtes und die neuerdings wieder aufgenommenen Missionen unter den Indigenen werden hoffentlich hinreichen dem Leser eine Anschauung von der geistigen Cultur des Landes zu gewähren und auf die höhere Entwicklung aufmerksam zu machen, welche sich seit den letzten Jahren in der Sorge des Gouvernements um Kirche und Schulen und um die durch die Revolution zu Grunde gerichteten Missionen offenbart. Der dem Verf. vorgeschriebene Raum erlaubte ihm nicht, sich ausführlicher zu verbreiten über diese Erscheinungen, welche für den ferneren Fortschritt des Landes wohl die beste Garantie gewähren möchten.

Die angehängten Noten (S. 261 — 269) enthalten die in mancher Beziehung interessante, in Europa sehr wenig gekannte erste Unabhängigkeitserklärung der Confederacion americana de Venezuela v. 5. Julius 1811, das Gesetz zur Beförderung der Einwanderung von Fremden vom 12. May 1840 und die Convention Venezuelas mit den britischen Gläubigern über die Bezahlung seiner auswärtigen Schuld v. 16. Sept. 1840. — Das beygegebene Inhaltsverzeichnis wird vorläufig zur Uebersicht hinreichen, ein ausführlicheres alphabetisches Register soll die 2. Abtheil. bringen, deren baldiges Erscheinen der Vf., obwohl dasselbe nicht allein von seinen Wünschen abhängig ist, zuversichtlich hofft.

Wer heut zu Tage statistische Werke schreibt, in welchen Production und Handelsverhältnisse mit der ihnen gebührenden Aufmerksamkeit und Unpar-

tenlichkeit hervor gehoben werden, kommt nothwendigerweise in Collision mit einem gewissen Theile der Tagesliteratur, welcher sich allein berufen und befähigt dünkt, Deutschland über gewerbliche und commerzielle Angelegenheiten zu belehren, und mit einer Unmaßung auftritt, welche um so widerlicher berührt, je erbärmlicher das Wissen ist, auf das sich diese Zuversicht stützt. Auch der Unterz. hat nicht umhin können, an ein Paar Stellen seines Buches auf diese arrogante Zeitungsweisheit einen Seitenblick zu werfen, welcher nicht eben sehr freundlich erscheinen möchte. Es ist hier nicht der Ort in aller Vollständigkeit seine beyläufigen Bemerkungen zu rechtfertigen. Ein Probchen von der Allwissenheit dieser Partey muß er jedoch hier mittheilen, da der Gegenstand in genauer Beziehung zu dem hier angezeigten Buche steht. Der Unterz. entnimmt dies dem berühmten Zollvereinsblatte, welches man gegenwärtig wohl ohne Bedenken als das Hauptorgan dieser Partey, als ihr Paradespferd betrachten und für dessen handgreifliche Dummheiten man gewis ihren großen Propheten, Hrn Dr Fr. List, verantwortlich machen kann. In Nr. 42 (16. October) dieses Blattes finden sich 2 Schreiben aus Venezuela (?) 'über den neuesten Stand der dortigen Handelsverhältnisse' u. s. w. Im ersteren werden die Ausfuhrn der verschiedenen venez. Häfen (im J. 1842/43 zu 56 Mill. Francs!!) angegeben und da finden wir als Haupthäfen genannt: Quaire, Porto Cavejo, Augustura, Caro, Griega &c. Namen, die man vergebens auf den Karten sucht. Im 2. Schreiben wird der Werth der Gesamteinfuhr in die Häfen von Venezuela im J. 1841—42 auf 6,304,959 Pfund und deren Gesamtausfuhr zu 7,602,997 Pfd angegeben und dazu

in einer Note bemerkt, daß der venezuelische Dollar durchschnittlich zu 34 bis 36 Mark Banco anzunehmen sey! Wenn es noch nöthig wäre, die Tämmerlichkeit des Listischen Zollvereinsblattes dem Sachverständigen gegenüber zu documentieren, so reichten diese Angaben dazu allein hin. Denn jeder Handelslehrling schon sollte wissen, daß Venezuelas Haupthäfen La Guaira, Puerto Cabello, Angostura, Coro, Juan Griego u. s. w. heißen und daß Venezuela nicht nach Pfund rechnet, sondern nach Pesos (moneda macuquina), welche ungefähr 25 Proc. schlechter als harte spanische Thaler, folglich ungefähr 1 Thlr. 4 Gr. Courant werth sind: Unglücklicherweise für Hrn Dr List ist das Zeichen für Pesos dem für Pfund Sterling ähnlich und daraus erklärt sich denn leicht der Irrthum eines Mannes, dem Venezuela gewis kaum dem Namen nach bekannt ist, ein Irrthum, wodurch die venezuelische Einfuhr aus d. J. 1841—1842 zu ungefähr 1,400,000 Thaler auf das Sechszehnfache, auf 21 Millionen Thaler erhöht wird! Und solche Irrthümer finden sich noch mehrere auf eben diesen Seiten des Blattes. — Der Unterz. muß hienach gestehen, daß er nicht weiß was grandioser ist, die weltberühmte Renomisterey des Hrn List oder seine Unwissenheit. Hr List selbst wird freylich sich leicht trösten über diesen Angriff auf sein Zollvereinsblatt, er wird darin nur wieder einen Beweis 'für dessen hohes Ansehen und dessen Bedeutung finden, da jede Opposition dagegen nur aus verkehrten Privatinteressen hervor geht' (s. d. erste Seite von No. 52 des Blattes). Gegen solche Argumente ist dann freylich nichts einzuwenden. — Ein Jammer aber wäre es, wenn in der That, was man so oft behaupten hört, die Män-

ner, welche auf ihren Zollcongressen über das Wohl und Wehe von Millionen zu entscheiden haben, sich verlassen müßten auf die Erfahrungen und den Rath eines Mannes, der solchen Unsinn seinen Lesern aufzutischen wagt, oder durch das Geschrey seiner kopflosen Nachbeter zu bestimmen wären.

S. G. Wappäus.

### L e y d e n ,

bey H. W. Hazenberg u. Comp. 1842. *Variae Lectiones ex historia philosophiae antiquae*, scripsit R. C. Bakhuizen van den Brink, phil. theor. Mag. lit. hum. Dr. IV und 121 Seiten in Octav.

Das Studium der Platonischen Dialoge hatte den Verfasser dieser Schrift tiefer in die Geschichte der alten Philosophie hinein geführt und zunächst zu der besonderen Aufgabe veranlaßt, die ältesten griechischen Ideen über den Zustand der Seelen nach dem Tode zu erforschen. In der vorliegenden Mittheilung seiner Resultate bevorwortet er selbst aber, daß man von ihm jetzt keine den Gegenstand erschöpfende Untersuchungen erwarten solle, da er später in einer bereits begonnenen Arbeit die Erörterung anderer schwieriger Punkte nachzuliefern gedenke. Wenn man darum auch hier, selbst bey Aufstellung der Denkart solcher Männer, welche besonders berücksichtigt werden, mehr vermisst, als man erhält, so verdient doch das in den drey Abschnitten der Schrift Dargebotene schon aus dem Grunde Beachtung, weil der Verf. meistens solche Fragen, obwohl in höchst loser Verbindung, hervor zu heben bemüht ist, über welche er abweichende Meinungen vorzutragen hat.



Im ersten Abschnitte wird die bekannte Stelle bey Herodot II, 123 geprüft, welche die Meinung der Aegyptier von dem Eingehen der Seele in verschiedene Leiber aufzeichnet, aber die Namen derjenigen unter den Hellenen verschweigen will, welche jene Meinung, als wäre sie ihnen eigen, angenommen hätten. Der Verf. sucht diese Männer aussindig zu machen und zu zeigen, daß die Annahme von der Unsterblichkeit der Seele nicht bloß von einzelnen Männern in der Herodoteischen Zeit vertreten gewesen sey, sondern sich überhaupt schon damahls ausgesprochen habe. Zunächst dringt er darauf, daß man die Herodoteische Formel  $\tau\omega\nu \epsilon\gamma\omega \epsilon\iota\delta\omega\varsigma \tau\grave{\alpha} \omicron\nu\nu\omicron\mu\alpha\tau\alpha \omicron\nu \gamma\omicron\acute{\alpha}\gamma\omega$  auf Zeitgenossen des Historikers deute; so daß hierbey vorzugsweise an Empedokles gedacht werden müsse. Wir entgegnen, daß diese Beziehung nur nach einer Seite giltig seyn kann, da Herodot ausdrücklich ein Früher und Später unterscheidet und seine Darstellung des ägyptischen Logos in so fern nicht unmittelbar für die Empedokleische Lehre paßt, als sie die Wanderung der Seele durch Pflanzen, welche gerade den Agrigentiner charakterisiert, ausschließt. Obige Formel läßt für die Stelle wohl nur die Deutung zu, daß der Geschichtschreiber die Namen aus Rücksicht der Personen, weil sie in hohem Ansehen lebten, nicht aufzeichnen wolle; bey  $\pi\omicron\omicron\tau\epsilon\sigma\theta\epsilon\omicron\nu$  denkt er offenbar an Pythagoras, der ihm selbst nicht der unbedeutendste Weisheitslehrer war (IV, 95), und bey  $\nu\omicron\tau\epsilon\sigma\theta\epsilon\omicron\nu$  an Empedokles, welche beide in den Mythen von den Wanderungen ihrer eigenen Seele sich der fremden Ansicht so bedient, als wäre sie ihnen eigen; denn nach dieser Beziehung auf dasjenige, was die gemeinten Hellenen von sich selbst erzählten, erhält

auch das *ὡς ἰδίῳ ἑωυτῶν ἔοντι* seinen vollen Sinn. Uebrigens habe ich selbst früher (de Societ. a Pyth. c. p. 5) die Beziehung auf Pythagoras keinesweges geleugnet, wie mir unser Hermann (Gesch. u. Syst. der Pl. Ph. I. S. 290) vorwirft, sondern, wie billig, nur die Annahme einer ägyptischen Reise des Samiers, welche sich schon aus Herodot beglaubigen will, bestritten.

Die demnächst angeknüpften Bemerkungen weisen nun in allgemeinen Umriffen auf die Vorstellungen von dem glücklichen Zustande der Seele nach dem Tode hin, welche besonders in den Leichenreden und in der Tragödie hervor traten. Die *ἀθανασία* den im Kriege Gefallenen zuzusprechen und sie zu preisen, war ein beliebter Gegenstand der Redner, wie der Perikleische Epitaphios zeigt (Stesimbr. bey Plut. Pericl. c. 8). Daß sich Perikles hier in der Darstellung der unsterblichen Krieger als Schüler des Protagoras bewährt habe, wie p. 16 behauptet wird, läßt sich nicht nachweisen, da selbst Plutarch (Pericl. c. 36) einen derartigen Verkehr des Staatsmannes mit dem Sophisten, wie wir ihn nach p. 78 annehmen sollen, nicht verbürgen kann; am wenigsten aber darf man nach p. 11 den Zweck des Platonischen Menexenus in einer Verspottung gleichzeitiger Redner, welche vergebliche Mühe auf die Nachahmung des Perikleischen Epitaphios verwendet, suchen, mit welcher Ansicht sich selbst die p. 13 ff. ausgehobenen Zeugnisse nicht vereinigen wollen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

20. Stück.

Den 3. Februar 1844.

---

L e y d e n.

Beschluß der Anzeige: *Variae Lectiones ex historia philosophiae antiquae*, scripsit R. C. Bakhuizen van den Brink, phil. theor. Mag. lit. hum. Dr.

Wenn dagegen in Bezug auf die Tragödie sehr richtig bemerkt wird, daß sich bey keinem Dichter eine von dem Zeitalter seiner dramatischen Personen sich so weit entfernende Vorstellungsweise finde, als bey Euripides, so muß dieses eben als eine Folge seines Anschlusses an die Philosophie betrachtet werden, den man aber mit dem Verf. gänzlich verkennen würde, wollte man durch scheinbare Ähnlichkeiten verleitet solche Euripideische Sätze, welche vielmehr dem Orphischen Wesen angehören, auf die Heraklitische Lehre zurück führen, die sich wiederum, streng genommen, uns nur in dem einzigen großen Satze, daß Hades Dionysus sey (fr. 70), als Orphisch ankündigt. Doch wozu noch weitere Nachweisungen von Vorstellungen, die mit der von Herodot angedeuteten Lehre keine Ge-

meinschaft haben? Der Verf. hat hier einen ganz verfehlten Standpunct eingenommen, indem er Metempsychose und Metempsychose bey den Griechen nicht unterschied. Herodot meint nur jene als eine bestimmte Lehre, die er selbst aber, wie später Cicero (Tusc. D. I, 16) und Ovid (Met. XV, 158. 171), fälschlich als *ἀθανασία* auslegt, ohne zu bedenken, daß das mehrmahlige Hinabsteigen der Seele in den Hades und das Eingehen derselben in vollkommene und unvollkommene Leiber, welches man als den Mittelpunkt der Lehre heraus zu heben hat, noch keine Seelenunsterblichkeit ist, daß vielmehr mit dem Schlusse des Kreislaufes der Seele, mochte er nun auf einen größeren oder geringeren Zeitraum berechnet seyn, zugleich der Ablauf der Wanderung gesetzt war, die erst als Vorbereitung des seligen und unkörperlichen Lebens der Seele galt. Darum war es auch in der Fabel vom Aethalides angedeutet, daß er sich vom chthonischen Gotte alles Andere, nur nicht die *ἀθανασία* ausbitten dürfe (Herakl. Pont. bey Diog. L. VII, 4). Die Metempsychose hat nie im Glauben der Hellenen Wurzel gefaßt, sondern hielt sich nur innerhalb einzelner Schulen; sie mußte als ein urhellenisches Dogma, nachdem sie in ihrer echt hellenischen Ausbildung von Seiten der Pythagorischen Schule mit den Ideen des Apollinischen Cultus in Verbindung gebracht war, der Philosophie in so fern dienstbar werden, als sie der Unsterblichkeitslehre bloß zur Seite trat, indem sie ursprünglich voraus setzt, daß selbst die schönste Seele durch die Gemeinschaft mit dem materiellen Theile Eindrücke empfangen, welche die reinen Bestandtheile derselben trüben und eine Läuterung nöthig machen. Dagegen betrachtete man das körperlose Leben der Seele in einem reineren

Orte gleichsam als Kampfspreis, welcher dem irdischen Leben durch die Wanderung gesetzt wurde; hat der Mensch diese Stufe errungen, dann steht er den Göttern am nächsten und vermittelt als Dämon das himmlische und irdische Daseyn. Das Bedürfnis der jedesmahligen Lehre, von welcher die Metempsychose aufgenommen wurde, und nicht etwa ein fester astronomischer Cyclus, wie er p. 109 irrthümlich gedeutet wird, bestimmte die Periode der Wanderung. Pindar, welcher wie die Gregese entschieden gezeigt hat, Orphischen (nicht Pythagorischen, wie p. 117 angegeben wird) Vorstellungen folgt, läßt die vollkommenen Seelen drey Mahl auf die Erde kommen und drey Mahl hinunter gehen (Ol. II, 68; dagegen will Pindar frag. thren. 4 keine bestimmte Perioden angeben, weswegen ich Dissen p. 654 und denen, welche ihm folgen, darin nicht beypflichten kann, daß eine Verschiedenheit der Angabe vorliege); gleichfalls nahm Platon (Phaedr. p. 249 A, vgl. de Rep. X. p. 614 A folg.) für dieselben Seelen drey Perioden der Wanderung an; eben so viele setzten wahrscheinlich auch die Pythagoreer, um die Heiligkeit der Dreyzahl zu bewahren. Pindar bestimmt die jedesmahlige Dauer der Buße nach der Apollinischen Ennaeteris (fr. thren. 1. 1.), die wir wegen des im Pythagorismus vorwaltenden Einflusses des Apollinischen Wesens gleichfalls für Pythagorisch zu erklären geneigt sind. Empedokles setzte dagegen die ganze Dauer der Sühne, welche er als eine Verbannung der Dämonen betrachtet, auf 30,000  $\omega\gamma\alpha\iota$  an (v. 5 Kar.). Sehr richtig hat unser Verf. zuerst in diesem Ansätze die Periode von 10,000 Jahren, welche Platon (Phaed. p. 248 E.) wieder fest hielt, nach der Dreytheilung des Jahres erkannt, aber darin geirrt, daß er bey

Empedokles jene Periode nicht schlechthin als Norm für alle Seelen anzunehmen, sondern noch die zweyte von 3000 Jahren, welche Platon den philosophischen Seelen leiht (Phaedr. p. 249 A.), zuzulassen gesonnen ist. Hier ist die ganz abweichende Lebensansicht beider Denker verkannt. Denn offenbar modificierte Platon durch die negative Bestimmung im Phaedr. p. 248 D. die ihm vorliegenden Annahmen dadurch, daß er die Seelen anfangs nicht vom Unvollkommenen zum Vollkommenen sich entwickeln ließ, sondern in ihrem vorkörperlichen Zustande durch das Schauen der Ideen als vollkommene Naturen schilderte. Als leitende Norm bey der Bestimmung der verschiedenen Abstufungen nach dem verschiedenen Berufe der Menschen auf Erden galt ihm die Art, wie die Menschen mehr oder weniger von der Idee durchdrungen sind, während den Gradbestimmungen offenbar die auch sonst bey Platon vorherrschende Heiligkeit der Zehnzahl zu Grunde lag. Anders denkt Empedokles. So wie er die Welt durch den Streit dem seligen Leben entfremdet, so sieht er auch die Menschenseelen als vom Sphairos losgerissene Dämonen an, welche gerade durch ihren Austritt aus dem Göttlichen eine Schuld auf sich geladen haben, die er als einen alten Frevel darstellt, den sie hier auf Erden durch ein ruheloses Leben abbüßen müssen. Er betrachtet es daher als eine Wirkung des Streites, daß, so wie die anfängliche Gestaltung der Dinge bestimmten Entwicklungsgesetzen unterworfen gewesen, so auch die Elementartheile der Seele gleichsam zur Buße und Läuterung durch verschiedene Gestalten hindurch gegangen seyen (v. 6. 380 und 81). Läßt er die gereinigten Seelen Wahrsager, Dichter, Aerzte und Vorsechter und zuletzt ewige und unsterbliche Göt-

ter werden (v. 384 ff.), so wollte er selbst wohl diese beiden letzten Stufen errungen haben, wenn er sich anfangs einen umher irrenden Gott nennt, später aber in seinen Reinigungen als geläuterter göttliche Ehre verlangt; wahrscheinlich erschien er in dieser Gestalt als Prytanis von Agrigent (s. v. 389 ff.).

Im zweyten Abschnitte unterbricht der Verfasser seine Untersuchungen durch eine besondere Betrachtung über die noch immer dunkle Person und Lehre des Hippon. Doch will er nach Bergk's Vorarbeit (de Reliq. com. Att. ant. p. 165—185) eigentlich mehr ergänzen, woben wir hätten wünschen müssen, daß er, was sein Vorgänger nicht gethan, unsere Bemerkungen (Gött. G. A. 1834. St. 190. 191. S. 1901. 2) beachtet hätte, an welchen wir jetzt nur nach Meineke (Quaest. scen. I. p. 28 u. Fragm. com. Gr. Vol. II. P. 1. p. 102) ändern würden, daß Kratinus der wahre Schreiber der Panopten gewesen. Aber auch diese erneuerte Betrachtung will uns nicht genügen, da sie die Zeugnisse des Alterthumes nicht gehörig auszubeuten und sich über die wesentlichsten Punkte nicht mit der nöthigen Schärfe zu verbreiten weiß. Die Hauptstelle der Aristotelischen Metaphysik I, 3, von welcher die Untersuchung anheben muß, ist noch immer ihrer Verbindung und Bedeutung nach gänzlich verkannt. Die beyläufige Erwähnung des Hippon in der Reihe der jonischen Physiologen und zwar gleich nach dem Milesier Thales ist dort nach dem Zusammenhange jener historisch-philosophischen Darstellung vollständig so zu fassen, daß Aristoteles den Hippon nicht für werth halte, in die Reihe derjenigen Denker zu stellen, welche der physiologischen Forschung nachgehend materielle Grundstoffe als erste Ursachen aller Dinge gesetzt

(θεῖναι μετὰ τούτων), wagen Schwäche seiner philosophischen Ansicht (διὰ τὴν ἐντέλειαν αὐτοῦ τῆς διανοίας). Nach dieser Auffassung löst sich von selbst ein Zwiefaches. Zuerst darf die Frage nicht weiter aufgeworfen werden, ob Hippon vermöge jener Erwähnung wenigstens der Zeit nach unmittelbar dem Thales zuzuordnen sey, was oben drein der Aristotelischen Methode der Darstellung widersprechen würde, welche dort nicht etwa das historische Element als Criterium in der Anordnung der Reihenfolge festhält, sondern von den vier Grundursachen der Aristotelischen Lehre, welche sie in ihrer philosophischen Vorzeit aufsuchen will, ausgehend den Geist dieser Principien, wie er sich in seiner Einheit und Vielheit in dem gesetzmäßig bestimmten Entwicklungsgange des philosophischen Denkens ausspricht, als einen wesentlichen Eintheilungsgrund vorwalten läßt. Vielmehr gehört Hippon durchaus der Perikleischen Zeit an; wir setzen seine Blüte zwischen Ol. 75—85, da ihn Kratinus in den Allsehern als Repräsentanten der physiologischen Forschung dargestellt und an seinem Beispiele gezeigt haben muß, wie ungöttlich eine solche Forschung sey und wie verderblich sie auf die Geister wirke (Schol. ad Aristoph. Nub. v. 96). Der Komiker soll ihn als Atheisten behandelt haben (Schol. Clem. Protr. p. 20); auf diesen Atheismus, der freylich recht wohl das Göttliche im Leben der Natur bestehen lassen konnte, müssen die Kirchenväter von der Aristophanischen Komödie aus die Bezeichnung des Meliers übertragen haben (Clem. Protr. p. 15 D.), welche ich mir jetzt, da sie Arnobius (IV, 29) wieder liefert, durch Umstellung nicht nehmen lasse. Anderer Seits sind wir aber auch darüber in voller Gewisheit, daß der Tadel des Aristoteles ausschließ-



lich die *ἀρχή* trifft, wie sie Hippon aufgestellt; und nur hierauf können wir wiederum im Geiste der Aristotelischen Critik den dem Hippon vorgeworfenen Mangel an philosophischer Bildung zurück beziehen, welchen Aristoteles de An. I, 2 in den Ausdruck *φορτικώτερος* einschließt. Aus Alexanders ergänzendem Berichte (ad Met. p. 534, a 4 folg. Br.), welcher in Form geschichtlicher Ueberlieferung (*ιστοροῦσιν*) vorliegt, erfährt man, daß Hippon schlechthin das Feuchte als Urstoff gesetzt habe. Mithin fehlte er dem Aristoteles gerade darin, daß er Etwas zum Princip erhoben, was seiner Natur nach nicht ein Erstes, sondern ein Abgeleitetes, eine materielle Eigenschaft eines Anderen ist, und nicht eine für sich seyende selbständige Existenz hat; für das Feuchte ist erst das Wasser und einer Seits auch die Luft das Naturprincip. Aus einem ähnlichen Grunde muß das Stillschweigen des Aristoteles in Rücksicht auf das freylich weit philosophischere *ἀπειρον* des Anaximander in obiger Stelle der Metaphysik erklärt werden. Indes dürfte es bey Hippon nur eine Schiefheit im Ausdruck gewesen seyn, da er sich doch für das Wasser entschieden haben muß. Wir schließen dieses aus seiner zunächst jedenfalls gegen die Empedokleische Annahme gerichteten Polemik, daß die Seele Blut sey, welche er vielmehr für Wasser hielt (Arist. de An. a. D.); denn war ihm die belebende und bewegende Kraft Wasser, so mußte er auch, wenn wir nur den Aristotelischen Kanon festhalten, seine Materie, welche mit jener Kraft absolut Eins bildete, aus demselben Stoffe dargestellt haben. Sertus und der falsche Galen schreiben ihm Feuer und Wasser als Grundstoffe zu; beide möchten sich in dieser Physik eben so zu einander verhalten haben, wie Wasser und

Erde bey Xenophanes, da wir erfahren, daß aus dem Wasser als dem Ursprünglichen das Feuer hervor gegangen sey und alsdann die Fluth überwältigend das All gebildet habe (Ps. Orig. Philos. c. 16). Das Feuer gehört darum eben so schon zu dem Erzeugten, wie die Erde bey J. Diaconus Alleg. in Hes. Theog. v. 116.

Auf diese Combination konnte unser Verf. nicht eingehen, da er unbegreiflicher Weise Alexanders Gewährleistung alle Giltigkeit abspricht; vielmehr sucht er eine Angabe des Simplicius (ad Phys. fol. 32 A.) vorzuschieben und auf diese gestützt zu beweisen, daß das Meiste, was dem Thales beygelegt werde, erst aus einer späteren Uebearbeitung und Verbildung der Thaletischen Sätze durch Hippon entstanden sey. Allein hier häufen sich neue Irrthümer; wir müssen den vermeintlichen Fund entschieden bestreiten. Untersucht man Simplicius Worte, welche den Thales und Hippon mit einander verbinden, genauer, so ersieht man bald, daß sie ursprünglich aus obiger Stelle der Aristotelischen Metaphysik, die sie erklärend wieder geben, geflossen sind und für die ἀρχή des Hippon als Wasser eine bloße Folgerung aus jener Zusammenstellung des Hippon mit Thales bey Aristoteles enthalten, während die Begründung derselben ἀρχή allein dem Thaletischen Wasser angehört und den Aristoteles zum Urheber hat, welcher vom Standpuncte einer ganz natürlichen Anschauung der Thaletischen Annahme zu Hilfe kommen will. So erscheint nun auch Hippon nicht mehr als Betrüger, der dem Thales die Bücher *περὶ ἀρχῶν* bey Galen (in Hippocr. de humor. I. P. XVI. p. 37 Kühn) untergeschoben habe, wie der Verf. sich einbildet; denn wie die Aufschrift, so ist der in jenem gefälschten Bruchstücke geläu-

fige Gebrauch von στοιχείον aus späterer Zeit und hat bereits die Farbe des Aristotelischen Sprachsystemes angenommen. Der physiologische Sprachgebrauch, durch τὰ στοιχεία die elementarischen Grundstoffe der Welt zu bezeichnen, hat sich nämlich bey den Griechen erst seit der Empedokleischen Lehre gebildet, in welcher er selbst aber noch nicht üblich war, mag immerhin der späte Asklepius (ad Ar. Met. p. 693, b 7) das Gegentheil behaupten. Platon zeigt uns deutlich, daß der Ausdruck ursprünglich für die einzelnen Buchstaben als einfachste Bestandtheile der Rede genommen und von hier aus im physiologischen Sinne übertragen worden ist, vergl. bes. Tim. p. 48 B.; darum ist ihm selbst nur der Gebrauch für die Urbestandtheile der Rede durchgängig geläufig, während er sich nirgends der physischen Bedeutung für die primitiven Bestandtheile der Natur schlechthin bedient (Theaet. p. 201 E.), welche er an sich in ihrer Uebertragung mißbilligt, s. Tim. a. D.

Zuletzt mag es uns noch vergönnt seyn, die Erörterungen des dritten Abschnittes, welche die Geschichte der Seele nach der zweyten Liebesrede des Platonischen Sokrates im Phädrus betreffen, zu prüfen. Der Verf. bemüht sich hier zu zeigen, daß der Mythos im Phädrus den Dichtern nachgebildet sey mit Beymischung einzelner den älteren Philosophen entnommenen Bilder. Ohne sich weiter auf die Frage nach dem so verschieden beurtheilten Alter des Dialoges einzulassen zu wollen, stellt er doch das Zeugnis des Olympiodor in Betreff des dithyrambischen Charakters, welcher die große Jugendlichkeit des Gespräches beutkunde, voran und bringt hiermit das Urtheil des Dicaearch über den πορτικὸς τρόπος der Platonischen Schreibart bey Diog. L. III, 38 in Verbindung, wofür

er sogleich die Schrift des Peripatetikers bey Cicero ausfindig zu machen weiß. Wir müssen bedauern, daß dem Verf. unsere Forsch. I. S. 28. 29 unbekannt geblieben sind, die ihn von solchen Irrwegen abgeführt haben würden, zumahl wenn er vorher bemerkt hätte, daß das Zeugnis des Diacäarch nicht auf den Phädrus, sondern auf alle Platonischen Schriften, in so fern sie dialogisch geschrieben sind, zurück zu führen ist. Im Verfolge aber entgeht ihm noch mehr; ihm fehlen die richtigen Kriterien in der Ausdeutung des Platonischen Mythos, der nimmermehr so verschiedenartige Anschauungsweisen darbietet, weit weniger solche Abweichungen von den in anderen Dialogen vorliegenden Bestimmungen enthält, als er glaubt. Wir erkennen es an, daß Platon die anfangs (p. 245 C. folg.) aufgestellte Unsterblichkeitslehre, welche an den Begriff der Bewegung anknüpft, unmittelbar dem Alkmäon verdanke, bey dessen Sage aber das Wesentlichste übersehen wurde, daß nämlich der Krotoniate der Seele Unsterblichkeit zugesprochen, weil sie den Gestirnen ähnlich sey von Seiten der ewigen Bewegung. Dagegen betrachten wir die Argumentationsreihe, nach welcher Platon von dem Ungewordenen und Unvergänglichem auf das Ewige und Unsterbliche zurück schließt, ursprünglich als Eleatisch; doch muß sie gestört werden, wenn wir uns noch mit dem Verf., p. 84, auf die Vertheidigung der Vulgate: *εἰ γὰρ ἐκ τοῦ ἀρχῆ γίγνεται. οὐκ ἂν ἐξ ἀρχῆς γίγνεται* (p. 245 D.) einlassen wollen. Die Schlußweise ist hier so einfach und sicher, daß wir gestützt auf Ciceros Uebersetzung unbedenklich zu schreiben rathen: *οὐκ ἂν ἀρχῆ εἶη*; selbst das *γένεται* von Muret oder das *γίγνεται* von Stallbaum dürfen wir nicht zulassen, ohne eine Zwey-

deutigkeit durch den doppelten Gebrauch von *γινώσθαι* zu begründen. In der folgenden Darstellung der wirksamen Form der Seele würde man das Wesentlichste mißdeuten, wollte man dem Platon bestimmte Vorbilder und Vorgänger leihen, nach deren Schilderungen und Annahmen er die seinige gemacht habe. Platon erscheint hier im Gegensatz zu der Darstellung der ersten Liebesrede p. 237 D. ff., in welcher er sich absichtlich dem Elysianischen Standpunkte anschmiegte, als selbständiger Denker auf dem Gebiete seiner Lehre, die selbst dem Pythagorismus in so fern keine unmittelbaren Anregungen verdankt, als sie die Triplicität der Seelenvermögen vorträgt, die erst spätere Pythagoreer, welche Platonischer Einfluß traf, behauptet hatten. Die Anregungen, welche Platon hier von Außen erhielt, beschränken sich mittelbar bloß auf die bereits anerkannte Scheidung eines vernünftigen und unvernünftigen Seelenvermögens im Menschen, auf die Annahme einer das Weltall durchdringenden allgemeinen Seele, welche jedoch früher wie in der Pythagorischen Schule noch ungesondert von der Gottheit erschien, bey Platon aber sich getrennt zeigt; endlich auf Vorstellungen und Anschauungen, welche Platon als Hellene aus dem Leben aufnahm. Er selbst bezeichnet später p. 253 C. seine Schilderung als *μύθος*, bemerkt aber p. 247 C. ausdrücklich, daß es ihm um die philosophische Wahrheit zu thun sey. Sehr bedeutsam ist gleich anfangs das Geständnis, daß er seine Sätze nicht in der reinen, durchsichtigen Form des Gedankens aussprechen könne; er vermag hier mit der Dialektik noch nicht durchzudringen, um eine wissenschaftliche Behandlung des Gegenstandes zu liefern; das begeisterte Gemüth muß ihm Aushilfe geben, dessen An-

schauungen dann auch in den gemäßen bildlichen Ausdruck eingekleidet werden. Darum stellen wir es als erste Forderung hin, daß man nach gewonnener Einsicht von dem Gebrauch des mythischen Vortrags im Phädrus, welcher sich von dem im Timäus wesentlich unterscheidet, die richtige Norm für die Ausdeutung des symbolischen Ausdrucks aus den spätern dialektischen Darstellungen des Platon entlehne. Die Hilfe jüngerer Ausleger des Alterthums, welche unser Verf. anruft, ist meistens nicht wünschenswerth. Eben so wenig darf man in der mythischen Darstellung der Ideenwelt, wie bey dem überhimmlischen Orte mit dem Verf. gleich fragen, welcher fremde Lehrsatz zum Grunde liege; denn je größeres Gewicht Platon auf seine Darstellung legt (p. 247 C.), um so aufmerksamer muß man den mythischen Vortrag für seine Lehre verfolgen, was wiederum durch Hinzunahme späterer Darstellungen möglich wird. Wenn wir jedoch die stark mit einspielenden Vorstellungen von dem Weltgebäude ursprünglich für Pythagorisch und zunächst für Philolaisch zu erklären genöthigt werden, so dürfen uns jedoch die darauf gebauten Annahmen keineswegs als fremdartige und unplatonsische gelten. Wir wollen hier zum Schluß einen Hauptpunkt berühren, über welchen wir uns mit Boeckh (Heidelb. Jahrb. 1808. 5. S. 112 flg. de Plat. syst. c. g. p. XXVII sqq. Philolaus S. 104 flg.) gern verständigen möchten, um unsern Verf. auf einen richtigern Weg zu leiten. Boeckh nämlich ist geneigt, in dem οἶκος der Götter, in welchem die Hestia allein zurückbleibt (Phaedr. p. 247 A.), ein Pythagorisches Centralfeuer oder ein Analogon davon anzuerkennen, womit es sich uns ganz anders verhält. In jenem Auszuge der göttlichen und menschlichen Seelen

denkt sich Platon die Götter als Weltkörper, welche sich am Himmel in ihren bestimmten Bahnen herumbewegen, durchaus der Vorstellung im Timäus gemäß, wornach ihm die Weltkörper nicht bloß göttliche Wesen, sondern selbst Götter, aber sichtbare und erzeugte Götter, Kinder des ewigen Vaters sind (s. Tim. p. 40 D. 42 D. E.; vgl. de Rep. X. p. 596 C.). Die Vorstellungen von den drey Diakosmen, die hierbey zum Grunde liegen, stimmen vollkommen mit denjenigen überein, welche er im zehnten Buche der Republik und im Timäus vorträgt. Die Erde versetzt er wie im Phaedon p. 108 E flg.) als Weltkörper noch an den Himmel, läßt sie aber im Mittelpunkte der Welt feststehen; nach dem Timäus (p. 34 B.) soll die Weltseele von diesem Mittelpunkte aus sich ausdehnen. In so fern nun die individuellen Seelen als Ausflüsse der allgemeinen Seele betrachtet werden, müssen die menschlichen von dem Erdkörper aus sich dem Zuge der Götter anschließen, während die Götter selbst von den ihnen am Himmel zugetheilten Sizen und nicht von einem bestimmten Hauptsitz am Himmel aus den Weg antreten. Platon kannte keinen bestimmten Ort der Götter, wie die Pythagoreer ein Centralfeuer als Thurm des Zeus, von welchem aus die mit der Gottheit identische allgemeine Seele das Weltall durchdringt, lehrten, sondern seine Götter ziehen als Sternengötter aus, bis sie zu dem höchsten Diakosmos gelangt sind; hier angekommen stehen sie auf dem Rücken des Fixsternhimmels, in dessen Bewegung (*περιφορά*) sie mit herumgeführt werden. Platon nennt diesen Ort, wo sich die Reinheit der Ideen ausprägt, den außerhimmlischen; obwohl ein *ὑπερουράνιος τόπος* gehört er doch noch dem Fixsternhimmel an, da die Seelen auf dem Rücken desselben stehen; er

ist die nach Außen gewendete hohle Fläche des äußersten concentrischen Kreises, wohin Philolaus den Olymp versetzt hatte, wo sich, wie wir die Worte seines Bruchstücks auffassen, (bey Stob. I. p. 488), das Element des Aethers in seiner Reinheit ausprägt. Wie bey Philolaus, so gehört auch bey Platon jener Ort noch zu dieser Welt. Die Annahme im Phädrus darf darum auch nicht als eine unplatonsche gelten, in so fern Aristoteles (Phys. III, 4.) bemerkt, daß Platon nichts außerhalb des Himmels, selbst die Ideen nicht, welche in keinem Orte wären, gesetzt habe. Aristoteles lehnt sich durch diese negative Bestimmung gegen den mythischen Vortrag im Phädrus auf und will die Annahme vom Standpunkte der Ideenlehre aus nicht als eine philosophische gelten lassen, in so fern sich die Ideen nirgends finden könnten. Uebrigens kann ich die *ὑποσφάνιος ἄψις* im Phädrus (p. 247 B.) trotz der Auctorität des Prokulus mit dem Verf. (p. 99 flg.) nicht zulassen; sie widerstreitet der ganzen astronomischen Annahme, die auch Prokulus nicht richtig gedeutet hat; dazu kommt das Zeugnis der späteren Nachahmer des Platon, welche immer von *οὐρανῶν* oder *οὐράνιος ἄψις*, niemahls von einer *ὑποσφάνιος ἄ.* reden. *Ἄψις* bedeutet dem Platon ein concentrischer Kreis, in welchem sich das Gestirn bewegt; als den höchsten Kreis, welcher gegen den zu unterst liegenden des Mondes die Grenze des Himmels bildet, betrachtet er den Fixsternhimmel, der also selbst nur als *οὐράνιος* bezeichnet werden kann. Der Zug bewegt sich nach Oben durch die reinere und lichtere Gegend, wo auch nach Platon das reinere Element sich findet (Phaedon p. 109 B. 111 A.), bis er steil ansteigend auf den Fixsternhimmel kommt. An einen Durchbruch des Himmelsgewölbes, so daß die



Götter durch eine Oeffnung zu dem Orte der Ideen gelangten, kann gar nicht gedacht werden.

Krische.

### L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus. 1843. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. D. W. H. Busch, Geh. Medicinalrathe u. s. w. Vierter Band. X und 955 Seiten in Octav.

Es schließt sich dieser Band ganz genau an den dritten an (s. unsere gel. Anz. 1842. 2. St.), indem derselbe mit den in letzterem nicht zu Ende gebrachten Krankheiten der Gebärmutter fortfährt und als Fortsetzung des siebenten Kapitels unter 11. mit den böartigen Geschwülsten derselben beginnt. Hier werden das Steatom, das Sarcom, der Fungus haematodes und die blumenkohlartigen Auswüchse der Gebärmutter, der Markschwamm, Cancer und Carcinoma und die Exulcerationen am Mutterhalse, welche nicht krebshafter Natur sind, näher durchgegangen. Dann folgt 12. die Windsucht der Gebärmutter; 13. die Wassersucht und 14. der Gebärmutterblutfluß. — Das achte Kapitel ist den Krankheiten der Eyerstöcke und das neunte den Krankheiten der Muttertrompeten (sollte nicht endlich einmahl diese Benennung aus unserer Sprache verschwinden können?) gewidmet. Der ganze Abschnitt 'von den Krankheiten der weiblichen Geburtsorgane', schließt mit dem zehnten Kapitel, den Krankheiten der Brüste. Interessant ist hier besonders die Zusammenstellung aller bisher beobachteten Fälle von Vielbrüstigkeit des Weibes. — Der dritte Abschnitt handelt von den Krankheiten der Geschlechtsverrichtungen des Weibes, das erste

Kapitel von den Krankheiten der Menstruation; in fünf Unterabtheilungen sind hier betrachtet: 1. die Anomalien der Menstruation in Bezug auf das erste Auftreten derselben; 2. die Anomalien bey dem reifen Weibe; 3. im Alter der Decrepitität; 4. die vicariierende Menstruation und 5. die fehlerhafte Beschaffenheit des Menstrualblutes. Im 2. Kap. sind die Krankheiten des Geschlechtstriebes, und zwar die Nymphomanie und der Mangel des Geschlechtstriebes durchgegangen. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Unfruchtbarkeit. Das vierte Kapitel setzt die Krankheiten der Schwangeren, das fünfte die der Gebärenden und das sechste die Krankheiten des Wochenbettes aus einander. Das siebente Kapitel ist überschrieben: von den Krankheiten der Säugenden und enthält: die Entzündung der Brüste, die nervöse Empfindlichkeit der Brust, die wunden Brustwarzen, die zu geringe und die zu reichliche Absonderung der Milch, den Milchfluß, die Milchknotten und die Milchversehungen. Ob die Ueberschrift 'Krankheiten der Säugenden' eine ganz passende sey, will Ref. dahin gestellt seyn lassen, da das Säugen nicht allein, sondern das Wochenbett oder die voraus gegangene Geburt manche der genannten Krankheiten bedingt, selbst da, wo das Kind nicht angelegt wird. — Ein fünfter Band, welche den Operationen gewidmet ist, wird das ganze Werk vollenden, welches ursprünglich auf vier Bände berechnet war.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 21. Stück.

Den 5. Februar 1844.

---

### G ö t t i n g e n .

In der Sitzung der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften hielt Prof. Hermann am 13ten Januar eine Vorlesung über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Derselbe hatte anfänglich nur einen Bericht über die Ergebnisse der delphischen Ausgrabungen beabsichtigt, welche sein unvergesslicher Vorgänger Dtfried Müller mit seinem Leben bezahlt hat; da diese aber nicht zum geringsten Theile in schätzbaren Beyträgen zur Chronologie der Delphier bestehen, so führten ihn seine Untersuchungen über diese, die er inzwischen in einem academischen Programme nieder gelegt hat, bald auf ein weiteres Gebiet, dessen Bedeutung ihn bewog, statt jenes beschränkten Stoffes vielmehr eine übersichtliche Zusammenstellung aller, über die Monate griechischer Völker und Städte erhaltenen Nachrichten zu versuchen, deren Zahl namentlich in der neuesten Zeit durch die Vermehrungen unserer Inschriftensätze so be-

trächtlich gewachsen ist. Denn was die sonstigen Entdeckungen betrifft, welche die letzten Decennien auf dem Felde der gelehrten Literatur gebracht haben, so sind diese für die Monatskunde des Alterthums ziemlich ohne Frucht geblieben und haben aufs Neue die Erfahrung bestätigt, daß die gelehrten Grammatiker, höchstens Hesychius und die Quellen des Etym. M. ausgenommen, den Kreis ihrer Belehrung so ziemlich in die Grenzen einschlossen, die durch das Bedürfnis der Erklärung der griechischen Classiker gegeben waren; und wie wenig gerade auch diese veranlaßt waren, der Einzelheiten bürgerlicher Zeitrechnung bey ihren Zeitgenossen zu gedenken, geht eben sowohl aus der Natur der Sache als aus der Kärglichkeit der Beyspiele hervor, die sie von solchen darbieten. Was die Thätigkeit des 17. Jahrhunderts in dieser Hinsicht ausgemittelt hatte, stellt Fabricius in seinem Menologium mit den Zeitrechnungen anderer alter und neuer Völker aller Welttheile zusammen; von griechischer Zeitrechnung aber begegnen uns hier selbst mit Einschluß dessen, was erst der hellenistisch-römischen Zeit angehört, kaum die Monate von zwölf Staaten und auch diese noch größtentheils in sehr geringer Anzahl, wie z. B. von Delphi, wo wir jetzt zehn Monatsnamen kennen, dort erst zwey verzeichnet sind, während andere, wie die Phrygischen, sogar nur auf Mißverständnis beruhen. Erst als im Laufe des 18ten Jahrh. durch englische u. a. Reisende die Schätze des classischen Bodens genauer durchsucht zu werden anfangen, klangen aus den lebendigen Zeugen des alterthümlichen Lebens, den auf Stein geschriebenen Urkunden, auch eine Anzahl menologischer Bruchstücke herüber, so daß schon 1775 in der hiesigen philolog. Bibliothek B. III. S. 184

eine Ergänzung der Fabricischen Sammlung aus diesen angeregt werden konnte; doch blieb dieser Wunsch wenigstens in so fern unerfüllt, als auch die bedeutendsten chronologischen Forscher, wie Ideler, es auf Vollständigkeit nicht abgesehen haben, und was gar erst nach dem Erscheinen des Buches von Ideler gefunden worden ist, läßt sich, was Monate der classischen Zeit betrifft, leicht auf das doppelte des Früheren anschlagen. Nur eine Classe von Quellen hat jener bereits fleißiger als seine Vorgänger und so ausgebeutet, daß selbst der Zuwachs, dessen allerdings auch sie noch fähig ist, im Wesentlichen keine weiteren Aufschlüsse hoffen läßt: die s. g. Hemerologien, die dem Chronologen allerdings am willkommensten sind, zumahl wenn sie nicht nur das vollständige Monatsverzeichnis eines Volkes, sondern auch seine Vergleichung mit andern u. s. w. enthalten; für den classischen Philologen dagegen sind gerade diese minder bedeutend, da sie es vorzugsweise mit vorderasiatischen und ähnlichen Völkern zu thun haben, deren Kalender entweder dem macedonischen nachgebildet ist oder doch sonstige Spuren spätem, ja römischen Einflusses an sich trägt, während uns für die älteren Staaten mit alleiniger Ausnahme Athens Ideler selbst fast nur auf Corsini verweist. Wie viel nun aber seit diesem neu entdeckt worden ist, weiß jeder Philologe, und je weniger zugleich, namentlich durch Böckhs unvergängliche Verdienste, dieser Stoff als ein roher vor uns liegt, desto mehr schien es an der Zeit, das bisher Gewonnene einmahl zu überblicken und in den daraus hervor gehenden Resultaten auch späteren Forschungen und Entdeckungen, die nicht ausbleiben werden, ein bestimmteres Ziel und einen Maßstab zur Beurtheilung des Einzelnen an die Hand zu geben.

Hierbey traten übrigens drey wesentlich verschiedene und doch gleich wichtige Gesichtspuncte hervor, auf deren Unterschied und wechselseitiges Verhältnis um so mehr aufmerksam gemacht werden mußte, als eben nur die vorherrschende Berücksichtigung eines einzelnen derselben die Schuld trägt, wenn selbst in dem Werke, das sonst als ein fast untriegliches Repertorium chronologischer Aufschlüsse für die Philologen gelten kann, diese Partie nicht allen Wünschen entspricht. Für den Chronologen freylich entbehrt ein vereinzelter Monatsname oder auch eine größere Anzahl solcher ohne Bestimmung ihrer Zeitlage aller Bedeutung; seine Thätigkeit beginnt erst, wenn ihm ein volles System von Monaten vorliegt, dessen positive Bestimmungen mit anderen ähnlichen oder mit dem natürlichen Jahre in Einklang oder Verhältnis zu bringen sind; für den Philologen dagegen liegt außerdem noch die etymologische Bedeutung vor, die jeder Monatsname schon als sprachlicher Rest für ihn hat, und drittens ist jede Nachricht, die wir über Monatsbezeichnungen alter Völker besitzen, jedenfalls ein um so willkommenerer Beytrag zur Kenntniss ihres ehemahligen Lebens, als die meisten dieser Bezeichnungen von Gottheiten oder gottesdienstlichen Festen entnommen sind. Erst wenn alle diese drey Rücksichten gleichmäßig beachtet und befriedigt sind, kann der Stoff, den die antike Monatskunde dem Forscher darbietet, als erschöpft betrachtet werden; ja selbst auf die chronologischen Bestimmungen kann aus der Vergleichung der beiden anderen Kategorien ein Lichtstrahl fallen; und wenn nicht einmahl Dodwell und Corsini sich durch ihren ungenügenden Stoff haben von derartigen Versuchen abschrecken lassen, so liegt in unserem ungleich größeren Reichthume an Thatsachen nur

eine Aufmunterung mehr, auf ihrem Wege fortzugehen. Zu diesem Ende hat der Verf. dreyerley Zusammenstellungen entworfen, welche er diesem Vortrage, wenn derselbe in den Schriften der Gesellschaft vollständig gedruckt werden wird, als Beylage anfügen will: erstens ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher aus dem Alterthume erhaltener griechischer Monatsnamen mit Angabe der Städte und Völker, bey welchen sie vorkommen; zweytens eine ethnologische Uebersicht derselben nach den betreffenden Völkern und Städten selbst; und drittens eine chronologische Synopse der correspondierenden Monate, so weit eine solche Uebereinstimmung bey verschiedenen Völkern mit Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit ermittelt werden kann; in der Vorlesung selbst beschränkte er sich jedoch auf die allgemeineren Beobachtungen und Resultate, die sich aus diesen Zusammenstellungen zu ergeben und dann selbst wieder zur Entscheidung einzelner Fragen auf diesem Gebiete dienen zu können schienen.

Zuvörderst kann schon ein oberflächlicher Blick unter den sprachlichen Formen, die in diesen Monatsnamen vorliegen, verschiedene scharf getrennte Gruppen unterscheiden, und die Vergleichung dieser mit den Stämmen, welchen jene Namen angehören, läßt mit geringen Ausnahmen die Mehrzahl dieser Unterschiede auf die unter den Griechen selbst obwaltenden nationalen Verschiedenheiten zurück führen. Die allererste Classification ist freylich die, daß wir die Völker, welche ihre Monate bloß zählen, von denjenigen scheiden, welche denselben eigene von Gottheiten und Festen entlehnte Namen beylegen; sodann aber zerfallen letztere wieder in solche, die sich auf *ὠν*, und die sich auf *ος* endi-

gen, und dieser sprachliche Gegensatz stellt sich dann sofort auch als ein ethnischer heraus, indem die erstere Endung vorzugsweise ionischen Städten, die andere aber entweder Völkern dorischen oder äolischen Ursprunges oder den oben erwähnten vorderasiatischen Staaten angehört, deren Chronologie erst aus macedonischer, wo nicht römischer Zeit stammt. Ja auch die ionische Gruppe zerfällt wieder in solche Namen, die dem ganzen Stamme gemein sind, und die nur bey einzelnen Gliedern desselben vorkommen, wo insbesondere der athenische Kalender den übrigen Niederlassungen entgegen steht, die theilweise wenigstens die älteren Namensformen treuer als die Mutterstadt selbst erhalten haben; und eben so läßt sich auch in der äolisch-dorischen Gruppe eine dreyfache Abtheilung machen, deren erste Seite die eigentlich dorischen Staaten, die zweyte die äolischen, die dritte Macedonien nebst den Städten und Ländern umfaßt, die seinen Kalender später annahmen; eine eigene dritte Gruppe endlich bilden die hellenistischen Staaten, die theils macedonisches und vorderasiatisches vermischen, theils ganz oder theilweise römischen Einfluß verrathen. So entsteht folgendes Schema, worunter der ganze erhaltene Vorrath griechischer oder solchen nachgebildeter Monatsnamen begriffen werden kann:

A. Gezählte Monate, wohin vor Allem die phoekischen gehören; doch bezeugt Plutarch de mulier. virt. c. 4 auch von den Argivern, daß sie den Monat, der früher *Ἐρμαῖος* hieß, später *τέταρτος* genannt hätten, und eben so begegnen uns in Smyrna und anderen Gegenden Kleinasiens später Ordinalzahlen als Monatsnamen.

B. Eigennamen; und zwar



## I. Ionische Gruppe, wohin

1. der athenische Kalender, nebst denjenigen Städten oder Inseln, in deren Zeitrechnung bis jetzt wenigstens noch keine Abweichung von jenem bekannt ist, wie Keos, Kios, Gambreum in Mysien, Paros, Priene, Teos, obgleich es wohl möglich wäre, daß neue Entdeckungen auch eine und die andere von diesen

2. zu den selbständigen ionischen Orten würden, die zwar einige Monate, wie Boedromion, Pyanepsion, Posideon, Anthesterion, Thargelion mit Athen gemein, andere aber abweichend von diesem darbieten: Chios, Kyzikos, Delos, Ephesos, Eretria auf Cubóa, Iasos, Naxos, Olbia, die Tochterstadt von Milet, und folglich wahrscheinlich auch dieses selbst, dann Smyrna in älterer Zeit, und Tenos.

## II. Aeolisch=dorische Gruppe, und zwar

1. dorische Abtheilung, die namentlich die Monate Artemisios (*Αρταμισιος*) und Karneios gemein gehabt zu haben scheint, wenn auch andere nach den einzelnen Staaten abweichen: Sparta, Megina, Argos, Astypaláa, Chalkedon, Kerkyra, Korinth, Kos, Halikarnas, Heraklea in Italien, Nisyros, Rhodos, Sikyon, Thera, Trözen, und eine Reihe einzelner Städte auf Sicilien und Kreta; vielleicht auch Elis;

2. äolische Abtheilung, worunter Kyme Phrykonis, Lesbos, und der Rest der mutterländischen Völker fällt, die freylich auch unter sich nur sehr wenig überein stimmen: Akarnanien, Aetolien mit Naupaktos, Amphissa und Chalion in Lokris, Böotien, Delphi, endlich Lamia, Kierion und Thesalien überhaupt;

3. der macedonische Kalender, der sich aber

später selbst bey einigen ionischen Städten, wie Ephesos, Smyrna, Teos, sodann in Mäonien, Mylasa, Nysa, Sardes, Laodikea in Phrygien, Skamandrea, Thyatira, weiter in Tomi, Tanais, Pantikapäum und dem sonstigen kimmerischen Bosphoros, endlich über Phönicien und Syrien bis ins peträische Arabien und Mesopotamien verbreitet, so weit nicht hier örtliche Modificationen eigene Zeitrechnungen erzeugen, die dann bereits zu

III. der hellenistischen Gruppe gehören. Auch diese zerfällt übrigens wieder in zwey Abtheilungen, je nachdem ihre Monatsnamen bereits auch römischen Einfluß verrathen oder nicht:

1. zu letzteren gehört der bithynische Kalender, der spätere kretische, und der von Seleukia in Pierien,

2. zu ersteren der gemeinhin so genannte asiatische, der im Wesentlichen auch der von Stratonikeia ist; sodann der besondere von Aphrodisias, der nicht bloß einen *Ἰουλίος* und *Τιβέριος*, sondern auch einen *Τραϊανὸς Σεβαστός* enthält, ein anderer ungewissen Fundortes in dem Kataloge der Choiseulischen Sammlung, vielleicht auch der perinthische, wenn die Lesart der einzigen trüben Quelle richtig ist, und endlich der kyprische, dessen zwölf Monate aus der Formel: Julius Caesar Augustus Imperator Tribunicia potestate Consul saepissime Pontifex maximus Vesta Romanus Veneris soboles ex Aenea gebildet sind.

(Fortsetzung folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

22. 25. Stück.

Den 8. Februar 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des Professors Hermann über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Doch solche Schmarohergewächse auf dem Baume der griechischen Menologie sind für den Zweck dieser Darstellung eben so wenig relevant, als die rein astronomischen Namen *Κριός*, *Ταύρος* u. s. f., die in einigen Menologien vorkommen, im Leben aber nie gebraucht worden sind; nur das ist selbst bey diesen letzteren bemerkenswerth, daß andere sie vielmehr mit der Endung *ών* aufführen, als *Κριών*, *Ταυρών*, *Αιδυμιών*, *Καριτωνών* u. s. w., zum deutlichen Zeichen, wie schon das gelehrte Alterthum in dieser Duplicität der Endungsformen keinen Zufall, sondern zwey scharf getrennte Reihen erblickte, deren einzelne Glieder möglichst gleich gebildet seyn müßten; und das findet sich denn auch in den oben geschiedenen Gruppen bis ins Einzelnste bestätigt. Neuesterst wenige Ausnahmen stö-

ren die aufgestellte Regel, wie wenn in Kyzikos neben acht ionischen Monaten zur Römerzeit der äolisch=dorische Panemos erscheint, oder nach einer vereinzeltten Nachricht der athenische Hekatombäon früher Kronios geheißen haben soll, und umgekehrt im lokrischen Amphissa ein *Αἰγαορῶν*, in Kreta neben zehn Monaten auf *ος* ein *Θεομογορῶν* vorkommt; ungleich häufiger ist dagegen gerade der Fall, daß der nämliche Name, je nachdem er einem Kalender der einen oder anderen Gruppe angehört, wenigstens die Endung wechselt, und die wechselseitige Bestätigung, welche das sprachliche und historische Element von einander empfangen, wird daher auch in zweifelhaften Fällen zur Richtschnur dienen können. So gibt dieselbe Gottheit in Bithynien einem Aphrodisios, in Sazos einem Aphrodision den Namen; dem dorisch = äolischen Apelläos entspricht in Tenos ein Apelläon, ebenso dem Artemitios in den ionischen Colonien ein Artemision, und umgekehrt dem ionischen Apaturion im asianischen Kalender ein Apaturios, dem Anthesterion in Seleukia ein Anthesterios; der Monat, der in Athen Hekatombäon, heißt in Sparta Hekatombeus, in Kleinasien Hekatombäos, was dort Boedromion, ist in Sicilien Badromios, was dort Claphebolion, in Elis Claphios; dem delphischen, kretischen, bithynischen Heräos steht in Tenos ein Heräon, dem ionischen Tenäon und Poseidon im asianischen Jahre ein Tenäos und (bey Choiseul) Poseideios gegenüber; selbst der anomale Thesmophorion wird in Sicilien richtiger Thesmophorios geschrieben; und wie wir den böotischen und delphischen Bukatios in Delos und Tenos als Buphonion wieder finden, so kann auch der böotische Theiluthios neben dem athenischen Thargelion nur den allgemeinen Satz bestätigen.

Schwieriger ist die Frage, und wird wohl nie in allen Stücken befriedigend gelöst werden können, wie nun alle diese Monatsnamen entstanden seyen, woher einerseits diese Uebereinstimmung derselben auch bey ganz verschiedenen Stämmen, andererseits gleichwohl jene Manigfaltigkeit derselben rühre, die sich selbst bey unserer unvollkommenen Kenntniß auf eine Anzahl von mehr als hundert belauft; doch auch ohne sich auf einzelne etymologische und antiquarische Erörterungen einzulassen, die er lieber den Beylagen vorbehielt, glaubte der Verfasser wenigstens einige allgemeine Winke zur Orientierung in diesem Labyrinth geben zu können. Einen Hauptpunct bildet begreiflicherweise das Alter derselben, und hier ist es mindestens wahrscheinlich, daß einzelne derselben weit früheren Ursprunges sind, als die regelmäßige Eintheilung des Jahres selbst in zwölf Monate, von der bekanntlich Homer noch nichts weiß; gedenkt auch derselbe Hesiodus, bey welchem wir den ersten Monatsnamen *Αἰώνιον* finden, in dem nämlichen Gedichte bereits der 30 Monatstage, so fehlt es doch auch später nicht an Spuren, daß einigen dieser Monate noch eine ganz andere und gewis ältere Bedeutung als die einer bloß kalendarischen Eintheilung anklebte. Ohne diese Annahme läge es sehr nahe, die gezählten Monate als die früheren zu betrachten, wie es ja auch bey den ältesten Hebräern der Fall gewesen zu seyn scheint und für die Römer sich noch an den Namen der letzten Monate bewährt; müssen wir also gleichwohl nach Plutarch annehmen, daß bey den Griechen die Zahlbezeichnung jünger ist, so läßt sich das nur so erklären, daß schon ehe man die Monde zwischen zwey Sonnenwenden zu zählen anfing, einzelne derselben bereits zu anderen als chronologischen Zwecken mit bestimmten und

zwar gottesdienstlichen Namen versehen waren, deren Analogie man dann auch zur Bezeichnung der übrigen Glieder der Zwölftheilung anwandte. Gerade dieses aber bestätigt sich vollkommen in dem Begriffe, den auch die spätere Gräcität mit dem Worte *ιερομηνία* verbindet: wenn Thuc. V, 54 sagt: *Καρνεϊος ιερομηνία ἦν παρὰ Λαοιεῦσι*, wenn in der Inschrift bey Böckh II. S. 601 der ephesische Artemision *ὁ ἐπώνυμος τῆς θεοῦ μῆν* heißt, in welchem *ἐκεχειρία* und *ἀτέλεια* in derselben Art eintrat, wie den Reisenden zu den großen Nationalspielen sicheres Geleit gewährt ward, so ist die Heiligkeit dieser Monatszeiten gewis so alt wie die der Feste selbst, welchen sie zur Vor- und Nachfeyer dienten; und je weniger wir dennoch annehmen können, daß jede Stadt zwölf solcher Feste gehabt habe, deren jedem der seinen Namen tragende Monat zugleich als *ιερομηνία* gedient hätte, desto sicherer werden wir daraus den Schluß ziehen, daß die Bezeichnung der Monate mit den Namen gottesdienstlicher Feste, die allerdings als Regel gelten kann, erst nach dem Beispiele der bereits existierenden wirklichen Hieromennien der eigentlichen Hauptfeste geschehen sey. Nur sehr wenige der jetzt vorliegenden Monatsnamen lassen sich auch auf profane Beschäftigungen oder natürliche Zustände der entsprechenden Jahreszeit deuten, wie der *Πόκιος* oder Schurmonat in Amphissa; und auch diese können zugleich gottesdienstlichen Charakter getragen haben, wie der athenische *Μαιμακτηριῶν* oder Sturmmonat doch zunächst von einem Feste des *Ζεὺς Μαιμάκτης*, der ionische *Ἀρναιῶν* oder Keltermonat von dem Feste des Keltergottes Dionysos seinen Namen trägt; doch folgt auch daraus keine besondere Heiligkeit des Monats als solchen, sondern als es

sich um Bezeichnung der zwölf Jahrestheile handelte, traf man nach den erwähnten Analogien aus dem Vorrathe von Gottheiten und Festen je nach örtlichen Rücksichten und Umständen eine Auswahl, deren Gründe wir eben so wenig mehr mit Sicherheit verfolgen können, als die Ursachen, aus welchen Klisthenes seine zehn attischen Stämme gerade nach den Heroen, deren Namen sie tragen, benannte.

Eben daraus erklärt sich nun aber auch weiter die Manigfaltigkeit der Namen auf der einen und ihre Durchkreuzung auf der anderen Seite, beides Erscheinungen, die auf eine Entstehungszeit hindeuten, wo sich die Stämme einerseits schon örtlich genug gespalten hatten, um neben den gemeinschaftlichen Hauptgegenständen der Verehrung zahlreiche Localculte anzunehmen, andererseits aber auch die verschiedenen Stämme wieder in hinlängliche Berührung mit einander getreten waren, um sich nicht weniger Götter und Feste wechselseitig mitzutheilen. Die Verschiedenheit örtlicher Culte und Sagen erstreckt sich bekanntlich selbst auf die einzelnen Deme von Attika; und darnach kann es auch nicht auffallen, wenn in Kreta jede Stadt ihren eigenen Kalender hat, und selbst auf Lesbos die einzelnen Orte Mytilene, Methymna, Antissa, Gresos auch in diesem Stücke ihre Unabhängigkeit gewahrt zu haben scheinen; um so leichter aber machte es eben diese Unabhängigkeit, daß in einem Bruderstaate auch fremde Culte Platz griffen, von welchen der andere nichts wußte. Wohl zeichnen sich fortwährend einige Namen aus, die so vielen Gliedern des nämlichen Stammes eigen sind, daß sie selbst oder wenigstens die Feste, welchen sie entsprechen, noch aus der gemeinschaftlichen Wurzel herrühren müssen; in jeder Gruppe aber finden

wir auch andere, deren rein örtliche Entstehung auß klarste einleuchtet, wie wenn Eretria einen *Ἰππιῶν*, Kyzikos einen *Ταυρεῶν*, Sazos einen *Ἀφροδισιῶν*, Delphi einen *Ἀδαφόριος* und *Θεοξένιος*, Böotien einen *Ὀμολωῖος*, Thessalien einen *Ἰτώνιος*, Seleukia einen *Ἀδωνίσιος* darbietet; und selbst Haupt- und Mutterstädte geben Beispiele von örtlichem Namenstausche, wo die Colonien offenbar die älteren Namen reiner erhalten haben. So findet sich in Thera, Rhodos, Sicilien ein *Ἑακινθῖος*, während in Sparta der Monat, wo die *Ἑακινθῖαι* gefeyert wurden, *Ἑκατομβεύς* hieß; eben so nennt Athen den Monat, der in allen ionischen Städten *Ἰανῶν* heißt, *Γαμέλιον*, desgleichen *Ἐλαφελῖον* den, der dort fast durchgehends den Namen *Ἀρτεμισῖον* führt; und nicht einmahl das Fest, das nach Herodot das gemeinschaftliche Erkennungszeichen aller ionischen Zweigvölker war, die *Ἀπαυρῖαι*, gibt dort seinem Monate den Namen, den derselbe in *Ἰενός*, *Δίβια* und *Κυζικός* trägt. Wie aber solche Besonderheiten selbst nachträglich noch in einem Kalender Platz greifen konnten, zeigt gleichfalls Athens Beispiel, dessen *Ἑκατομβῶν* ausdrücklicher Angabe zufolge früher *Κρονῖος* oder *Κρονῖον* geheissen haben soll, und wenn wir sehen, wie mindestens sieben athenische Monate von Festen *Ἀπολλῶς* oder seiner Schwester benannt sind, so dringt sich von selbst die Vermuthung auf, daß dieses unter demselben dorischen Einflusse geschehen sey, den auch die Verwandlung der *Ἐφεσῶν* heiligthümer in *Ἡρακλεῶν* voraus setzt, während andererseits auch dorische Colonien Monate zeigen, die, wie der *Κλευσῖος* in Thera und Kreta, der *Δαλιός* (*Ἀήλιος*) in Sicilien, der *Ἀθηναῖοβάνκιος* in *Ἀστύπαλα*, der *Διονύσιος* in *Χαλκιδόν* und *Ταυρομένιον*,



offenbar aus der Fremde angenommen sind. Al-  
 lenthalben freylich läßt sich der Weg der Mitthei-  
 lung nicht nachweisen; die Thatsache steht jedoch  
 nichts desto minder fest, daß schon in früher Zeit  
 sich bey den stammverschiedensten Völkern ähnliche  
 oder synonyme Monatsnamen finden, deren Bedeu-  
 tung zu speciell ist, als daß sie nicht auf die an-  
 gedeutete Art von dem einen auf das andere über-  
 gegangen seyn müßten. Von dem dorischen Arta-  
 mitios, der sich als Artemision bey einer nicht ge-  
 ringen Anzahl ionischer Städte findet, war schon  
 die Rede; eben so von der Uebereinstimmung des  
 äolischen *Βουκάτιος* mit dem ionischen *Βουφο-  
 ριών* und des böotischen *Θειλούδιος* mit dem at-  
 tischen *Θαργηλιών*: dieselbe Verwandtschaft aber  
 herrscht unverkennbar auch zwischen dem attischen  
*Βοηδρομιών* oder wie er in Sicilien heißt *Βα-  
 δρόμιος* und dem delphischen *Βοαθός*, und der  
 makedonische *Λαίσιος*, für dessen weitere Verbrei-  
 tung schon sein gleichzeitiges Vorkommen in Si-  
 clyon zeugt, steht unstreitig zu dem sicilischen und  
 kretischen *Θευδάσιος* in gleichem Verhältnisse, wie  
 es zwischen dem thessalischen *Θύος* und dem rho-  
 disch-theräischen *Λιόςθνος* oder dem makedonischen  
*Λώος* und dem böotischen *Ὀμολώιος* obwaltet;  
 vor Allem endlich nimmt der Panemos unsere Auf-  
 merksamkeit in Anspruch, der, so dunkel auch sein  
 Ursprung ist, eben so wesentlich dem dorischen als  
 dem äolischen Kalender angehört und sein Gebiet  
 von Sicilien an über den Peloponnes, Bötien,  
 Aetolien, Macedonien bis nach Kyzikos und Se-  
 leukia in Pierien ausdehnt.

Hiermit stehen wir nun aber zugleich an der  
 Schwelle der dritten und letzten Hauptfrage, die  
 es mit den Mitteln zu thun hat, um die meno-  
 logischen Angaben des Alterthumes kalendarisch

festzustellen, und namentlich auch den Monaten derjenigen Staaten, von welchen wir keinen vollständigen Kalender besitzen, durch innere Wahrscheinlichkeit oder Vergleichung mit anderen ihre approximative Stelle anzuweisen. Denn wo wir alle zwölf Monate vollständig kennen, da steht in der Regel auch die Reihenfolge dieser und der Jahresanfang dergestalt fest, daß die chronologische Bestimmung der einzelnen Monate nur der Unsicherheit unterliegt, die aus der Incongruenz des griechischen Mondjahres mit dem Laufe der Sonne, und unserer mangelhaften Bekanntschaft mit den Schaltcyklen der einzelnen Völker entspringt; bey den meisten aber kennen wir außerdem weder alle Monate des Jahres noch von vielen der bekannten selbst die Reihenfolge urkundlich; und hier verbindet sich dann mit jener Schwierigkeit noch die weitere, daß wir nicht wissen, ob und wie weit selbst in dem Falle, wo der Monat eines Volkes seinem Namen oder dessen Bedeutung nach dem eines anderen entspricht, beide auch derselben Jahreszeit zugewiesen werden dürfen. Was den ersteren Punct betrifft, so ist es freylich zu bedauern, daß wir außer Athen das Schaltsystem anderer griechischer Völker so gut wie gar nicht kennen; selbst von Namen der Schaltmonate wissen wir außer dem athenischen Posideon nur noch den Panemoz in Syrakus und Katana, den Apellaios in Tauromenion, und, wenn Curtius den Zusatz *Ἐρδυς* richtig gedeutet hat, den delphischen Poitropios, und andererseits sehen wir schon aus diesen wenigen, daß die Einschaltung selbst bey den einzelnen Völkern sehr verschieden, bald in die erste bald in die zweyte Jahreshälfte fiel; für den jedoch, welchem es nur um die Jahreszeit, nicht um den Monat als solchen zu thun ist, wird diese Schwierig-

keit minder erheblich, sobald er sich nur das nicht irren läßt, daß in Folge abweichender Schaltcyklen der nämliche Monat des einen Volkes in verschiedenen Jahren mit verschiedenen Monaten eines anderen verglichen werden kann. Kannte doch Griechenland selbst bewegliche Feste, wie die olympischen Spiele, von welchen der pindarische Scholiast berichtet, daß sie bald in den Monat Parthenios, bald in den Apollonios gefallen seyen, offenbar weil sie auf den ersten Vollmond nach der Sommer Sonnenwende gefeyert wurden; und da nun der athenische Hekatombäon der erste Monat nach der Sommer Sonnenwende war, so mußte dieser, wenn Athen nicht ganz denselben Kalender mit Elis hatte, gleichfalls bald dem einen bald dem anderen jener Monate entsprechen. Denselben Grund hat es, wenn der korinthische Panemos mit dem makedonischen Loos verglichen wird, obgleich der makedonische Kalender selbst einen Panemos besitzt, sobald man erwägt, daß dieser unmittelbar von dem Loos hergeht; und eben so ist es eine höchst ansprechende Vermuthung, daß der Monat, welcher die Lacedämonier von der Theilnahme an der Schlacht bey Marathon abhielt, der Karneios war, obgleich dieser anderswo mit dem athenischen Metageitnion congruiert und jene Schlacht dagegen in den folgenden Monat Boedromion gesetzt wird. Jedensfalls wird sich eine Differenz aus diesem Grunde nie über die Dauer eines Monats belaufen; und in anderer Hinsicht kann sie mitunter sogar der chronologischen Combination förderlich werden, wenn z. B. der athenische Gamelion in einem Jahre dem böotischen Bukatios, in einem anderen dem Hermäos entspricht, oder der Glaphebolion 423 a. Chr. mit dem spartanischen Gerastios, 421 mit dem Artemisios parallel steht, woraus

mit Sicherheit folgt, was wir sonst nicht wissen würden, daß diese beiden unmittelbar auf einander folgten. Nur in dem Falle, daß das eine Volk inzwischen auch seinen Jahresanfang geändert, oder eine sonstige selbständige Neuerung mit seinem Kalender vorgenommen hätte, ließe sich noch eine weitere Vergrößerung dieser Differenz denken; dies hängt aber schon mit dem zweyten der oben angedeuteten Punkte zusammen, wo das, was hier jedenfalls nur Ausnahme wäre, wenigstens unter anderen Regeln erscheint, und bleibt also nur dieser noch zu betrachten übrig.

So natürlich es nämlich auch zu seyn scheint, daß Monate, die entweder dem Namen oder doch der Bedeutung nach synonym sind, auch in der Zeit mindestens eben so sehr überein stimmen als die vorher erwähnten, deren angenommene Congruenz nur auf positiver Vergleichung beruht, so begegnen uns doch gerade hier solche Abweichungen, die sich unmöglich aus zeitweiliger Differenz der Schaltcyklen allein erklären lassen und jedenfalls zu vorsichtiger Anwendung jener Synonymie mahnen. Derselbe Panemos, der, als er in Korinth dem makedonischen Loos oder unserem Julius entsprach, schon um einen Monat vorwärts gerückt erschien und der auch in Rhizikos, wie in Makedonien selbst dem Junius entspricht, wird in Böotien dem athenischen Metageitnion oder August, in Aetolien dem delphischen Bukatios verglichen, der auf keinen Fall früher fallen kann, und steht in Sicilien als Schaltmonat aller Wahrscheinlichkeit nach unmittelbar vor dem Herbstäquinocinium, während er in Seleukia gar bis zum November herab sinkt; eben so begegnet uns der Apollonios in Elis als Sommermonat, während der makedonische Apellaios die Stelle des Novem-

bers einnimmt und in Tauromenion gar beide Namen zugleich aber um mehrere Monate getrennt vorkommen; oder wenn diese Beispiele nicht schlagend genug erscheinen sollten, so wird der Däsios in Sikyon mit dem athenischen Anthesterion verglichen, wogegen der makedonische Monat desselben Namens ein Vierteljahr später mit dem Thargelion zusammen fällt, und der böotische Bukatios correspondiert, wie oben bereits bemerkt, dem athenischen Gamelion oder December und Januar, während derselbe in Delphi der Monat der pythischen Spiele ist, die frühestens dem August angehören. Da daß nicht einmahl die Feste, von welchen ein Monat seinen Namen hat, einen sicheren Rückschluß auf seine Zeit gestatten, zeigen die Apaturien, die in Athen im Pyanepsio gefeyert wurden und folglich erwarten ließen, daß der ionische Apaturion diesem eben so entspräche, wie der athenische Gamelion, der Monat der Lenäen, dem ionischen Lenäon entspricht; statt dessen aber finden wir in Kyzikos neben dem Apaturion noch einen Kyanepsion, der mit geringer dialectischer Abweichung offenbar der attische Pyanepsion ist, und folglich nur die Alternative läßt, daß entweder die Apaturien zu Kyzikos nicht in demselben Monate wie zu Athen gefeyert wurden, oder wenn dieses gleichwohl der Fall war, der Pyanepsion der einen Stadt nicht derselbe mit dem gleichnamigen der anderen seyn konnte; und die ähnliche Erscheinung wiederholt sich hinsichtlich der Buphonien, die zu Athen im Skirophorion begangen wurden, in Delos und Tenos aber einem eigenen Monate den Namen gaben, der wenigstens auf ersterer Insel ausdrücklich dem Metageitnion verglichen wird. Wie endlich schon im späteren Alterthume die uncritische Beziehung eines gleichlautenden Monats

auf die nämliche Jahreszeit störend auf die chronologische Bestimmung und Vergleichung desselben mit anderen einwirken konnte, beweist eine Stelle des Ezekeß, der einmahl den delphischen Herakleios mit dem attischen Thargelion, auf derselben Seite aber diesen letzteren, der allen sonstigen Nachrichten zufolge in unseren May fiel, mit dem römischen Januar vergleicht, was sich kaum anders erklären läßt, als daß er oder sein Gewährsmann einen anderen dem Januar entsprechenden Herakleios, vielleicht aus dem bithynischen Kalender, kannte und von diesem dann auf den dem delphischen Herakleios entsprechenden Thargelion schloß. Unter solchen Umständen kann es mithin nur gewagt erscheinen, wenn z. B. Dissen ad Pind. Nem. V. 44 daraus, daß die Athener im Munychion oder April Delphinien feyerten, auch den äginetischen Monat Delphinios als Frühlingsmonat nimmt, oder Böckh auf die Uebereinstimmung des böotischen Panemos mit dem attischen Metageitnion die Annahme begründet, daß die nemeischen Spiele, welche dem pindarischen Scholiasten zufolge am 12. des argolischen Panemos gefeyert wurden, auf den 12. Metageitnion gefallen seyen; je mehr jedoch allerdings wenigstens in früheren Zeiten die allgemeine Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß bey dem engen Zusammenhange, der zwischen den Festen und Jahreszeiten Statt hatte, auch die von jenen benannten Monate wenigstens in die gleiche Jahreszeit gefallen seyen, desto weniger dürfen wir auch in solchen Abweichungen bloßen Zufall erblicken, sondern sie selbst möglichst auf gewisse Classen von Ursachen zurück zu führen suchen, in deren Ermangelung die Präsumtion immerhin für Uebereinstimmung bleibt.

Zuvörderst versteht es sich hier von selbst, daß

nur solche Monate zu dieser Präsumption berechtigt sind, deren Namensähnlichkeit auf einer gemeinschaftlichen Quelle und inneren Verwandtschaft des Stammes oder Cultus beruht und die nicht aus letzterem selbst die Möglichkeit einer Abweichung der Jahreszeiten erhalten. Der Eleusinos zu Thera und Kreta hat offenbar seinen Namen von der Verehrung der eleusischen Demeter, wollte man aber daraus schließen, daß er dem athenischen Boedromion entspreche, weil in diesem die großen Mysterien gefeiert wurden, so wäre dieses auch ohne anderweite Gründe schon deshalb voreilig, weil Attika selbst noch andere kleine Eleusinen im Anthesterion kennt; derselbe Fall ist mit dem Dionysios, der selbst mit den attischen Dionysien verglichen eben so wohl auf den Claphebolion als auf den Posideon zurückgeführt werden könnte; und wenn wir vorhin den delphischen Herakleios mit dem attischen Thargelion verglichen, so steht dem nicht entgegen, daß hier das Fest der Herakleen an das Ende des Skirophonion, wo nicht an den Anfang des nächsten Jahres fällt. Daß in jedem Staate an bestimmten Tagen ein Fest gefeiert ward, wo die einzelnen Stämme gleichsam die Idee ihrer Verwandtschaft feierten und ihre innern Angelegenheiten ordneten, liegt im Charakter des ganzen griechischen Lebens; wenn aber nicht einmal die ionischen Colonien diese ihre Apaturien gleichzeitig mit Athen begangen zu haben scheinen, so werden wir noch weniger aus ihrem Apateurion auf den kymäischen Phratrion schließen dürfen; und ähnlich verhält es sich mit dem jährlichen Todtenfeste, dem in Kreta ein *Nekúσιος* entspricht, ohne daß daraus ein Schluß auf die Lage des sicilischen *Ἀγριώντιος*, der dasselbe bedeutet, erlaubt wäre. Hier und da mögen aller-

dings auch die Zeiten solcher Feste überein stimmen, wie z. B. der Verf. in seinem oben erwähnten Programme die Coincidenz des delphischen Theorenios mit dem agrigentischen Theorenien wahrscheinlich gemacht zu haben glaubt; dagegen hat er ebendasselbst die neuerdings aufgestellte Vergleichung des delphischen Bukatios mit dem delphischen Buphonion der Zeit nach verwerfen müssen; und wenn dieser, wie bereits bemerkt, nicht einmahl mit dem Monate der attischen Buphonien überein kam, so wird, wo selbst näher verwandte Stämme divergieren, für das Zusammentreffen entfernterer aus der bloßen Synonymie höchstens ein Ergänzungsbeweis entlehnt werden können.

Dagegen fehlt es übrigens auch gewis nicht an Festen und daher entlehnten Monatsnamen, deren ursprüngliche Identität schon um der bloßen Ähnlichkeit willen mit derselben Sicherheit voraus gesetzt werden kann, als wenn sie durch ein ausdrückliches Zeugnis überliefert wäre; und wenn also auch hier sich mitunter Abweichungen finden, die größer sind, als daß sie sich durch die oben erwähnte Verschiedenheit der laufenden Schaltcyklen erklären ließen, so können solche nur in organischen Aenderungen begründet liegen, die einzelne Staaten im Laufe der Zeit mit ihren Zeitrechnungen vornahmen. Daß solche im Alterthume keinesweges unerhört sind, zeigt das Beispiel des römischen Kalenders, der sowohl seinen Jahresanfang als sein Schaltsystem mehrmahls geändert hat; und auf diese beiden Gesichtspuncte werden sich dann auch wohl in Griechenland alle nicht bloß zeitweiligen sondern constanten Abweichungen ursprünglich identischer Monate zurück führen lassen. Was die Verschiedenheit des Jahresanfanges betrifft, so stört diese allerdings nicht nothwendig die



Congruenz zweyer Monate, in so fern sie zunächst nur die Ordinalzahl derselben verändert, wie z. B. der Hermäos im böotischen Jahre sehr wohl der zweyte, im argivischen der vierte Monat seyn konnte, ohne daß deshalb beide aufhörten unserem Januar oder Februar zu entsprechen, oder der dem November entsprechende Apelläos im makedonischen Jahre die zweyte, im lamischen die eilfte Stelle einnimmt; eben so wohl aber kann anderswo die Rangordnung der Monate dieselbe bleiben und nur die Jahreszeit des ersten verändert werden, dem dann alle übrigen folgen müssen, und somit können auch Monate desselben Namens um ganze Viertel- oder halbe Jahre aus einander kommen. Sehr charakteristisch für beide Arten sind die Aenderungen des athenischen Jahres in der Kaiserzeit, wo zuerst der Boedromion oder dritte Monat, der unserem September entspricht, zum ersten gemacht, dann aber die alte Ordnung mit dem Hekatombäon an der Spitze hergestellt und nunmehr dieser selbst, der früher der erste nach der Sommersonnenwende war, mit dem September gleich gesetzt wird; daß aber ähnliche Operationen auch in früherer Zeit vorkamen, zeigt der oben erwähnte Däsius, dessen Differenz in dem sikhonischen und makedonischen Kalender auf eine Zeit deutet, wo der erste Monat des letzteren auf den vierten des ersteren fiel, und in ähnlicher Art berechtigt uns die Wahrnehmung, daß der Πάνεμος, welchem der delphische Βουναίος verglichen wird, im lamischen Jahre um drey Monate vor dem dortigen Βουναίος hergeht, zu der Unterstellung, daß das Jahr, welches hier mit dem Winter begann, dort von der Herbstzeit an gezählt worden sey. Leider sind wir nur auch hinsichtlich der Jahresanfänge mehrentheils auf Combinationen beschränkt, die

selbst wieder oft die Congruenz gleich lautender Monate voraus setzen müssen, wie z. B. eben die Annahme, daß das lamische Jahr mit dem Winter begonnen habe, wesentlich darauf beruht, daß sein neunter Monat, der Panemos, in anderen Zeitrechnungen auf den August oder September, sein zwölfter, der Bukatios, in Böötien auf den December fällt; doch gibt es mitunter auch noch andere wenigstens approximative Haltpuncte, wie wenn in Delphi die einzelnen Monate wieder nach Halbjahren, oder in Agrigent gar nach Sechsteljahren geschieden werden, wo z. B. der Karneios nach bestimmten Zeugnissen in das sechste Sechstel fällt; und gewinnen wir dann nur noch ein oder das andere Datum zur Vergleichung, wie daß der Karneios dem Metageitnion entspricht, oder daß Bysios und Herakleios im zweyten delphischen Semester Frühlingsmonate sind, so läßt sich der Wahrheit um so näher kommen, als es sich bey dieser Frage nicht sowohl um Monate als um Vierteljahre handelt. Denn das scheint allerdings als Regel festzustehen, daß der Jahresanfang immer mit einem der vier astronomischen Jahrespuncte zusammen hängt, obgleich er je nach dem Schaltcyklus bald auf den Neumond nach dem Solstitium oder Aequinoctium, bald auf den vorher gehenden fallen kann; und so werden wir dann namentlich solche Abweichungen gleich lautender Monate, die ein volles Viertel = oder halbes Jahr betragen, auf Rechnung des veränderten Jahresanfanges setzen können, während bey geringeren Discrepanzen der zweyte der obigen Gesichtspuncte, die Aenderungen des Schaltsystemes, offen steht.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 24. Stück.

Den 10. Februar 1844.

---

### G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Professors Hermann über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen.

Von diesen ist nun die Bedeutendste begrifflicherweise die Umwandlung des Mondjahres in ein Sonnenjahr, die in Folge der julianischen Kalenderform nach und nach sich auch den griechischen Städten mittheilte, und wenn auch mit dieser von nun an größere Einstimmigkeit in die verschiedenen Zeitrechnungen kam, so wurden doch durch eben diese die zeitweiligen Abweichungen, die aus der bisherigen Verschiedenheit der Schaltcyklen hervorgegangen waren, fixirt und die Uebereinstimmung correspondirender Monate für immer aufgehoben; daß jene Abweichungen aber in den Verwirrungen und Willkürlichkeiten, welchen jene Zeitrechnungen vor der Reform gewis nicht minder als die römische selbst unterlegen waren, sich auch wohl über das obige Maximum eines Monats ausgedehnt haben

konnten, leuchtet ein, und so wird es nicht befremden, gerade in den solarischen Kalendern, welche uns namentlich in den früher erwähnten Hemerologien erhalten sind, dieselben Namen bey dem einen Volke oft um zwey und mehr Monate später als bey dem anderen gesetzt zu sehen. Manche von diesen erscheinen allerdings so zufällig zusammen gewürfelt, daß man an einem bestimmten Systeme ihrer Vergleichung mit den älteren verzweifelt; bey anderen dagegen sind die Spuren eines solchen unverkennbar, und wie dieses hinsichtlich der vorderasiatischen Nachbildungen des makedonischen Kalenders von Ideler ausgeführt worden ist, so hat es Böckh C. I. II. p. 925 für das Verhältnis des asianischen zum athenischen auf eine Art gethan, welche die tiefste Einsicht in diese chronologische Werkstätte gestattet. Ähnliche Wirkungen aber konnten aus ähnlichen Ursachen auch schon früher hervor gehen, wenn z. B. ein Volk den Monatsnamen eines anderen gerade zu der Zeit erborgte, wo derselbe durch Einschaltungen von seiner eigentlichen Stelle verrückt war, und ihn seinem eigenem Schaltsysteme einverleibte, das ihn zu Zeiten um noch einen Monat weiter vorrücken konnte; und ganz besonders trifft die Analogie der obigen Umwandlung gerade diejenige Zeit, in welcher überhaupt erst Schaltcyklen eingeführt wurden, um das Mondenjahr von Zeit zu Zeit durch einen dreyzehnten Monat mit dem Sonnenjahre auszugleichen. Denken wir uns hier zwey Staaten, deren gleich lautende Monate ursprünglich auch gleichzeitig fallen, von welchen aber der eine bereits von Zeit zu Zeit einschaltet, der andere aber nicht, so werden mit jedem neuen Schaltmonate des ersten die entsprechenden Namen um eben so viele Tage, als dieser beträgt, aus einander

fallen; fängt nun auch der zweyte zu intercallieren an und holt das Versäumte nicht nach, so verewigt er gerade dadurch die entstandene Differenz und wird den Vorsprung, den der erste gewonnen hat, nie wieder erreichen. Ja selbst die Ueänderung des Jahresanfanges läßt sich auf dieselbe Weise erklären, wenn ein Volk, das z. B. früher im Herbst seinen Cyklus von zwölf Mondmonaten begonnen hat, nach einer Reihe von Jahren denselben schon mit dem Sommersolstitium beendigt sieht und nun von diesem eine neue Aera mit Schaltmonaten beginnt; und da sich Aehnliches bey jedem Uebergange aus einem unvollkommenen Schaltsysteme in ein vollkommeneres wiederholen kann, so fehlt es nicht an genügenden Ursachen, um die ganze Manigfaltigkeit abweichender Monatszeiten mit der fortwährenden Präsumtion ihrer ursprünglichen Uebereinstimmung zu vereinigen. Im Einzelnen wird man freylich nicht vorsichtig genug seyn können, um keinen der drey erwähnten Gesichtspuncte zu vernachlässigen, unter welchen die Abweichung gerechtfertigt und selbst nothwendig gemacht werden kann; im Ganzen jedoch sind wir allerdings berechtigt, bis zum concteten Beweise des Gegentheiles die ähnliche Lage synonymmer Monate anzunehmen, deren Grundsatz selbst durch constante Abweichungen aus den entwickelten Gründen nicht erschüttert wird. Nach diesen Principien ist daher die dritte der vorgelegten Tabellen dergestalt entworfen, daß, wie in der ganzen vorstehenden Abhandlung, zum Grundmaße der Jahreszeiten, auf deren Vergleichung es hier allein ankommen kann, unsere zwölf Monate gewählt und nur die vier erwähnten Anfangspuncte in eben so vielen Uebersichten getrennt sind, die dann wenigstens theilweise auch wieder mit den oben

geschiedenen Stammgruppen zusammen fallen; bleibt auch darin fortwährend leider noch allzu Vieles lückenhaft oder hypothetisch, so wird doch dieser erste umfassende Versuch einer vergleichenden Menologie weiteren Forschungen zum Fundamente dienen können.

### M a r b u r g,

typ. Bayrhöfferi acad.: Exercitationum Herodotearum specimen I. sive de rebus Assyriorum. Dissert. inaug. ad summos in philosophia honores rite obtinendos d. 23. Dec. a. 1837. def. Guil. Hupfeld, Spangenbergensis. 57 Seiten in Octav.

### R i n t e l n,

bey Bösendahl: Exercitationum Herodotearum specimen II. sive de vetere Medorum regno scr. Dr. Guil. Hupfeld. Zum Jahresbericht über das kurfürstl. Gymnasium zu Rinteln, 3. April 1843. 70 Seiten in Quart.

Wir verbinden diese beiden, bey verschiedenen Verlegern in verschiedenem Formate erschienenen Schriften, welche Hr. Dr. Wilh. Hupfeld bey seiner Promotion in Marburg zu Ende des J. 1837 und als Hilfslehrer des Gymnasiums zu Rinteln im Anfange des J. 1843 schrieb, um ihres verwandten Inhaltes und gemeinsamen Titels willen, ohne zu warten, ob der Verf. noch ein drittes, etwas ferner liegendes, Specimen de veterum Lydorum rebus folgen lassen werde. Eine Zusammenstellung der Nachrichten, welche uns Herodot über die behandelten Gegenstände liefert, mit dem, was wir sonst darüber erfahren haben, ist von desto größerem Nutzen, je mehr sie zu einem bessern Ver-

ständnisse der Bildwerke und Inschriften führt, von deren neuen Ausgrabungen in Mosul und Abzeichnungen in Persopolis und an andern Orten des Orients wir mehr Aufklärung des Dunkels zu erwarten haben, welches die äußerst dürftigen und einander widersprechenden Nachrichten alter Schriftsteller nicht ganz aufzuhellen vermögen. Obgleich uns Herodot I, 95—130 eine vollständige Geschichte Mediens von Dejokes bis Astyages geliefert hat, Assyriens frühere Geschichte dagegen, ungeachtet eines zweymahligen Versprechens einer ausführlichern Bearbeitung I, 106. 184., nur gelegentlich daselbst berührt, so liegen doch beide gleich sehr im Dunkeln, weil des Herodotos Nachrichten von dem, was uns andere Schriftsteller melden, so sehr abweichen, daß es schwer ist, den wahren Verhalt derselben herauszufinden. Nach dem, was wir bis jetzt davon wissen, dürfen wir uns kein absprechendes Urtheil erlauben, und es genügt daher eine kurze Angabe des Ergebnisses, zu welchem unser Verf. durch sorgfältige Erwägung alles Einzelnen gelangt zu seyn glaubt.

Wenn auch in der assyrischen Geschichte Herodotos mit Berosus und den biblischen Schriftstellern mehr zusammenstimmt, so will doch unser Verf. die ganz verschieden lautenden Nachrichten, welche Ktesias aus heimischen Quellen schöpfte, nicht ganz verwerfen, so fern sich auch die Verzeichnisse des Eusebius, Syncellus und Moses von Chorene damit in Einklang bringen lassen, so bald man nur einige Verirrungen und den mythischen Ursprung der Erzählungen von Ninus und Semiramis einräumt. Nach Hupfelds Ansicht war die Herrschaft der ältesten Könige Assyriens, mochten sie frey oder vom mächtigen Babylon abhängig seyn, auf ihr eigenes Land beschränkt, bis Beleta-

ras um 1317 v. Chr. Geb. den Thron einnahm und sich mit der Semiramis Atossa vermählte: denn auf diese Zeit bezieht er, was Diodor II, 1. von Ninus erzählt, welcher mit Hilfe arabischer Streitkräfte um 1303 Babylon eroberte. Nach Beletaras herrschten in einem Zeitraume von 526 Jahren, von welchem wir nichts erfahren, 41 Könige bis auf Phul, welche, größtentheils unthätig, doch allmählich Oberasiens Völker sich unterwarfen, und nicht nur Medien und Babylon beherrschten, sondern auch nach Damascus, Syrien, Phönicien, Palästina und Aegypten ihre Waffen trugen. In dieser Macht blühte Phul von 777—761, Tiglath Pile sar von 761—734, den Nabonassar über Babylon setzend, Salmanassar von 734—716, Sanherib von 716—698, von Jesaias XX. Sargon genannt, wenn man 2 Regg. XVIII, 17. vergleicht. Unter diesem Fürsten zerfiel die assyrische Macht durch äußere Unglücksfälle und inneren Aufruhr. Kaum aus Aegypten um 714 zurückgekehrt, erlebte er den Abfall der Meder, auf welchen auch der babylonische König Merodach Baladan sann, nach dessen Tode 709 Sanheribs Bruder, Arkiand von Ptolemäus genannt, bis 704, dann noch einige Andere herrschten, bis Sanherib durch Einsetzung seines Sohnes Asfordanes oder Apronadios um 699 den Unruhen in Babylon ein Ende machte. Unter demselben Sanherib soll ein griechisches Heer, welches gleich den ehernen Männern bey Herodot II, 152. zur See nach Kilikien kam, geschlagen, und darauf vom Sieger am Kydnußflusse ein Denkmahl errichtet, und die Stadt Larsus nach Babylons Muster erbauet seyn.

Wie diesen Sanherib seine Söhne Adrumazanes oder Adramelech und Nergilus = Sa-



rezer tödteten, so vertrieb diese wieder ihr Bruder Nerdis oder Assarhaddon, welcher seinem Vater in der Herrschaft Assyriens von 698 — 667 folgte, sowie diesem Samuges oder Saosduchinus von 667—647 und dessen Bruder Chynitadanus oder Sardanapalus, unter welchem im J. 606 das Reich zerstört wurde. Als diesen nach der Besiegung des Meders Phraortes nach 634 Nynares in die Stadt einschloß, ward er durch die Skythen befreyet, welche um 632 in Asien einfielen. Als er aber um 625 gegen die Barbaren den Chaldäer Nabopolassar oder Busalossor, auch Belshys von Ktesias genannt, als Statthalter nach Babylon sandte, welches die assyrischen Könige seit Assarhaddon, um neuen Unruhen vorzubeugen, selbst beherrscht hatten, schmiedete dieser Empörungspiane und zerstörte endlich in Verbindung mit dem medischen Könige Ninive. So ward nach Sardanapals Tode das große assyrische Reich in zwey Theile zerspalten, bis sie der persische König Kyrus wieder vereinigte. Das Reich der Chaldäer, welches Nebukadnezar auf den höchsten Gipfel der Macht erhob, sank sogleich wieder unter dessen Nachfolgern Evilmerodach, Neriglossar, Laborsoarchadus, Nabonedus, deren Herrschaften Berosus bey Joseph. c. Ap. I, 19. 20. so genau beschrieben hat, daß nur der Punct streitig bleibt, ob unter Belsazar und Darius aus Medien, welche bey dem Propheten Daniel 5 u. 6. 8 u. 9. als Nachfolger Nebukadnezars genannt werden, Evilmerodach und Neriglossar zu verstehen seyen. Es werden aber die Könige bey den verschiedenen Schriftstellern mit so verschiedenen Namen benannt, daß Sardanapalus nicht nur Chynitadanus, sondern auch Saracus oder Sarax, ja sogar Thonos Concoleros heißt. So scheint He-

robot's Labynetus I, 188. 74. nicht verschieden von Nabopolassar, obwohl er der Nitokris Sohn heißt, welche unser Vf. für Nebukadnezars medische Gemahlin Amuheä oder Aroite erklärt. Daß außerdem die assyrischen Namen, deren medopersischen Ursprung der Verf. nicht verkent, im Munde anderer Völker gar manigfaltig verdreht wurden, leuchtet von selbst ein. Viele derselben sind aus Götternamen erwachsen, welche die assyrischen Helden so gern sich beylegten, daß man sich nicht wundern darf, wenn man auch mythische Personen daraus schuf. Ein solcher Name war Sandes oder Sandon für den assyrischen Herakles oder Sonnengott, von welchem man die ältesten Könige der Lydier, wie Agron, des Minus Sohn und Belus Enkel nach Herod. I, 7., ableitete. Wie Dfr. Müller im rhein. Mus. III, 1. S. 22 ff., erkennt auch unser Verf. hierin einen Ursprung der Lydier aus dem inneren Asien, zuñahl da nach Genes. X, 22. Lud mit Aram dem Glam, Assur und Arphachsad gleichgestellt wird. Die Sage von des Atys Söhnen Lydus und Tyrhenus entstand aus der Vereinigung der Lydier mit den tyrhenischen Pelasgern, welche vor ihnen das mäonische Land bewohnten.

So wenig jedoch derjenige, welcher auf hoch über das Zeitalter der Zeugen und erhaltenen Denkmähler hinaufreichende Sagen nur geringen historischen Werth legt, dem Verf. bestimmen wird, wenn er durch bloße Vergleichung der verschiedenen Nachrichten, sie mögen einer frühern oder spätern Zeit angehören, die Wahrheit ermitteln zu können glaubt, so wenig können wir ihm folgen, wenn er in der medischen Geschichte nur, was im Bendidad von den ältesten Begebenheiten aller Arier gemeldet wird, mit dem verbinden will, was uns Hero-

dot und Ktesias gemeinschaftlich berichten, dagegen jede Vergleichung der mythischen Sagen in andern zendischen Schriften und dem Gedichte Firdussis unstatthaft findet, weil sie ihm nicht sowohl in späterer Zeit durch Verdrehung der Wahrheit entstanden, als vielmehr aus uralter Zeit herzustammen scheinen, in welcher auch nach Ammianus XXIII, 6, 32. Zoroaster mit dem Könige Hystaspes, des Darius Vater, die Wissenschaft der Magier durch Zusätze aus den Geheimlehren der Chaldäer bereicherte: denn daß Zoroaster vor dem Vater des Xerxes gelebt habe, schließt der Verf. daraus, weil Darius in den Keilinschriften ein Verehrer des Ormuzd heiße, statt daß uns eben deshalb, weil Kyros in den Keilinschriften noch nicht so genannt wird, erst von des Darius Vater Hystaspes die Lehre des Ormuzd angenommen zu seyn scheint. Daß der Gustasp des Firdussi, unter welchem Zoroaster seine Lehre im persischen Reiche verbreitete, davon nicht verschieden war, erhellet nicht nur daraus, weil er Zoroasters Schriften in einer persopolitanischen Felsengrotte aufbewahren ließ, welche zufolge der dortigen Inschriften Darius zuerst aufbaute, sondern auch daraus, weil unter seinem 120 Jahre herrschenden, d. h. mehre Könige einer Dynastie vertretenden, Vorgänger Vohrasp Traks oder Babylons Statthalter Buktnasser, d. h. Nebukadnezar, Jerusalem einnahm und zerstörte. Auch erlauben die 88 Jahre seiner Nachfolger bis auf Alexander nicht, den ebenfalls 120 Jahre herrschenden Gustasp in ein höheres Alterthum hinaufzurücken; dagegen ist unter Kerkhosro eher Kyarares, als Kyros, zu verstehen, obgleich dessen Vorfahr Kerkawus oder Kambyses heißt, dessen Heer in einer Schlacht von einer ähnlichen Finsternis überfallen wurde, wie sie sich nach He-

rodot I, 103. unter Kyaxares am 30. Sept. 610 v. Chr. Geb. oder 120 Jahre vor der Schlacht bey Marathon ereignete. Unser Verf. findet es freylich lächerlich, daß Volney beiderley Verfinsternung für eine und dieselbe halten konnte; allein so wenig begründet auch viele der vom Vf. widerlegten Meinungen seyn mögen, durch welche man die Sagen der Zendschriften mit den Nachrichten des Herodot und Ktesias in Einklang zu bringen suchte, so sehr überrascht doch die Erwähnung einer so merkwürdigen Naturbegebenheit in ungefähr einerley Zeit. Dergleichen Thatsachen erlauben weit eher eine Vergleichung, als das ungefähre Zusammentreffen der Regierungsjahre der Könige vor Astyages, welche Ktesias nicht nur mit ganz andern Namen benennt, als Herodot, sondern auch unter andern Verhältnissen auf eben so viele gleich lange herrschende Könige folgen läßt.

Gleichwohl trägt unser Verf. kein Bedenken, nach des Eusebius und anderer Chronologen Vorgange des Ktesias nur 40 Jahre herrschenden Artäus mit der 53 jährigen Herrschaft des Dejokes bey Herodot, Artynes mit Phraortes und Astibaras mit Cyaxares, wie Aspadus mit Astyages, zusammen zu stellen, obgleich die Geschichte ihrer Thaten nicht minder verschieden lautet, als das, was uns persische Schriftsteller melden. Bey Herodot nur die Erzählung von Astyages und Kyros, bey Ktesias dagegen die ältere Geschichte der Könige vor Dejokes verwerfend, aus den Zendbüchern aber nur der Arier älteste Wanderungen im Bendidad als geschichtlich anerkennend, setzt er folgende Data der medischen Geschichte fest. 714 v. Chr. Geb. fallen die Meder von den Assyriern ab, und leben sechs Jahre in Unabhängigkeit ohne König: Dejokes herrscht 53 Jahre von 708—655,

Phraortes 22 Jahre von 655—633, Kyaxares 40 Jahre von 633—593, Astyages 35 Jahre von 593—558, da Kyros der medischen Herrschaft ein Ende machte. Um 632 wurde Kyaxares bey der Belagerung der Stadt Minus von den Skythen überfallen, von 615—610 kriegte er mit dem lydischen Könige Alyattes, worauf er sich mit Nabopolassar verbündete und verschwägte, mit welchem vereint er, 606 Minus zerstörte und 604 die Skythen aus Asien vertrieb. Gegen diese Bestimmungen ist eben so wenig etwas zu erinnern, als wenn der Verf. den zweyten Kyaxares, welchen man aus Xenophons Kyropädie zwischen Astyages und Kyros hat einschieben wollen, um daraus den Artaphrenes der Scholiasten in der Reihenfolge persischer Könige bey Aeschylus Pers. 764 sqq. zu erklären, gar nicht als medischen König anerkennt. G. F. Grotefend.

### P a r i s.

Charpentier, Techener libraire 1839. Barzas-Breiz. Chants populaires de la Bretagne recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et les mélodies originales par Th. de la Villemarqué. T. I. LXXVIII und 275 S. T. II. 387 und (12) Seiten in Octav.

### T ü b i n g e n,

bey Ludw. Friedr. Fues 1841. Volkslieder aus der Bretagne, ins deutsche übertragen von A. Keller und E. v. Seckendorff. Mit XVI Originalmelodien. VIII, 264 und 16 Seiten in Octav.

Die bereits in den G. G. A. 1843. St. beyläufig erwähnte äußerst verdienstliche Sammlung dieser Lieder, welche Herr de la Villemarqué sämmtlich aus dem Munde des bretagnischen Volkes aufgezeichnet hat, ist in vielfacher Hinsicht sehr beachtenswerth. Abgesehen von dem poetischen Gehalte der Dichtungen, welcher ihnen gleich nach ihrer Bekanntmachung Anerkennung verschaffte und von dem Gewinne, welcher sich für die genauere Kenntniß der celtischen Dialecte aus ihnen ergibt, gewährt ihnen schon das verhältnißmäßig hohe Alter, welches vielen unter ihnen zugeschrieben werden muß, ein historisches Interesse. Denn wir finden hier Dichtungen, deren erste Entstehung in die Zeiten gehört, in welchen das Christenthum in der Bretagne noch mit dem Heidenthume im Streite war. Daneben läßt das rein volksmäßige Colorit, welches alle bis auf wenige Ausnahmen tragen, sehr klar den eigenthümlichen Charakter, und die individuellen Formen der Volkspoesie erkennen, weshalb sie in der Entwicklungsgeschichte der poetischen Formen überhaupt und der Volksdichtung insbesondere eine vorzügliche Berücksichtigung verdienen. So bestätigt sich z. B. der Satz, daß die kurzen unmittelbar gereimten Verse in der Volkspoesie die ursprünglichsten sind, auch hier; da gerade die ältesten Lieder der Sammlung am gewöhnlichsten in zwey- oder dreyzeiligen Strophen verfaßt sind, welche aus unmittelbar gebundenen Versen von acht Silben bestehen. Insbesondere aber liefern diese Gedichte für historisch-philologische Forschungen über celtische Nationaleigenthümlichkeiten und celtisches Alterthum manche schätzbare Beyträge, welche jetzt, wo diese Studien namentlich durch Leos Entdeckung über die lex Sa-

lica für Deutschland eine große Wichtigkeit gewonnen haben, sehr willkommen seyn müssen.

Denn die Bretagner bewahrten, ungeachtet manche Stürme über sie ergingen, bis auf den heutigen Tag nicht nur die Erinnerung an wichtige Ereignisse ihrer Vergangenheit, sondern sie hielten auch an alt hergebrachten Gewohnheiten länger und treuer fest, als ihre Stammverwandten in anderen Ländern. Eine nicht geringe Anzahl von Liedern bezieht sich daher auf einheimische Begebenheiten von den älteren Zeiten bis auf die neuesten. Zum Theil gehören diese noch dem Mittelalter an, wie in dem neunten Liede sich das Andenken an Wilhelm den Eroberer erhalten hat, das zehnte uns in die Zeiten der Kreuzzüge versetzt, das dreyzehnte noch von den Freveln der in dem Lande sehr verhassten Tempelherren zu berichten weiß. Mehr Bezüge finden wir auf Begebenheiten des fünfzehnten, sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts, und noch jetzt fallen bedeutende Zeitereignisse noch immer der Volksdichtung anheim. Und wenn sie die historischen Einzelheiten natürlich auch nicht treu bewahrt, so charakterisiert sie doch die Stimmung, welche verschiedene Begebenheiten in dem Volke hervor brachten, und den Antheil, welchen es an ihnen nahm.

Eine zweyte Gattung von Liedern führt uns in den Bereich altceltischer Sagen und des celtischen Heidenthumes. Noch lebt der ritterliche König Artus und der Zauberer Merlin in der Volksdichtung fort; in der Weissagung Gwens'hlans dem ersten und ältesten Stücke der Sammlung tritt mit den Worten 'wir gehn drey-mahl durch Todesnacht, ehe wir zur Ruhe sind gebracht' noch der altdruidische Glaube an eine drey-mahlige See-

lenwanderung hervor. Mehrere Lieder erwähnen die Leiche der Angst und der Gebeine und die Thäler des Blutes, zu welchen die abgeschiedenen Seelen kommen um zu der Hölle zu gelangen: eine seltsame Mischung des Heidnischen und Christlichen. Nach I. p. 21 schwingen sich die Seelen als Tauben zum Himmel, wie auch nach deutschem Volksglauben die Seelen sich in Gestalt von Vögeln zeigen. In dem fünfzehnten Liede kommt der todte Verlobte zu der klagenden Braut, um sie seinem Versprechen gemäß heimzuführen; sie findet sich nach einem schnellen Ritte zuletzt mit ihm auf der Apfelinsel, dem Aufenthalte der Seligen. Bekanntlich liegt eine gleiche Sage Bürgers Leonore zum Grunde; aber auch im Norden, bey Slawen und Neugriechen finden wir sie, wenn auch etwas umgewandelt, wieder. Auch der Glaube an Feen und Zwerge, welche in Deutschland schon aus der Volksdichtung fast verschwunden sind, tritt in dem zweyten, dritten und vierten Liede äußerst charakteristisch hervor.

Noch machen wir auf eine Reihe von Liedern aufmerksam, welche bey Festen gesungen werden. Die meisten unter denselben sind seit alten Zeiten bey solchen Gelegenheiten herkömmlich und stehend, so wie die Feste der Bretagner selbst noch manches alterthümlich Nationale bewahren. Herr de la Villemarqué hat in der Einleitung und in den beygegebenen Anmerkungen das Seinige gethan; um durch Schilderung bretagnischer Sitten, Erläuterung des Volksglaubens, durch Nachweisung der Begebenheiten und der Personen, auf welche die Gedichte sich beziehen, durch Mittheilung der Sagen, welche sich außerdem an sie knüpfen, und durch die Charakteristik der Entstehung und Ver-



breitung der Lieder selbst die Sammlung verständlich und lehrreich zu machen. In der deutschen Uebersetzung wird das Wichtigste aus seinen Bemerkungen mitgetheilt, doch fehlt hier die Einleitung des Herausgebers. W. M.

### L o n d o n;

bey Longman. 1842. Lectures on the Diseases of the Urinary Organs. By Sir Benjamin C. Brodie, Sergeant-Surgeon to the Queen. Third edition, with alterations and additions. VII und 379 Seiten.

Diese Vorlesungen enthalten in einem kleinen Raume eine beynahe vollständige Uebersicht der Krankheiten der Urinar-Organe, hauptsächlich vom chirurgischen Standpuncte und ausgestattet mit vielen eigenthümlichen, aus einer reichen Erfahrung geschöpften Beobachtungen. Der Inhalt derselben ist folgender: 1. Krankheiten der männlichen Harnröhre. 2. und 3. Erkenntniß und Cur der Stricture. 4. Behandlung der Stricture der weiblichen Harnröhre; Abscesse und Fisteln; mechanische Verstopfung. 5. Reizbarkeit, Lähmung und Entzündung der Blase; das Unvermögen den Harn zu halten. 6. Blutschwamm der Blase; Blasenfälle in Folge von Nierenkrankheit. 7. Entzündung und chronische Erweiterung der Vorsteherdrüse. 8. Behandlung der chronischen Erweiterung, Scirrhus der Vorsteherdrüse. 9. Harnsteine und Sand. 10. Nierensteine. 11. Geschichte und Zufälle der Blasensteine. 12. Behandlung der Blasensteine bey'm Manne. 13. Die Operation der Lithotomie. 14. Ueber die Ursachen des Todes nach der Lithotomie; Behandlung des Steines bey'm Weibe. 15. Lithotritie.

Bei der Harnverhaltung macht der Verf. ausdrücklich auf die Beachtung des Alters aufmerksam; klage ein Subject unter der mittleren Lebensperiode darüber, so sey mit Wahrscheinlichkeit an eine Stricture der Urethra zu denken; geschähe dieses aber von einem alten Manne und seyen die Symptome von jungem Datum, so sey weit eher zu vermuthen, er leide an einer Erweiterung der Prostata.

Obgleich, wie bemerkt, die Haupttendenz dieser Schrift eine chirurgische ist, so enthält sie doch auch manche sehr beherzigenswerthe medicinisch-therapeutische Anleitungen. Wir rechnen dahin die über die Art der Anwendung und die Wirksamkeit der *uva ursi* und der *diosma crenata* in Krankheiten der Blase; sodann die über den Gebrauch der alkalischen Arzneyen in Gries und Steinbeschwerden, die, indem sie die harnsauren Sedimente auflösen sollen, bey dem geringsten Uebermaße einen Bodensatz von phosphorsauren hervorbringen.

Ueber die Lithotritie urtheilt der Verf. nicht ungünstig, doch entwickelt er genau die Umstände, unter denen allein sie ausführbar und die Bedenklichkeiten, welche immer damit verknüpft seyen. Indessen, sagt er S. 379, würde es abgeschmackt seyn zu sagen und unvernünftig zu erwarten, daß eine Operation, welche ein so furchtbares Uebel, wie den Stein in der Blase zu beseitigen suche, stets frey bleibe von Unannehmlichkeit, Schwierigkeit und Gefahr. Die Lithotritie sey nicht nur erfolgreicher als die Lithotomie, sondern weniger Einwürfen ausgesetzt als irgend eine andere der chirurgischen Hauptoperationen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 25. Stück.

Den 12. Februar 1844.

---

### R o u e n ,

bey Edouard Frère. 1841—1842. Histoire du Parlement de Normandie par A. Floquet. Tom. IV. 726; Tom. V. 773; Tom. VI. 762; Tom. VII. 748 Seiten in Octav \*).

In der ersten Sitzung, welche das aus der Verbannung von Caen nach Rouen zurückgekehrte Parlament (April 1594) hielt, erfolgte der Ausspruch einer allgemeinen Amnestie und das Verbot der Ausübung jeder akatholischen Religion in Rouen. Seine nächste Thätigkeit war gegen die Parteyhäupter gerichtet, welche auch nach Beendigung der Bürgerkriege ihre Gewalt geltend zu machen, mitunter, wie der zum Statthalter der Normandie bestellte Herzog von Montpensier, ihre Stellen erblich zu machen suchten. Gegen einen solchen Herrn hatte das Parlament, wollte es anders sein Recht behaupten, einen harten Stand. Doch trug

\*) Die drey ersten Bände dieses Werkes sind Jahrgang 1841 St. 161 angezeigt.

auch hier die unerschütterliche Festigkeit des hochbetagten Präsidenten Groulart den Sieg davon. Ihm gelang es, den wieder durchbrechenden Geist der Ligueurs zu dämpfen, die Zweykämpfe zu vermindern, eifrige Prädicanten und fanatische Barfüßer einzuschüchtern. Während der Bürgerkriege hatte der Adel der Normandie seine Schlösser besetzt; viele derselben, die jetzt Wegelagerern oder Falschmünzern zum Sitze dienten, ließ das Parlament brechen. Gegen den gewaltthätigen Herrenstand mußte eine schonungslose Strenge Anwendung finden.

Hey den gegen Ende des Jahres 1597 nach Rouen berufenen Notabeln stellte sich auch Heinrich IV. ein. Es galt durchgreifenden Reformen, einer Wiederherstellung der Ordnung im ganzen Königreiche, zu welchem Behufe vornämlich den Gerichten das volle Ansehen gesichert werden mußte. Wie schwer die Aufgabe des Parlaments war, den durch rastlose Umtriebe der Mönche bedrängten Hugenotten Sicherheit zu gewähren, zeigte sich bey eben dieser Gelegenheit. Mit dem Könige war dessen Schwester in der Abtey St. Duen abgestiegen, wo sie, eine eifrige Protestantin, durch ihren Hausprediger Gottesdienst halten ließ. Als die Mönche die französischen Psalmen hörten, stürmten sie herbey, das Volk schaarte sich zusammen und Heinrich IV. mußte seiner einzigen Schwester gebieten, ihren Gottesdienst außerhalb der Stadt zu halten. Unter solchen Umständen konnte nicht fehlen, daß das Edict von Nantes gerade in der Normandie auf den heftigsten Widerstand stieß. Parlament, bischöfliches Capitel, städtische Beamte sprachen sich gegen dasselbe aus und die in Rouen versammelten Provinzialstände ließen ein Schreiben an den König abgehen, in welchem sie um Zurücknahme

des 'par importunité ou autrement' erlassenen Edicts baten. Das Parlament, welches namentlich nicht zugeben zu dürfen glaubte, daß höhere Aemter von Hugenotten verwaltet würden, ließ sich durch die Vorstellungen der bey ihm sich einstellenden königlichen Rätthe so wenig zum Eintragen des Edicts bewegen, daß es vielmehr, um gegen dasselbe zu remonstrieren, eine eigene Deputation nach Blois sandte. Erst nachdem man hier von beiden Seiten so weit nachgegeben hatte, daß statt 7 nur 3 hugenottische Rätthe ins Parlament treten und bis auf 5 Stunden um Rouen kein akatholischer Gottesdienst gehalten werden sollte, wurde (Sptbr. 1599) das Edict eingetragen.

Troß der durch Bürgerkriege herbeygeführten Armut lasteten auf der Normandie unerträgliche Abgaben. 'Si quelqu'un, sagt ein gleichzeitiger Berichterstatter, avoit dormy l'espace de quarante ans jusques à huy, il penseroit veoir, non la France, ains ung cadaver de la France; il chercheroit la France au milieu de la France, sans la trouver. En ce grand corps de nostre France, il y a une dissolution générale de tous ses membres, prognostic très certain de sa fin, si Dieu n'a pitié de nous.' Das Parlament konnte mit seinen Bitten um Erleichterung der Abgaben am Hofe nicht durchdringen. Nach dem Tode des gelehrten, mit unbeugsamer Strenge am Gesetze hangenden Groulart schwand die letzte Einheit in diesem höchsten Gerichtshofe. Der Verkauf der Rathsstellen wurde öffentlich betrieben, ein solches Amt gewöhnlich für 40 bis 45000 Livres erstanden. Jetzt bot man für die Präsidentschaft 70,000 Thaler; der Hof schlug sie einem Günstlinge für 30,000 Thaler zu, von welcher Summe ein schönes Mädchen 10,000, eben so viel der bekannte Bassompierre, und ein anderer Herr am Hofe 6000

Thaler zum Geschenk erhielt. Der Rest wurde mis en reserve pour jouer.

Bei der Nachricht von dem Morde Heinrichs IV. war die erste Sorge des Parlaments, zu verhüten, daß durch Predigten von Mönchen und Prädicanten eine Wiederholung des Bürgerkrieges herbeigeführt werde. Gleiche Besorgnisse bewirkten, daß sich in Rouen die Glaubensparteyen für den Augenblick die Hand reichten. Dagegen warb der Adel Knechte, befestigte seine Schlösser, zeigte sich fast nur in Rüstung; er wollte seine kleinen Fehden selbst ausfechten. Eben damahls hatte Marie d'Entragues bey dem Parlament zu Rouen ihre Klage gegen den Marschall Bassompierre angebracht, um diesen zu zwingen, sie als Gemahlin anzuerkennen. Die Erzählung dieses Processes gibt uns ein lebendiges Bild jener Zeit. Für die d'Entragues nahm der Graf von Soissons, Statthalter der Normandie, für den Marschall die Königin-Mutter Partey. Erschienen für letzteren 200 bewaffnete Edle aus Paris sammt einer Schaar königlicher Reiter, so stattete gleich ihm die d'Entragues an der Spitze eines Schwarms von Gerüsteten jedem der Rätthe ihren Besuch ab. Die am Hofe vorwaltende Zuchtlosigkeit und Zerrissenheit theilte sich auch den höchsten Gerichtshöfen mit. Junge Rätthe legten die Amtstracht ab und schwärmten Nachts auf den Gassen; das Parlament verlor den Ruf der Unparteylichkeit, seit Geschenke wie ein pflichtiger Tribut angesehen wurden. Dagegen behauptete es anfangs zwischen den Parteyungen Condés und der Königin-Mutter eine glückliche Mitte; desgleichen zwischen Hugenotten und Katholiken, während es andrerseits der Vorwurf traf, in allen Processen die Jesuiten zu begünstigen, deren Congregation viele Präsidenten und Rätthe beygezählt wurden. Bei dem Wiederausbruche

der Bürgerkriege, als Banden von Räubern das flache Land durchzogen und Hunger das Volk zum Aufstande trieb, reichten die Mittel des Parlaments nicht aus, den Uebelständen abzuhelfen. Nun drang die Pest nach Rouen. Das Gericht setzte keine Sitzung aus, sorgte für Aerzte, für die Pflege der Kranken und gründete ein Siechenhaus (*Lieu de santé*). Männer, welche sterbende Pestkranke be-  
raubt hatten, wurden in den Hof des Gerichts geführt und von den in den Fenstern stehenden Rät-  
hen verhört und verurtheilt.

Selbst jetzt konnte das Parlament am Hofe keine Erleichterung der Abgaben erwirken. Der früher so blühende Weinbau hörte, wegen Höhe der Besteuerung, auf. Aber wenn der Gerichtshof einerseits mit Strenge gegen ungerechte Steuererheber verfuhr, so geschah es, daß Rät-  
he — sie brauchten den für ihren Bedarf ins Thor geführ-  
ten Wein nicht zu verzollen — offene Trinkstuben hielten. Neue Verwickelungen erwachsen dem Par-  
lamente aus dem herrschsüchtigen Streben Richelieus, der wiederholt Ludwig XIII. vorgestellt hatte, man müsse *abaïsser et modérer les compagnies* (Parlamente) *qui, par une prétendue souveraineté, s'opposoient tous les jours au bien du royaume*. Keine Remonstrations der Parlamente wurde von ihm einer Antwort gewürdigt; eben so wenig irrte ihn in der Forterhebung der Steuern, daß seit drey Jahren die Provinzialstände der Normandie nicht berufen waren. 14 fïcalische Edicte, durch welche der Hof eine Summe von 21 Mil-  
lionen Livres zu erpressen hoffte, wurden auf sei-  
nen Befehl vom Parlamente eingetragen. Es hält schwer, die hier mitgetheilten Klagen der Stände der Normandie von 1634 mit Ruhe zu lesen. In vielen Gemeinden, heißt es, können Frauen die Kirche nicht besuchen, weil es ihnen an Kleidung

fehlt; man sieht Landleute coupléz ou joug de la charrue, comme les bestes de harnois, labourer la terre, paistre l'herbe et vivre de racines. Und das zu einer Zeit, als die tollste Verschwendung am Hofe herrschte! Deshalb fielen eben die Klagen der Stände so unbequem, daß man sie drey Jahre hinter einander nicht zusammen kommen ließ. Richelieus Grundsatz: si les peuples sont trop à leur aise, il est impossible de les contenir dans les règles de leur devoir fand wenig Anfechtung. War es etwa Uebermaß des Glücks, was 1789 Frankreichs Bevölkerung trieb? Richtiger sprach sich ein Parlamentsrath von Rouen dahin aus, daß sich der Gerichtshof der Einführung neuer Abgaben widersetzen müsse, um Aufständen vorzubeugen. 'Es wird die Zeit kommen, sprach ein Anderer, daß man den Bettler besteuert, der sich an der Sonne wärmt.' Es kostete viel Mühe, bis das Parlament in Rouen den Aufstand von 4000 brotlosen Tagelöhnern beschwichtigte. Der König befahl 'des jugemens par masse' gegen die Ergriffenen und es war mehr als eine dringende Vorstellung der Rätthe erforderlich, um diesen Befehl rückgängig zu machen. Jede neue Auflage zog eine neue Empörung nach sich und dennoch vervielfältigten sich die Ausschreiben von Abgaben, welche durch die rücksichtslose Erhebung — keiner zeichnete sich in dieser Beziehung in Rouen mehr aus, als der Intendant Pascal, der Vater des Verfassers der lettres provinciales — noch drückender wurden. Die Gemeinden waren für die Entrichtung der Steuersumme solidarisch verpflichtet, so daß, da die überwiegende Zahl der Grundbesitzer und Handwerker zahlungsunfähig war, den wenigen nicht völlig Berarmten die volle Last aufgebürdet wurde. Durch die ganze niedere Normandie verbreitet sich, als die Gabelle eingeführt



wurde, ein Aufstand, der um so gefährlicher war, als die bewaffneten Landleute und Städter übereinstimmend und nach einem festen Plane verfuhrten. Es war das Heer der Nu-pieds; ein General Jean Nu-pieds — der übrigens factisch nie existierte — galt (1639) als Leiter der Bewegung. Aufrührerische Schriften in Prosa und in Reimen trugen die Unterschrift dieser mythischen Person und wurden in Tausenden von Exemplaren durch die ganze Normandie verbreitet. Erst als es dem Parlamente gelang, einen Theil der wohlhabenden Bürger zum Ergreifen der Waffen zu bewegen, wurde der Aufruhr in Rouen gestillt. Aber der Hof wußte dem Parlamente dafür so wenig Dank, daß er dasselbe der unzeitigen Milde beschuldigte. Die Anführung des nach der Normandie gesandten Heeres sollte anfangs dem Grafen Rantzau übertragen werden. Aber der sonst nicht eben wichtige König bemerkte, que la Normandie, où il ne croissoit point de vin, n'estoit pas le faict de Rantzau. So wurde der Marschall Gassion an die Spitze der Regimenter gestellt, der, nachdem er die in der Vorstadt von Avranches verschanzten Nu-pieds vernichtet hatte, mit dem Heere nach Rouen kam, wohin ihm (Januar 1640) der mit unbedingter Vollmacht bekleidete Kanzler Séguier vorausgeeilt war. Durch diesen wurden die Mitglieder des Parlaments und der cour des aides, so wie die Schöffen der Stadt ihres Amtes enthoben und Rouen der Botmäßigkeit eines immerwährenden Maire unterworfen.

Der fünfte Theil beginnt mit der Erzählung, wie selbst kranke und hochbetagte Mitglieder des Parlaments Rouen zu verlassen und sich an den Hof zu begeben gezwungen wurden. Alle Bürger mußten ihre Waffen abliefern, das Stadthaus seine Zeugkammer ausräumen und die Geschütze herge-

ben. Die Entscheidung von Rechtsfragen, welche früher dem Parlamente obgelegen hatten, erhielten 15 nach Rouen kommende Rätthe von Paris. Hierauf begann eine summarische Untersuchung gegen die Meuterer, denen der Kanzler, ohne sie selbst gesehen oder gehört zu haben, ohne ein schriftliches Urtheil abfassen zu lassen, das Leben absprach. 196 flüchtige Bürger wurden für ewig aus ihrer Vaterstadt verbannt, die städtischen Einkünfte zum königlichen Domanium geschlagen, die Stadt zu der, innerhalb eines Zeitraums von 3 Jahren zu entrichtenden, Summe von 1,085,000 Livres verurtheilt. Dann begab sich Séguier nach der niederen Normandie, ernannte auch für Caen einen immerwährenden Maire, ließ in Coutances und anderen Städten die Schuldigen richten und ihre Häuser schleifen und erklärte hier, wie er zu Rouen gethan, die neu eingesetzte Obrigkeit für verantwortlich wegen der Stellung der Unterthanen zum Könige. Alle vom aufgehobenen Parlamente nicht verzeichneten Edicte erhielten jetzt durch die neuen Rätthe Giltigkeit. Die abgesetzten Rätthe, welche, nachdem sie länger als vier Monate verweilt waren, ohne die Vergünstigung erwirken zu können, sich vor dem Könige rechtfertigen zu dürfen, sich auf ihre Landgüter hatten begeben müssen, wurden erst im Januar 1641 wieder in Thätigkeit gesetzt, aber der Art, daß sie in zwey Körper getheilt wurden, die abwechselnd das Gericht bildeten, so daß jederzeit die unbeschäftigte Hälfte nicht als aus Richtern, sondern aus Privatleuten bestehend galt. Erst nach dem Tode Richelieus wurde diese, zu unausgesetzten Streitigkeiten Veranlassung bietende, Verfügung durch Mazarin widerrufen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1844.

---

## N o u e n.

Schluß der Anzeige: 'Histoire du Parlement de Normandie par A. Floquet.'

Beym Antritt der Regierung Ludwigs XIV. befand sich die Normandie auf dem Gipfel des Elendes. Bey dem Wiederausbruche der Bürgerkriege that das Parlament das Seine, die Bürger zu waffnen und die Feinde des Hofes vom Eindringen in die Stadt abzuhalten. Aber der Herzog von Longueville, Statthalter der Normandie, erfreute sich eines bedeutenden Anhanges und in seinen Händen befand sich das feste Schloß (le vieux palais). Noch beriethen Parlament und Bürgervorsteher gemeinschaftlich das Wohl der Stadt, als Longueville heimlich ins Schloß gelangte und sich von der Terrasse desselben herab seinen Freunden zeigte. Dann begab er sich ins Parlament, welches nicht mehr umhin konnte, ihn in seiner Eigenschaft als Statthalter anzuerkennen und seitdem wieder eine rege Geschäftigkeit gegen den Hof von St. Germain=en-Laye an den Tag legte, die

Edicte des jungen Königs für ungiltig erklärte, sich der Cassen bemächtigte, zu Gunsten Longuevilles die königlichen Wälder fällen und die Niederlagen von Salz verkaufen ließ, ein dieses Verfahren cassierendes Edict des Königs in voller Sitzung cassierte und die Aushebung von Söldnern zum Dienste des Hofes untersagte. Dem königlichen Herold, welcher die Suspension aller Mitglieder des Parlaments veröffentlichen sollte, wurde der Eintritt in die Stadt verwehrt. In Folge dessen berief Ludwig XIV. die Rätthe zu sich nach St. Germain-en-Laye, entsetzte alle diejenigen, welche sich hier nicht eingefunden hatten und verlegte (1649) das Parlament nach Bernon. Aber die Zahl der dorthin sich Begebenden war so geringe, daß es unmöglich fiel, auch nur den Schein des Gerichtshofes zu behaupten. Dagegen stieß die Fronde in der niederen Normandie überall auf Widerstand; ihr Mittelpunkt war Rouen, wo das von Longueville gesammelte Heer dem Könige und den Parlamenten zu Paris und Rouen gehuldigt hatte.

War im Allgemeinen die zu St. Germain-en-Laye getroffene Einigung von geringer Dauer, so lebte ihr doch das Parlament zu Rouen mit solcher Festigkeit nach, daß es die Herzogin von Longueville aus der Stadt verwies. Zu eben jener Zeit, als der König den Grafen Harcourt zum Befehlshaber in der Normandie ernannte, erhielt der Dichter Corneille das Amt eines procureur-syndic bey den Ständen dieser Provinz. Dafür, daß Mazarin bey dem Parlamente erreichte, daß der erschöpften Landschaft noch eine Steuer zum Betrage von 300,000 Livres auferlegt wurde, wurde jedes Mitglied desselben in den Adelsstand erhoben. Das gute Vernehmen des Gerichtshofes mit

der Königin=Mutter war von keinem Bestande. Die Anwesenheit des verhassten Mazarin in der Normandie rief die früheren Bewegungen wieder hervor und auf Betrieb der durch den Cardinal=Minister ihrer Haft in Havre entlassenen Prinzen gebot das Parlament (1651) dem ersteren, die Provinz unverzüglich zu räumen und trug, als Mazarin unlanges darauf das Königreich verlassen hatte, darauf an, die Statthalterschaft über die Normandie wieder den Händen des Herzogs von Longueville zu übergeben. Als auch dieses erreicht war, erklärte sich das Parlament bereit, nach Kräften für die Aufrechterhaltung der königlichen Gewalt zu wirken.

Seitdem begann der junge König selbständig jede Schranke seiner Macht zu beseitigen. Man weiß, daß er en habit de chasse, en bottes fortes, la cravache à la main, in das Parlament von Paris trat und die ungesäumte Einzeichnung seiner Edicte gebot. Wonach Mazarin mit heimlicher List gerungen hatte, vollführte jetzt Ludwig XIV. mit offener Gewalt. Hatten vorher die Statthalter der Provinzen ihr Amt lebenslänglich bekleidet, so wurde es jetzt auf den Zeitraum von 3 Jahren beschränkt. Die Intendanten, welche 1648 auf Bitten der Parlamente abgeschafft waren, traten wieder in Thätigkeit und wurden mächtiger als je. Als unter Ludwig XIII. drey Jahre verflossen, ohne daß die Provinzialstände der Normandie zusammenberufen wurden, hörte man überall dieselben Klagen laut werden. Aber von 1643 bis 1655 traten sie gar nicht zusammen; die alten Vorrechte der Landschaft, denen zufolge namentlich Recrutierung und neue Steuern der Zustimmung der Stände bedurften, galten für nichts. Nach 1655 wurde die Landschaft überall nicht mehr berufen.

Städte, Provinzen, Stände des Königreichs gehorchten zitternd dem königlichen Willen. Die ganze Geschäftsführung befand sich in den Händen der von Versailles aus geleiteten Intendanten. Mitglieder des Parlaments, welche von dem auf dem Lande ruhenden Drucke zu reden wagten, trafen lettres de cachet. Die Parlamente mußten hart büßen, daß sie unter Mazarin die Grenzen ihrer Befugnisse überschritten hatten. Das bis dahin von ihnen geübte Recht, gegen erlassene Edicte Einreden zu erheben, wurde fast ganz beseitigt. Die seit Jahrhunderten von den Königen aufgegebenen Ansprüche auf das droit de tiers et danger \*) wurden wieder geltend gemacht, dieses Recht für ein unveräußerliches, keiner Verjährung unterworfenen, erklärt und auf alle Waldungen der Normandie ausgedehnt. Die erste Präsidentschaft des Parlaments zu Rouen erhielten meist Fremde; das Einzeichnen der königlichen Edicte sank zur bloßen Form herab. Waren die Parlamente sonst eine starke Abwehr gegen den Despotismus gewesen, so gaben sie jetzt in den Händen desselben ein leicht zu handhabendes Werkzeug ab.

Den Schluß dieses Bandes bildet eine Uebersicht des gegen Zauberer, Hexen, Besessene vom Gerichte angewandten Verfahrens, bey welcher Gelegenheit der Verf. durch eine Grauen erregende Erzählung von der im Kloster der Elisabethanerinnen zu Louviers herrschenden Verderbtheit und dem

\*) Hiernach mußte der Eigenthümer des Waldes, wenn er eine Fällung vornahm,  $\frac{1}{3}$  (tiers) und außerdem  $\frac{1}{10}$  (das nannte man le danger) des Werthes des Holzschlages dem Könige entrichten. — Danger entspricht im Altfranzösischen dem congé; dieser Zehnte wurde also für die vom Könige eingeholte Erlaubnis der Holzfällung gezahlt.

Versuche der Klosterfrauen, auf dem Wege der rohesten Sinnlichkeit zu einem Versenken in Gott zu gelangen, den Leser unwillkürlich zu einem Vergleich des Priester David mit ähnlichen monströsen Erscheinungen der Sektwelt treibt. Ein entsetzliches Gemälde der unbegreiflichsten Verirrungen des menschlichen Geistes!

Im Anfange des sechsten Theiles wendet sich der Verf. abermahls zu einer Darstellung der Verhältnisse der Hugenotten. Geschützt durch eine bey dem Antritt der Regierung Ludwigs XIV. erlassene Verfügung, welche das Edict von Nantes bestätigte, hatten sie während der Zeit der Fronde dem Hofe treu angehangen. Jetzt weckte in Rouen die Unduldsamkeit der katholischen Geistlichkeit, für deren Reform das dortige Parlament durch den Befehl für Abhaltung der Residenz und gegen die Häufung von Beneficien in Einer Hand manches gethan hatte, den alten Glaubenszwist von Neuem. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich das Parlament dem römischen Hofe streng ergeben. Einzelne Rätthe, welche mit Freymuth für ihre protestantischen Glaubensgenossen das Wort nahmen, wurden ihres Amtes enthoben. Nun griff der König als Sohn der römischen Kirche und als Freund des Absolutismus ein. Er bestätigte die Beschlüsse des Parlaments, welche theils Prädicanten den Predigtstuhl verboten, theils befahlen, daß jedem Gottesdienste der Hugenotten Katholiken beywohnen sollten, um das Wort des Predigers zu controlieren, so wie daß Hebammen und Wundärzte den Kezern ihre Dienste versagen, Leherische Aeltern die Vormundschaft über ihre Kinder nicht führen sollten. Blutige Streitigkeiten waren die unausbleiblichen Folgen dieser Bestimmungen. Man entriß den Hugenotten die Kinder jedes Alters, um

sie von einem Priester taufen zu lassen und sandte relapsi auf die Galeeren oder aufs Hochgericht. Schüler der Jesuiten führten den wilden Volks=haufen an, der in die hugenottischen Bethäuser brach und diese zerstörte. Schon waren die Andersgläubigen in Menge ausgewandert, als die Aufhebung des Edicts von Nantes erfolgte und damit der letzte protestantische Rath aus dem Parlamente schied. Nun begannen die Dragonaden. Zwölf Schwadronen Kürassiere waren in Rouen eingeritten, als alle Häupter der protestantischen Familien nach dem Stadthause vorgeladen und zur Abschwörung des Glaubens aufgefordert wurden. Wer dem nicht nachkam, erhielt sein Haus voll königlicher Reiter, die er nähren und besolden mußte. Gegen eingeholte Flüchtlinge verfuhr man mit unerbittlicher Strenge. Demnach verließen allein 184,000 Hugenotten der Normandie das Reich; mehr als 26,000 Wohnungen standen leer und Rouens Bevölkerung sank von 80,000 auf 60,000 Seelen.

Ludwig XIV. lebte der Ueberzeugung, den letzten Widerstand der Parlamente für immer gebrochen zu haben, und das Parlament von Paris war es, welches sein Testament zu Gunsten von Orleans umstürzte. Dankbar gab dieser dafür den höchsten Gerichtshöfen das droit de faire des remontrances zurück. Mit Nachdruck widersezte sich das Parlament zu Rouen den Betrügereyen Laws und allen dem alten Gewohnheitsrechte der Normandie widerstrebenden Edicten des Hofes, besonders der Einführung der bekannten Bulle Unigenitus. Dafür wurde mehr als ein Rath durch lettres de cachet getroffen. Höchst interessant sind die mitgetheilten Actenstücke über die gegen die Jesuiten anhängig gemachte Untersuchung. Waren



sie es gewesen, die bey mehr als einer Gelegenheit den Hof zum harten Verfahren gegen die Parlamente getrieben hatten, so sollten sie jetzt durch letztere gebrochen werden. Weniger glücklich war der Gerichtshof in seinen Beschwerden gegen die fiscalischen Erfindungen des Hofes. Deshalb drang er schon 1759 und 1760 auf Berufung der allgemeinen Stände. Neue Steuern wurden eingetrieben, ohne daß das Parlament sie eingetragen hätte; letzteres geschah nach langer Weigerung durch Anwendung von militärischer Gewalt. Umsonst klagte das Parlament, daß die ungeheure Noth die Bewohner der Normandie zum Aufstande treiben werde. Endlich griff das Volk zu den Waffen und mußte durch Regimenter gebändigt werden.

Der staten Widersprüche der Parlamente müde, beschloß Ludwig XV., sich ihrer zu entledigen. Der erste Schritt, welcher in dieser Beziehung geschah (1755) war, daß die Gerichtsbarkeit des grand conseil über das ganze Königreich ausgedehnt wurde. Seitdem beobachteten alle Parlamente, weil sie fühlten, daß es ihrer Existenz gelte, Uebereinstimmung in ihrem Verfahren gegen den absoluten Hof. 10 Parlamentsräthe büßten für freye Rede mit Verbannung und 19. November 1763 reichten sämmtliche Räthe, erbittert über die Eingriffe des königlichen Bevollmächtigten, Herzogs von Harcourt, in ihre Rechte, die Entlassung ein. Daß der König dieses Mahl nachgab, konnte das gute Vernehmen auf die Dauer nicht wieder herstellen. Die Parlamente beharrten bey ihren Widersprüchen und der Hof that den letzten Schritt. Als die conseils supérieurs ins Leben traten, verlangte das Parlament in Rouen abermahls Berufung der allgemeinen Stände. Dafür erfolgte 26. September 1771 dessen Auflösung, mit der Bestim-

mung, daß die obere Normandie der Jurisdiction des neuen Gerichtshofes in Paris zugetheilt werden, die niedere Normandie ihren eigenen conseil supérieur in Bayeux haben solle. Alle Stände ergriff derselbe Unwille über das Geschehene, gegen welches in Caen 271 Edelleute Protest einlegten. Andererseits erhielt der Herzog von Harcourt eine hinlängliche Anzahl von lettres de cachet zu seiner Verfügung. Adlige, Parlamentsräthe und Advocaten wurden in großer Zahl aufgehoben oder verbannt. Allen Adligen, welche jenen Protest unterzeichnet hatten, blieb nur die Wahl zwischen Verbannung und Widerruf; die meisten entschlossen sich zu letzterem. Die Mitglieder der neu errichteten Gerichtshöfe aber traf die allgemeine Verachtung; sie gaben den Gegenstand der schneidendsten Satyre ab; kein Wirthshaus, keine Schenke nahm sie auf; die Mehrzahl der Advocaten weigerte sich, vor ihnen zu plaidieren.

In den siebenten Band, welcher die Geschichte des Parlaments von Rouen unter der Regierung Ludwigs XVI. bespricht, sind mehr als zuvor auch die übrigen Parlamente hineingezogen, weil in dieser Zeit kein äußeres Ereigniß von Bedeutung den höchsten Gerichtshof der einen Provinz treffen konnte, ohne zugleich die der übrigen Provinzen zu berühren.

Mit der Auflösung der Parlamente waren die letzten Freyheiten in Frankreich zu Grunde gegangen. Guten Regenten waren sie ein Mittel gewesen, die Gewalt der Krone rechtlich zu begründen; ungeschickte und übelwollende Herrscher erkannten in ihnen nur lästige Schranken für ihre Launen. Seit ihrer Aufhebung galt Willkür statt des Gesetzes. 'L'étendue de votre pouvoir doit vous effrayer vous - même' hatte damahls das Parla-

ment von Aix an Ludwig XV. geschrieben. Adel und Volk sehnten sich nach der Wiederherstellung der höchsten Gerichtshöfe; der Hof war in dieser Hinsicht getheilt; die Geistlichkeit konnte zum Theil die Verurtheilung der Jesuiten nicht verschmerzen. An die Verabschiedung von Maupeou und die Berufung Miromesnils, der früher dem Parlamente in Rouen vorgestanden hatte, knüpften sich manche Hoffnungen, die andererseits durch den scharfen Widerspruch, welchen Graf Artois im Conseil des Königs gegen die Wiedereinsetzung der Parlamente erhob, wieder geschwächt wurden. Dennoch siegte die öffentliche Stimme. Die alten Gerichtshöfe traten wieder ins Leben.

So lange sie verfolgt, gekränkt waren, hatten sich die Parlamente der allgemeinen Theilnahme zu erfreuen. Das hörte auf, als sie sich jetzt des guten Einflusses auf einen wohlwollenden jungen König begaben, nur an die eigene Stellung, nicht an die Vertretung der Rechte des Volks dachten, und sich der Abstellung der auf den Bauern lastenden Frohnarbeiten an den Landstraßen widersetzen. So handelte freylich das Parlament von Rouen nicht, aber mit Entschiedenheit das von Paris, welches so weit ging, das Werk von Boncerf (les inconvenients des droits féodaux), in welchem die Zweckmäßigkeit einer Ablösung der Lehnslasten aus einander gesetzt war, eine brochure séditieuse zu nennen. Jetzt, da das Parlament von Paris Schrift und Rede gegen Gesetze und Bräuche des Lehnswesens aufs strengste verbot, zogen sich Turgot — er war der Freund Boncerfs — und Malesherbes, weil sie mit ihren Verbesserungen nicht durchdringen konnten, aus dem Staatsdienste zurück. Zur nämlichen Zeit stieg die Spannung zwischen dem Hofe und dem Parlamente von Rouen,

weil letzteres nicht nur die Ausdehnung der vingtièmes angegriffen, sondern, gegen die Sitte, seine Einreden veröffentlicht hatte. Das Parlament glaubte sich durch letzteres beyrn Volke beliebt zu machen und vergaß, daß das also zum Schiedsrichter aufgerufene Volk bald die Schwächen beider Parteyen durchschauen und über beide den Spruch fällen werde. Im Auftrage des Königs erschien der Marschall Harcourt in Rouen und zwang zum Eintragen der jüngst erlassenen Edicte. Letzteres geschah, aber nicht ohne Protest des Parlaments, dessen auf Befehl nach Versailles gesandte Deputation den hier empfangenen derben Verweis zu veröffentlichen gezwungen wurde. In Folge dessen reichten alle Mitglieder des Parlaments ihren Abschied ein, ohne daß er jedoch angenommen wäre.

Wiederholt gingen von den Parlamenten die Erklärungen aus, daß eine Berufung der Provinzialstände, vielleicht selbst der états généraux, erforderlich sey. Hof und Parlament standen sich noch ein Mahl gegenüber, wie zu den Zeiten Maupeous. Ersterer beklagte die Wiedereinsetzung der letzteren und sann auf eine zweyte Beseitigung der Gegner. Durch Notabeln und gleichzeitig durch die von der Regierung abhängigen Provinzialstände hoffte Necker die für den Staat erforderlichen Mittel, gegen deren Anwendung die Parlamente sich ausgesprochen hatten, bewilligt zu erhalten. Mit beiden Wegen zeigte sich der Hof nicht einverstanden; aber Necker bewies, daß man nur zwischen diesen und der Duldung der Arroganz der höchsten Gerichtshöfe die Wahl habe. Auch Calonne kam später auf diesen Plan zurück. Die Parlamente durchschauten die auf ihre Vernichtung zielende Absicht und die zu Paris und Bordeaux weigerten sich, das königliche Edict einzutragen, welches die

Berufung der Provinzialstände befohl. Nun fiel in Paris das magisch wirkende, mit Entschiedenheit ausgesprochene Wort wegen Berufung der états généraux. Das Zerwürfniß mit dem Hofe stieg und auch in der Verbannung nach Troyes ließ das Parlament mit Protestieren nicht nach. 'Allgemeine Stände und Rückkehr des Parlaments' wurde das Stichwort aller Unzufriedenen im Reiche. Solche Gewaltschritte, wie sie der Hof gethan habe, erklärte das Parlament von Besançon, könnten nur dazu dienen, die Bande, welche den Oberherrn an die Unterthanen und letztere an den Oberherrn knüpften, zu lösen. Als nun die Verbannten sich in Unterhandlungen einließen und gegen Zusage, ein fiscalisches Edict unverweilt eintragen zu wollen, die Erlaubniß zur Rückkehr nach Paris erlangten, verloren sie freylich viel von der Achtung der Gebildeten, aber nicht des großen Haufens. Bald wachte der frühere Zwist wieder auf. Das Parlament von Paris, in welchem vorzugsweise viele junge Rätthe saßen, ging zu ungestüm weiter, als daß es durch die Verhaftung zweyer seiner Mitglieder hätte eingeschüchtert werden können. Es bewährte sich bey dieser Gelegenheit der Ausspruch Montesquieus: 'que par l'événement les grands coups d'autorité s'étoient presque toujours trouvés maladroits, et que ce qu'on avoit appelé, autrefois, des coups d'état, ne seroit, aujourd'hui, que des imprudences.' Des edlen Malesherbes Stimme konnte im Staatsrathe nicht durchdringen; als man beschloß, den Geschäftskreis der Parlamente mehr einzuengen und die Zahl der Mitglieder in Paris von 200 auf 67 zu verringern. Ueberall erhoben die hohen Gerichtshöfe gegen diesen Beschluß Protest. So heftig wie in Grenoble, wo der königliche Statthalter, geäng-

stigt durch die Stimmung des Volks, die verwiesenen Parlamentsräthe ersuchte, sich nicht aus der Stadt zu entfernen, war die Aufregung in der Normandie nicht, weil hier Geistlichkeit und Adel nicht eine so fest geschlossene Corporation bildeten. Als man in Rouen hörte, daß der Hof das Eintragen neuer Edicte durch Anwendung militärischer Gewalt zu erzwingen gedenke, versammelte sich das Parlament, um die Mittel zur Abwehr der Gewalt zu berathen, um die Mitternachtsstunde des 5. Mai 1788 und ging die eidliche Verpflichtung ein, ein nicht freywillig eingetragenes Edict niemahls als gültig anerkennen zu wollen. Drey Tage darauf trafen königliche Bevollmächtigte ein, wehrten den Rätthen, sich aus dem mit Soldaten umstellten Sitzungssaale zu entfernen und erzwangen das Eintragen der Edicte. Dessen ungeachtet wurden letztere von vielen unteren Gerichtshöfen nicht anerkannt und in Rouen weigerten sich Advocaten und Procuratoren vor die grand baillage zu treten. Als sich die Parlamentsräthe heimlich versammeln wollten, fanden sie den Justizpallast durch die Soldaten Harcourt besetzt, begaben sich nach der Wohnung des ersten Präsidenten und faßten hier einen heftigen Protest gegen die erlittene Gewalt ab. In Folge dessen erhielt Harcourt die erforderlichen lettres de cachet und ließ zur nämlichen Zeit jedes Mitglied des Parlaments nach einem abgesonderten Orte verweisen. Seitdem herrschte Harcourt in Rouen mit roher Gewalt, bis nach der Abdankung des Lomenie de Brienne die Wiederherstellung der Parlamente erfolgte.

Inmitten der über ihre Gegner gefeyerten Triumphe entging dem Parlamente die Bewegung der Zeit. Ueber der eigenen Stellung vergaßen sie die Lage Frankreichs, wollten nur das Bestehende hal-

ten und widerstrebten allen sie selbst betreffenden Reformen, namentlich den Versuchen, die Gebühren und die Käuflichkeit der Aemter abzuschaffen. Sie bestanden sogar auf Beybehaltung des erst in den jüngsten Jahren geltend gewordenen Grundsatzes, daß kein Unadliger eine Rathsstelle erwerben könne. Weniger achteten sie auf die Fähigkeit und sittliche Tüchtigkeit ihrer Mitglieder. Nach einer Verfügung von 1759 sollte der Präsident das 40ste, der Rath das 26ste Jahr zurückgelegt haben; jetzt kam es vor, daß Jünglinge von 19 Jahren den Präsidentenstuhl einnahmen, von 17 Jahren als Rätthe aufgeführt wurden. Die äußere würdevolle Haltung schwand; umsonst wurde die Vorschrift erneuert, daß jedes Mitglied sich nur in der vorgeschriebenen Tracht blicken lassen solle. Hatten die Parlamente früher vornehmlich die Rechte und Vortheile des Volks vor Augen gehabt, so sannnen und handelten sie im 18. Jahrhundert nur für die Erhaltung der Vorrechte der privilegierten Stände. Deshalb konnte hinsichtlich ihrer ein Schriftsteller 1789 die Aeußerung hinwerfen: *'Antiquité est, pour eux, synonyme de vérité'* und setzte ein Anderer hinzu: *'Les lumières pénètrent tard dans ces corps; ils sont comme les salles antiques où ils s'assemblent, où le grand jour n'arrive qu'à midi et lorsque le pays est tout éclairé dès le matin.'* Seit Jahrhunderten war das Bestreben der Regierungen, die provinziellen Gewohnheitsrechte in Ein großes Gesetzbuch zu bringen, dem Wunsche des Volks begegnet und noch immer widersehten sich die Parlamente diesem Beginnen. Wie sie sich allen Reformen dieser Art abgeneigt zeigten, so eiferten sie auch gegen eine größere Freyheit der Presse

und der Religionsübung der Protestanten. Das zu Gunsten der Nichtkatholischen erlassene Edict des Königs stieß auf vielfältige Schwierigkeiten, ehe es eingetragen wurde. Dieselbe Opposition übten die Parlamente gegen die für nothwendig erachtete Umgestaltung der Criminalgesetzgebung — der Vf. macht bey dieser Gelegenheit eine Menge von Justizmorden namhaft, deren sich das Gericht zu Rouen in der jüngsten Zeit schuldig gemacht hatte — namentlich gegen die Abschaffung der Tortur und die unverweilt auf das Urtheil folgende Vollziehung der Todesstrafe.

Waren die Parlamente durch ein solches Verfahren in der Achtung bey dem Volke gesunken, so gewannen sie theilweise die Zuneigung desselben dadurch wieder, daß sie auf die Berufung der états-généraux drangen. Aber es war ihnen damit kein Ernst; sie wollten die Regierung nur einschüchtern und wußten vollkommen, daß die bey ihnen eingeschlichenen Mißbräuche den Gegenstand der Besprechungen bey den allgemeinen Ständen abgeben mußten. Sie wiederum waren es, welche verlangten, daß die Einberufung der Stände nach Maßgabe des Jahres 1614 erfolge. Damit verscherzten sie die letzte Gunst bey dem Volke, das seine Erbitterung gegen sie, wie gegen die bevorrechteten Stände in Hunderten von Pamphleten aussprach. Letzteres war besonders in der Normandie der Fall, wo die Richtung des Tages dergestalt alle Gemüther ergriffen hatte, daß man unbedenklich sein altes, einst als Palladium der Provinz geltende, Gewohnheitsrecht schwinden zu lassen bereit war. In Rouen bildeten Advocaten und städtische Beamte, durch Emiffäre der Clubbs von Paris getrieben, eine mächtige Opposition gegen



das Parlament, welches zu spät seinen Antrag auf Berufung der allgemeinen Stände bereute. Seine Gewalt über das Volk war dahin, seine Rechte wurden durch die städtischen Behörden, denen allein die Nationalgarde sich gehorsam zeigte, mehr und mehr geschmälert. Schon hatten sich die Räte in Rouen unter den Schutz der bewaffneten Bürgerschaft stellen müssen, als auch die Stände in das Bereich ihrer Berathungen die Parlamente zogen und deren Mängel aufdeckten. Mirabeau richtete gegen sie seine zerschmetternde Beredsamkeit. Im Vorhofe des Justizpalastes zu Rouen sah man Freyheitsbäume aufgepflanzt. Die Abschaffung der Parlamente, die Erzählung von den Verfolgungen, denen die Mitglieder derselben unterlagen, bildet den Schluß des gediegenen Werkes.

Hav.

### B e r l i n ,

gedruckt bey J. F. Starcke 1843. Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer. 24 Seiten in Quart.

Statt des sehnlich erwarteten ersten Bandes der Gesamtausgabe des Strabon werden wir mit einem bisher unbekanntem Stücke seiner Geographie überrascht, welche Herr Dir. Dr Kramer in einem cod. Vatic. 482. aufzufinden das Glück gehabt hat. Bekanntlich reißen die Handschriften im siebenten Buche theils früher theils später ab, und bis jetzt hat nur die von Sigismund Gelenius schon 1533 in Basel aus dem alten Pfälzer Codex hervor gezogene Epitome den Verlust des authentischen Schlusses einigermaßen entschädigen können. Durch Herrn Kramers glücklichen Fund ge-

winnen wir nunmehr, abgesehen von der ursprünglichen Fassung, wohl den Inhalt des Buches in ziemlicher Vollständigkeit.

Der Codex ist im XIV. Jahrhundert von nicht ungelehrter Hand geschrieben. Aber die Schrift ist in den verschiedenen Abschnitten des Miscellancodex sehr verschieden. Während Manches sehr leserlich geschrieben ist, bedurfte es der größten Anstrengung, die Epitome des Strabon zu entziffern. Der Schreiber, je weiter desto mehr mit dem Material haushälterisch kargend, hat unzählige Ab breviaturen angewandt; Motten haben dann hin und wieder genagt, so daß Siebenkees, der den Cod. wohl kannte, sich dadurch von dem Versuche zurückschrecken ließ, der Herrn Krß Beharrlichkeit vollständig gelungen ist. Gerade das siebente Buch erscheint in sehr genauem Auszuge: der Stammcodex muß noch unverstümmelt gewesen seyn. Der Umfang des ursprünglichen Textes kann nach Herrn Krß treffender Nachrechnung der Blätterzahl einen nicht eben bedeutenderen Umfang gehabt haben. Dazu kommt der glückliche Umstand, daß beide Epitomen, da der Vaticanische Schreiber nicht dasselbe ausgezogen hat wie der Pfälzer, sich gegenseitig ergänzen. Passend hat Herr Kr. Gelenius Excerpte mit den seinigen verschmolzen, aber durch Zeichen von einander getrennt. An Sorgfalt und Treue übertrifft die Vaticanische Epitome die des Gelenius, welche Herr Kr. von Neuem sorgfältig mit dem Pfälzer Codex verglichen und von vielen, eigenmächtigen Aenderungen des alten Frobenschen Correctors gesäubert hat, um Vieles.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 28. Stück.

Den 17. Februar 1844.

### B e r l i n.

Schluß der Anzeige: *Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer.*

Dem Texte sind kurze, meist critische Bemerkungen untergeseht. Verschreibungen sind nicht gar zahlreich und mehrentheils von dem Herrn Herausgeber berichtet. Ich finde nur p. 11, 5. *Φλέγνας* unberichtigt gelassen statt *Φλεγύνας*; p. 19. *εἶτα Δικαία πόλις ἐν Ἰωλκῶ κειμένη καὶ λιμὴν*. Herr Kr. vermuthet *ἐν αἰγιαλῶ*. Näher liegt wohl *ἐν κόλπῳ*. p. 21, 2. *Βηρισιάδης* schr. *Βηρισιάδης*. In der Regel hat Herr Kr. die Stellen der alten Schriftsteller, die sich auf Strabon beziehen, angeführt. Ich sehe das in einer Stelle unterlassen p. 9., wo der Geograph sehr beachtenswerthe Notizen über die Bewohner des alten Emathia mittheilt. Den meisten Theil desselben hätten Bottiäer und Thraker inne gehabt: *οἱ μὲν ἐκ Κρίτης, ὡς φασι, τὸ γένος ὄντες, ἡγεμόνα ἔχοντες Βούτωνα*. Die

Stelle schwebte dem Et. Magn. p. 206, 10. vor: τὸ ἔθνικὸν τοῦ Βόττεια διὰ τοῦ ἰ, ὡς Στραβῶν ἐν ζ'. καλεῖται δὲ ἀπὸ Βόττωνος Κριτὸς ἢ πόλις, woraus sich zugleich ergibt, was sich ja auch sonst vermuthen ließ, daß in den Excerptt. Βόττωνα herzustellen ist. Die merkwürdige Sage von den Kretern berührt Strabon selbst VI, 279. 282. und Andre bey Müller Maked. p. 52.

Der Geograph gewinnt für Nordgriechenland und die Gegenden des Hellespontos manche sehr erwünschte Angabe und Haltpuncte für weitere Forschungen. Auch an einzelnen sonstigen interessanten Notizen ist die neue Epitome nicht arm. So ist meines Wissens neu, daß nach p. 7. Massilia gleich Sparta Geronten hatte. Merkwürdig, daß Strabo IV, 179., wo er von der Verfassung Massilias genau spricht, dieses verschweigt. Wahrscheinlich hießen die funfzehn Vorsitzer der tausend Timuchen Γέροντες. Nach p. 12. zerstörten die Argeaden die feste Stadt Abydon, das Homerische Amydon; über die Durchstechung des Athos wird p. 16 sq. die Ansicht des Demetrios Skepsios mitgetheilt; p. 21. erfahren wir, daß Ainos Stiftung der Mytilenäer und Kymäer war, wodurch zugleich die Lücke bey Steph. Byz. s. v. glücklich ausgefüllt wird; über das Πρωτεσιλάειον bey Claius ist p. 22. zu vergleichen. Sonst heben wir die Charakteristik des Sikonischen Orpheus hervor p. 11., mit dem nach p. 16. Thamyris τῶν αὐτῶν ἐπιτηδευμάτων gewesen sey. Denkwürdig p. 21. "Ὅτι τοὺς ἐν Σαμοθράκῃ τιμωμένους θεοὺς εἰρήκασι πολλοὶ τοὺς αὐτοὺς τοῖς Καβείροις, οὐδ' αὐτοὺς ἔχοντες λέγειν τοὺς Καβείρους οἱ τινὲς εἰσι, καθάπερ τοὺς Κύρβαντας ἢ Κορύβαντας· ὡς δ' αὐτως Κουρήτας καὶ Ἰδαίους Λακτύλους. Nicht minder bemer-

kenſwerth p. 18. Ἐπεὶ δὲ ὁ παιανισμὸς τῶν Θρακῶν τιτανισμὸς ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων λίγεται κατὰ μίμησιν τῆς ἐν παιᾶσι φωνῆς, καὶ οἱ Τιτᾶνες ἐκλήθησαν Πελαγόνες.

Aber billig nimmt eine hier zuerſt zum Vorſchein kommende Stelle aus Pindars Hymnen das Intereſſe eines Herausgebers des Dichters vor Allen in Anſpruch. Ich will die Stelle hier mittheilen und einige Bemerkungen anknüpfen. Nach p. 23. ſchwankt der Name Ἑλλήσποντος zwiſchen weiterer und engerer Begrenzung: οὐκ ὀκνοῦσι δὲ τινες καὶ τὸ μέγροι τοῦ Μυρτώου πελάγους ἅπαν καλεῖν Ἑλλήσποντον, εἶπερ, ὅς φησιν ἐν τοῖς Ὕμνοις Πίνδαρος, οἱ μεθ' Ἡρακλέους ἐκ Τροίας πλέοντες διὰ παρθένιον Ἑλλάς πορθμὸν ἐπεὶ τῷ Μυρτώῳ συνῆψαν, εἰς Κῶν ἐπαλινδρομήσαν ζεφύρου ἀντιπνεύσαντος. Herr Kr. vermuthet, die Verſe könnten etwa ſo gelautet haben:

(Οἱ μεθ' Ἡρακλέος?) ἐκ Τροίας πλεῦντες  
 διὰ παρθένιον  
 Ἑλλάς πορθμὸν, ἐπεὶ [τάχα] Μυρτώῳ  
 συνῆψαν,  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύροιο Κῶν παλινδρομήσαν.

Danach zweifelt Herr Kr., ob die Anfangsworte dem Pindar ſelbſt gehören. Herr Meineke, der in Bergk's und Caſar's Zeiſchr. d. J. Heft 1, p. 15. über die Stelle geſprochen hat, verbeſſert richtig Τρωίας, die Pindariſche Form, behält aber gegen den Dialect Ἡρακλέους bey, was doch entweder Ἡρακλέος oder Ἡρακλεῦς heißen müßte, und ſchreibt das Ganze ſo:

οἱ [δὲ] μεθ' Ἡρακλέους ἐκ Τρωίας πλεῦν-  
 τες διὰ παρθένιον

Ἑλλάς πορθμόν, ἐπεὶ τάχα Μυρτώω  
 συνῆψαν,  
 [ποντίαν] εἰς Κῶν ἐπαλιन्द्रόμησαν  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύρου.

Abgesehen von ein Paar Bedenken gewiß mit größerer Probabilität als Herr Kramer. Mir scheint der zweyte Vers einer kleinen Nachhilfe zu bedürfen. Pindar sagt fr. inc. 94. Πανδείμαντοι μὲν ὑπὲρ πόντιον Ἑλλάς πόρον ἰρόν, nach Hermanns Verbesserung de Choro Vespp. 1843. Τὰν δείματο μὲν ὑπὲρ πόντιον πόρον Ἑλλάς ἰρόν. Sollte danach nicht auch hier Ἑλλάς πόρον ἰρόν zu schreiben seyn? Dann würde ich das Ganze so lesen:

(οἱ δὲ μεθ' Ἡρακλέος?)  
 ἐκ Τρωΐας πλεῦντες διὰ παρθένιον  
 Ἑλλάς πόρον ἰρόν, ἐπεὶ τάχα Μυρ-  
 τώω συνῆψαν,  
 [ἀμφιρύταν] εἰς Κῶν ἐπαλιन्द्रόμησαν  
 ἀντιπνεύσαντος ζεφύρου.

Den Kampf gegen die Meroper auf der Heimfahrt von Ilios berührt Pindar Nem. IV, 25. Σὺν ᾧ ποτε Τρωΐαν κραταῖος Τελαμῶν πόρθησε καὶ Μέροπας und Isthm. V, 31. Εἶλε δὲ Περγαμίαν, πέφνευ δὲ σὺν κείνῳ Μερόπων ἔθνεα. Dort erzählen die Scholien, er habe Kos verheert aus Liebe zu der Königstochter Chalkiope. Pindar folgte dem Mythos der Ilias, daß Hera den Herakles nach Kos verschlagen werden ließ. Merkwürdig, daß die Scholien zur Ilias, wie Meineke bemerkt, bey der Erklärung von Ἑλλήσποντος die Pindarische Stelle übersahen; mir scheint noch merkwürdiger, daß die Pindarischen Commentatoren sich der Stelle zu obigen Gedichten nicht entzogen.

Herrn Meineke ist nicht entgangen, daß sich auf

denselben Hymnus Quintilian bezieht, wenn er VIII, 6, 71. (fr. 22. Böckh) sagt: Exquisitam figuram hujus rei (nämlich hyperbolae alia in super addita) deprehendisse apud principem Lyricorum Pindarum videor in libro quem inscripsit *Ἦμνος*. Is namque Herculis impetum adversus Meropas, qui in Co insula dicuntur habitasse, non igni nec ventis nec mari, sed fulminis dicit similem fuisse: ut illa minora, hoc par esset. Ich habe die Stelle hergeschrieben, um gelegentlich zu erinnern, daß Spalding und Gernhard im Irrthum sind, wenn sie der Absicht des Quintilian zuwider nur die oben gesperrten Worte als dem Dichter angehörig bezeichnen. Eben die Figur der gesteigerten Hyperbel fordert, daß auch non igni nec ventis nec mari, sed ausgezeichnet werden. Eine Nachahmung fand Quintilian bey Cicero Verr. V, 56, 145 sq. F. W. S. \*)

### A l t e n b u r g,

bey Jul. Helbig 1841: Philipp Melancthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt von Karl Matthes. X und 429 Seiten in Octav.

Man hat sich neuerdings vielfach bemüht, die lutherischen Eigenthümlichkeiten unserer Kirche in Lehre und Cultus wieder geltend zu machen, weil man aus mancherley Gründen sich sträubte, in eine Union mit den im engern Sinne so genannten Reformierten zu willigen. Aber dabey scheint man zu übersehen, daß eine ähnliche Union im Wesent-

\*) Ich erkläre hiermit, um Mißverständnissen zu begegnen, daß von mir keine Anzeige in diesen Blättern herrührt, die nicht F. W. S. unterzeichnet ist. Schneidewin.

lichen factisch schon längst besteht in unserer Kirche fast von Anfang an. Dies geschieht in der Theologie des Melanchthon, die von Unbefangenen immer mit Recht als eine Ergänzung der lutherischen betrachtet ist. Doch der edle Praeceptor Germaniae ist länger als ein Jahrhundert vergessen, ja verhaßt gewesen. Und wenn der Lehrer vergessen war, wer hätte da der Lehren gedacht! So konnte es geschehen, daß man einem Melanchthon redivivus Dinge aufbürdete, die dem wahren mehr als fremd sind. Erst seit Kurzem strebt man mindestens danach, wieder etwas von Mel. zu wissen. Könige und Fürsten haben geholfen, daß seine Werke, gesammelt und gereinigt, in würdiger Gestalt ans Licht treten. Herr Galle hat uns ferner ein sehr dankenswerthes und gelungenes Bild seiner Theologie gegeben (s. d. Bl. 1841 Nr. 176. 177.). Und jetzt tritt uns in dem vorliegenden Werke eine vollständige Biographie entgegen, an die wir gern mit einem guten Vorurtheile herantreten. Zwar will der bescheidene Verf. die 'Lücke in der biographischen Literatur über Mel.' nicht schon ausgefüllt haben, sondern vielmehr veranlassen, daß der seinigen 'bald noch mehrere ausführlichere und gründlichere Schriften der Art nachfolgen werden.' Aber des Verfs Arbeit ist schon an sich von Werth; ohne genial zu seyn behandelt sie ansprechend, zuverlässig und meist vollständig, was in den Umfang einer Biographie Melanchthons gehört. Wir wollen das Werk mit unsern Lesern kurz durchgehen und dann einige Bemerkungen beifügen.

Die beiden ersten Kapitel behandeln Mel.'s Schul- und Universitätsjahre, wobey nur auf die Wiedergeburt der Wissenschaften ein eiliger Blick geworfen wird. Mel. heißt schon auf der Schule zu Pforzheim der Griechische. Er besucht die Univer-



sitäten Heidelberg und Tübingen, welche letztere er verläßt, um dem Rufe nach Wittenberg zu folgen. Damahls bezeugte sein Vetter Reuchlin von ihm: 'ich weiß unter den Deutschen keinen, der über ihn sey.' Schon mit Kap. 3 sehen wir Mel. in Wittenberg auftreten. Er ist das Verbindungsglied zwischen Reformation und Wissenschaft, die einander jetzt anerkannten und aushalfen. Wichtig ist die Art der Theilnahme Mel.'s an der Leipziger Disputation und seine alsbald folgende defensio advers. Eccian. inculpationem. Im Jahre 1520 schloß Mel. sein Ehebündnis mit Katharina, der Tochter des Bürgermeisters Hieron. Krapp, wodurch sein häusliches Lebensglück auf die Dauer begründet ward. Von philologischer Beschäftigung sehen wir Mel. auf ausschließlichere Theilnahme an dem Werke der Reformation hingewiesen, so lange Luther in der Verborgenheit seines Wartburgischen Patmos war, Kap. 4. Durchs ganze Leben hat den stillen Mann das Schicksal getroffen, frisch in den lebendigen Gang der Dinge einzugreifen, während Fähigkeit und Beruf ihn zur Wissenschaft zogen. So muß er jetzt zunächst den Schwärmgeistern Rede stehen, die er nicht überwinden kann; aber daneben schreibt er seine loci; — der erste Schritt Land, den sich die Reformation auf dem Boden der Wissenschaft erringt. — Nachdem Mel. bey Luthers Verdeutschung der Bibel hilfreiche Hand geleistet hatte, finden wir ihn 1524 auf einer Reise in die Heimath zu seiner Mutter, Kap. 5. Der Verf. bespricht hier zugleich den Briefwechsel mit Erasmus. Die weitere Verwicklung der Reformation knüpft sich an die Schlacht bey Pavia, den Bauernkrieg, Carlstadt's Unruhen und Luthers Ehe; aber der Regierungsantritt Johann des Beständigen bildet ein Gegengewicht, Kap. 6. Innere Fe-

stigkeit gewinnt das Werk durch die Visitationen und die darauf Bezug habenden Schriften, Kap. 7. Möchte der Verf. dabey mehr ins Detail gegangen seyn! Es ist dies ein Stadium der Reformation, das für die Gegenwart den heilsamsten Spiegel bildet. — 1529 in Speier finden wir Mel. zuerst auf einem Reichstage, jenem berühmten, der zwar nicht die Geburt aber die Taufe des Protestantismus heißen darf. Reichstage sind die bittere Lebens- und Leidenschule, die Herr Philipp fortan fast unausgesetzt besuchen muß. Kaum ist das Marburger Gespräch bestanden, so folgt der Augsburger Tag, Kap. 9. Sonderbar, daß die lutherischen Ultras von jeher mit Mel.'s mündlichen Verhandlungen daselbst so unzufrieden gewesen sind, während sie seine dort verfaßten Schriften, die Confession und die Apologie, mit Recht als die Grundsäulen des Protestantismus gelten lassen. Der Verf. nimmt unsern Mann sehr verständig in Schutz, indem er zeigt, wie derselbe es nicht habe zu offenem Bruche kommen lassen, aber nur so lange, als nichts Wesentliches hätte aufgeopfert werden müssen. In der That ist der Sache der Reformation nachmahls aus den Kriegen nicht so viel Heil erblüht, daß man dieselben voreilig hätte herbey wünschen mögen. Und wenn Mel.'s viel geschmähte Nachgiebigkeit von damahls durchgegangen und z. B. die Bischöfe beybehalten wären, so — hätte man jetzt nicht die Mühe, sie wieder einzuführen; hätte die Kirche ihre Fürsten behalten, so hätten nicht die Fürsten die Kirche dahin nehmen können. Die Tadler Mel.'s vergessen meist, daß es nicht so sehr darauf ankam, sich von der katholischen Kirche los zu sagen, als vielmehr die Kirche zu reformieren, und daß also nachzusehen war, ob die Reformation nicht geschehen könne ohne die Lossagung.

War aber jene nicht möglich ohne diese, dann war dem Mel. die Reformation ein so köstliches Gut, daß er das Uebel der Trennung nicht scheute. Dadurch unterscheidet er sich von Erasmus, der, abgesehen von Anderem, die Einigkeit mit der Kirche höher hielt, als die Reformation. — Die Zeit hatte gegen Mel. entschieden: wohl! Aber der Mensch d. h. der Christenmensch handelt nicht nach der Zeit, sondern nach dem Gewissen. That dies also Mel., so steht er auf derselben Reformationsbasis, von welcher Luther aus in Worms sagte, es sey 'weder sicher noch gerathen, wider das Gewissen zu thun' —; that er dies, warum tadelt man ihn? — Kap. 10 geht von der Errichtung des Schmalckaldischen Bundes bis zur Wittenbergischen Concordia. Dies ist die letzte Zeit stiller literarischer Thätigkeit für Mel., nur unterbrochen durch die wiederholten Versuche, ihn für andere Länder und Orte zu gewinnen, und durch die Verhandlungen mit den Schweizern, die mit der Wittenb. Concordia zu einem Ruhepunkte kamen. Aber schon als Mel. 1536 von einer Reise in die Heimath zurückkehrte, begann die Reihe theologischer Anfeindungen, die ihn von jetzt an nicht wieder zur Ruhe kommen ließ, und die Cordatus in Bezug auf den in der Ausgabe der loci von 1535 gelehrten Synergismus eröffnete. Neuen Stoff gab der Convent zu Schmalkalden (Kap. 11) und die dort unterzeichneten Artikel, denen der Verf. vielleicht mehr critische Umsicht und Ausführlichkeit hätte zuwenden dürfen. Die Differenzen mit Jak. Schenk und Sim. Lemnius waren sogar Ursache, daß Mel.'s Verhältnis zu Luther eine Zeit lang sich trübte. Die Jahre 39 und 40 (Kap. 12) sahen Mel. unstät bald in Frankfurt a. M. und Hagenau mit den Katholiken Vergleichsversuche machen, bald

in Schmalkalden mit den eigenen Confessionsgenossen verhandeln, bald die Universität Leipzig reformieren. In diese Zeit fallen auch zwey mehr private Ereigniffe seines Lebens, sein Gebreche in Weimar, aus welchem ihn Luther mit seinem glaubenskräftigen Gebete fast wunderbar herausriß, und die Angelegenheit der Doppelehe des Landgrafen, bey deren Abschließung man Mel.'s Anwesenheit trieglicher Weise zu bewirken gewußt hatte. K. 13 erzählt von dem Wormser Religionsgespräche, das bekanntlich auf dem Regensburger Reichstage fortgesetzt ward. Hier ist es nun, wo sich die Richtigkeit der Motive, welche für das Verfahren Mel.'s in Augsburg anzunehmen sind, entschieden nachweisen läßt. Hier war er zäh und hartnäckig, so daß selbst Planck im Begriff ist, an seiner Friedensliebe irre zu werden. Denn jetzt hatte er sich hinreichend überzeugen können und müssen, daß es keiner Partey mit dem Frieden Ernst sey, daß, was Eck nachgeben werde, vom Papste, was er selbst zugestehet, vom Kurfürsten nicht genehmigt werde. Darum ist er hartnäckig, denn Friedensliebe durch Nachgiebigkeit bethätigt mußte nur noch mehr entzweyen. Sich selbst konnte er opfern, seine Kirche nicht. Sein Protest gegen das Regensburger Interim ist für ihn persönlich eine eben so große That, als die Augsburgische Confession, wenn schon nicht so folgenreich. Die folgenden Jahre sind durch Sorge nach außen und häusliche Leiden getrübt (Kap. 14): Naumburger Bischofswahl, Kölner Reformation, Luthers Erneuerung des Sacramentsstreites, Unglück mit seinem Schwiegerohne G. Sabinus. Aber das Unglücksjahr 44, das mit seinen Schlägen mehr das Herz verwundet hatte, ward von dem Jahre 46 noch überboten. Jetzt, wo die Reformation ihren Kämpfer

verlor, sollte der Kampf erst beginnen. Die 'Wittenbergische Reformation' und das Gespräch zu Regensburg sind die letzten Scheinthaten des bewaffneten Friedens der Protestanten. Luthers Tod geht dem Kriege, der Niederlage voran (Kap. 15). Die Folgen konnten der Kirche kaum nachtheiliger seyn, als sie es für Mel. persönlich waren. Er war ja ein Mann des Friedens. Luther würde auch jetzt den Donner des Wortes gefunden haben, Mel. hat nur den Regen seiner Thränen. Und wo er leidet, fehlt es ihm an Feinden nicht. Wenn er nach der traurigen Katastrophe der bisher verfolgten Sache treu bleibt, die ihn an Wittenberg fesselte, obschon dort jetzt Herr Moriz herrschte (Kap. 16), so findet man darin Abfall vom alten gefangenen Kurfürsten. War denn dieser Kurfürst die Kirche, und jener die Universität? Wittenberg war damals das Haupt der Reformation und diese hätte mit Mel. den Kopf verloren, wenn er nicht blieb. — Doch nun folgten die Niederlagen des Friedens; zunächst das Interim (Kap. 17).

Bisher war Mel. der Repräsentant des Friedens und Nachgebens auf Seiten der Reformation gewesen. Der Frieden war seine Politik, d. h. seine politische Wirksamkeit ging darauf, Frieden zu erhalten oder zu stiften. Unter Moriz ändert sich Alles. Moriz will Frieden um politisch zu seyn, der Frieden ist ein Behikel seiner Politik. Von jetzt an ist Mel. energischer Protestant; er verwirft das Regensburger Interim, das Leipziger läßt er sich nur ungern gefallen. Und dennoch ist es wieder seine Nachgiebigkeit, die geschmäht wird. Wir danken es unserem Verf., daß er z. B. den berühmten Brief an Carlwiz in sein rechtes Licht gestellt hat S. 288 ff. und sich Mel.'s überall energisch aber der Wahrheit getreu annimmt, Kap. 18.

Doch nicht die Politik verbittert Mel.'s Leben so sehr, als dies je länger je mehr durch die Theologen geschieht. Es ist wahr, seine Ansichten hatten sich auch auf dem Gebiete des Glaubens und der Lehre vielfach modificiert. Aber keineswegs so plötzlich und unerhört, als die Gegner ihm Schuld gaben, nicht einmahl so, als es auf dem Gebiete der reformatorischen Politik der Fall war. Flacius und die zu ihm gehören sind der weltliche und fleischliche Schatten, der fortan die Reformation begleitet, theilweis verhüllt. Sie wollen nicht Kampf um Frieden, sondern Kampf um jeden Preis. Mel. will den Frieden, aber nicht um jeden Preis. So kann auch er sich dem Kampfe nicht entziehen. — Unser Verf. gibt diese Kämpfe zu sehr zerstückelt. Kap. 18 behandelt die über die Höllenfahrt und wegen Osianders. Außerdem verweilt der Verf. bey dem Jahre 51, weil Moriz den Schein annahm, Mel. nach Trient zu schicken, — eine Maske, um den Kaiser zu teuschen und die Anstalten zum Kriege gegen ihn zu verdecken. Mel. schrieb dazu die Confess. Saxon., die er selbst eine Repetition der Augsburgischen nennt. Als bald nachdem Stancarus die Irrthümer Osianders auf den Kopf gestellt hatte, brachen auch die alten Altlutheraner (im Gegensatz zu denen von gestern und heute) gegen Mel.'s angeblichen Adiaphorismus los. Denn Mel. war gemeint, obschon Major angegriffen ward. Hier galt es also gleichsam im eigenen Hause Frieden zu stiften. Zu dem Ende hielt sich Mel. vom Streite selbst fern, um nicht Partey zu nehmen, und daran that er gewis Recht. Die Fürsten meinten, durch Colloquien werde Einigkeit entstehen. Aber Mel. hätte nicht von Leipzig an bis Regensburg mit Eck um den Frieden streiten müssen, wenn er jetzt nicht wissen sollte, daß, da auch im

eigenen Heerlager die Ecke nicht fehlten, durch Disputationen kein Frieden komme. In der That, Mel. war zu gut für jene Lotterbuben. Da Luther jetzt fehlte, der sie früher allein niederhalten konnte, so hätte Mel. entweder Luther seyn müssen, um die bellenden Mäuler zu stopfen, oder — der Streit blieb. Dies Letztere geschah. Und es ist ja wohl in der Ordnung, daß jeder jugendliche Organismus seine Entwicklungskrankheiten durchzumachen hat; jene Magdeburger u. s. w. sind das Scharlachfieber und die Blattern unserer Kirche. Aber leider bleibt von solchen Nebeln oft lebenslängliche Mißgestalt, Harthörigkeit, oftmahls selbst ein schwacher Kopf. — So ist es begreiflich, daß der Augsburger Religionsfrieden für Mel. keine Freudenepoche seyn konnte. Denn zu den alten Kämpfen war die Erneuerung des Sacramentsstreites gekommen. Calvin, Joh. von Lasco, Hardenberg bezeichnen die verschiedenen Gestalten desselben, Kap. 19. Der Verf. behauptet, Mel. habe zwar mit Calvin in der Abendmahlslehre um so mehr sympathisirt, als er ja Luthers outrierte Ansichten nie ganz gebilligt habe, aber nie sey er von seiner frühern Lehrweise, nie von den allgemeinen Ausdrücken der A. G. abgewichen, S. 347: Allerdings hat man häufig vergessen, daß Mel. weniger mit Calvin, als dieser mit jenem gelehrt habe. Wenn irgendwo, so ist hier auf die Priorität der Ansichten Gewicht zu legen. Und doch hat man Mel., nicht daß er so und so vom Abendmahle lehre, sondern daß er Calvins Lehre angenommen habe, beständig zum Vorwurfe gemacht. So war es denn leicht, ihn der Feigherzigkeit und Achselträgerey zu bezichtigen, weil er sich weder für noch gegen Calvin erklärte. Aber er hatte sich ja früher erklärt. Er hielt nicht dafür, über eine Sache zu

speculieren und zu streiten, die man nicht wissen kann. Oder wird Luthers Abendmahlslehre sicherer durch die Annahme der Ubiquität? Der Glaube theilt und zerreißt sich seinen Christus nicht, er empfängt ihn. Daran hielt Mel. fest. Und wenn wir jetzt nach drey hundert Jahren eben dahin gekommen sind, mit Ausnahme der Wenigen, die lieber streiten, als glauben, so dürfen wir sagen, Mel. habe nicht bloß das Rechte gefunden, sondern auch recht und weise gehandelt. Er stritt nicht weil die Gegner nicht um die Wahrheit stritten, unverbesserlich waren; er stritt auch nicht, um nicht selbst ins Extrem zu fallen, etwa wie einst Luther. Er durfte der Zeit vertrauen, daß sie richten werde und sie hat gerichtet.

Kap. 20, das letzte, überblickt Mel.'s letzte Lebensjahre und bespricht sein häusliches Leben und seinen Charakter. Noch einmahl ward der alte Mann angegriffen; die Lehre vom Synergismus gab den Vorwand. Als müsse er noch ein Zeugnis ablegen, bevor er sterbe, so sehen wir ihn jetzt — antworten. Sein Gutachten an den Kurfürsten von der Pfalz und seine Briefe an Hardenberg sind sein theologisches Testament. Er starb auf das, was wir als sein noch jetzt nicht ganz realisiertes Vermächtnis zu betrachten haben, auf die Union. Der Verf. nennt es die 'Emancipation des Calvinismus in der luther. Kirche.' — Mel.'s Charakteristik basiert im Wesentlichen auf Galle. In einem besonderen Schlußabschnitte handelt der Verf. von Mel.'s Verdiensten um die Wissenschaft, um Philologie, Philosophie, Theologie.

Aus diesem Ueberblick sehen die Leser, daß der Verf. fast ganz annalistisch verfährt. Dies können wir nicht billigen, da es durch Zerreißen das Interesse schwächt, durch Nach- und Wiederholungen die Darstellung beeinträchtigt. Auch sieht sich



eine solche Biographie leicht wie eine Reihe von Zufälligkeiten an, während sie den Eindruck einer lebendigen Entwicklung geben soll. Dazu gehören Hauptwendepuncte. Endlich ist eine Thätigkeit wie die Mel.'s so vielfach getheilt und bedeutsam, daß man sie nach einzelnen Seiten beleuchtet wünscht. Also schlagen wir als Hauptabschnitte vor: 1. Mel.'s Jugend und Bildung, bis zur Berufung nach Wittenberg; 2. seine Universitätsthätigkeit und erste Betheiligung an der Reformation, bis zum Augsburger Reichstage; 3. seine öffentliche Thätigkeit neben Luther, bis zu dessen Tode; 4. seine theologisch = polemische Thätigkeit bis zu seinem eigenen Tode. Innerhalb dieser größeren Theile werden die kleineren Abschnitte nur selten annalistisch zu formen seyn und sich weit öfter durch die Gegenstände der Thätigkeit unter einen Gesichtspunct bringen lassen. — Für Eins verdient der Vf. unbedingtes Lob, daß er sich nicht hat verleiten lassen, die allgemeinen historischen Verhältnisse zu ausführlich zu besprechen, um dadurch das Eingreifen von Mel.'s Thätigkeit etwa zu motivieren. Doch ist auch nicht zu wenig gegeben, man vgl. z. B. S. 272—76. Die Quellen sind im Allgemeinen fleißig und besonnen benützt, doch ist in den letzten Abschnitten zu bemerken, daß die reichen Vorräthe des Corp. Refl. nicht mehr zur Hand liegen. Nur können wir nicht billigen, daß an mehreren Stellen S. 171. 199. Rakenberger ohne Weiteres als Quelle gilt. Abgesehen von dem Charakter seiner Darstellung, so hat ja der Verf. selbst nicht umhin gekonnt, an einer Stelle S. 276 seine Glaubwürdigkeit, mindestens seine Unparteilichkeit in gerechten Zweifel zu ziehen. Wir glauben sagen zu dürfen, daß er nirgends ohne Critik gebraucht werden darf. — Daß die Darstellung im Ganzen warme Liebe für den

Gegenstand derselben verräth, ist um so weniger ein Vorwurf, als diese Liebe nie blind ist, niemahls schöner sieht, als die Wahrheit gestattet. Aber erinnern müssen wir, daß es auch dem Verf. nicht gelungen ist, was freylich der Liebe zu Mel. leicht begegnet, Luthers Stellung daneben unbefangen zu würdigen. Es ist ja nicht, wie mit Schiller und Göthe, daß man den einen nothwendig lieber haben muß als den anderen. Zunächst nun begehrt der Verf. eine Unterlassungssünde. Wenn von Luther einmahl die Rede seyn sollte, was ja unvermeidlich ist, so mußte dies geschehen, als Mel. einige Jahre mit ihm gelebt hatte und namentlich nach Luthers Rückkehr von der Wartburg, als beide wie zwey Liebende erkannt hatten, daß sie einander unentbehrlich seyen. Statt dessen hebt der Verf. erst 1544 an, von Luther zu reden, als er eine Versäuerung seines Gemüths zu bemerken glaubt, die das Verhältnis zu Mel. trübt, S. 238. Aber dies Verhältnis eben ist uns nach des Verfs Darstellung bislang noch eine unbekante Größe. — Ungerecht gegen Luther ist die Expectoration S. 280, die in der That nicht nöthig war, um Mel.'s Verdienst in helles Licht zu setzen. Außerdem drückt sich der Verf. über Frau Katharina (Luthers Ehehälfte) bisweilen geringschätzig aus. Er nimmt Luthers Klagen viel zu ernsthaft und scheint zu meinen, der Reformator habe unter einem tyrannischen Pantoffelregimente gelitten. Auch sonst kommt es vor, daß der Verf. im Affecte nicht immer einen würdigen Ton trifft, vergl. S. 267. — Uebrigens ist die S. 9. Note b. angeführte Rede über Rud. Agricola, welche in Mel.'s Declamationen steht, nicht von diesem, sondern von Joh. Saxo. — S. 426 bemerkt der Verf., daß Mel. auch für die Dogmatik die philosophische Methode und Basis festhielt. Darin ist er allerdings von Luther verschieden, der immer mit der Schrift d. h. mit der Exegese anhebt. Wir hätten gewünscht, daß darauf weiter eingegangen wäre. Denn hierdurch wird die innere Stellung beider Männer zu einander vielfach bedingt, die Differenzen erklären sich und manches Gleichartige stellt sich für jeden doch auf eine besondere Basis. Wir scheiden von dem Verf. mit Dank und Hochachtung.

R. Rb.

---

 Berichtigung.

S. 236. 3. 1. v. ob. ist zu lesen: G. G. A. 1843. St. 102. 103.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 29. Stück.

Den 19. Februar 1844.

---

Stuttgart und Tübingen,

bey J. G. Cotta 1843: *Fontes rerum germanicarum*. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedrich Boehmer. Erster Band. Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. XL und 488 Seiten in Octav.

Der Uebelstand, daß die über einen und denselben Abschnitt der deutschen Geschichte sich verbreitenden Quellschriften meistens aus den verschiedenartigsten Sammlungen von Scriptoren, nicht ohne Aufwand von Zeit und Mühe, herbeigesucht werden müssen, veranlaßte den gelehrten Verf., die Hauptquellen für einen reichen Zeitraum der vaterländischen Geschichte in dem vorliegenden Werke zusammenzustellen. Eine Auseinandersetzung des Werthes dieser Unternehmung, so wie, daß schwerlich ein Dritter in gleicher Weise wie der Verf. den Beruf zu demselben gehabt haben und die volle Bürgschaft einer allen Erwartungen ge-

nügenden Durchführung desselben gewähren würde, möchte mehr als überflüssig erscheinen. Referent glaubt nicht befürchten zu müssen, von irgend einer Seite den Einwurf zu hören, daß das große Nationalwerk der Monumenta Germaniae anderweitige Abdrücke von Chronisten entbehrlich mache. Abgesehen davon, daß dasselbe, seiner innersten Natur nach, nur langsam fortschreiten kann, steht der unvermeidlich hohe Preis einer großen Verbreitung entgegen, so daß nur eine verhältnißmäßig sehr geringe Zahl von Privaten sich des Besizes desselben rühmen kann. Deshalb und durchdrungen von der Ueberzeugung, daß es an der Zeit sey, die Lectüre einzelner, durch Darstellung, Reinheit der Sprache und Wichtigkeit des behandelten Gegenstandes ausgezeichneten, Geschichtschreiber des Mittelalters in den höheren Classen unserer Gymnasien zu betreiben, hatte Perz schon vor geraumer Zeit einen billigen Abdruck des Textes von Einhard in geeignetem Format veranstaltet. So sehr man dafür dem rastlos thätigen Mann zum Danke verpflichtet seyn muß, so läßt sich doch nicht verkennen, daß wenn auch auf solchem Wege ein einzelner Berichterstatter in einer critisch gesäuberten Ausgabe dem großen Publicum zugänglich wird, ungleich ergiebiger das obige Unternehmen sich herausstellt, indem der Leser die Hauptquellen eines ganzen Zeitraums bequem geordnet, übersichtlich und mit Erläuterungen und Hinweisungen versehen, in die Hände bekommt.

In dieser Beziehung bleibt Vieles zu thun, Vieles von einem richtigen Erfassen dessen, was Noth thut, zu erwarten übrig. Ref., der schon früher den Wunsch ausgesprochen hat, daß die zahlreichen historischen Vereine in Deutschland einen Theil der ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf critische und

möglichst wohlfeile Handausgaben von Provinzialchronisten verwenden möchten, wie solches auf die erfreulichste Weise von der 'Gesellschaft für pommerische Geschichte und Alterthumskunde' geschehen ist und der namentlich schmerzlich beklagt, daß die reichen, durch kräftige, naive Sprache und plastische Darstellung ausgezeichneten, meistentheils nur bruchstücksweise veröffentlichten Chronisten Ostphalens dem Publicum entzogen bleiben, kann nicht umhin, die ihm aus der Seele geredeten Worte des Verfs (Vorrede S. VIII) hier mitzutheilen. 'Man hat bey uns, heißt es, die Classiker der Griechen und Römer so oft, ja unzählbar oft aufgelegt, die uns doch viel weniger angehen, von denen ich sagen möchte was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: "What's Hecuba to him, or he to Hecuba?" Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte. Wenn sie nun zum zweyten Mahle schlaftrunken aufwacht und — spät genug! — sich selbst wiederfinden will, so werden auch die Classiker ihrer Geschichte willkommen seyn, die nur erst ein Mahl oder ein Paar Mahl, aber weder für den Handgebrauch noch für den Privatbesitz, gedruckt sind, zumahl wenn noch ungedruckt Gebliebenes damit verbunden wird. Denn "hoc nunc est os ex ossibus nostris et caro de carne nostra", hier sind lebendige und wahrhaftige Zeugen der Geschichte unseres Vaterlandes.'

Ein Hervorheben der in dem oben genannten Werke vorherrschenden feinen Critik, der glücklichen Combinationsgabe und raschen, schlagenden Hindeutung auf näher oder ferner liegende Quellen kann hier nicht am Orte seyn, da über das Verfahren und Handhaben des Herausgebers der Kai-

ferregesten längst der Dank aller Geschichtsfreunde entschieden hat. Es sey Ref. nur noch verstattet, den Inhalt dieses ersten Bandes, der übrigens ein für sich geschlossenes Ganzes bildet, kurz anzugeben.

Die hier gebotenen Mittheilungen verbreiten sich, der Hauptsache nach, nur über die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die Sammlung beginnt mit der Chronik des seit 1278 als Augenzeuge berichtenden *Monachi Fürstenfeldensis* (1273—1326), als welcher bekanntlich fast durchgehends — auch noch von Dahlmann in der ‘Quellenkunde der deutschen Geschichte’ fälschlich Abt Wolmar angegeben wurde. Der Chronist ist schon von Desele, aber nach einer der neuern Zeit angehörigen Handschrift, herausgegeben. Dem vorliegenden Abdruck ist wahrscheinlich derselbe, auf der Bibliothek zu München befindliche, Pergamentcodex zum Grunde gelegt, dessen sich auch schon Lipowsky bediente, um die bey Desele vorkommenden Lücken zu ergänzen. 2) *Nicolai, episcopi Botrontinensis, relatio de Henrici septimi imperatoris itinere italico ad Clementem papam quintum* (1310 — 1313). Der Bischof von Butrinto stand dem Luxemburger als Freund und Diener nahe; sein Bericht ist parteylos; er spiegelt eine männlich freye, für alles Edle glühende Seele ab. Der Abdruck ist nach dem Texte von Baluze (*Vitae paparum*), welcher in Neubers und Muratoris Sammlungen wörtlich wiedergegeben wurde, veranstaltet. 3) *Chronicon de ducibus Bavariae* (1311 — 1372), nach Desele. 4) *Vita Ludovici quarti imperatoris* (1312 — 1347); nicht ohne Parteylichkeit, aber in der Ausmahlung von Einzelheiten nicht ohne Werth. 5) Der Streit zu Mühlendorf, von Pez und später von Rauch, hier aber

nach einer älteren, durch Karajan aufgefundenen Handschrift der Wiener Hofbibliothek aus dem 14. Jahrhundert veröffentlicht; eine kurze Erzählung in deutscher Sprache, die nicht weniger durch Kraft des Vortrags sich empfiehlt, als sie in sprachlicher Hinsicht ein besonderes Interesse gewährt. 6) *Notae historicae ex codice coenobii servorum beatae Mariae virginis de la Scala Veronae* (1325—1327). 7) *Albertini Muscati Ludovicus Bavarus* (1327—1329), vielfach abgedruckt, hier zuerst durch Benutzung der von Muratori gebotenen Noten lesbar wiedergegeben und der Sammlung beygefügt, um auch die Stimme des Italieners, und zwar des verbannten Republicaners, zu hören. 8) *Der Hoftag zu Coblenz* (1338). 9) 29 Briefe Ludwigs des Bayern oder ihn betreffend, von denen einige durch den Herausgeber zuerst aufgefunden sind (S. 210 ist *domini de Werte* wohl nur ein Druckfehler für *de Werle*). 10) *Vita Karoli quarti imperatoris ab ipso Karolo conscripta*. Von 1316 bis 1346; von dem Jahre 1341 an jedoch nur ein Auszug des Originals. Der Abdruck dieser Autobiographie, welche schon Reineccius und Freher mittheilten, ist nach einer in Wien aufgefundenen Handschrift vom Herausgeber besorgt. 11) *Johannes Victoriensis* (Kloster Victringen) von 1211 bis 1343. Ueber den Werth und die Geschichte der Handschriften dieser reich fließenden Geschichtsquelle findet man in der Vorrede lehrreiche Mittheilungen. 12) *Michaelis de Leone, canonici Herbipolensis, annotata historica*, der Hauptsache nach von 1332 bis 1354. Endlich 13) *Luppoldi de Bebenburg Ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum* (1341). Hav.

## L e i p z i g ,

Baumgärtners Buchhandlung 1843. Geschichte der deutschen Reformation von 1517—1532, wissenschaftlich nach den älteren und neuesten Quellen bearbeitet von Dr. Ch. Gotthold Neudecker, ordentlichem Mitgliede der histor. = theol. Gesellschaft zu Leipzig. XII und 595 Seiten in Octav.

Der Vf. hat sich durch die Herausgabe mehrerer Sammlungen von Actenstücken, die sich auf die Geschichte der Reformation beziehen, rühmlich bekannt gemacht. Es liegt deshalb sehr nahe, im Voraus anzunehmen, daß er nicht ohne ein sicheres Bewußtseyn seiner Befähigung und seines Berufes die neuerdings sehr gewachsene Zahl der Reformationsgeschichten wird vermehrt haben. Allerdings beurkundet nun das vorliegende Werk Vertrautheit mit dem Stoffe der Reformationsgeschichte, Quellenforschung, Tact in übersichtlicher Darstellung verwickelter Verhältnisse. Diese Eigenschaften werden aber weit eher hinreichen, eine genealogische, als eine Reformationsgeschichte zu schreiben. Nun aber wußten wir kaum ein Gebiet, auf welchem die gleichsam genealogische Art der Geschichtschreibung weiter zurückträte, als auf dem der Reformation. Auf diesem wird der Historiker nicht fortkommen ohne theologischen Blick, ohne theologisches Herz; der Blick wird ihm die viel verschlungenen Fäden des Streites und der Lehrentwicklung entwirren, das Herz wird ihm die großen Persönlichkeiten verstehen helfen. Wir müssen nun gestehen, daß diese nothwendigen Elemente der Reformationsgeschichte in der vorliegenden nicht anzutreffen sind. Sie weiß nur von Thatsachen und deren Aufeinanderfolge, welches sie zusammengenommen 'Umstände' nennt. Charakteristik der Personen, Entwicklung des inneren Wesens sucht man vergebens. Mit



einem Worte, wir haben hier nur eine Beschreibung der Reformation. Warum der Vf. meint, er habe eine 'wissenschaftliche Bearbeitung' gegeben, ist uns unerklärlich, da er hiermit unmöglich eine gewisse Trockenheit der Darstellung, eine unverkennbare Unbeholfenheit des Stils hat bezeichnen wollen. — Wir werden dies allgemeine Urtheil bey Angabe des in dem Werke genommenen Ganges zu rechtfertigen bestrebt seyn.

Das ganze Werk zerfällt in drey Abschnitte. Der erste S. 1 — 138 behandelt die 'Umstände', durch welche die Reformation vorbereitet ward und zerfällt in zwey Bücher: die herrschende Kirche und der Widerspruch gegen dieselbe. Die herrschende Kirche soll nach ihrem äußeren und inneren Zustande geschildert werden. Der 'äußere Zustand' befaßt sich einzig mit Papstthum, Klerus und Klosterwesen in ihrer Verderbnis. Dem inneren Zustande wird sogleich 'Glaube und Cultus im Allgemeinen' gleichgestellt, und zwar so daß der Glaube die Dogmen, der Cultus die rituelle Darstellung derselben bezeichnet. Fehlt uns nun nichts mehr? Wir glauben noch Eins und zwar das Wichtigste: das Leben in seiner Ganzheit, das Volk der Kirche gegenüber. Es ist dem Vf. begegnet, daß er die Kirche vor der Reformation so auffaßt, wie diese selbst es that, nämlich als gleichbedeutend mit Hierarchie und Priesterschaft. Dabey muß natürlich das Volk, die Christenheit als bewußter, zweckvoller Theil des Kirchenganzen verschwinden. Aber natürlich wird sich damit auch nur das Bedürfnis einer Reformation, wie die auf den Concilien angefangene, nicht gleich der durch Luther ausgeführten erweisen lassen. Der Grund dieser Unzulänglichkeit liegt darin, daß der Verf. das Wesen der Reformation nicht untersucht, die Idee derselben nicht ausgesprochen hat. Dies zeigt sich besonders im zweyten

Buche, welches den Widerspruch gegen die herrschende Kirche aufsucht. Dieser wird gefunden in der philosophischen Speculation, in einzelnen kirchlichen Männern und Parteyen, in den Concilien und in den Humanisten. Das erwachende, reagierende Gewissen, die schwer beleidigte Rationalität des Volkes, ausgesprochen von prophetischen Predigern und romantischen Dichtern — das Alles ist für den Vf. nicht da. Ihm ist die Reformation ein Ereignis, zwar nicht ohne Zusammenhang mit Ereignissen der Vergangenheit, aber keine That der Freyheit und Nothwendigkeit. Um es kurz zu sagen, der sittliche Boden, aus dem die Reformation erwuchs, und das geistige Leben, das von ihr angefaßt wurde, also Anfangs- und Schlüsselpunct, die jenseit der Thatfachen liegen, — diese ungreifbaren seelenhaften Elemente des Ganzen kennt unser Werk nicht, es weiß nur von den zwischen beiden Puncten liegenden Thatfachen.

Hieraus erklärt sich der zweyte und dritte Abschnitt, in welchen die Geschichte der Reformation selbst gegeben werden soll. Der Wormser Reichstag ist die Epoche, welche beide aus einander hält. Luthers erstes Auftreten wird bezeichnet als ein 'gelehrter Privatstreit', der nur durch das bedeutend wird, was die Gegner daraus machen. Es sind überall mehr die Gegner, die aus der Reformation das machen, was sie wird, als die Reformatoren. Selbst wenn nach dem Wormser Reichstage, wo also mehr der feindselige Kaiser, als der glaubensstarke Luther, den Fortgang der Reformation entschieden hatte, die 'Gestaltung der ev.-luther. Kirche im Gegensatz zur röm.-kathol.' behandelt wird, so sind es zunächst wieder Gegner, die Zwickauer Propheten und die Wittenb. Mönche, die die Gestaltung beginnen. Ja es scheint fast, als sey der Augsburger Reichstag mit seiner Confession eher ein 'Versuch zur Abwendung von Gefahren' als eine Epoche der Entwicklung. Dies Forttappende der historischen Auffassung ist wohl der Anlaß gewesen, theils das vorliegende Werk auf die Geschichte der deutschen Reformation zu beschränken, also des Verhältnisses derselben zur schweizerischen gar nicht zu gedenken, theils mit dem Nürnberger Religionsfrieden abzuschließen, der doch fast ohne alle durchgreifende Bedeutung ist. Es hat uns scheinen wollen, als habe der Vf. mit besonderem Hinblick auf Gieseler's treffliches Werk gearbeitet. Aber es scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, daß dasselbe nur die eine Hälfte der Reformationsgeschichte, nämlich die äußere, geben will, während die Geschichte des Lehrbegriffs noch zu erwarten steht. Aber eine 'wissenschaftliche' Bearbeitung der Reformationsgeschichte, wie sie der Vf. ankündigt, kann sich doch nicht auf die äußere Seite beschränken wollen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

30. 31. Stück.

Den 22. Februar 1844.

---

C a l c u t t a.

Printed for Messrs. Thacker and Co. St. Andrews Library, and sold by Messrs. Parbury, Allen and Co. London. 1836. Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. VIII. Part. I. In Octav.

Vor den Abhandlungen findet sich: Memoir of the late W. Twining Esq. drawn up by H. H. Goodeve Esq. M. D. Die ausgezeichneten Verdienste um die Societät, um das ostindische Medicinalwesen, die Bildung der jüngern Aerzte, dann als practischer Arzt und als Schriftsteller werden anerkannt. Sein Werk über die Krankheiten Bengalens ist das ausgezeichnetste. Er starb am 25. August 1835.

Abhandlungen. — On the family of Rhizophoreae. By William Griffith Esq. Presented June 6, 1835.

Case of Ranula in which the left submaxillary gland was extirpated with remarks by J. G. Malcolmson Esq. Pres. July 4, 1835. —

Eine bedeutende Geschwulst bedeckte den vordern Theil des Halses. Durch Punction entleerte sich einige Mahl viel Flüssigkeit daraus. Die Oeffnungen heilten aber jedes Mahl rasch und das Uebel kehrte wieder. Bey einem Einschnitte wurde das Leiden der Speicheldrüse erkannt und durch Excirpation das Uebel gehoben. Der Hauptausführungsgang war hier nicht verstopft, sondern ein Theil der Canäle im Inneren der Drüse.

Cases of disease of the veins with obss. by J. Mouat Esq. M. D. Pres. Febr. 7, 1835. In beiden erzählten Fällen waren besonders die Venen eines Schenkels afficiert. Der Verf. fragt, ob man zwey Arten der Phlegmasia zu unterscheiden habe und ob das Beri Beri noch eine besondere Krankheit sey. Er glaubt aber, daß man vorläufig diese Unterscheidung nicht rechtfertigen könne.

Case of ulcerated Stricture of the Oesophagus communicating with the Trachea. By A. K. Lindesay Esq. — Pres. Jan. 4, 1834.

Obss. on dracunculus. Part. II. By C. Morehead M. D. Pres. March 7, 1835. — Eine Zusammenstellung der Orte und Verhältnisse, bey welchen der Wurm besonders vorkommt. M. gibt, zum Theil nach eigenen Beobachtungen, eine Uebersicht über die geognostischen Verhältnisse der Gegenden, aus welchen seine Notizen über das Vorkommen des Wurmes herrühren. Die secundäre Trappformation und der Genuß schlechten (namentlich wenig bewegten und zum Theil durch Regen zusammen gelaufenen) Wassers haben seine Aufmerksamkeit besonders erregt.

Notes on the drugs called Mishme Teeta and Puchá Pát. By K. Wallich M. D. Pres. Aug. 1835. — Mishme Teeta ist die Wurzel einer Coptis (Teeta), fast rein bitter und nach Bige-

low's Angaben (Amer. Med.' Botany) über die Wurzel von *Coptis trifolia*, welche in Boston viel gebraucht wird, dieser sehr ähnlich. Nach einem Zusätze von W. Twining hat Mishme Teeta die Eigenschaften der besten bitteren Tonica. — Puchá Pát wird von mongolischen Kaufleuten eingeführt. Wird geschätzt als Parfum und ist das Kraut einer Labiate, welche bey Penang wild wächst.

Case of snakebite successfully treated by venesection by T. J. Smith Esq. Pres. Oct. 3. 1835. — Biß von Cobra Capello. Der erste Aderlaß von etwa 15 Unzen eine halbe Stunde nach dem Biß, an der vena mediana cephalica. — Fünf viertel Stunden später ein zweyter von 10 Unzen und 40 Minuten darauf noch ein Aderlaß von 8 Unzen. — Hierauf wurde der Kranke wieder fähig zu sprechen und erholte sich nun allmählich. Außer den Venäsectionen wurde besonders Ammon. angewandt.

An account of Scurvy as it appeared at Nusserabad. By D. Macnab Esq. Pres. Nov. 1. 1834. — Der Scorbut kommt in der Umgegend fast jährlich sporadisch vor. Unter den Truppen ist er aber seit etwa 14 Jahren nicht gewesen. Die jetzigen Ursachen können theils in ungewöhnlicher Kälte des Winters, dann Trockenheit des Sommers (zwischen beiden Jahreszeiten fand ein Nachlaß Statt, und eine Nachschrift sagt, daß mit dem Eintritte des Regens die Krankheit wirklich wieder sich minderte), theils in der durch schlechte Ernten bewirkten Verschlechterung der Nahrungsmittel liegen. Entfernung war das einzige und sichere Heilmittel.

An account of the Scurvy which appeared in the 4th Regt. Lt. Cavalry at Nusserabad by T. Ross Esq. — Pres. Nov. 1. 1834.

Account of the fin of the Balista. By J. W. Knight Esq. Pres. Apr. 4. 1835. Die erste Dorsalflosse ist zugleich Waffe und Flosse. Man findet mehrfache Unrichtigkeiten darüber. Sie hat drey Strahlen, deren erster sehr stark ist und bedeutend aus der Flosse hervorsticht. Durch einen eigenthümlichen Mechanismus kann die Flosse sehr fest aufgestellt werden.

Sketches of two undescribed venomous Serpents with fangs behind the maxillar teeth. ('à crochets postérieurs'). By Th. E. Cantor Esq. M. D. Pres. May 7. 1836. — *Cerberus Grantii*. — *Potamophis Lushingtonii*.

Obs. on some Diseases of European Seamen in Bengal. By D. Stewart Esq. M. D. — Pres. Octbr. 3. 1836.

Case of extensive Liver Abscess successfully opened. By Archibald Colquhoun. — Pres. May 7. 1836.

Notes on *Cassia lanceolata* or the Plant, which yields the true Senna Leaves of the Calcutta Bazars. By K. Wallich Esq. M. D. — Pres. Septbr. 6. 1834. Zwen Species von *Cassia*, welche Aegypten und Arabien angehören, geben die Senna im Handel, die *C. lanceolata* noch bessere als *C. obovata*. — *C. Burmanni* (Ostindien) soll ein Surrogat geben. — Wallich hat die *C. lanc.* erzogen und gibt danach die ausführliche Beschreibung. Die Abbildung von Royle mache eine andere überflüssig.

Appendix. — I. Section bey einer 10 wöchentlichen Eubarschwangerschaft. Im Uterus wie gewöhnlich eine *M. Decidua*. — II. Tödlicher Leberabsceß. IV. 3 Milzzerreißungen. V. *Tetanus traumaticus*. Die Markmasse des großen Hirns war weich und teigig, das Rückenmark fest.

Die Häute überall injiciert. VI. Auszug eines Berichtes über Klima und Krankheiten von van Diemensland. VII. Tabelle über 52 Steinschnittoperationen. VIII. Einrichtung eines dislocierten Humerus nach 1 Monat und 4 Tagen. Hier die Bemerkung, daß die Einrichtung von Luxationen bey den Eingebornen, was bey deren Muskelschwäche wohl zu begreifen, im Allgemeinen leicht ist. IX. Darstellung des Glaubersalzes aus einer Erde: Khare Muttie, welche in Dode sehr häufig ist und sehr leicht 50 p. Ct. des Salzes ergibt. X. *Quisqualis indica*, deren Samen im malayischen Archipel als Wurmmittel dient, wird von Wallich mit Glück cultiviert. XI. Eine Laryngitis wurde durch *Ol. croton.* glücklich beseitigt. 14 Tage später verschwand auch eine Struma, mit welcher das Subject behaftet war. Versuche über die Anwendung in letzterer Krankheit werden nun angestellt. XII. In Persien schneidet man bey Verdunkelung der Hornhaut einen Streifen der *Conjunctiva* rings um dieselbe aus. XIV. Der Scorbut, welcher gleichzeitig noch in einer andern Gegend als Musferabad herrschte, wurde auch dort mit dem Fallen des Regens geringer. XVII. Noch 13 Steinschnitte. XIX. Topographischer und statistischer Bericht über St. Helena. XX. Notiz über eine eigenthümliche Krankheit in Aleppo (*Aleppo boil*). Scheine dasselbe zu seyn was Russell, in seiner *History of Aleppo* als *Hebt al Sinne* oder *Blotch of a year* und *Haleb - Chiban* erwähnt. — XXI. Excision einer aus einer Wunde seit einigen Tagen vorgefallenen Milz. Rasche und völlige Herstellung. XXII. Ausgetragener weiblicher Doppelpfortuß. Unterleibs- und Brusthöhlen der beiden Früchte hängen zusammen. Die Unterleibsorgane der einen liegen umgekehrt, Milz rechts u. s. w.

indem die Lebern mit einander zusammen hängen. Die beiden Herzen bilden einen Körper, und sind mangelhaft. Der eine der beiden rechten Ventrikel hat keine Lungenarterie, sondern diese entspringt aus der Aorta: also Ductus arteriosus ohne Lungenarterie.

Proceedings of the monthly Meetings of the medical and physical Society. Vom Januar 1835 bis September 1836.

### Frankfurt a. M.,

bey Sauerländer 1843. Die Fachwerkksmethoden der Betriebsregulirung und Holztragschätzung der Forste, mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammen gestellt und beleuchtet, von G. W. Freiherrn von Wedekind, großherzogl. hessischem Oberforstrathe u. s. w.

Nachdem wir in der Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes, des Ertrags und Geldwerthes der Forsten u., vom Herrn Oberforstmeister von Smalian im 173. Stück dieser Blätter vom Jahre 1841 ein Werk angezeigt haben, welches sich lebhaft gegen die so genannte Fachwerkksmethode ausspricht, ist es wohl nicht mehr als billig und der Würde der (unbefangenen) Wissenschaft angemessen, nun auch ein Werk anzuzeigen, was die Fachwerkksmethode in Schutz nimmt.

Das forstmännische Publicum ist, hinsichtlich der Taxationsmethoden, förmlich in zwey Hälften getheilt; auf der einen Seite stehen die Vertheidiger der Fachwerkks- oder organischen Methode, auf der anderen die Vertheidiger der rationalen oder Formel-Methode; an der Spitze beider Parteyen stehen die Namen zweyer hochverdienter nicht



mehr in den Wäldern umher wandelnden Forstmänner, Hartig und Hundeshagen; — der Erste, an der Hand der Erfahrung gebildet, der Schöpfer der Fachwerksmethode; der Zweyte, vom Geiste der Wissenschaft belebt, der Schöpfer der rationellen Methode. Beide Parteyen streben nach einem und eben demselben Ziele, nämlich nach Darstellung eines möglichst vollkommenen Waldzustandes, aber auf sehr verschiedene Weise und — wenn man Zahl der Streiter und Art der angewandten Waffen in Anschlag bringen darf — mit sehr verschiedenen Kräften. — Was nämlich den Rationalisten an Zahl abgeht, — die Zahl der Fachwerker ist bey weitem größer — suchen sie durch Anwendung höherer mathematischer Lehren oder durch Zugrundelegung und strengere Durchführung wissenschaftlicher Sätze zu ersetzen.

Der wesentliche (innere, wissenschaftliche) Unterschied zwischen beiden Methoden besteht darin, daß die Fachwerksmethode vom Einzelnen zum Allgemeinen hinauf steigen, die rationelle hingegen unter das Allgemeine das Einzelne subsumieren oder vom Allgemeinen auf das Einzelne herab steigen will. — Die erste betritt den Weg der Erfahrung und der Wirklichkeit; sie hält sich streng an das Gegebene und sucht aus diesem zum Normalen oder zum Allgemeinen zu gelangen. Die letzte schafft sich aus der Wirklichkeit einen normalen Zustand im Voraus; sie stellt also etwas Ideales auf, was nicht gleich da ist, und schiebt — wenn der Ausdruck erlaubt ist — in diesen (möglichen) normalen Zustand die Wirklichkeit (die Bestände) mit ihrer Ertragsfähigkeit ('Nutzungs-Procent') hinein, und sucht so in der kürzesten Zeit die ('verworrene') Wirklichkeit zu einem (idealen) normalen Zustand zu erheben.

Die Art und Weise, wie dies in dem einen oder dem andern Falle geschieht, zu beschreiben, ist hier nicht der Ort; hierin besteht gerade die eine oder die andere Taxationsmethode; wer damit nicht bekannt wäre, müßte sie aus den betreffenden Büchern erlernen; uns kam es nur darauf an zu zeigen, worin ihr divergierender Charakter bestehe.

Dagegen wollen wir bemerken, daß die Fachwerkmethode die bey weitem älteste Methode zur Taxation der Waldungen überhaupt gewesen und bereits, obwohl nicht unter diesem Namen, angewandt worden sey, ehe man nur noch von einer rationellen Methode etwas wußte. — Dies liegt auch ganz in der Natur der Sache und in der Entwickelungsart der menschlichen Erkenntnisse, die sich zuerst immer an das Specielle — an die Erfahrung — hält. — Wenn nämlich unsere ersten und ältesten Waldschäzer mit einem Gefolge von Köhlern und Holzhauern, mit einer Schreibtafel und einer Meßschnur in der Tasche und mit einem Beile, zum Anplätzen der Bäume zc. in der Hand, in den Wald rückten und den Gehalt ('Massenbelang') der verschiedenen Bestände nach dem Augenschein veranschlagen ließen zc., so waren dies die Primitive der Fachwerkmethode, aus denen dann der Taxator zu Hause unermessliche Tabellen anfertigte und mittelst derselben nachwies, wie viele spännige Eichen, oder wie viele räumliche Klafter z. B. in den ersten 20 Jahren nur geschlagen werden dürften, wenn andere jüngere Eichen oder andere jüngere Bestände binnen diesen 20 Jahren zur Haubarkeit heran wachsen sollten zc.

Hierin und in dem Herüberziehen von Beständen einer Art zu einer andern zc., lagen offenbar schon Ideen von Nachhaltigkeit, Gleichförmigkeit

der Nutzung und allmähliche Heranbildung der verworrenen Bestände zu einer geregelten Abstufung, die allerdings nirgends leichter als bey den durch Pflanzung hergestellten Eichen, auf welche unsere alten Vorfahren, der Weide, der Mast und des Bauholzes wegen, einen großen Werth setzten, zu erreichen gewesen wäre.

Spuren einer rationellen Methode finden sich jedoch auch in der Geschichte unserer Forstwissenschaft.

Als nämlich die ersten Grundsteinleger der Forstwissenschaft, die berühmten Herren von Lange und von Zanthier, mit der Regulierung des Buchenhochwaldsbetriebes in den Harz- und Weser-Forsten beauftragt wurden, geriethen sie auf den Gedanken einer regelmäßigen Eintheilung dieser Waldungen in ordentliche Samenschläge, so, daß jeder Schlag, ihrer Voraussehung nach, zur bestimmten Zeit angesamt, abgetrieben und zur Ruhe gebracht werden könne. — Unglücklicher Weise folgte die Natur diesen Anweisungen nicht; die Ansamung blieb aus, weil für das Jahr kein Same wachsen wollte, dagegen aber traten die Bedürfnisse ein; es mußte weiter gehauen werden, und wie immer noch kein Same erfolgen wollte, mittlerweile aber geringe Holzsorten sich anfanden, so entstand eine Verwirrung im Betriebe und eine Verschlechterung im Bestande, an der die Nachkommen vielleicht noch jetzt zu heilen haben, und die auch in der Gegend des Ref. nicht ohne Beyspiel ist.

Dies war offenbar etwas Rationelles; die Natur sollte sich hier allgemeinen Suppositionen fügen; das wollte und konnte sie nicht; und so gibt dies — historisch begründete — verunglückte Beyspiel den Forstleuten überhaupt und den Ra-

tionalisten die große Lehre, daß die Natur sich nicht zwingen lasse.

Unser Herr Verf. gehört der großen Zahl der Fachwerksmänner an.

Schon im Jahre 1834 schrieb er eine Anleitung zur Betriebsregulierung und Holzertrags-schätzung der Forsten zc., die im 134. Stücke dieser Blätter von demselben Jahre, und im Jahre 1839 eine Instruction für die Betriebsregulierung und Holzertrags-schätzung der Forsten zc., die im 137. Stücke dieser Blätter vom Jahre 1839 angezeigt worden ist. Letztere ist nur ein Ausfluß der ersteren.

Die Entstehung seines jetzt vor uns liegenden Werkes ist, nach der Zueignung an die Versammlung der deutschen Forst- und Landwirths, keine andere, als die, daß die Versammlung zu Stuttgart, welcher der Herr Verf., wenn wir nicht irren, präsi-dierte, unter mehreren anderen Fragen zc. auch die für das Jahr 1843 aufgab:

‘Welche Verfahungsarten haben sich bey der Ertrags-schätzung und Betriebsregulierung der Waldungen am meisten bewährt?’

Der Herr Verf. hat nun diese Frage auf folgende Weise zu lösen versucht:

An die Spitze stellt er das Verfahren des Begründers der Fachwerksmethode, des verstorbenen Land- = Oberforstmeisters Georg Ludwig Hartig. — Dann folgt das Verfahren seines Nachfolgers (‘in der Methode’), des Herrn Oberforstraths Cotta, der dem Fachwerke einige Modificationen und einige wissenschaftliche Elemente mehr hinzufügte. — Nach den Vorschriften und Anleitungen dieser beiden Männer, versehen mit dem unschätzbaren Vorzuge, daß sie sich auf eigene Erfahrungen stützten, wurden sodann in mehreren Ländern

Exarationen vorgenommen und Vorschriften dazu ertheilt, theils ganz in der vorgeschriebenen Form, theils modificiert, wie es die jedesmahlige Verfassung oder auch das weitere Nachdenken zc. an die Hand gaben. — Von diesen Länder-Exarationen sind die königl. Bayerische und die königl. Württembergische hier aufgenommen. — Dann folgen: Sonstige Schriften und Schriftsteller über die Fachwerksmethode und zwar: die Anweisung des Forstmeisters Klippstein zu Lisch und: die Forstbetriebs-einrichtung des (kurfürstl. Hessischen) Landesforstmeisters G. Fr. Hartig und zuletzt: Critische Uebersicht der organischen Fachwerksmethode.

Der Herr Verf. prüft nun auf das Ausführlichste und Minutiöseste, in wie fern jene theoretischen und practischen Vorschriften dem Zwecke einer Betriebs- und Abgaben-Regulierung überhaupt entsprechen; er legt dabei, was die Gliederung dieser Prüfung betrifft, mehr oder weniger sein in der angezogenen Anleitung zc. befolgtes System zum Grunde und er hat zur Bequemlichkeit der Leser eine Inhalts-Uebersicht in tabellarischer Form hinzu gefügt, aus welcher nach Seitenzahl zc. zu ersehen ist, wie und wo die verschiedenen Betriebs- und Exarations-Gegenstände in den angeführten Schriften und (dienstlichen) Instructionen zc. berücksichtigt und erlediget worden sind.

Es ist ganz unmöglich dem Herrn Verf. in dieser sich auf Seitenzahl und Paragraphen zc. beziehenden Prüfung und Vergleichung zu folgen; wir müßten sonst in ein noch größeres Detail hinein gehen und einen Commentar schreiben, der dem Zwecke dieser Anzeigen ganz zuwider wäre. — Wer sich davon unterrichten will, was die Fachwerksmethode leisten will und geleistet hat, muß

nothwendig das Werk des Herrn Verf. zur Hand nehmen; er wird darin genügenden Aufschluß finden.

Dagegen wollen wir uns ein Paar Worte über das Ganze und über die zuletzt hinzu gefügte critische Uebersicht erlauben.

1. Uns dünkt, die vorhin angeführte Frage der versammelten deutschen Forstmänner war allgemein; sie wollte eine Vergleichung der verschiedenen bis jetzt angewandten Taxationsmethoden, also nicht bloß eine Hervorhebung der Fachwerksmethode und eine Beweisführung, daß diese Methode Alles leisten könne und geleistet habe, was billigerweise von einer Betriebsregulierung und Waldabschätzung überhaupt nur verlangt werden könne. — Der Herr Verf. hätte daher die Grundsätze und Leistungen der rationellen (als Formel-) Methode nicht bloß nur gelegentlich, so weit sie mit den Grundsätzen und Leistungen der Fachwerksmethode in Berührung gerathen zc., sondern systematisch und im Zusammenhange, mit Angabe des Erfolgs, den sie z. B. im Preussischen gehabt hat, anführen müssen; dann wäre der Versammlung sowohl, als auch dem forstmännischen Publicum die Gelegenheit dargeboten worden, ein vergleichendes Urtheil, 'welche Verfahrensart sich am meisten bewährt habe,' zu fällen.

Wir können in dieser Beziehung das Verfahren des Herrn Dr. Klauprecht in seiner s. g. Gewerbslehre zc., welche in einem der nächsten Stücke dieser Blätter angezeigt werden wird, nicht genug rühmen; mit großer Ausführlichkeit würdiget er das Dafür und Dawider beider Methoden.

2. Die critische Uebersicht hat offenbar den Zweck einer Vermittlung zwischen beiden entgegen stehenden Parteyen, oder die Absicht zu zeigen, daß allen Ansprüchen an eine Betriebs- u. Abgabe-Regulierung

überhaupt, etwa auf die Weise, wie sie in den angeführten Schriften zc. und namentlich auch in den Werken des Herrn Berfs vorgetragen worden ist, vollkommen Genüge geleistet werden könne. Zu diesem Behufe werden jene Ansprüche noch einmahl aufgeführt, die Gegenstände hervorgehoben, wo beide Methoden auf ihrem Wege zur Lösung von einander abweichen oder zusammen fallen und zuletzt die Vorschriften und Stellen in den Werken des Herrn Berf. angegeben, wo allen Forderungen der Wissenschaft wirklich Genüge geleistet worden sey.

Ob die Anhänger der rationellen Methode mit diesem wohlmeinenden Vermittlungs = Versuche zufrieden gestellt seyn werden, müssen wir dahin gestellt seyn lassen. — Wir halten dafür, daß eine Vermittlung zwischen den beiden principmäßig ganz entgegen gesetzten Methoden, an und für sich, unmöglich sey, eben so unmöglich es ist, eine empirische Anschauung der Dinge mit einer idealen zu vermitteln.

Allein ein Zusammenwirken beider Methoden zu einem und eben demselben Zwecke scheint möglich; und will man dies eine Vermittlung nennen, so mag man es immerhin thun.

Gewis werden die Rationalisten den Fachwerksmännern zugestehen müssen, daß sie, eben so wie sie, auf einen normalen Waldzustand hinarbeiten, nur — wie ihnen ('und nicht mit Unrecht') vorgeworfen wird — auf eine unendlich lange Zeit hinaus. Auch müssen die Rationalisten einräumen, daß die Behandlung der Wälder nach der Fachwerksmethode, wenn auch nicht das Formelle, dennoch das Materielle derselben mehr, ja, wir möchten hinzufügen, ganz in Schutz nimmt; keine Kraft ('kein Bestand, keine Productionsfähigkeit zc.') des Waldes wird dabey vergeudet; sie kömmt der

Gegenwart, so wie der Zukunft, völlig zu Gute; leider! in einer Form, die der Idee eines geregelten Waldzustandes selten entspricht.

Eine solche Idee muß doch aber allen unseren forstlichen Operationen unterliegen; wir müssen uns bestreben möglichst schnell unsere Wälder in einen normalen Zustand zu versetzen, wenn sie das wirklich leisten sollen, was wir in aller und jeder Beziehung von ihnen erwarten. — Zu diesem Ende — und das klingt in der That so einfach und natürlich wie möglich — muß man die Waldwirthschaft auf die rationale Methode begründen, nach der Fachwerksmethode aber ausführen, d. h. dem Betriebsbeamten muß der normale Waldzustand, wie eine Idee, wie ein Leitstern, beständig vorschweben; in der wirklichen Waldbenutzung aber darf er sich von dem gegebenen Waldzustande nicht weiter entfernen, als die Walderhaltung es erlaubt. — Sicher haben die Herren Klauprecht und von Wedekind etwas von dieser Art auch nur im Sinne gehabt.

### S a l l e,

bey Eduard Anton 1842: Die malbergische glosse, ein rest keltischer sprache und rechtsauffassung. Beitrag zu den deutschen rechtsalterthümern von Dr. Heinrich Leo. Erstes Heft. XII und 156 Seiten in Octav.

### M a n n h e i m.

Berlag von Fr. Bassermann 1843: Die Lex Salica und die Text-Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch, nicht keltisch; mit Beziehung auf die Schrift von Dr. H. Leo: Die Malbergische Glosse ein Rest altkeltischer Sprache



und Rechtsauffassung. Ein Versuch von Knut Jungbohn Element aus Nordfriesland, Dr. und Privatdocent der Geschichte zu Kiel in Holstein. 79 Seiten in Octav.

### H a l l e.

Gedruckt und in Commission bey Ed. Heyne-  
mann 1843: Ueber die Halloren, als eine wahr-  
scheinlich keltische Colonie, den Ursprung des Halle-  
schen Salzwerkes und dessen technische Sprache.  
Ein Versuch von Gh. Keferstein. VIII und  
118 Seiten in Octav.

Es ist eine alte und anerkannte Wahrheit, daß die Wissenschaft oft nichts mehr zu fördern vermag, als ein geistvoll ergriffener und entwickelter Irrthum. Auch bey Anzeige der oben rubricierten Schriften, insbesondere der sub Nr. 1, drängte sich Ref. dieser Satz auf. Herr Leo glaubte mit Hilfe des Keltischen die Malbergische Glosse erklärt zu haben. So geistvoll und auf den ersten Anschein ansprechend dieser Gedanke entwickelt war, — Ref. gesteht ohne Scheu, daß auch er sich davon bestechen ließ — so ist dessen Irrthümlichkeit dennoch durch die unter Nr. 2 rubricierte Schrift, wenigstens nach des Referenten Ansicht, vollständig nachgewiesen. Nichts desto weniger glauben wir, auch nach dieser Widerlegung, den Leoschen auf die Malb. Glosse bezüglichen Arbeiten eine nichts weniger als unbedeutende Stellung einräumen zu müssen. So wohl speciell in Bezug auf die nächste Aufgabe derselben, als im Allgemeinen in Betreff der Verhältnisse zwischen den Kelten und Deutschen überhaupt, rücksichtlich rechtlicher, ökonomischer, poetischer und anderer aus ihrem Unter- und Nebeneinanderwohnen entstandenen Beziehungen, geben sie vieles zu denken und sorgsam

zu erwägen und werden vor allem andern das Verdienst in Anspruch nehmen dürfen, zu vielen hieher gehörigen Fragen und Untersuchungen neuen Anstoß, Trieb und Eifer erweckt zu haben.

Der Irrthum des Herrn Leo entstand vorzüglich dadurch, daß er die ursprüngliche und nahe Verwandtschaft des keltischen und deutschen Volksstammes zum großen Theil verkannte, wobey er sich auf die Auctorität von Pott stützte, welcher aber seine in dieser Beziehung früher gehegte Meinung schon vor Erscheinen des Leoschen Werks geändert hat (in Ersch und Gruber Encyclop. d. K. und W. Art. Indogermanischer Sprachstamm). Da Herr Leo die Masse der Uebereinstimmungen zwischen dem Keltischen und Deutschen bey seiner überaus achtungswerthen Kenntniß dieser Sprachstämme nicht entgehen konnte, so kommt er auf eine Hypothese, welche selbst unter den Sonderbarkeiten, an denen die Geschichte der Linguistik reicher, als vielleicht die irgend einer andern Wissenschaft ist, eine hervorragende Stelle einnimmt. S. 1—2 heißt es 'es ist zu bemerken, daß mit ausnahme einiger weniger wortstämme, die nicht bloß dem Griechischen und Lateinischen mit der keltischen, sondern auch mit den deutschen sprachen gemeinsam sind (Ref. muß hierbey bemerken, daß dies keinesweges einige wenige, sondern nachweislich die bey weitem größere Mehrzahl ist), die also ein gemeingut fast aller japhetischen stämme zu seyn scheinen, die übrigen der bezeichnerten (nämlich entschieden verwandten) wörter eben so im Keltischen, wie im Griechischen und Lateinischen als verwaiste Trümmer dastehen ohne organischen wurzelzusammenhang.

(Schluß folgt.)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 32. Stück.

Den 24. Februar 1844.

### Halle und Mannheim.

Schluß der Anzeige: Die malbergische glosse, ein rest keltischer sprache und rechtsauffassung. Von Heinr. Leo; — Die Lex Salica und die Text-Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch, nicht keltisch. Von Knut Jungbohn Clement; und Ueber die Galloren als eine wahrscheinlich keltische Colonie etc. von Ch. Keferstein.

‘Das wahrscheinlichste ist demnach, daß sie der sprache entweder eines früher über Europa verbreiteten untergegangenen volkes angehören, oder der sprache eines volkstammes, welcher die genden bewohnte, durch welche, sich hindurchwindend, die vorfahren der Griechen und Römer, so wie der Kelten und Deutschen erst in ihre europäische heimath einwanderten.’ Ferner: ‘So sind in den japhetischen sprachen die allgemeinen ausdrücke für landbau und ernährung gemeinsam und in organischer lebendigkeit vorhanden z. b. gr. *ἀρόω, ἄρουρα* lat. *aro, arvum*, ahd. *aru, arbi*’ (letzteres gehört schwerlich zu dieser Wz.) ‘gäl. *ar, arbar*’ (bey

letzteren dieselbe Frage wie bey dem ahd. arbi);  
 ‘= griech. ἀλδέω, lat. alo, an. ala; gäl. al. Da-  
 gegen die besondern ausdrücke sind zwar auch ge-  
 meinsam, aber ohne deutlich nachweisbare wurzel  
 z. b. gr. ἵππος; lat. equus; ahd. ehū; gäl. each;  
 = gr. κάπρος? lat. caper; an. hafr; gäl. gabhar;  
 = gr. ταῦρος; lat. taurus; an. tarfr; gäl. tarbh;  
 = gr. ὄϊς; lat. ovis; ahd. awi; gäl. aodh; u. s. w.  
 Wer vermöchte von diesen (und einer langen reihe  
 ähnlicher) wörtern in der griechischen, lat., deut-  
 schen, oder keltischen sprache irgend einen organi-  
 schen zusammenhang nachzuweisen? Sie sind uns  
 geblieben als stumme zeugen entweder eines unter-  
 gegangenen volkes, welches zuerst pfade in die  
 einöden unsrer wälder und sumpfe fand, und deren  
 spuren Kelten und Germanen, wie früher die vä-  
 ter der Griechen und Römer nachgingen, oder eines  
 völkerstammes, dessen land die vorfahren aller die-  
 ser völker bey ihrem zuge von osten nach westen  
 successiv besetzten, über welches sie successiv herrsch-  
 ten, und was seinem eignen stillen, ländlichen, un-  
 tergeordneten daseyn in der sprache seiner siger  
 selbst monumente hinterließ.’

Wie wenig der Mangel eines uns, den durch  
 einen so großen Zwischenraum von jenen Zeiten  
 getrennten, erkennbaren, oder mit Leichtigkeit nach-  
 weisbaren, organischen Wurzelzusammenhanges da-  
 für entscheidet, daß ein Wort ein fremdes, der  
 Sprache, in der es vorkommt, nicht, seinem Ur-  
 sprung nach, angehöriges sey, ist jedem, der tiefer  
 in Sprachuntersuchungen eingeweiht ist, bekannt.  
 Wer da weiß, wie unendlich viel Wörter eine  
 Sprache im Fortgang der Zeiten einbüßt, welcher  
 phonetischen, mit denen seiner Wurzel ganz dishar-  
 monisierenden Umwandlungen ein Wort, welches sich  
 durch seine, durch usus fixierte, Bedeutung von der

Bedeutung seiner Wurzel geistig ganz abgelöst hat, fähig ist, der wird zugestehen, daß es so wohl möglich ist, daß eine Sprache eine Wurzel nur in einem einzigen Wort erhalten hat, als daß sich ein und das andere Wort durch seine phonetischen Umwandlungen von der Gestalt seiner Wurzel so sehr entfernt hat, daß der ursprüngliche organische Zusammenhang zwischen beiden entweder gar nicht mehr, oder nur durch Hilfe der, in solchen Fällen überaus häufig die Zwischenglieder darbietenden, verwandten Sprachen erkannt werden kann. Dadurch wird die Erkenntnis fremder Wörter — deren fast jede Sprache übrigens eine bedeutende Anzahl besitzt — schon an und für sich schwierig; die Schwierigkeit wird aber um ein bedeutendes vermehrt, wenn die Scheidung fremder und eigener Wörter bey ursprünglich nahverwandten Sprachen vor sich gehen soll, und kann bey alten, nicht in einer größern Totalität vorliegenden, Sprachen, nur bey der größten Vorsicht, auf einige Wahrscheinlichkeit des Erfolges rechnen. Hat man es vollends mit einem untergegangenen, nur in sehr einzelnen Wörtern erhaltenen, Dialect zu thun, dessen Reliquien sogar, wie dies mit der Malb. Gl. der Fall, vielfach entstellt sind, deren Lesung man erst conjecturando fixieren muß, so kann ein Schriftsteller, je geistreicher er ist, desto leichter dazu kommen, verwandte Sprachen unter einander zu wirren.

Gegen die Richtigkeit seiner Entdeckung hätten Herrn Leo zwey Punkte insbesondere bedenklich machen sollen. Die bisherigen Untersuchungen über die keltischen Dialecte hatten heraus gestellt, daß auf dem Festlande nur der kymrische Dialect mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten sey, während Herr Leo das muthmaßliche Keltische der Malb. Glosse nur aus dem Gadhelischen zu erklären vermag.

Die hierin liegende Schwierigkeit ist ihm nicht entgangen; er berührt diesen Punct im 5. §. und sucht zur Erklärung derselben einen Zusammenhang zwischen den Belgen der Niederlande und Irlands wahrscheinlich zu machen. Daß aber selbst diese Annahme nicht ausreichen würde, fühlt er selbst und behält sich eine genauere Auseinandersetzung für die Zukunft vor. Der zweyte Punct sind die keltischen Thiernamen, welche Herr Leo in der Glosse zu finden glaubt, welche so auffallend sind, daß er ihnen einen besondern §. zur Besprechung im Allgemeinen widmet. Seine Etymologien geben nämlich fast gar keine einfachen Namen, die mit völligem Vergessen und Aufgeben der ursprünglichen etymologischen Bedeutung nur noch das Thier an und für sich bezeichnen (wie z. B. bey uns bey dem Worte Schaaß kein Mensch mehr an seine etymologische Bed. das geschorene, scheerbare, denkt), auch fast durchgängig nicht die Thiernamen, welche in den bekannten keltischen Dialecten vorkommen, sondern statt deren eine Art epitheta poëtica, characteristica, wie wenn wir statt Esel: Langoß, statt Fuchs: Schlaupf und ähnliches sagen. Es ist nun zwar eine bekannte Sache, daß solche charakteristische Bezeichnungen statt der eigentlichen Namen im Context der Rede unter gewissen Bedingungen in jeder Sprache eintreten können z. B. im Romischen, in der Fabel oder auch andern Wendungen; daß aber in erklärenden Anmerkungen eines Rechtsbuches, wo alles auf unzweifelhafte Bestimmtheit ankommt, so geflissentlich die, wie uns die bekannten keltischen Dialecte zeigen, im Keltischen eben so sehr, wie in andern Sprachen, durch usus fixierten eigentlichen Thiernamen umgangen und fast durchgängig durch uneigentliche, zwar etymologisch vielleicht erklärbare, aber in ihrer

speciellen Bedeutung nur aus dem lat. Text zu errathende ersetzt wären, wird sich nicht leicht jemand überreden lassen. Zur Erklärung dieser Erscheinung wird bemerkt (S. 68): 'Wir müssen uns aufs lebhafteste zum bewußtsein bringen, daß wir mit unsern tierbezeichnungen nur einen künstlichen und unnatürlichen standpunkt zur tierwelt genommen haben; daß alle ursprünglicheren, natürlicheren und der natur in ihren sprachen treueren völker der tierwelt namen geben, die auch sprachlich noch durchsichtig und bedeutungsvoll sind, und daß nun namentlich die keltischen sprachen ganz und gar diese stellung zur tierwelt bewahrt haben.' Die große Masse der etymologisch erklärbaren Thiernamen erlaubt den Schluß, daß alle Thiernamen ursprünglich charakteristisch bezeichnend waren, daß sie aber, wie jedes Wort jeder Sprache, durch die immer weiter fortgehende Fixierung ihrer Bedeutung und phonetische Umwandlung ihrer Form aus einer Bezeichnung ein bloßes Zeichen würden, und theilweis aus dem etymologischen Zusammenhang, wenigstens im unmittelbaren Volksbewußtseyn, herausstraten. Ob in den keltischen Sprachen der etymologische Zusammenhang leichter als in andern zu restituieren sey, wagt Ref., da er keine speciellen Untersuchungen in dieser Beziehung gemacht hat, nicht zu behaupten; allein anderer Seits beruht auch Herrn Leos Behauptung von der größeren Treue der Kelten hierin auf ganz falschen Etymologien. S. 69 z. B. schreibt er: 'Gälisch heißt bo (ursprünglich wol bodh) das rind; wälsch ganz entsprechend bu. Ableitungen von jenem sind bodogh, bol, bologh, welche wörter insgesammt gattungen von rindern bezeichnen; ähnliche ableitungen sind bual, buw, buwch. Alle diese wörter kommen vom gälischen bi 'seiend' 'lebendig'

(bim ich bin u. s. w.). Sowol das gälische bo, als das wälſche bu ſind alſo, als wollten wir das rind 'ein gewefte' (mit ähnlichem ſinn, wie das lat. animal) nennen — und es ſind dieſe Bildungen dem gäl. beo (quod vivit, animal) ganz analog; ja das wälſche wort bu 'das rind' und bu 'das weſen' 'das lebendige' 'das tier' — ſind ein und daſſelbe'. Ganz abgeſehen von der ſo vagen, nichts weniger als für das Rind charakteriſtiſchen, Etymologie — der Vergleich mit lat. animal iſt, wie jeder einſieht, ganz unpaſſend, da dieſes das Ddembegabte eigentlich iſt und jedes belebte Geſchöpf umfaßt — wird jedem einigermaßen in den ſprachlichen Unterſuchungen Bewanderten ſogleich einfallen, daß einerſeits dem gäl. bo, wälſchen bu, lat. bov (bu), griech. βοϝ (βov), ſſkr. go, ſlav. go, (in govenda), lett. gōws, ahd. kua (ko), afgh. gaai u. ſ. w. off. kuchug, arm. kuv entſprechen, anderſeits dem gäl. bi, lat. fu und bu, griech. φv, ſſkr. bhû, ſl. büi-h, lett. bû-t, ahd. bu, arm. gu (gu<sup>c</sup>m = ſſkr. bhavâmi) u. ſ. w.; daß alſo auch griech. βov von φv, lat. bu von fu (bu), ſſkr. go von bhû, ſlav. go von büi-ti, lett. gōws von bû-t, ahd. kô von bu, arm. kuv von gu ſtammen müßte. Die Abſurdität dieſer Annahme leuchtet auch dem in ſprachlichen Unterſuchungen minder Bewanderten ein. Aber ſelbſt wenn die Behauptung richtig wäre, daß ſich die Kelten auf dieſem, wie ihn Herr Leo nennt, naturgemäſſeren Zuſtande der Thierwelt gegenüber behauptet hätten, ſo folgt noch nicht daraus, daß ſie fort und fort zur Bezeichnung der Thiere Wörter hätten bilden können, die, wären ſie auch in manchen Beziehungen charakteriſtiſch, doch nur durch langen usus ihre ſpeciell-beſtimmte Bed. erhalten konnten. Niemand wird, abgeſehen von ſolchen



Contexten, wo die Natur des Werkes oder der übrige Zusammenhang eine solche Licenz verstatet, und das ist wohl in Rechtsbüchern am wenigsten der Fall; ein anderes Wort für einen keltischen Thiernamen anerkennen, als ein solches, welches sich in diesem Gebrauch mit Sicherheit in den bekannten keltischen Sprachen formal reflectiert.

Indem wir übrigens der geistvollen Behandlung des Herrn Verfs unsere ganze Achtung zollen und den Wunsch aussprechen, daß trotz der, unserer Ansicht nach, irthümlichen Deutung des Wesentlichen in diesem Werk, es sich dennoch der Aufmerksamkeit derer, die diese Gegenstände interessieren, erfreuen möge, wenden wir uns zu Nr. 2.

Die Hauptaufgabe desselben, die Widerlegung des eben besprochenen Werkes, scheint dem Ref., wie schon bemerkt, gelungen. Er erlaubt sich in dieser Beziehung die Erklärung des Bußregisters heraus zu heben S. 57 — 59.

Das Bußregister in der Lex Salica in seiner verstümmelten Form.

Tit. LXXX (Cod. Fuld.) Incipiunt Chunnas.

§. 1. Hoc est unum Thoa lasti, solid. III. culpabilis iudicetur.

§. 2. Sexan chunna, solid. XV. culpabilis iudicetur.

§. 3. Septun chunna, sol. XVII. culpabilis iudicetur.

§. 4. Theu walt chunna, sol. XXX. culpabilis iudicetur.

§. 5. Thue septunchunna, sol. XXXV. culpabilis iudicetur.

§. 6. Theu wenet chunna, solid. XLV. culpabilis iudicetur.

§. 7. Tho to condi weth chunna, sol. LXII. et dimidio culpabilis iudicetur.

§. 8. Fit ternu sunde, solid. C. culpabilis iudicetur.

§. 9. Acto et usunde, sol. CC. culpabilis iudicetur.

§. 10. Theio tho sunde ter theo chunna, sol. DC. culpabilis iudicetur.

§. 11. Fit terno sunde thue aptheo chunna, sol. DCCC. culpabilis iudicetur.

Tit. C. (Cod. Paris.) Incipiunt Chunnas.

§. 1. Hoc est unum thoalasti, sol. III. culpabilis iudicetur.

Sexan chunna, sol. XV. culp. iud.

Thuwalt chunna, sol. XXX. culp. iud.

Thewenechunna, sol. XLV. culp. iud.

Tho thocunde sitme chunna, sol. LXII. S.

§. 2. Fit tertius chunde, sol. C. culp. iud.

Actotetus chunde, sol. CC. culp. iud.

Thriothus chunde thertechunna, solid. DC. culp. iud.

Fit tertos chunde tue apta chunna, solid. DCC. culp. iud.

Das Bußregister in der Lex Salica in seiner wieder hergestellten Form, nebst Erklärung und Erläuterung des Einzelnen. Incipiunt Hundas.

Hoc est unum Twalafti (tig) (d. i. ein zwölfzig, oder 120 Denarien —  $12 \times 10$  —), sol. III. (denn 120 Denarien sind 3 Schillinge) culp. iud.

Sexan hunda ( $6 \times 100 = 600$  Denarien d. i. 15 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XV. culpabilis iudicetur.

Septun (Sewen) hunda ( $7 \times 100 = 700$  Denarien d. i.  $17\frac{1}{2}$  Schillinge zu 40 Denarien), sol. XVII. (soll seyn sol. XVII. S. d. i. cum dimidio) culpabilis iudicetur.

Twalaf hunda ( $12 \times 100 = 1200$  Denarien, d. i. 30 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XXX. culp. iud.

Twa (oder Twe) septen (seven) hunda (d. i. sieben Hundert) ( $2 \times 7 \times 100 = 1400$  Denarien oder 35 Schillinge zu 40 Denarien), solid. XXXV. culp. iud.

Twe negene (neun) hunda ( $2 \times 9 \times 100 = 1800$  Denarien oder 45 Schillinge zu 40 Denarien), sol. XLV. culp. iud.

Twentig (twan-tig) hunda fif (fief) hunda ( $20 \times 5 \times 100 = 2500$  oder  $62\frac{1}{2}$  Schillinge zu 40 Denarien), sol. LXII. et dimidio culp. iud.

Fionwertig hunde (oder wenn man will fiowertig sunde oder sinde d. i. mal scil. 100 — nord. sind d. i. mal  $\text{z. B.}$  tresind, firsind d. i. 3 mal, 4 mal, friffisch sis  $\text{z. B.}$  thrisis 3 mal, d. i. das englische thrice mit ausgestorbener Endung, fiower (fjaur)sis 4 mal u. s. w. das heißt  $40 \times 100$  oder 100 Schillinge zu 40 Denarien), sol. C. culp. iud.

Achtetig hunda oder sunde ( $80 \times 100 = 8000$  Denarien oder 200 Schillinge zu 40 Denarien), sol. CC. culp. iud.

Twentig sunde thretig hunda (d. i.  $20 \times 30$  Hundert = 600 Schillinge) sol. DC. culp. iud.

Fiuwertig sunde septen hunda (d. i.  $40 \times 17\frac{1}{2} = 700$  Schillinge) sol. DCC. culp. iud.?

Obgleich man bey den lehten anstößt, das lehte muß  $40 \times 700$  heißen und das frühere müßte  $20 \times 120$  lauten, so ersieht man doch im Ganzen das entschieden Richtige der Lesung und Erklärung dieses Bußregisters. Eben so einleuchtend ist die in dieser Schrift gegebene Erklärung vieler Glossen aus der deutschen Sprache; andere befrie-

digen minder; aber hier ganz aufzuräumen, ist nicht eines Mannes Werk. Des Herrn Verfs Versuch ist in den allermeisten Beziehungen vortrefflich. Tadeln würde Ref. des Herrn Verfs oft bis zur Lächerlichkeit leidenschaftlich = patriotische Sprache. Man sollte meinen, es gelte hier Tod und Leben, Seyn oder Nichtseyn des Vaterlandes, und dies dem rigoristisch = germanischen Herrn Leo gegenüber, dem jedes der Resultate, zu denen er auf wissenschaftlichem Wege gekommen zu seyn glaubte, seinen Klagen nach zu urtheilen, ein Stück seines patriotischen Herzens gekostet hat.

Nr. 3, ein recht interessantes Werkchen, behandelt einen in der jetzigen Zeit um so mehr der Aufmerksamkeit werthen Gegenstand, als auch dieser Rest mittelalterlicher corporativer Abgeschlossenheit, die Halloren, nachdem er lange Zeit, vielleicht bey weitem länger, als die deutsche Geschichte hinaufreicht, seine Eigenthümlichkeiten bewahrt hatte, seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts — der Zeit, mit welcher das Ringen nach höherer Vollendung des Menschheits = Begriffs in den cultivierten Staaten beginnt — in seiner Besonderheit zu ersterben angefangen hat, und bald nur noch dem Namen nach erhalten seyn wird. Das Bedeutendste des Inhalts dieser Schrift bildet der Versuch nachzuweisen, daß die Halloren ein Ueberrest der Kelten seyen (der Herr Verf. drückt sich nicht ganz der gewöhnlichen Bedeutung von Colonie angemessen aus: eine hier zurückgebliebene Colonie der alten Kelten, die vor den Deutschen Deutschland bevölkerten S. 12). Ref. ist nun zwar weit entfernt, die Möglichkeit dieser Abstammung zu bestreiten — denn daß Kelten in vielen Gegenden Deutschlands hausten, auch in solchen, in denen sich sonst keine sichere historischen Spuren

derselben finden, ist sehr wahrscheinlich, und daß sich in einer so kastenartig abgeschlossenen Bevölkerung, wie die Halloren lange Zeit waren, Spuren einer alten Bevölkerung erhalten haben, läßt sich ebenfalls zugeben — allein die für diese Vermuthung vorgebrachten Argumente scheinen ihm ziemlich leicht ins Gewicht zu fallen. Eins der bedeutendsten ist noch die übrigens schon alte Ableitung des an so vielen Orten, wo sich Salzwerke finden oder einst befanden, und auch hier in Eigennamen vorkommenden: Halle. Daß dies Wort keinesweges mit dem deutschen Halle (Gebäude) oder Halde (in der Bed. Thal), wie Adlung meint, oder gar mit hallen in der Bed. wiederhallen, wie Schwenck, sondern irgendwie mit einem Wort, welches Salz bedeutete, zusammenhänge, machen die Localitäten höchst wahrscheinlich, wo dieser Name vorkommt, ferner das bayerische Hall = Salzwerk (Schmeller), das schwäbische haal; halles (v. Siedehaus bey Schmidt vergl. das latinisirte hallum in Urkunden bey Schmeller). Daß aber irgend ein deutscher Dialect statt des anlautenden s in Salz h substituiert habe, ist bis jetzt, wenigstens so viel Ref. bekannt, nicht nachweisbar; wenn Schmeller, der eine solche Vermuthung zu hegen scheint, sich auf lat. halec neben sal beruft, so ist dabey übersehen, daß halec sicherlich nicht ursprünglich römisch, sondern fremd ist. Es lag daher die, auch von Herrn Keferstein ergriffene Vermuthung sehr nah, daß diese Wörter mit wälsch hâl Salz in Verbindung stehen.

Allein die in dieser Verbindung liegende Beweiskraft schwächt der Herr Verf. selbst durch die Art, wie er auch den Namen der bey Halle fließenden Saale aus dem Keltischen abzuleiten versucht. Diesen bringt er nämlich mit gäl. salann Salz, saile

Salzwasser in Verbindung. Das Wälſche gehört aber dem Kymriſchen, das Gälische dem Gadheliſchen Dialect des Keltiſchen an und dieſe beiden Dialecte ſtehen in einem ſo ſcharfen Gegenſatz, daß nicht gut denkbar iſt, daß ſie beide an einem und demſelben Ort einſt als Volkſſprache geherrscht haben. In ſo alten Zeiten aber, wie das Keltenthum in Deutſchland iſt, Zuſtände vorausſetzen, den unſrigen ähnlich, wo zwey ſo verſchiedene Dialecte an einem und demſelben Ort geſprochen werden konnten, wie etwa heut zu Tage in Göttingen Hochdeutſch und Niederdeutſch, wird nicht leicht jemand zuläſſig ſcheinen. Ueberhaupt ſind ſprachliche Unterſuchungen dem ſonſt höchſt achtungswerthen Herrn Verſ. eine terra incognita; ſonſt würde er nicht griech. *αλς* und lat. *sal* ohne Weiteres für keltiſchen Urſprungs, was doch nur heißen kann: keltiſche Lehnwörter, erklären. Die übrigen ſprachlichen Argumente beruhen auf ſehr unſichern, zum größten Theil von Herrn Leo bezeugten, Etymologien. Wenn z. B. S. 73 Gerenthe, wie die Anzahl Zober Soole genannt wird, die auf Rechnung der Bornknechte verſotten wurde, von gäl. *ran*, *rann*, wälſch *rhann* ein abgemeſſenes Maß, ein gemeſſener Theil, eine Zuthellung abgeleitet wird, ſo glaubt Ref. auf jeden Fall mit eben ſo viel etymologiſchem Recht an ahd. *giranter*, *granter*, *kiranter* *coagulatus* und *kerandez* (von *rinnan* Graff Ahd. Sprachſch. II, 518) erinnern zu dürfen.

Ob man nun aus dem Namen Halle, ſo viel wie in dieſem Werke geſchieht, zu ſchließen berechtigt iſt, muß Ref. ſehr in Frage ſtellen. Selbſt wenn die Ableitung aus dem Keltiſchen für ganz ſicher zu nehmen iſt, würde doch noch nicht daraus folgen, daß Kelten die erſten Anbauer dieſes Salz-

werks und die Halloren ihre Abkömmlinge seyen; es sind noch viele andere Möglichkeiten denkbar, wie ein keltischer Name der Art von Deutschen oder selbst Slaven angenommen werden konnte. Wenn die Deutschen z. B. die Salzsiedekunst von den keltischen Nachbarn erlernten, so konnten sie auch manche darauf bezügliche Namen mit aufreihmen. Ob man dabey auf folgende Stelle bey Plin. N.H. XXXI, 39, welche Ref. zufällig in die Hand fällt, ein Gewicht legen darf, wollen wir hier nicht genauer erwägen. Sie lautet: Galliae Germaniaeque ardentibus lignis aquam salsam infundunt.

Im übrigen enthält die Schrift manches Belehrende und Wissenswürdige. Auf Vorrede und Einleitung (VIII und 1—13) folgt: I. Einige Momente aus der Geschichte der Stadt Halle und des hiesigen Salzwerks im Laufe der alten Zeit; a. älteste, keltische Zeit; b. die altdeutsche, heidnische Zeit; c. die slavische Zeit; d. christliche Zeit (13—65). II. Die technische Salzwerksprache und die wichtigeren alten Einrichtungen bey dem Halle'schen Salzwerke (65—88). III. Ueber die Eigenthümlichkeiten der Halloren, und Schlußbemerkungen über den wahrscheinlichen Ursprung derselben und des Halle'schen Salzwerks (89—112). Endlich Nachschrift vom Herrn Prof. H. Leo (113—118).

### P r a g.

J. G. Calvesche Buchhandlung 1843. Beiträge zur Geschichte der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebiets. Aus Urkunden. Von Joseph Sebast. Grüner, Magistrats- und k. k. Kriminalrath der Stadt Eger u. VIII und 102 Seiten in Octavo, nebst 1 Seite 'Verbesserungen' (Druckfehler, welche aber bey weitem nicht alle angezeigt sind).

Ein eigenthümliches Büchlein, doch nicht eben

ein schlechtes, ja in mancher Beziehung ein recht brauchbares. Als Kern desselben, um welchen sich die dankenswerthen Mittheilungen des Herrn Verfs gruppieren, ist eine Urkunde des K. Rudolf I. vom 7. (nicht vom 13.) Jun. 1279 zu betrachten, welche Herr Grüner unter dem Titel *Privilegia et Statuta Rudolphi I. C. 7 — 14* aus dem Eger'schen Stadtarchive liefert, und die für die Stadt Eger sehr wichtig, aber auch sonst nicht ohne Interesse ist. Indessen erscheint der lateinische Text derselben hier nicht ganz fehlerfrey. So steht im Eingange *gratia pietatis ipsis se exhibens, et in justitia facile, et in gratia liberale* statt *gratia pietatis, ipsis se exhibens et in iustitia facilem et in gratia liberalem* und in §. 26 *indulgemus et ubique* statt *ind. ut ub.* — Die neben dem lat. Texte beygefügte Uebersetzung ist nicht sehr sorgfältig gemacht. Schon der Anfang der Urkunde (*Rudolphus Dei Gratia Romanorum rex semper augustus omnibus imperpetuum*) ist so gegeben, daß die 3 letzten Worte unübersetzt geblieben sind; dagegen ist ein 'Wir' vorgesezt worden, welches der Text nicht hat. Augustus hätte wohl durch das officielle 'Mehrere' gegeben werden können, welches u. a. schon in einer deutschen Urkunde des K. Rudolf I. vom Jahre 1275 (*Wüdrwein Subs. dipl. IV, 345*) steht. — Die süßen Blümchen des eleganten Ganzleystils im Eingange der Urkunde, welche hier mit den besten Producten des orientalischen Hof- oder Pfortenstils wetteifert (*Regalis throni sublimitas sublimatur sublimius et in salutarium solio solidius solidatur*), haben in der Uebersetzung ('Die Majestät des Thrones wird um so erhabener und zum Heile der Unterthanen befestigter') allen Duft und alle Farbe verloren, ja wohl mehr. Aber auch in wesentlichen Puncten möchte man einiges anders wün-



schen. Selbst das Datum (Viennae VII. Idus Junii) ist durch 'Wien den 13. Juni, nicht richtig gegeben, wie bereits bemerkt wurde.

Etwa 40 Stellen der gelieferten Urkunde, deren Abschnitte und Items Hr Grüner in 27 §§ theilt, commentiert derselbe S. 17—102, oder vielmehr er ergreift die Gelegenheit manches Schätzbare und Wissenswerthe, meistens Historisches und Statistisches, besonders aus guten archivalischen Quellen mitzutheilen. Von diesen Quellen wird S. VII f. ein dankenswerthes Verzeichniß geliefert, und wir führen daraus hier nur die Egerschen Copialbücher in 209 Folianten an. — Am ausführlichsten sind die Abhandlungen über die Ordensgeistlichen in Eger (S. 48—78) und über die Lehen (S. 79—102). In der erstern wird unter andern die unter dem 12. Jun. 1782 vom Kaiser Joseph II. erlassene Instruction für die Commissarien, welche wegen Beschlagnahme des Vermögens der aufgehobenen Klöster abgeschickt wurden, mitgetheilt, und es befindet sich darin auch ein interessanter Abschnitt über die Religionsveränderung zu Eger 1564. Der hier nicht genannte, aber als gewandt und beliebt bezeichnete 'Prädicant und Superintendent zu Mühlhausen', welcher unter dem Schutze der deutschen Ordensherren (Christophs von Dachreden, des deutschen Hauses Verwalters zu Eger, und Wilhelms von Holdinghausen, Statthalters der Balley Thüringen) jene Religionsveränderung durchsetzte, war M. Hieronymus Tilesius. Dieser vollendete das schwierige Werk zu Eger im Winter 1564—65. Am 24. November 1564 fand der erste Antrag der genannten Herren bey dem Egerschen Magistrate Statt und schon am 31. März 1565 kam Tilesius nach Mühlhausen zurück, wo er am 7. Sept. 1566 starb. In Eger behauptete sich indessen das Lutherthum nur etwa 66 Jahr, indem auch in

dieser Stadt unter dem Kaiser Ferdinand II. durch strenge Maßregeln der Katholicismus wieder hergestellt wurde.

Hier und da ist der Ausdruck des Herrn Verfs etwas ungewöhnlich und dunkel, so z. B. in der 'critischen Erörterung über die Ehescheidung Friedrich Barbarossa mit der Woburgschen Markgrafs-Tochter Adelhaid', worin es S. 18 heißt: 'Barbarossa wurde am 5. März 1152 zum Kaiser erst erwählt, obschon die Jahre seiner Reichsregierung nach den vor mir liegenden mehreren Urkunden, nämlich des sogenannten Freyhheitsbriefes 1156, in das Jahr 1154, von der zweyten von 1157 und 1166 ins Jahr 1155 fällt, so ist doch ausgemacht, daß er die Adelhaid als Herzog geheirathet, und weil ic.'

G. G. F.

### B e r i c h t i g u n g .

In St. 18. S. 181. Z. 13. v. o. ist statt 1  $\text{fl}$  4  $\text{gg}$  1  $\text{fl}$  2 $\frac{1}{4}$   $\text{gg}$  zu lesen und demnach muß es auch Z. 20 statt 1,400,000 (was ein Schreibfehler für 7,400,000 war), 6,900,000, und in der folgenden Zeile statt 21 Mil. 110 Mil. heißen. Die Sache selbst erleidet durch diese Berichtigung durchaus keine Aenderung, da die bemerkte irrthümliche sechszehnfache Erhöhung des Einfuhrwerthes in der Verwechslung von Mark und Schillingen (von denen 16 auf eine Mark gehen) ihren Grund hat, ein Irrthum, den wir neben der gerügten Verwechslung von Pesos und Pfund nicht noch besonders hervorgehoben haben, da derselbe sich, ohne den oben berichtigten Schreibfehler, eben so von selbst gezeigt haben würde, wie der Irrthum in der (S. 1803 — 29) angeführten Angabe des Ausfuhrwerthes von 56 Mil. Francs, durch welchen der wahre Werth dieser Ausfuhr ungefähr verdoppelt wird.

J. G. W.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 33. Stück.

Den 26. Februar 1844.

---

L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1843. Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun. Erste und zweite Dekade. XII und 29 Seiten mit 24 Kupfertafeln in Folio.

Herr Dr. Braun, dessen Verdienste um Beschreibung und Auslegung alter Kunstwerke wir bereits in der Anzeige seiner Artemis Hymnia gebührend anerkannt haben, dessen Thätigkeit aber bisher außer demjenigen, was er als Secretär des archäologischen Instituts leistet, sich bisher nur auf einzelne kleine Abhandlungen beschränkte, tritt uns hier mit einem großartigen Unternehmen entgegen, dem wir dieselbe Theilnahme und dieselben Erfolge wünschen, deren sich einst Winkelmann und Zoega bey ähnlichen Werken zu erfreuen hatten. Noch immer sind Italiens, ja Roms Kunstschätze, auch die schon längst der verhüllenden Erde entzogenen, nicht völlig ausgebeutet: gerade je zugänglicher der größere Theil derselben schon dem auswärtigen Publicum in umfassenden Prachtwerken, wie dem

Besucher des classischen Bodens in schirmenden Museen geworden ist, desto leichter glitt der Blick über die zerstreuten Denkmähler hinweg, die noch immer nach der Väter Sitte den Schmuck einzelner Palläste und Villen bilden; und selbst das Auge des Forschers ward durch die staunenswerthen Entdeckungen, die in Campanien, Großgriechenland und Etrurien Fernsichten in bisher noch unbekannte Gebiete der alten Kunst öffneten, dergestalt beschäftigt und gefesselt, daß es begreiflich wird, wie sich in Rom selbst noch Bildwerke finden, die, obgleich theilweise schon seit Jahrhunderten sichtbar, doch für das archäologische Publicum in der Ferne als Inedita gelten können. Daß darunter auch vieles Mittelgut vorkommt, liegt in der Natur der Sache, und der Rahm ist allerdings längst abgeschöpft: doch zeigt schon das vorliegende Heft, daß sich auch in diesen niederen Regionen noch manches Stück befindet, das entweder wirklichen Kunstwerth hat, oder doch durch sinnige oder bedeutsame Auffassung seines Gegenstandes anspricht, oder ein mythologisches Interesse darbietet, oder auf andere Kunstwerke ein Licht wirft; und rechnen wir dazu, was von den verborgenen Schätzen einzelner römischer Häuser, wie namentlich der erst kürzlich wieder eröffneten Villa Ludovisi, zu unsern Ohren gedrungen ist, so wird diese Fundgrube allein schon dem neuen Unternehmen hinreichenden Stoff bieten, ohne daß es hinsichtlich der laufenden Entdeckungen mit den Annalen des Instituts in Collision zu treten brauchte. Uebrigens ist Hr Braun durch seinen Plan keineswegs an den römischen oder auch nur italiänischen Denkmählervorrath ausschließlich gebunden; nur das sagt er in der Vorrede mit Recht, daß die ungeheure Ausdehnung, welche unsere Kenntniß von alten

Denkmählern gewonnen habe, es nicht mehr erlaube, das Verschiedenartigste zu mischen, vielmehr jede Kunstgattung fortan für sich betrachtet seyn wolle; und hat sich demgemäß nicht nur mit Ausschluß aller Bronzen, Terracotten u. s. w. lediglich auf Werke der Sculptur beschränkt, sondern auch die etruskischen Todtenkisten ausgeschlossen — mit deren vollständiger Sammlung wir ohnehin früher oder später von Herrn Prof. Gerhards Meisterhand beschenkt zu werden hoffen dürfen — und selbst Werke griechischer Kunst für Zusammenstellungen späterer Hefte aufgespart, um wenigstens seinem nächsten Zwecke, der Bekanntmachung römischer Museenschätze, für jetzt nichts Fremdartiges beizumischen.

Auch die Grundsätze der Auslegung und Erklärung, welche er in der Vorrede aufstellt, haben uns sehr befriedigt, und wir können nur wünschen, daß dieselben wenigstens bey ersten Publicationen immer mehr die herrschenden werden möchten. Zuerst die Maßhaltigkeit der Erklärung: das Werk ist zugleich für den Kundigen und für den Laien bestimmt, und muß daher alles von sich fern halten, wessen beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, nicht bedürfen: der Laie, weil es ihm gleichgiltig, der Kundige, weil es ihm anderweit bekannt oder wenigstens zugänglich ist; haben auch, wie Herr Braun selbst andeutet, durch die consequente Durchführung dieser Methode die Erläuterungen zu den Kupfertafeln ein ziemlich mageres Aussehen bekommen, so wird er doch von keiner von beiden Leserklassen zu befürchten haben, daß sie dies vielmehr einer flüchtigen Behandlung des Gegenstandes als besonnener Schweigsamkeit zuschreiben werde. Nicht minder verdient der zweyte Grundsatz Billigung, den derselbe für die Deutung alter Kunstwerke auf-

stellt, nichts Anderes aus den Monumenten heraus zu lesen, als was der Verfertiger selbst hineingelegt hat, und sich demgemäß aller symbolischen, mystischen oder naturphilosophischen Anspielungen zu enthalten, von welchen nicht anzunehmen steht, daß sie der Entstehung des Kunstwerks selbst vorgeschwebt oder zu Grunde gelegen haben. Denn wie bey einem Schriftwerke, so ist auch hier der objective Gehalt des Gegenstandes an sich von dem subjectiven Gedanken, dem er sein Entstehen als Kunstwerk dankt, aufs Schärfste zu trennen: wenn auch der erstere seiner Natur nach dem letzteren vorausgeht, so kann doch der Erzeuger, der sich und seine Leser in die Seele des Künstlers versetzen soll, nur so weit davon Kenntniß nehmen, als es der Künstler selbst gethan hat; und erst nachdem auf diesem Wege der concrete Inhalt des vorliegenden Werkes historisch festgestellt ist, kann dasselbe auch derjenigen Wissenschaft, die es mit diesem Inhalte im Allgemeinen zu thun hat, als Stoff zu weiterer Verarbeitung anheim fallen. Wird dagegen, wie es allerdings mitunter bis ins Abenteuerliche geschieht, die Mythologie dergestalt in die Archäographie hereingemischt, daß entweder die dargestellten Personen selbst in dem wechselseitigen Verhältniß ihrer Stellungen u. s. w. statt des lebendigen Bedürfnisses der künstlerisch aufgefaßten Handlung aus ihrer etwaigen natursymbolischen Bedeutung erklärt oder die symbolische Erklärung bis auf die kleinsten und zufälligsten Attribute ausgedehnt wird, so ist das kein geringerer Mißgriff, als wenn der Erklärer eines Cicero oder Plato, um die Bedeutung einer Stelle zu erläutern, auf das Sanskrit zurückgehen wollte; und selbst wo die bewußtlose Ueberlieferung eines typischen Attributes aus altpriesterlicher Zeit nachweislich ist, wird

sich die archäologische Gregese mit dieser Nachweisung begnügen und die weitere Deutung der Mythologie überlassen können, ohne den festen Boden, auf welchem sie wurzelt, durch die gährenden Elemente jener andern Wissenschaft selbst zu erschüttern.

Nach aller dieser Anerkennung aber, die wir sowohl dem Gedanken des vorliegenden Unternehmens als den leitenden Ansichten seiner Ausführung aus voller Ueberzeugung gezollt haben, können wir andererseits nicht umhin, über den Gegensatz, in welchen Hr Braun eben daselbst den Archäologen mit dem Philologen gesetzt hat, unsere lebhafteste Betrübnis auszusprechen. Den Handschuh, welchen derselbe der mythologischen Wasser- und Dunsttheorie des Herrn Prof. Forchhammer hingeworfen hat, mag letzterer selbst aufnehmen, der zu einzig dasteht, um einen Mitkämpfer zu erwarten; wenn dabey aber Herr Braun folgendermaßen fortfährt: 'mit den Etymologien, die mir hier Herr Forchhammer ohne Zweifel anbieten wird, weiß ich nichts anzufangen; diese mag er für die Philologen aufsparen; der Archäolog ist materiellen Wesens', so fragen wir billig, was er sich denn unter der Philologie denkt, für welche das gut genug seyn soll, was die Archäologie verschmäh't? Einerseits können wir Philologen es uns wohl gefallen lassen, dem 'materiellen Wesen' des Archäologen entgegengesetzt zu werden, indem dadurch gerade unser ideeller und damit wissenschaftlicher Charakter — der ohne Ideen nicht bestehen kann — anerkannt wäre; aber indem die Philologie gerade diesem ihrem ideellen Charakter als Wissenschaft des classischen Alterthums gemäß, nicht minder das Verständnis der alten Kunstwerke als der alten Schriftsteller unter sich begreift, so kann es ihr eben so wenig gleichgiltig seyn, einen ihrer wesentlichen Theile sich entgegengesetzt als diesem selbst ein We-

sen beygelegt zu sehen, das mit ihrem Streben durchaus im Widerspruche stehen würde. Wahrscheinlich schwebte dem Verf. als er jene Worte schrieb, der Begriff eines reinen Sprachgelehrten vor, den der Laie allerdings so häufig mit jener Bezeichnung verbindet und daran dann zugleich die Vorstellung eines pedantischen Wortklaubers oder unfruchtbaren Schwindlers knüpft; aber auch abgesehen von der Frage, ob gerade in diesem Sinne Hr Forchhammer selbst sich zu den Philologen rechnen oder diese ihn sich bezählen dürften, könnte man doch von einem Kenner und Freunde des classischen Alterthums wie Hr Braun erwarten, daß er einestheils den Umfang der Philologie, wie er von F. A. Wolf und Difr. Müller begriffen worden ist, besser würdigen, und anderntheils sich nicht den Stimmen auf der Gasse anschließen würde, die gerade jetzt das Kreuzige gegen die Philologen zu ihrem Schiboleth gemacht haben! Sollte es jemahls den Eintagsfliegen der Zeit gelingen, die Achtung vor den großen Erscheinungen des Alterthums, welche sie in der Person der Philologie verfolgen, der Geltendmachung ihrer eigenen Kleinheit zum Opfer zu bringen, dann würde auch die Archäologie trotz ihres 'materiellen Wesens' nicht mehr lange gegen noch materiellere Tendenzen Stand halten können; statt also einer zweydeutigen Popularität zu Liebe die Pietät gegen die gemeinschaftliche Mutter zu verleugnen, kann es nur in ihrem eignen wohlverstandnen Interesse liegen, sich mit uns zum Kampfe für das Ideelle gegen die Gemeinheit zu vereinigen, und selbst diejenigen Theile der Philologie, die ihr entfernter stehen, geschwisterlich als mitstrebende zu einem großen Ziele zu achten. Und ist nicht gerade der Theil, dem jenes verachtende Wort zunächst zu gelten scheint, am Ende doch der Angelpunct, das U und D aller



ächten Alterthumsforschung? und steht nicht der Mann selbst, welchen Hr Braun kurz vorher als Gewähr seiner exegetischen Grundsätze aufstellt, Gottfried Hermann, an der Spitze eben dieser Richtung, die das lebendige Wort, den Ausdruck des Gedankens, über den todten Stoff der Sachen setzt und diese selbst nur aus jenem und für ihn deutet? ja ist nicht eben jene philologische Schärfe der Exegese und Kritik, die dem Laien Silbenstecherey und Kleinfram dünkt, weit entfernt bloß dem Studium der alten Classiker zu dienen, für jede Wissenschaft, die es mit der Auslegung urkundlicher Grundlagen zu thun hat, die unverfälgliche Quelle und das ewige Muster der Gründlichkeit und Genauigkeit, ohne welche keine derselben ihr Ziel wahrhaft erreichen kann, geschweige denn die Archäologie, die mit jener selbst auf gleichem Boden steht und von den ähnlichen Voraussetzungen ausgeht? Daß wir Philologen nicht alle zugleich Archäologen vom Fache seyn können, liegt in der Natur der Sache, seitdem die großen Entdeckungen, deren Autopsie eben das ausmacht, was Herr Braun das materielle Wesen seiner Wissenschaft nennt, ihr Rüstzeug dergestalt vervielfältigt haben, daß ein Menschenleben kaum ausreicht, um dieses in seiner ganzen Fülle zu umfassen; aber darum hört die Archäologie eben so wenig auf ein Theil der Philologie zu seyn, als z. B. die Chemie durch ihre in neuerer Zeit erlangte Ausdehnung und Vervollständigung aus dem großen Ganzen der Naturwissenschaft herausgetreten ist; und der Archäologe, der sich nicht mehr zugleich als Philologe wissen oder wohl gar die Kritik philologischer Forschungsweise verschmähen und verspotten wollte, würde sich eben dadurch aus dem organischen Verbande lebendiger Alterthumswissenschaft ausschließen, ohne welchen seine ganze Thätigkeit, gleich der des

Pharmaceuten im Verhältnis zum wissenschaftlichen Chemiker, zu einer technischen Empirie heruntersinken muß.

Gesetzt übrigens auch, was allerdings sogar die Meinung vieler Philologen ist, obschon Ref. es nach seinen Begriffen von seiner Wissenschaft nie einräumen wird, daß Philologie und Archäologie sich nicht als Mutter und Tochter, sondern als zwey unabhängige Schwestern zu einander verhielten, so wird sich doch jedenfalls die Verachtung der ersteren an der letzteren eben so gewis rächen, als dies der Theologie oder Jurisprudenz begegnen würde, wenn sie einen altclassischen Text oder Ausdruck für ihre Zwecke verwendeten, ohne ihn mit philologischer Schärfe verstanden und geprüft zu haben; und wenn auch das Bisherige mehr im Allgemeinen zur Abwehr möglicher Consequenzen als mit besonderer Rücksicht auf Herrn Brauns Buch von uns geschrieben ist, so können wir nicht verhehlen, daß wenigstens die letztgedachte Beziehung auch auf ihn hier und da specielle Anwendung findet. Schon in der früheren Anzeige mußten wir bey aller Anerkennung seines archäologischen Scharffsinnes den Mißbrauch rügen, den er von einem Beynamen der Artemis für eine Kunstvorstellung gemacht hatte, die mit dem urkundlichen und historisch bekannten Gebrauche jenes Beynamens nichts gemein hatte; Aehnliches begegnet uns aber auch hier wieder gleich in den ersten beiden Bildern, deren eines er *Athena Agoraia*, das andere *Artemis So teira* betitelt hat, ohne daß in denjenigen Stellen der Alten, die uns allein berechtigen können, jenen Gottheiten solche Beynamen beyzulegen, die geringste Andeutung enthalten wäre, daß dieselben mit den hier vorliegenden Vorstellungen verknüpft gewesen seyen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

34. 35. Stück.

Den 29. Februar 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: Antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht von Emil Braun.

Eine *Ἀθηνᾶ Ἀγοραία* namentlich kommt, so viel Ref. bekannt ist, ein einziges Mal bey Paus. III. 11. 8 ohne alle nähere Bezeichnung vor, als daß ihr Heiligthum auf dem Markte zu Sparta stand, und lediglich diesem Standorte verdankt sie auch ihren Namen; mit den 'Kämpfen der Rede' aber, mit dem 'Wechselglücke der Dialectik', womit Hr Braun glaubt daß der Künstler die vorliegende Statue habe 'in nächste Beziehung setzen wollen', hat bekanntlich eine spartanische Volksversammlung, deren Beschützerin jene hiernach vorstellen müßte, eben so wenig zu thun, als dieselbe überhaupt auf dem Markte, wo jenes Heiligthum stand, abgehalten ward; und da an keinem andern Orte Griechenlands weder in Athen noch in irgend einer sonstigen Demokratie von einer Göttin dieses Namens die Rede ist, so werden wir ihn auch

Hrn Brauns Bilde wenigstens so lange bestreiten müssen, bis er entweder noch andere Minerven desselben Beynamens an Orten, wo Volksversammlungen gehalten wurden, nachgewiesen, oder mit sonstigen Gründen dargethan haben wird, daß das Original seines Bildes jenem spartanischen Tempel angehört habe. Berechtigter erscheint er allerdings bey seiner Benennung der andern Göttin in so fern, als Artemis theils wirklich mehrfach in Griechenland als Ketterin verehrt und dargestellt ward, in welcher Hinsicht wir zunächst nur an das Marmorbild erinnern, das nach Pausan. VIII. 30. 5 die Athener Kephisodotos und Xenophon für Megalopolis gefertigt hatten, theils Dtr. Müller selbst, der gewiß nicht die Archäologie auf Kosten der Philologie zu heben gewillt war, jene Bezeichnung für eine gewisse Classe von Artemisbildern zuzulassen geneigt ist; wenn jedoch auch eine solche Auctorität den Philologen nicht eigener Prüfung überhebt, so kann sie Hn Braun um so weniger zu Gute kommen, als die Müllersche Beschreibung der "Αρτεμις Σώτριά" weder völlig auf sein Bild paßt noch von ihm selbst auf dasselbe angewendet wird. 'Wenn sie im langen Gewande, sagt Müller, die Hand nach dem Köcher bewegt, ohne Zeichen von heftiger Bewegung, sanfte Anmuth in den Mienen, so liegt die Vorstellung näher, daß sie ihn schließen, als daß sie ihn öffnen wolle, und man darf wahrscheinlich den Namen Σώτριά auf eine solche Artemis anwenden'; von diesen Zügen paßt aber auf die unstrige nur die sanfte Anmuth ohne heftige Bewegung, nicht das lange Gewand, da sie vielmehr als hochaufgeschürzte Jägerin mit ἐνδορομίῳ an den Füßen erscheint, und auf diesen Charakter deutet auch der Hund an ihrer Seite, während die Art, wie

die linke Hand den Bogen hält \*), und der Blick in die Ferne es noch sehr ungewis läßt, ob die Bewegung der Rechten nach dem Köcher so friedlicher Natur sey. Doch selbst die gänzliche Uebereinstimmung des Bildes mit Müllers Vorstellung angenommen, zweifeln wir noch sehr, ob ein Grieche den Begriff, welchen er sey es im Cultus oder im Leben mit der *Ἄρτεμις Σώτειρα* verband, in unserm Bilde wiedergefunden haben würde, das sie wenn auch nicht als Verderberin, damit doch auch noch keineswegs positiv als Ketterin zeigt. Hinsichtlich des eigentlich religiösen Begriffs kann es schon nach Aristoph. Ran. v. 380. und Aristot. Rhetor. III. 18 keinem Zweifel unterliegen, daß *Σώτειρα* nicht schlechthin als Appellativum jede rettende Göttin, sondern gleich der eleusinischen *Κόρα* oder arkadischen *Λέσποινα* eine eigenthümliche chthonische Mysteriengottheit ältester Zeit bezeichnete, die später je nach den verschiedenen Vertlichkeiten als Athene, als Demeter, als Persephone aufgefaßt doch im Grunde ein und der nämliche Cultusgegenstand war, vgl. Lobeck Aglaoph. p. 980, Preller in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1836, S. 624, Fritzsche de Aristoph. carm. mystico p. 72, und uns. Quaestt. Oedipod. p. 80 sqq.; und daß wir dazu auch wenigstens diejenigen Erscheinungen der Artemis Soteira rechnen dürfen, deren Ursprung jenseits der Geschichte liegt, zeigt das was Paus. II. 31 und VII. 27 gerade von den beiden bedeutendsten Orten ihrer

\*) Herr Braun deutet das erhaltene Bruchstück auf einen Jagdspeer: wenn aber die Zeichnung richtig und der Arm alt ist, so würde die Fortsetzung des Schaftes in gerader Linie zu weit von der stehen gebliebenen Stütze vorbeiführen, um eine solche Verlängerung der letzteren denken zu lassen.

Verehrung Erözen und Pellene erzählt, daß im ersteren Tempel sich βωμοὶ θεῶν τῶν λεγομένων ὑπὸ γῆς ἄρχειν befänden, und hier Semele von Dionysos, Kerberos von Herakles aus dem Hades heraufgebracht worden sey, das andere Heiligthum aber außer dem Priester von Niemanden betreten werden dürfe. Hält nun wohl Hr Braun sein Bild für ein Tempelbild dieses Cultus, etwa wie es Paus. VIII. 39. 3 in Phigaleia sah: Ἔστι δὲ Σώτειρας τε ἱερόν ἐνταῦθα Ἀρτέμιδος καὶ ἄγαλμα ὀρθὸν λίθου? Wir denken nicht, da es keine Spur mystischer oder Hieratischer Bedeutung an sich trägt, eben so wenig als die Müllersche Charakteristik auf den Sinn paßt, in welchem allein hier Artemis als Schützerin in Schrecknissen des Hades und Führerin zu neuem Leben die Rettende heißen konnte; noch weniger aber können wir sey es in dieser Charakteristik oder in jenem Bilde die gleichsam historische Ἀρτεμις Σώτειρα erkennen, wie sie z. B. in Megara und Pagä nach Paus. I. 40 und 44 zum Andenken der Rettung aus Feindeshand verehrt ward. Denn einer Göttinn, welche die Perser in nächtlicher Verirrung ihre Pfeile verschießen läßt und am andern Morgen wehrlos den Griechen Preis gibt, ziemt auch die sanfte Anmuth und geringe Bewegung nicht, und so gelangen wir also auch hier nur zu dem Resultate, daß von allen den Gesichtspuncten, unter welchen Artemis in Griechenland nachweislich als Σώτειρα aufgefaßt und dargestellt worden ist, keiner auf unser Bild paßt. Freilich hat es auch Hr Braun gar nicht so gemeint: er betrachtet die beiden Bilder, von welchen wir sprechen, als Gegenstücke und Theile einer größeren Gruppe, die er mit der Fabel des Drestes in Beziehung setzt: Ἀθηνῆα als Areopagitis gedacht, Artemis die Er-

innym beschwichtigend', und deutet demgemäß auch das Motiv des emporgehobenen Armes abmahnend, 'dies Mahl mit demselben nicht des Bogens, sondern der Worte Pfeile geleitend'; damit wird jedoch die Sache für den Philologen um nichts besser, der, selbst die Möglichkeit dieser Deutung zugegeben, sich weder die Stifterin des Areopags als *ἀγοραία* darstellen, noch für jede Artemis in der zufälligen Situation einer Rettenden sofort das typische Epitheton *Σώτειρα* gelten lassen wird, mit dem er aus seinen Alten zu bestimmte Vorstellungen zu verbinden gelernt hat, um es als bloßes Appellativum zu behandeln. Selbst Athene, die, wie bemerkt, denselben Beynamen führte (Paus. VIII. 44; Hesych. T. II, p. 1336), würden wir nicht ohne Weiteres wagen in dem Prozesse des Drestes damit zu bezeichnen, obgleich sie dieser bey Aesch. Eumen. v. 744 geradezu anredet: *ὦ Πάλλας ὦ σῶσασα τοὺς ἐμοὺς δόμους*, geschweige denn Artemis, die bey jener Gelegenheit gar nicht vorkommt; und gesetzt auch sie passe als Apollis Doppelgängerin eben so wohl hierher, wie sie in Jahn's Vasenbildern zu Delphi als Schützerin des Drestes erscheint, so kann sie doch darum eben so wenig sofort *Σώτειρα* heißen, als der Topograph einer Stadt jede Straße, die krumm ist, ohne Weiteres die krumme Straße, oder der Mahler jede Madonna, die auf einem Sessel sitzt, Madonna della sedia nennen wird.

Inzwischen können wir, wenn wir doch einmahl unsere ganze Meinung über diese Bilder abgeben sollen, auch in archäologischer Hinsicht der Auslegung des Verfs keineswegs beypflichten, und finden selbst in dem Gemälde bey Jahn, das ihn zunächst darauf geführt zu haben scheint, zu bedeutende Abweichungen, um auch nur an eine ver-

wandte Idee denken zu können. Daß Artemis dort eine viel bewegtere schreitende Stellung hat, wird Hr Braun selbst nicht leugnen; aber wenn auch dieser Unterschied theils in der Verschiedenheit der Situation, theils in dem ruhigern Charakter der Plastik gegen die Mahlerey seine Erklärung fände, so ist doch auch die Haltung der rechten Hand auf dem Vasenbilde keine mahrende oder abwehrende, sondern die Bewegung nach den Augen, um recht zu sehen, wie sie die Folge eines unerwarteten gleichsam blendenden Unblickes zu seyn pflegt; und was sollen wir endlich zu dem Hunde sagen, der in dem Marmor so ruhig und gleichgiltig zu seiner Herrin hinausblickt, wie es in einer Gruppe, zu welcher Erinyen gehörten, kaum denkbar wäre? Außerdem ist es auch kaum möglich, daß in einer Scene, wie sie Hr Braun denkt, Athene das Gegenbild von Artemis gewesen wäre, und diese, wie es zwischen diesen beiden Bildern der Fall ist, jener in gleicher Höhe gegenübergestanden hätte; ich meine Athene hätte das Mittelbild seyn müssen, gegen welches Artemis als die unbedeutendere Nebenfigur nothwendig zurücktrat, und dieser hätte vielmehr eine Erinyis entsprochen, wenn es überhaupt erlaubt ist, uns eine solche als Gegenstand ähnlicher plastischer Darstellung zu denken. Doch alles dessen bedarf es auch nicht, sobald wir uns nur erinnern, wovon ja Hr Braun selbst ausgeht, daß diese Bilder der römischen Kunst angehören, für deren Auslegung wir weder an die Namen noch an die Zwecke der griechischen gebunden sind; gerade nach dem Grundsatz, den der Verf. als maßgebend erkennt, nichts hinein zu deuten, was der Künstler nicht hinein gelegt hat, ist es wohl am Einfachsten, sie als zwey zur Verzierung eines Gebäudes oder Parks bestimmte Pen-



dants zu nehmen, bey welchen es ohne alle symbolische oder mythenhistorische Bedeutung lediglich auf die lebendige und charakteristische Ausführung zweyer bekannter edler Göttertypen ankam. Auch auf der folgenden Platte stehen wir keinen Augenblick an den bärtigen Doppelkopf als eine Janusherme zu nehmen, welche die Villa eines reichen Römers zierte, und begreifen nicht wie der Verf. einerseits sich abmüht, einen griechischen Zeus daraus zu machen, und andererseits doch dem Künstler, welcher diese edlen Züge bildete, die Geschmacklosigkeit zutraut, dieselben durch Verbindung mit einem Rumpfe zu einer Monstrosität herabgewürdigt zu haben, die man wohl einem Vasenbilde oder einer Münze aus der Zeit der sinkenden Kunst, aber nimmermehr einer selbstbewußten Plastik beylegen kann! Selbst von Janus zweifelt Böttiger Kunstmythol. B. I. S. 257 mit Recht, ob in den ersten Jahrhunderten Roms ganze Statuen gebildet worden, und sogar von Statuetten, wie der von Cirillo beschriebenen (*Illustrazione di una statuetta di Giano Patulcio, Napoli 1831*) ist die Echtheit bestritten, vgl. Wiener Jahrb. B. LV. Anz. Bl. S. 20—22; als Herme dagegen gab das altgeheiligte Doppelhaupt einen würdigen Stoff künstlerischer Beredlung, und weßhalb diese nicht vorzugsweise den Zeustypus hätte verfolgen sollen, ist um so weniger abzusehen, als Janus in den italischen Religionen Jupitern selbst den Rang streitig macht. Hätte Hr Braun, der hier so vieles Gewicht auf 'des Zeus Züge' legt, sich deren doch lieber auf Taf. V erinnert, wo er ein nacktes Kind, das einem vor ihm stehenden Flußgotte einen Apfel zu zeigen oder zu reichen scheint, bloß darum, weil auf dem Felsen, unter welchem es liegt, eine Taube sitzt und ein Eichbaum wächst, für den jungen

Zeus erklärt! Daß es kein Tages ist, wozu es die italiänischen Gelehrten stempeln wollen, räumen wir ihm gern ein; von einem jugendlichen Zeus aber, namentlich wo die sonstige Scenerie schwankend ist, erwarten wir gerade wie von dem jungen Herakles, daß er den Typus seiner künftigen Bildung bereits im Keime zeige, und werden in dieser niedrigen und flachen Stirne, diesem hinterwärts gedrückten Kopfe, und diesem schlichten Haarwuchse nimmermehr den Götterknaben erkennen, dessen Charakter sich in den von Hrn Braun selbst in den Ann. dell' Inst. 1840, p. 140 sqq. herausgegebenen Terracotten so deutlich ausdrägt.

Doch auch abgesehen von dieser archäologischen Frage wird es sich wenigstens der Philologe schwerlich gefallen lassen, in dem runden Gegenstande, den der besagte Knabe hält, die Kugel zu erkennen, welche nach Apollon. Rhod. III. 135 Adrastea dem Zeuskinde als Spielwerk gegeben haben soll: *Χρύσα μὲν οἱ κύκλα τετεύχεται ἄμφι δ' ἐκάστω διπλόαι ἀψίδες περιήγγεες εἰλίσσονται*, womit offenbar die Erdkugel mit ihren Zonen und Meridianen angedeutet ist; oder wenn wir auch einräumen, daß der Globus, welchem der spätere Reichsapfel seinen Ursprung dankt, nicht durchweg als Armillarsphäre erscheinen kann, so tritt doch seine Kugelgestalt deutlich hervor, wie auf der Hand der römischen Kaiser, oder auf der von Hrn Braun erwähnten Münze, wo der junge Zeus darauf sitzt, während dieselbe hier so versteckt und zusammen geschrumpft ist, daß der Knabe das Ganze in einer Hand birgt. Und was sollen wir erst dazu sagen, wenn derselbe eine zweite Münze hierher zieht \*), wo die beiden Söhne des Gallienus mit

\*) Diese beschreibt er übrigens selbst ungenau, wenn er sagt, daß der eine Knabe auf der Ziege sitze, und Blitz

der Ziege Amalthea abgebildet sind, und die Umschrift dieses Revers: Pietas Faleri, damit in Verbindung setzt, daß das hier beschriebene Relief aus den Ruinen des alten Falerii stamme? Er fragt: 'sollte man die Aufschrift auf die Falerenser beziehen dürfen?' diese aber wohnten in Falerio in Picenum (vgl. Orelli Inscr. Coll. T. II. p. 37), wogegen die Einwohner von Falerii bekanntlich Falisci hießen; und welchen Zusammenhang sollen diese mit dem Zeuskinde und seiner Amme haben, während doch nichts näher liegt, als nach der bereits von Marini Frat. arv. T. I, p. 97 und neuerdings von Borghesi im Bullet. dell' Inst. archeol. 1841, p. 142 hinlänglich beglaubigten Verwechslung von F und V eine Pietas Valeriana herauszulesen? Auch zu Taf. X, so geistreich und überzeugend sie im Uebrigen erläutert ist, begegnet uns eine Ungenauigkeit, in so fern der Verf. sagt: 'in der besseren Zeit der Republik scheint man den Todten häufig durch sehr faßliche Andeutungen seiner irdischen Laufbahn geehrt zu haben'; und daran nun die Erklärung des Sarkophags knüpft, auf welchem einerseits 'ein mit Waaren belastetes Fahrzeug, das der Leuchthurm bereits zur Sicherheit des Hafens geleitet hat', und andererseits der Wanderer abgebildet ist, 'welcher auf bequemem Reisewagen der Heimath zueilt.' Diese Vorstellung aber kann unmöglich aus den Zeiten der Republik stammen, wo Italien noch keinen Leuchthurm kannte; die Romulea Pharos, wie es Anthol. Lat. III. 58 heißt, ward erst von Claudius vor dem Hafen von Ostia erbaut, dessen Beschrei-

und Adler zur Seite sey; bey Eckhel T. VII. p. 409 heißt es: quorum alter lac sugit, alter humi considet, juxta aquila, in imo fulmen; und dem entspricht auch die Abbildung bey Khell Suppl. p. 178.

bung bey Sueton c. 19 deutlich zeigt, daß ein solcher Bau noch nichts Gewöhnliches, sondern eben erst ad exemplum Alexandrini Phari angelegt war, und wenn derselbe auch schon unter Tiberius c. 74 ein ähnliches Werk bey Capri erwähnt, so fällt doch auch es innerhalb der Kaiserzeit. Noch anstößiger jedoch wird jedem philologischen Leser mit uns der Dionysos Dendrites seyn, den uns Hr Braun in der zweyten Tafel der zweyten Dekade vorführt, wo über einem von Reben umschlungenen Baumstamme eine bärtige Dionysosherme mit Pantherfell zwischen zwey Frauenköpfen hervorragt; allerdings eine höchst singuläre Darstellung, die aber eben deshalb am wenigsten hätte mit jenem Namen bezeichnet werden dürfen. Denn was sagt Plutarch Quaest. Symp. V, 3 an der einzigen Stelle, aus welcher uns jener Beyname bekannt ist? *Ἀμφότεροι γὰρ οἱ θεοὶ τῆς ὑγρᾶς καὶ γονίμου κῦριοι δοκοῦσιν ἀρχῆς εἶναι, καὶ Ποσειδῶνί γε φυταλμίῳ Διονύσῳ τε δενδροίτῃ πάντες ὡς ἔπος εἶπειν Ἕλληνες θύουσι!* Und die Darstellung eines Gottes, der in ganz Griechenland verehrt ward, soll ein Gebilde seyn, von welchem ein Kenner des Antikenschatzes wie Hr Braun selbst sagt, es stehe in seiner Art so einzig da, daß er nichts Aehnliches, ja nicht einmahl Analoges kenne? Das glaube wer da kann; wir zweifeln keinen Augenblick, daß der *Διόνυσος δενδροίτης* nicht deshalb so hieß, weil er mit einem Baume gleichsam verwachsen war, sondern wie es Cornutus de nat. deor. c. 30 nur umschreibt, als *τῶν ἡμέρων δένδρων ἐπίσκοπος καὶ δοτήρ*, also wie der *ληναῖος*, von dem auch Diodor III. 62 sagt, daß er nicht nur die Bereitung des Weines gelehrt habe, sondern auch *τὴν τῶν συκῶν καὶ τῶν ἄλλων ἀκροδορύων*

τὴν καθήκουσαν ἐπιμέλειαν καὶ παράδοσιν ποιήσασθαι, καὶ καθόλου τὰ περὶ τὴν συγκομιδὴν τούτων τῶν καρπῶν ἐπινοῆσαι: und so gut wir es uns nach dieser Stelle auch gefallen lassen könnten, wenn jemand den härtigen Bacchus, von dem Diodor dort zunächst spricht, schlecht- hin *δενδροίτης* nannte, so würde ihm doch dieses Epitheton nur in demselben Sinne wie *ληναῖος* zukommen, und den Baumstamm, aus welchem er hier hervorstößt, eben so wenig wie die beiden Frauentöpfe an seiner Seite erklären. Diese nennt Hr Braun Hamadryaden, was ein eben so schiefes Bild gibt, da sie doch zu dem Baumstamme in keinem andern Verhältnis stehen können, als der männliche Bacchuskopf auch, und sein Mißgriff ist um so unerklärlicher als er gleich in der nächsten Zeile fortfährt: 'muß durchaus ein Name für sie gefunden werden, so nenne man sie Demeter und Kora', was unstreitig die richtigste Spur ist, auf die er kommen konnte, wenn er sie nur weiter verfolgt hätte. Denn daß wir hier eine Dreieinheit\*) jener chthonischen Götter vor uns haben, die unter manigfachen Namen und Gestalten, aber stets in ähnlichem Verhältnis nicht bloß in griechischen Culten vorkommen, hat er um so richtiger erkannt, als ihm dabey auch noch der geflügelte Genius am Fuße des Baumstammes zu Statten kommt, den er Sakchos nennt, und der wohl im Wesentlichen kein anderer ist, als dem wir in den samothrakischen Mysterien als Kadmilos begegnen; aber warum nun nicht geradezu, da es doch ein römisches Werk ist, Ceres, Liber und Libera, die

\*) Symplegma nennt es Hr Braun; wir zweifeln aber, daß dieser Ausdruck auf eine Tripelherme ohne weitere Verschlingung sprachlich oder kunstgeschichtlich anwendbar seyn dürfte.

hier nur eben so gräcisiert erscheinen, als wir vorhin den italischen Janus zum Zeustypus erhoben sahen? Den Baum dagegen betrachten wir als ganz bedeutungslose Variation eines Hermenschafts, und finden dafür eine Berechtigung auch in der von Schöll (archäol. Mittheil. aus Griechenland S. 94) beschriebenen vierseitigen Herme des Dionysos und dreier weiblicher Figuren, welche dieser Archäologe unbedenklich als Liber cum Libera triformi gedeutet hat; unserem Künstler war nur der alte Cippus zu einförmig, und derselbe Verzierungsgeist, wie er in pompejanischen Candelabern den einfachen Stock in einen Baumstamm verwandelt und selbst in der Architectur zuletzt die gewundenen und verschnörkelten Säulenschäfte eingeführt hat, leitete ihn auf diese Form, die noch dazu den Vortheil gewährte, daß an ihrem Fuße der eben erwähnte Genius auf ähnliche Art angebracht werden konnte, wie im Mus. Borbon. IV. 59 ein Silen am Fuße eines Candelabers ruht. Endlich noch ein Wort über die folgende Tafel, die Herr Braun wiederum griechisch als Demeter Thesmophoros einführt, obgleich er selbst am Besten weiß, daß es nur eine Römerin neben ihrem mit der Toga bekleideten Manne ist, die sich durch eine Aehre in der Hand hat zur Ceres stempeln lassen; Thesmophoros nennt er sie nur wegen des seitwärts stehenden weiblichen Figürchens, das mit dem Griffel etwas in ein aufgeschlagenes Diptychon einzeichnet, und das er auf die Säkungen der Ceres bezieht, 'welche doch höchst wahrscheinlich in ähnlicher Weise schriftlich verzeichnet worden seyn mögen'! Daß die Säkungen der Demeter *ρόμοι ἄγραφοι* waren, sagt Lysias adv. Andoc. §. 10 ausdrücklich; auch ist es offenbar nicht Ceres, sondern eine andere im Profil stehende weibliche Figur,

welche die kleine Schreiberin mit dem Finger anweist; und dieser Umstand empfiehlt vielleicht eher die Auslegung, daß wir hier ein Ehepaar vor uns sehen, dessen Verdienste und Wohlthaten eine personifizierte Stadt oder Provinz aufzeichnen läßt. Da die Köpfe fehlen, so bleibt die Entscheidung über die Personen ungewiß; möglicherweise ließe sich an Germanicus und Agrippina denken.

Mit allen diesen Bemerkungen soll jedoch dem Werthe des vorliegenden Werkes im Ganzen, auch hinsichtlich des erklärenden Commentars, keineswegs Eintrag geschehen, sondern nur der Wunsch begründet seyn, daß Hr Braun, der durch sein Talent wie durch seine Stellung gleich Wenigen zur gedeihlichen Förderung des archäologischen Studiums berufen ist, dieselbe Strenge der Grundsätze, die er gegen seine Gegner richtet, auch bey sich anwenden und sich durch den Panzer der ächten Philologie gegen die Versuchungen wappnen möge, die gerade den Begabten am Ersten verlocken, sich und mit sich durch seine wohlverdiente Auctorität auch Andere von dem festen Boden methodischer Forschung in die Truggefilde vager Möglichkeiten zu verlieren. Denn gerade ein Vorkämpfer in der Wissenschaft muß nichts mehr als das böse Beyspiel meiden, das dann Duzende nachahmen, ohne gleich ihm einen Fehlgriff durch zehn desto glücklichere wieder gut zu machen; und nur deshalb haben wir uns bey jenen so lange verweilt, während an sich betrachtet das Buch weit mehr Beyspiele richtiger und wahrhaft divinatorischer Auslegung darbietet. Schon Taf. I. Taf. 4. ist der eichenbekränzte Kopf mit Wahrscheinlichkeit als Zeus Dodonaios gedeutet, sodann Taf. 6 das Reliefbild einer weiblichen Figur mit Schildkröte und Adler sehr ansprechend auf Higena als Geliebte des Zeus bezogen, und bey dieser Gelegenheit auch

ein Vasenbild ähnlichen Gegenstandes mitgetheilt, das nicht nur zur Ergänzung der Abb. von Panofka, Berlin 1836, sondern zugleich zur Berichtigung einer Auslegung in Creuzers Gallerie alter Dramatiker S. 47 dienen kann; hiernächst Taf. 7 und 8 ein Reliefbild der Selene auf ihrem Wagen, und ein Sarkophag, der dieselbe vor dem schlafenden Endymion mit vielen Figuren umgeben vorstellt, namentlich auch durch Bezugnahme auf mithrische Vorstellungen erschöpfend erläutert, und darauf Taf. 9. das Bruchstück eines Frieses, wie es scheint\*), von griechischer Arbeit mitgetheilt, das in doppelter Hinsicht von ungemeiner Wichtigkeit ist. Einmahl ergänzt es auf überraschende Weise ein anderes Fragment, das bereits Winkelmann Monum. ined. 136. ediert und, wie Hr Braun sich mit Recht ausdrückt, mit Seherblick auf die Leichenseyer des Hektor bezogen hat; zweytens aber bietet es mit diesem vereinigt eine eben so überraschende Aehnlichkeit des ganzen Motivs mit der Gruppe der Tabula Iliaca aus Rhaps. XXIV dar, wo Hektors Leichnam zur Bestattung weggetragen wird; und auch ohne darauf Gewicht zu legen, daß, wie Hr Braun glaubt, unsere Bruchstücke gleichfalls aus Bovillä stammen können, wo die ilische Tafel gefunden ist, berechtigen sie uns jedenfalls in den Streifen der letzteren die verkleinerte Nachbildung eines Frieses zu erblicken, über dessen Beschaffenheit selbst weitere Entdeckungen nicht außer dem Gebiete der Möglichkeit liegen. Ueber Taf. 10: 'des Piloten Heimkehr' ist schon oben mit gebührender Anerkennung gesprochen; noch glänzender und überzeugender aber ist die Deutung des in ein weites schleppendes Tuch gehüllten

\*) Herr Braun sagt: 'Metope oder Fries'; ersterer Bestimmung aber kann das Verhältnis der Länge zur Höhe unmöglich entsprechen.



Knaben Del. II. Taf. 1. durch den Hermes des homerischen Hymnus v. 387 sqq., der in seine Windel verummumt sich vor Zeus gegen die Beschuldigung des Kinderdiebstahls verantwortet: und Aehnliches gilt von Gros und Anteros Taf. 5, deren Beziehung durch den Einklang der Flügelbildung des Anteros mit dem gleichfalls hier mitgetheilten Relief des neapolitanischen Museums eben so sicher wird, als die Bedeutung dieses letzteren durch Paus. VI. 23. 4 feststeht. Auch die Erklärung des Sarkophags mit dem Raube der Proserpina Taf. 4. aus dem modenesischen Lustschlosse Cattajo ist nicht nur als Nachtrag zu der Abh. von Welcker in s. Zeitschr. f. Gesch. u. Ausl. d. a. Kunst, sondern auch durch den Aufschluß über die Stellung der Minerva wichtig, die auf mehreren dieser Denkmähler ganz wie anderswo den kämpfenden Herakles, so hier den Räuber Pluto begünstigt; und eben so wird man trotz der Häufigkeit des Gegenstandes mit Vergnügen und Belehrung die Auslegung der kalydonischen Jagd und ihrer Folgen auf einem Sarkophage der Villa Pamfili Taf. 6. a und b lesen, wobey uns nur das einzige Bedenken bleibt, ob der Mann mit dem Doppelbeil wirklich als Herakles und nicht geradezu als Ankäos zu fassen ist, dem jene Waffe typisch zukommt, vgl. Thirlwall im Cambr. Philol. Museum T. I, p. 106 sqq. Daß Herakles in keinem Kataloge der Theilhaber jener Jagd vorkommt, hat Hr Braun selbst bemerkt, und seine Vermuthung, daß er aus dem Argonautenkataloge eingemischt sey, ist um so unwahrscheinlicher, als seine Erscheinung unter den Argonauten selbst so außerwesentlich ist, daß er auch hier nicht ursprünglich seyn dürfte; so sehr also die fragliche Gestalt seinem ganzen Typus entspricht, so könnte dieser doch um so eher auf Ankäos übergetragen seyn, als dieser selbst unter den Argonauten stäts wie ein anderer Herakles und in dessen Gesellschaft vorkommt,

vergl. Apollon. I. 396. 446. 531, und bey näherer Betrachtung des Kopfs dürfte sogar das Fell, mit dem der fragliche Held bekleidet ist, vielleicht eher dem Bären des Antäos (Apollon. I. 168) als dem nemeischen Löwen angehören. Freylich liegt es näher, wie auch Hr Braun gethan hat, den unter dem Eber niedergestreckten Verwundeten für Antäos zu nehmen, den schon Pherekydes bey dieser Gelegenheit umkommen ließ; inzwischen nennen selbst die Mythologen noch andere Todte, und will man dazu nicht greifen, so kann auch dieselbe Person zweymahl vorkommen, wie ja selbst die Gestalt der Jägerin doppelt vorhanden ist, so daß Hr Braun gleichfalls ohne urkundliche Stütze oder innere Wahrscheinlichkeit neben Atalante Artemis als Theilhaberin aufführt. Unter den übrigen Bildern ist besonders Tafel 7 dadurch interessant, daß sie uns eine Vorstellung, die wir bisher nur auf Vasen kannten, in Marmor zeigt: Herakles mit dem Löwen an der Erde kämpfend, und zwar so daß selbst die eigenthümliche Bewegung der linken Hintertaxe nach dem Haupte des Helden nachgeahmt ist, die wir in ähnlicher Lage bey Gerhard auserl. Vasenbilder Tafel CII. und in den von Roulez im Bullet. de l'Academie de Bruxelles 1842, Heft VIII. p. 284 nachgewiesenen Beyspielen finden; dann folgt Taf. 8 ein Kriegstanz (*πυρριξη*) zweyer edler Jünglingsgestalten auf einem Relief, dessen Kunstwerth Herr Braun dem im Museum Pio- clem. IV. 9 vorzieht; und zum Schlusse zwey Bruststücke von Kaiserstatuen mit reich verzierten Harnischen, welchen der Herausgeber schon darum kunstgeschichtliche Wichtigkeit beylegt, weil sie von den Werken der Goldarbeiter in der Kaiserzeit einen Begriff geben. Ueberhaupt kann die erneuerte Aufmerksamkeit, welche derselbe der Kunst dieser Periode zuwendet, von den Freunden allseitiger und harmonischer Behandlung der Kunstgeschichte nicht genug verdankt werden; und ihn selbst wird eine weitere Fortsetzung dieser Richtung auch um deswillen schon vor den oben berührten Fehlgriffen bewahren, weil diese zum Theil wenigstens sichtlich nur aus der in der Auslegung älterer griechischer oder etruskischer Werke angenommenen Manier entstanden sind: bleibt uns also für den Fortgang dieser Sammlung noch ein Wunsch übrig, so wäre es höchstens der, die Dimensionen und die Steinart der einzelnen Denkmähler inskünftige genauer und durchgängiger als jetzt angegeben zu sehen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften,

---

## 56. Stück.

Den 2. März 1844.

---

### N a r a u.

Verlag von H. R. Sauerländer 1843. Zur Einleitung in Pindars Siegeslieder. Von Rudolf Rauchenstein, Prof., d. Z. Rector der Argauischen Cantonschule. VI und 151 Seiten in Octav.

Man hat Einleitungen und Vorschulen zu Homer und den Tragikern, die deren kaum in solchem Maße als Pindar bedürfen, da die Schwierigkeiten, welche der Lyriker dem Anfänger entgegenstellt, ungleich größer erscheinen. Wer am Lesen des Pindar wirklich Geschmack finden soll, dem müssen außer sprachlicher Fertigkeit eine Menge Kenntnisse zur Seite stehen, ohne welche das Lesen der herrlichen Kunstwerke zu einer wahren Qual werden muß. Hr Rauchenstein wollte mit seiner Schrift den Schülern der obersten Classen der Gymnasien, auf denen Pindar gelesen wird, und angehenden Lesern desselben nützlich werden, er hofft aber zugleich, auch Lehrern an gelehrten Schulen nicht unwillkommen zu seyn. Er selbst hatte die

Erfahrung an seinen Schülern gemacht, daß Pindar, so sehr er allmählich ansprach, doch anfänglich sehr schwer ward. Den Grund dieser Erscheinung erkannte Hr Rauchenstein in dem Mangel einer umfassendern Einleitung.

Ref. glaubt versichern zu dürfen, daß Hrn Rauchensteins Schrift ganz geeignet ist, dem immer noch mehr gepriesenen als gelesenen und begriffenen Dichter wackere jüngere Leser zu gewinnen. Nur drängt sich die Frage auf, ob es denn überhaupt möglich oder wünschenswerth sey, den Pindar Gymnasiafen in die Hände zu geben?

Herr Rauchenstein wirft diese Frage, ob und wie Pindar auf Gymnasien zu lesen sey, selbst auf und sucht sie natürlich zu bejahen. Ref. muß sie auf das Entschiedenste verneinen. Was Herr Rauchenstein dafür mit Geschick und Ueberredungsgabe anführt, klingt allerdings recht schön, ist aber für den, welcher die Zwecke des Gymnasialunterrichts in scharfer und nothwendiger Begrenzung auffaßt, nicht überzeugend. Zunächst findet Herr Rauchenstein es wünschenswerth, dem Schüler ein Bild aller drey Hauptgattungen der griechischen Poesie vorzuführen; ungern entbehre man ein Mittelglied zwischen Epos und Drama. Denn die lyrischen Anthologien böten zu wenig Ganzes, den Schönheitsfönn Befriedigendes, die Jugend Stählendes und Erhebendes. Diese bedürfe eines Hauptschriftstellers der Gattung, an den sie sich mit Lust und Liebe anschmiege und von dem aus sie zu andern übergehe, um die Eigenthümlichkeiten derselben vergleichend zu prüfen und eine Uebersicht über die allmähliche Gestaltung einer Kunstgattung zu erlangen. Daß aber gerade Pindar jugendlich frische Gemüther besonders ergreife und fessele und worin der Zauber seiner Poesie für die Jugend bestehe,

hat Hr Rauchenstein S. 5 flg. schön entwickelt. Darauf gibt Hr Rauchenstein Anweisung, wie junge Leute, die mit Homer vollkommen vertraut sind (solche scheinen bey uns von Jahr zu Jahr seltner zu werden, da man auf manchen Schulen den Homer schon früh zu beseitigen oder nebenbey zu treiben sich angelegen seyn zu lassen scheint), unter Anleitung eines seiner Sache mächtigen, mit Begeisterung für den Dichter erfüllten Lehrers zu einem einigermaßen genügenden und Genuß gewährenden Verständniß des Dichters angeleitet werden können. Soll Pindar einmahl gelesen werden, so ist der von Hrn Rauchenstein vorgezeichnete Weg gewiß der verständigste. Er erzählt S. 11 flg., was er in einer Einleitung vorauszuschicken und welche Auswahl der Gedichte er zu treffen pflege.

Ref. muß nun zunächst in Abrede stellen, daß die Schule den Wunsch haben müsse, Proben von allen Hauptgattungen der Literatur den Schülern vorzulegen. Die Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Dichtungsarten zu erkennen, sind Schüler kaum im Stande, abgerechnet einzelne besonders Begabte, auf die der Lehrer im Allgemeinen keine Rücksicht nehmen kann. Vielmehr muß das der academischen Studienzeit anheim gegeben werden. Man wird einwenden, daß nur gar Wenige, die nicht etwa Philologen von Profession werden wollen, Sinn genug für das Alterthum über das Abiturientenexamen hinaus retten, um die Studien der griechischen Literatur auf der Hochschule fortzusetzen. Leider kann Ref. dem nicht widersprechen. Allein es kommt doch bey einzelnen Befern vor, die noch etwas mehr geistige Nahrung begehren, als das leidige Brotstudieren gewähren mag. Nun muß aber die Schule eben den Standpunct festhalten, als bereite sie wirklich einen Jeden nur

für weitere Studien vor; werden sie nach der Entlassung aus derselben hintangesetzt, so verschlägt es ja in der That gar nichts, ob ein junger Mensch auf Schulen einen Geschmack von einem schwerern Schriftsteller erhalten hat oder aber auch nicht. Finden sich einzelne besonders talentvolle Schüler, so wird der Lehrer, dem etwa Pindar besondere Freude macht, besser in abgesonderten Stunden diese auch seinen Schülern mitzutheilen versuchen. Aber nicht Alle wollen Philologen werden und da ist Ref. durchaus der Ansicht, daß Interesse fürs Alterthum viel sicherer gewonnen werde durch das Lesen von Schriftstellern, die dem jugendlichen Gedankenkreise näher stehen und in Inhalt und Form weniger Schwierigkeiten darbieten. Allerdings muß Ref. sich bescheiden, vielleicht zu irren. Denn Hr. Rauchenstein hat den Versuch gemacht, und er ist ihm gelungen. Seine Begeisterung für den Dichter wird empfängliche Gemüther getroffen haben. Aber überall gibt es solche Schüler nicht, und es läßt sich zweifeln, ob viele Lehrer den Pindar so zum Gegenstande eines besondern Studiums gemacht haben, daß sie im Stande sind, Andern das Verständniß des unsäglich schwierigen Dichters zu erschließen. Der Kern der Pindarischen Poesie steckt tief und die Schale, die ihn birgt, ist herbe. Freylich ist bey aller Lectüre der Classiker zu bedenken, daß sie für Männer schrieben, folglich ihr Verständniß auf Schulen immer nur ein relatives seyn kann. Doch fragt es sich, ob die Zeit, welche eine nur einigermaßen befriedigende Lectüre des Pindar heischt, nicht viel zweckmäßiger auf das Lesen leichterer Dichter verwandt werde, und ob nicht vielmehr die für Alterthumskunde auf den meisten Gymnasien in der obersten Classe angesetzten Lehrstunden durch einen Ueberblick über die

Literaturgeschichte der alten Griechen und Römer eine allgemeine Kunde der nicht gelesenen Schriftsteller geben sollen. So viel Ref. bekannt, ist Pindar noch nirgend auf unsern Gymnasien eingebürgert, und er muß trotz Hrn Rauchensteins warmer Fürsprache ihm das Recht dazu bestreiten. In einigen Schriftstellern sich eingewohnt haben, scheint ihm viel wünschenswerther, als bey vielen Besuche abzustatten, bey denen es nicht viel über die Begrüßung auf der Schwelle hinauskommt. Die Universität muß auch etwas für sich behalten.

Jungen Männern hingegen, die etwa mit Hilfe eines Commentars an Pindar zu gehen gesonnen sind, möge die vorliegende Einleitung bestens empfohlen seyn. Allein auch Vorgerücktere, die im Pindar bereits Fuß gefaßt haben, werden das Buch mit Vergnügen und Nutzen lesen. Denn Hr Rauchenstein redet vom Pindar und seiner Poesie als ein Kenner, den langjährige Studien mit der Art des geliebten Dichters vertraut gemacht haben. Manches Neue für Critik und Erklärung gibt Zeugnis von dem auf das Verständnis des Dichters mit Glück verwandten Eifer und es ist Hrn Rauchenstein gelungen, dem alten Thebaner manches Geheimnis zu entlauschen, wogegen sich sämmtliche Erklärer verschlossen hatten. Bey einem Dichter von solcher Fülle und Tiefe der Gedanken und von solcher Feinheit in der Anlage seiner Schöpfungen ist das nicht zu verwundern.

Vier Abschnitte bilden die eigentliche Einleitung. Der erste handelt vom Epinikion nach Entstehung, Zweck und Wesen; der zweyte von Pindars Persönlichkeit; der dritte von den Eigenthümlichkeiten der Pindarischen Kunst und der letzte über die Composition der Gedichte. Auffallend ist es, daß Hr Rauchenstein nirgend eines freylich ältern, aber

immer noch schätzenswerthen Büchleins erwähnt, welches dem seinigen in Zweck und Ausführung verwandt manchem frühern Leser Pindars gute Dienste geleistet hat, Chr. Gottl. Schneiders Versuch über Pindars Leben und Schriften. Strassburg 1774.

Der Abschnitt über das Epinikion von S. 17 bis 45 bespricht den Ursprung, Inhalt und das Wesen des Siegesliedes, schildert die festlichen Kampfspiele, die hohe Bedeutung des Sieges für den Sieger, seine Familie und seine Heimath, und die Feyer desselben durch den Dichter, und gibt an, wie der Sieger im Liede gelobt wird und wie der reiche Inhalt des Liedes durch eingewebte Betrachtungen über menschliches Glück, Schicksale und Weisheit, durch Ermahnungen und Ermunterungen und durch manche engere Beziehungen manigfach variiert wird. Die lebendige Darstellung des Herrn Verfs weiß mit Gewandtheit das dahin Gehörige aus den Pindarischen Gedichten zusammen zu flechten und die Lectüre selbst durch Einführung in die Gedankenkreise des Dichters zweckmäßig vorzubereiten. Der folgende Abschnitt von S. 47 bis 82 hebt nach einer allgemeinen Charakteristik der Zeit die Züge von der Persönlichkeit des Dichters nach den Aeußerungen und Beziehungen der Lieder selbst hervor, betrachtet den Glauben des Dichters vom Einflusse des Stammes und Geschlechtes auf Glück, Segen und Tüchtigkeit, seine Verehrung für das Dorische, auch in der Politik, seinen schlichten politischen Glauben ohne Einseitigkeit, die Innigkeit und Wärme, mit der er zum Sieger spricht, seine Sprache vor Königen und Hohen; schildert ferner die hohe Achtung, deren sich der Dichter und seine Lieder in ganz Hellas erfreuten, das Bewußtseyn von seiner poetischen Kraft und Ueberlegenheit,



seine Sinnesart, seinen Verkehr mit Andern, seine Lebenswünsche, sein Verhalten bey der unglücklichen Spaltung der Ehebaner im zweyten Meder-Kriege, seine Sorgen bey den politischen Misgeschicken; endlich den heitern Ernst seines Wesens, die Vorstellungen von den Göttern und göttlichen Dingen, seine Frömmigkeit und seinen Glauben vom Leben nach dem Tode.

Herr Rauchenstein hat die äußeren Lebensumstände des Dichters nur kurz angedeutet, weil die zugänglichen Handbücher darüber genug geben. Freylich wohl das Nothdürftigste. Sonst glaubt Ref. in einer Abhandlung, die er der von ihm besorgten neuen Ausgabe des Dissen'schen Pindar vorausgeschickt hat, gezeigt zu haben, wie sich auch nach so manchen Vorarbeiten Vieles noch sicherer erforschen und zusammenhängender auffassen ließ. So möge denn jene Abhandlung zur Ergänzung des hier Gebotenen dienen, bey der Ref. es übrigens bedauern muß, Hrn Rauchensteins Buch noch nicht gekannt zu haben.

Ganz besonders gelungen scheint der nächste Abschnitt über die Eigenthümlichkeiten der Pindarischen Kunst. Indem Hr Rauchenstein die Mythen als einen ursprünglichen und wesentlichen Bestandtheil des Epinikions auffaßt, erörtert er sehr schön die Anwendung derselben zum Ausdruck manigfaltiger Beziehungen, prüft die von Andern gemachten unrichtigen Beziehungen des Mythos, entwickelt die Grundsätze Pindars in der Auswahl der Mythen und ihre ethische Bedeutung, den Werth derselben für den religiösen und geschichtlichen Glauben und für die Sitten des Volks, warnt vor schiefer Auslegung der Mythen, indem man dieselben nicht bis in alle Einzelheiten auf die Verhältnisse des Siegers zurückbeziehen soll, worin die sinnigsten Er-

klärer Pindars am meisten gefehlt haben; darauf zeigt Hr Rauchenstein durch Bergliederung der vierten Pythischen Ode die Verschiedenheit in der Darstellung der Mythen von der epischen Erzählung, ferner wie die Mythen mit ihrer Grundlage, dem Polytheismus, eine von der modernen abweichende poetische Auffassung und Darstellung der Natur begründen und wie dieser Umstand auf die Pindarische Darstellung in Naturschilderungen einwirkt, ferner in Bezeichnung von Dertlichkeiten und im Gebrauche von Tropen. Daran schließt sich eine Erörterung über die Pindarischen Tropen, Metaphern, Allegationen, Sprichwörter und Sentenzen, seine humoristischen und gemüthlichen Aeußerungen und die Eigenthümlichkeiten in der Darstellung des Kriegerischen und Politischen.

Im letzten Abschnitt betrachtet Hr Rauchenstein die Composition, d. h. die Art, wie in einem Liede die Theile zum Ganzen verknüpft sind; wie man den Grundgedanken des Liedes und somit seine Einheit und das Verhältnis der Theile zur Einheit auffinde. Natürlich lebt auch Hr Rauchenstein der Ueberzeugung, daß tiefe Ueberlegung in diesen Kunstwerken herrsche und daß der Dichter sich der Grundsätze, nach denen er schaffte und arbeitete, wohl bewußt war. Die Dissensche Schematik verwirft er als zu abstracte Allgemeinheiten, die zur Erkennung des poetischen Fadens von geringem Nutzen seyen. Er selbst hat es vorgezogen, nach einigen Bemerkungen über die oft scheinbar schroffen Uebergänge in der Verknüpfung der Theile zwey Gedichte in ihrem Bau eindringend zu analysieren, *Ol.* 9. und *Pyth.* 1. Letztere Ode gehört zu den allerschwierigsten, Hrn Rauchensteins Ausführung aber zu dem Gelungensten des Buches. Er zeigt gut das Ungenügende und Verfehlt in den

gewöhnlichen Auffassungen des Grundgedankens und weist nachher überzeugend im Einzelnen nach, daß die leitende Grundidee des Dichters keine andere ist, als: 'Die Harmonie, die schöne Ruhe der Ordnung in der Natur, in dem sittlichen Leben und im Staate ist dem Zeus lieb und steht unter seinem Schutze; die rohe und wilde der Ordnung widerstrebende Gewalt schlägt er.'

Ref. muß sich hier mit dieser allgemeinen Inhaltsangabe begnügen und kann das um so eher, da er bereits in den Nachträgen zu seiner Ausgabe einzelne Ansichten Herrn Rauchensteins kurz besprochen hat und er demnächst bey der Bearbeitung des Commentars zum Pindar, bey der Hrn Rauchensteins Schrift ihm förderlich seyn wird, auf Anderes einzugehen Veranlassung nehmen wird. Nur einige Bemerkungen seyen hier verstattet. So richtig Hr Rauchenstein über die Auslegungskunst des Mythischen redet, so wenig kann Ref. einstimmen, wenn er S. 89 in dem ersten Nemeischen Gesange den Teiresias wahr sagen läßt B. 64 ff., daß Herakles nach Vollbringung großer Thaten durch den krummen Haß des feindlichen Mannes, des Nessos, fallen werde und wenn er daraus auf Neider des Chromios, dem das Lied gehört, schließt. Ist denn etwa Nessos ein Neider gewesen? Keineswegs. Aber die ganze Deutung der Worte widerstrebt, da Pindar vielmehr den Teiresias sagen läßt, Herakles würde manchen ihm verhaßten Frevler dem Verderben überantworten. Denn sicherlich ist Nessos Ermordung der Stelle fremd. — Wenn Herr Rauchenstein S. 94 fragt, warum Pindar in den Epinikien auf Sikelioten keine einheimische Landesagen behandle, so scheint das darin seinen Grund zu haben, daß dort durch die Colonien nur Sagen aus dem Mutterlande, wie die vom Alpheos und

der Artemis, Wurzel geschlagen hatten, während manche eigenthümlich sikulische mehr dem Cultus angehörend einen mystischen Anstrich zeigen, der sie für das Epinikion nicht gefügig erscheinen lassen mochte. Die Libysche Colonie von Kyrene hingegen war durch die Sage vom Raube der Nymphe mit Apollon und durch die Megiden mit der Argonautenfahrt verschlungen, woraus reichhaltige Landessagen hervorstiegen. Beachtenswerth ist übrigens Böckhs Bemerkung, daß Pindar gerade in den für die Sikulischen und Italischen Hellenen bestimmten Liedern die Sagen des Mutterlandes behandelt, die dort einen eigenthümlichen Reiz haben mußten. Außerdem kann Ref. mit manchen Auffassungen einzelner Stellen oder Lesarten nicht einverstanden seyn. So ist das S. 18 in Nem. IV, 89 gebilligte Futurum entschieden unmöglich, theils wegen des Tempus, theils wegen der ganz unpindarischen Vorstellung, als sey es Denen im Hades gestattet, ihre Beschäftigungen der Oberwelt fortzusetzen. Wohl trägt Aho den Ruhm der Enkel hinab zu ihren Ohren, aber in die Saiten können sie nimmer mehr greifen. Eben so geht Hr. Rauchenstein S. 55 fehl in dem über Pyth. X, 11. Gesagten, wo er durch *τσοῖς τε μήδεσι τοῦτ' ἐπραξεν* zwey Factoren, die den Sieg des Hippokleas bewirkt, erhalten will, Apollons Segen und das *συγγενές*. Aber die Verbindung ist ganz unmöglich und *τε* allein richtig. Auch die S. 58 getroffene Wahl der Lesart in Ol. XIII, 5 sqq. halte ich für unglücklich, so wie das S. 65 in Isthm. II, 12 geschützte *ἀγνώτι*, S. 118 die impersonelle Auffassung des *λέλογχε* Nem. I, 24. u. s. w. Manignahl wird Hrn. Rauchensteins allzu treue Uebersetzung Pindarischer Stellen schwerlich richtig verstanden werden, wenn man nicht die Worte selbst

im Gedächtnisse hat. So heißt es S. 35 unrichtig: 'Strepstades führt Tugend nicht weniger schön als sein Wuchs,' Isthm. VI, 22. ἄγει τ' ἀρετὰν οὐκ αἰσχίον φῶας, d. h. seine ἀρετὰ entspricht der Schönheit des Aeußern. Ebenfalls unklar heißt es: 'tadelnswerth von Ansehn, aber zusammen zu treffen mit der Kraft gewaltig' Isthm. III, 64; S. 36: 'Jenen Mann loben die Verständigen. Bekanntes will ich sagen' Pyth. V, 100., während λεγόμενον ἐρέω vielmehr heißt: allgemein Unerkanntes will ich sagen; S. 38: 'wo die Tapfersten des Kriegs Hader hatten in den letzten Hoffnungen' sollte vielmehr heißen: wo die Besten Stand hielten im Kampf trotz der äußersten Noth, s. Isthm. VI, 35. Und S. 41: 'In Kurzem wächst der Menschen Freude, so fällt sie aber auch zur Erde, von feindlichem Sinn geschüttelt' ἀποτρόπῳ γνώμα σεσεισμένον, was vielmehr bedeutet: durch abgewandten Sinn der Götter erschüttert. Endlich aber noch Eins. Wer den Pindar nicht kennt, wird sich sehr verwundern, wenn ihn Hr Rauchenstein S. 120 sich berühmen läßt, 'Thebas liebliches Wasser zu trinken, wenn er den Kämpfern Lieder slicht.' Da wird Pindar viel lieber Wein getrunken haben, wie der alte Aeschylus und Vater Ennius und jeder ächte Dichter. Den Poesien der Hydropoten hat Kratinos längst das Urtheil gesprochen.

F. W. S.

### S t u t t g a r t.

E. Schweizerbartsche Verlagsbuchhandlung 1843.  
 Physiologische Untersuchungen über die Bewegungen des Gehirns und Rückenmarks, insbesondere den Einfluß der Cerebrospinalflüssigkeit auf dieselben von Dr. Alex. Ecker, Professor und Pri-

vatdocent an der Universität zu Heidelberg u. s. w.  
124 Seiten in Octav.

Eine Brüsseler Preisaufgabe hat die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben, ohne daß dieselbe jedoch zur Concurrnz eingesandt worden wäre. Nach einer Uebersicht der Meinungen und Ansichten, nach Beschreibung einer Reihe von Experimenten kommt der Verf. endlich zu dem Schlusse, daß wahrscheinlich die Bewegungen des Gehirns auch im unverletzten Zustande des Schädels Statt finden. Dies ist heutzutage nicht mehr zulässig und war es nicht mehr, seit man die Vorstellungen von dunsterfüllten Räumen zwischen den Eingeweiden des Körpers oder um dieselben immer mehr als irrig erkannt hat. Der Verf. hat leider den Punct, in welchem der physicalische Irrthum liegt, nicht aufgefaßt. Die Art, wie einige der bedeutendsten Physiologen sich über die Unmöglichkeit ausgesprochen haben, schien dem Verf. nicht zu genügen, weil man jetzt weiß, daß allerdings das Gehirn nicht so ganz genau den Schädel ausfüllt, sondern daß die Cerebrospinalflüssigkeit auch einen Theil des Raumes einnimmt. Es ist wahr, daß dieses einige Modificationen in unsern Vorstellungen über mögliche Bewegungen des Gehirns hervorbringen muß (vergl. R. Wagners Handwörterbuch der Physiologie. Bd. II. 'Kreislauf') aber eben so gewis, daß Eckers Ansicht über die Bewegungen des Gehirns dennoch Unmöglichkeiten voraussetzt. Der von dem Verf. übersehene Punct ist, daß wir hier mit incompressibeln Flüssigkeiten zu thun haben. Damit läßt sich seine Ansicht durchaus nicht vereinigen. Derselbe denkt sich die Bewegungen des Gehirns nämlich so: bey der Expiration ändert sich das Volumen der Blutgefäße, besonders der größeren um etwas;

indessen ist dies bey den sinus des Schädels nicht sehr bedeutend; auch zeigt es sich, daß selbst nach Durchschneidung der Hauptvenen, welche das Blut vom Gehirn wegführen, die Bewegung noch nicht sogleich verschwindet, sondern erst in Folge der Verblutung aufhört; dies scheint nun dadurch erklärbar, daß die sinus des Rückenmarks viel dehnbarer sind, bey ihrer Ausdehnung einen Theil der Cerebrospinalflüssigkeit in den Schädel treiben und daß diese zum Theil in die Ventrikel dringend das Gehirn ausdehnt. — Es scheint aus den Experimenten des Verf. mit einiger Wahrscheinlichkeit hervor zu gehen, daß ein solcher Vorgang wirklich vorkommen kann. Bey unverletztem Schädel ist er aber unmöglich, es kann sich nicht die Quantität der Flüssigkeit im Schädel vermehren, während zugleich die Gefäße anschwellen, oder wenigstens einen vermehrten Druck ausüben. Da das Rückenmark wenigstens von nachgiebigern Theilen als das Gehirn umgeben ist, so ließe sich noch eher der umgekehrte Vorgang denken. Verminderte sich die Quantität der Flüssigkeit im Schädel um etwas, so ließe sich ein Anschwellen des Gehirns denken, so wie auch allerdings ein Aufblähen desselben von den Hirnhöhlen aus möglich ist, wenn das Wasser in diesen sich vermehrt, an der äußern Hirnoberfläche vermindert. — So viel hier über das, was der Vf. als Hauptpunkte bewiesen zu haben glaubt. — Wenden wir uns nun noch mit einigen Worten zu den Experimenten. Der Verf. fand die Bewegungen des Gehirns, welche dem Athmen entsprechen, bey Säugethieren, nicht bey andern Wirbelthieren. Derselbe constatirte, namentlich bey Hunden, auch eine dem Pulse entsprechende Bewegung. Seine

Angaben hierüber entsprechen ganz dem, was man nach Versuchen mit dem Blutdruckmesser erwarten konnte. Am Rückenmark fand man nur die der Respiration entsprechenden Bewegungen deutlich. Bey den Versuchen über die Beziehung der Cerebrospinalflüssigkeit ging Verf. besonders so zu Werke, daß erst die Bewegungen an einer Trepanöffnung constatirt wurden, dann aber die Flüssigkeit durch Eindringen auf die Rückenmarkshäute am Halse und Durchschneidung derselben entleert wurden. Dabey collabierte denn das Gehirn und die Bewegungen desselben wurden sehr schwach oder völlig unmerklich. Daß dies nicht bloß Folge der Schwächung des Thieres, namentlich der Respirationsbewegungen war, geht aus dem Versuche besonders hervor, daß Compression des Thorax, welche sonst bedeutendes Steigen des Gehirns bewirkt, hier unwirksam wurde. Einen andern Einwand hat aber der Verf. nicht gehörig berücksichtigt: daß es nämlich doch sehr wahrscheinlich ist, daß durch den Collapsus des Gehirnes nach Entleerung des Ventrikelwassers die Circulation im Gehirne mechanisch belästigt wird, daß daher die Beschränkung der Bewegung doch nicht ganz von dem Wegfall jenes Aus- und Eintretens des Wassers in die Hirnventrikel herrühren wird. Namentlich aber ist es doch wohl einleuchtend, daß das Gehirn, so lange es von der Cerebrospinalflüssigkeit fast schwimmend getragen wird (eine Wirkung, welche diese Flüssigkeit haben muß, wenn ihre, das Hirn umgebende Schicht auch sehr dünn ist) sehr viel leichter so wohl durch in ihm enthaltene Gefäße angeschwellt als durch die an der Basis befindlichen gehoben werden kann. Nur durch diese fast schwimmende Lage



des Gehirns ist es auch leicht denkbar, daß das Wasser so leicht in die Ventrikel eindringt, wie der Verf. annimmt. Derselbe gibt allerdings auch an, daßselbe aufgetrieben zu haben durch Luft, welche er in die arachnoidea des Rückenmarks blies. Dieser Versuch verdiente wohl wiederholt zu werden, da das doch nur durch anatomische, bis jetzt unbekanntere Verhältnisse denkbar wäre, welche die Luft hinderten sich statt dessen auf die pia mater an der Oberfläche des Gehirns zu begeben.

Dr. Bergmann.

### B r e s l a u,

bey Graß, Barth und Compagnie 1843. Vergleichende Zoologie. Verfaßt von F. L. G. Gravenhorst. Nebst vielen synoptischen Tabellen. XX und 686 Seiten in Octav.

Der würdige und hochverdiente Zoolog, Herr Geh. Hofrath Gravenhorst, gibt uns, ähnlich wie Aristoteles in seiner Thiergeschichte, eine vergleichende Zoologie; wie nämlich in der vergleichenden Anatomie und Physiologie nicht einzelne Arten oder Gattungen für sich abgesondert und nach einander, in allen ihren Beziehungen betrachtet, sondern von allen Thieren die einzelnen gleichen Theile und deren Functionen zusammen gefaßt und mit einander verglichen werden, so hat derselbe auch Aehnliches mit der Zoologie im weitesten Sinne versucht, nur mit dem Unterschiede, daß jede einzelne Thierklasse besonders dargestellt ist. Nach Beendigung des Werkes wünschte der Hr Verf., daß er die gleichen Theile und Sitten sämmtlicher Thiere ununterbrochen

aus allen Classen vergleichend zusammen gestellt hätte, indes macht es ja keine große Mühe das zusammen Gehörende aus den einzelnen Classen aufzufinden und im Zusammenhange zu betrachten. — In der Classification ist der Verf. hauptsächlich dem Cuvierschen Systeme, aber in umgekehrter Ordnung, gefolgt; jedoch ist er in mancher Hinsicht abgewichen, und hat so das System noch mehr einem natürlichern genähert. Dabey sind die Diagnosen nur von äußern, oder doch äußerlich zu erkennenden Theilen hergenommen, und zwar hauptsächlich, weil nur äußere Merkmale beständig und an allen Individuen ohne weiteres, und ohne diese mehr oder weniger zu zerstören oder zu entstellen, erkannt werden können. — Was nun den Gang der Darstellung betrifft, so gehen jeder Classe synoptische Tabellen der Ordnungen, Familien, Zünfte und wichtigern Gattungen voran; der Text enthält sodann in verschiedenen Abschnitten die Classification, äußere körperliche Beschaffenheit, den inneren Bau, die Lebensweise, Fortpflanzung und Entwicklung, besonders Physiologisches, den Nutzen und Schaden, wobey der Herr Verf. besonders seine eigenen Erfahrungen, dann aber auch die Beobachtungen Anderer umsichtlich benutzt hat. Ref. bezweifelt nicht, daß dieses Buch den Beyfall vieler erlangen und zur Erleichterung und Erweiterung des zoologischen Studiums wesentlich beytragen werde.

Berthold.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 37. Stück.

Den 4. März 1844.

---

### L e i p z i g,

bey Engelmann 1843. Schafarik, slawische Alterthümer. Deutsch von Mosig von Lehrenfeldt. Herausgegeben von H. Wuttke. 548 S. in Octav.

Schon 1838, in demselben Jahre, in welchem J. Kollar durch seine patriotische Schrift 'O wzjagmnosi Slovanju' die slawischen Gelehrten aller Stämme zu gemeinsamer Erforschung der vaterländischen Literatur und Geschichte aufforderte, erschienen Schafarik's Alterthümer. Der Wunsch des geistvollen Dichters wurde durch diese gewissermaßen erfüllt, noch ehe man seinen Ruf allgemein vernommen hatte. Denn hier war zum ersten Mal, was die einzelnen Stämme zur Aufhellung ihrer Vorzeit gethan hatten, aufs Geschickteste zusammen gefaßt und schwer möchte es seyn, das alte Zeugnis, das Denkmahl, die Spur alter Sitte oder das Bruchstück eines in frühere Zeiten hinauf reichenden Liedes zu nennen, welches dem Scharfblick des böhmischen Gelehrten entgangen wäre. Die umfassende Gelehrsamkeit und die frische, selbständige

Forschung, welche dem Sachkundigen auf jeder Seite des Sch. Buchs entgegen treten, verschafften demselben auch binnen Kurzem die verdiente Anerkennung. Schon im zweyten Jahre nach seinem Erscheinen wurde in Moskwa eine Uebersetzung veranstaltet. Nur Deutschland, das doch sonst mit gespannter Aufmerksamkeit auf jede geistige Bewegung in der Fremde lauscht und mit geschäftiger Hast das Beste wie das Schlechteste sich aneignet, entbehrte bisher einer solchen. Der vorliegende Versuch ist der erste. Wir sind dem Hn Buttke für die Herausgabe Dank schuldig, denn auch die neueren Untersuchungen von C. Neuß und Eichhoff scheinen uns Sch.'s Leistungen keineswegs entbehrlich gemacht zu haben. Manches bedarf wohl der Umzeichnung, aber die Grundzüge werden stehen bleiben und Stützpunkte bilden, auf die sich alle künftigen Untersuchungen des slawischen Alterthums mit Vertrauen werden lehnen können.

Plan, Umfang, Eintheilung, Ordnung und Folge seiner Untersuchungen deutet Sch. S. 6 und 7 selbst an. 'Die vollständige Darstellung des slawischen Alterthums muß außer der Forschung über den Ursprung des slaw. Volks, dessen Schicksale enthalten von der ältesten Zeit bis zu jener Periode, wo die zuverlässige Geschichte jedes einzelnen Stammes beginnt. Dieser lange Zeitraum läßt sich theilen in die Urgeschichte, in Herodots ferne Zeit hinauf reichend und bis zum Fall des hunnischen und römischen Reichs hinab gehend, und in die Geschichte der slawischen Stämme bis zum Siege des Christenthums, von der Mitte des 5ten bis zu Ende des 10ten Jahrhunderts.' Und (S. 7) 'Hinsichtlich des Stoffes theilen wir das Ganze in zwey Haupttheile; der eine umfaßt: Ursprung, Sitte, Stammeintheilung und Thaten; der andere soll

Charakter, Lebensweise, Glauben und Verfassung, Literatur und Wissenschaft der alten Slawen behandeln.' Einem kurzen Berichte über Quellen und Hilfsmittel folgen zwey Fragen, die an der Spitze der Untersuchung stehen und auf die eigentlich das ganze Buch eine Antwort ist. Bey den vielen confusen Ansichten, die sich noch in Köpfen und Büchern behaupten, müssen wir diesen Ausgangspunct billigen und es auch gut heißen, wenn S. 23—39 etwas ausführlich den Slawen ihre Stelle in der indoeuropäischen oder, wie wir sagen, indogermanischen Völkerfamilie vindicirt wird. Die beiden Fragen lauten mit Schafarik's eignen Worten: 'waren die Slawen alte oder neue Bewohner Europas?' und 'unter welchem Namen erschienen die Vorfahren der Slawen zuerst in der Geschichte?' In der Antwort auf die erste derselben so wie an andern Stellen nimmt Schafarik die uralte Gesesshaftigkeit der Slawen in Europa zwischen Germanen und Kelten mit einer Wärme in Schutz, die uns häufig an das '*Ἄντικοὶ μόνοι δικαίως εὐγενεῖς αὐτόχθονες*' erinnert hat. Doch dieser Anspruch ist natürlich und hat etwas Ehrenwerthes, wenn er sich in so tüchtiger Weise geltend macht. Die für die Autochthonie angeführten Gründe wiegen indessen nicht alle gleich schwer. Das Schweigen der Alten über eine Einwanderung, die Vergleichung der keltischen, gothischen und tschudischen Sprache, die eben so wie die überraschende Ähnlichkeit in Völker- und Eigennamen, in Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen des häuslichen und des öffentlichen Lebens auf eine frühzeitige Verbindung der Slawen mit den alteuropäischen Stämmen hinweisen, bilden den Mittelpunct dieser Argumentation (S. 43—65). Wie lauteten nun die ursprünglichen Namen der Slawen? (S. 65—100)

Die Ansicht, daß die Veneter des Tacitus und Ptolemäus mit den Weneden des Jornandes und Fredegar identisch seyen, zu der sich schon längst die tüchtigsten slawischen und deutschen Gelehrten bekannten, war durch Dobrowsky's Widerspruch erschüttert worden. Ohne Grund und mit Unrecht, wie Schafarik beweist. Der Name 'Weneden' war die uralte Stammbezeichnung aller Slawen bey Germanen, Finnen und Litthauern. Das skandinavische 'Vanr' und das finnische 'Wäne, Wene' entspricht dem deutschen 'Wind, Wende'. Die Ausstößung des Consonanten d nach n ist in der finnischen Sprache nicht ungewöhnlich. Wie 'Wend' der älteste auswärtige, so war 'Srb, Serbe' der älteste einheimische Name. Abschnitt II. trägt die Aufschrift 'die Sitze und die Geschichte der alten Slawen'. Die Wenden scheinen aus dem Besitze des Bernsteinhandels und der Bernsteinküste erst durch die einwandernden Gothen verdrängt zu seyn (S. 101—107). Die critische Beleuchtung der Zeugnisse der Alten schreitet nun in chronologischer Folge von den ältesten bis zu denen des Jornandes und Paulus Diaconus fort (S. 107—132). Wir bedauern, daß unsere Aufgabe es nicht zuläßt, aus der Fülle der scharfsinnigen und gelehrten Bemerkungen das Wichtigste auszuheben. Der skandinavischen Sage, die S. 132—145 auch als Quelle benutzt wird, können wir keine größere Beweiskraft einräumen, als von Dahlmann geschehen ist, sind aber mit den bescheidenen Folgerungen Schafarik's im Ganzen einverstanden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Name Vauir, Vanaland, Vanaquisl von dem Volke der Wenden entlehnt ist und daß die Skandinavier die Sitze dieser Wenden tief ins Innere, hinter die Finnen, östlich von Skandinavien verlegten. Vom Ursprung und Bedeu-

tung des Namens 'Weneden' handelt S. 151—165. Die verschiedenartigen Formen, unter denen das Wort vorkomme, hält Schafarik für dialectische Abweichungen und Schattierungen. Die Grundformen, auf die sich alle anderen zurückführen lassen, sind die germanische 'Wind, Wende' und die finnische 'Wäne, Wene'. Alle bisher versuchten Deutungen sind unhaltbar und gehen bey einer strengen Prüfung in Rauch auf. Die ältesten Zeugnisse über die Serben durchläuft der Paragraph 9 (S. 165—181). Die Wurzel dieser uralten, einheimischen Volksbenennung erblickt Schafarik in dem sanskr. *su* (*generare, producere*). Aus der ersten Bedeutung von 'Srb, Serb' Sprößling (= dem lat. *satus, τέκνον*) entwickelte sich dann in logischer Weiterbildung die zweyte *natio, gens*, worin ihm das indische, aus derselben Wurzel entstandene *serim* (*natio*) entspricht. Die Aufzählung der slawischen Stämme im Lande der Winden und Serben nach Herodot und Ptolemäos ist äußerst sorgfältig, wir können nur die Resultate andeutend erwähnen. Die Budiner erklärt Schafarik nach Ossoliniskis Vorgange für Slawen. Unter den angeführten Gründen befindet sich auch der, daß der Name 'budia' slawisch ist und sich in vielen Orts- und Flußnamen Weißrußlands, dem eigentlichen Sitze der alten Budiner, erhalten hat. Eben so scheinen ihm die Neuren wegen ihres Namens — altslawisch heißt 'nur' Land, Volk — und wegen ihrer Sitze nur für einen Zweig des großen Wendenstammes gelten zu können. Das Gewirre der Ptolemäischen Völkernamen ordnet Schafarik erst in bestimmte Gruppen und möchte dann die *Βούλανες, Ἀρσιῆται, Πιεργῆται, Σαβῶκοι, Βίεσσοι, Σταυᾶνοι, Ἰγυλλίωνες, Κοιστοβῶκοι, Τρανομοντᾶνοι, Ουέλται, Κάρβωνες, Καρεῶται,*

*Παγγοῖται, Σάναροι, Βοροῦσκοι, Ἀκίβιοι, Νάσκοι, Ἰβίωνες, Ἰδραί, Στουῖροι, Καρύωνες, Καρπιανοί, Ἰηοῦννοί, Ἀμαδόκοι, Τυραγγῖται, Τάγγοι* für slawische Völker erklären. Den durchweg geistreichen und scharfsinnigen Deutungen dieser Namen schrittweise zu folgen, würde uns zu sehr in Einzelheiten führen. Wir wenden uns deshalb sogleich zu den Slawen an der Donau und den Veneten am adriatischen Meer (S. 223—265). Schafarik glaubt nämlich, daß die alte, von Nestor, Dalimil und Boguchwal erhaltene Volksüberlieferung, nach welcher die Slawen einst an der Donau wohnten und von den Wlachen aus diesen Sitzen vertrieben wurden, ihren guten Grund habe. Unter den Wlachen seyen die Kelten zu verstehen, denn daß deutsche Walh, Væalh laute slaw. Wlach, wie Hals mit Versetzung des l slaw. hlas. Die Kelten seyen aber nach den Berichten der Römer und Griechen gegen 350—336 in Illyricum und Pannonien eingedrungen und haben die dort ansässigen Völker theils unterjocht, theils zur Auswanderung gezwungen. Die Slawen, welche sich nicht zu ihren Stammgenossen hinter den Karpathen wandten, haben sich unter verschiedenen Namen, den Hunnen, Gothen u. tributpflichtig, am südlichen Abhange der Karpathen erhalten. Daher die vielen slawischen Ortsnamen in diesen Gegenden (S. 245 und 249). Ob die eigentlichen Illyrier und ihre Nachbarn die adriatischen Veneten slawischen Stammes gewesen seyen, wagt Schafarik nicht zu entscheiden. Die bloße etymologische Ausdeutung der Ortsnamen scheint ihm unzuverlässig zu seyn, wenn die auf diesem Wege gefundenen Resultate nicht durch anderweitige Zeugnisse gestützt werden. Slawische Elemente möchten sich aber immerhin in dem illyrisch-thrakischen Völkerknoten befunden haben.



Auf die Stammverwandtschaft der Wenden und der adriatischen Veneter kann man mit größerer Sicherheit schließen. Wenigstens darf man diese nicht für Kelten ausgeben, dem steht das Zeugnis des Polybios, wonach sie eine von der gallischen verschiedene Sprache redeten, entgegen. Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit ist noch lange keine Gewisheit und deshalb darf man, ehe sich die Zeugnisse vermehren, die armorischen Veneten nicht unbedingt zu den Wenden zählen. Um diese Anschauung der slawischen Urgeschichte noch wahrscheinlicher zu machen, läßt Schafarik nun eine gedrängte Uebersicht der benachbarten alteuropäischen Stämme folgen. Die Skythen sind nach ihm ein mongolisches, aus Oberasien eingewandertes Volk, verwandt mit Saken und Massageten. Sie wurden im ersten christlichen Jahrhundert von den Sarmaten unterjocht und gingen in diesen unter. Die Ähnlichkeit vieler skythischen Namen mit medopersischen muß theils aus dem langen Aufenthalt derselben in Medien (633 — 605 v. Chr.), theils aus der Vermischung mit den Sarmaten, einem medischen Stamme, erklärt werden. Den slawischen Namen Szud (Tschud) verwandelten die Griechen ihren Lautgesetzen gemäß in *Συθῆς*. Die Denkmähler, welche in den weiten unabschbaren Ländergebieten vom Ural und der Wolga über den Irtysch bis an die Selenga und den Amur gefunden werden, sind ein Werk sinnischer Hände. Man darf unbedenklich annehmen, daß die Stämme dieser einst mächtigen Nation schon im ersten christlichen Jahrhundert dieselben Sitze behaupteten, in denen wir sie bey Jornandes und Prokop antreffen. Die Paragraphen über die Verzweigungen der uralischen Tschuden (S. 318—333) die Sarmaten (S. 333—374) die Kelten (S. 374—401) die Deutschen (S. 401—443) die Litthauer (S. 445 — 476) und die Thraker

(S. 467 — 477) fesseln überall durch sinnreiche Combinationen und legen von der seltenen Gelehrsamkeit, dem Scharfsinn und der nüchternen Besonnenheit ihres Verfassers ein glänzendes Zeugniß ab. Zu bedauern ist es, daß Schafarik Diefenbachs reiche Materialiensammlung zur keltischen Geschichte nicht kannte und benutzen konnte, wir sähen dann gewiß viele Fragen ihrer Erledigung näher gebracht, als es in Diefenbachs fleißiger, aber an scharfen, überzeugenden Resultaten armen Schrift geschehen ist. Der vierte Abschnitt ist verhältnißmäßig am stiefmütterlichsten bedacht und läßt noch eine reiche Nachlese übrig. Den Inhalt desselben bildet eine geographische Uebersicht der Gebirge, Flüsse, Städte und Alterthümer im Lande der Urslawen. Eine resumierende Betrachtung, welche auch den slawischen Volkscharakter gegen die Verunglimpfungen ausländischer Historiker in Schutz nimmt und eine chronologische Uebersicht der altslawischen Geschichte schließen im fünften Abschnitt passend das Buch. Wir haben uns absichtlich aller materiellen Ausstellungen enthalten. Niemand mag seine Ansichten und Ueberzeugungen wehrlos und nackt dem Papier anvertrauen; für eine Beweisführung aber von der Länge und Gründlichkeit, wie sie die hier besprochenen Gegenstände erfordern, sind die Grenzen, wie sie uns der Charakter dieser Blätter vorschreibt, zu enge. Nur das müssen wir schließlich noch bemerken, daß wir eine Mythendeutung, welche, wie die S. 358 geübte, die frische Naivetät des ursprünglichen Mythos von dem Gemachten späterer Scribenten so wenig sondert, unmöglich für die wahre halten können.

Dr. H. B.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

38. 39. Stück.

Den 7. März 1844.

---

H a m b u r g,

bey S. A. Meißner 1843. *Johannis Saresberien-  
sis Entheticus de dogmate philosophorum nunc  
primum editus et commentariis instructus a Chri-  
stiano Petersen, in Gymnasio Hamburgensi  
academico Philol. Class. Profess. publ. O. XXI  
und 134 Seiten in Octav.*

Dieses hier anzuzeigende von dem Herrn Pro-  
fessor Petersen zum ersten Mahle herausgegebene  
Gedicht in 1852 Versen ist so lange der gelehrten  
Welt nicht zufällig, noch weniger wegen erman-  
gelnden Interesses unbekannt geblieben. Eine neu  
aufgefundene Schrift des Johannes von Salisbury,  
welcher in seinen bisher bekannten Werken eine so  
sehr wichtige Quelle für die Geschichte der Philo-  
sophie und Literatur seines Jahrhunderts, auch  
für die politische Geschichte seiner Zeit, in welcher  
er selbst eine nicht unerhebliche Rolle spielte, be-  
deutsam ist, dürfte wohl unbedingt als weiterer  
Verbreitung würdig betrachtet werden. Da meh-  
rere Handschriften dieses Gedichtes an verschiede-

nen Orten, namentlich zu Oxford (nunmehr für den Herausgeber durch Herrn Th. Wright verglichen) und Cambridge vorhanden sind, so ist wohl anzunehmen, daß nur in den Schwierigkeiten des Verständnisses desselben der Grund seiner bisherigen Verborgenheit liegt. Wir dürfen uns daher freuen, daß die auf der Hamburger Stadtbibliothek liegende Handschrift in die Hände eines kenntnisreichen, in der Geschichte der Philosophie wohl bewanderten Philologen gefallen ist, welcher mit der erforderlichen Kenntniß mittelalterlicher Zustände ausgerüstet, dieses Gedicht zuerst bekannt, aber auch zugleich verständlich gemacht hat.

Als der Hauptzweck dieses Werkleins dürfte die Absicht des Verfassers zu bezeichnen seyn, seine eigene Philosophie in der Darstellung der Lehren der Philosophen des Alterthumes niederzulegen, sich dadurch seinem einflussreichen Gönner, dem damaligen Kanzler Englands, Thomas Becket, zu empfehlen und denselben in den würdigen und erhabenen Grundsätzen, welche durch das Hofleben so leicht gefährdet wurden, zu befestigen. Die Darstellung der älteren Philosophie deutet auf eine uns unbekante Quelle, für welche der Herausgeber den vom Dichter angeführten Flavianus, den Vf. eines Buches de vestigiis philosophorum, erklärt und in welchem er den Virius Nicomachus Flavianus erkennt, an welchen Symmachus alle Briefe seines zweyten Buches gerichtet hat, und dessen auch Macrobius, so wie eine Marmorinschrift gedenken. Zugleich ist dieses Gedicht aber auch ein Strafgedicht gegen die Irrlehrer und die schlechten Sitten seiner Zeit und wird uns in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Die oben angedeuteten Schwierigkeiten des Verständnisses dieses Gedichtes liegen nun aber darin, daß der Verfasser neben

den wenig bekannten, ihm befreundeten Lehrern seiner Zeit seine Gegner aller Stände unter verkappten, gewöhnlich römischen Satyrkern und Komikern entlehnten Namen anführt, deren oft schwierige Nachweisung einiges Licht bringt, welches in manchen, wenn gleich nicht allen Fällen die wirklich gemeinte Person erkennbar gemacht hat.

Die wichtigsten Erläuterungen zu dem Entheticus haben die übrigen Schriften des Johannes von S. selbst geliefert, besonders dessen Metalogicus. Doch bleibt noch immer der wahre Name des von ihm als Irrlehrer und Verleumder vielfach geschmähten, doch aus Schonung so benannten Cornificius, so wie der des Sertorius verborgen. Bey dem großen Einflusse, welcher diesen Männern zugeschrieben wird, würde hierin ein großer Vorwurf gegen unsere Litterarhistoriker begründet erscheinen, wenn nicht jener Cornificius sich anders als in gehaltlosen, wenn gleich gefährlichen Reden ergangen und seine Lehren nieder zu schreiben sich nicht gewahret hätte. Da jedoch der Cornificius uns als ein Mönch bezeichnet wird (*extrinsecus religionem induit. Metalog. l. I. c. 5*), welcher die Werke des Aristoteles heftig tadelte und besonders dessen in der Isagoge des Porphyrius studierte Logik, und als ein streitsüchtiger, hohler Schwärzer und Gegner aller seiner ausgezeichneten, der Verehrung des Aristoteles hingeebenden Zeitgenossen auftrat, so möchte ich die folgenden Verse auf ihn beziehen, welche sich in einem Gedichte des Walter Mapes, eines Zeitgenossen unseres Johannes, bey der Aufzählung der damahls lebenden Philosophen finden:

Reginaldus monachus clamose contendit  
et obliquis singulos verbis comprehendit;  
hos et hos redarguit nec in se descendit,  
qui nostrum Porphyrium laqueo suspendit.

Vielleicht dürfen wir uns in unsern Vermuthungen noch weiter führen lassen und folgern, daß der außerordentliche Haß des Johannes gegen einen Mann, dessen Namen zu nennen er sich aus Rücksichten versagt, auf einen nicht talentlosen und deshalb gefährlichen, aber ihm nahe stehenden Gegner hinweist. Wir könnten diesen im Reginald, Sohn des Bischofs Jocelin finden, einem Gegner des Thomas von Canterbury, welcher Archidiaconus zu Salisbury im J. 1174 zum Bischofe von Bath und 1191 zum Erzbischofe von Canterbury erwählt, in demselben Jahre starb, ein Mann, dessen Kenntnisse und lateinische Verse gerühmt werden.

Die Zeit der Abfassung des Entheticus setzt der Herausgeber in dieselbe, in welcher der Metalogicus geschrieben wurde, nämlich zu Anfang des Jahres 1160, also unmittelbar nach der zu Rom vollendeten Abfassung des letzten Buches seines Policraticus s. de Nugis Curialium et Vestigiis Philosophorum, kurz vor dem Tode seines Gönners und Landsmannes, des Papstes Hadrian IV. Doch scheint uns der Entheticus vor dem Metalogicus in Tagen einiger Ruhe gedichtet, ehe Johannes nach Canterbury kam, wo letzteres Werk unter dem Drange der von dem tödtlich erkrankten Erzbischofe Theobald ihm aufgetragenen Geschäfte in großer Hast beendigt ist. Der Verfasser war noch nicht zu Canterbury, wo Odo und Brito lebten, welche zu begrüßen er seinem Büchlein empfiehlt, eben so wie er, was der Herausgeber übersehen hat, derselben Männer in den dem Policraticus vorgesezten Versen gedenkt. Für die Identität des Odo, dessen 'aurea lingua' gepriesen wird, mit dem in den Streitigkeiten des Erzbisthums Canterbury bewährten Odo, Prior des

dortigen Klosters zur h. Dreyfaltigkeit, welcher im J. 1175 Abt des Klosters Battle (S. Martini de bello bey Hastings) wurde, läßt sich aus einer Geschichte jenes Klosters anführen, daß jener wegen seiner 'insignis eloquentia' gepriesen wird (Monastic. Anglic. Vol. III. p. 234). Eine handschriftliche Biographie dieses Odo weist Leland (Collectanea T. IV. p. 68) nach.

Doch nicht nur in Erwähnung jener beiden Freunde des Dichters, sondern selbst in einzelnen Versen stimmen beide Gedichte auffallend überein. Im Polycraticus heißt es vom Kanzler Thomas:

Hic est qui regni leges cancellat iniquas.

Im Entheticus B. 1297:

Hic est carnificum qui ius cancellat iniquum.

Zu diesem Buche sagt der Dichter B. 1637 flg.:

Pontificum regumque parens te Cantia fovit,

Hospitiumque tibi praeparat, immo domum,

Haec petit, ut redeas et in illa sede quiescas.

Im Polycraticus sagt er zu dem Buche:

Cantia te felix genuit, te Cantia fovit

Illustris regum pontificumque parens.

Hic tibi debetur sedes finisque laborum,

Illa tibi requiem praeparat, illa domum.

Im Polycraticus wird das Buch gewarnt auf der Reise bey Geizigen einzusprechen, da diese auf Bücher keinen Werth legen. Dabey heißt es:

Omnia cum possit manus Omnipotentis, avarae  
Mentis egestatem non satiare potest.

Non satiare potest manus Omnipotentis avarum.

Der Entheticus B. 1659 flg. sagt in demselben Zusammenhange:

Omnia posse Deum notum satis est, sed avarum,

Scilicet omnipotens, non satiare potest.

Auch die perpetua sitis atque fames der Geizigen Enthet. v. 1666, so wie der livor edax der

Neider B. 1721 findet sich in dem andern Gedichte wieder.

In diesen Uebereinstimmungen ist hier jedoch etwas mehr als bloße Parallelstellen zu suchen. Jene dienen auch die einander nahe liegende Zeit der Abfassung zu erweisen, so wie die gleiche Absicht, welche beiden Werken zum Grunde lag. Es handeln nämlich die Verse 1533—1636 des *Entheticus* von der Verschiedenheit der *hospitia* und von dem Betragen in denselben. Der Herausgeber hat in jenen die Wohnungen der Lehrer und Studenten zu Oxford zu finden geglaubt, eine Ansicht, welche auf viele andere Erläuterungen des Gedichtes Einfluß ausgeübt hat, und welche, wenn begründet, für die Geschichte jener Universität von hohem Interesse seyn würde. Doch können wir unter jenen Hospitien nur die Klöster und öffentlichen Häuser verstehen, in welchen der Reisende einkehrt, wie eine unbefangene Durchlesung ergeben und vor allem die Vergleichung mit jenen wörtlich übereinstimmenden, doch in den Reiserregeln ausführlicheren Versen des *Policraticus* noch mehr bestätigen muß. Freylich erscheint diese Anweisung für den Reisenden besonders in dem vorliegenden Werke außer Zusammenhang mit dem Hauptinhalte. Doch möchte jener darin zu suchen seyn, daß der Verfasser in beiden dem Kanzler Thomas gewidmeten Gedichten unter dem vielfachen Gefahren ausgefekten Reisenden sich selbst schildert und den Kanzler auffordern will, ihn der lästigen Reisen zu entbinden und ihm in dem viel gepriesenen *Canterbury* neben seinen Freunden *Do* und *Brito* eine für seine wissenschaftlichen Studien geeignete Stellung anzuweisen. Daß ihm dieses einigermaßen gestattet wurde, ist bereits oben erwähnt.

Die Universitäten Oxford und Cambridge wer-



den in dem Gedichte nicht genannt, eben so wenig London und ist eine Stelle, welche der Herausgeber von dem zu London und Kent belegenen erzbischöflichen Pallaste verstehen will, worunter er vermuthlich Lambeth versteht, um so mehr auf Canterbury zu beziehen, da jener Pallast erst später erbauet wurde.

Zu den Namen seiner Lehrer, welche der Dichter andeutet, finden wir die besten Erläuterungen in seinen anderen, früher genannten Schriften, welche der Herausgeber daher sorgsam benützt hat. Ein besonders schwieriger Punct, welcher zu der Aufklärung des Ganzen zu lösen war, die Bestimmung der Zeit, in welcher Johannes jene Lehrer hörte, scheint jenem durchaus gelungen. Es ergibt sich aus unserem Schriftsteller, daß Abälard noch im J. 1136 zu Paris öffentlich lehrte, was mit den gewöhnlichen Angaben im Widerspruch steht. Der Mag. Adam de parvo Ponte, welcher den Johannes so sehr anzog, war ein Waliser von Geburt und Pariser Domherr, welchem später im Jahre 1175 König Henry II. das von dem bekannten Galfrid von Monmouth so eben nieder gelegte Bisthum zu St. Asaph verlieh, und der im Jahre 1181 zu Oxford starb\*), ein Umstand, welcher vermuthen läßt, daß er seinem alten Lehreramte nicht völlig entsagte. Seinen Beynamen führte er von dem petit pont zu Paris, wo er sein Lehrzimmer hatte, nach welchem denn unser Gedicht ihn auch Pontilianus nennt und so wie der s. g. Walter Mapes ihn und seine Schüler als Parvi pontis incolae bezeichnen.

Als seine Lehrer in der Grammatik führt Jo-

\*) S. über ihn Benedict. v. Peterborough hist. a. 1175. Gervasius. Roger de Hoveden. Radulf de Diceto. Monastic. Anglic. T. VI.

hannes den Guillaume de Conches an, so wie den Richard (nicht Bernhard, wie S. 72 gesagt ist) genannt l'Esvesque, welcher später Archidiaconus zu Coutances wurde, Metalog. l. I. c. 24. Ueber Robert von Melun hätte bemerkt werden können, daß er, ein Engländer von Geburt, im J. 1164 das Bisthum zu Hereford erhielt, wo er nach zwey Jahren starb. Ueber andere seiner Lehrer, den Teutonicus Hardevinus, den Magister Theodoricus, Wilhelm von Soissons, so wie Simon von Poissy (Pexiacensis) ermangeln wir näherer Angaben; nicht so über den durch seine Disputation mit Abälard zu Rheims bekannten Gilbert de la Porrée, welcher als Bischof von Poitiers im J. 1154 starb.

Bey der vorherrschenden Ansicht des Verfassers, daß in dem Entheticus von Studien in England die Rede sey, darf es auffallen, daß Johannes von den genannten Lehrern dort den Gilbert und den Mag. Theodoricus gehört haben könnte, freylich nicht zu Oxford, aber zu Cambridge. Es hatte nämlich ums J. 1109 Toffrid, Abt von Eroyland, aus seinem früheren Wohnorte, dem Kloster St. Evroul zu Duche in der Normandie, vier Mönche gebracht, welche das Studium zu Cambridge nach dem Muster dessen zu Orleans gründeten: den Professor der Theologie Mag. Giselbert, den Grammatiker und Satyriker Odo, den Terricus, welcher die Logik des Aristoteles nach Porphyrius den Sünglingen erläuterte, und Wilhelm, welcher Rhetorik lehrte. Es ist nicht unmöglich, daß jener Gilbert de la Porrée war, Terricus der Mag. Theodoricus, dessen Urtheil über die Topica des Aristoteles im Metalog. l. IV. c. 24 angeführt wird. Vielleicht dürfen wir selbst in jenem Wilhelm den von dem dem Kloster St. Evroul

benachbarten Gonches benannten Grammatiker erkennen, welcher in der Mitte des 12. Jahrhunderts starb. Wir geben diese gewagten Muthmaßungen über die in einer bekannten viel bestrittenen Stelle des Geschichtswerkes des Petrus Blesensis nur als solche und um fernere Untersuchungen anzuregen.

Gar manche Erläuterungen zu dem lehrreichen Gedichte sind noch nachzuforschen. Besonders auffallend ist, daß der von dem Verfasser wiederholt genannte für die Geschichte der Philosophie des Alterthums lehrreiche Furuus uns unbekannt ist, welchen er mit Marcianus Capella zusammenstellt, von dem er sagt, daß er wegen seiner unverständlichen, schwülstigen Sprache außer Gebrauch gekommen, doch von Wilhelm de Gonches und Adam de Petit Pont gern gelesen sey, so wie auch 'in pago Ligurino. Hic ubi de florum germine nomen habet' — einem Orte, welcher wohl nur Florenz bezeichnen kann. J. M. L.

### B e r l i n,

bey Rücker und Püchler 1844: Ueber die Besserungsgefängnisse in Nordamerika und England. Nach eigenen Beobachtungen in den Jahren 1838 bis 1843, von J. Louis Tellkamp, Dr der Rechte und Prof. am Columbia-College in New-York. Nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Sträflinge in den obigen Anstalten von Dr Theodor Tellkamp, prakt. Arzte in Cincinnati. Mit vier Plänen.

Wir beeilen uns, diese so eben im Drucke erschienene Schrift hier zur Anzeige zu bringen, da der darin abgehandelte Gegenstand zu denen gehört, die gerade im gegenwärtigen Augenblicke ein vor-

zügliche Interesse in Anspruch nehmen. Während die Rechtsphilosophie von den verschiedensten Gesichtspuncten aus den Begriff der Strafe theoretisch festzustellen vielfach bemüht gewesen, die Praxis des Strafrechts aber ohne entsprechenden Fortschritt und im Gegensatz sonstiger humanen Bestrebungen in unsern civilisirten europäischen Staaten noch immer auffallend im Rückstande geblieben ist, hat der practische Sinn der Nordamerikaner uns längst den Weg gezeigt, der zur Lösung der Aufgabe zu führen verspricht. Wie in Frankreich die Werke der Herren de Beaumont und de Tocqueville, und später der Herren Demetz und Blouet, in England der Bericht von Crawford, so verbreitete in Deutschland die umfassende Schrift des Dr Julius 'über Nordamerikas sittliche Zustände' eine genauere Kunde jener Gefängnisanstalten, durch welche man nicht allein die sichere Haft der Uebelthäter, sondern auch deren Besserung vor ihrer Rückkehr in die menschliche Gesellschaft bezweckt. Wie man aber bey lebhafter Theilnahme leicht in den Fall kommt, schon die gute Absicht für die Ausführung zu nehmen, so konnte man sich durch die größtentheils sehr empfehlenden Darstellungen jener Schriften zu dem Glauben hinreißen lassen, in den nordamerikanischen Besserungsgefängnissen sey das Ziel, welchem so manche Menschenfreunde vergeblich nachgestrebt, endlich glücklich erreicht worden. Denn von fast wunderbarer Einwirkung auf die Sinnesänderung der Gefangenen erschien nach ihnen der Einfluß der Isolierung oder des Schweigens, worin die beiden dortigen Systeme (Philadelphia = und Auburn = System) bekanntlich das Princip der Besserung suchen. Namentlich ward dem Trennungssystem so eifrig nachgerühmt, daß es eine heilsame Zerklüftung

des Gemüths bey dem Verbrecher herbey führe und auf dem Wege der Reue und Buße ihn zur Umkehr bringe. Dieser Wahn wird nun freylich durch die in vorliegender Schrift gebotenen Mittheilungen vollständig zerstört. Der Verf. derselben hat Gelegenheit gehabt, vielfache Beobachtungen in einer großen Anzahl nordamerikanischer Besserungsgefängnisse anzustellen und diese Gelegenheit mit großer Umsicht und Ausdauer zu nutzen gewußt. Sein Urtheil ist wohlwollend, aber unbestochen von der Täuschung des Scheins; er verhehlt uns nicht die schwachen Seiten, wie geneigt er sich auch zeigt, die wirklichen Vorzüge des besprochenen Gefängniswesens vor Augen zu legen. Unter diesen Umständen erhält seine Darstellung allerdings in Beziehung auf Dr Julius Schrift einen polemischen Charakter und ist daher als wesentliche Ergänzung derselben zu betrachten. Einer besondern Beachtung scheint uns werth, was der Verf. über die Erieglichkeit der vermeintlichen Besserungsmerkmale, den in England statuierten Unterschied zwischen einer moralischen und politischen Besserung, die erfahrungsmäßig ungenügenden Erfolge eines strengen Trennungssystems und namentlich über den Grundirrtum desselben: von mechanischen Mitteln bedeutende moralische Wirkungen zu erwarten, in seinem Werke äußert. Er glaubt, das ganze System nur dann billigen zu können, wenn die Strafzeit verhältnismäßig kurz bestimmt, sofort für angemessene Beschäftigung so wie für entsprechenden Unterricht des Gefangenen Sorge getragen, und wenn ferner zur Erhaltung der Gesundheit ihm täglich Bewegung im Freyen gestattet werde.

Diese Ansichten erhalten eine nachdrückliche Bekräftigung durch das — vorherrschend vom ärztlichen Standpuncte gefällte — Urtheil des Dr.

med. Zellkampf, des Verf. Bruder, der seinen Besuchen der Besserungsgefängnisse sich mehrfach angeschlossen und die schätzbaren Ergebnisse seiner Untersuchungen nebst andern interessanten Bemerkungen in einem Anhange der vorliegenden Schrift niedergelegt hat. Hier erfährt man, wie ungenügend und unzuverlässig die Angaben und Berichte der nordamerikanischen Aerzte abgefaßt, mit welcher Behutsamkeit sie daher zu benutzen sind; überhaupt blickt aus diesen Mittheilungen ein noch sehr unmündiger Zustand der medicinischen Kunst und Wissenschaft jener Gegend hervor. Zu dem Beachtungswerthesten gehört in dem weitem Berichte, daß bey Besprechung der Ursachen des Wahnsinns, der so oft in den Besserungsgefängnissen hervorgetreten, die Schuld davon hauptsächlich der verkehrten anfänglichen Behandlung der Gefangenen, ihrem Hinbrüten in dumpfer Unthätigkeit und Einsamkeit, dagegen keineswegs vorherrschend, sondern nur mittelbar dem Laster der Onanie (als einer der Folgen jenes heillosen Zustandes) zugeschrieben wird. Vorzügliche Erwägung verdient wohl vor Allem der Vorschlag (S. 244, übereinstimmend mit S. 163 ff.) die getrennte Gefangenschaft mit der gemeinsamen des s. g. Schweigsystems dergestalt zu combinieren, daß die gesammte Dauer, der Individualität des Sträflings gemäß, auf beide vertheilt werde. Auf den ersten Anblick scheint hierdurch allerdings dem Vorstande der Strafanstalt eine zu große Gewalt eingeräumt; wenn man indessen den Zweck der Strafe erwägt, so muß man zugeben, daß wohl schwerlich auf einem sichrerem Wege Gerechtigkeit und Menschlichkeit zugleich geübt werden können. Dem richterlichen Ausspruch nämlich geschieht Genüge, da an der gesammten Strafzeit nichts gekürzt wird; der billigen Rücksicht auf Menschenwohl dagegen nicht

minder, indem der Sträfling den heilsamen Einfluß gemeinsamer Beschäftigung erfährt, so bald der Zustand seiner Gesundheit die längere Absonderung gefährlich macht. Die angehängten Bemerkungen enthalten, wie man sieht, nichts weniger, als ein einseitig medicinisches Specialvotum, sondern ein auf Beobachtungen des Gesundheitszustandes der Sträflinge gegründetes allgemeines Urtheil über den Gegenstand. Dabey thut es wohl, in ihnen eben so wohl, wie in der Schrift selbst, den Ausdruck eines warmen Mitgefühls wahrzunehmen, das sich namentlich am Schlusse ausspricht, als von der zu modificierenden Uebertragung der Besserungsgefängnisse auf Deutschlands Boden die Rede ist. — Es war sicher kein geringer Vortheil für das Buch, daß während der Verf. seine Aufgabe als Jurist ins Auge faßte, er dem Bruder, der als practischer Arzt die localen Verhältnisse kennen gelernt, die medicinische Seite der Beurtheilung überlassen konnte, wodurch der Gegenstand eine um so schärfere Beleuchtung und Critik erfährt und manigfacher Täuschung vorgebeugt wird, die bey practischer Anwendung verderblich wirken könnte.

Die Schrift ist Sr Majestät, dem Könige von Preußen gewidmet, welchem der Verf., wie wir hören, bey seinem neulichen Besuche Deutschlands persönlich ausführlichere Mittheilungen über den Gegenstand zu machen die Ehre gehabt hat. Möchten die in der Widmung ausgesprochenen Hoffnungen auf baldige, dem Fortschritt der Humanität entsprechende, Verbesserungen des Gefängniswesens nicht nur in Preußen, sondern in sämmtlichen Staaten Deutschlands in Erfüllung gehen!

H.

A.

B r e s l a u,

gedruckt bey Graß, Barth und Compagnie 1841.  
Ueber den Jurakalk von Kurowitz in Mähren, und

über den darin vorkommenden *Aptychus imbricatus*. Von Ernst Friedrich v. Clocker, ordentl. Professor der Mineralogie und Director des Mineraliencabinetts an der Universität in Breslau u. Mit vier Steindrucktafeln. 62 Seiten in Quart.

An der südlichen Seite des Dorfes Kurowitz, welches ungefähr eine Meile südöstlich von Kremser und zwey Meilen südlich von Prerau auf dem linken Ufer der March im Gradischer Kreise liegt, erhebt sich, als Theil einer in nordöstlicher Richtung streichenden Bergkette, eine mäßige, aber ziemlich steile Anhöhe, welcher der Verf. vorliegender Schrift in Ermangelung eines anderen Namens, den des Kurowitzer Kalkberges beygelegt hat. Am Fuße desselben tritt unter der Lehmdecke ein sehr feinkörniger, kalkiger Sandstein hervor, der nicht allein den weiter oben auf dem Berge anstehenden Kalkstein zu umlagern, sondern auch ihm aufgelagert zu seyn scheint. Den dichten Kalkstein, woraus der Gipfel des Berges besteht, hält Herr von Clocker für identisch mit dem oberen Jurakalke Schwabens und Frankens, so wie mit dem von Nickolsburg im südlichen Mähren, und stützt seine Ansicht so wohl auf die petrographische Ähnlichkeit, als auch und zwar besonders auf die in dem Kalkstein sich findenden *Aptychusschalen*. Das Vorkommen des Jurakalkes in jener Gegend war bis zum October 1840, wo Herr von Clocker den Kurowitzer Kalkberg zuerst besuchte, nicht bekannt, indem man bis dahin nur wußte, daß jenes Gebilde sich bey Nickolsburg im südlichen Theile des Brünnner Kreises und bey Stramberg im östlichen Theile des Prerauer Kreises in kleinen Gebirgsmassen aus der Tertiärformation erhebt. Außer dem ausgezeichneten dichten Kalkstein kommen am Kurowitzer Kalkberge auch Einlagerungen von hellgrauem Mergel und von einem mergeligen Conglomerate vor. Der Verf. theilt



genaue Beschreibungen von den verschiedenen Modificationen des Kalksteins und durch Abbildungen erläuterte Beobachtungen über die darin sich findenden ausgezeichneten Mangandendriten, und gewisse flach-nierenförmige, sphäroidische oder spitzkegelförmige Concretionen mit. Das Kalkconglomerat besteht aus kleinen eckigen Stücken von dichtem Kalk und Schalenresten von *Aptychus imbricatus*, die entweder durch ein mergeliges Gement, oder für sich allein innig verbunden sind. Häufig zeigen sich auch kleine graulich oder schwärzlich grüne Partikeln, ähnlich den Glaukonitkörnern des Grünsandes, eingemengt. Die *Aptychus*-schalen finden sich besonders an der oberen Seite der Conglomeratschichten angehäuft, wo sie mit ihrer converen Seite nach oben gekehrt zu liegen pflegen.

In einem besonderen Abschnitt wird von dem *Aptychus imbricatus* im Kurowitzer Kalk gehandelt. Der Verf. theilt lehrreiche, von Abbildungen begleitete Beobachtungen über dies räthselhafte Petrefact mit, und pflichtet der von Hermann v. Meyer zuerst ausgesprochenen Meinung bey, daß die *Aptychus*-schalen für die inneren Schalen eines nackten Weichthieres zu halten seyen, welches auch wohl die wahrscheinlichste Annahme seyn dürfte. Gleichzeitig mit der vorliegenden Arbeit ist bekanntlich die schätzbare Abhandlung von Coquand über die *Aptychus*-schalen im Bulletin de la Société géologique de France, Tome XII. p. 376—391 erschienen, wo jener Ansicht auch beygestimmt, zugleich die Kenntnis der Arten erweitert und gezeigt wird, daß das Vorkommen nicht auf die Surasformation beschränkt ist, sondern daß gewisse Arten von *Aptychus* in den Schichten sich finden, welche man mit dem Namen Terrain néocomien belegt hat.

Ein Anhang zu obiger Schrift liefert schätzbare Bemerkungen über die kalkführende Sandsteinforma-

tion auf beiden Seiten der mittleren March, in der Gegend zwischen Kwassitz und Kremfier, zur Vergleichung mit dem Sandstein von Kurowitz. In einem an einer Anhöhe bey Kwassitz sich findenden, feinkörnigen Sandstein mit eingesprengten dunkelgrünen und schwarzen Körnern, neben welchen auch fast mikroskopischkleine krystallinische Kalkspaththeilchen erkennbar sind, kommen viele Abdrücke von Stengeln, Zweigen und Blättern von Pflanzen vor, die nach den Untersuchungen des Verf. zum großen Theil saftige Sumpfpflanzen, zum Theil aber auch Landpflanzen gewesen zu seyn scheinen, aber mit keinen jetzt lebenden Pflanzenarten übereinstimmen. Besonders auffallend ist bey ihnen ihre lebhaft grüne Farbe, welche man sonst bey Phytolithen nicht zu sehen gewohnt ist. Herr von Glocker hat von diesen fossilen Pflanzen zwey Gattungen näher bestimmt und von jeder eine Species abgebildet. Die eine ist von ihm zum Andenken an einen um die geognostische Kenntniß Mährens verdienten Mann, den verstorbenen Generalmajor Keck von Keck, mit dem Namen *Keckia annulata* bezeichnet, die andere *Gyrophyllites Kwassizensis* benannt worden. Der Kurowitzer Sandstein stimmt in seinen petrographischen Beschaffenheiten mit den Sandsteinen der Gegend zwischen Kwassitz und Kremfier überein; und der Verf. hält dafür, daß diese Gesteine dem Kreide- oder Grün-sandsteingebilde angehören. Diese Annahme stellt sich allerdings als die wahrscheinlichste dar; doch würde es für eine völlig sichere Bestimmung der Formation jenes Sandsteins und seines Verhaltens zum Kurowitzer Kalkstein erwünscht seyn, wenn es gelänge, die Lagerung beider Gebilde genauer auszumitteln, als solches nach den Mittheilungen des Herrn v. Glocker bis jetzt möglich gewesen zu seyn scheint.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 40. Stück.

Den 9. März 1844.

---

### G ö t t i n g e n.

Verzeichnis der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 22. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 9. September beginnenden Woche geschlossen werden.

### Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemälbefammlung, die Sammlung von Maschinen und

Mobellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

### Theologische Wissenschaften.

Theologische Encyclopädie und Methodologie trägt Hr Lic. Hänell 3 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Eine crit. und hermeneut. Einleitung in die Bücher des Alten Testaments gibt Hr Prof. Bertheau, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Redepenning erklärt die Psalmen, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Prof. Bertheau, die Genesis und ausgewählte Abschnitte aus den übrigen Büchern des Pentateuch, um 10 Uhr; Hr Prof. Wüstenfeld, den Jesaias, um 8 Uhr; Hr Prof. Wieseler, den Jesaias, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, die Psalmen, mit besonderer Rücksichtnahme auf die hebr. Grammatik, um 10 Uhr.

Eine Einleitung in die canon. Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche, 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist.-R. Abt Lücke erklärt, nach einer Einleitung in sämtliche Briefe des Apostels Paulus, dessen Briefe an die Thessalonicher und an die Römer und gibt sodann eine kurze Erläuterung des Briefes des Jakobus, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die drey ersten Evangelien, zugleich mit einer sorgfältigen Beurtheilung der neueren Untersuchungen über die histor. und dogmat. Glaubwürdigkeit der Evangelien, 6 St. wöch. um 9 Uhr, den Brief an die Hebräer, Mont. und Donnerst. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Köllner, das Evangelium und die Briefe des Johannes, um 9 Uhr; Hr Lic. Matthäi, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer und Galater, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die Geschichte der christl. Apologetik trägt Hr Lic. Hänell Mittw. um 4 Uhr unentgeltlich vor;

Die biblische Theologie des A. und N. Test., Hr Prof. Redepenning, 5 St. wöch. um 2 Uhr; biblische Theologie, Hr Prof. Wieseler, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber das Leben Jesu hält Hr Lic. Matthäi eine Vorlesung, Mont. Dinst. Donnerst. um 3 Uhr.

Die Lehre Christi vom Staate und von der

Kirche trägt Hr Lic. Matthäi Freit. um 1 Uhr unentgeltlich vor;

Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Duncker, 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine Einleitung in die dogmatische Theologie, wobey die christl. Apologetik ausführlicher behandelt werden wird, gibt Hr Consist. = R. Abt Lücke nach s. 'Grundriß der evang. Dogmatik, für Vorlesungen, statt handschriftlicher Mittheilung. Götting. 1844', 4 St. wöch. Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 4 Uhr, öffentlich.

Die dogmatische Theologie trägt Hr Consist. = R. Gieseler, 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Das dogmat. System der Lutherischen Kirche, mit einer histor. Einleitung in die Lutherischen Symbole, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. um 5 Uhr, öffentlich;

Die christliche Moral, Hr Consist. = R. Abt Lücke, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Kirchliche Archäologie, Hr Repet. Wolbe, Mont. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist. = R. Gieseler trägt den zweyten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, die Kirchengeschichte der neuesten Zeit, Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Duncker, die erste Hälfte der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr, die Kirchengeschichte der neueren Zeit, 4 St. wöch. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Lic. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte, 8 St. wöch. um 8 u. 11 Uhr.

Homiletik und Seelsorge trägt Hr Prof. Redepenning 4 St. wöch. um 3 Uhr vor; Homiletik, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Die Uebungen der Mitglieder des königl. homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Hrn Prof. Redepenning Mittw. um 8 und um 3 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die Theorie der religiösen Katechetik trägt Hr Generalsuperint. Dr. phil. Rettig, nach s. 'Grundrisse zu academischen Vorlesungen über religiöse Katechetik, Gött. bey Vandenhoeck u. Ruprecht 1843,' 4 St. wöch. um 1 Uhr vor. — Die practischen Uebungen seiner Zuhörer wird derselbe Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr leiten.

Zu Privatissima über die theol. Wissensch. erbiethet sich Hr Lic. Holzhausen; zu Examinatorien, Hr Rep. Dr. Lünemann.

Die exegetischen und systematischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des

In Consist.-R. Abt Lücke, u. die von In Consist.-R. Bieseler errichtete theologische Gesellschaft werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden. — Hr Prof. Redepenning wird die Uebungen seiner exegetischen Gesellschaft wie bisher, Hr Prof. Bertheau die s. exegetischen Gesellschaft Freytag Abends, leiten. — Die Studien s. theol. Gesellschaft leitet Hr Prof. Köllner wie bisher; die Uebungen s. theol. Gesellschaft Hr Prof. Duncker. — Die exeget. Gesellschaft des Hrn Prof. Bieseler wird wie bisher fortgesetzt werden. — Auch die theol. Gesellschaft des Hrn Lic. Hänell wird ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Repet. Wolde den Brief des Ap. Paulus an die Galater durch die Zuhörer erklären lassen, Dinst. Ab. von 8 bis 10 Uhr; Hr Repet. Dr Lünemann erklärt den Brief des Ap. Paulus an die Epheser, Dinst. u. Freyt. um 3 Uhr.

### Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausgabe seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Hr Assessor Dr Unger, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Das Völkerrecht, Hr Dr Wippermann, um 8 Uhr;

Das deutsche Staatsrecht, Hr Prof. Zachariä nach s. Lehrbuche 'Deutsches Staats- und Bundesrecht. Gött. 1841', um 8 Uhr; Hr Assessor Dr Unger, um 11 Uhr;

Das Forst- und Jagd-Recht, Hr Dr Rothamel;

Die Strafrechtstheorien, Hr Dr Mejer, Sonnabends um 11 Uhr, unentgeltlich;

Das allgem. deutsche Criminalrecht, mit einer Vergleichung der neuern Strafgesetze, vorzüglich des neuen hannover. Strafgesetzbuches, Hr Prof. Zachariä, um 10 Uhr; das Criminalrecht, nach Feuerbachs Lehrbuche, Hr Dr Wippermann, um 3 Uhr; das Criminalrecht, das gemeine so wohl als das im R. Hannover geltende, Hr Dr Mejer, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. J.R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr; Hr Dr Leist, um 10 Uhr.

Hr Dr Leist hält Mont. Dinst. Donnerst. um 4 Uhr ein exeget. Collegium, in welchem er zur Erläuterung der Theorie des heutigen römischen Rechtes die schwierigern Stellen aus den Quellen erläutern wird.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Hofr. Francke, um 11 Uhr vor;

Die Pandecten, Hr Hofr. Ribbentrop, um 9 und 11 Uhr; einige Abschnitte des allgemeinen Theiles der Pandecten, derselbe, Freyt. um 5 Uhr, öffentlich; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Dr Bensfey, nach Mühlensbruchs Lehrbuche, privatissime; Hr Dr Wippermann, nach Mühlensbruchs Lehrbuche, um 10 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Francke, um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum hält Hr Prof. Duncker, Mont. Dinst. u. Donnerst. um 5 Uhr; Hr Dr Wolff nach Anleitung seines Werkes 'Rechtssfälle etc. Gött. 1842', Mont. Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr.

Zu einem Privatissimum über das Römische Recht er bietet sich Hr Dr Mejer.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Katholiken trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Rothamel, um 2 Uhr; Hr Dr Mejer, um 2 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht nebst dem Lehen- u. Handels-Rechte, Hr Prof. Kraut, nach der zweyten Ausgabe seines 'Grundrisses zu Vorlesungen über das deutsche Privat-Recht nebst beygefüigten Quellen, Gött. 1839', 12 St. wöch. um 7 und 9 Uhr, in Verbindung mit theoretisch-practischen Uebungen in einer seinen Zuhörern passenden Stunde; das deutsche Privatrecht, Hr Dr Wolff nach s. Lehrbuche, 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Das Lehen- und Handels-Recht handelt Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 4 Uhr ab;

Das Hannoverische Privat-Recht, Hr Dr Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverischen Privat-R.' 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Vorlesung, welche von Hn Prof. Duncker für die hier studierenden Nassauer über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau gehalten wird, s. unten bey den historischen Wissenschaften.

Die Theorie des deutschen Criminal-Processus trägt Hr Prof. Zachariä nach s. 'Grundlinien des gem. deutschen Strafprocesses. Gött. 1837', um 11 Uhr, in Verbindung mit pract. Uebungen, vor;

Die Theorie des Civil-Processus sammt dem summar. Prozesse und dem Concurss-Processus, Hr Prof. Duncker, um 8 Uhr; die Theorie des Civil-Processus sowohl des ordentl. als des summarischen, Hr Dr Grefe, 6 St. wöch. um 4 Uhr;

die Theorie des bürgerl. Processus, Hr Assessor Dr Unger, um 8 Uhr.

Die Lehre von den Klagen und Einreden erläutert Hr Dr Benshey, 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Geh. J. R. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleit. in die Praxis der Civilproceße', und seine 'Anleit. zum Referieren.'

Die Extrajudicial-Jurisprudenz d. h. die so genannte willkürliche Gerichtsbarkeit, das Notariats-Wesen, die Gantelar-Jurisprudenz, handelt Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr ab; Notariatskunst, derselbe, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Zu Privatissimis, General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, erbiethet sich Hr Dr Rothamel; zu Examinatorien und Repetitorien über das römische Recht, das deutsche Privat-Recht und den Civil-Proceß Hr Ob Zimmermann.

## Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie', Mittw. um 3 Uhr öffentlich vor; Hr Hofr. Marx, Mittw. um 8 Uhr, öffentlich;

Histologie und Anthropochemie, erläutert durch mikroskopische Demonstrationen und chemische Experimente, Hr Prof. Vogel, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr;

Die Osteologie und Syndesmologie, Hr Ober-Med. R. Langenbeck, nach seinem Lehrbuche, Mont. Dinst. Mittw. um 11 Uhr;

Die Neurologie, Hr Ob. M. R. Langenbeck nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Vergleichende Anatomie, Hr. Prof. Bergmann, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Prof. Vogel,



5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens; Hr Dr Krämer, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Die Physiologie, durch anatomische Demonstrationen und Experimente erläutert, Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuche der Physiologie des Menschen u. der Thiere' (2. Ausg. 1837), um 10 Uhr;

Physiologie des menschlichen Körpers, erläutert durch Versuche und mikroskopische Beobachtungen, Hr Prof. Herbst, 5 St. wöch. um 6 Uhr Morgens;

Geschichte und Berrichtungen des Lymphgefäßsystems, nach s. nächstens erscheinenden Werke: 'das Lymphgefäßsystem u. seine Berrichtung', Hr Prof. Herbst, Mont. und Donnerst. um 5 Uhr, öffentlich.

In dem physiologischen Institute lehrt Hr Prof. Wagner, 2 St. wöch. von 4—6 Uhr, practische Zootomie oder practische zootomische Uebungen und bedient sich dabey der '2. Ausgabe seines Lehrbuches der Zootomie, Leipz. 1843.' — Hr Prof. Vogel wird die mikroskopischen und zochemischen Uebungen Mont. und Donnerst. von 4—6 Uhr leiten.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr ab; Hr Hofr. Marx, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'Allgem. Nosologie und Therapie wissenschaftlich dargestellt';

Diagnostik und Semiologie, Hr Prof. Fuchs, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber Auscultation und Percussion hält Hr Dr Krämer einen Vortrag, Mont. Dinst. und Mittw. Ab. um 6 Uhr, und verbindet damit practische Uebungen.

Ueber die Wirkungen und die Anwendung der Heilmittel und über Receptierkunde hält Hr Hofr. Marx 5 St. wöch. eine Vorlesung um 3 Uhr.

Materia medica, die Kunst Recepte zu schreiben und die Arzneyen zu dispensieren, lehrt Hr Prof. Müete um 4 Uhr;

Pharmakologie oder Materia medica, Hr Dr Kraus, nach s. 'Uebersicht der gesammten Heilmittellehre' um 4 Uhr;

Medicinische Naturgeschichte, Hr Prof. Grisebach, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 11 Uhr;

Pharmacognosie, Hr Dr Wiggers, nach s. Grundriß (Göttingen 1840), 4 St. wöch. um 1 Uhr oder in einer andern den Zuhörern bequemen Stunde.

Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Wöhler 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens.

Zu Repetitorien und Examinatorien über Pharmacie etc. ist Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches, um 5 Uhr ab;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, Hr Prof. Fuchs, 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Den theoretischen Theil der Augenkrankheiten trägt Hr Prof. Rüete um 7 Uhr Morgens vor.

Die Augenkrankheiten handelt Hr Dr Langenbeck um 9 Uhr ab.

Den practischen Theil der Krankheiten der Augen und des Gehörs, mit Demonstrationen an Kranken und Abbildungen, lehrt Hr Prof. Rüete, um 9 Uhr.

Anleitung zur augenärztlichen Praxis gibt Hr Dr Langenbeck um 4 Uhr.

Zu Examinatorien und Repetitorien über verschiedene Zweige der practischen Medicin ist Hr Dr Krämer erbötig.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr Ob. Med. R. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr.

Zu chirurgischen und augenärztlichen Operationen gibt Hr Dr Langenbeck um 1 Uhr Anleitung, privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande trägt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr, verbunden mit einer Anleitung zu practischen Uebungen, vor.

Practische Uebungen in den Operationen bey Augen- und Gehörkrankheiten leitet Hr Prof. Rüete, privatissime.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshilfe trägt Hr Hofr. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich den Besuch der clinischen Stunden so wie die Beobachtung der im Entbindungshause vorkommenden Geburten; zu den geburts-hilflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Er-

plorations- und Auscultationsübungen an Schwangeren und Beobachtung der vorkommenden Geburten gibt er um 3 Uhr und in anderen passenden Stunden Anleitung; die practischen Uebungen setzt er in den clinischen Stunden wie bisher fort. — Hr Prof. Dsander lehrt die Entbindungskunst, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Tresurt trägt die Geburtslehre 6 St. wöch. um 9 Uhr vor; um 2 Uhr gibt er Anleitung zu den geburtshilflichen Operationen. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshilfe zu geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Hofr. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; Hr Prof. Bergmann, für Studierende der Rechte, Dinst. Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med.R. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 Uhr angefahrt.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die veterinarische Arzneymittel-Lehre, 4 St. wöch. um 2 Uhr; die veterinarische Polizey, 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr fortgesetzt.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, eine Vorlesung; die Reitkunst lehrt derselbe, 6 St. wöch. — Die Uebungen auf der Königl. Reithahn werden wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

### Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Prof. Kriske 6 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Die Logik, Hr Hofr. Ritter nach seinem Handbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Psychologie, Hr Hofr. Ritter, 5 St. wöch. um 5 Uhr;  
 Pädagogik, mit Zugrundelegung von 'Herbarts Umriss pädagog. Vorlesungen. 2. Ausg. Gött. 1841,' Hr Assessor Dr Lott, Dinst. Mittw. Donnerst. um 5 Uhr unentgeltlich;

In dem pädagogischen Seminarium wird Hr Prof. Hermann die Grundsätze des Schulunterrichtes vortragen und die Uebungen der Mitglieder des Seminars leiten, Donnerst. Freyt. Sonnab. um 11 Uhr.

### Staatswissenschaften und Gewerbswissenschaft.

Politik und europäisches Staatsrecht, mit einer kurzen Darstellung der Polizey u. des Völkerrechts, trägt, für Zuhörer aus allen Facultäten, Hr Prof. Roscher um 2 Uhr vor;

National = Deconomie und Finanzwissenschaft, Hr Prof. Roscher nach seinem bey Dieterich 1843 erschienenen 'Grundrisse zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach historischer Methode,' um 4 Uhr. Die Uebungen der national = öconomischen Gesellschaft wird derselbe in einer passenden Stunde leiten. — Hr Dr Tögel wird nach seiner Rückkehr von der Reise seine Vorlesungen anzeigen.

Die forstwissenschaftlichen Vorlesungen des Hn Hofr. Meyer werden in dem Winter = Semester fortgesetzt werden.

Die Technologie trägt Hr Hofr. Hausmann, Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr vor; Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Focke; Hr Dr Köhler nach Lorenz, 5 St. wöchentl. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, um 5 Uhr;

Die Differential = und Integral = Rechnung, Hr Dr Stern, um 7 Uhr;

Die Wahrscheinlichkeits = Rechnung, Hr Dr Goldschmidt, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie und die Stereometrie, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich nach f. Handbuche, Mont. Mittw. u. Freyt. von 5 bis 7 Uhr.

Die in der höheren Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Messungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauss um 10 Uhr erläutern.

Die theoretische Astronomie lehrt Hr Dr Goldschmidt, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Goldschmidt, Mont. und Donnerst.;

Die practische Astronomie, Hr Hofr. Gauß, privatissime;

Angewandte Mathematik oder die Elemente der Statik und Mechanik und deren Anwendung bey Maschinen, Hr Prof. Ulrich, um 2 Uhr;

Die Lehre von den Dampfmaschinen, mit Zugrundelegung der de Pambourschen Theorie, Hr Prof. Lifting, privatissime.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr Dr Focke an beliebigen Tagen und Stunden; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Köhler erbötig.

## N a t u r l e h r e.

Allgemeine Naturgeschichte u. specielle Zoologie trägt Hr Prof. Berthold mit Demonstrationen im academischen Museum um 5 Uhr vor; Naturgeschichte oder physische Anthropologie und allgemeine Zoologie, für Zuhörer aus allen Facultäten, Hr Prof. Wagner, 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Hr Prof. Berthold wird mit Vergnügen den Wünschen derjenigen entsprechen, die Dinstags von 3 bis 5 Uhr, in welchen Stunden das academische Museum geöffnet ist, ihn um eine genauere Erklärung der zoologischen Merkwürdigkeiten ersuchen werden.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5 St. wöch. um 7 Uhr; die medicinische Botanik, Mont. Dinst. Donnerst. Freytag um 8 Uhr; öconomische Botanik an denselben Tagen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden auf die gewöhnliche Art Statt haben; Demonstrationen in dem acad. Garten, in einer passenden Stunde. — Hr Prof. Grisebach lehrt so wohl generelle als specielle Botanik um 7 Uhr, und erläutert seine Vorträge auf botanischen Excursionen und durch Demonstrationen an Pflanzen des botanischen Gartens. Zu Privatissima erbiethet sich derselbe.

Mineralogische Demonstrationen in dem aca-

demischen Museum stellt Hr Hofr. Hausmann, auf die bisherige Weise, öffentlich an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die physiologischen Grundsätze der Agricultur, nach Liebig, wird Hr Prof. Grisebach, Mittw. um 11 Uhr öffentlich vortragen;

Meteorologie, Hr Prof. Listing, Mittw. u. Donnerst. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Experimental-Physik, Hr Prof. Listing, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Prof. Himly, 5 St. wöch. um 3 Uhr; auch ist derselbe zu Repetitorien und Examinatorien in diesem Fache erbötig.

Practisch-physicalische Uebungen stellt Hr Prof. Listing im academischen Laboratorium Freyt. von 10 bis 12 Uhr an.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Practische chemische Uebungen wird Hr Prof. Himly in passenden Stunden in seinem Laboratorium wie bisher anstellen.

Zu Repetitorien und Examinatorien über einzelne Theile der Chemie ist Hr Prof. Himly, über theoretische Chemie, Stöchiometrie u. Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers erbötig.

## Historische Wissenschaften.

Griechische und römische Paläographie und Diplomatie trägt Hr Prof. Schaumann Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr vor und verbindet damit pract. Uebungen im Lesen alter Handschriften und Diplome.

Allgemeine vergleichende Geographie trägt Hr Assessor Dr Wappäus 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Geographie der alten Welt, Hr Dr Eckermann, 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Allgemeine Geschichte der alten Welt, Hr Prof. Hoef, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Eine kurze Uebersicht der Geschichte und der Alterthümer Indiens, Hr Dr Bensfey, Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Die Geschichte Europas seit dem achtzehnten Jahrhundert bis zum Jahre 1815 handelt Hr Prof. Havemann 5 St. wöch. um 3 Uhr ab;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der französischen Revolution an bis zum Jahre 1840, Hr Prof. Schaumann, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte des Templerordens, Hr Prof. Havemann, Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Geschichte der Guelfen unter den Kaisern Friedrich I. und Heinrich VI., Hr Dr Thospann, 4 St. wöch.;

Die Geschichte der Kirchenreformation und des dreißigjährigen Krieges, Hr Prof. Roscher, Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, öffentlich.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau wird Hr Prof. Dunder für die hier studierenden Nassauer um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Uebungen der histor. Gesellschaft wird Hr Prof. Schaumann auf die bisherige Weise leiten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär-Geschichte.

Die Geschichte der römischen Literatur trägt Hr Prof. von Leutsch 5 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Die Geschichte der deutschen Literatur von Klopstock bis auf unsere Zeit, Hr Prof. Bohß, um 5 Uhr;

Die Geschichte der französischen Literatur, Hr Prof. César, als Einleitung zu seiner Erklärung der Phädra von Racine;

Die Geschichte der französischen dram. Dichtkunst, Hr Prof. César in franzöf. Sprache, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford seine Erklärung von Byrons Mazeppa, eröffnen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

### Schöne Künste.

Aesthetik trägt Hr Prof. Bohß Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr vor.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Ueber das Leben Raphaels von Urbino und die eigenthümlichen Vorzüge seiner Gemälde wird Hr Prof. Desserley Mont. u. Donnerst. um 5 Uhr eine Vorlesung halten und dabey zur Erläuterung die Königl. Gemälde- und Kupferstichsammlung benutzen. Für die Leitung academischer Uebungen bestimmt er die Stunden von 7 bis 9 Uhr Morg. Dinst. und Sonnab. Auch wird er Privat-Unterricht im Zeichnen und Mahlen ertheilen. — Anleitung zum Landschaftszeichnen gibt Hr Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Donnerstags von 6 Uhr an; in Stunden, die er später näher anzeigen wird, übt er Gesänge des Predigers am Altare ein. Auch erbietet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele.

### Alterthumskunde.

Archäologie oder Geschichte der Kunst bey den Griechen und Römern trägt Hr Prof. Hermann 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Geschichte und Archäologie der Kunst bey den Babyloniern, Persern, Phönicern, Juden und Aegyptern, Hr Prof. Wieseler, Dinst. u. Freyt. um 1 Uhr, öffentlich.

### Orientalische und alte Sprachen.

Die arabische Sprache lehrt Hr Prof. Bertheau, Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr, die syrische Sprache, Dinst. um 1 Uhr, öffentlich;

Die Anfangsgründe der arabischen und persischen Sprache, Hr Prof. Wüstenfeld, in passenden Stunden, öffentlich;

Vergleichende Grammatik der griech. und latein. Sprache und des Sanskrit, Hr Dr Bensfey, 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Grammatik des Sanskrit, Hr Dr Bensfey, Mont. und Dinst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

In dem philologischen Seminarium wird Hr Geh. Just. R. Mitscherlich die Mitglieder des Seminars Sonnabend um 11 Uhr die Thebais des Statius weiter



erklären lassen; Hr Prof. Hermann wird Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder in schriftlichen Aufsätzen und deren Vertheidigung üben; Hr Prof. Schneidewin wird Mont. u. Dinst. um 11 Uhr die Hymnen der Homeriden, Hr Prof. von Leutsch, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr das 6. Buch der Aeneide des Virgilius erklären lassen.

Vorlesungen über die griechische Sprache und über griechische Schriftsteller. Hr Prof. von Leutsch erklärt den Thucydides, 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Krische, die Metaphysik des Aristoteles, Mont. und Donnerst. um 1 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Wieseler, den Agamemnon des Aeschylus, mit einer Einleitung in die Werke des Dichters, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Lion, Homers Odyssee Buch 1—4, um 10 Uhr, den Pannegyricus des Isokrates und des Lysias Reden, um 11 Uhr. Zum Privat-Unterricht im Griechischen er bietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache u. über lateinische Schriftsteller. Hr Prof. Hermann erklärt Ciceros Rede für P. Sestius, 4 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Prof. Schneidewin wird eine Vorlesung halten über die Komödie der Römer und sodann des Plautus Bacchides erklären, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assessor Dr Bode erklärt Ciceros Bücher vom Redner, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Lion, auserlesene Briefe des Cicero, um 1 Uhr, und ausgewählte Abschnitte aus Gellius Noct. Attic. nach f. Ausg., um 2 Uhr; Hr Dr Eckermann, Tacitus Germania, nebst einer Einleitung über die Gottheiten der Deutschen, 2 St. wöch. um 2 Uhr, unentgeltlich. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen er bietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Hr Prof. Schneidewin wird Philologie Studierende in der Critik und Auslegung alter Schriftsteller üben, privatissime.

Die Uebungen der philologischen Gesellschaft unter der Leitung des Hn Prof. Wieseler werden fortgesetzt werden.

Die histor. Grammatik der deutschen Sprache, mit Berücksichtigung der verwandten Sprachen besonders des Griechischen und Lateinischen, trägt Hr Assessor Dr Müller, 4 St. wöch. um 2 Uhr, vor.

Die Gedichte Walthers von der Vogelweide erklärt Hr Assessor Dr Müller, nach Lachmanns 2. Ausg. Berlin 1843, mit einer Einleitung über die Minnesinger, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr, unentgeltlich.

## Neuere Sprachen und Literatur.

Die französische Sprache lehrt Hr Prof. Cesar. Mittw. um 1 Uhr erläutert er öffentlich die Phädra von Racine und läßt eine kurze Geschichte der französischen Literatur voraus gehen. Zur Erläuterung französischer Schriftsteller ist derselbe erbötig. Zu Uebungen im Sprechen und im Schreiben bestimmt er je 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr und um 6 Uhr Abends. Privatissima, und unter andern für den diplomatischen Stil, werden gleichfalls ferner von ihm gegeben werden. — Hr Lector Dr Melford so wie Hr Dr Lion sen. sind ebenfalls zum Unterricht im Französischen erbötig.

Die englische Sprache lehrt Hr Hofr. Benede Mont. Donnerst. und Freyt. Ab. um 5 Uhr, öffentlich. — Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Lector Dr Melford, nach s. 'vereinfachten engl. Sprachlehre (1841)' und 'The English Reader. Ed. 3. (1844)' 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg. vor. — Die Synonyme der englischen Sprache wird derselbe nach Anleitung s. 'synonym. Handwörterbuches der engl. Sprache. Braunsch. 1841' erläutern und damit practische Uebungen verbinden, 3 St. wöch. um 2 Uhr.

The merry wives of Windsor von Shakespeare erläutert Hr Assessor Dr Bode, nach einer Einleitung über die dramatische Kunst dieses Dichters, um 5 Uhr.

Nach einer Uebersicht der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford Byrons Mazeppa (nach s. Ausgabe) und Sardanapalus erklären, 3 St. wöch. um 1 Uhr.

Zum Unterricht in der englischen Sprache erbietet sich Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.

Die italiänische Sprache lehrt Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.;

Die spanische Sprache, Hr Lector Dr Melford.

Die Fechtkunst lehrt der Universitäts = Fechtmeister Hr Castrop; die Tanzkunst, der Universitäts = Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bey dem Logis = Commissär, Hedell Huch, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 41. Stück.

Den 11. März 1844.

---

L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1842. Die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben, von Dr. G. A. L. Hübner, prakt. Arzte zu Heide in Norderdithmarschen. XVI und 610 Seiten.

Der Verf. hat sich in vorstehender Schrift rühmlichst bestrebt, das Dunkel in einer Lehre aufzuhellen, an welcher seit Gründung der heute noch gangbaren Ansichten sich viele Schriftsteller, und unter diesen die berühmtesten, versucht haben. Seit man angefangen, die Pathologie vom historischen Gesichtspuncte aus zu betrachten, wozu der verewigte Hensler den ersten Impuls gab, hat man sich der Hoffnung hingeben dürfen, daß man über die dem Menschengeschlechte von jeher so todbringenden Seuchen ein helleres Licht angesteckt erhalte, damit man ihnen nicht unvorbereitet entgegen gehe. Viel Widersprechendes ist freylich, auch in der neuesten Zeit, zu Tage gebracht worden, so daß es einmahl erforderlich schien, mit kritischem Blicke das bis jetzt

Dargebotene zu prüfen, Unrichtiges auszumerzen, Irrthümliches zu berichtigen, überall aber die Erfahrung, diese vortreffliche Lehrmeisterin, zu Rathe zu ziehen. Diesen Anforderungen hat sich der Verf. unterzogen: er hat zuvörderst die verderblichsten Seuchen, welche von jeher das Menschengeschlecht verheerten, aufgezählt und dann auf den unbestreitbaren Zusammenhang alles Geschaffenen unter einander aufmerksam gemacht, namentlich den gegenseitigen Einfluß der Weltkörper auf einander zu zeigen gesucht. Er hat darauf hingewiesen, wie die gegenwärtigen Körperleiden nur eine Stufe der Entwicklung in einer großen Reihe von Erscheinungen sind. Der Mensch, lehrt der Verf., ist den Gesetzen unterthan, wenn er auch, weil ihn seine Vernunft zum Herrn der Schöpfung macht, im Stande ist, bisweilen den Einwirkungen der Außendinge einen Widerstand zu leisten. So ist die echte Cultur die Schwester der Heilkunde, sie entfernt manches Uebel, was den Uncultivierten trifft, wogegen die unechte, anstatt Uebel zu heben, sie schafft. Der Verf. hat es nachgewiesen, daß den Griechen, Römern und Arabern die Uebertragung der Krankheiten auf Gesunde keineswegs unbekannt war. Seit Fracastorius hat die Contagienlehre wenig mehr Terrain gewonnen, und zwar darum, weil man die Krankheiten bloß vom nosologischen Standpunkte aus betrachtete, weil man sich Träumereien hingab, welche immer weiter vom Wege der Wahrheit entfernten. Dann setzt der Verf. die Begriffe Epidemie und Endemie fest, und zeigt, wie erstere nicht den Gegensatz von Contagium bilde, sondern daß eine contagiöse Krankheit, die auch spontan aufzutreten im Stande sey, sporadisch bleiben und epidemisch werden könne; die *Constitutio annua* und *stationaria* übt wie auf die nicht ansteckenden,

so auch auf die ansteckenden Uebel ihren Einfluß. Als fast ermittelt hat sich der Unterschied zwischen Miasmen und Contagien ergeben. Erstere sind ein Product der mit Unrecht so genannten todten Natur. Sie sind Erzeugnisse aller drey Reiche der Natur, des Thierreiches aber nur, wenn der Menschen- oder Thierleib den Gesetzen des Chemismus anheim gefallen ist. Die Luft ist der Träger der Miasmen und ihre Strömungen, die Winde, verbreiten sie von einem Orte zum andern, Windstille vermehrt ihre Bösigkeit. Um Miasmen zu erzeugen, genügen indessen Reste von Mineralien, Pflanzen und Thieren im Zustande der Auflösung nicht, es müssen zwey Factoren zu ihrer Ausbreitung beitragen, starke Hitze und eine geringe Quantität Feuchtigkeit. So übt die Malaria überall ihre Herrschaft, wo halb eingetrocknete Sümpfe sind; sie entsteht nicht, wo freyer Zu- und Abfluß des Wassers Statt findet, eben so haben künstliche Bewässerungen und Rückbildungen der Sümpfe in Teiche stäts einen günstigen Einfluß auf die Gesundheit der Anwohner ausgeübt, wogegen der Anbau des Reises, die bis jetzt übliche Verfahrungsart bey dem Rosten des Hanfes und Flachses schädlich darauf einwirkt. Die Wirkungen der Miasmen dauern so lange fort, als die letztere erzeugenden Ursachen da sind, aber nicht alle Exponierte werden mit Nothwendigkeit von derselben Krankheit befallen, auch werden miasmatische Krankheiten nicht von einem Kranken auf den Gesunden übertragen. Zu unterscheiden ist von den Miasmen die Luftverderbnis, welche vom Mangel an dem zum Athmen nothwendigen Sauerstoff herrührt und selbst durch Gesunde in verschlossenen Räumen erzeugt wird (Bereitung eines animalischen Giftes). Ueber die Zusammensetzung der Miasmen hat bis

jetzt die Chemie keinen Aufschluß gegeben, dagegen die Erfahrung das Vorhandenseyn derselben außer allen Zweifel gesetzt, die sich den Armen schädlicher beweisen als den Wohlhabenderen. Sie erregen vorzüglich eine erhöhte Thätigkeit im Lymphsysteme: Scharbock, Chlorose, intermittierende Fieber, Oedeme, Wassersuchten, Scropheln, Phthisen, so wie Leber- und Milzleiden entstehen als Folgekrankheiten. Bodencultur und Reinlichkeit sind die beiden Hauptmittel, um miasmatischen Krankheiten mit Erfolg begegnen zu können. Ohne Prädisposition entsteht keine Krankheit, daher hat der Verf. den Rath ertheilt, sich inmitten der Mal'aria vor jeder physischen und geistigen Erschöpfung zu hüten, nahrhafte Speisen und Getränke zu genießen, am wenigsten aber zu Reizmitteln seine Zuflucht zu nehmen. Man lebe mäßig, trage die gesunde Hautthätigkeit erhaltende Kleidung, bewege sich täglich, schlafe wo möglich nicht innerhalb des Bereiches der Miasmen, oder doch in den oberen Stockwerken des Hauses. Prophylactica gegen die Einwirkungen miasmatischer Krankheiten aus dem Bereiche der eigentlichen Arzneymittel gibt es nicht. Vom Miasma ist das Contagium wohl zu unterscheiden. Letzteres ist ein krankhaftes Erzeugnis des thierischen Körpers, also ein Product des Lebens, welches durch mittelbare oder unmittelbare Berührung eines anderen dazu Disponierten, dieselbe oder auch eine höchst ähnliche Form der Krankheit erregt, woran der Kranke eben darniederliegt, welche zugleich den Samen des Contagiums in sich enthält. Jedoch kann sich die miasmatische Krankheit mit einem Contagium verbinden. Letzteres aber verschwindet bey dem Aufhören der Verhältnisse, welche diese Verbindung zu Wege brachten, wieder, und das Miasma allein bleibt zurück. Das Contagium streng geschieden von

Miasma, wenn auch oft mit einem miasmatischen Beysage nach den Beobachtern, ist weder mit den Giften, noch mit etwas Anderem, am meisten noch mit der Zeugung niederer Organismen vergleichbar. Es gibt ein acutes und ein chronisches Contagium. Die durch Vermittelung der Einbildungskraft entstandenen Leiden sind den Contagien nicht zuzuzählen. Auch für das Contagium muß eine Disposition Statt finden, hervor gerufen durch Alter, Geschlecht, Temperament, Erblichkeit, Klima, diätetische Verhältnisse u. s. w. Einige acute Contagionen befallen in der Regel den Menschen nur einmahl, doch ist der Schutz häufiger nur für die Dauer der herrschenden Epidemie giltig; zweymahliges, ja öfteres Vorkommen derselben contagiösen Krankheiten sind vom Verf. und Anderen mehrfach beobachtet worden. Als Ergebnis der Erfahrungen aller Zeiten hat sich heraus gestellt, daß jene Eintheilung der Mittheilungsweise der Contagien die richtige sey, wonach angenommen wird, daß sie 1) durch den eigentlichen Contact und 2) durch Träger mitgetheilt werden. Erstere ist die gewöhnlichste, der Körper ist vom contagiösen Stoffe durchdrungen und entweicht demselben durch die natürlichen Secretionen, und wenn ein Gesunder den Körper des Kranken berührt, so wird das Contagium ihm entweder durch die Vermittelung der gesunden Haut, durch die Schleimhäute oder durch von der Epidermis entblößte Stellen mitgetheilt. Auch verbinden sich die Ausdünstungen der Kranken durch Haut und Lunge, mithin die gasartigen Effluvien, mit der übrigen Atmosphäre und dies kann bey Disponierten Krankheit erregen. Wo die reine Luft keinen Zutritt hat, finden sich die meisten Contagionen, ja jedes Schwächefieber vermag in den Häusern der Armen bey stattfindender Unreinlichkeit,

ein Contagium zu erzeugen. Die durch beygemengte schädliche, oder ihr entzogene zur Gesundheit erforderliche Stoffe verunreinigte Luft wird Hauptquelle, wenigstens Beförderungsmittel des Ausbruchs und der Fortpflanzung contagiöser Krankheiten. Wo bey einem Contagium sich eine palpable Materie, Schleim, Eiter, Lymphe, thierische Excretionen, die den Ansteckungsstoff enthalten, sich vorfindet, da entsteht mit Nothwendigkeit, mit seltenen Ausnahmen der idiosyncratisch Verschonten, dieselbe Krankheit, woran der Mittheiler der Ansteckung leidet, wogegen die unreine Luft nicht stäts dieselbe Krankheit hervorrufft. Am meisten haften die Contagien an rauhen porösen Gegenständen, doch müssen diese mit den Kranken in Berührung oder doch in ihrer Nähe gewesen seyn, wenn sie Ansteckung verbreiten sollen. Die herrschende Krankheitsconstitution ist, und oft mehr als die bloße Berührung, die Vermittlerin ansteckender Krankheiten, von Individuum zu Individuum, von Ort zu Ort; es ist häufig ein miasmatischer Beysatz erforderlich, um eine contagiöse Krankheit eine epidemische Verbreitung gewinnen zu lassen, d. h. ein eigenthümliches Zusammenwirken allgemeiner, atmosphärischer und tellurischer Einflüsse, welche den Organismus für die Ansteckung empfänglich machen. Von Kranken getragene Kleider und mit denselben in Berührung gekommene Waaren können, wenn sie so verpackt sind, daß die äußere Luft nicht mit ihnen in Verbindung kommt, die Ansteckung weit verschleppen, ohne die Intensität zu verlieren. Der contagiöse Proceß bedarf zu seinem Zustandekommen 1) des durch Resorption und durch Endosmose bey dem Athmen in das Blut und die Gewebe gelangenden Contagiums, 2) des Blutes und 3) des Nervenagens. Es ist aber kein passives Aufnehmen,



sondern der Menschenleib reagiert gegen den eindringenden Feind. — Einen Haupttheil der Schrift hat der Verf. der Abwehr der Contagien gewidmet: er hat eine Geschichte der Quarantänen gegeben, die Anstalten zu Venedig und Marseille, so wie die östreichischen und russischen Institute zur Abwehr der Pest, des gelben Fiebers, beschrieben, und gezeigt, wie es noch mehr gelingen würde, diese Uebel von Europas Grenzen abzuhalten, wenn schon am Orte ihres gewöhnlichen Herrschens Anstalten getroffen würden, die es verhinderten, daß das Uebel zu Wasser oder zu Lande eingeschleppt würde. Alle so genannten Prophylactica sind ohne Nutzen (innere Pestpolizey), der Chlor ist bey der Desinfection ohne allen Nutzen, und nur Luft und Wasser sind die mächtigsten Reinigungsmittel. Alle Räucher mittel verderben eher noch mehr die Luft, und selbst die von Guyton Morveau und Carmichael Smyth empfohlenen mineral-sauren Räucherungen haben nach neueren Erfahrungen den erwarteten Nutzen nicht geleistet. Bey solchen Krankheiten, die den Menschen nur einmahl befallen, hat sich die Inoculation bewährt, namentlich bey den Blattern. Der Verf. hat gezeigt, daß die trotz geschehener Einimpfung sich zeigende, unter dem Namen der Varioloiden bekannte Ausschlagsform nur dann erscheint, wenn die Inoculation nicht mit den gehörigen Cauteleu geübt wird; und daß eine selbst unvollkommen ausgeführte, die Blattern nur in verkümmert Gestalt hervorrust, beweiset für die Vortrefflichkeit der Vaccination. Solche Impfungen indessen müssen nur bey solchen ansteckenden Krankheiten in Ausführung gebracht werden, wo ein gelinderes Uebel als dasjenige entsteht, was man verhüten will. In der Pest haben die angestellten Impfversuche keinen günstigen Erfolg gehabt. Eben so wenig hat die Belladonna ihren

Ruhm als Prophylacticum bey dem Scharlach behaupten können, ja sie hat selbst geschadet. — Schließlich hat der Verf. gezeigt, wie sehr sich die Regierungen, besonders die preussische, um Verhütung der Ansteckung bey den mancherley, auch den chronischen Contagien verdient gemacht haben, so daß man den Medicinalgesetzen Preussens, die bis jetzt unübertroffen dastehen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen muß.

### E r l a n g e n ,

bey C. Heyder 1843. Die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt von Heinrich Schmid, Dr. phil. und Repetent an der Universität Erlangen. XVIII und 505 Seiten in Octav.

Der Verf. stellt die Dogmatik der Lutherischen Kirche nicht so dar, wie nach seiner Meinung etwa einer der alten Dogmatiker in unserer Zeit reden würde, sondern er stellt die alte Dogmatik, und zwar in ihrem ganzen Umfange, ganz objectiv dar. Er gibt deshalb zuerst im Texte die Lehre der Kirche kurz, klar und präcise an, sodann erhalten wir in den Noten eine genügende Anzahl von Auszügen aus den Werken der alten Dogmatiker selbst, so daß man sich daraus ein möglichst vollständiges Bild der gesammten Dogmatik bis zu Hollaz nach Form und Inhalt bilden kann. Mit Recht nämlich ist die Reihe der in Betracht kommenden Dogmatiker bey Hollaz abgeschlossen. — Dieser tüchtigen Arbeit ist eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen.

### B e r i c h t i g u n g .

St. 21, S. 207, Z. 14 sind nach Sasos noch die durch ein Versehen weggebliebenen Städte Lampsakos und Neapel hinzuzufügen. K. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

42. 43. Stück.

Den 14. März 1844.

---

## B r a n d e n b u r g.

Druck und Verlag von N. Müller 1842. Evangelisches Gesangbuch für Schule und Haus. Herausgegeben von Dr Wilhelm Hermann Blume. 320 Seiten, 509 Nummern.

Daselbe Bedürfnis, welchem im Jahre 1837 das zu Hannover erschienene Schulgesangbuch seine Entstehung verdankte, hat auch Hn Blume, den wohlverdienten Director der Ritteracademie zu Brandenburg, veranlaßt sein evangelisches Gesangbuch für Schule und Haus, herauszugeben. Es ist dies nicht allein, was zunächst sich bemerklich macht, 'das Bedürfnis einer, für die Zwecke höherer Erziehungsanstalten ausreichenden, durch Inhalt und Form befriedigenden geistlichen Liedersammlung für die täglichen Morgen- und Abendandachten' (s. Vorwort); es verräth sich darin eine tiefere Bewegung, welche, oberflächlicher Betrachtung vielleicht sich entziehend, im Innern der höheren Schulen vorgeht. Die Gymnasien fangen an in ihrer Entfremdung von der Kirche sich unbehaglich zu fühlen. Von der

Kirche, als dem in die Erscheinung fallenden Institute, haben sie sich losgesagt — ob mit Unrecht, oder durch die Fehler der Kirche dazu berechtigt, diese Frage mag dahin gestellt bleiben — und die frühere Abhängigkeit in der alten Form wieder herzustellen ist geradezu unmöglich. Aber darum wollen sie doch keinesweges von der großen Gemeinschaft des christlichen Lebens, vom Christenthume selbst abgetrennt seyn. Alle ihre gesunden Glieder wenigstens, alle edleren und reicher begabten Naturen, die ihre Kräfte der Jugendbildung widmen, fühlen das tiefe Glend solcher Isolierung (wir erinnern nur an die Schrift von Klopsch über den Religionsunterricht auf den evangelischen Gymnasien); weder die bloß formale, classische Bildung, noch der einseitige materialistische Realismus befriedigt sie; es kommt ihnen zum Bewußtseyn und sie fangen an sich ein Gewissen darüber zu machen, daß viele höhere Schulen durch den in ihnen herrschenden, in Zucht, Umgangs-sitte und Lebensgewohnheiten sich äußernden Geist die Mehrzahl ihrer Schüler mit Nothwendigkeit dahin führen, in ihrem künftigen Leben der Kirche gegenüber sich wenigstens fremd, wenn nicht als Feinde zu verhalten; und immer entschiedener stellt es sich heraus, daß die Schule, will sie anders etwas Höheres erstreben als sich der eiteln, oberflächlichen und egoistischen Tagesbildung dienstbar zu machen, nothwendig ihrerseits, ohne von einer fremden geistigen Macht sich Gesetze vorschreiben zu lassen, aus eignem Triebe in ihrem Kreise und mit ihren Mitteln das Leben der christlichen Gemeinschaft im höchsten und edelsten Sinne fördern muß. Für diese innere Bewegung zeugt das neu-erwachte Interesse, welches der Religionsunterricht auf den höheren Schulen findet, so daß bereits

eine vollständige Literatur über diesen Gegenstand vorhanden ist; vielleicht mehr noch der würdige Ernst, mit welchem neuerdings auf vielen Schulen die täglichen Andachten geleitet werden. Und indem diese wieder eingeführt werden, wo sie ganz verschwunden waren, oder wieder belebt, wo sie nur als abgestorbene Reste einer gottesfürchtigeren Zeit noch bestanden, macht sich dann eben das Bedürfnis eines Gesangbuches für die Gymnasien fühlbar.

Warum aber, könnte man fragen, ein eigenes Schulgesangbuch? Warum soll nicht ein jedes allgemeine kirchliche Gesangbuch, sofern es an sich brauchbar und zweckmäßig ist, auch für die Schulandachten benützt werden können? Abgesehen davon, daß die Kritik der vorhandenen Gesangbücher bis jetzt wohl ihre Mängel nachgewiesen, aber noch nicht dahin geführt hat ein durchaus genügendes Liederbuch darzustellen, daß also immer neue Versuche auf diesem Gebiete nur erwünscht seyn können, so hat auch die kleine Schulgemeinde ganz andere Bedürfnisse als die kirchliche Gemeinde. Es sind verschiedene Kreise, die nicht ganz und in jeder Hinsicht zusammen fallen; manche Beziehungen des allgemeinen christlichen Lebens können in der Schule nicht hervor treten, andere stehen in ihr voran, die dort nur untergeordnete Bedeutung haben; und mit dem besondern Zwecke eines Schulgesangbuches ist eben so wohl seine Existenz gerechtfertigt als das Princip für seine Composition und die Regel für seine Beurtheilung gegeben.

Fragen wir hiernach, wie in der vorliegenden Sammlung die Aufgabe gelöst ist, so müssen wir mit der Auswahl der Lieder im Allgemeinen uns einverstanden erklären. Am reichhaltigsten ist, was nur gebilligt werden kann, der letzte Ab-

schnitt, der die 'Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse' (Nr. 329—509) enthält, und in den übrigen Theilen wird jede Beziehung des christlichen Lebens, jede Gemüthsstimmung hinreichend vertreten. Wollte man etwas dawider einwenden, daß manche Lieder zum Singen sich weniger eignen, manche, wie das Arndtsche über das Thema 'Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben' (Nr. 57) mehr reflectierend als lyrisch sind, andere für das jugendliche Alter noch wenig passen, so ist der Herr Herausgeber gerechtfertigt durch die Absicht, zugleich 'für die Religionsstunden einen zum Memorieren hinlänglichen und angemessenen Liedervorrath darzubieten', und durch den Wunsch, daß die Sammlung 'auch später — für alle Umstände und Wechsel des Lebens eine Quelle des Trostes, der Ermunterung, Stärkung, Erhebung und Heiligung in Christo bleiben möge'. Indes möchten Lieder für den öffentlichen Gottesdienst selbst und für die Abendmahlsfeier doch nur dann in ein Schulgesangbuch gehören, wenn die Schule wirklich als solche einen Cultus hat. — Bey der Aufnahme und Zurückweisung der Lieder wird die verschiedene Subjectivität sich nothwendig immer geltend machen. Vergleicht man das s. g. Hahnsche Schulgesangbuch mit dem des Hn Blume, so ergibt sich zwar in Betreff der Kernlieder vorwiegende Uebereinstimmung; doch kann man nicht umhin in dem letzteren hin und wieder eine strenger sichtende Auswahl zu wünschen, besonders in den Fest- und Bußliedern, ferner würden wir manche Producte der neuesten Zeit gern entbehren und dagegen mehrere in der Sammlung fehlende Hauptlieder aufgenommen sehen, wie z. B. 'Mein Schöpfer steh' mir bey', 'Ist Gott für mich, so trete zc.', 'Nun lob' mein' Seel' den Herren zc.',

‘Mein Gott in der Höh zc.’ (die Umarbeitung Nr. 28 ersetzt den Mangel nicht), ‘Erinnere dich, mein Geist zc.’, ‘Herzlich lieb hab’ ich dich zc.’ ‘Warum sollt’ ich mich denn grämen zc.’ u. a. m. Dagegen finden wir hier zwar die im Hahnschen Schulgesangbuche fehlenden Nummern 84 (‘An deine Leiden denken wir zc.’), 96 (‘Wir danken dir, Herr Jesu zc.’), 105 (‘Ich weiß, daß mein Erlöser zc.’), 137 (‘Erhalt uns Herr zc.’, freylich auf drey Verse reducirt), 139 (‘Herr deine Kirche streitet zc.’), 140 (‘O Jesu Christe, wahres Licht zc.’), 174 (‘Schmücke dich zc.’ — sofern überhaupt Abendmahlslieder hier an ihrer Stelle waren), 160 (‘Ich bin getauft zc.’), 213 (‘Nach meiner Seelen zc.’), 285 (‘Gieb mir o Gott ein Herz zc.’), 324 (‘O Ewigkeit, du Freudenwort zc.’), 451 (‘Nun ruhen alle Wälder zc.’), 462 (‘So ist die Woche nun verflossen zc.’). — Merkwürdig ist es, daß das schöne Neujahrsklied von Aug. Herm. Franke Nr. 469 mit geringen Abänderungen unter Nr. 292 noch einmahl vorkommt. Einige gute Missionslieder, an denen immer noch Mangel ist, kommen unter Nr. 61, 142 und 143 vor und sind in einem Schulgesangbuche besonders willkommen.

Weniger können wir uns mit der Anordnung der Lieder befreunden, indem die 27 Rubriken, weder nach einem innerlichen Theilungsprincipe aufgestellt, noch in der rechten Folge geordnet erscheinen. Nach den ersten beiden Abschnitten (Allgemeine Bitten — Gottesdienst und Sonntagsfeier) scheinen III bis VI der Ordnung des Glaubensbekenntnisses zu folgen; VII bis XIII gehen dem Festcyclus nach; XIV bis XXVI aber behandeln in bunter Mischung die verschiedenen Beziehungen des christlichen Lebens, Gebet (nämlich Lieder über das Gebet, während die Lieder des Gebets

die erste Rubrik bildeten) — Confirmation, Abendmahl, Buße, Glauben, christliches Leben und Wandel (zu diesem gehören ja alle vorhergehenden und nachfolgenden Rubriken!) — Liebe zu Gott und Christo, Vertrauen auf Gott, Lob- und Danklieder, Nächstenliebe, Seligkeit der Christen in diesem Leben, Flüchtigkeit des Lebens und Tod, ewiges Leben, und die letzte Rubrik XXVII (Lieder für besondere Zeiten und Verhältnisse) ist durch eine Unzahl von Unterabtheilungen zerstückelt. Außerdem müssen wir es in Anspruch nehmen, daß die Lieder jeder Abtheilung nach dem Alphabete rangiert sind; ein ganz äußerliches Anordnungsprincip, durch welches oft das am wenigsten Zusammengehörige an einander gereiht wird (man sehe z. B. die seltsam gemischten Lieder der Jahreszeiten Nr. 473 — 481) und dem selbst das in dem neuen Hamburgischen Gesangbuche befolgte chronologische Princip vorzuziehen seyn möchte. — Es ist freylich eine schwierige und unsers Wissens noch nirgend genügend beantwortete Frage, nach welcher Ordnung die Materien in einem Liederbuche zu disponieren seyen. Kein Eintheilungsgrund paßt überall, keiner genügt um den Reichthum des Vorhandenen in ein klares und übersichtliches System zu bringen. Jedensfalls sind zu viele Hauptrubriken nicht wünschenswerth; vier bis fünf würden hinreichen, Bittgebete und Lob- und Danklieder müßten bey einander bleiben, sodann die Festlieder, die Lieder des Glaubens und Bekenntnisses, die Lieder des christlichen Lebens und die für besondre Lebensverhältnisse jedesmahl eine Abtheilung bilden. Weiterer Erwägung sey noch der Vorschlag anheim gegeben, die Lieder einzig und allein nach den Verfassern und zwar der Zeitfolge nach zu ordnen. Gerade was die Kirche hindern müßte, in ihr'em,



in einem rein-kirchlichen Gesangbuche diese Ordnung zu beobachten, nämlich das individuelle und subjective Gepräge jedes Dichters, gerade dies möchte die vorgeschlagene Anordnung für ein Schulgesangbuch empfehlenswerth machen. Eine solche geistliche Anthologie würde der Jugend zunächst eine vollständigere Bekanntschaft mit dem eigenthümlichen Leben der einzelnen frommen Dichter verschaffen, und eben dadurch ein um so umfassenderes Verständniß des objectiven Charakters der Kirche vorbereiten und vermitteln, und die größere Schwierigkeit des Gebrauches würden verständige und in der Sache lebende Lehrer leicht überwinden.

Borzüglich ist man bey einem neuen Gesangbuche berechtigt nach der Redaction des Textes zu fragen. Wir bedauern, daß der jetzt so allgemein beliebte Grundsatz willkürlicher Textveränderung auch von dem Herrn Herausgeber angenommen und in ziemlich ausgedehnter Weise angewandt ist. Nirgends zwar im antichristlichen Sinne, nirgends aus der Gesinnung heraus, die das christliche Dogma nicht leiden kann, und deshalb es zu verwässern oder zu verflüchtigen beflissen ist; vielmehr verleugnet sich an keiner Stelle der Christ, der Mann von durchaus ehrenhafter Gesinnung, und die Veränderungen, die meistens im Sinne des Knappschen Liederschazes sind und diesem gewöhnlich folgen, sind offenbar nur aus dem Bestreben hervor gegangen einen möglichen Anstoß für schwächere Gemüther zu vermeiden und die Gesänge dem gegenwärtigen Geschmacke mehr anzupassen. Dennoch müssen wir unser Bedauern darüber aussprechen. Ueber und für den Geschmack lassen sich bekanntlich allgemein giltige Regeln nicht aufstellen. Wer daher Veränderungen einführt, kann nur seinem, dem individuellen Gefühle fol-

gen, und das kann nicht das der Allgemeinheit seyn; gerade was ihm am meisten zusagt, muß bey Andern nothwendig Anstoß erregen, und zwar um so mehr, je tiefer und schöner die Lieder sind, je älter und durch längeren Gebrauch geweiht. Lieder aus neuerer Zeit, Lavatersche, Niemeyersche (weniger schon die Gellertschen, weil auch schon nach einem bestimmten Typus Eigenthum der Gemeinde), mag Jeder zuschneiden und modeln nach seinem Geschmacke; sie sind noch nicht kirchliches Gemeingut geworden. Aber an den altkirchlichen Liedern, die im Volke leben, an denen die Kirche ein geheiligtes Besitzrecht hat, in denen jede, auch die kleinste Abweichung unmittelbar bemerklich und störend ist, sollte sich billig Niemand vergreifen. Der zweyte Vers von Nr. 254 ('Befiehl du deine Wege &c.' — übrigens sind gerade die Paul Gerhardschen Lieder ziemlich unverlezt erhalten) fängt bey Herrn Blume an: 'Dem Herrn mußt du vertrauen'; in jedem Gedächtnisse steht aber unvertilgbar: 'Dem Herren mußt du trauen', und wie unbedeutend die Veränderung auch ist, man stößt doch dabey an, sie stört auf unangenehme Weise, sie verlezt das kirchliche Gefühl. Und was für ein Uebelstand ist denn vermieden, welcher Vortheil gewonnen durch die Veränderung? Lieder wie: 'Liebster Jesu &c.', 'An Gott will ich gedenken &c.', 'O Lamm Gottes &c.', 'Wie schön leucht' uns &c.', 'Bis hieher hat mich Gott gebracht &c.', müssen ganz unverändert bleiben, und wenn Einzelnes in ihnen für die jetzige Zeit gar zu unpassend scheinen sollte, lieber entweder ganz weggelassen, oder neben dem ächten Originale eine passende Umarbeitung gegeben werden. — Um diese eben so unnöthige als unberechtigte Veränderungsmanier durch ein Beyspiel zu charakterisieren, führen wir das

schöne Lied von Josua Stegmann an, das durch einen glücklichen Gedanken — oder Zufall — an der Spitze der ganzen Sammlung steht.

Am wenigsten werden solche Veränderungen Widerspruch erfahren, welche die Absicht haben eine unbekannte und schwierige Melodie durch eine geläufigere zu ersetzen, wie z. B. bey dem Liede von Georg Weiffel 'Macht hoch die Thür 2c.' geschehen ist. Um so auffallender ist es, daß das schöne Morgenlied von Kaspar Neumann 'Mein Gott nun ist es wieder Morgen 2c.', welches in den Kirchengesangbüchern der Melodie 'Wer nur den lieben Gott 2c.' folgt, in dieser Sammlung durch eine Verkürzung der letzten Zeile ('Die Ruh' ist aus, der Schlaf ist hin — Ich sehe, wo ich bin') ganz unsingbar geworden ist. — Nur angemerkt sey noch, daß dem Liede Nr. 377 das liebe Winterlied von F. A. Krummacher: 'Wie ruhest du so stille 2c.' zum Grunde liegt.

Um endlich noch etwas anscheinend Unbedeutendes zu erwähnen, so können wir uns mit den kleinen Initialen im Anfange der Verszeilen nicht befreunden. Von den zwey möglichen Weisen sollte billig eine vollständig durchgeführt seyn: entweder, wie im Hahnschen Schulgesangbuche, die moderne Form einer Liedersammlung mit abgesetzten Zeilen und groß gedruckten Substantiven; oder die altkirchliche Sitte die Zeilen nicht abzusetzen, aber durch große Anfangsbuchstaben zu unterscheiden, wogegen dann, um diese nicht zu sehr zu häufen, die Substantiva klein geschrieben werden. Zwar haben mehrere neuere Sammlungen (wie der Berliner Liederschaz und das neue Hamburgische Gesangbuch) die vom Hn Herausgeber beliebte Weise gleichfalls angenommen. Aber störend bleiben doch für das Auge und erschwerend für den Gebrauch

die durch Nichts unterschiedenen Verszeilen. Sollten aber die Kleingeschriebenen Substantive als der jetzigen Bildung anstößig erscheinen, so sey dagegen erinnert, daß der Proceß über die Rechtschreibung der Substantive noch keinesweges entschieden ist, daß die Mehrsten unserer großen Grammatiker sich für die, ehemahls in Deutschland allgemein und in den übrigen Sprachen fortwährend beobachtete Weise, sie klein zu schreiben, erklärt haben, und daß es der Kirche wohl zukommen möchte, in den für ihren Gebrauch speciell bestimmten Büchern, vorzugsweise in Bibel und Gesangbuch, bis zur Entscheidung der Frage der alten Form ein sicheres Asyl zu gewähren.

Wir können diese Bemerkungen nicht schließen, ohne dem Hn Herausgeber für das unternommene Werk unsern Dank darzubringen und die Ueberzeugung auszusprechen, daß dasselbe nicht ohne segensreiche Frucht bleiben werde. Ehre sey den Männern, die in solchem Geiste wirken! Ehre jedem Unternehmen, das dahin abzielt das heranwachsende Geschlecht auf dem Grund und Boden der christlichen, — d. i. der ewigen Wahrheit heimisch zu machen! Von den gemeinsamen Andachten sämmtlicher Glieder der Gymnasien, Lehrer wie Schüler, hängt sehr viel ab. Sie können ein elender, todter Mechanismus werden; sie sind es leider oft geworden — wir könnten Selbsterlebtes darüber berichten; sie müssen es werden, wenn nicht auch sonst und überall ein christlicher Geist die Anstalt durchdringt, und dann schlagen sie nothwendig in das Gegentheil ihrer Bestimmung, in eine widrige Caricatur ihrer selbst um. Wenn aber, was doch mit Recht gefordert werden kann, das Christenthum die Lebenssubstanz der Anstalt bildet, wenn zwar nicht in erzwungener Absichtlich-

keit die Beziehung auf dasselbe herbengezogen, aber seine Macht und Bedeutung auf allen Gebieten anerkannt und zugleich den Schülern der objective Lehrinhalt durch einen tüchtigen Religionsunterricht mitgetheilt wird, dann werden sie von der höchsten Wichtigkeit, von dem entschiedensten Segen seyn. Dann ist in ihnen, was auf keinem Gebiete, am wenigsten aber auf dem der Religion, entbehrt werden kann, das Element der Uebung und Gewöhnung gegeben. Dann vereinigen sie die Schüler aller Classen, größere und kleinere, nebst ihren Lehrern täglich zu einer kleinen Gemeinde, und von ihnen aus strömt täglich frisch ein stiller, friedsamere Geist durch die ganze Gemeinschaft, statt des in Gymnasiaclassen leider so oft herrschenden eitlen, aufgeblasenen, trohigen und feindseligen esprit de corps ein Geist der Liebe, des Wohlwollens und des gegenseitigen Vertrauens. Die gemeinsamen Andachten, wie sie recht segensreich nur werden können unter der Bedingung, daß die Gymnasien sich als eigene kirchliche Corporationen fühlen, werden ihrerseits mehr als irgend etwas Anderes dazu beytragen, daß sie eben dies wirklich werden, wozu das Bedürfnis der Zeit und ihre ganze Entwicklung sie drängt: selbständige, unabhängige, in ihrer Sphäre und nach ihrer Eigenthümlichkeit für die Kirche und in Einklang mit ihr arbeitende kirchliche Organismen. Möge die Zeit bald kommen, wo die Schule, anstatt wie bisher so oft in feindseligen Gegensatz zu Christenthum und Kirche sich zu stellen, selbst das Ihre thun wird, das der letzteren zugesügte Unrecht wieder gut zu machen und für ihr Gedeihen kräftig mitzuwirken!

## C a s s e l,

bey Friedrich und Andreas Perthes zu Hamburg und Gotha 1843. Geschichte von Hessen durch Christoph von Kommel. Achter Band. Auch unter dem Titel: Neuere Geschichte von Hessen. Vierter Band. XIV und 810 Seiten in Octav.

Bey der Anzeige \*) des vorhergehenden Bandes dieses schätzbaren Werkes hatte Referent nicht ohne Grund die Befürchtung ausgesprochen, daß der Hr Verf. seine Arbeit — in gleichem Grade, als dieser mehr und mehr die Gestaltung moderner Verhältnisse der Hessischen Fürstenhäuser zum Grunde liege — aus naheliegenden Motiven gedrängter zusammenfassen, statt tief eingreifender Analysen und Erörterungen mehr allgemeine Uebersichten, statt der historischen Entwicklung der das äußere und innere Leben der hessischen Lande bedingenden Zustände sich mit den schlichten Resultaten begnügen werde. Um so freudiger war seine Ueberraschung, als er den vorliegenden Band dem Zuschnitte der früheren völlig angepaßt sah. Darf man doch eben darin eine Gewähr erblicken, daß der Verf. die begonnene Arbeit auf eine Weise, daß überall die einzelnen Theile derselben, im Verhältniß zu der ihr innewohnenden Wichtigkeit, ihr Ebenmaß behaupten, bis zum Schlusse durchführen werde. Man kann nicht leugnen, daß die hiermit verknüpften Schwierigkeiten nicht gewöhnlicher Art sind. Die bloße Bekanntschaft, geschweige die Sichtung, eines unglaublich gehäuften Materials erfordert eben so viel Geduld und Schnelligkeit des Blicks, als in dem Ordnen und Verweben der Thatsachen, in der Nachweisung des innigen,

\*) Jahrgang 1840. St. 42.

wenn auch nicht immer augenblicklich hervortretenden, Zusammenhanges derselben mit der deutschen Gesamtgeschichte nach Möglichkeit ein Ersatz für die der Zeit mangelnde gesunde Frische gewonnen werden muß und endlich die Erzählung, in gleichem Verhältnisse als sie sich der Jetztzeit nähert, mit Feinheit und Umsicht fortgeführt werden will. Wer aber dem Verf. in seinen Forschungen gefolgt ist, wird unbedingt zugeben, daß für die Bewältigung eben dieser Schwierigkeiten schon in den bisherigen Leistungen desselben die Garantien sich bieten.

Hiervon abgesehen, muß die speciell durchgeführte Darstellung des vorliegenden, von 1627 bis 1650 sich erstreckenden, Bandes von um so größerem Gewichte seyn, als der Verf. darin Gelegenheit fand, nicht durch Râsonnement, sondern durch Entwicklung von Thatsachen, gewissen modernen Richtungen in der Behandlung der Zeit des dreyßigjährigen Krieges entgegen zu treten, welche schon früher in eben diesen Blättern mit Ernst und Nachdruck von ihm bekämpft sind. Es ist eine trübe, zerrissene Zeit, in die wir eintreten, eine Zeit, in welcher das Göthe'sche: 'Sehe jeder wie er's treibe' bey Fürsten und Râthen nur allzusehr als Norm galt, eine Zeit ohne Gemeinsinn im deutschen Reiche, schwach im Schaffen, kümmerlich im Erhalten, nur im Zerstören stark. Und aus dieser Zeit treten uns hier zwey sittlich starke, hoch über dem entartenden Treiben sich behauptende, für Freyheit und Glauben unablässig ringende Erscheinungen in dem Landgrafen Wilhelm V. und besonders in der unvergleichlichen Amalia entgegen. Was unter den widrigsten Verhältnissen ein ungetrübter Blick, Ausdauer für die Ueberzeugung, auch wenn sie Opfer erheischt, vor allen

Dingen ein unwandelbares Vertrauen auf göttliche Hilfe vermag, zeigt das Leben beider. Durch sie konnte selbst inmitten dieser entsetzlichen Zeit die glückliche Beylegung eines langwierigen Erbstreites mit dem Vetter in Darmstadt errungen, die Vergrößerung der hessen=casselschen Lande herbegeführt werden.

Es ist dem Verf. sehr ohne Grund der Vorwurf gemacht, daß er in dem früheren Bande seinen Blick weniger auf das Darmstädter, als auf das casselsche Fürstenhaus gerichtet habe. Letzteres behauptet auch in diesem Bande den Vorrang. Es mußte es beide Male, sollte die Stellung beider zu den großen Begebenheiten der Zeit keine schiefe werden. Wo die Landgrafen von Cassel selbständig handelnd auftraten, entweder als mächtige Leiter einer Parthey, oder doch als solche, die den Stützpunkt der letzteren abgaben, sehen wir die Landgrafen von Darmstadt von den Einflüssen größerer Staaten umspinnen, nur getrieben, oder auf Befehl sich in Bewegung setzen, fern von dem edlen, auf dem Bewußtseyn ihres innersten Werthes gegründeten, Stolze einer Amalia.

Die Erzählung beginnt mit den nicht fruchtlosen Versuchen Wilhelms V., sich mit dem auf seinen kurfürstlichen Schwiegervater in Dresden sich stützenden Landgrafen Georg II. von Darmstadt wegen der marburger Erbschaft gütlich zu verständigen. Weniger erfolgreich war Wilhelms Reise an den kaiserlichen Hof in Prag, um eine Erleichterung des durch das Ligaher auf seinem Lande lastenden Druckes zu bewirken. Nun erschien das leidige Restitutions=Edict und obwohl die hessischen Stifter schon vor dem passauer Vertrage durch Landgraf Philipp reformiert waren, konnte doch Wilhelm V. die Invasion Hersfelds



durch die katholische Partey nicht abwenden. Die Stellung des von Gläubigern gedrängten, wegen seines Glaubens verfolgten Landgrafen, für den nicht, wie für den Agnaten in Darmstadt, ein dem Kaiserhose befreundetes Kurhaus das Wort führte, wurde täglich mislicher. Aber anstatt, gleich den meisten Ständen des Reichs, im Zagen zu erschlaffen, sann er rastlos auf Wege zur Rettung, begab sich heimlich zu dem befreundeten Dranier nach dem Haag und ging endlich — die ausführliche Mittheilung dieser Unterhandlung gewährt vielfaches Interesse — den Bund mit Gustav Adolph, dann mit den kriegerischen Brüdern von Weimar ein. Nun brach, vornämlich nach dem Falle Magdeburgs, der Sturm ins Land, das, nächst Gott, der Schweden Mahen, des Landgrafen Standhaftigkeit — die Ritterschaft rieth Unterwerfung — vor raschem Untergange schirmte. In Werben erneuerte Wilhelm V. den Bund mit der Krone Schweden und die Schlacht bey Breitenfeld entschied für längere Zeit den Gang der Begebenheiten.

Schritt für Schritt folgt der Verf., entwickelnd, berichtend, durch die ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Quellen die treffliche Arbeit Köses und ungleich mehr das mit geringerer Critik abgefaßte Werk des Grafen von der Decken ergänzend, den Wechselfällen des großen Krieges. Daß der Bericht über den Verlauf der Kämpfe im nördlichen und mittleren Deutschland den Hauptgegenstand abgeben mußte, ist in der Natur der Sache begründet. Diesem zur Seite erscheinen die Resultate landständischer Verhandlungen, kirchliche Einrichtungen, die Durchbildung des Wehrstandes, Berücksichtigung der Finanzen, die Gestaltung der Landesregierung. Doch konnten diese Fäden nur

spärlich in das Gewebe eingeschlagen werden, da alle Kräfte und Richtungen der Zeit fast ausschließlich dem entsetzlichen Kampfe angehörten.

Wie wesentlich des Verfs Anschauung von der Stellung Gustav Adolphs zum deutschen Reiche von der Bartholds abweicht, ist bekannt. Ohne sich momentanen Stimmungen (oder Verstimmungen) hinzugeben, folgt er den Ergebnissen gewissenhafter Forschungen, stets beflissen, zwischen heftig eifernden Parteyen das einzige Ziel, Wahrheit, nicht aus den Augen zu verlieren. Referent wurde, als er sich mit dem überall auf archivalischen Documenten basierten Inhalte dieses Werkes bekannt machte, unwillkürlich an den Ausspruch Ranke's im Vorworte des ersten Theiles seiner 'deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation' erinnert: 'Ich sehe die Zeit kommen, wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer in so weit ihnen eine originale Kenntniß beywohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den echten, unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden.'

In Bezug auf die Spaltungen, welche nach dem Tode Gustav Adolphs unter den Führern der protestantischen Heere herrschten, die Abneigung vieler gegen Schweden, die Zuneigung Einzelner zum kaiserlichen Hofe, die Annäherung des Bundes von Heilbronn an Frankreich, den Abschluß des unglücklichen Friedens von Prag werden hier eine Menge neuer Gesichtspuncte geboten.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 44. Stück.

Den 16. März 1844.

---

### C a s s e l.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte von Hessen durch Christoph von Rommel. Achter Band. Auch unter dem Titel: Neuere Geschichte von Hessen. Vierter Band.'

Bey Gelegenheit des Anschlusses von Kurhessen an den Hof zu Wien, besonders in den für Hessen so furchtbaren Kämpfen des Jahres 1637 verdiente Landgraf Wilhelm V. mit vollstem Rechte den Beynamen des Beständigen. Fern von der verheerten Heimath, voll fester Zuversicht auf den glücklichen Ausgang der guten Sache, ging der starke, ritterliche, mit Liebe die Künste des Friedens pflegende Fürst in Ostfriesland aus dem Leben. Sein letzter Wille bestimmte seine Gemahlin Amalia zur Vormünderin seiner unmündigen Kinder und fünf geheime Rätthe zu Regenten des Landes. Hiermit schließt das sechste Buch.

Das siebente, aus vier Hauptstücken bestehende, Buch erörtert die Geschichte Hessens unter Amalia

Elisabeth als Vormünderin des achtjährigen Wilhelm VI. und unter Georg II. von Darmstadt. Den Inhalt der Erzählung führen die einleitenden Worte des ersten Hauptstücks in scharfen Umrissen an uns vorüber. Hier heißt es: 'Ein vom Kaiser geächteter im Ausland gestorbener Regent, eine Wittwe mit sechs unmündigen Kindern, ein Nachfolger von acht Jahren, eine mit dem regierenden Hause noch nicht völlig abgetheilte Nebenlinie, ein von unversöhnlichen Feinden, von abgefallenen Freunden, von eigennütigen Nachbarn umgebenes, von kaiserlichen und liguistischen Truppen umringtes tief erschöpftes und verwüstetes Land, eine Kammer Schuld von 2,095,000 Thalern, eine getrennte Regierung und ein getrenntes Heer, ein solcher Staat glich einem von Sturmesebenen hin und her getriebenen, seines Steuermannes, seiner Masten und Segel beraubten, dem nächsten Freybeuter preis gegebenen Fahrzeuge. In so verzweiflungsvoller Lage vereinte sich die Klugheit einer hochherzigen über den Schwächen ihres Geschlechtes erhabenen Frau mit der Ausdauer eines treuen, kräftigen, mehr als einmahl das Elend zu gemeinsamer Rettung verschmerzenden Volkes.'

Die Drohungen der kaiserlichen Feldherrn, das lieblose Auftreten Georgs von Darmstadt, die Härte Ferdinands III., der das Testament Wilhelms V. für nichtig erklärte, die Entfernung ihres treuen Heeres von den Erblanden, das alles konnte Amalia nicht bewegen, ihre Einwilligung zu Verträgen zu geben, die dem Glauben der Unterthanen Gewalt anthaten und die Rechte des fürstlichen Hauses schmälerten. Sie, die über der Erziehung der Kinder die Regierung nicht verabsäumte, die die Verhandlungen mit nahen und fernen befreundeten Mächten selbst leitete und den Gang kriegerischer

Unternehmungen ihrem Melander selbst vorzuzeichnen pflegte, hatte sich das hohe Ziel gesteckt, nicht für ihres Hauses und Landes Erhaltung allein, auch für die Sicherung des reformierten Glaubens nach Kräften zu ringen. Der Vertrag mit Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Einigung mit Frankreich und Schweden gab neuem Hoffen Raum. Der hohe Geist der Fürstin theilte sich den Verbündeten mit; sie verzagte auch dann nicht, als die Welfen sich durch den unglücklichen Vertrag von Goslar mit dem Kaiser ausöhnten und erreichte, daß, während diese der durch die Waffen Georgs und alte Verträge erworbenen Landschaften wieder verlustig gingen, ihrem Hause der künftige Erwerb der Grafschaft Hanau zugesichert wurde und der Anspruch auf die marburger Erbschaft durch Waffengewalt und Unterhandlungen geltend gemacht werden konnte.

Dieselbe unerschütterliche Standhaftigkeit der Fürstin gab sich während des Verlaufs der Verhandlungen in den beiden westphälischen Friedensstädten kund, wo ihre Gesandte für den evangelischen Glauben und die Amnestie beredt das Wort führten, für ihr Haus, außer kleineren Entschädigungen, der Besitz der Abtei Hersfeld und eines Theils der Grafschaft Schaumburg errungen wurde. So legte für Hessen-Cassel der furchtbarste Krieg der jemahls Deutschland verheerte, den Grund zur Entwicklung eines starken selbständigen politischen Lebens. Das war, der Hauptsache nach, das Werk Amalias, die, nachdem sie ihrem für volljährig erklärten Sohn, Landgraf Wilhelm VI., die Regierung übergeben, lebensmüde — sie hatte lange gewacht — 8. August 1651 die Augen schloß.

Dav.

## B e r l i n .

Verlag von Hermann Schulze 1843. Germania. Enthaltend: sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke Altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von Altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden Deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte, und Uebersichten der Deutschen Sprachlitteratur seit 1834. Von der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Fünfter Band. Mit Beiträgen von August, Bormann, Förstemann, Höfer, Kläden, Kuhn, Lütcke, Pischon, Tostmann, Zelle, Zeune, Zinnow und dem Herausgeber. — Auch unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde u. s. w. 276 Seiten in Octav.

Die Thätigkeit, welche die Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache durch ihr Jahrbuch von 1834 bis jetzt bekrundet hat, ist durchaus erfreulich durch den warmen Antheil am Vaterländischen, welches sich in allen von den einzelnen Mitgliedern gelieferten Abhandlungen und Beyträgen ausspricht, durch das erkennbare Fortschreiten mit der von Tage zu Tage mehr Umfang gewinnenden deutschen Alterthumswissenschaft und durch das Bestreben nach Kräften zu ihrer Förderung mitzuwirken. Und wenn auch einzelne Beyträge mehr davon zeugen, daß ihre Verfasser lieber sich das Ziel stecken wollten aus Interesse an dem Gegenstande mitzulernen, als selbständig umfassendere

Untersuchungen anzustellen, — wodurch es allerdings gekommen ist, daß wir vom Standpuncte der Wissenschaft aus hier und da einige Mittheilungen lieber verkürzt gelesen hätten, andern von eben diesem Standpuncte aus eine größere Schärfe gewünscht, andere als nichts Neues von Erheblichkeit bietend lieber beseitigt gesehen hätten, — so würde es doch auch wohl Manchem zu hart dünken, wenn man an diese harmlos in einem Kreise von Freunden dargebotenen Leistungen durchaus den strengen Maßstab der Wissenschaft legen wollte. Ref. erlaubt sich daher nur im Allgemeinen die Bemerkung, daß die Herausgabe von bis dahin unbekanntem oder minder bekannten Denkmählern, Sammlungen von Einzelheiten, welche auf Deutsche Sprache, Literatur und Deutsches Alterthum Bezug haben, ihm unter allen Gaben ganz besonders lieb gewesen sind.

Der vor uns liegende fünfte Band der Germania enthält: I. Nibelungen. Ein und zwanzigste Handschrift. Von v. d. Hagen S. 1—11. — Abdruck des Linzer Bruchstückes aus dem fünften Berichte des Verwaltungsausschusses des Museum Francisco - Carolinum zu Linz, dem das entsprechende Stück aus der verwandten Berliner Handschrift gegenüber gestellt ist. — II. Älteste altdeutsche heidnische Gedichte. Von A. Zeune. S. 12—19. Erklärung der bekannten von J. Grimm herausgegebenen heidnischen Gedichte ohne erhebliche neue Zuthaten. Das schwierige cuoniowidi wird S. 15 durch starke (?) Fesseln übersetzt. — Damit verbinden wir XV, Noch etwas über Idisi von G. Förstemann S. 219—21. Der Verf. hält heraduoder für Apposition zu Idisi und erklärt 'die Erhabenen der Völker' (?); der Vers suma clübödu umbi

cuoniowidi wird übersetzt: 'andere spalteten Königsdiademe' (?). — III. Die deutsche Sprache in der Königlichen Academie der Wissenschaften von v. d. Hagen S. 20 — 24. Academische Antrittsrede am Leibniztage 8. Julius 1841, welche sich insbesondere über die Stellung der Berliner Academie zur deutschen Sprachforschung verbreitet. — IV. Ueber die Sage von Biterolf und Dietleib von Zinnow. S. 25 — 43. Bekanntlich hat W. Grimm in der deutschen Heldensage zu erweisen gesucht, daß dem Gedichte von Biterolf und Dietleib keine echte Sage zum Grunde liege, daß der Dichter nur die von ihm selbst erfundenen Begebenheiten an namhafte Personen der deutschen Heldensage angeknüpft habe. Der Verf. dieses Aufsatzes sucht das Gegentheil hauptsächlich dadurch zu erweisen, daß er in der Sage von Biterolf und Dietleib eine verdunkelte historische Erinnerung an den bekannten Krieg des Attila gegen den Burgundenkönig Gundahari im Jahre 435 nachzuweisen sucht, welches Ereignis hier treuer im Andenken geblieben sey als selbst in der Nibelungensage. Auch die Siegfriedsage zeige sich in diesem Gedichte in einer echtern Gestalt, da die Unverwundbarkeit des Helden hier nicht erwähnt werde; eben so stamme ja auch das, was von Dietrich von Bern und Walthar erzählt wird, aus alter echter Sage. — Aber die an sich schon fragliche Annahme, daß jener Vernichtungskrieg des Attila gegen die Burgunden zu einer Dietleibsage umgewandelt sey, in welcher niemand umkommt, fällt, so bald diese aus andern Gründen als Nachwerk erkannt wird, und das Uebrige beweist nur, daß dem Dichter die bekannten Heldensagen geläufig waren. Obgleich nun außerdem Hr Zinnow den Dichter noch gegen die Abgeschmacktheiten, welche Grimm



ihm nachgewiesen hat, in Schutz nimmt, so kann Ref. dessen ungeachtet dem Verf. nicht beystimmen. Freylich ist es wohl gewis, daß Witerolf und Dietleib in deutschen Liedern bekannte Namen waren, da sie die Wilkinasage und den letztern wenigstens auch das Gedicht vom König Laurin kennt, aber die Geschichten, welche der Dichter des Witerolf aus irgend einer localen oder persönlichen Veranlassung von ihnen erzählt, zeigen nur, daß er es wohl verstand, aus ihm bekannten Sagen eine neue zusammen zu leimen, welche freylich nirgend einen originellen Zug enthält, wie sie echte Sagen zu enthalten pflegen. Da außerdem die Haupthandlung des Gedichts, der Zug an den Rhein, der verbreiteten Sage zuwider läuft und Dietleib hier in nähere Verbindung mit Ekhel gebracht wird, während er sonst als Geselle Dietrichs von Bern erscheint, so möchte gegen die Annahme der Willkür von Seiten des Dichters sich wenig Erhebliches einwenden lassen. — V. Bedeutung und Unterschied der Bestimmungswörter Groß, Klein; Hoch, Tief, Nieder; Ober, Unter von Zelle S. 44 — 57; eine synonymisch = lexicologische Untersuchung, für den Gegenstand fast zu ausgedehnt. — VI. Erinnerung an G. G. Graff von v. d. Hagen und VII. Graff als Pädagog von Bornmann S. 58 — 80. Kurze Lebensbeschreibung des Verstorbenen und Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Sprache und Literatur, so wie um das Unterrichtswesen\*). — VIII. Zum jüngeren Titrel von Lofmann S. 81 — 102. Eine Vergleichung der ersten zehn Kapitel der

\*) Warum Herr v. der Hagen S. 63 nachherige Verbesserungen von dem was Graff falsch gelesen hatte, 'kleinliche Besserlesereien einzelner Buchstaben der alten Handschriften' nennt, ist nicht abzusehen.

Ausgabe von 1477 mit dem Hahnschen Abdruck, welcher sich aber nur auf die Abweichungen in Beziehung auf Zusätze und Weglassungen ganzer Strophen beschränkt. In einer angefügten grammatischen Bemerkung wird die Umschreibung mit worden (vgl. Grimms Grammatik 4, 15) aus dem Titirel (Str. 885 H.) und aus Denkmählern des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts nachgewiesen. — IX. Altddeutsche Baukunst und Bildwerke von v. d. Hagen S. 103—113. Relation aus dem Werke: 'Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen herausgegeben von Dr Puttrich.' — X. Das Heldenlied von Walther und Hildegunde. Von v. d. Hagen S. 114—121. Restitutionsversuch des Bruchstückes nach Karajans Ausgabe. Maßmann hatte 1841 Herrn v. d. Hagen seine Berichtigungen mitgetheilt. Seitdem hat Maßmann dieses interessante Denkmahl im zweyten Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum mit seinen Ergänzungen abdrucken lassen und Haupt einige Bemerkungen dazu gegeben, auf welche Ausgabe hier keine Rücksicht genommen ist. — XI. Der Wiener Meerfahrt. Von Lütcke S. 122—142. Bemerkungen über den Koloczaer Codex, in welchem dieser Schwank sich befindet; Vermuthungen über den Verfasser desselben; Besprechung des Inhaltes und Nachweisung anderswo vorkommender Fassungen derselben Sage. Für den Verfasser hält Hr Lütcke mit Schädel (vgl. diese Blätter 1843 St. 120) den Stricker, was doch nicht zur Genüge erwiesen werden kann, und wogegen auch spricht, daß die in diesem Gedichte vorkommende Manier einzelne Abschnitte der Erzählung mit drey Reimen zu schließen dem Stricker fremd ist. Wenn B. 47 'daz hât der vreden lære gemachet' richtige Lesart ist —, so kennen wir wenigstens den

Beynamen eines andern Dichters. — XII. Wil-  
 liams Verdeutschung des Hohen Liedes.  
 Von v. d. Hagen S. 142—190. Abdruck der  
 zweyten Hälfte der bis jetzt unbenutzten Berliner  
 Handschrift, deren Anfang in dem vierten Bande  
 der Germania erschien; eine sehr dankenswerthe  
 Gabe. — XIII. Anastasius Grün. Von dem-  
 selben S. 191—208. Recension des 'Schutt' und  
 der Gedichte von A. Grün. — XIV. Nochmals  
 Nibelungen S. 209—214. Vollständiger Ab-  
 druck der Würzburger Bruchstücke, deren abwei-  
 chende Lesarten von Reuß in dem Serapeum 1841  
 Nr. 4 mitgetheilt sind, von Franz Roth. Von  
 der Hagen vergleicht dazu S. 215—17 die ent-  
 sprechenden Stellen der zweyten Münchener Hand-  
 schrift, welche jener am nächsten steht. — XVI.  
 Ueber den Eingang zu Eschenbachs Parzival  
 von E. Kläden S. 222—46. Dieser Aufsatz  
 liefert manches zu Beachtende und näher zu Er-  
 wägende gegen Lachmanns Erklärungen in den  
 Abhandlungen der Berliner Academie vom Jahre  
 1835. Unhaltbar scheint uns die S. 240 ausge-  
 sprochene Ansicht, die Verse 1, 15—28 habe  
 Wolfram erst später als eine Erwiderung eingefügt,  
 als er Gottfrieds bekannten Angriff erfahren, und  
 das etwas seltsame Bild von dem Hasen (1, 19)  
 stamme also ursprünglich von diesem Dichter, nicht  
 von Wolfram, dessen sonstiger Manier es doch  
 ganz entspricht. — XVII. Proben niederdeutscher  
 Mundarten von A. Kuhn S. 246—251; meist  
 in Sagen, Sprichwörtern und Reimen. Sind will-  
 kommen wie XVIII. Ein plattdeutscher Reim  
 durch einen englischen erklärt von A. Höfer  
 S. 252—54. — XIX. Ueber einen alten Kelch  
 und eine Patere der NicolaiKirche in Berlin von

Pischo n S. 255—260. Besprechung dieser kostbaren und interessanten Denkmähler mittelalterlicher Kunst, welche nach den Inschriften Johannes und Otto Marh. in das dreyzehnte Jahrhundert gehören. Doch läßt sich nicht entscheiden ob Johann der Erste (1220—66) oder der Zweyte, (1266—82) Otto der Dritte (1220—67) oder der Vierte (1282—1308) gemeint ist. Nach einer neuern Inschrift schenkte Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große im Jahre 1642 beide Stücke an die NicolaiKirche. — XX. G ö t h e S. 261—66. Bemerkungen über die dem Dichter fälschlich zugeschriebene Flohdissertation von v. d. Hagen; über Göthes Nachtlid von A. Kuhn, welches mit einem deutschen Volksliede zusammen gestellt wird u. A. — XXI. Jahresberichte über die Arbeiten der Gesellschaft und Uebersicht der wichtigsten neuen Werke deutscher Sprache und Alterthumskunde. W. M.

### Freiburg (im Uechtland),

bey L. J. Schmid 1843. Biographie de François Guillimann, par Alex. Daguët, de Fribourg. V und 82 Seiten in Octav.

Franz Guillimann, der Verfasser der Werke de Rebus Helvetiorum und der Habsburgiaca, war einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller seiner Zeit. Im vorigen Jahrhundert bedauerte der berühmte Rechtsgelehrte Freyherr v. Senkenberg, in seinen Select. jur. et histor. den Mangel an zuverlässigen Berichten über die Lebensumstände dieses Gelehrten den er so sehr hoch schätzte. Seit dem erschien eine 'Abhandlung über

Guillimanns Leben und Schriften' von Franz Gafler, k. k. österr. Archivar (Wien 1783. 67 S. in Oct.), welche vorzüglich von Guillimanns Verdiensten als österreichischem Geschichtschreiber handelt, jedoch nur für die zweyte Lebensperiode Guillimanns wichtig ist. In dieser Beziehung wurde sie von Hn Daguet benutzt. Letzterer, ein junger Gelehrter, dem vor Kurzem die ehrenvolle Ernennung zum Director der Normalschule in Pruntrut zu Theil ward, unternahm es, den Geschichtschreiber seines Vaterlandes darzustellen, dem berühmten Landsmann ein Denkmahl zu errichten, und die historische Literatur mit einer schätzbaren Monographie zu bereichern, welche auch außerhalb der Grenzen der Eidgenossenschaft sich einer guten Aufnahme zu erfreuen haben wird, zumahl da Guillimann sowohl Deutschland als der Schweiz angehört.

Franz Guillimann wurde zu Freiburg im Uechtland in der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts, von unbemittelten Aeltern geboren. Sein Vater that das Mögliche um ihn gut erziehen zu lassen. Nachdem der Knabe in Freiburg den ersten Unterricht genossen, schickte man ihn nach Dillingen, wo er während eines dreijährigen Studiums allen seinen Genossen als Vorbild diente. Er lernte mehrere Sprachen, und wurde in der Schweiz bald rühmlich bekannt. Im Jahre 1589 wurde er, auf Empfehlung des Solothurner Kanzlers J. J. v. Staal zum Provisor oder Lehrer der lateinischen Schule in Solothurn ernannt und nach zweyjähriger Thätigkeit von der dortigen Regierung mit dem Bürgerrecht verehrt. Allein bald entzweyeten Fragen der Politik den Gelehrten mit der Regierung. Zwey Parteyen, die Heinrichs IV.

und der Ligue theilten damahls Solothurn und die Eidgenossenschaft. Guilliman hielt es mit der Ligue und wurde dafür auf Antrieb der gegnerischen Partey, zu einer Buße verurtheilt, die jedoch seine Freunde für ihn erlegten. Da er aber dessen ungeachtet nicht schwieg und zu neuen Klagen Anlaß gab, wurde er, den 15. Merz 1595, seiner Stelle entsezt, aus der Bürgerliste gestrichen und fortgeschickt. Der spanische Gesandte, Graf Casati, nahm ihn als Geheimschreiber in seinen Dienst. Die Zeit, welche dem Gelehrten nun übrig blieb, widmete er den Musen. Im Jahre seiner Verweisung ließ er in Pruntrut zwey rasch auf einander folgende Sammlungen lateinischer Gedichte religiösen Inhalts drucken, welche äußerst selten sind und, wenigstens in Hinsicht der Sprache, von Kennern geschätzt werden.

Schon während seines Aufenthalts in Solothurn war Guillimann mit dem Gedanken umgegangen, ein die gesammte Eidgenossenschaft umfassendes historisches Werk zu bearbeiten. Jetzt, da er Muße hatte, faßte er den Entschluß, sein Vorhaben auszuführen. Außer Tschudi (dessen Werk theilweise erst im 18. Jahrhundert erschien), kann man ihm nur einen schweizerischen Historiker jener Zeit, den gelehrten und gefälligen Simler, zur Seite stellen. Wie dieser die Reformation hervorhob, so blieb Guillimann dem katholischen Glauben treu. Indessen sollte in der Feder dieser zwey, durch die classischen Schriften des Alterthums gebildeten, Männer die Geschichte keinesweges in einen confessionellen Proceß ausarten. Guillimanns Werk zerfiel in zwey Hälften; in der erstern behandelte er die Alterthümer und frühesten Zustände der Schweiz, bis auf den eidgenössischen

Bund; in der zweyten, die allgemeine Geschichte des gesammten Vaterlandes bis auf seine Zeit. In manchem Orte, vorzüglich in Freiburg, fand sein Streben Anerkennung, Beyfall und Aufmunterung. Seine Vaterstadt öffnete ihm sogar ihr bisher unbenutztes Archiv. Gründliches Studium, ein scharfer Blick, römischer Ernst, ein zierlicher Styl, erhabene Gedanken, zeichnen sein Werk rühmlichst aus. Es ist wahrlich kein geringes Verdienst, daß Guillimann, der überall das Wahre vom Falschen zu unterscheiden suchte, der erste Geschichtschreiber der Schweiz war, der die Fabeln aus dem Gebiete der Geschichte wies. Eben dadurch, daß er sich über allgemeine und tief eingewurzelte, Vorurtheile erhob, mußte er vielfachen Anstoß erregen. Dadurch, daß er Salodorum unter die zwölf Städte zählte, welche die Helvetier in Asche legten, reizte er die Solothurner, welche den Ursprung ihrer Stadt bis auf die Zeiten Abrahams hinaufführten. Aber vorzüglich nahmen die Schweizer an seiner Erklärung des Ursprungs der Eidgenossenschaft Aergernis, indem er behauptete, daß die drey, zwar freyen, aber den Klöstern zinspflichtigen Länder, (Waldstätte) auf ihr Verlangen von Kaiser Friedrich II., einem Feinde der Mönche, in den unmittelbaren Schutz des Reiches aufgenommen seyen. So geschah es, daß, als er einst durch ein Dorf im Zürcherlande reiste, er von einem tobenden Haufen umringt, angegriffen, und in einen Brunnen geworfen wurde. Empört über eine solche Behandlung und andere Unannehmlichkeiten wandte Guillimann sein Herz von seinem Vaterlande ab. Er bearbeitete seit dem eine Geschichte des habsburgischen Hauses, welche 1605, auf Kosten des spanischen Königes, in Mailand

erschien. Kaiser Rudolph II. belohnte ihn, und der Erzherzog Maximilian ernannte ihn (1606) zum Professor der Geschichte und Literatur an der Universität in Freiburg. Nach einem eilfjährigen Aufenthalte in Luzern bey seinem Gönner, dem Grafen Casati, folgte der berühmte Gelehrte diesem Rufe, durch den er seiner Heimath verloren ging. Hier endet die erste Hälfte seines Lebens.

Guillimann bewährte sich in Freiburg als einen trefflichen Lehrer. Allein, kaum glaubte ihn der Erzherzog für die Universität gewonnen, als er seiner Stelle überdrüssig ward. Der Neid seiner Amtsgenossen und andere Umstände brachten ihn zu dem Entschlusse, sich vom Katheder zurück zu ziehen und ausschließlich seinem Lieblingsfache, der Geschichte, zu leben. Die erste Frucht seiner Forschungen waren 10 Bücher der *Principes Austriae*. Diese Geschichte der Fürsten Oesterreichs wird mit Recht geschätzt, würde aber ungleich vollständiger seyn, wenn nicht die Aengstlichkeit der Klosterherren und die schüchterne Politik der Fürsten dem Forscher den Zutritt zu den Archiven erschwert und außerdem manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten. Guillimann erholte sich von seiner mühsamen Arbeit durch einen lebhaften Briefwechsel, aus welchem Hr. Daguët manchen interessanten Bericht geschöpft hat. Wir wollen dem Verf. der hier besprochenen Biographie in der Beschreibung der zweyten Periode von Guillimann's Leben nicht Schritt für Schritt folgen und dürfen um so eher kurz seyn, als Manches vom Verf. mitgetheilt schon aus Gasplers Abhandlung bekannt ist. In Hinsicht auf Guillimann's Briefe soll bloß erinnert werden, daß einer derselben den Namen Guillimann's weit mehr verbreitet hat, als alle



seine übrigen Schriften. Der Geschichtsforscher hatte nämlich, in einer Antwort an Goldast den Satz hingeworfen, daß die sogenannte Tell'sche Geschichte nichts weiter als eine Erdichtung sey. Dieser Ausspruch gab, wie bekannt, zu einem heftigen Streit über die Tellfrage Veranlassung. Die Literatur und den ganzen Hergang dieser von 1607 bis 1842 sich erstreckenden Untersuchung hat der Verf. der *Recherches critiques sur l'histoire de Guillaume Tell* vollständig besprochen. Eine Bemerkung desselben, (S. 64.) die Behandlung der Tell'schen Frage im Gelehrten Vereine zu Straßburg betreffend, mißfiel dem Hn Daguet, der, obgleich in derselben nicht genannt, diese Gelegenheit benutzte um sich zu rechtfertigen, und sich über Guillimann's Aussage in einer Weise zu erklären, welche einer Ergänzung oder Berichtigung zu bedürfen scheint. Schriftstellerische Eizgenliebe hat öfters der Wahrheit geschadet, und diese, glauben wir, sollte doch in der Wissenschaft dem Gelehrten immer am meisten gelten. Wozu hilft es, z. B. in Schedeler einen älteren Gewährsmann für die Tellfrage anzuführen, da es Thatsache ist, daß er den Etterlin wörtlich abgeschrieben? Warum verschwieg Hr Daguet, wenn er die Tellsage berühren wollte, die wahren Quellen der Erzählung der schweizer Chronisten, welche der Verf. der obgenannten Schrift entdeckt und bekannt gemacht hat?

Guillimann stand im verbreiteten Verkehr mit mehreren ausgezeichneten Männern. Die Briefe, welche er an sie schrieb, sind für die Geschichte seiner Zeit wichtig. Die Gunst, welche ihm von Seiten Kaiser Rudolphs II. und vorzüglich des Erzherzogs Maximilian zu Theil ward, erlaubte

ihm sich der Geschichtsforschung ganz zu widmen. In dem Archiv von Innsbruck fand er eine reiche Ausbeute. Man erstaunt bey der großen Thätigkeit und dem aussharrenden Fleiße dieses Mannes. Allzu große Anstrengung, Verdruß und Kummer untergruben seine Gesundheit. Er starb den 12. Oct. 1612 mit Hinterlassung einer zweyten Gattin und vier Kinder.

Die zahlreichen Schriften Guillimanns werden von seinem Lebensbeschreiber besprochen. Der eigentlichen Biographie folgt (S. 65—82) ein Anhang, der eine Abhandlung über Guillimanns Geburtsort, einige Proben aus dessen Dichtungen, Briefe von ihm und an ihn, und ein Actenstück aus dem Archiv von Freiburg in Breisgau, enthält. — Die Beweisstellen und was sonst in dem Texte der Biographie nicht wohl Platz finden konnte, ist in die Noten verwiesen, welche die besten Beweise von dem Fleiße und dem Forschungseifer des Verfs geben. In dieser nach den Quellen bearbeiteten Lebensbeschreibung ist, nach der Aussage des Verfs, kein einziger Bericht, der nicht das Resultat einer Untersuchung wäre. Wir dürfen dieselbe als eine sehr interessante, mit Geschmack und Sorgfalt geschriebene Abhandlung empfehlen, welche noch größere und schönere Früchte aus der Feder des wackeren, jungen Gelehrten verheißt. Den im Verzeichnisse angezeigten Druckfehlern fügen wir zwey hinzu: S. 33. Note 12. Vanloo statt Venloo. und S. 37. Note 20. die Jahrzahl MDCCIX statt MDCCLX.

H — y.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 45. Stück.

Den 18. März 1844.

---

N a u m b u r g,

gedruckt bey G. N. Klaffenbach: Q. D. B. V.  
Scholae Portensis a Mauritio Princ. Duce  
Saxoniae a. d. XII. Cal. Junias a. MDXLIII.  
feliciter conditae sollemnia saecularia diebus  
XX. XXI. XXII. Maji a. MDCCCXLIII pio fe-  
stoque ritu celebranda indicit et scholae fauto-  
res et amicos omnes his sollemnibus ut benigne  
interesse velint collegii magistrorum Portensium  
nomine invitat C. Kirchner S. S. Th. et Ph.  
Dr. Rector scholae prov. Portensis. VIII und  
zusammen 239 Seiten in Quart.

So wenig auch sonst der Raum und die Be-  
stimmung dieser Anzeigen die Berücksichtigung all-  
jährlicher Schulprogramme gestattet, so wird doch  
für gegenwärtiges nicht allein seinem äußeren Um-  
fange sondern auch seinem innern Gehalte nach  
eine Ausnahme um so eher zulässig seyn, als zu-  
gleich die Gelegenheit, zu welcher es geschrieben ist,  
selbst eine außerordentliche und nur selten wieder-  
kehrende ist. Auch hat unsere Universität neben

dem allgemeinen Interesse, welches das Bestehen und Gedeihen einer ehrwürdigen Pflanzschule solider Bildung jedem Freunde ächter Wissenschaft einflößen muß, noch einen besondern Grund zur Theilnahme an dem Jubelfeste der Pforte darin, daß sie dieser segensreichen Anstalt selbst mehre ihrer verdientesten Lehrer verdankt, von welchen einer, den ihr erst vor wenigen Jahren der Tod entrißen hat, noch in frischem Andenken lebt, ein anderer fortwährend als kräftiger Jubelgreis die classische Gediegenheit pfortnerischer Disciplin vergegenwärtigt, und so möge denn wenigstens eine kurze Anzeige ihres reichen Festprogrammes als Wahrzeichen dienen, daß ihr Ehrentag nicht unbeachtet an uns vorüber gegangen ist. Welche bedeutende und auch für höhere Wissenschaft fruchtbare Gaben die Pforte ohnehin alljährlich in wechselnden Festschriften ihrer Lehrer darbringt, ist den Männern vom Fache wohl bekannt; es bedarf also nur der Bemerkung, daß hier jene sämtlichen ehrenwerthen Kräfte sich zu einem gemeinschaftlichen Opfer auf dem Altare der Musen vereinigt haben, um den Werth der vorliegenden Schrift ermessen zu lassen, und wenn es auch die Natur der Sache mit sich bringt, daß nicht alle diese Beyträge streng wissenschaftlicher Art seyn können, so ist doch auch diese Seite nicht ohne namhafte Ausbeute geblieben. Selbst die zunächst aus dem practisch-localen Gesichtspuncte verfaßte Abhandlung des Rectors Dr Kirchner, welche den größeren Theil des Ganzen auf 159 besonders paginierten Seiten einnimmt: 'Die Landesschule Pforta in ihrer geschichtlichen Entwicklung von dem Anfang des XIX. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, mit einem Grundrisse'; hat nicht nur wegen der Bedeutung der Dertlichkeit als solcher, sondern

auch in weiterem Maßstabe Wichtigkeit für die Geschichte der neuern Pädagogik, deren Principien sich bey den reichen Mitteln dieser Anstalt in vieler Hinsicht freyer als anderswo entfalten konnten, während sie auf der andern Seite weit mehr als bey einer neuen Stiftung an die historischen Grundlagen gebunden waren; zu einer näheren Beleuchtung eignet sich jedoch für unsere Zwecke dieser Gegenstand eben so wenig als die 'Aussicht auf Pforta', mit welcher der geistliche Inspector Prof. Niese die Aufsätze der einzelnen Lehrer eröffnet. Unter diesen, deren jeder acht gleichfalls besonders paginierte Seiten zählt, heben wir zuerst den Commentar des Prof. G. H. B. Wolff zu Plauti Aulularia Act. III. Sc. 5 heraus, der sich in so fern an die im Jahre 1836 erschienenen Prolegomena desselben Verfs zu jenem Stücke anreicht, als gerade diese Scene nach der Bemerkung von Ladewig in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 1085 für die Zeitbestimmung wichtig ist; obgleich wir offen gestehen, daß, so gewiß jene Scene nicht während der Giltigkeit der lex Oppia, also zwischen 215 und 195 a. Chr. geschrieben seyn kann, wir sie doch weit lieber vor 215 als mit dem Verf. und seinem Vorgänger nach 195 setzen möchten. Wenigstens würde es sehr auffallen, gerade in einer Klage über den Luxus des weiblichen Geschlechts das eben erst aufgehobene Gesetz, wodurch derselbe gezügelt worden war, gar nicht erwähnt und zurück gewünscht zu sehen, während die Nothwendigkeit eines solchen im Jahre 215 um so mehr einleuchtet, wenn wir annehmen dürfen, daß es damit bereits damals so stand, wie es der plautinische Megadorus schildert; und Ladewigs Gegengrund, daß I, 2. 8 und IV, 8. 4 Philipp von Macedonien fast sprichwörtlich als einer der reichsten Könige bezeichnet werde, während die Römer doch erst im zweyten punischen

Kriege mit demselben in Berührung gekommen seyen, kann, in so weit er überhaupt hierher gehört, eher für als gegen uns beweisen. Denn gerade wenn dort von dem damaligen Gegner der Römer die Rede wäre, so dürfte man sehr bezweifeln, ob derselbe nach 195, als er bereits besiegt und gedemüthigt war, in solcher Weise auf der römischen Bühne habe genannt werden können; inzwischen ist es ohnehin viel wahrscheinlicher, daß darunter eben so wenig ein Zeitgenosse verstanden ist, wie unter dem zugleich genannten Darius, und die ganze sprichwörtliche Erwähnung vielmehr auf den Vater Alexanders geht, dessen Name sich durch das bekannte aurum Philippeum für den Römer eben so typisch mit dem Begriffe des Reichthums verknüpfte, als dieses bey Darius durch die Dariken der Fall war. Aus den Bemerkungen über einzelne Stellen, von welchen Hr Wolff selbst sagt, daß er sie *levius tantum et perfunctorie* berühre, erwähnen wir nur, daß er v. 31 und 32 *aliena manu intrusos* glaubt; doch entkräftet er den hauptsächlichsten Verdachtsgrund, daß *villa* nirgends weiter bey Plautus vorkommt, wieder dadurch selbst, daß er nicht consequent, wie Osann Anal. rei scaen. p. 183, auch die Stellen mit *villicus* verwirft; und daß *plaustra* für Damenuhrwerke steht, dürfte unseres Erachtens gerade auf eine Zeit deuten, wo der Luxus noch keine besonderen Stadtwägen kannte, so daß wir die bloße Entbehrlichkeit der beiden Verse, die außerdem recht gut ins Ohr fallen und sich bequem an das Vorhergehende anschließen, noch nicht für genügend halten, um sie zu verwerfen. Die mathematischen Abhandlungen der Professoren Jacobi I. und II.: 'Probe einer leichten und einfachen Behandlungsweise der Kegelschnitte', und 'analytische Behandlung eines Satzes aus der Lehre des ge-

radlinigen Dreyecks', so wie die des fleißigen Verfassers der im vorigen Jahre erschienenen Quæstiones Suchenwirtianae, Prof. Koberstein 'über die Betonung mehrsyllbiger Wörter in Suchenwirts Versen', und des Predigers und Adjuncten Dr Bittcher 'über das Werk des P. Abälard: Ethica seu scito te ipsum', die nur einen unvollendeten Auszug gibt und diesen mit einigen abschweifenden Noten begleitet, begnügen wir uns für die Freunde der betreffenden Fächer anzuführen; ein allgemeineres Interesse dagegen nimmt der Aufsatz des Prof. Dr Jacob in Anspruch, der mit der klaren und gefälligen Darstellung, wie sie dem gewandten Verf. im Lateinischen wie im Deutschen eigen ist, das Andenken zweyer ausgezeichneten Gelehrten feyert, welche auf der Pforte den Grund zu ihrer vielseitigen und gesegneten Wirksamkeit legten. Johann Georg Grævius, dessen umfassender Geist zuerst die gelehrten Früchte des siebenzehnten Jahrhunderts theils in zahlreichen Ausgaben cum notis variorum theils in dem Riesenwerke seines Thesaurus zu concentrieren unternahm, und Johann August Ernesti, der als Begründer einer rationellen streng grammatischen Auslegungsweise nicht bloß in der classischen Philologie, sondern auch in der Geschichte der Theologie und gewissermaßen selbst der Jurisprudenz Epoche macht, haben ihre erste Bildung auf der Schulpforte empfangen; und es war ein glücklicher Gedanke, an dem Tage, wo die Schule sich ihres Fortlebens erfreute, auch der Männer nicht zu vergessen, die selbst wenn der Sturm der Zeiten jener ein Ende gemacht hätte, doch hinreichen würden, um mit ihrem eigenen Andenken auch das ihrige unsterblich zu erhalten.

Doch auch diese Arbeit ist einer näheren Analyse nicht empfänglich; dagegen müssen wir bey den

folgenden Symbolis criticis des Prof. Dr. Steinhart wenigstens so lange verweilen, als es nöthig ist, um unser Bedauern zu begründen, daß dieser scharfsinnige und denkende Gelehrte, der bey dieser nämlichen Gelegenheit seine seltene Bekanntschaft mit dem Schake und den Formen der griechischen Sprache durch eine pindarische Jubelhymne von nicht weniger als 322 Versen dargelegt hat, sich gleichwohl in diesem Programme in Emendationsversuchen gefällt, von welchen eine besonnene Critik verhältnismäßig nur wenige adoptieren kann. Namentlich gilt dieses von den drey Stellen des platonischen Parmenides, wo Hr. Steinhart ineptissimas sententias erblickt und darnach Aenderungen vorschlägt, die uns bey richtiger Einsicht in Sinn und Sprache des Schriftstellers weder nöthig noch zulässig scheinen; und da sich nicht gerade jedermann aufgelegt fühlt, den abstrusen Zusammenhang dieses Gesprächs näher zu verfolgen, und Hr. Steinhart seine Behauptungen mit einer Zuversicht vorträgt, die bey seiner wohlbe gründeten Auctorität auf diesem Gebiete leicht bestechen kann, so wird es nicht unwichtig seyn, auch einige Gründe in die andere Wagschale zu legen. Die erste Stelle ist p. 161 A, wo Plato die Negation des Eins von der Seite auffaßt, daß nur das Einsseyn, außer diesem nichts verneint werde, und jenem folglich auch alle anderen Bestimmungen außer dieser einzigen, Eins zu seyn, ungeschmälert bleiben: *εἶναι μὲν δὴ τῷ ἐνὶ οὐχ οἷόν τε, εἴπερ γε μὴ ἔστι, μετέχειν δὲ πολλῶν οὐδὲν κωλύει, ἀλλὰ καὶ ἀνάγκη, εἴπερ τό γε ἐν ἐκείνο καὶ μὴ ἄλλο μὴ ἔστι*: und hieran schließen sich nun die Worte: *εἰ μὲντοι μήτε τὸ ἐν μήτ' ἐκείνο μὴ ἔσται ἀλλὰ περὶ ἄλλου του ὁ λόγος, οὐδὲ φθέγγεσθαι δεῖ οὐδ' ἓν*, die zwar auch den meisten frühern Erklärern Anstoß verursacht haben,



deren Sinn jedoch schon Heindorf richtig getroffen und auch Stallbaum nicht so weit verfehlt hat, daß Hr Steinhart sagen durfte: *vix ullius plausum feret, qui connexum sententiarum recte perspexerit*, obgleich uns auch seine Emendation eben so unnöthig als die Steinhartische dünkt, und wir die Stelle richtig verstanden für völlig heil halten. Die Pointe liegt darin, daß im Vorhergehenden *ἐν* das Attribut *ἐκεῖνο* bey sich hat und nur sein Prädicat *ἔστι* verneint ist: stände freylich, fährt nun Plato fort, die Sache so, daß die Verneinung nicht bloß das Seyn des *ἐν*, sondern auch des *ἐκεῖνο* umfaßte (*si neque τὸ ἐν neque illud non erit*) und folglich bey dem *μὴ εἶναι* von etwas anderm als dem bloßen *ἐν* die Rede wäre, so wäre kein Wort mehr zu verlieren, weil ihm dann jede andere Bestimmtheit eben so wohl wie die des *ἐκεῖνο* fehlen könnte; wenn aber unsere Voraussetzung die ist, daß nur das *ἐν* und nichts weiter negiert sey (*εἰ δὲ τὸ ἐν ἐκεῖνο καὶ μὴ ἄλλο ὑπόκειται μὴ εἶναι*), so kann ihm sowohl das *ἐκεῖνο* wie jedes andere Attribut oder Prädicat außer dem Einzigem, es selbst zu seyn, zukommen. Hr Steinhart emendiert: *εἰ μὲντοι μηδὲ τὸ ἐν ἐκεῖνο μὴ ἔσται*, worin der Sinn läge, daß nicht einmahl das Seyn des Eins negiert wäre; das entspricht aber der entgegengesetzten Unterstellung: wenn die Negation das Eins allein und nichts anderes außer ihm beträfe, eben so wenig als seinem nächsten Gegensatze: *sed de alio quopiam non definito sermo fit*, wo gerade von demselben *ἄλλο τι* die Rede seyn soll, das man zu dem vorhergehenden nicht einmahl durch geschweige supplieren müßte; und wie dann zu allem diesem den Schluß paßt, den Hr Steinhart so übersetzt: *tunc certe nihil omnino de eo dicere oportet, ne id quidem, esse ἐκεῖνο*, ist so schwer einzu-

sehen, daß selbst wenn seine Ansicht dem Sinne des Ganzen mehr entspräche als es wirklich der Fall ist, die Leichtigkeit des Verständnisses dadurch um keinen Schritt gefördert wäre. Noch mehr hat derselbe übrigens Plato's einfachen und klaren Sinn an der zweyten Stelle p. 162 A mißverstanden, wo jene Argumentation, daß dem nicht seyenden Eins gleichwohl mit alleiniger Ausnahme seines eigenen alle sonstigen Prädicate zukommen, selbst auf das Seyn ausgedehnt und dieses durch die bekannten Sophismen bewiesen wird, daß wenn das nicht seyende Eins gar nicht wäre, man auch nicht einmahl dieses von ihm sagen könnte, daß es nicht sey, überhaupt gar keine Kenntnissnahme von ihm möglich wäre, und zweytens, daß sein Seyn gerade darin bestehe, nicht seyend zu seyn, indem, wenn es dieses nicht wäre, folglich die Verneinung seines Seyns ihm nicht zukäme, es vielmehr seyn als der Voraussetzung gemäß nicht seyn würde. So muß ihm also, sagt Plato wörtlich, wofern es überhaupt nicht seyn soll, gerade daß es als Nichtseyendes ist, zur Befestigung seines Nichtseyns dienen, gleich wie umgekehrt das Seyende nur dadurch wahrhaft Seyn ist, daß es nicht Nichtseyendes ist; und dieses erläutert er dann noch näher in den Worten, die Hn Steinhart sinnlos dünken, aber so schwer, ja unmöglich sie auch in deutscher Construction nachzuahmen sind, doch im Griechischen nicht schärfer und bündiger gegeben werden konnten: οὕτως γὰρ ἂν τὸ τε ὄν μάλιστα ἂν εἶη καὶ τὸ μὴ ὄν οὐκ ἂν εἶη, μετιχοντα τὸ μὲν ὄν οὐσίας τοῦ εἶναι ὄν, μὴ οὐσίας δὲ τοῦ εἶναι μὴ ὄν, εἰ μέλλει τελέως εἶναι, τὸ δὲ μὴ ὄν μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν, οὐσίας δὲ τοῦ εἶναι μὴ ὄν, εἰ καὶ τὸ μὴ ὄν αὐτὸ τελέως μὴ ἔσται.

(Schluß folgt)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

46. 47. Stück.

Den 21. März 1844.

---

N a u m b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Scholae Portensis sollemnia saecularia indicit C. Kirchner.

Am Besten werden wir die Sache, weil ja doch hier ganz mit Begriffen gerechnet wird, durch eine mathematische Formel verdeutlichen. Wenn das einfache Seyn oder Seyende  $= a$  ist, so werden wir das wahrhaft ( $\tau\epsilon\lambda\acute{\epsilon}\omega\varsigma$ ) oder seyend Seyn ( $\acute{\omicron}\nu \epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota$ ) durch  $a \times a = a^2$  ausdrücken können, und eben so das nicht seyend Seyn ( $\epsilon\acute{\iota}\nu\alpha\iota \mu\grave{\eta} \acute{\omicron}\nu$ ) durch  $a \times -a = -a^2$ ; in so fern aber ersteres, gerade um wahrhaft zu seyn, zugleich die Negation des Nichtseyns seyn muß, so kann sein Wesen auch entweder so ausgedrückt werden, daß es  $-a \times -a$  oder daß es nicht  $a \times -a$  sey, und eben so hinwiederum das Wesen des Nichtseyns einerseits durch die obige Formel, daß es  $a \times -a$  sey, andererseits aber daß es nicht  $-a \times -a$  sey, während Hn Steinharts Emendation die Sache geradezu herum dreht und das Seyende ( $a^2$ ) nicht  $-a \times -a$ , das Nichtseyende ( $-a^2$ ) dagegen

nicht  $a \times$  —  $a$  seyn läßt. Läge freylich in den Worten: *μετέχον μὴ οὐσίας τοῦ εἶναι μὴ ὄν*, das, was Hr Steinhart hereinträgt: quod sit, id ita *μὴ οὐσίας* partem habere, ut ipsum sit non-ens, so wäre das Unsinn; aber erinnern wir uns nur, daß Plato jedes Prädicatsverhältniß als eine *μέθεξις* oder *μετουσία* ausdrückt, so werden jene Worte von dem ὄν gebraucht nichts weiter bedeuten als *μὴ ὄν τοιοῦτον ὥστε μὴ ὄν εἶναι* und umgekehrt von dem *μὴ ὄν* die Worte *μετέχον μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν* so viel als *μὴ ὄν τοιοῦτον ὥστε μὴ εἶναι μὴ ὄν*, d. h. ὥστε εἶναι ὄν: und so schwerfällig und tautologisch diese Umschreibungen auch aussehn mögen, so nothwendig sind sie doch für den strengen Parallelismus, der den ganzen Parmenides im Großen und Kleinen durchzieht, wenn nicht nur angegeben werden soll, was das Seyende und Nichtseyende seyn müssen, um das zu seyn was sie sind, sondern auch was sie nicht seyn müssen, um nicht das Gegentheil von dem, was sie sind, zu werden. Die Genitive nach *οὐσίας* haben mit der Bedeutung in Ansehung, welche ihnen Hr Steinhart beylegt, nichts zu thun, und wenn Plato das gemeint hätte, was dieser voraussetzt, so würde er gewiß den Dativ gebraucht haben; die Genitive aber nehmen bey dem Verbalsubstantiv *οὐσία* dieselbe Stelle ein, welche das Prädicat bey dem Verbum haben würde, also von dem *μὴ ὄν*: *μετέχει οὐσίας τοῦ εἶναι μὴ ὄν* s. v. a. *ἐστὶ τὸ εἶναι μὴ ὄν*, es ist  $a \times$  —  $a$ , sein Seyn besteht darin, daß es nicht seyend ist, oder *μετέχει μὴ οὐσίας τοῦ μὴ εἶναι μὴ ὄν* s. v. a. *οὐκ ἐστὶ τὸ μὴ εἶναι μὴ ὄν*, es ist nicht —  $a \times$  —  $a$ , sein Nichtseyn ist das Gegentheil von dem, durch welches das Seyende das Nichtseyn nicht ist; und

so selten auch eine solche Construction wegen ihrer Schwerfälligkeit seyn mag, so entspricht sie doch eben so wohl dem Geiste der Sprache, der dem Prädicat durchgehends dieselbe Construction wie dem Subjecte einräumt, als der Eigenthümlichkeit des Parmenides, dessen Schlüsse ja nicht selten gerade auf dieser Gleichstellung und Verwechslung des Subjects und Prädicats bey εἶναι und μὴ εἶναι beruhen. In der dritten Stelle endlich p. 165 A, ist es unbegreiflich, daß Hr Steinhart nicht gesehen hat, wie die Worte διὰ τὸ μὴ δύνασθαι ἐνὸς αὐτῶν ἐκάστου λαμβάνεσθαι, nicht mit dem nächst vorhergehenden μικρότερα δέ, sondern mit dem ganzen Satz πρό τε τῆς ἀρχῆς κ. τ. λ. verbunden werden müssen, weil sie eben den Grund enthalten, weshalb man, so bald das Eins als nicht seynd hinweggedacht wird, nirgends ein bestimmtes Ziel finden kann, sondern wie in den Paralogismen des Zeno, Alles ins Unendliche theilbar ist; seine Emendation μικρότερα ἢ δύνασθαι würde das Satzglied, in welchem gerade das Verhältnis der Unterstellung zur vorliegenden Folgerung ausgedrückt ist, zu einer bloßen Ausmahlung des Comparativs herunter setzen.

Dies möge genügen, um Hn Steinharts Verfahren zu charakterisieren und es zu rechtfertigen, wenn wir ähnliches Mißtrauen auch für seine übrigen Vermuthungen empfehlen, deren er auf weniger als sechs Seiten noch ein zweytes Kapitel zu Aristoteles drey Büchern de anima, und ein drittes zu allen sieben Tragödien des Sophokles hinzugefügt hat. Eine jede derselben auf ähnliche Art zu erörtern, würde einen drey- und vierfach größeren Raum erfordern, als er selbst darauf verwendet hat, und so gern Ref. die geniale Leichtigkeit und Sprachfertigkeit anerkennt, mit welcher er na-

mentlich zu den Stellen des Sophokles, wo Neue durch Stern oder Kreuz die Conjecturalcritik gleichsam provociert hat, Lesarten vorschlägt, deren sich der Dichter gewiß nicht zu schämen hätte, so kann er sie doch im Ganzen nur der Kühnheit und Subjectivität des Urtheiles vergleichen, womit weiland Reiske die Hariolationen des Augenblicks aus vollem Beutel aussäete. Weit mehr haben ihn jedenfalls verhältnismäßig die beiden folgenden Aufsätze befriedigt, in deren erstem Prof. Fickert Bruchstücke eines lateinischen Glossariums mittheilt, die er als Bibliothekar der Anstalt von einigen alten Einbänden abgelöst hat, in dem andern aber Prof. Keil aus dem reichen und in seiner Art einzigen Schatze seiner onomatologischen Forschungen ein Scholion Arateum aushebt, das an interessanten Aufschlüssen und Zusammenstellungen keiner Partie seiner *Analecta* nachsteht. Das Glossarium trägt die Züge des Xten Jahrhunderts, und dürfte auch seinem Ursprunge nach keiner viel früheren Zeit angehören, da es nicht allein Mehreres mit Isidor gemein hat, sondern auch neben den Namen classischer Schriftsteller ausdrücklich Eucherius Bischof von Lugdunum und insbesondere Placidus anführt, aus dessen Glossen eine bedeutende Anzahl der hier verzeichneten entlehnt ist. Inzwischen deutet Anderes auch wieder auf andere Quellen, wie z. B. die Notiz pag. 3: *Dios Bitiniensium lingua martius mensis dicitur Eidios bizantinorum lingua martius mensis dicitur. Apamina cappadocum lingua november mensis dicitur, Appelleos macedonum lingua december, unstreitig aus einem der Menologien entlehnt ist, wie wir sie u. A. in Stephani Thesaurus T. VIII, p. 710 ed. Lond. abgedruckt finden; vergl. Benfey und Stern über die Monatsnamen S. 118.*

Daß der pag. 8 nachträglich erwähnte *Sebastus* (*perintorum lingua AG mensis dicitur*) nach Cypern gehört, hat Herr Fickert selbst bemerkt; aber auch der *Eidios*, den er als *Εἰδιος*, Wonnemond, erklärt, ist gewis nur eine entstellte Wiederholung des vorhergehenden bithynischen *Diös*. Was das Scholion *Arateum* betrifft, so darf man sich durch diese Ueberschrift nicht verleiten lassen, eine Erläuterung zu dem Dichter *Aratos* zu erwarten; vielmehr bezieht es sich zunächst auf den bekannten Staatsmann des achäischen Bundes, dessen Namen Hr Keil mit gewohntem Scharfblicke in einer Inschrift des C. I. n. 1201 herstellt und bey dieser Gelegenheit mehre Einzelheiten aus seinem Leben gelehrt erörtert: doch geht er davon auch auf andere Männer derselben oder verwandter Namensform über, ergänzt beyläufig noch eine zweyte Inschrift des C. I. n. 217 und schließt zuletzt mit einer Aufzählung weiterer Namen, die theils vorn theils hinten mit *αρατος* componiert sind, während ihm der Name "*Αρατος*" sowohl als einfacher wie in Zusammensetzungen wenigstens als unsicher oder höchst singular gilt.

Auch die letzte Abhandlung endlich, über die wir hier zu berichten haben, *commentationis de quibusdam consonae v in lingua latina affectionibus particula*, von dem Adjuncten Dr Dietrich, ist ein rühmliches Zeugnis fleißiger und eingehender Beschäftigung mit der rationellen und vergleichenden Etymologie, die ihm eine reiche Uebersicht der einzelnen Fälle und dadurch mitunter überraschende Blicke gewährt hat. Sein Kreis ist freylich in so fern zu eng gesteckt, als er sich nur auf die ältere Sprachbildung beschränkt, und dieselben Erscheinungen in der Entwicklung und Entartung der Sprache nicht beachtet, wo er für manche noch

viel reicheren und größeren Stoff finden konnte, wie z. B. für die Verwechslung von B und V in Osanns Programm de tabula patronatus, Gießen 1839, für F und V im Bullet. di corrisp. archeol. 1841, p. 142; inzwischen wollen wir ihm daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als ihm der zugemessene Raum selbst von den dreyn Abschnitten, worauf er seine Darstellung berechnet hatte, nur die Uebergänge des Spiranten Bau in Labiale und sein Verschwinden theils zwischen zwey Vocalen theils nach einem Consonanten zu betrachten gestattet hat. Von einzelnen Bemerkungen heben wir insbesondere die heraus, wo Hr Dietrich auch solche Fälle, wo Q in P übergegangen scheint, als eine ähnliche Verwandlung aus V betrachtet, wie er sie in bonus für duonus, bellum für duellum u. s. w. findet, daß nämlich wie hier D, so dort Q weggefallen und das zurückgebliebene V in P verdichtet wäre; nur gestehen wir offen, daß gerade diese uns mehr blendend als haltbar dünken will. Wir wollen uns gern gefallen lassen, was Hr Dietrich mit guten Parallelen belegt, daß in solchen Fällen wie equus und ἵππος, qua und πῆ u. s. w. die Form mit Q dem Urstamme näher stehe, und namentlich auch da, wo solchem P in andern Formen wieder T entspricht, wie que (off. pe, griech. τε) quatuor (äol. πῖουρες, att. τέσσαρες) und dgl. dieses T selbst wieder als jüngere Formation aus P erkennen; aber ganz in derselben Art konnte ja auch die labiale Tenuis aus der gutturalen hervorgehen, und wie Hr Dietrich selbst nachher viele Beispiele aufstellt, wo das V zuerst nach Q ausgefallen und dieses daher in C verwandelt worden sey, so dürfte auch da, wo später P statt Q erscheint, vielmehr gerade ein ähnliches Ausfallen des V anzunehmen



seyn. Da er tritt sogar in directen Widerspruch mit sich, indem er dieselben Beyspiele, wie *oquulus* (vergl. *ὄψις*) und *sequor* (vergl. *ἔπω*) zuerst bey der Verwandlung und dann wieder bey der Ausstossung des V beybringt; und wenn man sieht, wie er seiner Hypothese zu Liebe, um *lupus* und *λύκος* zu vermitteln, eine Form *luquus* annehmen muß, die nirgends bestätigt wird, und, nur um keinen unmittelbaren Uebergang aus K in P zu statuieren, zwischen *specio* und *σκέπτω*, *spolium* und *σπύλον* sogar den etymologischen Zusammenhang läugnet, so wird man doch noch Bedenken tragen müssen, sich seiner Lehre anzuschließen.

K. Fr. H.

### Herrn G. K. Beseler's zu Greifswald Volks- Recht und Juristen-Recht.

Wenn man auch noch so geneigt ist, sich zu schmeicheln, man könnte gemeint seyn, wenn der Verf. S. 58. von Denen spricht, die er wohl nur, um sie durch namentliche Anführung nicht zu stolz zu machen, nur im Allgemeinen damit bezeichnet, sie hätten schon vor Savigny 'mehr oder weniger klar erkannt', daß Recht sey, wie die Sprache, die Sitten, man hat auch die Verfassung genannt, da diese aber ein Theil des Rechts ist, so mag lieber Kunst und Religion hinzugesetzt werden, der Verf. sagt 'in seiner ersten Entstehung', besser wäre es vielleicht: allein oder hauptsächlich nicht durch Zufall oder menschliche Willkür, Ueberlegung und Weisheit entstanden; so kann man doch an dem Gegensatz der beiden noch nicht sehr gewöhnlichen Ausdrücke für Arten von Recht Anstoß nehmen. Es ist schon lange bemerkt worden, daß die Römer von dem *jus* für Rechts-Wahrheiten (also in dem,

wie man in Deutschland, ohne zu wissen, daß der Ausdruck von Realisten und Nominalisten so umgestaltet worden ist, sagt: objectiven Sinne) bey weitem nicht so viele Arten kennen, wie die Neuern, die dann alle, und noch mehr, auch in das deutsche Wort Recht übergegangen sind; aber Volksrecht könnte man doch recht gut so und nicht für das dem Volke zustehende Recht nehmen, da es ja dem lateinischen *jus civile* für die in einer *civitas* geltende Rechtswahrheiten entspricht, und wir *civitas* eher durch Volk, als durch Staat, übersetzen. Eine andere Zweydeutigkeit aber, die schon bey der Quelle unseres Verfassers bemerkt worden ist, bleibt, daß jetzt, was man vielleicht am besten Rechtsbücher einzelner Völkerschaften nennen könnte, wie z. B. die *lex Salica* und dgl., von Eichhorn und Denen, die ihm folgen, Volksrechte genannt werden. Auch gegen Juristenrecht, oder, wie es Savigny nennt, wissenschaftliches Recht, lassen sich Zweifel erheben, ob es gleich dem *jus civile* in dem Sinne, wo es ausdrücklichen Quellen und auch dem prätorischen Rechte entgegen gesetzt wird, entspricht. Man sieht nämlich nicht wohl ein, warum dies nicht auch zu dem im Volke sich bildenden Rechte gerechnet werden soll, da doch die Juristen eines Volks gewis auch so gut wie andere im Volke heirathen, etwas Einzelnes erwerben, heredes werden und machen, Contracte eingehen und dgl. von Dem als Dritte thun hören, wie man bey juristischen Dingen unter allen im Volke zuerst an die Juristen denken wird, die der sel. Gönner beschuldigt hat, sie wollten Repräsentanten des Volks seyn, und die es in der That eben so sind, wie bey der Sprache die Schriftsteller, bey den Sitten die Bewohner der Hauptstadt, bey der Kunst die Künstler und bey der Religion die Priester oder,

wie wir es nennen, die Geistlichen. Bleiben wir nun bey dieser Vergleichung des Rechts mit den anderen Fächern, die sich auch größtentheils ohne Gesetze, die besonders gegeben werden, bilden, so würde freylich der Gegensatz von Volkssprache und Sprache der Sprachlehrer, von Volkssitte und der Sitte der Menschen, welche sich mit einer Anweisung zu einem anständigen Betragen abgeben (so mögen diese lieber heißen, als Sittenlehrer, weil man bey diesen an die allgemeine Moral und nicht an die nach Zeit und Ort verschiedenen Gebräuche denken würde), bey Volkskunst und der Kunst der Kunstverständigen, endlich bey Volksreligion und Religion der Gottesgelehrten ganz anders verstanden werden. Volk wäre da das gemeine Volk mit seinen Sprachfehlern, Unanständigkeiten, Vorurtheilen und seinem Aberglauben. Bey allem diesen hätte das Wissenschaftliche den Vorzug. Bey dem Rechte nimmt es nun unser Verf. ganz anders. Bey ihm steht das Volksrecht im vollen Glanze, und das Juristenrecht kommt gar übel weg. Und warum dieses? Weil die Juristen auch, und so gar recht viel auf das Römische Recht Rücksicht genommen haben. Von diesem weiß nun allerdings auch das Volk, das sich nicht besonders mit dem Rechte beschäftigt, wenigstens das gebildete, doch auch allerley, denn daß die Testamente nichts ursprünglich Deutsches seyen, wird doch Jeder zugeben. Nun aber der Vorwurf, Etwas sey von einem gebildeten Volke zu einem andern gekommen, scheint doch bey weitem so schlimm nicht, wie er gerade bey dem Rechte schon lange Denen erschienen ist, die bloß bey Dem bleiben wollten, was sie etwa, ohne das Römische Recht gelernt zu haben, wußten, und die es verdroß, daß nicht sie allein Recht sprechen könnten, oder auch jetzt

von so Vielen angesehen wird, denen ein lateinisches corpus juris schon wegen des Lateins ein Gräuel ist, und die glauben, mit einem Deutschen Gesetzbuche würde Jedermann im Stande seyn, sich bey allen Rechtsgeschäften selbst zu helfen, und keinen Proceß zu führen, den er nicht ohne alles Bedenken bey allen Richtern gewinnen müßte. Der nächste Grund, warum nicht alles Ausländische im Rechte so gar verwerflich sey, liegt denn nun auch wieder in der Aehnlichkeit mit andern Fächern, auf die eben verwiesen worden ist, denn wie Vieles haben wir nicht in unserer Sprache von anderen alten und neuen Völkern angenommen, ohne daß, wer die Sprachreinigung so weit treibt, wie sie sich nicht treiben läßt, dabey Anstoß findet, wie ja schon der Titel unsers Verfassers auf dem Titelblatte, Geheimer JustizRath, den man wohl von allen hohen Schulen zuerst in Göttingen und lange Zeit ohne Nachahmung auf irgend einer andern, für ältere Lehrer, die ersten funfzig Jahre bloß für Juristen, benutzt hat die Anstalt zu ehren, ein Beyspiel ist. In unsern Gebräuchen haben wir erstaunend viel Ausländisches, in der Dichtkunst, außer Dem, was sich von Aristoteles erhalten hat, eine Menge Bestimmungen über Oden, Sonette und dgl. von den Italiänern, und wenn man bey diesem Allen meint, es sey doch nicht bloß, wie bey der Annahme des Römischen Rechts, Alles von einem und demselben Volke, und es sey auch nicht so bedeutend, nicht so der Gegenstand eines eigenen Unterrichts, so trifft doch Beides mit Dem, was bey unserer Religion eintritt, zusammen, die wahrhaftig auch nicht in Deutschland entstanden ist, und die sogar erst nach blutigen Kämpfen über die einheimische gesiegt hat. Aber eben dieser vollständige Sieg und die Glaubenslehre der christ-

lichen Religion, sie sey für alle Völker bestimmt, machen, daß man bey den Klagen über das fremde Recht die fremde Religion ganz vergißt.

Unser Verf. nun ist zuerst nicht lange nachdem er um Michaelis 1833 zur Vollendung seiner Universitätsjahre hierher gekommen war, mit dem Anfange der Bearbeitung einer Lehre des ursprünglich Deutschen Rechts aufgetreten, die zwar Widerspruch gefunden hat, aber doch als ein schätzbares Werk anerkannt worden ist, und auf welche er auch in dem gegenwärtigen Buche öfters verweist. Daß nun ein Germanist, wenn man den Namen beybehalten will, der allerdings von einem mehr sagenden Namen: Germanicum herkommt, da dieser doch gewiß auch das Staatsrecht mit begreifen sollte, wo aber Deutsches Privatrecht oder gar Privatrecht schlecht weg, weniger genau ist, da zu beiden Namen auch das Römische Recht gehört, und also hier, wie bey Collegien-Namen so oft, eine gewaltige Abkürzung Statt findet, — daß ein Germanist keine Vorliebe für das Römische Recht hat, ist begreiflich. Indessen, so lange das Römische Recht noch einen so großen Theil unseres Rechts ausmacht, ist es doch bedenklich, wenn ein Rechtslehrer den Juristen bloß wegen des Römischen Rechts so wenig Ehre läßt, als hier geschieht. Es ist wohl aufgefallen, wenn man unter den Vorwürfen, die manchen Rechtslehrern gemacht werden könnten, auch den Haß gegen ihr Fach aufgeführt gefunden hat. Allein was ist es anders, wenn ein Lehrer, wie der sel. Thibaut gethan haben soll, damit anfängt, seine Zuhörer würden sich nie in ihr Fach verlieben, was zu seiner Ueberzeugung, ohne ein bürgerliches Gesetzbuch, zu welchem er eines über den Proceß und eines über das Criminalrecht auch rechnete, sey für unser Recht in

Deutschland kein Heil, und zu der Neigung, überall, so viel bey seiner lebendigen Ueberzeugung, was er für wahr halte sey 'sonnenklar' nur möglich, Ungewisheiten aufzufinden, recht gut paßt.

Wäre es da nicht besser, die Lernenden auf den großen Vortheil aufmerksam zu machen, den die Annahme des Römischen Rechts auf der einen Seite durch das Bedürfnis der Kenntnis wenigstens der Römischen nicht nur Sprache sondern auch der damit verbundenen Zustände für das Geschichtliche, auf der andern durch die Vergleichung mehrerer ganz verschiedenen positiven Rechte für die Philosophie desselben unserm Fache, im Gegensatze anderer, verschafft hat? Freylich wird dadurch nicht Jeder, es wird wohl nicht ein Mahl der größte Theil der Tausende, die sich jährlich zu dem juristischen Stande entschließen, geschichtlichen Sinn und Fleiß, verbunden mit freyer Ansicht menschlicher Verhältnisse, oder auch nur Eines von Beiden, bekommen, die Meisten werden auch hier bey dem Mittelmäßigen bleiben und nur darauf denken, durch die Prüfungen zu kommen und ihre juristischen oder auch nicht-juristischen Geschäfte so zu besorgen, daß sie ihre Stelle oder ihre Klienten nicht verlieren und im Fortrücken nicht zurückgesetzt werden. Aber besser ist es doch immer, als wenn man ihnen sagt, wer vom Römischen Rechte gar nichts wisse, sey eben darum ein um so brauchbarer Richter und Sachwalter, schon jetzt und vollends wenn ein Gesetzbuch gemacht werde, wie die Römer in den besten Zeiten ihrer Rechtsgelehrsamkeit, wo Ulpian und Paulus ihre Werke so leicht vom Kaiser hätten dazu können machen lassen, nie an Eines gedacht haben.

Die Abneigung gegen das gelehrte, besonders das Römische Recht hängt denn allen einzelnen

Ausführungen im Buche an, unter welchen das neunte Kapitel S. 246—296 vom Volksrechte in Beziehung auf das Gerichtswesen die jetzt herrschende Meinung, ohne Geschworne sey keine gute Justiz wenigstens in der Bestrafung von Verbrechen möglich, bespricht. Wenn es aber da am Ende von S. 249 heißt, schon den Römern sey eine Trennung der Beurtheilung des Juristischen durch Juristen und des Factischen durch Nichtjuristen, wenigstens in einer beschränkten Anwendung, bekannt gewesen, so sollte man fast glauben, der Verf. halte den magistratus, der jus dicit, immer für einen Juristen und den iudex für einen Nichtjuristen. Dieß war aber bekanntlich nicht der Fall, bey den Volkswahlen, wovon die Juristen nicht ausgeschlossen waren, entschied der Kriegsrath, die Beredsamkeit, am meisten aber das auf Bestechungen verwandte Geld wenigstens eben so viel, als die Kenntniß des Rechts, und Servius Sulpicius einer der größten Rechtsgelehrten mußte als Prätor die *jurisdictio* einem General, dem *Murana*, überlassen und sich mit einer *quaestio* begnügen, und zuweilen nahm der magistratus, bey einer verwickelten Rechtsache, einen Rechtsgelehrten zum iudex. Das Amt eines *Jurisconsultus* war weder *jus dicere* noch *judicare*, sondern, wie schon der Name es mit sich bringt, das sich consulieren lassen, es sey vom magistratus, oder vom iudex, oder von einer Partey. Von aus Juristen und Nichtjuristen gemischten Gerichten haben wir noch heut zu Tage weit mehr Beispiele, als der Verf. anführt, die Kriegsgerichte, die Consistorien, die Universitätsgerichte, in welcher Gestalt aber die Nichtjuristen dabey meistens erscheinen, sagt 'a schon das bekannte Wortspiel, wo das lateinisch seyn sollende aus dem falsch

ausgesprochenen vota gemachte mit dem französischen *fautes* verwechselt wird.

Was übrigens das Aeußere des Buchs betrifft, so ist es 1843 in Leipzig bey Weidmann auf VI und 364 Seiten gr. Octav erschienen.

Hugo.

### P o s e n.

1842. Chronicon Wigandi Marburgensis. Primum ediderunt J. Voigt et E. Comes Raczyński. XIII und 377 Seiten in Quart.

Herr Schulrath Dr Lucas war so glücklich, auf einer Geschäftsreise zu Thorn in einem Bernhardinerkloster eine alte Handschrift aufzufinden, die er nach Form und Inhalt für einen Auszug aus den Annalen des Wigand von Marburg erklären zu können glaubte. Er lieferte den kostbaren Fund an das Archiv zu Königsberg ab und suchte in einer kleinen Abhandlung seine Ansicht näher zu begründen. Die Zustimmung der gründlichen Kenner ostpreussischer und polnischer Geschichten S. Voigt und E. Raczyński bewies bald, daß dieselbe gewichtige Gründe für sich habe. Der Thätigkeit und dem warmen Interesse der beiden Letztgenannten haben wir es auch zu verdanken, daß dieses wichtige Denkmahl dem historischen Publicum zugänglich geworden ist. Wichtig aber wird es gewis jeder nennen, der die Beschaffenheit der Geschichtsquellen des deutschen Ordens aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts kennt und selbst empfunden hat, wie schwer es ist, aus dem Vorhandenen zu einer lebensvollen Anschauung dieses thatenreichen Zeitraums zu gelangen. Die Chronik umfaßt — ohne sich indessen immer streng an die chronologische Folge der Begebenheiten zu binden — die Zeit vom Jahre 1293 bis zum Jahre 1394.



Der Epitomator schrieb die vorliegende Uebersetzung, wie er selbst sagt, *ad instanciam venerabilis domini Johannis Dlugoszii (Dlugosch) im Jahr 1464.* Spuren der Gelfertigkeit, mit der er zu Werke ging, sind die vielen verstümmelten Namen und die Barbarismen und Germanismen, von denen seine Darstellung wimmelt. Er hat das selbst empfunden und entschuldigt sich am Schlusse folgendermaßen: *‘translata est in latinum rude, ut patet legenti, et in diebus 22 completa, primo aspectu exemplaris et imo ne miretur quis, minus bene eam esse translata et in latino corruptam propter exemplaris imperfectionem et quorundam vocabulorum raritatem, que merito debent translatores excusare.’* Abgesehen von diesen Mängeln des lateinischen Ausdrucks hat die Erzählung viele innere Vorzüge. Mit Umsicht folgt dieselbe dem Laufe der Begebenheiten, berichtet treu und schlicht und erhebt sich da, wo es die Verherrlichung der Kämpfe und Siege der Christen über die Heiden gilt, sogar zu einer rednerischen Lebendigkeit. Um diese magere Charakteristik zu ergänzen sey der Schilderung des Gefechts bey Rudan hier ein Platz vergönnt. *Anno 1370 dominica Exsurge ambo reges (Kynstutte et Olgerd) cum inhumanis exercitibus veniunt in dampnum Christianorum; vigiles hujusmodi percipiunt clamorem paganorum audientes, et festinanter equitantes, frivole pertranseunt stagnum in oppositum Lambiensi terrae. Consiliantes dividunt copiam in partes; Bayores et libertini terram vastant igne die prenominata, et in villa Rudow faciunt stacionem, viriliter domum impugnant. Magister Wynricus, videns paganos sic suos molestare, surgit viriliter contra tantum exercitum, dicens: videtis, quantus est iste exerci-*

tus! Frater Lupus magnus commendator, Scindekop Marschalkus, digni laude, cum peregrinis militibus, burgensibus et villanis erant cum magistro et hostiliter invadunt paganos in occasione gladii et pagani econtra. In quo conflictu 26 fratres sunt occisi et 100 viri, signanter Scindekop marschalkus, Kun de Hattenstein et, qui a multis specialiter conquerulabantur. Ad mille fuerunt interempti. Dr H. B.

### P a r i s.

Administration de librairie. 1843. Mémoires sur les événemens qui ont précédé la mort de Joachim - Napoléon, roi des Deux - Siciles. Par Galvani. XI und 137 Seiten in Octav.

Der Verf. dieser kurzen Memoiren, welche, außer den zu Corsica gedruckten und zur Vertheilung unter die Bevölkerung des Königreichs Neapel bestimmten Proclamationen, den bekannten Erzählungen von dem tollkühnen Versuche Murats, das verlorene Reich wieder zu gewinnen, keinen Zug von einiger Erheblichkeit hinzusetzt, zeigt sich in seinem Berichte als ein unbedingter Anhänger Napoleons und der durch diesen begründeten Gewalten. Eine treue Seele, deren Flug sich nie über den engen Kreis des Tagesdienstes gehoben zu haben scheint. Deshalb verzeiht man ihm, wenn er mit umständlicher Wichtigkeit die Kleidungsstücke aufzählt, mit denen Murat auf seiner Fahrt versehen war, die Gerichte, welche sein Abendessen bildeten und wünscht nur, daß es ihm gefallen haben möchte, weniger von sich selbst und seiner Hingebung für die cause nationale, d. h. die Napoleoniden, zu reden.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 48. Stück.

Den 23. März 1844.

---

### S a m b u r g.

Verlag von Friedrich Perthes 1841 u. 1842. Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden, geschildert von Dr. C. Ulmann. Bd. 1. Das Bedürfnis der Reformation in Beziehung auf den Gesamtgeist der Kirche und einzelne kirchliche Zustände. XXXVIII und 472 Seiten in Octav. (Auch unter dem Titel: Johann von Goch und Johann von Wessel nebst reformatorischen Männern ihrer Umgebung, namentlich: Cornelius Graepheus, Gregor von Heimburg, Jacob von Süterbock und Matthäus von Cracow, u. s. w.) — B. 2. Die positiven Grundlagen der Reformation auf dem populären und wissenschaftlichen Gebiete. XXIV u. 744 Seiten in Octav. (Auch unter dem Titel: Johann Wessel, der Hauptrepräsentant reformatorischer Theologie im 15. Jahrhundert; nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben, namentlich: Gerhard Groot, Florentius Radewins, Gerhard Zerbolt und Thomas von Kempen; und den deutschen Mystikern: Ruysbroeck, Suso,

Lauler, dem Verfasser der deutschen Theologie und Staupitz in ihrer Beziehung zur Reformation u. s. w. Zugleich zweite, völlig umgearbeitete Auflage der Schrift: Johann Wessel, ein Vorgänger Luthers).

Wir würden mit einer Anzeige des vorliegenden Werkes schon zu spät kommen, wenn wir beabsichtigten unsere Leser auf dasselbe erst aufmerksam zu machen. Denn von allen Seiten hat man 'die Reformatoren vor der Reformation' schon längst mit dankbarer Freude als ein classisches Werk begrüßt. In der That ist man in Verlegenheit, den Verf. ehrenvoll genug zu bezeichnen. Wie er auf Schönste theologische Tiefe und liebliche Rede vereinigt, so nennen wir ihn im besten Sinne einen Sprecher der deutschen Theologie. Es fehlt Gottlob in unserer Zeit nicht an deutscher Theologie; aber Sprecher derselben können nicht gar Viele seyn; Manche wollen es auch nicht seyn. Ullmann ist es, ohne es seyn zu wollen. — Diese eingreifende Bedeutung für die Gegenwart ist nur möglich, wenn weithin gehende Wurzeln aus dem Boden der Vergangenheit äußern Halt und innere Lebenskraft wie eine ewige Jugend unablässig herbey führen. Und so ist es. Wir verehren in Ullmann einen der bedeutendsten Kirchenhistoriker, der sich in dem nun weiter zu besprechenden Werke als ein wahrer Geschichtschreiber deutscher Reformation bewährt hat. Können wir durch unsere Worte seinen wohlverdienten Ruhm freylich nicht mehren, so ist es uns doch jetzt schon vergönnt auf Einzelnes zu antworten, was die recensierende Critik geglaubt hat an dem Werke ausstellen zu müssen. Wir genügen damit unserm eigenen Bedürfnis, auf die Gefahr hin, dem hochverehrten Hn Verf. — nicht zu genügen.

Die 'Reformatoren vor der Reformation' sind äußerlich veranlaßt durch das Bedürfnis einer neuen

Auflage des 'Joh. Wessel'. Dieser vorreformatorische Mann führte auf ganze Kreise Verwandter. Denn die geistigen Fäden, die bey Luther Ausschlag und Einschlag geben, lassen sich durch Jahrhunderte rückwärts verfolgen. Dies hat man freylich schon längst gewußt und es gibt ja ganze catalogi testium veritatis. Aber man sah dabey überwiegend darauf, ob Jemand testis sey, nicht so sehr darauf, ob er die Wahrheit bezeuge. So fand man das Vorreformatorische mehr in der gewaltsamen Auflehnung gegen einzelne Theile des katholischen Systems und in dem dadurch herbey geführten Märtyrerthume, als in dem liebenden aber verschwiegenen Aussäen des Samens, den nur die Zeit und der Himmel zur Reife bringt. So kommt es, daß wir bey Ullmann die Absicht finden, vorzugsweise die unbekannteren Vorläufer der Reformation darzustellen. Wenn die Reformation ein Sonnenaufgang ist, so finden wir hier nicht die Gewitter, die Blitze und Hagelschauer, die ihm voran gingen, sondern die Atmosphäre mit ihren wechselnden Luftschichten und allmählichen Niederschlägen. Die Reformation ist, wie jede geistige Epoche der Weltgeschichte, der Gipfelpunct einer Entwicklungsbreihe. Ist sie nun Zurückbildung des entarteten Christlichen auf seinen apostolischen Lebensgrund, so dürfen wir erwarten, daß ihr schon voraus gehe einer Seits die sittliche Reaction des frommen Gemüthes, die sich durch die thatsächlichen Zustände des Katholicismus befremdet fand, anderer Seits das bewußte Zurückgehen auf die apostolische d. h. neutestamentliche Lehre und Kirche. Beide Seiten werden sich außerdem vielfach einigen, sie werden in den Individuen seyn und sie werden sich einzelnen Gemeinschaften mittheilen. Ist aber einmahl eine Gemeinschaft auf geistigem Grunde, so hat sie das Bedürfnis und

die Fähigkeit weitem Fortschreitens; sie wird die Höhen des Menschenlebens erklimmen und die Völkermassen durchziehen. Denn auch die geistige Gesundheit hat ihr Gesetz der Ansteckung.

Hiernach ist es leicht, drey Gliederungen in den vorreformatorischen Zuständen zu unterscheiden. Erstlich: das sittliche Gemüth, (wir setzen hinzu: das deutsche) stößt sich an der Entartung kirchlicher Einzelheiten, oder am Ganzen der Kirche; es gibt ja Einzelheiten, deren Verunstaltung das Ganze verschimpft. Die christliche Wahrheit ist nicht da — (so weit kommt man) — sie wird also gesucht. Zweytens: ist das Bestehende als das Unwahre erkannt, so wird es Einzelnen gelingen, Theile der Wahrheit zu finden, mindestens den Weg zu beschreiten, der zu ihr führt: man kann schon geben. Drittens: Beides wird zu Versuchen führen, die Wahrheit zu realisieren. Aber dem Bauen geht vorher das Abbrechen und Einreißen; Manche verkommen unter den Trümmern, Andere vergessen über ihnen den Neubau. — Bey unserm Verf. finden wir die ersten beiden Momente entwickelt; er zeigt einer Seits, wo und wie sich das Bedürfnis der Reformation findet sey es für Einzelheiten sey es in Bezug auf den Gesamtgeist der Kirche (B. 1); anderer Seits entwickelt er die positiven Grundlagen der Reformation eben so auf dem wissenschaftlichen als auf dem practischen Gebiete (B. 2). Das dritte Stadium jener gewaltsamen Naturen eines Huß, Savanarola u. s. w. hat er ausgeschlossen, weil davon oft und genügend geredet sey. Aber neben jenen drey Kreisen, die wir fanden, geht ein Besonderes, das Allen gemeinsam Handreichung thut, das auch vorreformatorisch ist, nur in anderer Art. Dies ist das neu erwachte Studium des classischen Alterthums. Auch dies hat Ullmann ausgeschlossen. Aber wir können

nicht unterlassen, im Interesse der guten Sache zu bitten, daß in einem dritten Bande auch dies möge hinzu gethan werden. Reuchlin, Erasmus, Hutten u. s. w. wären zu hart gestraft, wenn ihre Bilder aus diesem Lararium der Reformation ausgeschlossen blieben.

Wir haben bisher auf sehr unhistorische Weise im lustigen Reiche der Ideen uns umgetrieben, weil dem epitomierenden Referenten der so oft gesiebte Stoff sich immer mehr verflüchtigt. Aber wir sind es dem Verf. schuldig, ausdrücklich zu bezeugen, daß er nur concrete Gestalten zeichnet. Bey ihm ist Geschichte, nicht macht er sie. Er zeigt uns für alle Hauptrichtungen des reformatorischen Gedankens lebensstreu Repräsentanten. Da ist Joh. Goch, der über die Verderbtheit des Gesamtgeistes in der Kirche nicht in Zweifel bleibt; er weiß vier Grundirrhümer aufzuzeigen. Und er hat sie mit dem Herzen erkannt und mit der Schrift bekämpft. Der Patron seiner Schriften (Cornelius Grapheus) bringt es nur zu einer verständigen Freude darüber, zu einer philologischen Begeisterung, die sich in Gedichten Luft macht, der aber im einsamen Gefängnis der Lebensathem ausgeht. Er ist reformatorischer Dilettant. — Da ist Joh. von Wessel, der das kirchliche Verderben in zwey Hauptwurzeln bekämpft, in dem Ablasswesen und in der Verderbtheit des Clerus. Er spürt dem Tode nach, der an den Wurzeln nagt, Matth. von Cracow sieht nur den verdrehten Gipfel; — einseitig sind also Beide, aber reformatorisch. Dazu kommen Andere von anderer Seite. Gregor von Heimburg kämpft für ein christliches Deutschland gegen welsches Papstthum; — was ist gegen ihn Aeneas Sylvius! Jac. von Süterbock weiß schon, daß eine Reformation kommen müsse, aber er sieht nicht wie sie möglich ist — ein Prophet

ohne Hoffnung! — Nicht weniger sträubt sich im Volke ein gesunder Sinn gegen Einzelheiten des kirchlichen Verderbens. Etliche Poeten gaben ihrem *θεῖον γένος ἐποίησαν* eine abenteuerliche Gestalt, aber mit christlichem Gehalt (Sebast. Brant). Ja das Bauernevangelium, jenes schauerliche Gemisch von irreligiöser Politik und unpolitischer Religion, das nachmahls die Praxis seiner reformatorischen Polemik bey Weinsberg ausübte und bey Frankenhausen aushielt, — hat seinen Vorläufer schon in Hans Böhme von Niklashausen. So weit die Suchenden (B. 1).

Doch hier sey es verstattet, eine Einschaltung vorzuschlagen. Ohne Zweifel liegt im Volke schon lange vor dem 16. Jahrhundert ein reformatorisches Bedürfnis, das sich von Zeit zu Zeit meistens in grotesken Misgestalten darstellt. Wir wollen weder an die Tempelherren noch an die Behmgerichte erinnern, denn Beides sind dunkle fast ungeschichtliche Dinge, die indessen mit Vorliebe gerade in der Volksfage geheimnißvoll umgingen. Aber warum hat der Verf. der flagellantischen Bewegungen nicht gedacht? Wir halten sie unbedenklich für ein reformatorisches Symptom im Volke. Denn sie beweisen, daß in Zeiten der Noth oder Sünde die Predigten und Zuchtmittel der Kirche fürs Volk nicht ausreichten. Das Volk fühlte dunkel, daß hier geschlagen werden müsse, aber es vergriff sich nun im Objecte und peitschte sich selbst. Aber je länger je mehr wurde der Flagellantismus entschieden feindlich gegen die Kirche. Wie würde sonst Gerson dagegen geschrieben haben? Oder wie würden sonst noch 1454 auf einmahl 91 verbrannt seyn? (in Sangerhausen). Feuer gebrauchte die katholische Kirche meist nur dann, wenn es wirklich schon brannte. Der Flagellantismus würde sicherlich eine schreckliche Geißel des Katholicismus



geworden seyn, wenn nicht die Reformation eingetreten wäre und hätte dem unverstandenen Volksbedürfnis christliche Mittel geboten. Aber ein vor-reformatorisches Element läßt sich darin nicht verkennen.

Der zweyte ungleich größere Band unsers Werkes zeigt auch noch Suchende, aber die schon geben. Wir finden hier eine so große Zahl von Repräsentanten der positiven Grundlagen der Reformation, daß es nöthig war, sie unter bestimmte Gesichtspuncte zu ordnen. Ist die Reformation nun die christliche Lebens- und Lehrererneuerung, so werden die vorbereitenden Elemente im practischen Leben und in der theologischen Lehre zu suchen seyn. Denkbar wäre noch Eins: die Präension der Offenbarung; aber die Zeit, als Montanus oder Mani den Parakleten in sich verkörpern wollten, war vorüber und Deutschland war niemahls der Ort dazu. — Wir haben also als positive Hinwirkungen auf die Reformation Leben und Lehre. Senes kann sich aber zwiefach gestalten, je nachdem es sich entweder engere Gemeinschaftskreise sucht, oder überall seine Kanzel aufschlägt, wo eine Predigt noth ist. Der Vf. unterscheidet hier das Practische und das Populäre; jenes in den freyen Vereinen der Brüder vom gemeinsamen Leben, dieses in der unvereinten Freyheit deutscher Mystik. Also die Form einer Seits und das Formlose anderer Seits bilden den Unterschied; der Geist ist schon deshalb vielfach verwandt, weil beide Erscheinungsformen aus Einer Quelle geflossen sind, bey der man wohl den Namen des Meister Eckart nennen darf. Nach ihm gehen die Richtungen in Joh. Ruysbroeck und Joh. Tauler auseinander. — Die freyen Vereine des gemeinsamen Lebens sind gleichsam Eine reformatorische Individualität. Denn wenn es auch heißt, Gerh. Groot wirkte in Pythagoreischer Spruchweisheit, Flor. Radewins schuf die

Formen der Gemeinschaft, Gerh. Zerbolt setzte die Landessprache wieder in ihr religiöses Recht ein und Thomas von Kempen repräsentiert das Blütestadium aller einzelnen Momente in ihrer Einigung, so ist die reformatorische Bedeutung aller dieser Männer doch hauptsächlich in ihrem Mit- und Nacheinanderseyn. Aber der Verf. thut wohl, alle diese Einzelheiten der reformatorischen Idee in den Individuen aufzuzeigen. Unvergleichlich ist dabey die Parallele zwischen diesen Brüdern des gemeinsamen Lebens und dem Pietismus und Herrnhutianismus. — Die deutsche Mystik hat bey unserm Vf. vier Träger; in Heinrich Suso überwiegt das dichterische, in Joh. Tauler das Gemüthliche, in dem Vf. der deutschen Theologie das Speculative, in Joh. Staupeiß das Practische. Diese Behandlung der deutschen Mystik verzichtet darauf, sie historisch zu erschöpfen, sie will nur das Reformatorische darin nachweisen.

Das auf die Reformation Hinwirkende in der Lehre oder die reformatorische Theologie ist relativ vollendet in Joh. Wessel. Des Vfs Monographie darüber, die in erweiterter und gebesselter Gestalt den Schluß dieses Werkes bildet, ist so allgemein bekannt und anerkannt, daß wir uns einzelner Andeutungen darüber enthalten.

Es kann überhaupt nicht unsere Absicht seyn, von dem vorliegenden Werke einen nur in Etwas befriedigenden Auszug zu liefern, und noch weniger wollen wir Einzelnes daran meistern und mäkeln\*). Unsere Anzeigen haben ja die gute Art, die auch ihr

\*) Eine ausführliche Recension des Ummannschen Werkes von dem Ref. erscheint in (Tholucks) literarischem Anzeiger, was hier nur deshalb bemerkt wird, um allerley unzulässigen Ausdeutungen entgegen zu kommen, die sich etwa daran knüpfen könnten, daß ein und dasselbe Werk von demselben Ref. in zwey verschiedenen Blättern zur Sprache gebracht wird. Aber das wirklich Gute kann nicht oft genug zur Sprache gebracht werden.

Recht hat, sich mehr des Guten zu freuen und daran zu lernen, als das Schlechte zu bekämpfen oder gar das Mittelmäßige zu bessern und hinauf zu schrauben. Das vorliegende Werk aber fordert recht eigentlich dazu auf, sich daran zu freuen und daraus zu lernen. Es ist zunächst äußerlich betrachtet nach Gehalt und Gestalt ein vollendetes historisches Kunstwerk, wo dem geschichtlichen Material sein eigenster Organismus abgelauscht, nicht ein fremder Schematismus aufgezwungen wird. Die Darstellung ist von der Feinheit und Frische und Anspruchslosigkeit, die nie etwas für sich, immer nur hingebende Dolmetscherin der Sache seyn will. Und diese Sache spiegelt sich in solch liebender Unermüdlichkeit der Forschung, in so viel Wärme des Herzens und Weisheit der Ueberlegung und Reife des Urtheils, ist so ungetrübt und unbeengt, daß sie gleichsam persönlich reizt und spricht, zieht und hält. Von dem zeitlich Zufälligen und Unwesentlichen scheidet sich der innere ewige Gehalt so natürlich und klar und greifbar, daß es keiner Predigt erst bedarf, um andere Zeiten, auch die Gegenwart, züchtigend oder beysfällig daran zu messen. Diese Geschichte der Vorbereitungen zur Reformation ist nicht die Erzählung von etwas Abgethanem, so wenig als die Reformation selbst etwas Abgemachtes ist; sie ist auch nicht das tastende Haschen oder coquettierende Zeigen eines Räthsels, dessen Lösung man nicht weiß, oder die auf Nichts hinaus kommt; sie ist kein Epös, wo die Götter lösen, was die Menschen verwirren: — sie ist die Wahrheit, furchtlos und treu. Es ist nicht genug, dabey von deutschem Fleiße und deutscher Gründlichkeit zu reden; denn unter allen fleißigen und gründlichen Deutschen können nicht viele solch ein Werk hervorbringen. Es ist mehr, es ist deutsche Tugend und deutscher Glauben darin. Solche Historie von der Reformation konnte nur da ent-

stehen und nur daraus, wo die Reformation selbst Leben und Gestalt empfing. Solch Werk — nicht bloß daß wirs bewundern müssen, wir können es auch lieben.

Berwunderlich ist dabey, daß dies nicht von allen Recensenten begriffen wird. Es gibt deren, die sich an einem guten Werke nur freuen können, wenn sie meinen, Etwas gefunden zu haben, was daran fehlt oder zu viel ist. Von diesen wollen wir auch noch (weiter unten) reden. Aber zunächst gehört das jedenfalls unter die Seltenheiten, daß ein edler Geist so verkannt wird, wie von einem unbekanntem Jemand geschehen ist, der sich zu folgenden Aeußerungen berufen glaubte: das Wohlgefallen an der practischen Mystik des Mittelalters habe Männer wie Liebner und Ullmann so begeistert, daß namentlich der Letztere eine Reihe dahin gehöriger Männer 'geradezu als Reformatoren vor der Reformation' hingestellt habe. Der Grund davon sey, daß diese Tendenz 'sich mit ihrem Stoffe mehrfach geistesverwandt wußte und demselben deshalb sofort auch ein gewisses apologetisches Studium zuwandte.' Dies 'Behagen an dem Stoffe selbst — heißt es weiter — erklärt sich hinreichend aus der eigenen orthodoxen, oder wie man bisher sagte supranaturalen Stellung der Verff., die in den Leistungen jener Mystik mehr oder weniger ihre eigene Auffassung des Christenthums wieder fanden.' Vgl. N. L. Z. 1843. Ergänzbl. Nr. 1. Wir gehen nun von der Annahme aus, daß jener Rec. nicht hämisch habe tadeln wollen, sondern nach bester Ueberzeugung nicht anders als so habe urtheilen können, so daß dies Urtheil nicht Fehler seines Herzens sondern seines Verstandes seyn wird. Was hat er denn zu rügen? Eine Vorliebe für die practische Mystik — eine Geistesverwandtschaft damit. Aber nach welchem Principe wählt man sich denn den Stoff zu einem historischen Werke?

Aus Haß? Conterfeyen die Mahler vorzugsweise Leute ab, die sie hassen? Reiset man, wenn man darüber zu verfügen hat, in Gegenden, die man nicht ausstehen kann? Nun, die historische Darstellung ist in gleicher Weise Mahlercy und Wanderung. Aber wenn dabey die Wahl nicht durch den Haß bestimmt wird, vielleicht wird sie es durch Gleichgiltigkeit? Aber wenn etwas gleich gilt, so wählt man nicht, weil nichts überwiegt. Freylich gibt es unter dem Nachwuchs unserer Historiker eine gemachte Gleichgiltigkeit; sie überlassen sich dem Strome, wie die blasirten Reitjünglinge ihren Pferden, und ist ihnen einerley, wohin sie getrieben werden. Aber eben darum verirren sie sich meist. Solche Entleerung von Voraussetzungen hat Strauß aufgebracht, d. h. er hat die bisher üblichen der gemüthlichen Liebe und der frommen Scheu beseitigt, aber daß er alsbald andere, schlechte zum Vorschein gebracht hat, ist ihm ja genügend nachgewiesen. Im Ernste also wird unser Mann es nicht tadeln können, daß der Historiker seinen Stoff mit Liebe wählt. Diese nun wird allerdings auf einer gewissen Geistesverwandtschaft ruhen. Denn die Liebe ist das Erkennende, sie wird im guten Sinne mit dem Apostel den Heiden ein Heide und den Juden ein Jude und bleibt doch sie selbst. Sie geht ein in das Fremde, begleitet es, lebt darin, weil sie sich selbst, verklärt oder verunstaltet, darin wieder findet. Die Liebe also liebt sich selbst in dem Andern, wenn sie das Gleichartige sucht. — Aber in dem Allen wird vorausgesetzt, daß die Liebe die rechte sey. Denn die Affenliebe und die Eigenliebe, die wetterwendische und die eifersüchtelnde Liebe — das ist freylich die rechte nicht. Es würde sich also fragen, ob unter der getadelten 'Vorliebe' eine solche unrechte Liebe gemeint sey. Dieß scheint allerdings so, denn das dem Stoffe zugewandte Studium wird ein 'apologetisches' genannt. Es ist wahr, die Ge-

schichte soll keine Advocatenschrift seyn. Das ist vielmehr das Schlimmste, was man ihr nachsagen kann. — Man hat wohl gehört, daß allzu großes Streben nach Unparteylichkeit gerade in Parteylichkeit umschlug. Von Planck sagte man das und neuerdings von K. U. Menzel; von Ullmann hörten wir es nie. In der That eine absurdere Behauptung gibt es kaum. Die ganze Tendenz unsers vorliegenden Werkes geht dahin, zu beweisen, daß es reformatorische Elemente schon vor der Reformation gab, die aber in ihrer Vereinzelnung oder in ihrem Zusammenseyn mit Verkehrtem oder in ihrer Formlosigkeit die Reformation selbst nicht machen konnten. Der Verf. zeigt also bey Allem was da ist, gerade was noch fehle. Er vergleicht z. B. die Brüder des gemeinsamen Lebens mit den Pietisten und zeigt, welche Bedeutung Beide hatten als Reaction des frommen Gemüthes gegen kahlen Verstand und leere Werkheiligkeit, zeigt aber zugleich, wie Beide vergehen mußten, nachdem die Elemente des Gegensatzes aufhörten. Und dies nennt man ein 'apologetisches Studium'! Wenn nun gar noch Orthodorie und Supranaturalismus gehört werden, so sieht man wohl, daß der Rec. einer Zeit angehört, die gewesen ist, und daß er alles Große in der Geschichte lieber infranaturalistisch oder gar nicht betrachten, als mit dem Auge bewundernder demüthiger Liebe nach den Spuren Gottes forschen will. Solche Historiker gleichen dem Prokrustes wenigstens nach einer Seite: sie schneiden das Große in der Geschichte ab, wenn es nicht in ihr Bett paßt. Ihr Bett aber ist ein Sarg.

Von anderer Seite hat man zwar den Geist und die Forschung unsers Werkes anerkannt, aber die Wertheilung des Stoffes gemisbilligt. Der Vf. zeigt, wie wir gesehen haben, die vorreformatorischen Gedanken sogleich an der historischen Persönlichkeit, der sie angehören. Aber es ist dabey sicher ein Misver-

ständnis, wenn man nun das Werk eine Sammlung von Biographien nennen wollte, oder wenn man glaubt, eine völlige 'Sachordnung' sey der hier gewählten vorzuziehen. Was soll das heißen, da es eine (Hegelsche) Evolution der Idee nicht heißen soll? Wir fürchten sehr, daß bey dieser Prätension eine Verkennung des Wesens der Reformation zum Grunde liegt. Uns ist eine Reformation und eine Sachordnung, die etwa äußere und innere Reformationsgeschichte unterschiede, unvereinbar. Denn das heißt die Erscheinung von ihrem Grunde abtrennen. Das Eine wird auf ein Zusammenstoßen von Zufälligkeiten, etwa 'Umstände' genannt, hinauslaufen, und das Andere wird nur zu oft der Versuchung erliegen, den Zusammenstoß der Geister in Liebe oder Zorn für eine Verirrung des Geistes zu erklären. Mit einem Worte: die Reformation ist kein Leichnam, den man erst anatomiert, während der Geist in einem Glase eingesperrt nachher besichtigt wird; die Reformation ist Leben. Leben aber entwickelt sich. Diese Entwicklung mag immerhin mit der Chronologie nicht parallel gehen, jedenfalls wird sie der Entfaltung des Menschengeistes analog seyn. Und die großen Menschen sind die Entwicklungsepochen der Geschichte. Gilt es also die Anfänge der Reformation aufzusuchen, so muß dies in den reformatorischen Menschen geschehen. Da gilt es, die unsichtbaren Fäden zu suchen, die verwandten Klänge zu belauschen, die Wellenkreise und Brechungen zu verfolgen. — Die Reformation geht zurück auf die Offenbarung. Diese aber kommt nicht plötzlich vom Himmel, sondern tritt ein in das Gebiet menschlicher Entwicklung; darum ist die Bibel eine Geschichte und nur der Koran (als die subjective Offenbarung) eine Predigt. — Hiernach scheint uns Ullmanns Verfahren aufs Beste gerechtfertigt. Seine Historie commentiert sich zwar im Menschenleben, aber sie

geht aus von dem Gedanken, der es bewegt. Darin ist die Sachordnung so weit beybehalten, als dies auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte irgend möglich ist. — Doch man mißbilligt auch die Scheidung der negativen Vorreformatoren von den positiven. Es ist wahr, in Einem Menschenleben würde eine solche Unterscheidung oft fehlerhaft seyn. Man hat nicht seine Tage und Jahre, wo man immer und nur negiert oder positiv ist. Darum sind diejenigen Darstellungen der Reformationsgeschichte von Grund aus verkehrt, die Luthers Polemik gegen Papstthum oder gegen die Schweizer von seiner organisirenden Reformationssthätigkeit völlig abtrennen. Aber wo es gilt, mehrere Persönlichkeiten im Verhältnisse zu einander darzustellen, da ist die Sache wesentlich anders. Da gibt es allerdings negative Naturen, critische, den positiven gegenüber, wie es stille und friedliche gibt neben gewaltsamen. Es ist dabey nur von einem Mehr und Minder die Rede, indem die eine Individualität an der andern gemessen wird. Und darnach ist gewis Joh. von Wesel negativ, während Thom. von Kempen reformatorisch positiv ist. — Selbst das können wir nicht zugeben, daß die ausführlichen Rückblicke auf zeitlich frühere Entwicklungen, die der Verf. gibt, z. B. Bd. 1. S. 177 ff., ‘störend’ seyen. Sie sind vielmehr Bedürfnis. Sie gehören zur Geburtsgeschichte der Reformation, wie zu der eines Menschen Ort und Land, wo er geboren ist. Auch wären sie selbst bey der strengsten Sachordnung unvermeidlich. Oder man müßte — was nicht so absurd ist, als es scheinen mag — den Protestantismus in der apostolischen Kirche anfangen lassen, so daß Act. 15. der letzte Grund wäre von 1517. — Es ist nun wahr, daß wir im Zusammenhange von Ullmanns Darstellung wenigstens einige Mahle auf dieselben Gegenstände treffen, z. B. Heidelberg in seiner vorre-



formatorischen Bedeutung B. 1. S. 378 ff. B. 2. S. 359 ff. Dieser Uebelstand, wenn es ein solcher ist, kann leicht abgestellt werden und beruht keineswegs auf einem Fehler in der Dekonomie des Werkes. Die kleinen Episoden über einzelne Universitäten (Erfurt B. 1. S. 240 ff. Köln B. 2. S. 304 ff. Paris das. S. 319 ff.) sind so vortrefflich und gehören so genau an ihre Stelle, daß wir uns kaum getrauen, den Vf. zu bitten, daß er künftig einen gemeinsamen Abschnitt über die reformatorischen Verhältnisse der Universitäten etwa B. 1. S. 205 zwischen Nr. 5 u. 6. einschalten möge.

Doch gerade die Universitäten führen uns wieder auf die s. g. humanistischen Vorbereiter der Reformation. Der Vf. hat es abgelehnt, sie in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen. Wir haben ihn schon oben gebeten, dies annoch zu thun, und wiederholen dies aufs Eindringlichste. Denn diese Partie gehört ohne Zweifel noch genau zur Ganzheit des vorliegenden Werkes. Man wird es denn nicht mehr missverstehen können, daß hier die negative von der positiven Seite getrennt ist, weil in den Humanisten sich die Vermittlung ergeben wird. Dies ist jedenfalls ihre Bedeutung. Man unterschätzt sie aufs Kläglichste, wenn sie nur mittelbare Behikel seyn sollen und bey ihnen etwa an die Erfindung des Schießpulvers und die Entdeckung von Amerika erinnert wird. Solchen Historikern wäre wohl die Reformation des 16. Jahrh. undenkbar, wenn man damals Kartoffeln gehabt hätte. Vielmehr ist gerade die Reformation selbst nach einer Seite hin unverständlich, so lange diese vermittelnde Stellung der frühern Humanisten unbegriffen bleibt. Wir meinen Erasmus einer Seits und Melancthon anderer Seits. Beide zusammen vollenden die Bedeutung des Humanismus und Beide müssen in ähnlicher Weise historisch vorbereitet, motiviert seyn, wie etwa Luther und Zwingli.

In Betreff des Letztern verdanken wir dem Verf. eine schätzbare Hypothese, die gewis mehr als eine solche ist und die keineswegs den voreiligen Zweifeln Raum läßt, die man dagegen vorgebracht hat. Es wird nämlich versucht, einen Zusammenhang zwischen Wessel und der schweizerischen Abendmahlstehre aufzuweisen. Joh. Rhodius und G. Sagarus brachten im Auftrage des Corn. Hoen Wesselsche Aufsätze an Luther, der sie in seiner Ausgabe der W'schen Farrago 1522 herausgab. Ein Tractat de coena, im Wesentlichen die Zwinglische Auffassung enthaltend, ward von ihm zurückgewiesen. Zwingli gibt ihn 1525 heraus. Den nähern Zusammenhang findet Ullmann in Hardenbergs fragmentarischen Lebensnachrichten Wessels und in einigen naheliegenden Combinationen, z. B. daß die in Luthers Schreiben an die Christen zu

Strassburg (v. 15. Dec. 1524) erwähnten 'zween' das Schreiben des Honius und der Aufsatz Wessels seyen. Auch läßt die Argumentation aus innern Gründen nichts zu wünschen übrig. Wir erlauben uns nur Folgendes noch mehr hervor zu heben. Hätte Zwingli seine Ansicht vom Abendmahle schon in Glarus (1512) gehabt, etwa aus Ratramnus und Wicliffe, wie erklärt es sich, daß er noch 1523 an Wyttenbach so unsicher und furchtsam darüber schreiben kann? Wie erklärt es sich ferner, daß Dekolampad bey seinem genauen Zusammenhange mit Zwingli noch 1520 (in seiner Predigt vom Abdm.) so mystisch und fast ganz lutherisch lehren kann, daß man wenigstens sieht, eine Verschiedenheit der Auffassung war noch nicht zum Bewußtseyn, geschweige denn zur Sprache gekommen \*). Dagegen läßt sich die spiritualistische Abendmahlslehre in den Rhein- und Niederlanden über Wessel hinauf zu J. v. Wesel, und selbst vielleicht noch über Rupert v. Deutz als eine Art Tradition verfolgen, und hieraus erklärt unser Vf. gewis ganz richtig den Beyfall, den diese Lehre, nachdem Zwingli sie erneuert hatte, in den genannten Gegenden finden konnte. — Fragt man, warum Zwingli seine Auctorität nicht nannte, so fragen wir: wo hat Zwingli überhaupt Auctoritäten? Er ist der radicale, subjective Reformator, der die Wahrheit nicht vertheidigt, weil sie schon früher diese und jene Vertreter gefunden hat, sondern weil sein Gewissen ihn dazu drängt. Denn er wird Wessels Abendmahlslehre nicht als etwas Fremdes in sich aufgenommen, sondern als etwas Eigenes aus sich wieder geboren haben. Ist sonach die Abendmahlsdifferenz älter als beide Kirchen der Reformation, so dürfen wir darin um so weniger eine Störung der 'Einheit im Wesentlichen' finden, als Luther selbst, ehe die Verhältnisse zum Verhängnisse wurden, von Wessel bekanntlich also zeugt: 'wenn ich den Wessel zuvor gelesen, so ließen meine Widersacher sich dünken, Luther hätte Alles vom Wessel genommen, also stimmt unser beider Geist zusammen.'

Es würde uns freuen, wenn der hoch geehrte Vf. anerkennen wollte, daß wir, wie er es von seinen Kritikern gewünscht hat, 'Mitarbeiter' zu seyn, wenigstens bestrebt waren. Das größere Publicum aber — und wir meinen nicht bloß das theologische — wird unserer Einladung nicht erst bedürfen, um sich an dem Ullmannschen Werke für die Gegenwart der Kirche des Herrn in seinem Glauben und für die Zukunft derselben in seiner Hoffnung zu erheben und zu stärken. Und das ist der beste Dank an den Verf. R. Rb.

\*) In der übrigens trefflichen Biographie Dekolampads von Herzog (Basel 1843, 2 Bde) ist auf diesen Punct leider nicht genauer eingegangen, vergl. Bd. 1. S. 319 ff.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 49. Stück.

Den 25. Merz 1844.

---

Paris,

bey Brockhaus und Wenarius 1840. Eloge de la Chevelure, discours inédit d'un auteur grec anonyme, en réfutation du discours de Synésius, intitulé Eloge de la Calvitie, publié d'après un manuscrit grec de la Bibliothèque Royale, par E. Miller. 80 Seiten in Octav.

Vor einigen Jahren hat Herr Prof. Geel zu Leyden in einer besondern kleinen Schrift, die wir damahls in unsern Blättern kurz angezeigt haben, den Beweis geführt, daß in des Synesios *Φαλάκρας ἐγκώμιον* die kurze *μελέτη* des Dion Chrysostomos, wogegen eben Synesios zu Felde zieht, vollständig erhalten sey. Gegen die launige Lobeserhebung der Kahlköpfigkeit — Synesios ist dabey Partey — hat ein Anonymos sich nicht ohne Geschick in einer Diatribe versucht, die Herr Miller hier zuerst aus dem Codex 2953 der Königlichen Bibliothek veröffentlicht hat. Das Schriftchen sucht die Widersprüche und Ungereimtheiten, die Synesios

sich habe zu Schulden kommen lassen, aufzudecken und die Scheingründe desselben für durch eifrigst zusammengelesene Gründe gegen die Kahlköpfigkeit zunicht zu machen.

Herr Miller setzt den Verfasser fast dem Synesios gleichzeitig. Die dafür vorgebrachten Gründe sind nicht zwingend. Freylich, wenn der Codex mit Recht ins Ende des XIII. oder in den Beginn des XIV. Jahrhunderts gesetzt wird, so spricht das zu Gunsten jener Hypothese. Denn vom siebenten bis vierzehnten Jahrhundert hat wohl kaum irgend Einer so leidlich Griechisch geschrieben. Sonst würde Unterz. immer geneigter seyn, die Abfassung der Schrift in die letzten Jahrhunderte des Byzantinischen Reichs zu setzen, wo Manche nicht ohne Erfolg Attischer Prosa nacheiferten. Danach würde man nicht ängstlich zu fragen haben, wie ein so später Auctor auf den Gedanken gerathen sey, eine so viel frühere Schrift zum Gegenstand seiner Widerlegung zu nehmen. Offenbar strebt der Verf. der Attischen Sprachnorm nach; er zeigt Belesenheit vor Andern im Platon. Hin und wieder verfällt er indes in unzierlichen Gebrauch von Redensarten und Partikeln. So machen doch Verbindungen, wie p. 37, 15. τὰ μέγιστ' ἂν δεδυστυχήκασιν, p. 52, 6. ἢ αἰσχους εἶτε κάλλους — s. Lobeck Ajac. 178. — und Formen wie τοῦ νοός neben τοῦ νοῦ — s. Lobeck Phryn. p. 453. — und dergleichen mehr, ein fast dem Synesios gleiches Zeitalter wo nicht unmöglich, doch unwahrscheinlich. Einige Anzeichen scheinen Herrn Miller einen Neuplatoniker zu verrathen und dazu paßt allerdings die allegorische und mystische Auslegung des Homer, welcher der Verfasser huldigt. An Christliches erinnert kaum Etwas als ὁ Θεός, was indes nicht nothwendig einen christlichen Verfasser

voraussetzt. Nirgend Beziehungen auf das alte oder neue Testament. Unterz. wagt kein entscheidendes Urtheil über die Zeit der Abfassung und den Verfasser, kann aber versichern, daß die Schrift nicht schlechter ist als viele Declamationen späterer Sophisten.

Die Handschr., in Folio auf Baumwollenpapier geschrieben, enthält außer diesem Ineditum noch den Aristides, Libanius und Plato. Bekker führt nur den Gorgias daraus an; er nennt ihn W. Der Schluß unserer Schrift ist verstümmelt und überhaupt scheint der Text hin und wieder den Mangel der nachbessernden Hand des Verfassers zu verrathen. Der Abschreiber ist sorgfältig gewesen und Herr Miller hat nicht nöthig gehabt, an allzu viel Stellen nachzuhelfen, an noch wenigern zu verzweifeln. Er erkennt mit Dank die ihm von unserm trefflichen Landsmanne Dübner geleistete Hilfe an. Manches hat Hr Miller beym ersten Wurf übersehen. Jeder verbessert das leicht beym Lesen. So steht p. 28, 25. ἀνελάμβανον τοῦ προτέρου κρείττονος νοῦν, was offenbar κρείττονα heißen muß; p. 31, 14. und 19. γυμνῇ περὶ τὴν μάχην χωρήσει κεφαλῇ statt πρὸς oder ἐπί; p. 49, 15. dürfte statt εἰσεφθάρησαν τοῖς σώμασιν λειχῆνες etc. wohl ἐνεσπάρησαν, der lin. 8. gebrauchte Platonische Ausdruck, herzustellen seyn, wie p. 51, 13. sicherlich statt διηνεγμένοι διενηνεγμένοι u. s. w. Sachlich Neues begegnet kaum. Nur für die Naturhistoriker möge die Notiz p. 37, 25. hier ausgehoben werden: "Ἀόρη μὲν λέων πιλὸς τὸν πώγωνα, φύει δὲ τρίχας ἢ θήλεια, worüber Aristoteles und Plinius schweigen. Sonst hält sich die Gelehrsamkeit des Verfassers im beschränkten Gebiete Homerischer und Hesiodischer Reminiscenzen. Die von Hn Miller zum

Schluß gegebenen Noten weisen mit Fleiß die Quellen der Wendungen und Formeln lexicallisch nach. Mitunter ist die wahre Quelle übersehen. So p. 32, 24. stammen die *κρίοι μύξαι γέροντες* aus den Gedichten des Kerkidas von Megalopolis, der *κρίοι μύξοι ἄνδρες* verbindet, s. Meinek. Anall. Alex. p. 393 sq.

Wir wollen noch einen Blick in die Einleitung Sn Millers thun. Bey dieser neuen Entdeckung in einer gar nicht unbekannt gebliebenen Handschrift nimmt Hr Miller die Gelegenheit wahr, durch einzelne Beyspiele zu zeigen, daß die Handschriften selbst der sorgfältig untersuchten Bibliotheken noch manchen ungehofften Schatz bergen. Unter den Codd. Græc. Suppl. findet sich unter Nr. 388. eine Handschrift von hohem Alter, aus dem X. Jahrhundert, die neben andern Dichtern des Koluthos (*Αρπαγή*) *Ἐλένης* enthält. Bekanntlich hat der Cardinal Bessarion aus dem Kloster Casoli bey Otranto diesen Dichter im Jahre 1430 zuerst wieder hervor gezogen. Unter den bekannten Handschriften reicht nur der von Bekker benutzte Mutinensis, der wie Nr. 388 auch den Theognis enthielt und dessen Aufenthalt jetzt nicht auszumitteln ist, über das Jahr 1430 hinaus. Aus diesem alten Codex theilt Hr Miller zwey neue Verse mit, wodurch die augenscheinlichen Lücken unsers Textes auf unerwartete Weise ausgefüllt werden. Erstlich B. 62 ff. ist von dem Apfel der Erig die Rede, nach dem unser Text nur zwey Göttinnen trachten läßt:

*Ἥρη μὲν παράκοιτις ἀγαλλομένη Διὸς εὐνή  
ἴστατο θαμβήσασα καὶ ἤθελε λήζεσθαι· 65.  
πασάων δ' ἄτε Κύπρις ἀρειοτέρῃ γεγαυῖα  
μῆλον ἔχειν ἐπόθησεν, ὅτι κτέρας ἐστὶν  
ἐρώτων.*

Ζεὺς δὲ θεῶν καὶ νεῖκος ἰδὼν καὶ παῖδα  
καλέσας

τοῖον ἐφεδρήσονται προσέννεπεν Ἐρμάωνα.  
Schon Lennep sah ein, daß hier ein oder zwey Verse weggefallen seyn müßten, in denen Athene genannt war. Bekker und Hermann Emen- datt. Col. p. 12. gaben ihm Recht. Jetzt sieht man, daß freylich nicht, wie man gemeint hatte, hinter B. 65, wohl aber hinter B. 67. der Vers fehlt:

"Ἦρη δ' οὐ μεθέηκε, καὶ οὐχ ὑπόεικεν  
Ἀθήνη.

Zweytens B. 233 ff. staunt Paris über die Pracht in Sparta, ἔνθα μὲν αὐτῆς

Χρῦσεον ἐνδαπίης θεύμενος εἶδος Ἀθήνης,  
ἔνθα δὲ Καρνεῖοιο παραγνάψας Ἰακίνθου,  
ὅν ποτε κουρίζοντα σὺν Ἀπόλλωνι νοήσας 240.  
δῆμος Ἀμυκλαίων ἠγάσσατο κτλ.

Hier befreyt uns der Paris. von einer ungefügigen Construction, nämlich παραγνάψας deflectens absolut zu fassen und zu Καρνεῖοιο Ἰακίνθου hinzuzudenken θεύμενος εἶδος, wie Hermann es l. c. p. 18 für ausgemacht erklärte. Auch verschwindet der Κάρνειος Ἰάκινθος, den Müller Dorr. I, S. 354 zu deuten versucht hatte. Der Codex gibt:

"Ἐνθα δὲ Καρνεῖοιο φίλον κτέρας Ἀπόλ-  
λωνος,

Οἶκον Ἀμυκλαῖοιο παραγνάψας Ἰα-  
κίνθου.

Uebrigens stimmt Par. mit Mut. in der fehlerhaf- ten Schreibung Καρνηοιο und οιακίνθου über- ein und bestätigt auch so die nahe Verwandtschaft Beider. Doch muß der Pariser sorgfältiger ge- schrieben seyn, da er die vom Mut. und den wahr- scheinlich aus eben diesem geflossenen jüngern Hand-

schriften übersprungenen Verse allein bewahrt hat. Dies läßt auch für Theognis trotz der hohen Vortrefflichkeit des Mut. eine Nachlese hoffen. Unterz. denkt darüber recht bald Weiteres berichten zu können.

Schließlich versucht Hr Miller seinen critischen Scharfsinn an einer erst durch die Ausgabe des trefflichen Letronne nach einer bessern Handschr. vervollständigten Stelle des Skylax p. 47. Huds., p. 237. Klausen. Er stellt sie im Ganzen richtig so her: *Τούτων δὲ ἔχονται Λιβύων ἔθνος, παρὰ τὴν Σύρτιν μέχρι τοῦ στόματος τῆς Σύρτιδος, Μακαί. Εἰς δὲ τὴν Σύρτιν ἀπὸ Ἑσπερίδων εἰσπλέοντι πρῶτοι Ἡράκλειοι θῆνες. Ἐχονται δὲ τούτων Δρέπανον, νῆσοι ποντιαὶ τρεῖς· κατὰ τοῦτο αἱ Λευκαὶ καλοῦνται. Ἐν δὲ τῷ κοιλοτάτῳ τῆς Σύρτιδος, ἐν τῷ μυχῷ Φιλαίνων βωμοὶ καὶ ἐπίνειον, ὃ ἡμῶς ἐστὶ πλοῦς τῆς Σύρτιδος.* Hiermit erklärt sich Letronne selbst nach einer Mittheilung p. 26 einverstanden; nur wünscht er hinter *Δρέπανον καὶ νῆσοι π. τ.* und vermuthet, *ἐν τῷ μυχῷ* sey nur Glosse zu *ἐν τῷ κοιλοτάτῳ*. Dies stimmt nicht wohl zu der fernern Muthmaßung, daß am Schluß zu lesen sey: *ἐν δὲ τῷ μυχῷ, ἐπίνειον· ὃ ἡμῶς ἐστὶ κτλ.* F. W. S.

### Heidelberg.

Academische Verlags-Handlung von J. C. B. Mohr. 1843. Handwörterbuch der topographischen Mineralogie. Von Gustav Leonhard, Doctor der Philosophie, Privatdocent an der Universität Heidelberg. XII und 593 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift tritt auf erfreuliche Weise in die Fußstapfen seines Vaters, des berühmten Heidelberger Mineralogen. Bekanntlich hat Herr Geheimerath von Leonhard in den Jahren



1805—1809 mit seinem aus drey Bänden bestehenden Handbuche einer allgemeinen topographischen Mineralogie auf einem damahls noch unangebauteu Felde zuerst die Bahn gebrochen, und auch später den Gegenstand dieses schätzbaren Werkes nie aus den Augen verloren. Sein Handbuch der Drykto-  
gnosie zeichnet sich vor allen ähnlichen Schriften durch die große Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben von dem Vorkommen und den Fundorten der Mineralkörper aus. Die vielen neueren Entdeckungen machten eine neue Bearbeitung der topographischen Mineralogie wünschenswerth, wozu freylich die Benutzung reicher Sammlungen und bedeutender literarischer Hilfsmittel erforderlich war. Beides stand dem Verfasser des vorliegenden Handwörterbuchs zu Gebote, und mit rühmlichem Fleiß hat er davon Gebrauch gemacht, um ein Werk zu liefern, welches geeignet ist, an die Stelle einer neuen Auflage der allgemeinen topographischen Mineralogie zu treten, und zugleich für das Nachschlagen größere Bequemlichkeit darzubieten. Die einfachen Mineralkörper sind alphabetisch aneinander gereiht, und bey jedem Mineral sind dann die Fundorte in geographischer Ordnung aufgeführt. Der Werth dieser Angaben wird dadurch besonders erhöht, daß dabey so viel als möglich auch die Art des Vorkommens berücksichtigt worden. Uebrigens kann eine solche Arbeit nie als eine abgeschlossene erscheinen, da jeder Tag neue Entdeckungen bringt. Der Verfasser obiger Schrift wird gewis nicht nachlassen, dieselbe zu vervollständigen, und dabey den Beystand Derer nicht verschmähen, welche sich für den Gegenstand seiner Arbeit interessieren. Daher erlaubt sich Ref. in den hier angehängten Notizen, welche er bey dem Durchblättern des Handwörterbuchs aufzeichnete, einen kleinen Beytrag für eine künftige neue Auflage desselben darzubieten. Ab-

sichtlich hat er nur solche Localitäten angemerkt, welche wegen eines ausgezeichneten oder merkwürdigen Vorkommens, oder wegen der Seltenheit eines Minerals besondere Beachtung verdienen dürften.

Albit, in netten Krystallen auf schmalen Gängen im Diabase des Steinberges bey Goslar. — Anhydritspath, krystallisiert, sehr selten auf den Erzgängen von St. Andreasberg. — Asphalt, an mehreren Orten in Westphalen, namentlich zu Darfeld, Coesfeld. — Auripigment, mit Realgar am Braous in den Seealpen. — Faser-Baryt von fleischrother Farbe, im Thongyps und Keupermergel der Gegend von Göttingen. — Bergmilch, häufig in der Gegend von Göttingen, auf Klüften des bunten Sandsteins und Muschelkaltes. — Bernstein, an manchen Orten im Lüneburgischen. — Bol, am Säseühl bey Dransfeld, am Habichtswalde bey Cassel. — Datolithspath, mit Arzinit, Apophyllit, auf dem Andraaser Orte zu St. Andreasberg. — Eisenglimmer, im Kalkmergel der Gegend von Osnabrück. — Eisenkies, in ausgezeichneten Krystallisationen im Thon von Großalmerode in Hessen; in Nieren (s. g. Mergelnüssen) im Keupermergel der Wesergegenden, zumahl im Lippeschen. — Grüner Granat, auf den Erzgängen zu St. Andreasberg. — GypsSPATH, in ausgezeichneten Krystallisationen zu Thiede bey Wolfenbüttel; im Thon zu Münchscheypenstedt unweit Braunschweig; zu Großalmerode in Hessen. — Harmotom, im Basalt der blauen Kuppe bey Eschwege; bey Cassel. — Jaspis, am Hohenhagen zwischen Göttingen und Münden. — Gediegen Kupfer, im Mergel von Helgoland. — Kupferindig, vormahls auf den Kupfererzgängen zu Lauterberg. — Mangankohlensaures, im Gelbeisenstein des Hopfenberges auf dem Reinhardswalde unweit Cassel. — Margarit, krystallisiert als Bekleidung von Rothgiltigerz-Krystallen und verb auf den Silbererzgängen von St. Andreasberg. — Pinit, im Thonporphyr des Auerberges bey Stolberg am Harz, der Gegend von Baden bey Rastadt. — Pyrolusit, krystallisiert auf Gängen im Grauwackengebirge bey Zellerfeld. — Realgar, mit Antimonglanz zu Wolfsberg am Harz; mit Auripigment am Braous in den Seealpen. — Retinit, eine Lage im Torf unweit Osnabrück bildend. — Selenkobaltbley, vormahls auf der Grube Lorenz bey Clausthal. — Steinsalz, im Anhydrit von Lüneburg, von Thiede bey Wolfenbüttel.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

50. 51. Stück.

Den 28. März 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät der König haben sich allergnädigst bewogen gefühlt, dem Professor Ribbentrop hieselbst, so wie dem bisherigen Ober-Appellationsrath und Professor Francke zu Jena, welcher einem Rufe an die hiesige Universität gefolgt ist, den Charakter von Hofräthe zu verleihen.

Se Majestät der König haben sich allergnädigst bewogen gefühlt, die außerordentlichen Professoren Hermann Loke, bisher zu Leipzig, und Wilhelm Roscher zu ordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät zu ernennen.

Anmerkung: Herr Professor Loke wird während des Sommersemesters Vorlesungen über die Geschichte der neuesten Philosophie seit Kant fünfstündig und über reine und angewandte Logik vierstündig halten. Die zu wählenden Stunden werden durch Anschlag bekannt gemacht werden.

## G ö t t i n g e n .

Der königlichen Societät ist am 24. Februar von dem Professor Wöhler eine Vorlesung überreicht worden, mit der Ueberschrift: Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproucte, von welcher das Folgende ein kurzer Bericht ist.

Die Untersuchung wurde aus dem allgemeinen Gesichtspunct unternommen, daß vielleicht die, bis jetzt noch wenig gekannten, Zersetzungs-Verhältnisse der vegetabilischen Salzbasen Aufschluß über die eigentliche Constitution und Entstehungsweise dieser merkwürdigen Classe von Körpern geben könnten. Aus mehreren Gründen wurde zunächst das Narcotin gewählt. Bey Gegenwart einer Säure oxydierenden Einflüssen ausgesetzt, zerfällt es in eine stickstoffreye Säure, in eine organische Base und in Kohlensäure. Am besten bewirkt man diese Zersetzung, indem man eine Auflösung von Narcotin in überflüssiger verdünnter Schwefelsäure mit fein geriebenem Mangansuperoxyd erhitzt, so lange sich noch Kohlensäuregas entwickelt. Die neue Säure hat den Namen Opiansäure, die neue Base den Namen Cotarnin erhalten.

I. Opiansäure. Sie ist bereits vor einigen Jahren gemeinschaftlich von Liebig und dem Verf. entdeckt und in diesen Anzeigen 1842 St. 138 kurz charakterisirt worden. Sie setzt sich bey dem Erkalten des obigen Gemisches als eine gelbe Masse von feinen Krystallen ab. Durch Behandlung mit unterchlorigsaurem Natron erhält man sie leicht vollkommen farblos. Sie krystallisirt in dünnen schmalen, oft baumförmig verzweigten oder concentrisch strahlig vereinigten Prismen, schmeckt nur schwach bitterlich, ist in kaltem Wasser nur wenig löslich, in viel größerer Menge in siedendem, so

daß eine heiß gesättigte Lösung beym Erkalten zu einem Krystallnetz erstarrt. Sie schmilzt bey  $140^{\circ}$  ohne dabey Waßer zu verlieren. Sie ist nicht flüchtig, zieht sich aber so an den Wänden des Gefäßes hinauf, daß sie überdestilliert. Sie verbrennt mit Flamme, ihr Dampf riecht aromatisch und erinnert an den Geruch des erhitzten Narcotins.

Durch den Einfluß der Wärme erleidet sie eine sehr merkwürdige Veränderung. Die geschmolzene Säure bleibt noch mehrere Stunden lang weich, durchsichtig, terpenthinähnlich. Dann fängt sie an, von der Oberfläche aus milchweiß zu werden und zu erhärten, jedoch nur so langsam, daß man, ähnlich wie bey der arsenigen Säure, in größeren geschmolzenen Stücken noch nach Tagen einen durchsichtigen weichen Kern findet. Sie ist nun in Waßer und in Alkohol, ja sogar in verdünnten Alkalien unlöslich geworden. Uebergießt man sie, wenn sie noch klar und amorph ist, mit Waßer, so wird sie milchweiß, und kocht man sie damit, so verwandelt sie sich in eine weiße erdige Masse, von der sich nur höchst wenig auflöst, das sich beym Erkalten in weißen, amorph aussehenden Flocken wieder abscheidet. Die Analyse hat gezeigt, daß die geschmolzene unlösliche Säure dieselbe quantitative Zusammensetzung hat, wie die krystallisierte. Die Erklärung dieser Isomerie folgt weiter unten.

Die Analysen der Opiansäure und ihres Silber- und Bley-Salzes haben für die krystallisierte Säure die Formel  $\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^8 \text{O}^9$  gegeben. In den Salzen wird das Waßer durch 1 Atom Base vertreten. Das Atomgewicht der waßerfreyen Säure ist = 2502,23.

Die Opiansäure bildet mit Baryt, Bleyoxyd und Silberoxyd in Waßer lösliche, sehr gut kry-

stallisierende Salze mit in der Wärme abscheidbarem Krystallwasser.

2. Opianäther. Dieser Körper konnte nicht durch Einwirkung von Salzsäuregas auf eine Lösung von Opiansäure in Alkohol erhalten werden. Er entsteht aber sehr leicht, wenn man statt der Salzsäure schweflige Säure anwendet. Aus der durch Verdunsten concentrirten Lösung krystallisiert er in feinen, farblosen, bündel- und kugelförmig vereinigten Prismen. Er ist ohne Geruch und fast ohne Geschmack. In kaltem Wasser ist er unlöslich. Damit erwärmt, schmilzt er nahe bey  $100^{\circ}$  zu einem klaren, schweren Liquidum, das beym Erkalten unter starker Zusammenziehung zu einer weißen, strahlig krystallinischen Masse erstarrt. Zwischen zwey Schalen ist er sublimierbar. Längere Zeit mit Wasser gekocht, löst er sich allmählich auf, indem er sich in Alkohol und Opiansäure verwandelt. Mit kauftischem Kali geschieht dies sehr rasch. Die Analysen bestätigten, daß er opiansaures Anthyloryd ist =  $C^4H^5O + C^{20}H^8O^9$ .

3. Opiammon. Es ist ein Product der Metamorphose des opiansauren Ammoniak's. Es entsteht schon beym Verdunsten seiner Auflösung. Vollständig geschieht die Verwandlung, wenn man die eingetrocknete Salzmasse vorsichtig und gleichförmig etwas über  $100^{\circ}$  erhitzt, so lange als noch Ammoniak weggeht. Zulezt ist sie in ein blaß citrongelbes Pulver verwandelt. Dies ist das Opiammon. In ganz reinem Zustande ist es wahrscheinlich farblos. Bey starker Vergrößerung erscheint es krystallinisch. In Wasser ist es ganz unlöslich. Erhitzt man es aber mit Wasser bis zu  $150^{\circ}$ , so löst es sich klar auf und beym Erkalten krystallisiert Opiansäure in einer Lösung von opiansaurem Ammoniak. Beym Erhitzen schmilzt das Opiammon leicht und

zieht sich an den Wänden hinauf, ohne sich zu verflüchtigen. Von verdünnten heißen Säuren wird es nicht verändert.

Nach den damit gemachten Analysen kann seine Zusammensetzung durch die empirische Formel:  $C^{40}H^{17}NO^{16}$  ausgedrückt werden. Es entsteht also dadurch, daß von der Zusammensetzung von 2 Atomen opiansaurem Ammoniumoxyd 4 Atome Wasser und 1 Aequiv. Ammoniak austreten.

4. Xanthopénsäure. Sie ist eine stickstoffhaltige Säure, die durch Einwirkung der Alkalien auf das Opianmon entsteht und durch die gelbe Farbe ihrer Salze charakterisiert ist. Eine Lösung von kaustischem Kali wirkt nicht im ersten Augenblick auf das Opianmon. Aber bald fängt es an, sich mit einer urangelben Farbe aufzulösen unter gleichzeitiger Entwicklung von Ammoniak. Kocht man, bis dies aufgehört hat, so hat man eine gelbe Lösung von xanthopénsaurem und opiansaurem Kali. Durch Salzsäure wird die Xanthopénsäure in gelben Flocken gefällt und kann abfiltriert werden, ehe noch die Opiansäure aus der heißen Flüssigkeit krystallisiert. Bey dieser Einwirkung des Alkalis gehen nur  $\frac{3}{4}$  des Stickstoffs vom Opianmon weg. — Die Xanthopénsäure ist ein citrongelbes krystallinisches Pulver, sie ist schmelzbar, in den Alkalien löst sie sich mit urangelber Farbe auf. Mit Natron-Kalk erhitzt, entwickelt sie Ammoniak. Ihre Zusammensetzung ist nicht untersucht.

5. Opianschweflige Säure. Diese Verbindung entsteht durch Einwirkung von schwefliger Säure auf Opiansäure. Letztere wird von der heißen Wasserlösung der schwefligen Säure in großer Menge aufgenommen, ohne bey dem Erkalten herauszukrystallisieren. Die Auflösung hat einen ganz eigenthümlichen bitterlichen Geschmack und hinter-

läßt noch lange einen eignen süßlichen Nachgeschmack. Die kohlsauren Salze von Bleyoxyd und Baryterde lösen sich in der Flüssigkeit auf und bilden damit wohl krystallisierende, durch ihren Glanz ausgezeichnete Salze. Sie reducirt Selen aus seleniger Säure und Gold aus Goldchlorid.

Wird die Auflösung der Opiansäure in der schwefeligen Säure bey gelinder Wärme verdunstet, so bleibt die neue Verbindung als eine fein krystallinische, durchscheinende Masse zurück. Sie ist ganz geruchlos. Uebergießt man sie aber mit Wasser, so wird sie milchweiß und bekommt einen starken Geruch nach schwefliger Säure. Die sich abscheidende weiße Substanz ist unveränderte Opiansäure. Doch ist diese Zersetzung stets nur partiell.

Die mit dem Bley- und dem Barytsalz angestellten Analysen haben gezeigt, daß die Zusammensetzung dieses Körpers durch die Formel  $H + C^{20}H^6O^7S^2$  ausgedrückt werden kann. Das Wasseratom repräsentiert die Basen in den Salzen. Auf die Betrachtung ihrer eigentlichen Zusammensetzungsweise kommt der Verf. nachher zurück.

6. Sulfopiansäure, eine organische, Schwefelverbindung, entsteht durch Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas auf in Wasser aufgelöste Opiansäure bey einer Temperatur von höchstens  $70^{\circ}$ . Es entsteht eine allmählich zunehmende Trübung, die wie präcipitirter Schwefel aussieht. Der Körper, der sich hierbey abscheidet und in den die ganze Opiansäure verwandelt wird, ist die neue Verbindung. Erst nach tagelanger Einwirkung des Gases ist die Bildung vollendet. Die Sulfopiansäure scheidet sich als ein gelbliches Pulver ab. Erhitzt man dann die Flüssigkeit zum Sieden, so schmilzt der Niederschlag zu einem blaßgelben klaren Del



zusammen, das zu Boden sinkt und bey dem Erkalten erstarrt.

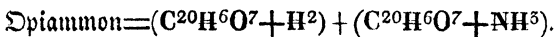
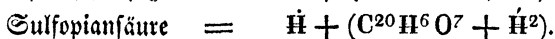
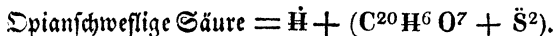
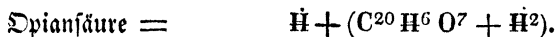
In diesem Zustande bildet die Sulfopiansäure eine amorphe durchsichtige Masse von schwefelgelber Farbe. Noch unter  $100^{\circ}$  erweicht sie, bey  $100^{\circ}$  ist sie völlig flüssig. Stärker erhitzt, zersetzt sie sich und stößt einen starken schwefelgelben Rauch aus, der sich zu feinen, gelben, in Alkohol leicht löslichen Krystallnadeln condensiert. Sie verbrennt mit Flamme und dem Geruch nach schwefliger Säure. In Alkohol ist sie mit gelber Farbe vollständig löslich. Selbst bey dem freywilligen Verdunsten bleibt sie, so bald sie geschmolzen war, wieder amorph zurück. War aber bey ihrer Bildung die Temperatur so getroffen, daß der Niederschlag nicht erweichen konnte, so krystallisiert sie aus Alkohol in feinen, durchsichtigen, blaßgelben Prismen. Sie erleidet also bey ihrem Schmelzpunct eine ähnliche Veränderung wie die Opiansäure. Von den Alkalien wird sie mit gelber Farbe aufgelöst und durch Säuren daraus wieder als gelbe Emulsion gefällt, und zwar ohne Entwicklung von Schwefelwasserstoff. Nach einiger Zeit jedoch enthalten diese Lösungen gebildetes Schwefelalkali. Im noch unveränderten Zustande geben sie mit Bley- und mit Silber-Salzen bräunlich gelbe Niederschläge, die sich bey der Siedhitze in schwarze Schwefelmetalle verwandeln.

Die Sulfopiansäure ist nach der Formel  $\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^8 \text{O}^7 \text{S}^2$  zusammen gesetzt. Sie kann also zunächst als wasserhaltige Opiansäure betrachtet werden, worin 2 Sauerstoffatome durch 2 Schwefelatome vertreten sind, ihre Bildung ist also ganz einfach.

---

Die Existenz und Zusammensetzung dieser aus

der Opiansäure entspringenden Körper scheinen über die wahre Natur dieser Säure Aufschluß zu geben. Durch den Einfluß der schwefligen Säure und des Schwefelwasserstoffs werden offenbar aus ihrer Zusammensetzung die Elemente von 2 Atomen Wasser ausgeschieden, an deren Stelle äquivalente Mengen von schwefliger Säure oder von Schwefelwasserstoff eintreten. Dem Verf. scheint es am einfachsten anzunehmen, daß, außer dem durch Basen vertretbaren Wasseratom, auch diese beiden Atome Wasser als solches in der Opiansäure enthalten seyen, in einer Verbindungsweise, in der sie nicht durch Basen ausgeschieden werden können, so wenig wie der in der Benzoëschwefelsäure enthaltene organische Körper sich bey ihrer Vereinigung mit Basen von der Schwefelsäure trennt. Der Verf. hält die Opiansäure für eine copulierte oder gepaarte Säure, welche als Paarling 2 Atome Wasser enthält, an dessen Stelle schweflige Säure und Schwefelwasserstoff als andere Paarlinge treten können. Auch das Opiammon muß dann als in diese Reihe gehörend betrachtet werden; es ist eine gepaarte Verbindung von 2 Atomen Opiansäure  $2 \times (C^{20} H^6 O^7)$  mit 1 Aeq. Ammoniak und 2 Aeq. Wasser, d. h. eine Verbindung von 1 Atom wassergepaarter und 1 Atom ammoniakgepaarter Opiansäure. Die folgenden Formeln geben ein Bild von dieser Vorstellungsweise. Das herausgestellte Wasseratom ist das durch Basen vertretbare Wasser.



Das letztere könnte auch als zweifach = opiansaueres Ammoniumoxyd betrachtet werden =  $(\text{NH}^4 + \text{C}^{20} \text{H}^6 \text{O}^7) + (\text{H} + \text{C}^{20} \text{H}^6 \text{O}^7)$ . Aber es ist gewis, daß es kein Salz ist.

Ist diese Ansicht richtig, so wird es in hohem Grade wahrscheinlich, daß auch das Narcotin selbst in diese Reihe gehöre und ein dem Opiumammon analog zusammen gesetzter Körper sey, in welchem in dem eben angegebenen Sinne Opiansäure präexistierend angenommen werden kann.

Die geschmolzene und dadurch unlöslich gewordene Opiansäure ist wahrscheinlich ein ganz anderer, mit der krystallisierten Opiansäure aber isomerischer Körper, dadurch entstanden, daß sich die Opiansäure unter dem Einfluß der Wärme die Elemente der 2 Wasseratome assimilirt hat. Besteht er, wie die mikroskopische Betrachtung zu zeigen scheint, aus zweyerley Körpern, so müssen diese, wie die Analyse zeigt, zusammen genommen die Zusammensetzung der krystallisierten Opiansäure haben.

7. Hemipinsäure. Sie entsteht durch höhere Oxydation der Opiansäure. Sie ist =  $\text{H} + \text{C}^{10} \text{H}^4 \text{O}^5$ . Aus 1 Atom Opiansäure entstehen also, durch Aufnahme von 1 Atom Sauerstoff, 2 Atome Hemipinsäure. Diese Oxydation wird bewirkt, indem man Opiansäure oder unmittelbar auch Narcotin mit Bleisuperoxyd und verdünnter Schwefelsäure erwärmt. Es ist aber schwer die Verhältnisse so zu treffen, daß die entstehende Säure nicht ihrerseits wieder zerstört wird. Auch durch Einwirkung von Braunstein auf eine Lösung von Narcotin in übersättigter Salzsäure wurde sie erhalten.

Die Hemipinsäure krystallisirt in farblosen vierseitigen Prismen mit rhombischer Basis und schief angelegter Endfläche. Die Krystalle enthalten 2

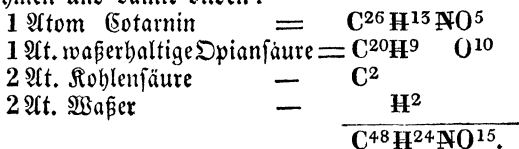
Atome Wasser, die noch unter  $100^{\circ}$  weggehen. Sie hat nur schwachen Geschmack, ist aber in Wasser viel leichter löslich, als die Opiansäure. Sie schmilzt bey  $180^{\circ}$  und ist wie Benzoesäure in glänzenden Blättern sublimierbar. Mit Ammoniak bildet sie ein leicht lösliches, krystallisierbares Salz. Ihr Silber Salz ist unlöslich und bildet einen weißen pulverigen Niederschlag. Es ist  $= \text{Ag} + \text{C}^{10} \text{H}^4 \text{O}^5$ .

8. Cotarnin, eine neue organische Base, die mit der Opiansäure aus dem Narcotin gebildet wird. Sie enthält den Stickstoff des Narcotins. Sie ist in der rothgelben Flüssigkeit enthalten, aus der sich die Opiansäure abgesetzt hat. Man fällt sie daraus durch Platin- oder durch Quecksilber-Chlorid, zersetzt das gefällte Cotarnin = Doppelsalz durch Schwefelwasserstoff und das so erhaltene salzsaure Cotarnin durch Barythydrat.

Das Cotarnin wurde als eine großstrahlige, tief gelbe Masse erhalten. Es ist so wohl in Alkohol als in Wasser leicht löslich mit einer intensiv gelben Farbe. Es schmeckt sehr bitter und reagiert schwach alkalisch. Beym Erhitzen schmilzt es und verkohlt sich unter Verbreitung eines unangenehmen Geruchs. Sein salzsaures Salz ist amorph, seine Lösung wird so wohl durch Gerbsäure als durch Platin- und durch Quecksilber-Chlorid gefällt. Das Platin-Doppelsalz ist röthlichgelb und krystallinisch, das Quecksilber-Doppelsalz blaßgelb und sehr krystallinisch. Beide sind in heißem Wasser löslich, scheinen aber bey längerer Einwirkung desselben eine Veränderung zu erleiden.

Aus der Analyse dieser Salze ging hervor, daß das Cotarnin wahrscheinlich  $= \text{C}^{26} \text{H}^{13} \text{NO}^5$  ist. Doch bedarf seine Zusammensetzung noch einer genaueren Untersuchung.

Nimmt man Regnaults Formel für die Zusammensetzung des Narcotins an  $= C^{48}H^{24}NO^{15}$ , so würde dasselbe bey der Zersetzung durch Mangansuperoxyd aus diesem 6 Atome Sauerstoff aufnehmen und damit bilden:



9. Humopinsäure, ein Product von der Zersetzung des Narcotins in der Wärme. Geschmolzen und bis zu  $220^\circ$  erhitzt, zersetzt sich dasselbe auf einmahl, unter starker Aufquellung, in Ammoniakgas und in eine braune, blasige Substanz, die im Wesentlichen aus Humopinsäure besteht. Durch Auskochen mit verdünnter Salzsäure, Auflösen in kauftischem Kali und Fällen mit Salzsäure wurde sie gereinigt.

Die Humopinsäure ist eine dunkelbraune, amorphe Substanz. Sie schmilzt beym Erhitzen und verbrennt mit leuchtender Flamme, unter Verbreitung eines narcotinartigen Geruchs. Sie ist so wohl in verdünnten Säuren als in Wasser ganz unlöslich. Von Alkohol wird sie mit tief gelbrother Farbe aufgelöst. Mit den Alkalien bildet sie tief safrangelbe Lösungen. Diese geben mit Baryt- und Bley-Salzen dunkelbraune, gelatinöse Niederschläge. Läßt man die Humopinsäure längere Zeit mit Wasser sieden, so wird sie in Ammoniak unlöslich, und bey ihrer Auflösung in Kali oder Alkohol hinterläßt sie einen schwarzbraunen Körper, der wahrscheinlich nichts anderes als Humin ist.

Die Analysen haben es zweifelhaft gelassen, ob die Humopinsäure  $= C^{48}H^{23}O^{17}$  oder  $C^{40}H^{20}O^{14}$

ist. Der ersteren Formel liegt Regnaults Formel für das Narcotin, der letzteren Liebig's Formel zu Grund, mit der Annahme, daß sich bey ihrer Bildung 1 Aeq. Ammoniak vom Narcotin ausscheidet und daß sie bey der Behandlung mit Alkali 2 Atome Wasser aufgenommen habe.

In der rohen Humopinsäure findet man übrigens stäts noch, wahrscheinlich als secundäres Product, eine Base, die von Narcotin und Cotarnin bestimmt verschieden, aber nicht näher untersucht ist. Sie gibt mit Platin- und Quecksilber-Chlorid krystallinische Doppelsalze.

10. Apophyllensäure, eine stickstoffhaltige Säure. Sie wurde nur ein einziges Mal erhalten und ist wahrscheinlich ein Zersetzungproduct des Cotarnins. Mit Krystallwasser bildet sie farblose, sehr scharfe Rhombenoctaëder, parallel mit der Basis und mit perlmutterglänzender Fläche leicht spaltbar. Noch unter 100° verlieren sie Wasser und werden milchweiß. In Wasser ist sie nur schwer und langsam löslich. Aus einer siedend heiß gesättigten Lösung krystallisiert sie ohne Krystallwasser in einer anderen Form. Sie schmeckt schwach sauer, etwas zusammenziehend. Beym Erhitzen schmilzt sie und verkohlt sich unter Entwicklung eines alkalisch reagierenden, öartigen Körpers, der, seinem Geruch nach, nichts anderes als Chinolin seyn kann. Ihr Ammoniaksalz krystallisiert. Es gibt weder mit Baryt- noch mit Bley-Salzen einen Niederschlag. Ihr Silbersalz scheidet sich nach einigen Augenblicken in feinen, weißen, sich kugelförmig gruppierenden Krystallnadeln ab. Beym Erhitzen verpufft es so lebhaft wie oxalsaures Silber.

11. Einwirkung von Kalihydrat auf Narcotin. Das Narcotin erleidet bey dem Erhitzen mit einer sehr concentrirten Kalilauge, ohne dabey,

wie es scheint, in irgend einer Form Kohlenstoff oder Stickstoff zu verlieren, eine merkwürdige Veränderung, die offenbar darin besteht, daß es in einen electronegativen, mit Basen verbindbaren Körper verwandelt wird, der aber so leicht in Narcotin zurück geht, daß bis jetzt kein Versuch zu seiner Isolierung glücken wollte. Höchst wahrscheinlich beruht diese Verwandlung auf dem Austritt der Elemente von Wasser, durch deren Wiederaufnahme wieder Narcotin entsteht. Man könnte diesen Körper Narcotinsäure nennen.

Das Kalisalz entsteht, wenn man Narcotin mit einer sehr concentrirten Kalilauge bis zum Sieden erhitzt und dies unter häufigem Umschütteln längere Zeit fortsetzt. Das Narcotin schmilzt zu einem gelblichen, ölähnlichen, untersinkenden Körper, der auch nach dem Abgießen der Lauge und nach dem Erkalten diese Form behält. Er ist nun in Wasser sehr leicht löslich. Die Lösung schmeckt sehr bitter. Erhitzt man sie, so trübt sie sich und beym Sieden erfüllt sie sich mit einem voluminösen Niederschlag von feinen Krystallnadeln, die unverändertes Narcotin sind. Aber erst nach längerem Kochen und starker Verdünnung wird auf diese Weise alles Narcotin wieder hergestellt. Die Flüssigkeit enthält dann freyes Kali und eine geringe Menge einer sie gelb färbenden Substanz, die ohne Zweifel ein durch Einfluß der Luft entstandenes unwesentliches Product ist. In Alkohol ist das narcotinsäure Kali ebenfalls sehr leicht löslich; beym Verdunsten bleibt es amorph zurück. In dieser Lösung erhält es sich unverändert. Vermischt man sie mit Wasser, so setzt sie nach einiger Zeit krystallisiertes Narcotin ab. Vermischt man die Wasserlösung mit einer Säure, so findet man darin sogleich ein Narcotinsalz. Baryt- und

Kalksalze werden nicht davon gefällt. Mit essigsaurem Bleyoxyd bildet sie einen sehr voluminösen blaßgelblichen Niederschlag, der in Alkohol löslich ist. In dieser Lösung durch Schwefelwasserstoff zerlegt, wurden zweyerley krystallisierte Körper erhalten; der eine war Narcotin, der andere verwandelte sich in Narcotin bey allen Versuchen, die zu seiner Isolierung angestellt wurden. Diese Bley-Verbindung enthielt nahe an 38 Procent Bleyoxyd. Dies gibt für die Narcotinsäure = 2284 Atomgewicht, was ungefähr die Hälfte vom Atomgewicht des Narcotins = 4673 ist. Es wäre also denkbar, daß sich das Atom des Narcotins durch die Einwirkung der Base in 2 Atome Narcotinsäure theilte. Nimmt man an, daß dabey zugleich die Elemente von 2 Atomen Wasser austreten, so wäre das Atomgewicht der Narcotinsäure = 2224, was sich der gefundenen Zahl ziemlich nähert.

12. Einwirkung von Chlor auf Narcotin und Opiansäure. Der Verf. theilt in diesem Abschnitt verschiedene Verhältnisse mit, die vielleicht bey künftigen Forschungen über die vegetabilischen Basen benutzt werden können, die aber hier übergangen werden, da sie zu keinen präcisen Resultaten geführt haben.

### B e r l i n,

gedruckt bei G. Reimer 1843. Die Heilung des Telephos. Drittes Programm zum Berliner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. 12 Seiten in Quart mit einer Abbildung.

Ebendasselbst: Mauritio Eduardo Meiero doctori atque magistro semisaecularia semiperfecta gratulatur Eduardus Gerhardus. 4 Seiten in Quart mit einer Abbildung.



Zwey unedirte Denkmähler, mit welchen der unermüdlche Bannerträger des archäologischen Studiums in Deutschland neuerdings seine Freunde beschenkt hat, verdienen auch in diesen Blättern eine dankbare Erwähnung, obgleich es auch nur einer Anzeige ihres Daseyns bedarf, um das gebührende Interesse für sie in Anspruch zu nehmen. Was die Spiegelzeichnung betrifft, welche das bekannte Sprichwort: *ὁ τροῖος καὶ ἰάστρα*, in einer Gruppe von drey durch die Beyschriften Tele(phe), Achle, Achmemrun hinlänglich charakterisirten Personen verbildlicht, so sagt Herr Gerhard selbst Seite 9, daß sie dem Kunsterklärer mehr reine Freude der Betrachtung, als Anlässe zur Erhellung verborgener Dunkelheiten gewähren; doch macht dieses eben ihr Verdienst aus, durch correcte Reinheit der Umrisse und lebendige sprechende Handlung wie wenige die Aufmerksamkeit des Beschauers zu erregen. Nur daß sie darum lediglich als etruskische Wiederholung eines griechischen Urbildes etwa nach Parrhasios (Plin. H. N. XXXV. 10. 71) zu betrachten sey, möchten wir dem verehrten Verfasser höchstens hinsichtlich des Motivs selbst und der Behandlung der Köpfe einräumen, in welchen wir allerdings eben das wahrnehmen, was Plinius als Erfindung jenes Meisters rühmt, *argutias vultus, elegantiam capilli, venustatem oris*; daß aber das Instrument, mit welchem Achill den Rost seiner Lanze auf Telephos Wunde schabt, sey es nun Hippe oder, wie der Verfasser lieber will, Striegel, nicht der *gladius* seyn könne, welchen Plinius anderswo (XXV. 5. 42; XXXIV. 15. 152) auf Gemälden dieses Gegenstandes erwähnt, hat Herr Gerhard selbst bemerkt; und während die Körperformen auf dieser Zeichnung selbst denjenigen des Dionysos und der Semele

auf dem bekannten Spiegel an idealem Schwunge weit nachstehen, tragen Achill und Telephos am linken Arme das Armband, das wir erst kürzlich in diesen Blättern (1843, S. 1158) als italischen Nationalschmuck nachgewiesen haben. Recht und rein griechisch dagegen bis ins kleinste Detail sind die Figuren des Vasenbildchens, womit der Verfasser seinen Glückwunsch an Herrn Professor Meier in Halle zu seinem fünf und zwanzigjährigen Doctorjubiläum begleitet hat: vier nackte Knaben oder angehende Jünglinge mit epheubekränzten Krügen schwärmend, von welchen die beiden mittleren, durch die Ueberschriften *νεανίας* und *καλός* als Liebespaar bezeichnet, das Haupt mit Binden umwunden, sich umschlungen halten und namentlich in dem Gange und der Kopfhaltung des einen die selige Trunkenheit leibhaftig gemahlt ist, während ein anderer epheubekränzter *καλός* hinterdrein tanzt, und ein Aehnlicher mit der Fackel vorleuchtet; und hier bietet sich denn zum Schlusse auch dem Erklärer noch die Schwierigkeit dar, daß dieser letzte Knabe nicht etwa, wie man erwarten durfte, als *κῶμος*, sondern als *παιῶν* überschrieben ist. An den Pāan, der nach aufgehobener Mahlzeit, aber vor dem Trinken gesungen wurde, ist, wie Hr Gerhard selbst bemerkt, hier nicht zu denken, und wie der apollinische Lobgesang anderswo gerade dem dionysischen entgegen stand, zeigt Plutarch de Ei apud Delphos c. 9: τὸν μὲν ἄλλον ἐνιαυτὸν παιῶνι χρωῶνται περὶ τὰς θυσίας, ἀρχομένου δὲ χειμῶνος ἐπεγείραντες τὸν διθύραμβον, τὸν δὲ παιῶνα καταπαύσαντες u. s. w.; wenn jedoch Hr Gerhard richtig gelesen hat — auf der Abbildung gleicht der erste Buchstabe eher *N* oder *H* als *Π* — so bleibt gleichwohl nichts übrig als auch hier eine Spur der häufigen Vermischung beider Culte zu erblicken. R. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

52. Stück.

Den 30. März 1844.

---

**I n s b r u c k ,**

gedruckt bey Felician Rauch 1842. Tirol und Vorarlberg, statistisch und topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen; in zwei Theilen von Joh. Sak. Staffler, Dr d. R. und Sekret. bei dem tirolischen Gubernium. Ihr Theil 1r Band. Auch unter dem Titel: Tirol und Vorarlberg, topographisch, mit geschichtlichen Bemerkungen von J. S. Staffler. 1r Band. XIV und 974 Seiten in Octav.

Wir wissen dies durch und durch gediegene Buch nicht besser zu empfehlen, als daß wir das Urtheil, welches der verewigte Heeren, über den ersten Theil dieses statistischen Werks (Gött. gel. A. 1839. St. 205) ausgesprochen hat, auch auf diese Fortsetzung beziehen. — Der Reichthum der in diesem Werke mitgetheilten Thatsachen, Beobachtungen und Untersuchungen ist in der That bewunderungswerth und wir tragen kein Bedenken dies Buch, dessen Vorzüglichkeit allein dem Fleiße und den Anstren-

gungen des unermüdblichen Verfassers zuzuschreiben ist, den gediegensten und reichhaltigsten derjenigen englischen und französischen statistischen Werke an die Seite zu setzen, welche in neuester Zeit über England und Frankreich erschienen sind, in welchen beiden Ländern doch, wie bekannt, von Seiten und auf Kosten der Regierungen jährlich so detaillirte statistische Materialien aufgenommen und publicirt, somit dem statistischen Schriftsteller auf die bequemste Weise zur Benutzung dargeboten werden. Dadurch, daß unser Verf. die Operationen, durch welche in England und Frankreich die Regierungen das Material zu ihren statistischen Publicationen erlangen, selbst hat übernehmen müssen, entbehren die von ihm bekannt gemachten Daten freylich der Auctorität officieller Angaben, gewiß aber wird man sie dessen ungeachtet als nicht minder schätzbar und zuverlässig ansehen können, wenn man erwägt, wie viel leichter die von Oben herab mit statistischen Aufnahmen beauftragten Unterbehörden, auf deren Berichte doch Alles ankommt, in ihren statistischen Nachforschungen geteuscht werden können und geteuscht werden, als ein Mann, der wie unser Verf. seiner amtlichen Stellung nach die Mittel hatte, zahlreiche Berichte sich zu verschaffen und der, nicht um aufgegebene Rubriken pflichtmäßig auszufüllen, sondern aus wahren, lebendigen Interesse an den zu erforschenden Verhältnissen, ihnen nachging und sich Zeit und Mühe nicht verdrießen ließ, mit eignen Augen zu prüfen und die erhaltenen Aussagen durch Vergleichung zu controlieren. Gewinnt aber hierdurch das Werk, was die statistischen Daten betrifft, die Zuverlässigkeit, welche die neuen statistischen Werke über Frankreich und England vor denen über deutsche Länder, wo die Erlangung amtlicher Materialien noch so

schwierig ist, meistens sehr auszeichnen, so besitzt es, was die Form betrifft, vor jenen nach officiellen Quellen bearbeiteten noch den Vorzug einer Frische der Darstellung, welche nur die eigene Anschauung der dargestellten Verhältnisse verschaffen kann. Deshalb gewährt dieses Werk neben der gründlichen Belehrung, welche es dem Statistiker darbietet, zugleich auch eine angenehme Lectüre, wes sich die englischen und französischen Specialstatistiken in der Regel nicht rühmen können, und da der Verf. außerdem das Interesse an den geographisch und statistisch dargestellten Landestheilen noch durch anziehende historische Mittheilungen zu erhöhen gewußt hat, so vereinigt das Werk die eigenthümlichen, wenn man so sagen darf, ganz heterogenen Vorzüge der gediegenen aber meistens sehr trockenen englischen und französischen Landesstatistiken und der jetzt auch in Deutschland so sehr beliebten, wissenschaftlich aber fast durchgehends unbrauchbaren so genannten 'mahlerischen und romantischen Länderschilderungen'.

Ref. würde es nicht gewagt haben, so über ein Werk zu urtheilen, welches seiner Natur nach selbst kaum von Seiten Desjenigen, der das geschilderte Land aus langjähriger eigener Anschauung kennt, eine ins Einzelne gehende strenge Critik zuläßt, geschweige denn von einem, der wie Ref. höchstens über die darin mitgetheilten Daten unfruchtbare Vergleichen mit anderen Büchern anstellen könnte, wenn nicht eben ein aufmerksames Lesen dieses Werkes ihm die Ueberzeugung gewährt hätte, daß der Verf. vollkommen Herr seines Stoffes gewesen und daß man sich auf die Wahrheit desjenigen, was derselbe in seiner Vorrede über die benutzten Quellen und über das von ihm zur Erreichung möglichst großer Genauigkeit angewendete Verfahren

angibt, vollkommen verlassen könne. Hiernach hat der Verf., ein Eingeborner des Landes, welches er schildert, und länger als 30 Jahre Staatsdiener in demselben, seine Wirksamkeit als Landrichter auf verschiedenen Posten im Süden und im Norden dazu benützt, vielseitige Kenntnisse über dasselbe zu sammeln. Ueber Dasjenige, wovon ihm persönliche Ueberzeugung zu erlangen nicht möglich war, erhielt er die umfassendsten Aufklärungen durch Mittheilungen der Kreishauptleute, Landrichter und anderer Civil- und Militär = Amtsvorsteher, wie auch der bischöflichen Consistorien und mehrerer verständiger und gelehrter Vaterlandsfreunde. Seinen geographischen Angaben legte er die Arbeiten des General-Quartiermeisterstabes zu Grunde und hypsometrische Beobachtungen lieferten ihm auch besonders die Professoren Thurwieser zu Salzburg und Lunelli zu Trient. Werthvolle Aufschlüsse gaben ihm die Archive, und für die geschichtlichen Bemerkungen sammelte der Verf. aus verschiedenen vaterländischen Papieren, Original-Handschriften und den reichhaltigen Bibliotheken des Freyherrn von Dipauli und des Ferdinandeums zu Innsbruck. Mit welcher Sorgfalt und Vorsicht der Verf. die topographischen und statistischen Daten sammelte und prüfte, geht daraus hervor, daß er, wo Verschiedenheiten zwischen den ihm zugekommenen landgerichtlichen Beschreibungen der einzelnen Kreise, Gerichtsbezirke u. s. w. und den von dem General-Quartiermeisterstabe aufgenommenen Karten sich zeigten, dieselben immer aufzuklären und die etwaigen Irrthümer zu berichtigen suchte durch neue Erhebungen und Untersuchungen im Wege der Landgerichte, der Waldämter oder der Kreis-Ingenieure; und daß derselbe seine Aufsätze — das sorgfältigst gesicherte

Resultat theils seiner eigenen Anschauungen, theils der von den Landrichtern und anderen landeskundigen Männern ihm mitgetheilten und in Folge seiner Bemerkungen von denselben verbesserten und ergänzten Darstellungen — noch von den Kreis-hauptleuten mit Beziehung ihrer Ingenieure oder von anderen mit den Verhältnissen des Kreises genau vertrauten Personen einer strengen Ueberprüfung unterziehen ließ.

Es bleibt uns nur noch übrig, da der Charakter des Werks eine Darlegung der Hauptdaten nicht gestattet, im Allgemeinen den Inhalt der bis jetzt erschienenen Theile anzudeuten. Das Werk zerfällt in einen allgemeinen und einen speciellen Theil. Der erste, den der Verf. den statistischen nennt, ist in dem schon 1839 erschienenen ersten Theile des ganzen Werks enthalten. Er gibt eine allgemeine geographisch-statistische Beschreibung des Landes, welches schon für sich allein eine sehr umfassende, namentlich auch die Productions- und Verkehrsverhältnisse klar darlegende Landesstatistik bildet. Der specielle Theil des Werks, von dem Verf. der topographische genannt, und von dem leider bis jetzt nur der vorliegende erste Band erschienen ist, betrachtet das Land in seinen einzelnen administrativen Abtheilungen. Der Verf. macht mit dem Kreise Borsarlberg den Anfang. Nach einer kurzen Skizzierung des Kreises, über welchen schon im allgemeinen Theile die wesentlichen Momente aufgeführt worden, unterliegen die Gerichtsbezirke, — Bestandtheile der Kreise — und die Gemeinden, — Bestandtheile der Gerichtsbezirke — einzelnweise einer scharfen Durchmusterung. Gegenstände der sorgfältigsten Aufmerksamkeit dabey sind, in Ansehung der Gerichtsbezirke: Lage, Grenzen, Größe, orographische und hydrographische

Verhältnisse, und rücksichtlich der Gemeindebezirke: das Wissenswürdigste überhaupt mit besonderer Bezeichnung der Städte, Marktflecken, Dörfer, Weiler, Schlösser, Edelsitze; deren Entfernungen und Verbindungswege; der Einwohner- und Häuserzahl; der Seelsorgsverhältnisse, Kirchen und Patronate; der öffentlichen Behörden und Aemter; der Unterrichts- und Erziehungsanstalten, der Klöster, Hospitäler u. s. w.; der Aerzte, Gesundbrunnen u. s. w.; der Messen und Jahrmärkte; Kapellen, Wallfahrtsorte, Monumente und Kunstwerke; interessanter Naturscenen und Naturmerkwürdigkeiten; der Kampfplätze aus der vaterländischen Kriegsgeschichte; der isoliert stehenden Einkehrhäuser; endlich der Männer eines ausgezeichneten Rufes, die der Geburt oder Einbürgerung nach der Gemeinde angehören. — Dieselbe Ordnung wiederholt sich in der Beschreibung der folgenden Kreise, von denen der vorliegende Band noch Oberinntal (mit Vinschgau) und Unterinntal (mit Wipptal) umfaßt. Es bleiben mithin noch vier Kreise nach: Pusterthal, Unter Gtsch oder Bozen, Trient und Roveredo, deren Schilderung wohl noch einen starken Band anfüllen wird. Möge der Hr Verf., dem wir von Herzen Kraft und Muße zur Vollendung dieses reichhaltigen Werks wünschen, uns nicht zu lange auf diesen Band, mit dem wir zugleich ein, für ein solches Werk sehr wichtiges, ausführliches alphabetisch geordnetes Register erhalten sollen, warten lassen. Der Verf. selbst bezeichnet seine Arbeit zwar nur als Umriffe, welche möglichst treue Züge seines theuren Vaterlandes seyn sollen; gewis ist es aber nicht zu viel gesagt, wenn man dieselbe ein treu und mit Liebe ausgeführtes Bild nennt, welches jedem deutschen Sta-



tistiker als Muster deutscher Gründlichkeit und deutscher Vaterlandsliebe dienen kann und welches gewis dazu geeignet ist den Wunsch des Verf., dadurch die Liebe zum Vaterlande mehr zu entflammen, zu erfüllen. — Druck und Papier legen für die Vorzüglichkeit der Innsbrucker Officin ein schönes Zeugnis ab. Wp.

### H a n n o v e r,

bey den Gebrüdern Hahn 1843. Godofredi Wilh. Leibnitii annales imperii occidentis brunsvicensis, ex codicibus bibliothecae regiae hannoveranae edidit Georgius Henricus Pertz. Tomus I. Annales annorum 768—876. Auch unter dem Titel: Leibnizens gesammelte Werke. Erste Folge. Geschichte. Erster Band. XXXV und 754 Seiten in Octav.

Von dem welfischen Fürstenhause beauftragt, Herrschaft, Schicksale, Rechte und Ansprüche dieses erlauchten Geschlechts in einem umfassenden Geschichtswerke zu behandeln, verließ Leibniz gegen Ende des Jahres 1687 Hannover, um in solchen Landschaften Italiens und des südlichen Deutschlands, wo der Name der Welfen zuerst in der Geschichte auftaucht, nach Urkunden, Chroniken, Denkmählern jeder Art, welche über dieses Fürstengeschlecht Auskunft bieten könnten, Nachforschungen anzustellen. Nach dreyjähriger Abwesenheit kehrte der rastlos thätige Mann an den Hof von Ernst August zurück, überzeugt, daß er durch Hilfe der durch ihn aufgefundenen historischen Monumente im Stande seyn werde, die Geschichte der Welfen bis auf den Anfang des neunten Jahrhunderts zurück zu führen. Seitdem besuchte er die Bibliotheken und Archive von Niedersachsen und

Westphalen und begann, durch die gleichzeitige Herausgabe verschiedener selbständiger Untersuchungen und Abhandlungen auf dem Gebiete der deutschen und vornehmlich der niedersächsischen Geschichte, und durch Veröffentlichung von Quellschriften weniger in seiner Arbeit gehemmt als gefördert, die Lösung seiner großartigen Aufgabe. Daß diese, bey dem entschiedenen Mangel an Vorarbeiten und dem ihr bezeichneten Umfange, nur langsam vorrücken konnte, durfte den Kenner der Geschichte nicht befremden. Dagegen sah Kurfürst Georg Ludwig mit einer Ungeduld, die sich bey mehr als einer Gelegenheit in bittern Worten über den Gelehrten äußerte, dem Erscheinen des Werkes entgegen.

Leibnitz hatte seine Arbeit bis zum Jahre 1005 durchgeführt, als er (14. November 1716) derselben durch den Tod entrissen wurde. Was die zum Abdruck fertige, aus 15 Quartbänden bestehende Handschrift anbetrifft, so strich Johann Georg Eckhart nicht nur die von dem Geheimen Rath in Hannover und Wolfenbüttel als anstößig bezeichneten Stellen, sondern erlaubte sich auch außerdem verschiedene Abänderungen im Texte. Der hierauf beginnende Druck der *Annales* wurde durch die Entfernung Eckharts aus Hannover unterbrochen, dessen Nachfolger, Hahn, noch ehe er die für nothwendig erachteten Beweisstellen dem ganzen Werke hatte beysügen können, 1729 aus dem Leben ging. Des Letzteren Beginnen gab Gruber, der Nachfolger Hahns, wieder auf, weil dadurch das Werk zu sehr anschwellen werde, erlebte aber den Druck der *origines guelficae* nicht, welche Georg II. noch vor den *Annalen* veröffentlicht zu sehen wünschte. Erstere traten durch Scheidt ins Leben und wurden durch Jung geschlossen. Das Andenken an die *Annales* aber erlosch im Publicum,

bis endlich der Herausgeber der *monumenta Germaniae*, der würdige Nachfolger einer Reihe ausgezeichneten Gelehrter, denen das Archiv in Hannover anvertraut war, das auf drey starke Bände berechnete Werk in seiner ursprünglichen Gestalt den Freunden der Geschichte vorlegte.

Sich ausschließlich auf die Geschichte des welfischen Hauses und der von diesem beherrschten Landschaften zu beschränken, mußte sich, namentlich in Betreff einer Zeit, wo die Quellen dafür überaus spärlich fließen, als unausführbar herausstellen und Leibniz entschloß sich deshalb bey dem Beginn seiner Arbeit 'die Annalen des deutschen Reichs, mit steter Berücksichtigung des braunschweigischen Hauses und Landes, bis auf seine Zeit herabzuführen.' Auch dieser Plan erlitt in so fern eine Abänderung, als Leibniz, in der Ueberzeugung, daß die Lösung dieser Aufgabe mehr als die Kräfte eines Menschenalters erfordere, anfangs als Schluß seiner Arbeit das Todesjahr von Kaiser Otto IV. festsetzte, dann die Grenzen noch enger zog und sich auf den Zeitraum von 768 bis 1024 beschränkte.

Es würde überflüssig seyn, darauf aufmerksam zu machen, bis zu welchem Grade seitdem der Reichthum an neu aufgefundenen Handschriften und Urkunden gemehrt und, vornehmlich durch den Herausgeber, critisch gesäubert und der Oeffentlichkeit übergeben ist. Doch wird, wie der Herausgeber in der Vorrede schlagend bemerkt, die Arbeit des geistreichen Mannes auf ähnliche Weise ihre Bedeutsamkeit behalten, wie die Werke eines Baronius und Muratori, trotz aller Zusätze und Verbesserungen, welche neuere Forschungen ihrem Gegenstande gebracht haben, noch jetzt als unentbehrlich gelten. Leibniz hat Erörterungen, Berichti-

gungen, selbst Polemik geschickt in seine Erzählung hinein zu ziehen gewußt, die, obwohl im Allgemeinen streng annalistisch gehalten, bey vorkommenden Veranlassungen auch auf Begebenheiten späterer Jahrhunderte sich Andeutungen erlaubt. Mit besonderer Vorliebe sehen wir ihn Genealogien verfolgen. Daß er in der Etymologie manchen gewagten Sprung versuchte, wird man am wenigsten ihm zur Last legen, da überall vor Jacob Grimm eine einigermaßen sichere Bewegung auf diesem Gebiete nicht möglich war.

### B r e s l a u ,

gedruckt bey Graß, Bahrt und Compagnie 1843. Uebersicht der Arbeiten und Veränderungen der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur im Jahre 1842. Zur Kenntnißnahme für sämmtliche einheimische und auswärtige wirkliche Herren Mitglieder der genannten Gesellschaft. 223 Seiten in Quart.

Es gibt gewiß wenige gelehrte Gesellschaften in Deutschland, die eine so rege Thätigkeit entwickeln, als die schlesische. Davon zeugen die in jedem Jahre erscheinenden Berichte, welche nicht allein das Resultat des gewöhnlichen Geschäftsganges, sondern auch ausführliche Auszüge aus den Mittheilungen, und mitunter sogar diese letztern vollständig liefern. — Der allgemeine Bericht rührt vom Hn Geh. Med.=Rath Wendt, als erstem Generalsecretär der Gesellschaft, her; — über die naturwissenschaftliche Section berichtet Hr Professor Göppert, über die botanische Hr Prof. Wimmer, über die entomologische Hr Geh. Hofrath Gravenhorst, über die Sudetenkunde Hr Prof. von Boguslawski, über die medicinische Hr

Hofr. Borkheim, über die öconomische Hr Hofr. Weber, über die pädagogische Hr Oberlehrer Scholz, über die historische Hr Geh. Archiv = R. Stenzel, über die für Kunst Hr Med. = Rath Ebers, und über die technische Hr Director Gebauer. Da dieser Jahresbericht nicht in den Buchhandel, also auch wohl nicht in die Hände vieler kommt, so mögen zwey besonders die jetzige Zeit angehende Mittheilungen aus der med. Section hier nicht unerwähnt bleiben. Hr Geh. Sanitäts = R. Martini, dirigierender Arzt der Irrenanstalt zu Leubus, gibt S. 29 einige Mittheilungen über die, nach dem vorgängigen methodischen Gebrauche der Kalt = Wasser = Cur von ihm in der Anstalt beobachteten Wirkungen. Seit dem Jahre 1838, also binnen beynahe 3 Jahren, sind ihm 10 Fälle von, in Folge jener Cur entstandenem, Irreseyn vorgekommen. Während von allen übrigen dortigen (Irren =) Kranken 0,49 geheilt wurden, waren von diesen 10 (Irren =) Kranken 8 gestorben, ein einziger geheilt und 1 als unheilbar entlassen worden. Das Irreseyn hatte nicht nur durchgehens (in 9 Fällen) das Gepräge des paralytischen Blödsinns, sondern auch die Leichenöffnungen der daran Gestorbenen wiesen eine so ex = und intensive Erweichung des Gehirns und des Rückenmarkes nach, wie Hr Martini sie vorher kaum jemahls wahrgenommen. Diese Beobachtungen zeigen die Gefahr der empirischen Anwendung der Kalt = Wasser = Curen ohne genaue Kenntniß des individuellen Krankheitszustandes und ohne möglichst klare Einsicht in ihre Heilwirkung. Wo diese so wesentlichen Bedingungen fehlen, da kann die empirische Anwendung des, wie sehr auch von Priesnitz und seinen Anhängern als Universalmedicin gepriesenen kalten Wassers nicht nur nichts nützen, sondern sogar höchst nachtheilig

seyn. Hr Dr Krauß theilte ebenfalls 2 von ihm beobachtete Fälle mit, in deren einem auf die Anwendung der Kalt-Wasser-Cur gegen, durch sie beseitigte, Flechten halbseitige Lähmung eintrat, und in dem andern ein Kranker nach dem 5 Jahre hindurch wiederholten Gebrauche dieser Cur wahnsinnig wurde. — Ref. möchte denken, daß schon aus diesen wenigen Fällen, denen übrigens noch eine große Anzahl ähnlicher zur Seite gestellt werden kann, die große Gefahr einleuchte, welcher der Staat seine Unterthanen aussetzt, wenn er kein Bedenken trägt, zur Ausübung der Kalt-Wasser- und anderer Curen Laien in der Arzneykunde und Routiniers zu autorisieren.

Die andere Mittheilung ist die des Hn Geheim. Med.-R. Wendt über das Ehedem und Jetzt im Gebiete der Medicin S. 35. Bey einem vergleichenden Rückblicke auf das letzte Jahrzehend des verflossenen Jahrhunderts stelle sich in dem, zwischen der Medicin als Wissenschaft und den Aerzten damahliger und jetziger Zeit obwaltenden Verhältnisse eine nicht zu verkennende Verschiedenheit dar. In früherer Zeit sey das Vertrauen zumahl jüngerer Aerzte zur Wissenschaft unerschütterlich fest gewesen, und eben deshalb für einen großen Theil des Volkes wohlthuend, das Ansehen der Wissenschaft aufrecht erhaltend und das ärztliche Verfahren vor dem schnöden Urtheil Unberufener schützend. An die Stelle dieser Zuversicht und dieses so wirksamen Glaubens an die Wissenschaft sey in neuester Zeit ein gewisser vornehmer Scepticismus getreten und so durch eigene Schuld der an der Wahrheit der Wissenschaft verzweifelnden Aerzte die Wissenschaft selbst Nichtärzten und Halbwissern Preis gegeben. Auch in den quantitativen Verhältnissen der uns am Krankenbette zu Gebote stehenden Mittel walte

ein Unterschied ob. Die in früherer Zeit so kleinen und unbedeutenden Gaben kämen gegen die heroischen heutiger Zeit kaum in Betracht, und doch seyen durch sie schwere, auf Erethismus nervorum beruhende Krankheiten glücklich behandelt und geheilt worden. Von den im Jahre 1813 in Breslau an Typhus erkrankten Aerzten seyen die zu heroisch behandelten am ersten gestorben; die wenigen mit dem Leben davon gekommenen hätten dieses der mildesten Methode zu danken gehabt. Bey richtig erfasster Indication dürften kleinere Gaben jedenfalls sicherer und wohlthätiger als große wirken, und was nicht durch jene, schwerlich durch diese zu erzielen seyn. Die Bereicherung des diagnostischen Apparates, so wie Alles, was in neuerer Zeit geschehen, um in zweifelhaften Fällen zur Erkenntnis der Krankheit zu gelangen, verdiene unsere volle Aufmerksamkeit, so fern dieses oder jenes als Beyhilfe zu benutzende Mittel nicht als die Grundlage der Diagnostik angesehen und auf Kosten aller anderen Forschung hervorgehoben werde. Die Frage ob die practische Medicin von Jetzt gegen das Ehedem gewonnen, lasse sich nur in einer geringen Zahl von Krankheiten, über welche wir wichtige Aufklärungen erhalten, bejahend beantworten. Wie sehr man aber auch den Bestrebungen der neuern Zeit die richtigere Erkenntnis und gründlichere Behandlung einzelner Krankheiten verdanke, so habe man doch auch in neuester Zeit scheinbar geheilte Krankheiten, wie die Syphilis in ihren primären Formen, häufig wieder austauschen sehen, weil man sich eingebildet, sie durch andere, dem Quecksilber zu substituierende Mittel eben so sicher heilen zu können.

Berthold.

## S t r a s b u r g ,

chez Derivaux 1842. Histoire de l'Epidémie de Meningite cérébro-spinale observée à Strasbourg en 1840 et 1841, par Gabriel Tourdes, professeur de Médecine. 184 Seiten in Octav.

Im October 1840 stellte sich bey dem Militär zu Strasburg eine in ihrem ganzen Auftreten heftige, dem bössartigen Typhus ähnliche Krankheit ein. Sie verlief fast immer sehr rasch, erhielt sich bis in den Junius des folgenden Jahres, verbreitete sich von der Garnison auch in die Stadt und zeigte sich so tödtlich, daß allein im Militärhospitale von 196 Erkrankten 122, in der Bürgerschaft von 230 Befallenen 90 starben. Alle diese Individuen wurden plötzlich, bey sonst vollkommener Gesundheit von der Krankheit ergriffen (invasion foudroyante). Erst heftiges Kopfweg mit Schwindel; Uebelkeit; Schmerzen im Genick, im Rücken, in allen Gliedern; Irrreden, Bewußtlosigkeit; Krämpfe, convulsivisches Zurückbeugen des Kopfes; flechtenartiger Ausschlag an den Lippen; Petechien; erst Verstopfung, später Durchfall; Fieber, Koma; große Abmagerung und Schwäche; Tod.

Bey der Heftigkeit und dem schnellen Verlauf der Zufälle war ein energisches ärztliches Einschreiten nothwendig; aber der Verf. gesteht, daß in den meisten Fällen das Aufgebot aller Hilfsmittel fruchtlos gewesen sey. Man hatte Blutentleerungen versucht, Abkühlungen durch Eis, Mercurialien, Ableitungen auf die Haut, Brechweinstein in großen Gaben, Purgantien, Opium, Chinin, beynahe immer ohne Linderung oder Rettung zu bewirken. Wenn Genesung eintrat, so schien sie eher durch einen geringeren Grad des Erkranktseyns als durch



den Einfluß der angewandten Arzneyen bedingt zu seyn. Der Leichenbefund ergab als Hauptresultat eine Ansammlung von Eiter in den Gehirnhöhlen, im Rückenmark, besonders aber an den Gehirnhäuten, wovon die pia mater ganz mit Blut injiciert, mit eiterartigen Auschwüngen und Aftermembranen umgeben und durchdrungen war. Deshalb ward hauptsächlich der Name Meningitis gewählt.

Unterscheidungen, welche zwischen dieser Form und der sporadischen, so wie auch dem typhösen Fieber Statt finden sollen, werden angegeben (S. 162).

Was nun die Ursache dieser bössartigen, in Strassburg bis dahin unerhörten Krankheit betrifft, so heben wir aus der Menge hier angegebener Berichte und Vermuthungen diejenigen Punkte hervor, welche uns am meisten in diesem Betracht entscheidend oder doch beachtungswerth erscheinen.

Ehe die Epidemie zu Strassburg ausbrach, hatte eine ganz ähnliche, wenn gleich von geringerer Ausdehnung, das Jahr zuvor zu Metz geherrscht, welche der Arzt Gasté beschrieb (S. 23). Dann trat eine für die französische Armee bedeutende Epoche ein, indem sie plötzlich einen enormen Zuwachs erhielt. Die letzten Contingente von 1834 und 1835, die sich vor der Einberufung sicher glaubten, wurden in Activität gesetzt; die Leute vom 25sten bis 26sten Lebensjahre, welche seit längerer Zeit vom Militärdienste sich befreit hielten, wurden ihren Geschäften und ihren Familien entrissen, alle jungen Soldaten von 1839 und 1840 einberufen. Vom September bis zum Januar, in einer größtentheils strengen Jahreszeit, wurden diese Bewegungen ausgeführt; die Conscriptierten durchkreuzten Frankreich von einem Ende zum andern, um sich mit ihren Corps zu vereinigen. Die Rücksichten auf die Gesundheit blie-

ben untergeordnet. Die Räume wurden überfüllt; Kleidungsstücke fehlten. Die Anstrengungen der forcierten Märsche waren zu groß. Viele litten durch Kummer, Viele durch Unmäßigkeit. Die beständigen Uebungen, um die junge Mannschaft einzuexercieren, übernahmen die Kräfte. Die Hospitäler wurden bey den verderblichen Einflüssen überfüllt. Dans tous les temps, sagt der Verf. S. 32., l'oubli des lois de l'hygiène a été plus redoutable à nos armées que le fer de l'ennemi.

Die Garnison zu Strasburg, welche am 1. Januar 1840 nur etwa 5000 Mann betrug, zählte am 1. Januar 1841 bereits gegen 8000. Nun kam ein sehr strenger Winter. Die Kälte in den Monaten December und Januar stieg bis auf  $-13^{\circ}$  und war noch im Februar  $-9^{\circ}$ . Solche Umstände und andere vielleicht minder bekannte oder untersuchte vermögen, nach allen bisherigen Erfahrungen, recht wohl einen wirklichen Typhus oder doch eine ihm analoge, das Nerven = Cerebral = und Spinal = System ergreifende Krankheit zu erzeugen.

Wie die weitere Verbreitung geschah, ist aus vorliegenden Daten nicht wohl zu erkennen. Der Verf. glaubt, es habe sich ein Miasma gebildet. Mit diesem Worte ist jedoch wenig oder nichts gesagt. Daß in der Höhe des Typhus sich ein Contagium entwickle, wird nicht leicht noch bezweifelt werden können. Der Verf. glaubt indessen in diesem Falle keines statuieren zu dürfen. Seine Gründe aber (z. B. weil das ärztliche Personal nicht sehr mitgenommen worden sey, S. 73: deux officiers de santé et cinq infirmiers seulement ont été frappés) scheinen uns von keinem besondern Gewichte zu seyn.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

53. Stück.

Den 1. April 1844.

---

L o n d o n,

bey S. W. Parker 1842. Biographia Britannica Literaria; or Biography of Literary Characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order. Anglo-Saxon Period. By Thomas Wright, M. A. 554 Seiten in Octav.

Bey dem großen Reichthume der englischen Literatur war es längst ein Bedürfnis ein Handbuch über deren Geschichte zu besitzen. Besonders fehlt ein solches für die ältere, so wohl die angelsächsische als die normannische Zeit, für welche so sehr zahlreiche Reliquien, mehr oder minder wichtig, doch stets in irgend einer Beziehung lehrreich, durch die Forschungen neuerer Gelehrten an das Tageslicht gezogen sind. Die Königliche Gesellschaft für Literatur zu London faßte daher einen sehr zeitgemäßen Beschluß, als sie im Jahre 1839 sich dahin vereinte eine Biographia britannica literaria in chronologischer, anstatt der bisher in England beliebten alphabetischen Anordnung, die Literaturgeschichte der drey Königreiche umfassend,

und mit dem angelsächsischen Zeitraume beginnend, heraus zu geben. Um den Lücken zu begegnen, welche die Biographien der Schriftsteller in der Uebersicht der Litterargeschichte stets lassen, vorzüglich aber in Zeiten, wo die Verfasser interessanter Fragmente und selbst größerer Werke unbekannt sind, wird einer jeden Periode der Litterargeschichte eine Uebersicht über deren Bedeutung und Hauptinhalt vorangestellt, welche wenigstens als eine Vorarbeit zu einer bey fernere zu erwartenden historischen Aufklärungen möglich werdenden Litterargeschichte im höheren wissenschaftlichen Sinne zu betrachten ist.

Die Königl. Gesellschaft für Litteratur hat das Glück gehabt für dieses Unternehmen einen sehr geeigneten Arbeiter zu finden, den Herrn Thomas Wright, dessen Verdienste um die ältere Litteratur seines Vaterlandes alle Kenner und Freunde derselben bereits häufig erfreuet und belehrt haben. In den *Reliquiae Antiquae* (London 1841 sq. 2 Bände in Octav) hat er gemeinschaftlich mit Herrn Halliwell eine bedeutende Anzahl bisher unbekannter Gedichte und Bruchstücke aus den angelsächsischen, normannischen und altenglischen Epochen seiner vaterländischen Litteratur heraus gegeben, so wie in den *Popular treatises on Science, written during the middle ages* 1841. Octav, schätzbare wissenschaftliche Versuche jener Jahrhunderte. Von den durch die Camden Society heraus gegebenen Werken verdanken wir demselben einige der schätzbarsten, namentlich die *Political songs* und die mit gehaltvollen Abhandlungen begleiteten Gedichte des s. g. *Walter Mapes*. Ein in Gemeinschaft mit Hn F. Michel heraus gegebener Band von *Reisen im Mittelalter*, eine *Geschichte der Stadt Ludlow* und zahlreiche verwandte Arbeiten bezeugen die kenntnisreiche Thätigkeit dieses uns

sehr willkommenen Forschers und Sammlers auf dem lange vernachlässigten, reichen Boden.

Die einleitende Uebersicht der Literaturgeschichte ist schon im Jahre 1839 unter dem Titel: 'An Essay on the state of literature and learning under the Anglo-Saxons' gedruckt erschienen. Auch ein Theil des Hauptwerkes scheint ziemlich viel früher gedruckt zu seyn als im Jahre des Titelblattes, woher denn einige der neuesten Entdeckungen oder Fortschritte der Bearbeitung der angelsächsischen Literatur noch nicht eingetragen sind. Die interessante Einleitung ergeht sich zunächst über die älteste angelsächsische Volkspoesie, die Heldengedichte so wie kleinere Lieder. Die auf der Gleichheit der Mythologie und der Sage beruhende Aehnlichkeit des Stoffes der Poesie der Angelsachsen mit demjenigen anderer germanischer Stämme hätte hier wohl hervor gehoben werden können, so wie der Beleg für den Reichthum, welchen die Angelsachsen an den auf jene gebauten Liedern besessen haben, welcher sich allein in dem Reiseliede des Sängers findet, das uns, so lehrreich es durch die Völkernamen ist, dennoch durch die mythischen und in der eben gedachten Beziehung uns am wichtigsten erscheint. Ettmüllers Ausgabe dieses Liedes, so wie dessen Uebersetzung des Heldengedichtes Beowulf in deutschen Stabreimen sind dem Verfasser unbekannt geblieben. Wir danken Herrn Wright hier für die Nachricht, daß lateinische und normannische Gedichte vom Könige Atla noch ungedruckt sind; wir zweifeln nicht, daß er oder seiner Freunde einer mit dem Abdrucke nicht lange säumen wollen.

Die angelsächsischen christlichen Dichter, deren Vorstellungsweise sich enger an ihre heidnischen Vorgänger anschließt, waren zahlreich. Wir besitzen Bruchstücke von dem bedeutendsten derselben,

Caedmon, in verschiedenen Gestalten, wie das Gedächtniß des Sängers sie aufbewahrt hatte, bis sie später in der westsächsischen Schriftsprache niedergeschrieben wurden. Andere enthält die von B. Thorpe im J. 1842 heraus gegebene Handschrift von Exeter, so wie die von demselben und später von J. Grimm bearbeitete Handschrift zu Berceci, worin die Gedichte des Cynewulf, Abtes von Peterborough, sich gefunden haben. Aldhelm, bisher bekannt durch seine lateinischen Gedichte, ist als der Verfasser der von Thorpe nach der Pariser Handschrift im J. 1835 zu Oxford heraus gegebenen Uebersetzung der Psalmen in angelsächsische Verse bisweilen angesehen, doch nicht als solcher von Hn Wright anerkannt. Hier werden ferner gedacht als eines der schönsten angelsächsischen Gedichte, der Judith, in der von Hn Wright nicht erwähnten ersten Ausgabe von Thwaites als Prosa, in Thorpes Analecten metrisch abgedruckt. Die neu mitgetheilte kurze lateinische Hymne auf die Befehung der Angelsachsen möchte indessen wohl nicht als ein dankbarer Erguß der Enkel der Befehrten anzusehen seyn; ihre häufig im Mittelalter vorkommenden Worte: *lingua Britanniae, Fren-* *dens olim barbarie. ... Jam alleluia personat* sind dem Papste Gregorius I. (*Expositio* 6. Job. XXVII. c. 8) entlehnt. Von besonderem Interesse ist was der Verfasser über die wissenschaftlichen Aufsätze der Angelsachsen zusammen gestellt hat. Bey dem fast nur handschriftlich vorhandenen s. g. *Apuleius de herbis* hätte bemerkt werden können, daß in Thorpes Analecten ein Fragment desselben gedruckt ist.

Ein Werk wie das vorliegende gestattet keine vollständige Uebersicht, doch wird es passend seyn Einiges hervorzuheben, was dem deutschen Leser

besonders auffällt. Zunächst bemerken wir, daß es nicht ganz so umfassend ist wie sein Titel verheißt: wir finden weder über die national irländische, noch die gaelische, noch selbst die walisische Literatur, selbst nicht über deren schon von Beda anerkannten Einfluß auf die angelsächsische, irgend Belehrung darin. Der Verfasser hat hier freylich den Vorgang der meisten englischen Literaturhistoriker für sich, welche nur von einzelnen Iren, Scoten und Walisern, die in lateinischer Sprache schrieben, Kunde zu geben pflegen. Während Hr Whright Angelsachsen, die auf dem Festlande lebten, wie dem Bonifaz, Willibrord, Willehad, Willibald besondere Artikel widmet, wird der zahlreichen Scoten, welche in der Fremde den Ruf der heimischen Gelahrtheit verbreitet haben, gar nicht, oder wie Virgil, der Bischof von Salzburg, nur gelegentlich erwähnt. Der beiden Scoten Sedulius (Shiel), von denen der jüngere in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts lebte, wie dessen von Perz neu aufgefundene Gedichte (s. Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde Th. VII. S. 1006) außer Zweifel stellen, ist gar nicht gedacht. Als auf einen bisher unbekanntem Namen können wir hier auf den Lathacan Scotigena aufmerksam machen, von welchem zwey geistliche Hymnen in einer Handschrift des Alcuin zu Darmstadt neuerlich aufgefunden sind (s. ebendas. S. 859). Nicht unerheblich dürften auch die 50 ungedruckten Briefe von Alcuin und Dungal seyn, deren Perz am a. D. gedenkt.

Dem Gildas, Renniüs, Wilfrid, Beda, Alshelm sind besonders ausführliche Artikel gewidmet. Rückfichtlich des Renniüs können wir bey diesem Anlasse auf einen, auch dem letzten wohlverdienten Herausgeber desselben, Jos. Stevenson, entgan-

genen, für die Zeitbestimmung der Abfassung seiner *Historia* erheblichen Umstand aufmerksam machen, daß er im Kap. 49 den König Theudubir von Buelt als seinen Zeitgenossen nennt, dieser aber in Uffers Biographie des Königes Aelfred zum Jahre 885 vorkommt: welche Zeitbestimmung mit denen des Kap. 16 nahe überein fällt. In dem Aufsätze über Aldhelm, so wie in dem ganzen Werke des Hn Bright bemerkt man eine bey seinen Landsleuten noch immer seltene Kenntniß der älteren wie der neueren Literatur des Continentes. Für Bedas historische Werke hat sich in England in neuerer Zeit eine lebhafteste Theilnahme bewährt, theils durch Uebersetzungen, theils durch die eleganten Octavausgaben der *Historia Anglorum*, so wie der kleinen historischen Werke desselben, welche Jos. Stevenson für die Historical Society besorgt hat. Ein besonderes Verdienst des Hn Bright jedoch ist es, die erste Ausgabe eines im Mittelalter viel gelesenen angelsächsischen Compendii über Astronomie, welches ein gedrängter Auszug ist aus Bedas Abhandlung *de rerum natura*, übersetzt und abgedruckt zu haben in den für die Historical Society of Science redigierten *Popular treatises of Science written during the middle ages in Anglosaxon, Anglonorman and English*. London 1841. Octav.

König Aelfreds literarische Verdienste hat der Vf. selbst zu einer weiteren Anerkennung, oder doch, so ferne die Autorschaft zweifelhaft ist, zur Untersuchung dadurch gefördert, daß er in seinen *Reliquiis antiquis* dessen Sprichwörter zuerst abgedruckt hat. Die jenem Könige zugeschriebene Uebersetzung der Fabeln Aesops in seine Muttersprache ist bisher nicht aufgefunden und ihr Vorhandenseyn bey dem Mangel älterer Zeugnisse zu bezwei-



seln. Doch führt Hr Wright dasjenige der anglo-normannischen Dichterin Marie an, welche den Text der Fabeln des reis Alvrez in ihre Sprache übertrug, so wie eine lateinische Uebersetzung des Aesop, welche berichtet, daß rex Angliae Aeffrus in Anglicam linguam eum transferri jussit. Ein drittes Zeugniß oder doch eine spätere Erwähnung ist Hr Wright entgangen, von dem Dechanten Gerhard zu Minden, welcher in den von F. Wiggert (Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntniß deutscher Mundarten und Schriften. 1836. Octav) abgedruckten, vermuthlich aus jenem lateinischen Text übertragenen niederdeutschen Fabeln anführt, daß 'König Aeffrus van Engelant' den Aesop in die Landesprache übersezt habe. Stolbergs Leben des Königes Aelfred, so wie Dahlmanns Erläuterungen zu den Reisen des Dhythere und Wulfstan sind von dem Verfasser nicht bemerkt worden. Die eigenthümlichste und scharfsinnigste Untersuchung in diesem Werke ist unstreitig diejenige über die Lebensbeschreibung des Königes Aelfred, welche Aeffers Namen in der Widmung führt, den man für den Bischof von Shireburn hält. Es ist nicht zu verkennen, daß die Ansicht des Hr Wright, daß jenes Werk nicht von dem Zeitgenossen des Königes Aelfred, sondern erst nach der Eroberung Englands durch die Normannen verfaßt sey, mancherley Gründe für sich habe; doch erscheinen sie keineswegs als solche, welche eine so wichtige Frage historischer Kritik entscheiden können. Es ist nichts, was uns hindert anzunehmen, daß jener Aeff, ehe er das Bisthum Shireburn besaß (901 — 904) oder daß ein anderer gleichzeitiger Aeff jene Biographie abgefaßt habe. Zur Entscheidung dieser Frage ist es wesentlich die beste Handschrift

jener Werke mehr zu berücksichtigen, in welcher die anstößigen Stellen fast alle fehlen. Diese fehlen gleichfalls in der Chronik des Florenz von Worcester († 1118), welcher einen vortrefflichen Text des Affer sehr genau excerpierte, so wie bey dem Chronisten Simeon von Durham, dessen einer Umarbeitung des Textes stellenweise entsprechende Auszüge ihrerseits beachtet werden sollten (z. B. b. S. 853. 860). Der interpolierte Text scheint nicht früher als in S. Bromptons Chronik benützt zu seyn.

Die Behauptung, daß die Abschnitte jenes Werkes, welche nicht Aelfreds Person betreffen, aus der Angelsächsischen Chronik übersetzt seyen, bewährt sich schwerlich durch genauere Vergleichung. Affer gibt mehr ausführliches Detail und ist genauer und richtiger, weshalb ich mich namentlich auf die Jahre 879 rücksichtlich der Sonnenfinsternis, 884, 886, 887 beziehe, als diejenigen Jahre kurz nach welchen Affer schrieb. Zum Jahre 885 berichtet jene Chronik den Tod des fränkischen Königes Karl und den des Papstes Marinus, während Affer richtig jenen Karlman benennt und den Tod des Papstes in das Jahr 884 setzt. Auch die Nachricht von der zwiefachen Niederlage der Nordmannen in Altsachsen im Laufe eines Jahres durch die Sachsen und Friesen, welche durch die Annales Fuldenses ad a. 884 und 885 bestätigt wird, konnte in einer englischen Chronik wohl nur ein Zeitgenosse mittheilen; Affer's Erzählung ist aber ausführlicher und deutlicher als die seiner angeblichen Quellen.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

54. 55. Stück.

Den 4. April 1844.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Biographia Britannica Literaria; or Biography of Literary Characters of Great Britain and Ireland, arranged in chronological order. Anglo-Saxon Period. By Thomas Wright, M. A.'

Als ein Anzeichen des hohen Alters dieser Biographie dürfen auch die vielen den angelsächsischen beygefügtten altbritischen Ortsnamen betrachtet werden. Ueberall ist die genaueste Kunde der Gegend, in welcher der Bischof Affer lebte, in der Biographie zu erkennen. Soll also behauptet werden, daß die Biographie des Königes Aelfred nicht von dem Bischofe Affer verfaßt sey, so wird man doch zugeben müssen, daß sie in einer so frühen Zeit geschrieben ist, daß es unerklärlich scheint, wie schon damahls ein solcher literarischer Betrug möglich war und wozu derselbe dienen sollte. Der Umstand aber, daß die Biographie nicht vollendet oder vielmehr nicht fortgesetzt ist, welcher gegen

die Autorschaft des Bischofes Affer angeführt wird, erscheint noch viel auffallender, wenn wir sie einem spätern Schriftsteller, welcher des angelsächsischen Königes Tugenden verherrlichen wollte, zuschreiben.

Ueber den Historiker Aethelweard ist Hr Bright der älteren Zeitbestimmung gefolgt und sind die Bemerkungen in des Referenten Geschichte von England, wo seine Zeit genauer bestimmt wird, übersehen. Ich ergänze hier meine dortige Bemerkung, daß Aethelweards Werk der Mathilde, Tochter Ludolfs, des Sohnes Otto des Großen und der angelsächsischen Eadgythe, gewidmet war, durch die Nachweisung, daß jene als Abtissin im Jahre 1011 starb, wie die Annales Quedlinburgenses berichten. Der Aethelweard, welcher noch im Jahre 1090 lebte, ist also ein anderer gewesen.

Ganz vermissen wir die Historia Anglosaxonum und Gesta Anglorum, deren Anführung durch Widukind und Adam von Bremen sie der angelsächsischen Periode aneignet; so wie unter den aufgezählten Büchern der kostbare, nicht dem Caldorman Alfred gehöriger Codex aureus, das neue Testament enthaltend, gegenwärtig auf der Bibliothek zu Stockholm.

Möge der folgende Band, welcher die so vieler Aufklärung bedürfende anglonormannische Literatur behandeln wird, nicht lange auf sich warten lassen.

J. M. L.

### E d i n b u r g .

1837. The seven sages, in Scottish metre. By John Rolland of Dalkeith. XXVII und 336 Seiten in Quart.

Den vorliegenden Abdruck eines längst unter dem Schottischen Volke verschollenen und höchst seltenen Buchs verdanken wir der lobenswerthen Thätigkeit des seit 1823 in Edinburg gestifteten Bannatyne-Clubs. Ref. freut sich, daß durch diesen neuen Beytrag zur Geschichte des erst kürzlich in diesen Blättern (Gött. gel. Anz. 1843. S. 721 flg.) besprochenen Romans von den sieben weisen Meistern, das Interesse für die Literatur desselben auch in Großbritannien wieder neu belebt wird, wo noch so viele hierher gehörige Denkmähler in der Verborgenheit der Bibliotheken versteckt liegen. Im Anfange dieses Jahrhunderts machte bereits Ellis (Specimens of early English Romances, Vol. 3) auf zwey Handschriften aufmerksam, von denen eine (im Britischen Museum) dem Anfange des XIV. Jahrhunderts angehört und betitelt ist: *The process of the sevyne sages* (in 4002 Versen). Diese hat bekanntlich Weber (Metrical romances, Vol. 3) bald darauf drucken lassen (Edinburg 1810), und zuletzt hat noch Dunlop (History of fiction, Vol. 2. p. 166) darauf hingewiesen. Eine andere Schottische Version unter dem Titel: *The buke of the sevyne sagis*, von einem unbekanntem Dichter des XV. Jahrhunderts, hat sich in Ms. in Edinburg erhalten. Schon der Altschottischen Sprache halber, von der so wenig Denkmähler aus jener Periode vorhanden sind, wäre ein Abdruck dieses Manuscripts wünschenswerth. An Umfang ist es kleiner als die von Weber bekannt gemachte Version; denn es enthält nur 1400 Distichen, und der sechste Meister erzählt keine Geschichte und somit auch die Kaiserin keine sechste Parabel.

Der Herausgeber des vorliegenden Drucks, D. Laing, konnte nach den sorgfältigsten Nachfor-

schungen von der Schottischen Original = Ausgabe der Seven Sages nur ein einziges Exemplar in Großbritannien aufzutreiben. Dieses gehörte einst Ritson, auf dessen Bücher = Auction (1803) der Herzog von Roxburghe es für L. 30, 10 s. (etwa 174 Rthl.) kaufte. Nach dem Tode des Herzogs kam es (1813) in die Hände eines Hn Constable für L. 37, 5 s. 6 d. Nachher gelangte Hr Heber und dann (1834) Hr Thorpe zum Besitze desselben; und jetzt befindet sich dieses vielgesuchte Buch in der Bibliothek des Hn Wilh. Heinrich Miller, der dasselbe dem Bannatyne = Club zum Abdrucke eingehändigt hat. Dieser Abdruck ist nun Seite für Seite ein genaues Facsimile des genannten Originals mit Gothischen Schriften, und auf alle Fälle, da die ursprüngliche Orthographie darin sorgfältig beybehalten ist, ein merkwürdiges Denkmal der Schottischen Sprache. Der vollständige Titel ist: *The seuin Seages translait out of prois in Scottis meter be Johne Rolland in Dalkeith, with ane Moralitie efter euerie Doctouris tale, and siclike efter the Emprice tale, togidder with ane louing and laude to euerie Doctour efter his awin tale, and ane exlamation and outcrying upon the Empreouris wife efter hir fals contrusit tale. Imprintit at Edinburgh be Johne Ros, for Henrie Charteris. M. D. LXXVIII.* (Hiernach ist Ebert, *Bibl. Lex.* II. Nr. 13,592 zu corrigieren). *Cum privilegio regali.* Quart. Dieser Druck ist in den nächsten sechszig Jahren nach seinem ersten Erscheinen wenigstens noch sechsmahl, jedoch mit vielfach veränderter Orthographie und modernisierter Sprache, zu Edinburg wiederholt worden; aber auch die Exemplare von diesen spätern Ausgaben gehören jetzt zu den größten Seltenheiten, und zum Theil besitzt man davon nur

noch Bruchstücke. Die Ausgabe von 1592 (prentit be Robert Smyth, 275 Seiten Sign. A—S. in Octav. Gothisch) hat am Schlusse das verschiedene Datum 1595. Das eine oder das andere ist entweder ein Fehler des Setzers, oder der Druck begann wirklich 1592, und ward erst 1595 beendet. Nur ein einziges Exemplar hiervon ist bekannt, welches Georg III. einst besaß und jetzt im Britischen Museum aufbewahrt wird. S. Ames's *Typographical Antiq.* Vol. 3. p. 1512. ed. Herbert. *Bannatyne Miscellany*, Vol. II. p. 234. Eine etwas spätere Ausgabe desselben Druckers, Rob. Smith (3. Dec. 1599), ist neben noch drey andern von John Gibson (13. May 1590), von Thomas Finlayson (17. Junius, 1606) und von Walter Finlayson (17. Jan. 1628) heut zu Tage gänzlich verschollen, und wir kennen sie nur noch aus den öffentlichen Urkunden der Stadt Edinburg, worin die Privilegien für den Druck derselben ausgestellt worden sind. S. *Lee's Memorial for the Bible Societies of Scotland*, Appendix p. 19. 23. 24 et 40. Edinb. 1824. Auch muß einst eine Ausgabe der *Seven Sages* von Andrew Hart in Edinburg 1620. Octav existiert haben, wovon die desselben Verlegers vom Jahre 1631. Octav Seite für Seite ein genauer Abdruck ist (*Scots Magazine*, January 1802. p. 43). Nur zwey Exemplare dieser letzten Ausgabe sind den Zerstörungen der Zeit entgangen; das eine gehörte Walter Scott, der einen Neudruck desselben beabsichtigte; das andere besitzt Hr D. Laing.

Von dem Schottischen Uebersetzer, John Roland, ist wenig bekannt; und dieses Wenige verdanken wir seinem eignen Prologe und dem Schlußworte zu vorliegender Bearbeitung der *Seven Sages*. Kein Schriftsteller aus den Zeiten der Revo-

lution, in denen er lebte, spricht von ihm. Wir wissen nicht einmahl, ob er im Jahre des Druckes seiner Version (1578) noch lebte; daß er diese aber schon im Jahre 1560 vollendet hatte, sagt er selbst zu Ende des Werks in den Schlußversen, welche überschrieben sind: Ane schort schawing quhair and quhen, and at quhais requeist this buik was translatit out of prois in Scottis Meter. Hieraus lernen wir zugleich, daß er nur sieben Wochen daran gearbeitet hat, und zwar in der Festung Tantallon in Ost-Lothian, zur Zeit als die Englische Flotte bey Inchkeith lag, und Leith von Schottischen und Englischen Truppen belagert wurde, d. h. im April und May 1650. Seine Worte sind:

Sa in seuin oulkis this quair was clene cōpleit  
 Out of plane prois, now keipand meteris seit  
 Within the Fort and Towre of Tamtalloun,  
 Quhen the Inglis Floit beside Inchekeith did sleit  
 Upon the sey, in that greit birning heit  
 Baith Scottis and Inglis of Leith lay at ye toun,  
 With schairp asseige, and garneist garisoun  
 On ather side, quhair sindrie loist the sweit,  
 That samin time I maid this translatioun.

Kolland berichtet ferner, daß er seine Version auf Bitten einer seiner Basen, Namens Käthe, unternommen habe, und zwar in einfachen, allgemein verständlichen Reimen, fern von aller Künsteley und ohne gesuchte und seltene Ausdrücke, die nur dem Gelehrten verständlich wären. Dieses letztere bezieht sich nämlich auf einen frühern poetischen Versuch von Kolland, Court of Venus (Edinburg 1675. Quart), der für die gelehrte und gebildete Classe von Lesern in Schottland bestimmt war, wie der Verfasser selbst zu Ende des Prologs zu diesem Buche sagt, wo er dasselbe so anredet:



For Gentlemen can richt weill thee consider.  
 For commoun folk will call the lawit and liddier.  
 Thysel self present to Nobillmen and gude,  
 And fle the sect of Rurall folke and rude.

Dieses Gedicht hatte nun die genannte Base Käthe, ane proper wenche, wie sie der Uebersetzer im Prologe zu den Seven Sages nennt, ganz ungenießbar gefunden, und den gelehrten Verfasser ersucht, etwas in einem den Damen verständlichern Style zu schreiben. Obgleich nun der galante Dhm aus Höflichkeit diese Bitte erfüllt, so kann er doch den Verdruß über die Bemerkung seiner Base in Bezug auf den 'Hof der Venus' nicht unterdrücken, und glaubt nicht zu viel zu sagen, wenn er, auf ein bekanntes Sprichwort anspielend, sein früheres Werk für zu fein und zu poliert hält, um von Jedermann verstanden zu werden:

Thairfoir trewlie my self suld haue the pyne,  
 I was to bald to cast Peirlis to the Swyne.  
 Die damahlige lesende Welt in Schottland war in jener Zeit für Poesie und für die höhere poetische Sprache überhaupt nicht sehr empfänglich; und diese Wahrnehmung bildete nach Hollands Ansicht ebenfalls einen sehr triftigen Grund für die Wahl einer alltäglichen Diction für die Bearbeitung eines viel gelesenen Volksbuchs:

Ane uther caus siclike, I wait ye ken  
 For to bring *but* it's ill that's not thair *ben*; \*)  
 Nor thair is nane I wait, in all this toun,  
 Except he have it that can put on ane gown;  
 Of ane tume tun \*\*) nane can draw out licour;  
 Nor of ane Fule to make a wise Doctour.  
 Holland mag nicht mit Unrecht die profaische Stim-

\*) *But* das Vorderzimmer, und *Ben* das innere Gemach eines Hauses.

\*\*) *Tume tun*, leere Tonne.

mung und die Geschmacklosigkeit seiner Zeit tadeln; aber er selbst gehört keineswegs zu den classischen Schriftstellern von Schottland. Dichterischer Geist mangelt ihm vor allen Dingen; und seine Darstellung ist zu weitschweifig, um von eigenem Geschmack des Uebersetzers zu zeugen, oder um Sinn für bessern Geschmack in seinen Lesern zu wecken. In den moralischen Anwendungen, welche einer jeden Erzählung folgen, kommen ganz zwecklose Wiederholungen der einzelnen Geschichten vor; doch drückt sich sein Eifer, womit er sich gegen die Kunstgriffe der Kaiserin erklärt, öfters sehr originell und mit wahrhaft Schottischem Humor aus. Hier zeigt sein Werk eine entfernte Ähnlichkeit mit den satirischen Gedichten von Burns. Ueberhaupt hat sich aus der ganzen Periode, in welcher politische und religiöse Streitigkeiten das Land so sehr zerrütteten, nichts Besseres erhalten; und dieses Bessere bildet doch immer noch einen großen Contrast mit den frühern Erzeugnissen der Schottischen Literatur, die sich bekanntlich zu Anfange des XVI. Jahrhunderts schon bedeutend gehoben hatte.

Es fragt sich jetzt noch, was für eine Bearbeitung der Seven Sages Rolland bey seiner Uebersetzung vor Augen hatte. Nach seiner eignen Aussage im Prologe sollte man glauben, es habe bereits eine ältere Ausgabe in Schottischer Prosa existiert. Er sagt:

Thairsoir my self, as now I am constrane  
 It to translait, in our toung naturall;  
 Quhair I it fand into plane prois at all  
 Without cullour or feit, now I againe  
 In rurall ryme, to set it furth I sall.

Der Ausdruck our toung naturall kann doch nichts Anderes als die Schottische (und nicht zugleich auch die Englische) Sprache bedeuten, und in dieser fand

Holland den Roman bereits in einfacher Prosa vor, wie er zu Ende des Prologs ganz deutlich wiederholt:

I thocht it best my pen for till assay  
 This lytill buke in verse for to compyle,  
 Quhair it befoir into plane prois was ay.

Von einer ältern Schottischen Ausgabe in Prosa ist aber gar nichts bekannt. Daher vermuthet der Herausgeber Laing, es sey die Englische Bearbeitung der Seven Sages (London bey Copland, 1550. S. Gött. gel. Anz. 1843. S. 731) gemeint. Aber dagegen streiten Hollands eigne Worte. Ein Vergleich ist hier auch nicht möglich, da von der genannten Englischen Ausgabe kein Exemplar mehr vorhanden ist. Die Reihenfolge der Erzählungen, so wie die Erzählungen selbst stimmen mit Ausnahme der letzten (die beiden Freunde) mit der *Historia septem Sapientum Romae* genau überein; und von dieser ist es auch sonst bekannt, daß sie das Vorbild fast aller Europäischen Bearbeitungen gewesen ist. Alle Scenen finden sich hier zuerst auf Römischen Grund und Boden verpflanzt, während noch der Griechische Uebersetzer verschiedene Gegenden des Orients zu Schauplätzen der eingewebten Geschichten gemacht hat. Hierauf ist indes weniger Gewicht zu legen, da auch die Hebräische Version den Roman in Indien spielen läßt, und dennoch mit der Griechischen Bearbeitung, die aus einer Syrisch-Persischen Quelle stammt, in den wesentlichen Theilen der einzelnen Erzählungen wie auch im Gange der Hauptgeschichte die größte Aehnlichkeit hat. Dieser Umstand läßt sich jetzt, da die Hebräische Version neben der Griechischen ins Deutsche übersetzt worden ist, mit Sicherheit nachweisen. Sie erschien in

## S a l l e

bey Johann Friedrich Lippert 1842. Das Buch von den sieben weisen Meistern aus dem Hebräischen und Griechischen zum ersten Male übersetzt und mit literarhistorischen Vorbemerkungen versehen von Heinrich Seugelmann. X und 193 Seiten in Octav.

Was die hier mitgetheilten literarhistorischen Vorbemerkungen über die orientalischen Bearbeitungen der sieben weisen Meister, namentlich über die Hebräische, ganz besonders merkwürdig macht, ist die vom Uebersetzer hier zuerst geäußerte Ansicht, es habe nie eine Syrische Bearbeitung des Sindbad gegeben, sondern die von dem Griechen Andreopulos übersehte Syrische Quelle sey eben keine andere als die noch handschriftlich erhaltene und bereits mehrere Mahle gedruckte Hebräische, indem Syrisch für Hebräisch stehe, was auch sonst vorkomme. Das Letztere steht allerdings durch unzweifelhafte Belegstellen fest. So heißt es im Epilog zum Buche Hiob bey den LXX: *οὗτος ἐρμηνεύεται ἐκ τῆς Συριακῆς βίβλου*, was Olympiodor (Catena Gr. patrum in lib. Job, collectore Niceta, London 1637) ganz gewiß richtig so erklärt: *Συριακὴν νῦν τῆν τῶν Ἑβραίων διάλεκτον καλεῖ . . . καὶ Συρίαν δὲ τὴν Ἰουδαίαν καὶ Σύρους οἱ πολλοὶ τοὺς Παλαιστίνους ὀνομάζουσιν, ὡς Ἡρόδοτος (II, 104) λέγει· περιέμνονται δὲ Ἴνδοι καὶ Αἰγύπτιοι, καὶ Ἀραβες καὶ οἱ ἐν Παλαιστίνῃ Σύροι, τοὺς Ἰουδαίους λέγων*. Im ähnlichen weitern Sinne sind auch die Worte bey Xenophon (Cyr. 7, 5, 31) *οἱ συρισὶ ἐπιστάμενοι* zu nehmen. Selbst ein geborner Syrer, Barsalibäus, nennt das (nach Euseb. Hist. eccl. 3, 39) Hebräisch

geschriebene Evangelium Matthäi, ein Syrisches, und die LXX (Dan. 2, 4) sagen geradezu Babylonisch = Chaldäisch sey *ουριστι*. S. Hupfeld in den Studien u. Kritiken 1830 S. 290 ff.

Nach dem metrischen Prolog zum Griechischen Syntipas wird dieser ein Mythograph unter den Syrern, oder vielmehr unter den weisen Logographen der Perser genannt, und der Uebersetzer sagt geradezu, er übertrage eine in Syrischer Rede geschriebene (*Συρικοῖς τοῖς λόγοις γεγραμμένην*) Geschichte, welche nach dem von Andreopulos mit übersehten Vorworte des Syrers vorher der Perser Musos erzählt hatte. Weiter gibt der Grieche über die Geschichte des Buchs keinen Aufschluß. Aber das steht fest, daß der Syrer aus dem Persischen übertragen hat. Der Zeitpunkt dieser Syrischen Uebertragung läßt sich freylich nicht ermitteln; doch muß derselbe jedenfalls jenseit des XII. Jahrhunderts liegen, da der Griechische Text in diesem bereits vorhanden war, wie die Sprache beweist. Nun kann man (um auf den Streitpunct zu kommen) von den Hebräischen Mischle Sandabar, deren Verfasser ein gewisser Joel, also ein Jude, gewesen seyn soll, auf keine Weise behaupten, daß sie alter als das XIII. Jahrhundert sey. Hr Sengelmann führt freylich eine Stelle aus Kalonymos ben Kalonymos (welcher zu Anfange des XIII. Jahrhunderts lebte) an, worin die Sprüche Sandabars unter die bekanntesten Bücher der damaligen Zeit gezählt werden. Aber wir brauchen hier nicht nothwendig an einen Hebräischen Text zu denken; es war ja ein Arabischer, Persischer, Syrischer und Griechischer vorhanden, dem das Buch gerade seine Berühmtheit verdankte. Außerdem sagt der Griechische Uebersetzer, der ein Christ war,

geradezu, er habe den Syrischen Text Wort für Wort übersetzt (*ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν*). Dazu bemerkt freylich Hr Sengelmann, der Griechische Uebersetzer habe durch diese Aussage alle weitem Erörterungen über den Zusammenhang seines Syrischen Originals mit der Persischen Uebersetzung und über den Verfasser der letztern von sich ablehnen wollen; denn daß er sein Original nicht wörtlich übersetzt habe, zeige der Thatbestand. Ja wohl, eben dieser Thatbestand liefert den treffendsten Beweis, daß der Grieche den Hebräischen Text, wie er jetzt in wörtlicher Uebersetzung vor uns liegt, unmöglich vor Augen haben und zugleich versichern konnte, er habe den Roman *ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν* übertragen. Nicht einmahl Localitäten, Namen und Umstände der Erzählung treffen in den beiden Bearbeitungen zusammen. Im Hebräischen spielt der Roman in Indien am Hofe des Königs Bibur, der 80 Frauen hat, und als Greis von 80 Jahren mit Bria den Prinzen zeugt. Im Griechischen dagegen ist Kyros, der König von Persien, der Vater des Prinzen, und hat nur sieben Frauen. Dort ist die Erzählung bis zur Erziehung des Prinzen durch den Philosophen Sandabar reichlich doppelt und dreyfach so lang als im Syntipas, und dazu sind noch alle Umstände der Geschichte, so wie die Namen der sieben Philosophen, unter denen auch Aristoteles ist, gänzlich verschieden. Was ferner die einzelnen Erzählungen anlangt, so sind sie, obgleich meistens dieselben, doch auf ganz andere Weise und meistens weit kürzer dargestellt, so daß man von keinem einzigen Satze im ganzen Buche sagen kann, daß der Grieche ihn auch nur frey übersetzt habe, geschweige denn *ὡς εἶχεν αὐταῖς λέξεσιν*. Müssen wir demnach die Identität

des Syrischen und Hebräischen Textes auch aufgeben, so bleibt es doch ein verdienstliches Unternehmen des Hn Sengelmann, der das frühere Daseyn eines Syrischen Textes gar zu gern ablängnen möchte, die Hebräische Bearbeitung in einer gelungenen Deutschen Uebertragung neben dem Syntipas für eine genauere Vergleichung bekannt gemacht und so den Weg zu einer gründlicheren Erörterung der Geschichte des merkwürdigen Buchs gebahnt zu haben. Hr Professor Keller in Tübingen, dem wir die fleißigste und umsichtreichste Zusammenstellung der hierher gehörigen Nachrichten verdanken, kannte die Hebräische Bearbeitung nur aus den Notizen, welche zuletzt Voiseleur aus dem höchst seltenen Buche mitgetheilt hat. Ihm werden die jetzt gebotenen neuen Aufschlüsse über die Geschichte des Sindibad besonders erwünscht seyn, um so mehr, da er in der letzten gedrängteren Darstellung desselben, welche seiner Ausgabe von Dyocletianus Leben (oder: von den sieben weisen Meystern) von Hans von Bühel (Bibliothek der ges. deutsch. National-Literatur Bd. XXII. Leipzig 1841) als Einleitung vorangeschickt ist, den einst vorhandenen Syrischen Text ganz unerwähnt gelassen hat. Uebrigens ist diese Einleitung zum Hans von Bühel reich an Nachträgen und Berichtigungen zu des Verfassers frühern Untersuchungen über das Buch Sindibad.

G. H. B.

### F r e i b u r g ,

bey Emmerling 1843. Handbuch der Anatomie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und practische Medizin von Dr Friedrich

Arnold. 1r Band, 1e und 2e Abtheilung, enthaltend die allgemeine Anatomie.

Der durch seine Arbeiten bekannte Verfasser, welcher in der beschreibenden Anatomie sich eine gewisse Autorität erworben hat, gibt uns hier die ersten Abtheilungen einer ausführlichen Anatomie und zwar deren ersten, allgemeinen Theil. Als Vorläufer einer descriptiven speciellen Anatomie enthält dieser Theil nicht allein, wie es in neuerer Zeit öfter geschehen ist, die Histologie, sondern auch eine allgemeine Uebersicht über den menschlichen Körper. Daß letztere den übrigen Theilen voraus geschickt ist, scheint ganz zweckmäßig. Ob diese Rubrik aber nicht etwas zu detaillirt abgehandelt ist, will ich dahin gestellt seyn lassen. Die Absicht, den Studierenden von vorn herein eine genaue Uebersicht der Analogien und Symmetrien der Theile, der Größenverhältnisse, der einzelnen Regionen u. s. w. zu geben wird bey einer noch so genauen Beschreibung doch gewöhnlich verfehlt, da keine Anschauung dabey gewonnen werden kann, und eben bey der genauen Beschreibung so manche Benennungen gebraucht werden müssen, die bis dahin noch nicht erörtert seyn können und somit unverstanden bleiben. Daß meiste muß nachher bey der speciellen Anatomie doch wiederholt werden und das Verständniß kommt dann von selbst. Sonst enthalten die allgemeinen Betrachtungen manches Belehrende und könnten auch von Künstlern zum Studium benutzt werden. Die mitgetheilten Messungen stimmen mit den, in Krause's Anatomie weit ausführlicher gegebenen, meistens bis auf wenige Linien überein. — Verf. hat sich bey dieser Gelegenheit damit beschäftigt, gewisse Maßeinheiten aufzufinden und kommt zu folgenden Resultaten. Es gibt keine



allgemeine Maßeinheit, sondern für den Rumpf haben wir sie am Kopfe, für die Extremitäten an den Händen und Füßen zu suchen. Die Länge der Nasenbeine gibt die Einheit für den Kopf und somit für den Rumpf. Sie messen  $10\frac{2}{3}''$ , dies drey-mahl, also  $32''$ , gibt die Höhe des Oberkiefertheils des Antlizes. Wiederum drey-mahl, also  $96''$ , die Höhe des Kopfes. Wiederum vier-mahl,  $384''$ , oder  $32'$ , die Höhe des Rumpfes und Kopfes. — Die Länge des Nagelgliedes der großen Zehe ist  $13''$ . Dies mit 3 multipliciert gibt die Länge der Mittelfußknochen,  $39''$ . Wiederum mit 3 die Länge des Fußes,  $117''$  oder  $9\frac{3}{4}'$ , wiederum mit 3, die Länge des Ober- und Unterschenkels zusammen. — Die Länge des Nagelgliedes des Mittelfingers ist  $9\frac{2}{3}''$ . Dies drey-mahl genommen gibt die Länge der Mittelhand,  $29''$  und wieder drey-mahl, die Länge der Hand mit  $87''$  oder  $7\frac{1}{4}'$ . Dies vier-mahl, gibt die Länge der ganzen oberen Extremität. Der Verf. hebt diese 'wichtige Beziehung' zur Zahl 3, wie es scheint, mit einiger Vorliebe hervor. Mir will es mehr wie eine Spielerey erscheinen und sicher muß man sich sehr hüten, Folgerungen darauf zu gründen. Mögen auch die Mittelzahlen aus vielen Messungen eine solche Uebereinstimmung ergeben haben, so findet man doch in speciellen Fällen sehr große Differenzen. Nach Obigem würde die Länge der Nasenbeine, mit 36 multipliciert die Höhe des Rumpfes, und da diese beynah genau die halbe Höhe des Körpers gibt, mit 72 die ganze Körperhöhe angeben. Wenn man nun bedenkt, daß eine Abweichung der Länge der Nasenbeine um  $1''$  einen Fehler von  $6''$  auf die ganze Länge bringt, wird man leicht einsehen, wie unpassend eine so kleine und so häufig variie-

rende Mafseinheit gewählt ist. Ganz dasselbe gilt von den Nagelgliedern der Zehen und Finger.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht nun der Verf. zu den zusammensetzenden Bestandtheilen des Körpers über. Ehe wir ihm im Einzelnen folgen, müssen wir einige Worte über des Verfs Stellung und Tendenz voraus schicken.

Die großen und bedeutenden Fortschritte, welche die Histologie in der neueren Zeit gemacht hat, sind an dem Verf. ganz nutzlos vorüber gegangen, ja man kann im Gegentheil leider sagen, sie haben ihn nur mehr und mehr zu einer starren Opposition geführt, die aus dem einfachen Grunde entspringt, daß der Verf. eine einmahl vorgefaßte Meinung nicht aufgeben kann. Alles, was er einmahl entdeckt zu haben glaubt, ist ihm eine unantastbare Wahrheit; alles was seit Schwann in der Ausbildung der Zellentheorie geschehen ist, was fast allen neueren allgemein anatomischen Arbeiten zum Grunde liegt, ist ihm ein leeres, auf Leuschungen und Hypothesen beruhendes, Gebäude. Schon länger kämpft der Verf. gegen diesen Aberglauben und nun, in dieser allgemeinen Anatomie, will er ihm den Gnadenstoß geben. Es ist deshalb wichtig, diese Bestrebung näher zu beleuchten, einestheils, weil sie von einem Schriftsteller herührt, der in der Anatomie einen nicht unbedeutenden Namen hat, anderntheils, weil auch wir uns eine Lehre daraus nehmen können, wie vorsichtig man in der Deutung des mikroskopisch Gesehenen seyn sollte.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

56. Stück.

Den 6. April 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

den 25. Merz 1844. Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 22. bis 27. April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß:

1) die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Zeugnis ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zur demselben und ihres sittlichen Betragens,

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Aeltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

### F r e i b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Handbuch der Anatomie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf Physiologie und practische Medizin von Dr Friedrich Arnold. 1r Band, 1e und 2e Abtheilung, enthaltend die allgemeine Anatomie.'

Wir wollen uns deshalb, mit Uebergehung des chemischen Theiles, gleich zu dem Hauptpuncte, den Formbestandtheilen, wenden und das Wesentlichste von des Verfassers Ansichten vorsehren. Hier seine eignen Worte:

'Alle Gebilde sind ursprünglich aus soliden Kugeln zusammen gesetzt und aus denselben geworden. Die Kugeln entstehen durch die Vereinigung der

wesentlichen elementaren Bestandtheile, der Körner und der bildungsfähigen Materie, so wie auch zum Theil der Fettmolecule in bestimmter Menge, in bestimmten Verhältnissen. In der Kugel bildet sich zuerst ein lichter, zäher (?), rundlicher und immer größer werdender Kern, wahrscheinlich in Folge einer Auflösung und Umwandlung der im Centrum liegenden Körner; hierauf wird die peripherische Schicht, die Rinde der Kugel, nach und nach licht, durchsichtig, indem sich die Körner in der Peripherie gleichfalls in eine gleichförmige, glasartige Masse umändern. In den zu Bildungen bestimmten Flüssigkeiten und in den fundamentalen, d. i. rein thierischen Geweben, in dem Zellstoff, den serösen und fibrösen Gebilden, den Knorpeln, Knochen, in der Muskel- und Nervensubstanz, erfolgt eine Abplattung der Kugel an zwey Seiten und ein Zusammendrängen und ringähnliches Hervortreten der Masse im Umfange der Kugel, Sphäroidenbildung. Dadurch, daß sich die Kugeln von den Polen aus vollkommen abplatteten, erhalten sie die Form von Scheiben mit einem Ring, Discoidenbildung. Aus diesen scheibenähnlichen Ringen entstehen die stets paarig sich bildenden Primitivfasern der Gewebe, welche zuletzt wieder in moleculare Körper zerfallen (Fasergefüge); oder es entsteht aus den Ringen unmittelbar, und ohne daß sie zu Fäden werden, eine körnige Grundmasse (Körnergefüge). Die molecularen Kügelchen müssen wieder verflüssigt werden und kehren dann nothwendig in die Säfte des Körpers zurück. In denjenigen Gebilden dagegen, welche nicht als fundamentale und rein thierische bezeichnet werden können, sondern mehr einen vegetabilischen (?) Charakter haben, die an der Oberfläche des Körpers, so wie auch an der freyen Fläche der inneren Organe gelagert sind,

d. i. im Ependyma, in den Epithelien, in der Epidermis, in den Nägeln und Haaren, gestalten sich die Kugeln, ohne in die Sphäroidenform überzugehen, zu den verschiedenartigsten Körpern um, welche wir als polymorphe Bestandtheile aufführten, und die mit den bey Pflanzen vorkommenden Gestalten eine äußere Aehnlichkeit haben, durch ihre Entwicklungsweise und ihre wesentliche Beschaffenheit aber von den Zellen der Vegetabilien verschieden sich zeigen, da sie weder Hohlräume sind, noch waren; die meisten wandeln sich zu dünnen polygonalen Plättchen um, die sich in den Nägeln und Haaren linear zu Fasern, den Hornfäden, an einander reihen, und mehr oder weniger zahlreiche übereinander liegende Schichten bilden (Blättergefüge).'

An einer andern Stelle wirft der Verf. einen critischen Blick auf die anderartige Deutung des oben Beschriebenen von Seiten der Zellentheoretiker und endet mit folgenden Worten:

'Kurz, es wurden Hypothesen an Hypothesen gereiht, objective (?) und subjective Täuschungen begangen und an die Stelle gründlicher Beobachtungen Muthmaßungen gesetzt; ja man hat vielfach nicht einmahl den wahren Begriff des Wortes Elementarzelle (d. i. eines kleinen Hohlraumes mit einer selbständigen und texturlosen Wandung) festgehalten; man hat nicht dargethan, daß die Theile, welche man für Zellen erklärte, eine selbständige Wandung besitzen, man hat selbst die glasartige, homogene und durchaus nicht membranartige Rinde der soliden kugeligen Körper für die Zellhaut erklärt' u. s. w.

Also zwey Hauptpuncte werden hier vorzugsweise gegen die allgemein geltende Annahme gestellt, 1) die so genannten Zellen sind keine Zellen, sondern solide Körper und 2) die Metamorphose dieser

ursprünglichen soliden Kugeln ist eine ganz andere als fast alle Anatomen bis jetzt geglaubt haben.

In Bezug auf den ersten Punct tadelt der Verf. besonders, daß man diesen Körperchen die Natur einer Zelle vindiciere, ohne den Beweis dafür zu liefern. Man muß allerdings dem Verf. recht geben, daß dieser erste und nothwendigste Beweis nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt an die Spitze der histologischen Erörterungen gestellt ist, nicht immer mit bestimmten und klaren Worten hervor gehoben wurde. Der Grund davon liegt aber eben darin, weil der Beweis früher hinlänglich geführt ist und weil es den Wenigsten in den Sinn kommt, daß man die wahre Natur der vorliegenden Objecte verkennen könne. Man sieht die kleinen, transparenten, runzeligen Körperchen, sieht selbst zuweilen bey den größeren doppelte Conturen der Begrenzung, sieht sie, bey verschiedenem Verhältnis der Endosmose, anschwellen oder collabieren und runzelig werden, sieht häufig den s. g. Kern an einer Stelle der Wandung anhaften, kurz man sieht eine Zelle vor sich und glaubt nicht, daß es jedesmahl wieder nothwendig sey die Beweise durchzusprechen, warum das vorliegende Object eine Zelle und keine solide Kugel sey. Die Beweise sind aber da und jeder geübte Beobachter hat sie so oft durchgemacht, daß er die Ueberzeugung auch bey andern Beobachtern voraussetzt. Man behandelt Blutkörperchen mit Wasser; sie werden farblos und verschwinden bis auf den Kern (Froschblut). Das Humatin ist also aufgelöst. Wir setzen Sodlösung zu, die Conturen werden wieder sichtbar. Es ist also nicht das Außere aufgelöst, sondern etwas aus dem Innern extrahiert. Also eine differente Schale und differenter Inhalt, mit andern Worten, eine Zelle. Man behandelt Eiterkörperchen

oder Bildungszellen des entstehenden Zellstoffs oder dgl. mit Essigsäure. So bald die Berührung erfolgt, verschwindet das Körperchen bis auf den Kern; es wird nicht allmählich kleiner, man sieht nicht allmählich die Grenze bis gegen den Kern hin vorrücken, sondern so wie die äußere Hülle gelöst ist, sieht man von einem Inhalte nichts mehr als den kleinen Kern. So kann sich nur eine Zelle verhalten. Vor kurzem noch sah ich eine interessante Erscheinung an einigen Zellen in pathologisch neu entstehendem Zellgewebe. In zwey der größeren Zellen sah ich außer dem feststehenden Kern mehrere Elementarkörnchen, welche lebhafteste Molecularbewegungen innerhalb der Zellenwandung machten. Beym Fortrollen der Zellen wurde jede Möglichkeit einer Täuschung entfernt. — Doch wozu hier solche Beweise. Sie sind zu bekannt. Auch unser Verf. kennt sie, streitet aber gegen ihre Wahrheit, und da ist natürlich an keine Ueberzeugung zu denken. In seinem Eifer hat er oft die Thatfachen und Beurtheilungen nicht einmahl richtig gelesen. So gibt er an, daß Henle aus dem Verhalten der Milchkügelchen in Essigsäure den unrichtigen Schluß mache, daß sie Kerne enthielten und eine selbständige Wandung besäßen, während Henle in der That darauf aufmerksam macht, daß man sich bey der Behandlung mit Essigsäure nicht durch das täuschende Ansehen zur Annahme von Kernen verleiten lassen möchte. — Fragen wir auf der andern Seite, welche Beweise der Verfasser für die Solidität der Primitivkugeln angibt, so sind es gar keine. Verf. hat keine besondere Haut gesehen, im Gegentheil die Kugeln immer solide. Das sind seine Beweise. Daß man nicht geneigt seyn wird, auf solche Behauptungen, den Aussprüchen der bedeutendsten Anatomen gegenüber, das



geringste Gewicht zu legen, ist gewiß sehr erklärlich. Es ist unüberlegt, waffenlos ein wohlgerüstetes Heer angreifen zu wollen.

Die zweyte Frage, über die Art der Metamorphose der Bildungskugeln, greift noch tiefer in die Grundlagen der Histologie ein. Der Verf. theilt uns eine ganz besondere Art der Umbildung mit und verwirft alles bis dahin von den Beobachtern Angegebene. In einer synoptischen Tafel hat er den Gang der Metamorphose schematisch dargestellt, wie wir ihn oben nach seinen Worten mitgetheilt haben. Auch hier ist wiederum unsere erste Frage nach den beweisenden Thatsachen. Man erwartet zuerst eine critische Beurtheilung der bestehenden Ansichten, dann eine genaue Mittheilung der gegenseitigen Beobachtungen, und endlich eine gründliche Erörterung, warum sich diese Beobachtungen nicht mit den früheren Ansichten vertragen, sondern eine neue Erklärungsweise fordern. Aber von alle diesem finden wir nicht ein Wort. Die Critik des Bisherigen geht immer nach einem Schema, etwa nach folgendem S. 209. 'Die Anhänger der Zellentheorie lassen auf eine merkwürdige und sehr willkürliche Weise die Faserbündel entweder als Fortsetzung einzelner Zellen entstehen (Schwann), oder sie nehmen an, daß die Kerne der Zellen in spirale und interstitielle Fasern, die so genannten Kernfasern übergehen (Henle). Ueber diese und andere durchaus hypothetische Ansichten siehe ic.' Solche oberflächliche und absprechende Aeußerungen haben mit einer Critik nichts gemein. So gewiß eine gründliche Critik immer zum Nutzen der Wissenschaft führt, und besonders bey den vorliegenden Fragen um so wünschenswerther ist, als noch manche Hypothesen unter den Thatsachen versteckt liegen, so fruchtlos sind oberflächliche absprechende

Urtheile, welche nur aus der subjectiven Meinung entspringen.

Die eigenen Beobachtungen theilt Verf. uns nicht in einer Weise mit, die eine Beurtheilung ihrer Zuverlässigkeit möglich macht. Wir erhalten nur die Resultate und sollen sie auf Treue und Glauben annehmen. Diese Forderung wäre nicht ungerecht, wenn es sich nicht um Beobachtungen handelte, welche hunderten der glaubwürdigsten Beobachtungen direct widersprechen und Objecte betreffen, bey welchen eine Täuschung oft vorgekommen ist. Ich habe mich bey dem Lesen der Angaben des Gedankens nicht erwehren können, daß der Verf. durch Anwendung zu starker Vergrößerungen oft in Täuschungen verfallen ist. Lesen wir z. B. den Artikel über das Flimmerepithelium, oder die Wimperkörper, wie Verf. sie nennt, so hören wir, daß Verf. darunter kelchförmige gesehen hat, wo die Cilien rund herum an der Peripherie der kelchförmigen Vertiefung stehen, und wo längliche, gleich breite, oder in der Mitte bauchig angeschwollene Streifen von der Basis zur Krone auslaufen. Daß diese bandartigen Streifen contractiler Natur seyen, und daß von ihnen die Bewegungen der Wimper und selbst gewisse Gestaltveränderungen der Wimperkörper selbst abhängen, will der Verf. mehrmahl auf das deutlichste gesehen haben. Ferner schließt der Verf. aus seinen Beobachtungen, daß die Cilien zuerst als kleine, warzenförmige Erhabenheiten aus den Wimperkörperchen hervor sprossen und dann fortwachsen. Die Gründe, welche zu der Annahme einer solchen Entstehungsweise berechtigigen, werden nicht angeführt. Jeder mit mikroskopischen Untersuchungen Vertraute wird zugeben, daß solche Beobachtungen, wo die kleinsten Details der kleinen Flimmerepithelien gesehen seyn sollen,

nur bey sehr starken Vergrößerungen vorgenommen seyn können, und daher, fürchte ich, rühren diese Teuschungen.

Es würde zu weit führen, die einzelnen Abschnitte durchzugehen, da jeder durch seinen Widerspruch gegen die herrschenden Ansichten zu weitläufigen Discussionen führen müßte. Des Verfs ganze Behandlungsweise der Histologie ist aber nicht gründlich genug um eine so ausführliche Erörterung zu rechtfertigen. Wir finden in dem Buche wenig detaillierte Beobachtungen, meistens nur Behauptungen, keine critische Erörterung der entgegen stehenden Ansichten, sondern nur Machtsprüche. So wenig ich glaube, daß die Schrift von ihrem schwachen Standpuncte aus den histologischen Lehren Nachtheil bringen kann, so wenig sehe ich, wie man sie mit nur einigem Vortheil benutzen könnte. Ich würde bedauern, unsere Literatur durch diese Schrift vergrößert zu sehen, wenn ich nicht hoffte, daß wir in den folgenden Bänden der beschreibenden Anatomie durch eine tüchtige Behandlung des Materials entschädigt werden.

D. Koblrausch.

### P a r i s,

chez Baillièrè 1843. Recherches anatomiques, pathologiques et thérapeutiques sur la Phthisie par P. C. A. Louis. Deuxième édition considérablement augmentée. XXXVIII und 688 Seiten in Octav.

Vorliegende Untersuchungen gehören zu dem Besten, was in der lezten Zeit über die Natur und Heilung der Lungenschwindsucht geleistet worden, besonders nach den Erweiterungen, die sie in dieser zweyten Auflage erfahren haben. Es sind nicht

gerade neue Entdeckungen oder Ansichten, denen wir hier begegnen, vielmehr nähere Ausführungen des bisher Bekannten und als richtig Erkann- ten; es sind Bestätigungen, Berichtigungen, Modi- ficierungen, wie sie sich aus einer vieljährigen Praxis und aus einer viele tausend Fälle umfassenden Beob- achtung, Vergleichung und critischen Beurtheilung ergaben.

Der erste Theil behandelt die pathologische Ana- tomie (S. 1—183), worin nicht nur der alterierte Zustand des Respirationsapparates, als des vor- züglichsten Sitzes der Krankheit, sondern auch der der andern Theile, wie besonders des ganzen Ver- dauungskanales, in wie fern sie gleichzeitiger Ge- schwür- und Tuberkelbildung unterworfen sind, genau dargelegt wird.

Der zweyte Theil enthält die Symptome, den Gang der Krankheit und die Diagnostik (S. 184— 610) klar geschildert und durch viele belehrende Fälle erläutert. Der Verf. verhehlt nicht, wie trotz aller Mittel, welche bisher aufgefunden worden, um die verschiedenen Stadien der Krankheit zu er- kennen und zu unterscheiden, doch hierin noch viel Unsicherheit herrsche. Er erzählt (S. 559) einen Fall, wo ohngeachtet die Phthisis bey einem jun- gen Frauenzimmer innerlich vollkommen ausgebil- det war, die Hauptsymptome nur auf ein Unter- leibskleiden hindeuteten, und wo erst die Section das Wahre heraus stellte. ‘Dieses Factum, sagt er, beweiset auf das Auffallendste die große Ma- nigfaltigkeit von Zufällen, welche die Tuberkeln auch ferne von ihrem ursprünglichen und Haupt- sitze hervor zu bringen vermögen und dasselbe nebst so vielen andern möge dazu beytragen den Eifer der Aerzte auf das Studium eines so gewöhn- lichen, so schweren Leidens hinzuwenden, dessen

gründliche Kenntniss noch so viele Arbeiten erfordert.' In einem andern Falle, wo er sich auch in der Diagnostik geirrt und das Uebel viel zu leicht genommen hatte, ruft er aus (S. 565): *Je me suis trompé, et je me tromperais peut-être encore aujourd'hui, si pareil fait se présentait à mon observation.*

In dem Kapitel, welches von den Ursachen der Phthisis handelt, zählt er alle diejenigen auf, welche als entfernte oder prädisponierende gewöhnlich angenommen werden und wägt ihre Haltbarkeit ab. Er findet jedoch, daß unter allen nur Stich halten die Erbllichkeit und das lymphatische Temperament. Letzteres sey wenigstens für Frankreich oder doch für Paris als ein Hauptelement der phthisischen Anlage zu betrachten; deshalb sey auch das weibliche Geschlecht, bey welchem das lymphatische Temperament vorherrsche, der Phthisis weit mehr unterworfen als das männliche. Was aber die veranlassenden Ursachen dieser Krankheit betreffe, als welche vornehmlich Lungen- und Brustfellentzündung, sonstige fieberhafte Aufregungen, Lungen-catarrh und Erkältung angenommen werden, so erklärt der Verf., nach sorgfältigen Erkundigungen und Vergleichen, daß weitaus in den mehrsten Fällen jene gar nicht vorhanden waren und die Entwicklung der Krankheit ohne alle solche Veranlassungen vor sich ging.

Der dritte und letzte Theil enthält die Behandlung. Es werden zuerst die in der neueren Zeit angerathenen und angerühmten specifischen Mittel betrachtet und nachgewiesen, daß keines derselben seinem Zweck entspreche. Der Verf. kann nicht umhin die traurige Wahrheit auszusprechen, daß die ärztliche Kunst bis jetzt nicht vermögend sey die Phthisis zu heilen. Er könne deshalb, sagt er

(S. 645) nur mittheilen, was seine Erfahrung (*une expérience qui malheureusement n'a rien de rigoureux*) ihn über eine präservative und palliative Cur gelehrt habe. Erstere bestehe darin, das Kind, welches entweder von phthisischen Aeltern herrühre oder eine lymphatische Anlage verrathe, frühe zu kräftigen und möglichst vor schwächenden Einflüssen zu bewahren. Die Palliativcur könne sich eigentlich nur darauf beschränken, die rasche und acute Entwicklung der Phthisis zu verhindern und zu bewirken, daß sie einen mehr chronischen Verlauf annehme, da es eine Eigenthümlichkeit dieser Krankheit sey, daß sie oft von selbst stille halte, und eine beträchtliche Zeit hindurch stationär bleibe, wobey der Kranke sehr lange ein leidliches Befinden genießen könne. Zu diesem Zwecke werden die leicht auflösenden und stärkenden Mittel nach Maßgabe der allgemeinen Therapie angerathen und weiterhin, wenn im Gange der rascher verlaufenden und heftiger um sich greifenden Krankheit schlimme Zufälle auftreten, angegeben, wie dieselben, wenn auch nur für kürzere oder längere Fristen, zu beseitigen oder doch zu mildern sind.

Was nun die so oft gepriesene und gesuchte Veränderung des Wohnorts, die Vertauschung eines kalten Climas mit einem warmen betrifft, so können wir nicht umhin hierüber den Ausspruch des vielerfahrenen Verfassers (S. 656) anzuführen: 'Diejenigen, welche die ersten und nur leichte Symptome der Phthisis darbieten, scheinen sich oft während des Winters bey ihrem Aufenthalte zu Nizza, Pisa, Rom, Hyeres, Pau u. s. w. wohl zu befinden. Aber diese Personen waren, als sie das Land, wo sie gewöhnlich verweilten, verließen, unter den relativ günstigsten Bedingun-

gen, mit Zufällen, mit denen sie sich lange unter allen Climates hätte herumschleppen können. Wenn jedoch die Symptome von längerer Dauer sind oder wenn schon auffallende Magerkeit, Fieber, Nachtschweiße eintreten, auch nachdem die Krankheit erst kurz sich gezeigt, dann ist das Resultat ganz verschieden. Das Uebel schreitet dann rasch voran und alle die scheinbar so günstigen Umstände des Klimas, des Wohnorts, der Umgebung vermögen nicht auf die immer drohender werdenden Zufälle einen wohlthätigen Einfluß auszuüben.'

### Paris,

bey Charpentier 1843. Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont duc de la Force maréchal de France, et de ses deux fils les marquis de Montpouillan et de Castelnaut; publiés, mis en ordre et précédés d'une introduction par le marquis de la Grange. Tome I. CXXVII und 511. Tome II, 592. Tome III, 489. Tome IV, 605 Seiten in Octav.

In den Archiven der Familie de la Force finden sich verschiedene Memoiren des Marschalls; einige derselben geben nur einen Ueberblick des Erlebten, oder die Darstellung einzelner Begebenheiten, andere gehen in specielle Erzählungen über. Alle aber sind entweder von seiner Hand geschrieben, oder doch von ihm durchgesehen, von seiner Hand verbessert oder ergänzt. Der Herausgeber war lange unentschlossen, ob er diese verschiedenen Memoiren, die zum Theil denselben Gegenstand mit denselben Worten wiedergeben, neben einander veröffentliche, oder durch Verschmelzung

derselben ein Ganzes bilde. Beides stellte sich als gleich mislich heraus. Da bot sich ihm ein dritter Weg: er behielt die Erzählung der umfassendsten dieser Memoiren wörtlich bey und schaltete in diese die gedrängten niedergeschriebenen Mittheilungen, so bald sie neue Ansichten gewähren, oder bey einzelnen Thatsachen länger verweilen, an den passenden Stellen ein.

Was diesen Memoiren besonderen Werth verleiht, ist die Umständlichkeit, mit welcher sie in die, bis jetzt so wenig bearbeitete, Geschichte des Protestantismus in Frankreich während der Zeit der ersten Decennien des 17. Jahrhunderts eingehen. Der Verf., dessen Erzählung vom Jahre 1571 bis fast zur Zeit der Fronde sich erstreckt, blieb bis zum Ende seiner Tage ein entschiedener Anhänger Calvins. Wie durch ein Wunder entging er als Knabe den Mördern der Bartholomäusnacht. Sein Vater und ein jüngerer Bruder, so berichtet er im Anfange seiner Memoiren, wurden neben ihm erstochen. Er selbst warf sich, hart neben dem mit dem Tode ringenden Vater, auf die Erde und verharrte unbeweglich in dieser Lage, bis der Abend nahte und mit diesem die Mörder sich entfernten. Dann tauschte er ein Versteck mit dem andern, bis er glücklich nach Guienne entkam. Kaum zum Jünglinge herangereift, vermählte sich de la Force mit der Tochter des gefürchteten Marschalls Biron, tritt gegen diesen seinen Schwiegervater an der Seite Heinrichs von Navarra, der ihn später zum Statthalter über Bearn und zum Vicekönige von Navarra ernannte. Heinrich IV. ehrte in ihm den Freund und glücklichen Feldherrn. Unter der Regentschaft von Maria trat er als Vertheidiger des Protestantismus und der bürgerlichen Rechte seiner Glaubensgenossen in Bearn und Navarra auf,



wurde auf Befehl Ludwigs XIII. in Effigie enthauptet und hinterdrein, nachdem vor Montauban die Ausföhnung erfolgt war, mit dem Marschallstabe beschenkt. Dann nahm er an den Kämpfen gegen die Prinzen Theil und stritt gegen beide habsburgische Häuser am Rhein und am Fuße der Pyrenäen.

Wir begegnen hier keinen Memoiren, in denen sich die hohe historische Kunst eines de Thou, die Glätte eines Richelieu, der pikante Ton eines Richelieu, oder die Kaustik eines St. Simon ausspräche; aber wir treffen einen wahrheitsliebenden Mann, einen offenen Krieger und treuen Sohn seiner Kirche. Der Schreiber spricht von sich stets nur in der dritten Person, schmucklos, fast nur über Thatsachen berichtend, selten in seine oder seiner Zeit Stimmungen und Ansichten eingehend. In dem ersten Bande (1571 bis 1610) beschränkt sich seine Erzählung der Hauptsache nach auf kriegerische Begebenheiten; nur bey den kirchlichen Fragen in Bearn, den Verhandlungen der dortigen Stände und dem unglücklichen Ende Birons weilte er außerdem mit einiger Umständlichkeit. Die Memoiren des zweyten Bandes verbreiten sich von dem Tode Heinrichs IV. bis zum Jahre 1622; der dritte Band führt die Erzählung bis ins Jahr 1639. Je bedeutender die Stellung wird, welche der Verf. am Hofe, dann als Haupt der Hugenotten, endlich als königlicher Heerführer gewinnt, um so umständlicher werden seine Mittheilungen.

Jedem dieser drey Bände ist eine umfangreiche Correspondenz beygegeben, welche gewissermaßen die Belegstücke für die Memoiren enthalten. Die des ersten Bandes umfaßt den Krieg im Innern und an den Grenzen, den Hof, Familienangelegenheiten; die des zweyten berichtet über das Leben zu Paris und St. Germain=en=Laye, über das Benehmen der Spanier an der Grenze der Pyre-

näen, über Frankreichs Politik zu auswärtigen Mächten, kirchliche Gegenstände, Duelle, Zwistigkeiten unter einzelnen großen Familien, politische Parteyen im Innern Frankreichs und den Wiederausbruch des Bürgerkampfes. Der letztgenannte Gegenstand gibt den Hauptinhalt der Correspondenz auch des dritten Bandes ab; mit dem Jahre 1632 mehren sich die Nachrichten über den Antheil Frankreichs am dreyßigjährigen Kriege; in dieser Beziehung sind namentlich die an de la Force gerichteten Schreiben des Feldmarschall Horn, Feuquières, Richelieus und Ludwigs XIII. von Bedeutung. Ueber die merkwürdigen Verhandlungen, welche Heinrich IV. durch de la Force mit den Moristen pflegen ließ und über welche spanische Geschichtschreiber nur kurze Andeutungen geben, finden sich in dem ersten Bande höchst interessante Mittheilungen. In Betreff der Veröffentlichung der Correspondenz erlaubt sich Ref. nur einen Wunsch auszusprechen, daß es nämlich dem Herausgeber gefallen haben möchte, eine nicht geringe Zahl von Briefen nichtsagenden Inhalts, so wie solche, die, an verschiedene Personen gerichtet, völlig gleichlautenden Inhalts sind, von der Sammlung auszuschließen.

Der vierte Band enthält nur Memoiren der beiden Söhne von de la Force, des Marquis von Montpouillan und des Marquis von Castelnaut. Die des ersteren umfassen in rascher Erzählung die Zeit von 1613 bis 1622 und bieten namentlich über den Mord des Marschall d'Ancre manche neue Aufschlüsse; die des letzteren besprechen umständlich die Wechselfälle des Bürgerkrieges während der Jahre 1621 und 1622.

Diesem letzten Bande ist ein über das ganze Werk sich erstreckendes Sach- und Namenregister beigegeben.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 57. Stück.

Den 8. April 1844.

### Hamburg und Gotha,

bey Friedrich und Andreas Perthes 1843. Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Eine historische Denkschrift von Dr Heinrich Gelzer, ordentl. Prof. an der Univ. Basel (Motto Göthe's Wort: Das eigentliche, einzige und tieffste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflict des Unglaubens und Glaubens). 420 Seiten\*).

Die Vorfälle in Zürich im Jahre 1839 hatten für alle etwas so Ueberraschendes, ich möchte sagen, für den ersten Augenblick so Betäubendes, daß es schwer hielt sogleich den richtigen Gesichtspunct zu gewinnen. Die verschiedensten Betracht-

\*) Mit Berücksichtigung des Werkes von Aug. Boden: Geschichte der Berufung des Dr Strauß an die Hochschule von Zürich. Frankfurt a/M. 1841. 119 Seiten — eine Schrift, die durch reichhaltige Excerpte aus Streit-  
schriften, Zeitungen und dgl. auch neben Gelzer noch  
Werth behält.

tungen drängten sich vor der Hand durch einander. Bey den so oft gehörten Klagen über religiöse Lauheit und Indifferenz, die wie eine Sündfluth über die Völker gehe, sah man hier nicht ohne Verwundern eine energische und bis zum Zuschlagen sich fortsteigernde Theilnahme der Masse an einer kirchlichen Angelegenheit; andere hatten gerade am wenigsten im Canton Zürich dergleichen Ereignisse für möglich gehalten. Ein Dritter, mehr auf dem Standpuncte des Politikers und Staatsmannes sich befindend, fand aus seiner Ferne gar Vieles in dem äußerlichen Entwicklungsgange unbegreiflich; hatte doch sogar für den in unmittelbarster Nähe sich befindlichen französischen Gesandten Mortier die ganze Revolution (so verschieden von den Pariser Emeuten) etwas Räthselhaftes. 'Es ist die erste — so drückte er sich aus — die erste und letzte Revolution der Art von der ich weiß. Da kommen große Züge, zum Theil bewaffnet, zum Theil wehrlos herangerückt. Es wird gegenseitig geschossen. In einer Viertelstunde ist die Regierung gesprengt. Das Volk ist erbittert, wüthend über seinen Verlust. Dann tritt es zusammen, viele Tausende. Ein schwarzer Herr besteigt eine Bühne; die Leute nehmen die Hüte ab; alle horchen seiner Rede schweigend zu, und gehen dann ruhig nach Hause.' Wer deutsche Besonnenheit und Mäßigung kennt, dem war das Alles nicht so räthselhaft als Hn Mortier, aber darin war man mit ihm einig: Es war das die erste und wohl auch die letzte Revolution von der man wußte.

Auf die hohe Bedeutsamkeit der Züricher Vorgänge machte noch in demselben Jahre de Wette nachdrücklich aufmerksam \*). Ja, in so fern die

\*) Dr Strauß und die Züricher Kirche. Eine Stimme

Voraussetzung, es sey an der Limmat zu einem Conflict der freyen Wissenschaft mit der Kirche gekommen, eine nicht durchaus haltbare ward, wurde von diesem Theologen wohl ein zu starker Accent auf jenes Ereigniß gelegt. 'Die Bewegung wird nicht auf Zürich beschränkt bleiben — so schrieb de Wette damahls — sie wird unaufhaltsam ihren Lauf durch die ganze evangelische Kirche nehmen und früher oder später entweder in einer neuen kirchlichen Spaltung oder in einer neuen kräftigeren Einigung ihr Ende finden.' Wenn diese Voraussetzung sich nicht in solchem Umfange bestätigt hat, so lag der Grund in der zu allgemeinen, zu abstracten Auffassung der Sache, in der Verken- nung der so zahlreichen und einflußreichen localen Momente in der Züricher Fehde \*). Werden diese, die freylich am schwierigsten zu würdigen sind, über- sehen, so ist eine schiefe Auffassung des Ganzen von vorn herein nothwendig bedingt, und eben deshalb machte auch in doppelter Weise ein falscher point de vue für jene Thatsachen sich namentlich in Deutschland immer mehr bemerkbar. Hier wurden Triumphlieder angestimmt, welche an die Gesänge der Mirjam und Debora erinnerten: Singet dem Herrn, denn er ist hoch erhöht in Israel. Es erwählte neue Götter, da war Krieg an den Thoren. Aber des Herrn rechte Hand hat die Feinde zerschlagen, sie sanken in die Tiefe wie Steine. — Man feyerte, kürzer zu reden, den Sieg der kirchlichen Rechtgläubigkeit, der protestantischen

aus Norddeutschland. Mit einer Vorrede von Dr W. M. L. de Wette. Basel 1839.

\*) Richtiger Gelzer Borr. S. IV.: Jene Bewegung war nicht etwas Particuläres, vielmehr ein in schrof- fen provinziell gefärbten Zügen hervortretendes Symptom vieler Zustände unserer Zeit.

Kirche über Unglauben und Ketzerey; man jauchzte, daß die Tochter Zion noch nicht eine Weide für die Straußen geworden sey (Jes. 34, 13). Dort beklagte man, in apokalyptischen Hoffnungen betrogen oder durch hohle Begriffsbestimmungen über Freyheit in die Irre geführt, einen bedauerlichen Sieg der Finsternis über das Licht, des Pfaffenthums über die Freyheit. Die Meinung nicht weniger Leute ist in der Phrase eines politischen Taschenbuches auf das Jahr 1840 ausgesprochen: 'In Zürich hat die Absetzung des berühmten Theologen Strauß, ohne daß dieser seine Stelle angetreten, einen Kampf der Bigotterie gegen die Aufklärung d. h. des Aristokratismus gegen den Liberalismus hervorgerufen, in welchem die Heucheleiy den Sieg davon getragen hat. — Dahin ist es mit dem aufgeklärten Zürich gekommen, dessen Hochschule ohne Rettung verloren ist, wenn dies gottselige Regiment sich wirklich halten sollte.' Und während die erst geschilderte Partey sich gerade durch das treffliche Werk von Gelzer über den Irrthum ihres Weges so ziemlich belehren ließ, ist die letzte in einer, ihr nicht gerade selten eigenen Verblendung und Zähigkeit so fest bey der vorgefaßten Meinung verblieben, daß in einem der gelesensten Blätter ein Recensent (fast möchte man sagen: Calumniant) Gelzers, diesen Autor als einen jesuitischen Panegyriker der Züricher 'Bauern- und Knüttelrevolution' angreift und, um über seine Ansicht gar keinen Zweifel übrig zu lassen, seinen Aufsatz mit dem Citate schließt:

— — Pfaffen waren's auch!

Sie waren mehr als Andere betheiltigt,

Der Aufruhr schwoll, der Aufruhr ward geheilt\*).

\*) Blätter für literarische Unterhaltung. Erster Art.

Wir haben jene divergenten und irrigen Ansichten nicht ohne nächste Beziehung auf Gelzer's Werk hervor gehoben. Man sieht, es that eine solche gründliche, actenmäßige, parteylose Schilderung der denkwürdigen Reaction des Züricher Volkes dringend Noth und — um unsere Hauptansicht in wenigen Worten voraus zu schicken — wir meinen für den Unbefangenen ist dieser Noth durch Gelzer ausreichend abgeholfen. Eben dahin haben sich (wenige vereinzelte Stimmen abgerechnet, die von einer der genannten Parteyen ausgingen) die Organe der Critik mit Recht ausgesprochen. Denn entbehrte zunächst das locale Element in den Züricher Vorgängen der richtigen Auffassung und Wägung, wer war zu diesem Geschäfte geeigneter als Gelzer? Seine ganze Stellung, seine Kenntniß des Züricher Bodens, der bey dem Drama beteiligten Hauptpersonen, seine Studien über die Geschichte der Schweiz überhaupt, befähigten ihn in ganz besonderer Weise zu dieser Aufgabe. Der Verf. hat ferner nicht, wie er sich deß im Vorworte mit Recht rühmen kann, im Interesse einer Faction geschrieben, sich bey dem Führen des historischen Griffels nicht von Leidenschaft beeinflussen lassen. Dies allein ist es ja auch, was man unter der Parteylosigkeit eines Historikers zu verstehen hat, denn daß er als freyer, urtheilsfähiger Mann sich im solonischen Sinne auf die eine Seite stellen muß, versteht sich von selbst. In diesem und keinem andern Sinne ist Gelzer gegen Strauß und die Züricher Radicalen, und nur die können ihm dies zum Vorwurfe machen, die entweder selbst zu sehr im Parteygeiste oder wenigstens von dem

Vorurtheil befangen sind, Parteylosigkeit bestehe darin, daß man weder Schwarz noch Weiß, sondern Aschgrau — Mélange sey. Ueberdem trägt die Composition des ganzen Werkes einen durchaus objectiven Charakter und läßt das eigne Urtheil des Lesers sich frey bewegen. Es sind mehr Acten, zum Urtheilsprüche vorgelegt, als dieser selbst wie von einem Halsgerichte gefällt. Denn den Vorwurf eines Berichterstatters, Gelzer gebe fast gar nichts Eigenes, sondern lauter Urkunden, Referate und dgl. haben wir zwey = bis drey mahl gelesen und trotz guter Augen eine Brille dazu aufgesetzt: so ungereimt erscheint uns dieses Urtheil. Mein, gerade dieser diplomatisch = urkundliche Charakter des Werkes, diese Fülle interessanter Mittheilungen (die übrigens immer noch aus Boden, den Gelzer wohl nicht benützt hat, sich vermehren lassen) verleihen ihm für die Zeitgeschichte so hohen Werth. Endlich wird auch Niemand der Darstellungsgabe und dem feinen, gebildeten Stile des Verfs das verdiente Lob vorenthalten.

Nach der äußeren Construction zerfällt das Ganze in drey Bücher. Das erste: Verhältnisse und Parteyen S. 1 — 108, ist weder ganz überflüssig noch zu ausführlich gehalten, wie behauptet ward. Es orientiert uns über die Localität im weitesten Sinne, führt uns eben darum aus der Sphäre des in das Blaue Redens auf die rechten Aussichtspuncte und ist der historischen Composition nach vielleicht die werthvollste Partie des Buches, das Muster einer gelungenen Einleitung zu einer historischen Monographie. Die Untertheile bilden drey Kapitel: Zürich's Kirchliche und politische Stellung, der Radicalismus, die Straußische Theologie. Obgleich auch Boden der Strauß-Lehre einige Seiten wid-



met, so könnte man doch zweifelhaft seyn, ob dergleichen Besprechungen hier durchaus an der Stelle waren; beide Verf. konnten hier mehr voraussetzen als geschehen ist. Man hat überdem bey diesem Abschnitte Gelzer den Vorwurf gemacht, er schildere den Strauß von 1840 und 41, den Strauß der dogmatischen Wüste, die sich in der Glaubenslehre erst recht aufgethan, aber nicht den Strauß von 1839, den die Radicalen vergöttert. So sey hier eine unleugbare Perfidie begangen. Nun ist es allerdings richtig, daß der Pantheismus jenes Critikers besonders deutlich erst in seiner Glaubenslehre an das Licht trat, wo Vorsehung und Weltregierung, die Eigenschaften Gottes und endlich der persönliche Herrgott selbst in den skeptischen Schmelztiegel gelegt sind — aber auf der andern Seite ist es auch nicht in Abrede zu stellen, daß alles Wesentliche der Straußischen Theologie, wenn auch im verschiedenen Grade entwickelt, schon im Leben Jesu für das kundige Auge deponiert sey. Der Critiker selbst würde jene Vertheidigung verschmähen. Werfen wir nun einen Blick auf die Partey, die ihn berufen wollte und die Gelzer so wohl im Ganzen als in ihren einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten (Keller, Snell, Hirzel u. s. w.) so treffend gezeichnet hat. Die Radicalen waren, wie sich dieser Entwicklungsgang so häufig wiederholt — auf den Schultern des Liberalismus rasch in die Höhe gestiegen, hatten besonders seit 1832, wo die conservativeren Elemente aus der Regierung schieden, das Heft der Gewalt in die Hand bekommen und nun, auf dem Gipfel der Macht, die schwankende Leiter der Popularität von sich gestoßen. Weitausehende Pläne zur Zerfetzung und Auflösung gegebener Verhältnisse waren angelegt; von ihrem Standpuncte ganz consequent sollte

auch die Züricher Kirche in radikalem Sinne umgewandelt werden. In diesem Sinne ward schon 1836 die Berufung von Strauß versucht, im J. 1839, aber auch da nur durch 'Stichentscheid' durchgesetzt. Gewis waren aber die psychologischen Motive bey den Radicalen, die Strauß riefen und den Ruf nachher vertheidigten, sehr verschieden. Bey Einigen tritt auf widerwärtige Weise eine Krähwinkelnde Eitelkeit heraus, daß die Republik Zürich das thue und wage was große Monarchien sich nicht getraut \*). Andere glaubten in ihrer Einfalt wirklich an die abgeschmackte, in der bekannten Großen = Raths = Sitzung bis zur Ermüdung vortragene Parallele zwischen Strauß und Zwingli. Der bekannte Hirzel, ein zuweilen komischer aber immer liebenswürdiger Schwärmer für Freyheit und Wahrheit und Recht, dabey fest in dem Nachjagen dieser Ideale, aber sonst ein schwankend Rohr, glaubte, nachdem er 1836 gegen Strauß gewesen war, 1839 von Herzen, daß 'der schöne Fremdling, der kein Eisenfresser sey, sondern ein sanfter, freundlicher, liebevoller Mann', dessen Zauber in persönlicher Bekanntschaft ihn umstrickt, berufen sey, eine neue Zeit für Zürich wenn nicht für die ganze christliche Welt herauf zu führen.

\*) J. B. Zehnder: Auf die Frage, warum denn wir Straußen haben sollen und warum man ihn in anderen Staaten nicht anstelle, habe ich nur zu erwiedern, daß die Monarchie und der Despotismus dunkeln, daß die Republik aber hellen Glauben haben will. Keller: In andern Staaten wird die Religion als Polizey = Anstalt betrachtet; wir sind auch in dieser Beziehung frey und die Religion hat bey uns eine höhere Stellung, ein Glück, welches wir zu schätzen wissen sollen u. s. w.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

58. 59. Stück.

Den 11. April 1844.

---

## Hamburg und Gotha.

Schluß der Anzeige: 'Die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus. Eine historische Denkschrift von Dr Heinrich Gelzer.'

Nur wenige Männer, aber die in consequent-energischer Thätigkeit präsidierenden Organe im Körper des Radicalismus, wußten bey der Berufung von Strauß im ganzen Umfange was sie thaten und thaten was sie wußten. Sie glaubten nicht an die hohlen Zwingli-Reformations-Phrasen, sie wollten und erwarteten eine völlige Revolution auf religiösem Gebiete, ja sie hatten dieselbe schon kräftig vorbereitet. Und damit klar erkannt werde, wie nicht durch künstliche Machinationen der Gegenpartey, sondern durch die Verkehrtheit des Radicalismus selbst das Volk, die Masse in den gährenden, religiösen Zwist hinein gezogen wurde, ist vor Allem auf die Wirksamkeit des bekannten Scherr hinzuweisen. An die Spitze des Volksschulwesens gestellt, hatte dieser Mann, dem Ver-

stand und Thatkraft nicht abzusprechen sind, mit Consequenz die Resultate des 'Leben Jesu' in den Volksunterricht zu bringen gewußt. Die Radikalen wollten hernach selbst dieß Treiben Scherr's und seiner Schüler nicht vertreten. So war es in der Neumünster-Gemeinde vorgekommen, daß bey der Kinderlehre des Antistes Füsli ein Knabe die Lehre des Geistlichen bestritt mit der Behauptung, ihr Schullehrer habe ihnen das ganz anders erklärt. Auf weiteres Befragen erfuhr man, dieser Schullehrer habe in seiner Schule in drey Stunden wöchentlich die Knaben mit der Lehre des Dr. Strauß vom Leben Jesu bekannt gemacht und als ein Knabe ihm erwidert, Herr Antistes Füsli sey doch nicht dieser Meinung, so habe der Schullehrer geantwortet: Ja, die Pfarrer wissen schon, warum sie das Alles sagen \*). Ex ungue leonem! So fand also Strauß schon bearbeiteten Boden, der ganze Plan, in dem man nur vergessen hatte, 'daß das Volk auch ein Herz hat, mit dem sich nicht spielen läßt wie mit einem Vogel,' war überhaupt klügl. berechnet. So sagt ein eiferndes Blatt nicht mit Unrecht: 'Wenn man diese Con-

\*) Vergl. Boden S. 64. Selbst das radicale Blatt 'der Republikaner' 1839. Nr. 14 nennt jenen Schullehrer einen naseweisen. Die ebenfalls ganz im radicalen Interesse geschriebene Schrift: Sieben Sendschreiben des ewigen Juden an die Züricher Geistlichen. St. Gallen 1840. (die wir noch öfter citieren) gibt viele Misgriffe Scherr's und seiner Schüler zu. S. 36: Es ist allerdings wahr, daß einzelne Lehrer unwürdige und anstößige Ansichten über religiöse Gegenstände äußerten. S. 47. Zur schwächsten Seite Scherr's gehört seine Streitlust, die zuweilen als eigentliche Streitsucht hervortrat. Er fing nicht selten Fehden über Dinge an, die außer seinem Kreise lagen, dabey verfuhr er mit einer leidenschaftlichen Hitze, gebrauchte Wendungen, machte Auslegungen, die seiner nicht würdig waren u. s. w.

stellation übersieht: Dr Strauß an einer Universität, wo er durch Geist, Talent, Consequenz die erste Stelle einnehmen mußte, an der Spitze der Aufklärung, getragen von dem Radicalismus, ausgerüstet mit einem Heere von Küstern, die sein Princip ins Volksbewußtseyn bringen: der Fürst dieser Welt hätte bey dem Ereignisse seine Rechnung gefunden\*).

Und doch ist in all diesem Treiben und Rasonnieren ein wahres Element, das sie auch oft in die Wagschale der Debatten legen, nämlich das sich oft in überraschender Weise aussprechende Bewußtseyn, daß es mit der protestantischen Kirche nicht so bleiben könne wie es ist, daß ein Gefühl unbefriedigten Mißbehagens die geweckteren Geister anwandle, daß eine gewisse kirchliche Luftschwüle über den Geistern hänge, daß man sich an die Zeitererscheinungen ungeduldig mit der Frage herandränge: Bist du es der da kommen soll?\*\*) Das ist dann aber eben die große welthistorische Lehre der Züricher Bewegungen, daß die Radicalen an den Unrechten gegangen sind, daß nimmermehr Heil für die Kirche von dorthier zu holen ist, wohin sie sich gewandt hatten, nie eine Kirche sich an den Theorien abstracter Speculation in die Höhe richten kann.

\*) Evangel. Kirchenz. 1843. Nr. 39—41. Eine Recension über das Werk von Gelzer, die hernach immer gemeint ist, wenn jenes Blatt angeführt wird.

\*\*) J. B. Z e h n d e r: Unser gegenwärtiges, religiöses System ist unzureichend, läßt Herz und Gemüth unbefriedigt. — Bey den Kanzelvorträgen geht das Gemüth meist leer aus. Es thut eine kräftige Anregung Noth. Der Katholik darf nicht nachforschen. Sein Cultus sorgt mehr für das Gemüth, dem Protestanten fehlt aber Alles wenn man ihm nicht Aufklärung gibt. Der Protestant ist ohne verständige Aufklärung schlimmer daran als der Katholik

Doch wir sind mit unsern Besprechungen schon unvermerkt in das zweyte Buch des Gelzerschen Werkes übergeschritten, welches 'die Protestation' betitelt ist (S. 111 — 314). Vier Kapitel 'die Berufung (in diesem der Bericht über die bekannte zehnstündige Große-Raths-Sitzung vom 31. Jan.), der Widerstand, der literarische Kampf, der Widerruf.' Sucht man an der Hand des Verfs tiefer in die Verhältnisse jener Tage einzudringen, so ersieht man, jene protestierenden Elemente gingen zunächst vom politischen, dann vom moralischen und zuletzt vom dogmatischen Gebiete aus. Schon seit längerer Zeit war die herrschende Parthey der Radicalen der Mehrzahl der Bevölkerung verhaßt, man war gegen die von ihnen ausgehenden Maßregeln von vorn herein eingenommen; eine durch die ganze Züricher Geschichte sich hinziehende Opposition des Landes gegen die Stadt, ein Conflict der in den meisten Schweizercantonen wiederkehrt, ist auch nicht zu übersehen. Doch nicht bloß um politischen Zwiespalt handelte es sich. So vorsichtig die Geschichte sonst mit so gehässigen Anklagen seyn muß, hier kann und muß sie, auf zu unwiderlegliche Zeugnisse gestützt, gegen einige der bedeutendsten Radicalen im Canton den Vorwurf des moralischen Leichtsinns, der frivolen Sittenlosigkeit aussprechen, die ihnen die Gemüther des einfachen biedern Züricher-Volkes entfremdet und verfeindet, ihm den unbilligen Argwohn eingefloßt hatte, jene Coterie beabsichtige auch durch jene Berufung ihre unsittlichen Theorien zu verbreiten und zu unterstützen. Die Worte Gelzers S. 172: 'Jahr für Jahr hatte man wahrnehmen müssen, wie die gesunden sittlichen Fragen, welche das öffentliche und Privatleben heilsam anfaßten, mehr und mehr sich

lösten, wie das sittliche Leben des Volkes, der Vornehmen und der Armeren, durch das Beispiel mancher Parteyführer und Regenten einem Abgrunde zugeführt werde, aus welchem kein menschlicher Arm es wieder erheben könnte. Gerade gegen die Vergehungen, welche die Familie und damit die Grundfeste des Staates am verderblichsten zerrütten, so wie sie in der Seele des Einzelnen die raschesten Verheerungen verursachen, gerade gegen sie war so zu sagen die Gesetzgebung erblindet, und während der Ernst des Gesetzes verstummte, sprach das Leben mancher Gesetzgeber um so vernehmlicher und — für Viele — um so einladender — finden auch durch die Notizen bey Boden volle Bestätigung und werden dem Wesen nach sogar von den Sieben Sendschreiben zugestanden. Viele bedeutende Männer waren in ihrem Privatleben nicht so streng sittlich, als man es billig hätte von ihnen erwarten sollen. — Einige Gesetze des Großen Rathes waren zu milde, verursachten verderbliche Folgen wie z. B. das Gesetz über Unzuchtsvergehen (S. 62. 67. u. a. a. D.). So war es denn für Strauß ein eigenes, fast strafendes Verhängnis von solchen Männer pouffiert und berufen zu werden \*); schon dieses

\*) Auch konnte man in mehreren Fällen zweifelhaft seyn, ob die Handlungsweise des Dr. Strauß, diesen Verhältnissen gegenüber, eine angemessene gewesen sey. Sein veröffentlichter Brief an Hirzel, Drelli und Hitzig ist zwar das Muster eines Lehrbegriffs, der in klugen und feinen Worten noch Vieles aus dem positiven Christenthum bezubehalten scheint, ohne doch dem Denkglauben das Mindeste zu vergeben, aber daß eben Strauß, gewis von dem Verlangen getrieben wieder in einen amtlichen Wirkungskreis zu treten, so sehr den Schein zu retten sucht, macht einen widerwärtigen Eindruck. Eben so wenig geziemten einem Philosophen die den Schluß bildenden

Factum allein hätte ihm Widerstand und böse Stellung bereitet. Aber es zeigte sich nun auch auf dem religiösen Gebiete, daß die theologischen Schulen, welche man gewöhnlich Rationalismus oder moderater Supranaturalismus zu nennen pflegt, durchaus nicht gesonnen waren sich mit der destructiven Philosophie zu befreundschaften und sich unter ihre Flügel nehmen zu lassen; sie entwickelten sogar, was Mancher nicht erwartet, Energie genug um jenen zudringlichen Gast mit Bestimmtheit fern zu halten. Diese Richtungen waren es also, nicht eigentlich eine Kirche, nicht eine symbolische Orthodorie, welche in Zürich das Banner gegen Strauß erhoben. Wir bezweifeln, ob z. B. die Berufung eines Rationalisten die geringste Bewegung von Bedeutung hervorgerufen hätte. Stellte im J. 1839 die Evangel. Kirchenzeitung in ihrem Siegesberichte die Sache anders dar, so klagt sie in dem genannten Aufsätze, nach genauerer Kenntnissnahme, von ihrem Standpuncte mit Recht, daß 'eine halbkirchliche Gemüthstheologie das Wort des Tages gehabt habe', 'daß die Quanta der Semis wie das Fett oben auf geschwommen', und einer der Hauptsprecher gegen Strauß, ein Züricher Professor, der auf die 'geniale Persönlichkeit Christi' als auf den letzten Grund des dogmatischen Systems zurück geht, kommt ihr vor 'wie ein Arzt, der gegen Blutsturz und Epilepsie Himbeersaft ver-

harten Anklagen der Geistlichen und die schändliche Verachtung des Volkes 'seiner aufgeregten Masse, die von gewis nicht christlichem Kezerhaffe glühet und unter dem Deckmantel der Frömmigkeit jetzt alle möglichen, andern weltlichen Interessen verfechten will; mit dieser habe ich Nichts zu reden, des Spruches Christi eingedenk, der solcherley Menschen das Kleinod religiöser Ueberzeugung vorzulegen ausdrücklich verbietet.' — Und doch war bey jenem Schreiben auf jene Masse unfeugbar mit gerechnet.



schreibt.' Aber das ist eben das Eigene und Wunderbare in den Züricher Vorgängen, daß Himbeerfaß so große Dinge gethan hat. Unter dem Volke, besonders in den Landgemeinden war freylich noch mehr kirchliche Form geblieben, und wie immer der Sturm fast verglimmende Funken wieder zur Flamme anfacht, so geschah es auch zu Zürich, daß in dem gewaltigen Brausen der Zeit manches Herz wieder erglühte für den positiven, so hart bedrohten Glauben, daß Mancher sich frömmere fand als er gemeint hatte\*). Gewis sind darum auch die Nachwirkungen jener Ereignisse für den Canton in kirchlicher Beziehung bedeutend. Darum bleibt es aber immer wahr: wie jene Sieger am 6ten Sept. in Zürich nicht einzogen mit einem gewaltigen Sturmgeläute der Reformationzeit, sondern mit dem Liede, das an die Aufklärungszeit grenzt: 'Das ist der Tag den Gott gemacht!' — so gehörte auch ihre religiöse Ueberzeugung nicht der Helvetischen Confession oder dem Heidelberger Catechismus, sondern einem dogmatisch nur schwach gefärbten und in Bezug auf wichtige Grundlehren sich in sehr weiten Schranken bewegenden Christenthume zu. Und um auch jenes nichtige Gerede

\*) Evangel. Kirchenztg 1839. Nr. 22. 'Die Zeit in der wir leben wird immer größer vor unsern Augen; der Herr hat sein Netz ausgeworfen und es wird voll. Das ist ein herrliches Zeugnis für unser Land. Daß sich auch viel faule Fische mit einmischen, wer wollte sich das verbergen? Die Christen schießen jetzt bey uns auf wie die Pilze (ist das Scherz oder Ernst?) und viele bekommen den Glauben ins Herz, die gewis selber nicht wissen woher.' In den Berichten dieser Zeitung ist auch am ausführlichsten geschildert, wie neben dem großen, schweren, heißen Kampfe der Parteyen ein leichter Guerillakrieg in Carricaturen, Fastnachtsspielen, Spöttliedern und dgl. nebenher ging.

von 'Paffenrevolution' noch einmahl zu berühren, so sieht man leicht, daß nicht die Paffen das Volk, sondern das Volk die Paffen nachhaltig aufgeregert habe.

Das dritte Buch, die Revolution (S. 317—420) schildert die aus den Straußischen Händeln nothwendig resultierenden Folgen (weßhalb Boden diesen Abschnitt mit Unrecht ganz weggelassen hat) und zerfällt in die Abschnitte: Die Synode und das Seminar; Der neue Zwiespalt; Die Volksversammlung zu Kloten; Der sechste September; Resultate; Schluß. Wir dürfen den Raum dieser Blätter nicht in der Ausdehnung in Anspruch nehmen, welche nöthig seyn dürfte, den gründlichen Verf. Schritt für Schritt durch diese Parteykämpfe und Tumulte zu folgen, erlauben uns aber noch ein Wort über den Standpunct, von welchem die Bewegung des 6. Sept. nach unserem Erachten angesehen werden muß.

Das Ideal aller demokratischen Verfassungen ist die völlige Uebereinstimmung der aus dem Volkswillen hervor gegangenen Verwaltungsbehörden mit dem Volkswillen. Ist eine Regierung nicht mehr mit der großen Majorität des *ἄμνος* einig, so muß sie das Steuer nieder legen, oder wird, wenn sie nicht gutwillig ausscheidet, durch einen gewaltsamen Act des Volkswillens verdrängt; selbst das höchste Princip der Demokratie verkehrend steht sie von da ab außer dem Gesetze. Schwankend und wechselnd wie die Woge des Volkes selbst ist darum in solchen Verfassungen die Composition der obersten Behörden, wie die Geschichte nachweist; aber ihr Bewunderer nimmt dies Uebel gegen andere Vortheile, wie er meint, mit in den Kauf. Von diesem Gesichtspuncte aus und nicht heraus aus dem ganz verschiedenen Organismus eines monarchischen Staa-

tes ist die Gemeute in Zürich zu betrachten. Die Majestät des Volkswillens war durch die Radica- len schon entschieden verletzt, als sie eine Maßre- gel, die Berufung von Strauß, durchsetzen wollten, welche durchaus unpopulär war. 'Um in einem republikanischen Staate so etwas unternemen zu können — heißt es sogar in den Sieben Send- schreiben S. 94 — muß man zum Voraus den weitaus größten Theil des Volks oder die Geist- lichen auf seiner Seite haben. Hier aber war kei- nes von Beiden der Fall.' Sollten sich nun aber die Radica len wirklich über den Volkswillen ge- teuscht haben, so mußten ihnen durch die Petiti- onen und Volksversammlungen — eine nicht ille- gale Maßregel, die früherhin sie selber erhoben hatte — die Augen aufgehen. Die ihnen günsti- gen Stimmen verschwanden vor der ungeheuren Uebersahl der Antistraußianer \*). Was sie früher der gemäßigten und vernünftigen Vorstellung nicht zugestanden, mußte jetzt dem stürmisch ausgespro- chenen Volkswillen entgegen gebracht werden. Der- selbe Große Rath, der Strauß berufen, pensio- nierte ihn. Nach allen diesen Vorgängen, noch am Ruder bleiben zu wollen, gegen ein solches

\*) Bey den Gemeinde = Versammlungen hatten gestimmt :

	Gegen Strauß:	Für Strauß:
In Zürich:	1198	28
— Stäfa:	644	—
— Pfäffikon:	723	4
— Neumünster:	831	3
— Sorgen:	800	18
— Uster:	896	28

und so im Verhältnis durch alle Orte. Nimmt man unn auch an, was B o d e n unparteyisch nachweist, daß hie und da, durch die Bewegung des Volkes intimidierte Straußianer gegen ihre Ueberzeugung gestimmt haben, so wird doch dadurch in dem Hauptthatbestande Nichts geändert.

Mistrauensvotum die Regierung fortzuführen, war von den Radicalen die größte Verkehrtheit. In dem Bewußtseyn nie wieder zu dem Volke in ein Verhältnis kommen zu können, mußten sie, demokratischen Principien treu, ohne auf neue Wahlen zu warten ihren Posten verlassen. Unbeweglichkeit, wie sie ihnen nachgerühmt ist, war in diesem Falle eine sehr zweifelhafte Tugend; man kann unbeweglich stehen wie ein Felsen, man kann unbeweglich stehen wie ein Klotz. Unfähig sich durch freyen Entschluß von der süßen Gewohnheit des Herrschens los zu sagen, reizten sie das schon siegreiche Volk, setzten die Bewegung, der sie doch selbst unterlagen, auf alle Weise herab, bedrohten in kleinlicher Rache die Existenz der Hochschule und bauten auf fremden Beystand die Hoffnung neuer Gewalt. Unter diesen Umständen war in einer Republik ein Conflict der Parteyen unausbleiblich und auch ohne den 6. Sept. hätte jener unnatürliche Zustand ein gewaltames Ende genommen. Schwierig ist hierbey gewis zu beurtheilen, wie weit in diesen gewaltthätigen Acten wirklich die Nothwendigkeit gebot, aber am wenigsten sollten doch, plötzlich in legitimen Domino gehüllt, die über den Aufstand von Zürich den Stab brechen, die sonst Revolutionen als nothwendige Entwicklungsknoten des Völkerlebens anzusehen nur allzu sehr bereit und geneigt sind.

Wir sprechen den Wunsch aus, daß unsere Besprechung recht Viele veranlassen möge, sich in unbefangener Einsicht der Werke von Gelzer und Boden ein eigenes, selbständiges Urtheil über jene denkwürdigen Ereignisse zu bilden und zu erringen. Denkwürdig bleiben sie aber unter jedem Schwinke, denn — um mit Gelzer's treffenden Worten zu schließen: 'Das ist das Eigenthümliche und Folge reiche dieser Erscheinung, daß die republikanische

Regierung eines protestantischen Volkes — uneingedenk aller Warnungen der letzten 50 Jahre — den Versuch machte das Christenthum durch eine philosophische Doctrin zu ersetzen, die Kirche durch die Schule zu verdrängen; sodann daß dieser Versuch an dem Widerstande des Volkes scheiterte, daß in seiner großen Mehrzahl für seine religiöse Ueberzeugung zu sterben bereit war. Diesem Volke hatte ein moralischer Instinct, der in großen Krisen meist weiter sieht als die Erwägungen der Verständigen, die Ueberzeugung gegeben, daß es sich hier, im letzten Grunde, um die Anerkennung oder Verwerfung der christlichen Kirche, also um die Frage handle: ob Staat und Schule, ob das häusliche und öffentliche Leben, ob Zucht und Sitte der Zukunft sich von dem ewigen Felsen des Christenthums lossagen dürfen? — Mit tausenden von Stimmen hat es auf diese Frage feyerlich 'Nein!' geantwortet. Gewiß, dieses laute Nein, ausgesprochen von einem ganzen Volke im Angesichte der christlichen Welt und Dessen an den sie glaubt; dieses Nein, welches Tausende mit ihrem Blute zu besiegeln bereit waren, es ist schon für sich allein eine That, die ein denkwürdiges Blatt unserer Zeitgeschichte ausfüllt.'

DI.

### T ü b i n g e n ,

in der Lauppschen Buchhandlung 1843. Forstliche Gewerbslehre, von Dr F. Ch. Hundeshagen, ordentl. Professor an der Landesuniversität zu Gießen 2c. Vierte, verbesserte, nach des Vfs Tode herausgegebene Auflage, von Dr F. C. Klaupecht, Großh. Bad. Forstrath, Vorstand der Forstlehranstalt u. Prof. an der polytechnischen Schule zu Carlsruhe 2c.

Wälder erzeugen, Wälder benutzen, Wälder beschützen und Wälder verwalten, sind allerdings sehr verschiedene Gegenstände; — man hat die erstere Disciplin bisher unter dem Namen von Waldbau; die zweyte unter dem Namen von Forstbenutzung (Forstwirthschaft, Forsthaushalt 2c.); die dritte unter dem Namen von Forstschutz und Forstpolizey und die vierte unter dem Namen von Forstdirectionslehre (Staats-Forstwirthschaft, Forst-Einrichtung 2c.) zusammen gefaßt und gelehrt und jeder die Corollarien aus anderen Wissenschaften angehängt, die zu ihrer wissenschaftlichen Begründung oder zu ihrer Verständigung erforderlich waren. — Und man muß gestehen, diese Eintheilung erschöpfte so ziemlich, einige wenige Ausnahmen abgerechnet, das ganze Feld der Forstwissenschaft. Insbesondere verstand man bey dieser Eintheilung unter dem Namen von 'Forstwirthschaft' im engeren Sinne die Art und Weise wie die Wälder, mit Rücksicht auf Dauer, erhalten, benutzt und beschützt werden sollen, wobey denn freylich der individuellen Ansicht mancher Lehrer Vieles überlassen blieb, und z. B. in der Lehre vom Forstschutz zu Zeiten auch die Lehre von der Forsttaration und Betriebs-Regulierung mit abgehandelt wurde.

Die Forstwissenschaft, arm an einem ausgedehnten, eigenthümlichen Felde, zeichnet sich dadurch vor andern, reichern Wissenschaften aus, daß sie Alles in ihr Gebiet herabzieht, was nur einigermaßen zu seiner Erweiterung gereichen möchte. Wir wollen dies nicht durchaus tadeln; — Lehrsätze kann fast keine Wissenschaft entbehren; auch ist das Wissen ein Ganzes, was nur in verschiedene Zweige zerfällt und sich lediglich durch Pflege aller Zweige auf die Höhe erheben und er-

halten kann, auf welcher es nach seinen geistigen Grundlagen stehen soll.

Allein für die Forstwissenschaft ist daraus die Folge erwachsen, daß sie ein ungemein buntscheckiges Ansehen erhalten; es ist fast keine Wissenschaft vorhanden, mit deren Federn sie sich nicht geschmückt hat; taucht eine neue auf, wie z. B. seit Adam Smith die National = Oekonomie oder die Lehre vom National = Reichthum zc., gleich dringt sie in dieselbe ein, bemächtigt sich ihrer Sprache und ihrer Eintheilung und gewinnt so — wir wollen es nicht leugnen — öfter an Schärfe und Präcision in den Bestimmungen und einzelnen Lehren, ob aber auch wirklich an wissenschaftlichem Umfang oder an neuem wissenschaftlichem Stoff? — ist eine Frage, deren Bejahung wir nicht in allen Fällen auf uns nehmen möchten.

Und nicht mag es hierbey unbemerkt bleiben: erweitert sich so das Feld der Wissenschaft, so schrumpfen und ziehen die Wälder sich immer mehr zusammen; die Wälder halten nicht gleichen Schritt mit der Wissenschaft; überspringt diese ihre natürlichen Grenzen weit und baut Systeme über Systeme zu ihrer Erhaltung und pfleglichen Benützung zc., so rodet die Art oder das Princip der Theilung und Abfindung zc. ruhig an ihrem Umfange fort und reduciert sie auf eine Größe, die zu nichts Wenigerem, als zu ihrer größtmöglichsten Benützung geeignet ist. — Ja, nicht allein extensiv auch intensiv tritt diese Waldverminderung ein: an die Stelle der Hochwälder treten Mittel = oder Nieder = Wälder, an die Stelle der Laubwälder — Nadelwälder zc. Die Lehrer der Wissenschaft oder die Vertreter der Wälder mögen durch die feinsten Berechnungen oder durch klingende Beweise

darthun, so viel sie wollen, daß nur durch naturgemäße Anzucht der edelsten Holzarten, auch nur der größte nationale oder persönliche Vortheil aus den Wäldern bezogen werden könne.

So unwiderstehlich wirkt die fortschreitende Cultur auf einen Zustand der Dinge ein, den man (kurzsichtiger Weise) wohl einen rohen Zustand genannt hat, so lange — bis die Cultur diesen rohen Zustand (wie in England) durch Kunst wiederhergestellt hat!

Worin liegt nun aber der Grund dieses factischen Rückschritts der Wälder und des doctrinellen Fortschritts der Wissenschaft, während doch andere empirische Wissenschaften, z. B. die so nahe verwandte Landwirthschaft oder die höher stehende Chemie etc. wissenschaftlich und practisch so außerordentliche Fortschritte machen und nicht bloß ihr wissenschaftliches Feld, sondern auch ihr materielles Object gleichmäßig erweitern? — Darin, daß der Werth der Wälder in naturwissenschaftlicher und ökonomischer Hinsicht zu geringe, die Wissenschaft aber in practischer Hinsicht überschätzt worden ist; man hat von dem Nutzen der Wälder zu wenig, von der Wissenschaft aber — theils an und für sich (sie ist höchst einfach in ihrem Principe) theils im Gegensatze des unwiderstehlichen Andranges der Cultur — zu viel erwartet; erst nach bitteren Erfahrungen, wie z. B. im südlichen Frankreich oder in Schottland und nach vergeblichen Abmühen, wird man die Wälder und ihre Wissenschaft auf den Standpunct stellen, der ihnen in der Reihe der Dinge und in der Reihe der Wissenschaften wahrhaft zukommt.

Nach dieser nothwendigen Abschweifung wollen wir zu unserm Vf. zurückkehren.



Nach ihm (siehe Einleitung) zerfällt die eigentliche Forstwirthschaftslehre in zwey Haupttheile: 1. in die forstliche Productionslehre (Waldbau, Forstbenutzung, Forstschutz) und 2. in die forstliche Gewerbslehre. — Den ersten Theil hier abzuhandeln, ist nicht seine Absicht (das ist schon anderer Orten geschehen), wohl aber den zweyten. Die Gewerbslehre erscheint daher als ein aus dem Ganzen (der Hundeshagenschen Encyclopädie) herausgerissener, besonderer Theil; — sie trägt zur Bezeichnung ihres Platzes im Systeme, die Nummer II an ihrer Spitze und ihre §§. sind nur Fortsetzungen von denen in der Productions u. = Lehre. Sie wird folgendergestalt charakterisirt:

‘Die Gewerbslehre begreift alle Kenntniß, welche zur grundsätzlichen Einrichtung, Handhabung und Leitung forstlicher Gewerbsanstalten (Forst- oder Waldwirthschaft) nach Maßgabe persönlicher, örtlicher und zeitlicher Nebenumstände erfordert werden oder sie belehrt überhaupt über das ganze Wesen einer wohl geordneten und geführten Forstwirthschaft.’

Ob diese Definition, als solche, sehr gelungen sey, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, da wir uns über die Wahl des Wortes selber demnächst weiter auslassen werden. — Das zu Erklärende wird zur Erklärung selber benutzt; die Definition dreht sich im Kreise umher, und was ‘persönliche’ Nebenumstände bey einem objectiven wissenschaftlichen Gegenstande sind, will uns nicht recht klar werden.

Die Gewerbslehre zerfällt in fünf Einzeltheile, nämlich in die Lehre von

1. dem forstlichen Wirthschaftsbestande;
2. der forstlichen Statik;

3. dem forstlichen Wirthschafts = Systeme und der forstlichen Einrichtung;
4. der Forstabschätzung und
5. der Forsthaushaltskunde.

Der Verf. bemerkt selber, daß die erste, dritte und vierte dieser Lehren schon länger als besondere Theile der Forstwissenschaft vorgetragen worden wären; die zweyte und fünfte hingegen hier zum ersten Mahle als selbständige Disciplinen aufträten. — Dies fordert uns, da diese Blätter vorzugsweise den Zweck haben die Fortschritte der Wissenschaft zu bezeichnen, auf, etwas länger bey diesen angeblich neuen oder selbständigen Disciplinen zu verweilen.

‘Die forstliche Statik ist, nach des Hn Verfs Erklärung, der Inbegriff aller, den Erfolg (Ertrag, Einkommen zc.) bestimmenden endlichen Ursachen, so wie aller denselben bemessenden Verhältniszahlen oder — kürzer ausgedrückt — die Meßkunst der forstlichen Kräfte und Erfolge.’ — Er bemerkt selber, daß diese neue Disciplin in einigen Theilen zwar noch sehr der weiteren Ausbildung bedürfe, gibt aber dennoch eine Uebersicht von ihren Gegenständen und von der Art und Weise, wie sie abgehandelt werden müßten. Wir müssen, um die Leser in den Stand zu setzen selber zu urtheilen, was sie von dieser neuen Disciplin und von dem neuen Worte zu erwarten haben, diese Uebersicht in den Hauptpunten hier mittheilen.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 60. Stück.

Den 13. April 1844.

---

### T ü b i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Forstliche Gewerblehre, von Dr F. Ch. Hundeshagen, ordentl. Professor an der Landesuniversität zu Gießen u. c. Vierte, verbesserte, nach des Vfs Tode herausgegebene Auflage, von Dr F. C. Klauprecht.'

- I. In der Einleitung sollen abgehandelt werden:
  1. die angenommenen Maße (und Maßen=Verhältnisse),
  2. die Gewichte der forstlichen Objecte (Holz- und Rindengewichte),
  3. der Derbrauch der Holzmassen (nach innern und äußern Verhältnissen),
  4. die Vollholzigkeit und Ausbauchung der Bäume.
 Sodann
- II. die eigentliche Statik der Forstwissenschaft selber, und zwar in drey Haupttheilen:
  - A. Erster Haupttheil: Eigenthümlichkeiten und Wirkungen der einzelnen Kräfte:
    1. Arbeitskräfte: a. Thierkraft; b. Menschenkraft —  $\alpha$ . Rohkraft;  $\beta$ . geistige (?) Kraft;
    2. Capital-Kräfte: a. vom Holze (Holzvorrath u. c.)

Steinkohlen, Torf u. c.; b. vom Boden; c. von den Gebäuden; d. von den Geräthen (?) und e. von dem Gelde.

B. Zweyter Haupttheil: Eigenthümlichkeiten und Wirkungen der verbundenen Kräfte:

1. vom Naturalertrage des Waldes;
2. von dem Reinertrage des Waldes.

C. Dritter Haupttheil: Vergleichung des Wald- und Feldertrages.

Allerdings können die Kräfte, die der Forstmann anwendet und die Erfolge, die er dadurch erreicht, als darstellbar im Raume und in der Zeit, gemessen werden, und wir haben — um uns recht bescheiden auszudrücken — auch Nichts dagegen zu erinnern, daß diese Meßkunst in einer eigenen Disciplin besonders vorgetragen werde, obwohl wir es dennoch für zweckmäßiger erachten, daß sie ihre Anwendung alle Male bey demjenigen Theile der Wissenschaft finden möge, wohin sie, ihrer Natur nach, gehört; also z. B. bey dem Waldbau, wenn die Rede von Arbeitskräften ist oder bey der Taxation, wenn die Rede nothwendig von dem Verbrauche (solider Masse) der aufbereiteten u. c. Hölzer seyn muß u. s. w.

Daß der Hr Verf. sie aber hier in ihrem ganzen, in seinem Werke skizzirten, Umfange als einen wesentlichen Theil der Gewerbslehre darstellt und aufnimmt, will uns, selbst nach dem von ihm von der Gewerbslehre gegebenen Begriffe, unlogisch und unzweckmäßig erscheinen. — Soll sie in Zukunft eine eigene Disciplin bilden, so muß die Gewerbslehre da, wo sie es nöthig hat, von ihr borgen, so wie sie es auch bey anderen Wissenschaften, namentlich bey der Mathematik, thun muß, zu deren Gebiet ohnehin viele Sätze und Lehren der Statik gehören.

Doch wir müssen gerecht gegen den Hrn Verf.

seyen; er selber spricht die Ueberzeugung aus, daß diese seine Forststatik in vielen Stücken noch einer kritischen Bearbeitung bedürfe.

Die zweyte, hier zum ersten Mahle als selbstständig (S. 4 der Einleit.) vorgetragene Lehre ist die s. g. Forsthaushaltungskunde. Sie unterrichtet, nach S. 380. §. 749, über die forstwirthschaftliche Geschäftsvertheilung und Geschäftsführung und ihre Gegenstände sind:

1. die Forstnutzung; 2. die Verwendung der Forstproducte; 3. die Berechnung der Forstproducte; 4. das Forstcassenwesen; 5. das Forstculturgehäfte; 6. die Forstschuhverwaltung und 7. die Forstcorrespondenz und das Forstregister=Wesen.

Das, was wir vorhin von der Forststatik geurtheilt haben, können wir hier bey der Forsthaushaltungskunde wiederholen. — Sie enthält in ihren einzelnen Theilen durchaus nichts Neues; Alles, was darin vorgetragen, ist schon in anderen Lehrbüchern, nur an anderen Orten und unter anderen Namen, abgehandelt; nur die Zusammenfassung und die Aufstellung in der Gewerbslehre ist neu und eben so wie die Forststatik in ihrem ganzen Umfange hier nicht an ihrem rechten Orte.

Bei jeder der genannten forstlichen Operationen ist, ohne Zweifel, eine besondere, aus der Natur derselben abfließende Geschäftsvertheilung und Geschäftsführung erforderlich; die Besonderheiten lassen sich in Formen (Schemata zum Culturgehäfte, zum Registerwesen, Correspondenzwesen u. s. w.) darstellen und vorschreiben; und wir haben auch hier nichts dagegen zu erinnern, daß man alle diese Förmlichkeiten zusammenfasse und als eine eigene Disciplin vortrage. Nur aber gehört sie nicht nach ihrem ganzen Umfange in die Gewerbslehre unseres Hrn Wfs; sie kann keinen integrierenden Theil derselben bilden; sie kann, im

Gegentheile, nur als eine gute Freundin derselben angesehen werden, die aus ihrem Inhalte abgibt, was jene bedarf.

Nun könnten wir auch, mit lauter Neuerungen beschäftigt, unser Urtheil über die Wahl des neuen Worts 'Gewerbslehre' für die in diesem Buche enthaltenen Lehren und Vorschriften abgeben. Wir wollen aber damit so lange Anstand nehmen, bis wir die Leser vorher ein wenig näher mit dem übrigen Inhalte der Gewerbslehre bekannt gemacht haben; sie mögen dann selber urtheilen, ob die Wahl glücklich gewesen und die Wissenschaft, die nicht ganz von der Form getrennt werden kann, dadurch gewonnen.

Zuerst wird nun von der Aufnahme des forstlichen Wirthschaftsbestandes oder des Gewerbs-Inventarium gehandelt. Diese Aufnahme unterrichtet über den ganzen Dingenbestand, der zu einer Forstwirthschaft erfordert wird, und dahin gehört: A. die Forstvermessung; B. der Wirthschaftszustand und C. die Forststatistik (nicht Statik).

Bei dem Vortrage über Forstvermessung und Forststatistik will Referent nicht weiter verweilen. Was der Hr Vf. hierüber sagt und vorschreibt, ist nicht allein bekannt, sondern auch so umfassend und gründlich vorgetragen, daß Ref. in der That, wenn man nicht in Unbedeutenheiten und Dertlichkeiten zc. verfallen will, demselben nichts hinzu zu setzen wüßte. — Ueberhaupt muß Ref. gestehen, daß die einzelnen Lehren in diesem Buche vorzüglich und in einer schönen, angemessenen Sprache dargestellt und aus ihren Gründen vollständig entwickelt sind; die Lectüre desselben hat ihm daher viele Freude gemacht und er kann mit gutem Gewissen das Buch jedem Forstmanne empfehlen; die Form ist in dieser Beziehung gleichgiltig. — Von der Aufnahme des so genannten Wirthschafts-

zustandes nur noch ein Paar Worte. — Sie zerfällt in die Aufnahme a. des Materialfonds; b. in die Ausmittelung des augenblicklichen oder zeitlichen Gesamt-Zuwachses und c. in die Ausmittelung des durchschnittlichen Culturaufwandes. — Die beiden ersteren Operationen (a und b) sollen zwar nach der ausdrücklichen Erklärung des Hn Bfs nur überschläglic und durchaus keine förmlichen Taxations-Maßregeln (zu denen weiter unten die Vorschriften gegeben werden) seyn; sie fallen indessen ganz offenbar in das Gebiet der Taxationen, und deswegen sehen wir nicht ab, warum sie hier zum Ueberflusse im Voraus — gleichsam als ein vorläufiges Pulsfühlen des Waldes — vorgenommen werden sollen. Als Taxation können und sollen sie nicht gelten; sie können bloß zur Befriedigung der Neugier (oder zur Bollfüllung des Systems?) dienen, und dazu erfordern sie doch zu vielen Zeit- und Kosten-Aufwand, trotz der Vorschriften, die der Hr Verf. dazu ertheilt hat. Auch scheint er selber das Ueberflüssige derselben gefühlt zu haben, indem er bemerklich macht, daß, wenn Taxationen vorhanden seyn sollten, die gewünschten Resultate aus ihnen entnommen werden könnten.

Es folgen nun aus der vorhin charakterisirten Statik einzelne Lehren, die alle, mehr oder weniger, Bezug auf die demnächst vorzunehmende Abschätzung haben; ein Beleg zu dem, was wir oben über die Stellung dieser neugeschaffenen Disciplin zu der gesammten Wissenschaft geäußert haben. Dahin gehören zuerst die Holzzuwachsgesetze. Diese sind ungemein gründlich und lehrreich in Bezug auf den Hochwald, Niederwald und Mittelwald, abgehandelt. Sodann (S. 76) vom forstlichen Productions-Aufwande und (S. 77) vom forstlichen Rein- Ertrage.

Hier kommen Distinctionen und Begriffe aus Werken über National-Oekonomie vor, namentlich bey dem Productions-Aufwande, worüber wir uns weiter unten äußern werden. — S. 79 von dem Wirthschafts-Systeme und Einrichtungen. Die Eigenthümlichkeiten der Forstwirthschaften werden vollständig hervorgehoben und mit der Landwirthschaft verglichen. Bey der Aufzählung der verschiedenen Forstbetriebsarten scheint der Eichen-Pflanzwald oder der Hudewald übersehen zu seyn. — Da die Verjüngung nicht durch Besamung, sondern durch Bepflanzung in so großer Entfernung geschieht, daß der Graswuchs dadurch gefördert wird, die gepflanzten Eichen aber nicht, wie Hainbüchen zc. als Kopfholz, sondern als Stammholz und Mastbäume, auch als Lohbäume, benutzt werden, so passen weder die Regeln des Hochwaldes noch die des Kopfholzbetriebes auf ihn; er bildet eine eigene Art des Forstbetriebes und ist um so merkwürdiger, als er uralt und sicher die erste, echt deutsche Verbindung der Landwirthschaft mit der Forstwirthschaft ist, und ohne Zweifel zu einer Regelmäßigkeit in der Holzzucht und Holzbenutzung führt, wie man sie nur immer in der Idee wünschen kann und wie sie verginst, wenn die Naturwälder einmal aufhören und durch Kunstwälder, wie in Schottland (beym Herzog von Athol) ersetzt seyn werden, wirklich Statt finden werden. — So wie die Hackewalds-Wirthschaft dem Süden von Deutschland eigenthümlich ist, so ist die Eichen-Pflanzwaldwirthschaft dem Norden von Deutschland mehr eigenthümlich; hier ist Weide-Mast-Lohborken- und Bauholzgewinnung jederzeit mehr national gewesen.

Mit der systematischen Benutzung der Eichenpflanzwälder geht die systematische Anlage der Baumschulen, aus denen die Verjüngung geschieht,



gleichen Schritt, und bey ihnen kömmt die Frage von der Zweckmäßigkeit einer öfteren Versehung der künftigen Baumstämme zuerst vor.

Eben so scheint man im Süden von Deutschland mit dem s. g. Ablegen (S. 102) practisch nicht recht vertraut zu seyn, indem der Hr Verf. behauptet, daß dasselbe das ganze Jahr hindurch mit geringen Kosten betrieben werden könne und nur an rauhen, schußlosen Gebirgen vortheilhafte Anwendung finde. In dem Geburtslande dieser vortrefflichen Culturmethode — im Fürstenthum Osnabrück — würde man dem Hn Verf. dies nicht zugestehen.

Die eigentliche Wirthschafts- oder Forsteinrichtung wird S. 102. §. 625 dahin erklärt, 'daß sie alle den Betrieb einer Wirthschaft betreffenden Anordnungen, nach Maßgabe der Individualität ihres Besitzers, der Fertlichkeit und der Zeit befaße.

Sie beschäftigen sich daher hauptsächlich mit

1. der Auswahl der passendsten Holzarten;
2. der Anordnung der zweckmäßigsten Betriebsweise;
3. der Festsetzung der schicklichsten Umtriebszeit;
4. dem aussehenden (Abholzung mit einem Male) oder nachhaltigen Betriebe;
5. der speciellen Einrichtung des Betriebes überhaupt;
6. dem Abtriebe der Hochwaldschläge; und
7. der Reihenfolge der Schläge und Culturen.

Von allen diesen Gegenständen wird nun im Folgenden besonders sehr gründlich und lehrreich gehandelt. Wenn dabey des Büchenhochwald-Betriebes im Fürstenthum Kalenberg (im Königreiche Hannover) und insbesondere des daselbst Statt findenden geregelten Vorreifens in die nächsten Bestände, bey dem Ausbleiben eines Samenjahres, rühmlich gedacht wird, so kann man dies Lob

nicht anders als wohl verdient erkennen. Wenn aber dabey zugleich bemerkt wird, daß in eben diesem Fürstenthume die Bäume im Schlage nicht aufgearbeitet, sondern im Ganzen, jedoch sehr vorsichtig, abgefahren würden, so ist diese Bemerkung in der dabey ausgedrückten Allgemeinheit nicht richtig, wohl aber, was die Vorsicht betrifft, mit der, eintretenden Falls, die ganzen Bäume aus dem Walde abgefahren werden. S. 120 kommt nun der Hr Verf. auf die Forstabschätzung. Hier ist er recht in seinem Elemente und hier ist sein Buch wahrhaft erschöpfend und wegen der vielen hinzugefügten Tabellen über Ausbauchung der Stämme, über den Kubik-Inhalt der Bäume, über ihren Zuwachs zc. wahrhaft lehrreich und practisch.

Forstabschätzung ist nach ihm: Ausmittelung der Ertragsverhältnisse eines Waldes nach mathematischer Berechnung, einmahl: materiell und zweitens: pecuniär. Im ersten Haupttheile — von der Forst-Natural-Ertrags-Berechnung — werden die verschiedenen Abschätzungs-Methoden (fünf an der Zahl) aufgeführt und abgehandelt. Wir können dem Verf. hierin nicht folgen, sondern müssen die Leser auf sein Buch selber mit der Versicherung verweisen, daß sie es nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden. Dagegen wollen wir etwas länger bey dem schroffen Gegensatze verweilen, welchen der Hr Verf. zwischen der s. g. Fachwerks- und rationellen Taxationsmethode, theoretisch aufstellt. Die Verhandlungen hierüber sind noch nicht geschlossen; die forstliche Welt hat sich dieserhalb in zwey Parteyen (in die Fachwerks-Männer und in die rationellen Männer) getheilt; auf jeder Seite stehen eminente Namen und erst ganz neuerdings hat sich eine Stimme zu Gunsten der Fachwerksmethode in der Nähe des Hn Vfs ver-

nehmen lassen. Derselbe definiert die Fachwerksmethode folgender Maßen:

‘Es ist die Methode, wobey auf den Grund eines ganz speciellen Betriebsplanes, sowohl für jeden Forstort, als das Wirthschafts=Ganze, alle während eines Umtriebs= oder noch längeren Zeitraums (Wirthschafts=Turnus) nach Wahrscheinlichkeit ganz einzelne im Voraus berechnete Material=Erträge auf jenen längsten Zeitraum hin, gleichförmig (oder aber in steigender oder fallender Reihe) vertheilt werden, zu diesem Zwecke also jene ganze Umtriebszeit noch in mehrere kleinere gleiche Zeitabschnitte oder Perioden gebracht werden muß, um auf solche die Hiebzeiten und Material=Erträge feststellen zu können.’— Diese Definition oder vielmehr Beschreibung ist eben so weitläufig als die Methode selbst, worauf sie sich bezieht. Kürzer und charakteristischer für den Zweck der Aufstellung eines schroffen Gegensatzes mit der rationellen Methode hätte der Hr Verf. sie, unserer Meinung nach, dahin definieren können, daß sie die Methode sey, wobey der Material=Ertrag und die Material=Abgabe des Ganzen aus den erforschten Material=Erträgen und Material=Abgaben der einzelnen Theile (des Fachwerks) zusammen gestellt werde. Betriebspläne, Umtriebszeiten, Zeitabschnitte, Wahrscheinlichkeitsberechnungen &c. liegen darin eingeschlossen, denn ohne diese lassen die Material=Erträge und Abgaben der einzelnen Waldtheile sich nicht erforschen.

Die mathematisch=rationelle Methode hingegen nimmt, nach dem Verfasser, gar keine Rücksicht auf jene specielle Ausmittelung, sondern ‘sie regelt die laufende Material=Nutzung stets nach dem arithmetisch begründeten Verhältnisse, in welchem bey jeder Holzgattung, Betriebsart und Umtriebszeit, der ganze Holzmassen = Vorrath zum haubaren Theile stehen muß, und sie bedarf hierzu

also mehr Vorbereitungen nicht, als der Annahme (Unterstellung) einer gewissen Betriebsart und Umtriebszeit für jeden eigenthümlich bestandenen Haupttheil des Forstes für eine allernächste Zeit, so wie eine stäte Uebersicht über den angeblichen, zeitlichen Holzmassen-Vorrath in jedem dieser Haupttheile.' (Ist also die jährliche Material-Abgabe nach der Fachwerks-Methode eine Composition (aus den einzelnen Fächern), so ist sie bey der rationellen Methode eine Fraction (Nutzungs-Procent) aus dem (erforschten) ganzen Holzmassen-Vorrath mit der Betriebsart und Umtriebszeit; und die letztere Methode macht in so fern auf Rationalität besondere Ansprüche, als sie auf den (empirisch) gegebenen wirklichen, verschiedenen Waldbestand nicht Rücksicht nimmt, sondern den Wald als ein productives Ganze ansieht, was unter angenommenen und festgestellten Verhältnissen alljährlich eine gewisse Nutzung abwerfen muß).

Unser Hr Verf. spricht sich nun zwar entschieden für die letztere Methode aus, und er hat mit großer Ausführlichkeit, zur Begründung seines Urtheils die Mängel u. der Fachwerks-Methode auf der einen und die Vorzüge der rationellen Methode auf der anderen Seite, hervor gehoben. — Wir müssen indessen zu seinem Lobe gestehen, daß er dabey möglichst unparteyisch zu Werke gegangen, die Vortheile der Fachwerks-Methode eben so wenig als die Mängel der rationellen Methode verschwiegen hat und zulezt im Anerkenntnisse dieser Mängel bey den meisten gegebenen Waldzuständen, zu einem Mediations-Vorschlage zwischen beiden Methoden gelangt ist, der, deucht uns, kein geringes Zeugniß für die practische Brauchbarkeit der Fachwerks-Methode (cum grano salis) seyn dürfte.

Dieser Vorschlag besteht (S. 272) nämlich darin: 'daß man unter allen Umständen den zeitlichen jährlichen Abgabebesatz mit dem wirklich auf dem

Stöcke vorhandenen ganzen Holzvorrathe oder zeitlichen Material = Fonds, in rechtes Verhältnis bringe und diesen letzteren also ganz allein zum Maßstabe der zeitlichen Waldnutzung erhebe.'

Verstehen wir diesen Vorschlag recht und drücken wir ihn in ganz planem Deutsch aus, so soll er so viel sagen, als: man gebe zu keiner Zeit mehr ab, als der Wald (nach angenommenen Betriebsarten und Umtriebszeiten) ertragen kann —; und mit diesem kategorischen Imperativ werden wohl alle Theile, Fachwerks = Männer und Rationalisten, zufrieden seyn; wie es denn auch Ref. ist, der zwar nicht leugnen kann, daß er sich im Allgemeinen auf Seite der Rationalisten neige, indessen doch auch gestehen muß, daß beym starren Innehalten ihrer Grundsätze, der Wald ganz rationell zu Grunde gehauen werden könne und daher wünschen müsse, daß diese Grundsätze nur als leitende Ideen dienen mögen, um den Forstbetrieb aus dem unendlichen Einerley des empirischen Fachwerks heraus zu heben.

Alles, was der Hr Verf. bey dieser Verhandlung über die Wichtigkeit der Aufstellung richtiger Ertrags = oder Erfahrung = Tafeln (wozu er Formulare gibt); über die Massenaufnahme der augenblicklichen Holzvorräthe; über die Abschätzung des periodischen Holztrages; über die Herstellung eines Nachhaltertrages nach der Fachwerks = und rationalen Methode; über das Verfahren bey der Abschätzung von Mittelwaldungen; über die Anlage von Reservefonds u. s. w. vorträgt, ist gründlich und lehrreich und wird gewis jeden Forstmann befriedigen. — Die Königl. Preussische Instruction für die Forsttaxatoren vom Jahre 1819 erfährt bey dieser Gelegenheit eine Critik.

§. 327 geht er nun zum zweyten Haupttheil der Taxationslehre, zur forstlichen Geldertragsberechnung, über.

Ref. muß sich auch hier mit dem Verf. bey den meisten Lehren übereinstimmend erklären; nur bey einigen Gegenständen will er sich einige Zweifel oder Bemerkungen erlauben.

Die forstliche Geldertragsberechnung zerfällt nach dem Hn Verf. in zwey Theile:

- a. in die forstlichen Grund = (Werth oder Preis) Anschläge; und
- b. in die forstlichen Nutz = Anschläge.

Zuerst (S. 329) von den forstlichen Nutz = Anschlägen, wobey wiederum die Nützlichkeit der Ertragstafeln, um die Material = Erträge im ganzen Umfange des Wortes daraus ersehen zu können, hervor gehoben wird. — Sodann S. 343 u. f. vom Bodencapital oder von den forstlichen Grund = Anschlägen.

Der Hr Verf. mühet sich hier, nach des Ref. Ansicht, vergebens ab, die Leser für seine Ansicht vom Material = und Boden = Capital und von der Nothwendigkeit, diese unter allen Umständen bey der Ertragsberechnung in Anschlag zu bringen, zu gewinnen. Der Vf. sagt S. 340: 'die fortdauernde Unterhaltung eines Material = Capitals auf dem Stocke, ist für den Forstbetrieb eben so unerläßlich, als für den Landwirth das Capital für sein Inventarium an Gebäuden, Ackerwerkzeugen, Geschirr und Vieh.'

Gewiß vollkommen richtig, so bald der Hr Verf. diese Vergleichung z. B. auf die Mutterstöcke bey dem Schlagholzbetriebe oder auf die (stehen bleibenden) Samenbäume bey dem Hochwaldsbetriebe zc. beschränkt; in diesem Falle sind beide (Mutterstöcke und Samenbäume) mit der Einsaat bey dem Ackerbau zu vergleichen, die auch zum Inventarium gehört. — Dies ist aber, wenn Ref. nicht irrt, nicht die Meinung des Hn Verfs. Der ganze auf dem Stocke befindliche Material = Bestand ist ihm Material = Capital. Davon kann Ref. sich aber nicht überzeugen. Der gesammte, noch nicht haubare Ma-

terialbestand, ist Erndte, aber noch nicht reife Erndte; sie hat noch eine unbestimmte Zahl von Jahren nöthig, um zur Reife (Haubarkeit) zu gelangen; (darin besteht gerade ein charakteristischer Unterschied zwischen Land- und Forstwirthschaft) und eben so wenig, wie der Landwirth die auf dem Halme stehende Frucht zum landwirthschaftlichen Inventar oder zum landwirthschaftlichen Capitalfonds rechnet, eben so wenig kann, nach des Ref. Ansicht, der Forstmann seine jungen nachwachsenden Bestände zc. zum Material-Capital seines Waldes oder zum Inventar rechnen.

Der Hr Verf. scheint hierin selber zweifelhaft gewesen zu seyn. Denn S. 364 sagt er: 'der beyrn nachhaltigen Betriebe erforderliche Aufwand eines Material-Capitals findet beyrn aussetzenden Betriebe nicht Statt oder er erscheint vielmehr in einer anderen, versteckten Form in der Summe aller Discontos der Einnahme aus dem haubaren Holze.'

Dies, deucht uns, ist widersprechend. Der Aufwand eines Material-Capitals nach des Hn Verfs Ansicht, kann nicht zugleich Statt finden und nicht Statt finden; findet er wirklich, aber nur in versteckter Form, Statt, so hätte er in dieser Form, ohne Verleugnung, nachgewiesen werden müssen; nach des Ref. Ansicht aber muß er, im Sinne des Hn Verfs sowohl beyrn nachhaltigen, als aussetzenden Betriebe Statt finden.

Eben so verhält es sich mit der Veranschlagung des Boden-Capitals.

Uns dünkt, der Boden, Naturboden, hat in der Reihe der werthvollen, natürlichen Gegenstände nur in so fern wirklich einen Werth, als er für die menschlichen Bedürfnisse irgend Etwas abwirft (produciert); und so kann sein Werth allerdings durch seine Erzeugnisse, entweder aus dem Mineral- oder Pflanzen- oder Thierreiche zc., sehr verschiedentlich dargestellt werden, je nachdem er für das Eine oder

das Andere dieser Erzeugnisse benutzt werden soll. Wird er für die eine oder die andere Art dieser Benutzungsweisen ausgewählt, so bedingt diese Benutzungsweise seinen Werth; die Werthe, die er bey anderen Benutzungsweisen erhalten haben würde, fallen alsdann nothwendig weg, denn sie können ja nicht gleichzeitig eintreten; einen Naturwerth des Bodens gibt es aber nicht, wenigstens ist dem Ref. ein solcher im Preis=Courant der Dinge noch nicht vorgekommen.

Diese Ansicht ist indessen abermahls, versteht Ref. ihn recht, nicht die Ansicht des Hn Wfs. — Er will dem Waldboden noch einen unabhängigen, mit ihm gleichsam parallel laufenden, absoluten Werth beylegen, einen Werth, der durch die möglichen vorhin erwähnten, verschiedenen Benutzungszwecke dargestellt werde, aber doch wegfällt, wenn ein solcher anderer Benutzungszweck gänzlich, z. B. bey dürrer Sandschollen zc. aufhört.

Der Hr Wf. geräth hier, anscheinend, zum zweyten Mahle, zu Gunsten seines national=öconomistischen Systems, mit sich selber in Widerspruch; er sagt S. 378: 'der Preis der Wälder stehe am meisten mit der ganzen Summe des Geldwerthes vom zeitlichen Material=Vorrathe und des Bodens eben so im directen Verhältnisse, als der Preis der landwirthschaftlichen Grundstücke, mit Ausnahme der Wiesen und Obstbaumstücke (warum?), mit der Summe des wirklichen Arbeits=Einkommens und zufälligen Reinertrages.'

Von der Forsthaushaltskunde, der zweyten nach des Hn Wfs Versicherung bisher nicht als besondere Disciplin vorgetragenen Lehre, haben wir schon oben das hierher Gehörige beygebracht.

Nachdem wir so den Hn Wf. in seinem Vortrage der Gewerbslehre treulich gefolgt sind, dürfen wir uns die Frage erlauben:

Was für neue Lehren werden mit diesem neuen



Worte bezeichnet? — Sind keine neue Lehren gemeint, gewinnt dann die Wissenschaft durch Einführung desselben in der Form oder an äußerer Würde?

In einer Anmerkung zu S. 327 sagt der Hr Verf. 'die Gewerbslehre habe überhaupt den Zweck zu zeigen, wie ein forstliches Gewerbe = Capital und Arbeit auf ein Einkommen zusammen wirken.'

Diesen Ausdruck in die bisherige Sprache der Forstschriftsteller übertragen, würde etwa lauten: die Gewerbslehre zeige, wie aus einem gegebenen Walde bey zweckmäßiger Einrichtung eine nachhaltige Material- und Geld = Einnahme bezogen werden könne; und da diese zweckmäßige Einrichtung keine andere seyn kann, als eine (systematische) Betriebs- und Abgaben = Regulierung d. h. eine gehörige Waldabschätzung, so würde der Titel: 'Lehre zur Betriebs- und Abgaben = Regulierung eines Waldes' ohngefähr dasselbe bezeichnen haben, was unser Vf. in der national-öconomistischen Sprache mit seiner Gewerbslehre bezeichnen will. — Und in der That lehrt das Buch des Hn Vfs auch nichts Anders, als was andere Tarrations- = Lehrer auch schon gelehrt haben; nur — wir wiederholen es sehr gern — in einer vortrefflichen Ordnung und Uebersicht.

Wozu also nun das neue Wort für alte Lehren?

Dies fragen wir um so mehr, da uns das Wort nicht einmahl glücklich oder würdig gewählt zu seyn scheint.

Mit dem Worte 'Gewerbe' im Gegensatze von Kunst, Wissenschaft &c. verbindet man immer den Begriff von einem bürgerlichen Nahrungszweige, von etwas 'Handwerks- und Kunstmäßigen', wobey die Abstufungen von Meister und Gesellen &c. und die Bestimmungen von Lehrzeit und Lehrbriefe und die Absicht, lediglich seinen Unterhalt damit zu gewinnen u. s. w. vorkommen. Damit ist an und für sich nichts Unrechtes oder Beschämendes verknüpft; auch

ist es wahr, daß mancher Privat-Waldbesitzer seinen Wald bloß zu seinem persönlichen Vortheil und zwar so hoch, wie irgend möglich, gleich einem Gewerbetreibenden anderer Art, benützt.

Allein in unserer Sprache ist das Wort 'Gewerbe' eigentlich für die weitere Verarbeitung roher Producte vorbehalten, der Landmann, der Getreide und Vieh zc., der Forstmann, der Holz und Borke gewinnt, wird nicht ein 'Gewerbetreibender' und seine Beschäftigung nicht ein 'Gewerbe', sondern eine 'Wirthschaft' d. h. eine Einrichtung genannt, wobey es allerdings auch auf die Sustentation des Wirthschaftstreibenden, mehr aber doch noch auf die fortdauernde Erhaltung des wirthschaftlichen Objects, gerade weil es Rohproducte zu weiterer Verarbeitung liefert, ankommt. — Und deswegen, weil diese fortdauernde Erhaltung zuletzt auf wissenschaftlichen Gründen beruhen muß, steigert sich auch die Land- und Forstwirthschaft so leicht und schnell zur 'Wissenschaft', während die Gewerbe, bey gleicher Anwendung, sich zur Kunst steigern.

Insbesondere würde der Forstmann sich gegen die Einführung des Wortes 'Gewerbe' für seine Beschäftigung und Wissenschaft sträuben. — Angestellt bey großen Staatswaldungen, die nicht handwerksmäßig, sondern zum Besten der Staats-Einwohner, nicht vorzugsweise zum Gewinn der Staats-Casse, sondern zum Gewinn der zahllosen Gewerbe, die ihren Rohbedarf aus den Wäldern beziehen zc. behandelt und benützt werden, würde er es für eine Verletzung seiner Würde als Staatsdiener halten, wenn man ihn den Gewerbetreibenden, der je mehr nimmt, je mehr er verdienen kann, bezählen wollte. Und eben so würde er es für eine Kränkung ansehen, wenn er, anstatt einer Taxationslehre (die ihm so viel Kopfbrechens verursacht hat) in Zukunft eine 'Gewerbslehre' aus der Tasche zöge; er würde dabey immer an den besten Lehrmeister erinnert werden.

In Norddeutschland hat, unseres Wissens, diese neue Form auch noch keine Verehrer und Nachahmer gefunden. — In Süddeutschland ist es anders. Dort hat sie, unter andern, in dem Werke des herzogl. Leuchtenbergischen Ober-Administrations-Rathes Peter Reber: 'Der Waldschutz und die Forstdirection' betitelt, Früchte getragen, die unseren Appetit wenig in Anspruch genommen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 61. Stück.

Den 15. April 1844.

---

### T r i e r.

Druck und Verlag der Fr. Link'schen Buchhandlung. 1841. Geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar und dem Rheine. Ein Bericht an die Gesellschaft nützlicher Forschungen zu Trier, von J. Steininger. Nachträge, mit 5 Petrefactenzeichnungen. 48 Seiten in Quart.

Die Schrift, zu welcher diese Nachträge gehören, wurde in diesen Blättern (J. 1840. S. 1401 — 1408) mit gebührender Anerkennung der Verdienste, die sich ihr Verfasser um die geognostische Kunde der beschriebenen Gegend erworben hat, angezeigt, wobey freylich der Referent nicht umhin konnte zu erwähnen, was er an der im Ganzen trefflichen Arbeit auszusetzen fand. Das Vorwort zu vorliegenden Nachträgen enthält eine Erwiderung auf diese Bemerkungen, so wie auf eine von dem Hn Prof. Noeggerath verfaßte Recension in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik. Wenn einige Aeußerungen des Referenten mit den in jener Recension dargelegten Ansichten überein-

stimmten, so kann ihm solches nur erfreulich seyn, ob er sich gleich gegen die in obigem Vorworte enthaltene Aussage verwahren muß, daß seine Anzeige ein Auszug aus der Recension in den Berliner Jahrbüchern sey. Referent, dem seit dem Erscheinen der Nachträge die Freude zu Theil geworden, die persönliche Bekanntschaft des geehrten Hn Verfassers zu machen, und von ihm vielfache Belehrungen und unschätzbare Beweise von Wohlwollen zu empfangen, glaubt nun um so mehr darauf hoffen zu dürfen, daß derselbe in den auch im Nachfolgenden enthaltenen offenen Aeußerungen über abweichende Ansichten, nur ein dem seinigen gleiches Streben nach Wahrheit, und nicht etwa einen Mangel an Dankbarkeitsgefühl erkennen werde.

Der erste Zusatz liefert die von einer Abbildung begleitete Beschreibung einer neuen fossilen Fisch-Species von Lebach, welche von dem Verf. *Colobodes Agassizii* genannt worden. In einem andern Zusatze sind zahlreiche neue Beyträge zur fossilen Flora der Saarbrücker Steinkohlenformation enthalten. Die 69 Nummern der früheren Abhandlung sind hier auf 83 vermehrt. Unter den neu hinzu gekommenen befindet sich eine von Hn Steininger zuerst beschriebene Art: *Syringodendron elegans*. Von ausgezeichneten Exemplaren der *Bornia equisetiformis* und der *Knorria Sellonii* sind Abbildungen gegeben. Hr Steininger ist der Meinung, daß letztere Pflanze und *Knorria imbricata* Sternb. zur nämlichen Species gehören. Was man bisher für fleischige Blätter hielt, sind nach dem Verf. Organe, welche sich ursprünglich unter der Rinde befanden: Gefäßbündel, welche sich von dem Holzkörper trennten, und durch die Rinde nach den Blättern gingen. Nach dem

Habitus der Pflanze zu urtheilen, möchte sie der Verf. zu den baumartigen Euphorbien, vielleicht zu den baumartigen Cactus zählen. Hr Steininger hatte in der Abhandlung behauptet, daß die Sagenarien und Aspidiarien baumartige Cactus gewesen seyen, und liefert hier nun zur genaueren Vergleichung eine Zeichnung des Holzfasernezes von *Cactus spinosissimus*. Es ist eine Notiz von einem schönen Calamiten mitgetheilt, der durch einen neuen Stollen einer Kohlengrube zu Neunkirchen aufgedeckt worden. Er steht senkrecht gegen die Schichten, ist ungefähr armdick, und gehört vielleicht zu *Calamites pachyderma* Brongn. Hr Steininger, der die Ansicht von Ad. Brongniart, nach welcher die Calamiten den Equiseten verwandt sind, nicht theilt, wurde durch die Untersuchung jenes großen Calamiten darin bestärkt, daß diese Pflanzengattung, wie man früher annahm, zu den baumartigen Gräsern gehörte.

In einem anderen Zusatze hat der Verfasser zur Verhütung von Mißverständnissen die Thatsachen kurz zusammen gestellt, welche über die in der beschriebenen Gegend sich findenden Lagerungsverhältnisse der Steinkohlenformation und der darüber liegenden Sandsteingebilde bis zum Muschelkalk Licht verbreiten. Der an Steinkohlenflözen reichste Gebirgsdistrict in den Umgebungen von Saarbrücken ist vorzüglich aus Kieselconglomerat und zum Theil aus einem conglomeratartigen grauweißen Sandstein zusammen gesetzt, worin der Schieferthon und die Kohlenflöze untergeordnete Lager bilden. Hr Steininger hält das Conglomerat für das Todtliegende der deutschen Bergleute, und beruft sich auf die Aussage kundiger Bergbeamten, die früher in Sachsen, Hessen, Schlesien in Diensten standen. Im Hangenden der Conglomerate

treten feinere Sandsteine auf, welche schwache Kohlenflöze führen, und von einem weit verbreiteten Kalkflöz begleitet sind. Diesen Kalk sieht der Vf. für einen Repräsentanten der Zechstein-Formation an. Im Hangenden dieses Kalkes kommen, dem Sandsteine untergeordnet, Flöze von Schieferthon mit eingelagertem Thoneisenstein vor, welche beide viele Abdrücke von Fischen enthalten, die zu den Geschlechtern *Acanthodes*, *Amblypterus* und *Palaeoniscus* gehören. Der Pal. *Freieslebeni*, der die Kupferschieferformation auszeichnet, ist noch nicht gefunden worden. Referent muß gestehen, daß er jenen Ansichten des Verfassers nicht beypflichten kann, sondern die Ueberzeugung hegt, daß das Saarbrücker Kohlengebirge zur eigentlichen Steinkohlenformation gehört, mit deren wesentlichen Charakteren es übereinstimmt. Die petrographische Aehnlichkeit der gröbereren Conglomerate mit den Conglomeraten des Todtliegenden ist allerdings zuweilen sehr groß; aber Conglomerate von derselben Beschaffenheit kommen auch in anderen Gegenden, z. B. in Schlesien, im entschiedenen Steinkohlengebirge vor, welches älter als das Rothliegende ist. Referent sieht daher auch den Kalk nur als ein der Steinkohlenformation untergeordnetes Lager, nicht als einen Repräsentanten des Zechsteins an. Fischabdrücke kommen in anderen Gegenden im oberen Theil des Kohlengebildes ebenfalls vor, z. B. in Frankreich, in dem Gebirge zwischen der Loire, Rhone und Saone. Sie finden sich hier in einem bituminösen Schiefer, den man mit Unrecht für ein Aequivalent des norddeutschen Kupferschiefers gehalten hat (vergl. gel. Anz. vom Jahre 1843 S. 687). Mit der Ansicht, welche Hr Steininger von dem Saarbrücker Kohlengebirge hegt, steht es im Zusammenhange,

daß derselbe geneigt ist, das darüber hinweggelagerte Porphyrconglomerat für ein Aequivalent der unteren Abtheilung des neuen rothen Sandsteins der Engländer anzusehen, obgleich die Uebereinstimmung mit dem Porphyrconglomerate, welches in anderen Gegenden von Deutschland, z. B. am Thüringer Walde, mit dem Rothliegenden genau verknüpft ist, nicht wohl erkannt werden kann.

In einem folgenden Zusatze theilt Hr Steininger neue Beiträge zur Kenntniss der Trappgesteine der Rheinpfalz mit, unter welchen die Bemerkungen besonders hervorgehoben zu werden verdienen, welche die Gesteine des Schaumberges bey Tholei, des Leitsberges bey Furschweiler, und die schwarzen Trappgesteine von Martinstein bey Kirn an der Nahe betreffen, welche nach ihm aus einem Gemenge von Titaneisen und Albit bestehen. Nach seinen Versuchen enthält das Gestein des Schaumberges gegen 18 Procent Titaneisen. Auf seine Veranlassung wurde auf dem Eisenwerke zu Nonnweiler versucht, dasselbe als Zuschlag bey dem Eisenschmelzen anzuwenden. Der Erfolg war aber nicht günstig, indem es einen nachtheiligen Einfluß auf die Qualität des Eisens hatte. Wenn der Verfasser dafür hält, daß das Trappgestein vom Schaumberge und von Martinstein in chemisch-mineralogischer Hinsicht gleiche Zusammensetzung habe, so scheint dagegen zu sprechen, daß der Dolerit in der Regel Labrador und Augit enthält, wozu dann noch bey dem Gestein von Steinheim unweit Hanau ein bedeutender, von Hn von Leonhard zuerst nachgewiesener Gehalt an kohlen-saurem Eisen kommt, der nach den Untersuchungen des Referenten auch in manchen anderen Do-

leriten sich findet. Hr Steininger erklärt bey dieser Gelegenheit, daß er jene Trappgesteine der Rheinpfalz in geognostischer Beziehung keinesweges den jüngeren Basaltgebilden zuzähle, daher Referent, der durch den von dem Verfasser gebrauchten Ausdruck 'Flößtrapp-Formation' — womit man bekanntlich ehemahls die basaltischen Gebilde zu bezeichnen pflegte — irre geleitet worden, die darauf sich beziehende Bemerkung in seiner früheren Anzeige (a. a. D. S. 1407) hiermit gern zurücknimmt. Die Meinung des Verfassers, daß die Dolerite von Steinheim und Büdingen neuere basaltische Laven, und jünger als die eigentlichen Basalte seyen, dürfte durch das Vorkommen jener Gesteine nicht hinreichend begründet erscheinen.

Zuletzt hat Hr Steininger noch einen Zusatz zu seiner in der früheren Schrift enthaltenen mathematischen Untersuchung über das Alter der Steinkohlenformation geliefert, bey welcher Gelegenheit von ihm auch die Ansicht Poisson's über die Abkühlung der Erde und die damit zusammenhängenden Veränderungen derselben, ausführlicher beleuchtet worden. Referent kann nicht unterlassen die Schlußbemerkung des Verfassers, welche manchen Geologen zur Beherzigung besonders zu empfehlen seyn dürfte, hier mitzutheilen. 'Für die Geologie im Allgemeinen haben Betrachtungen der Art, wie sie hier angestellt wurden, den Vortheil, daß sie zeigen, wie wenig der Naturforscher bey Erklärung der geologischen Erscheinungen hinsichtlich der Zeit beschränkt werden könne; und wie sehr also die langsam wirkenden Kräfte, die noch gegenwärtig in der Natur thätig sind, um die Oberfläche der Erde zu verändern, berücksichtigt zu werden verdienen, wenn es sich darum handelt,



aus dem gegenwärtigen Zustande der Erde, ihren früheren Zustand zu erkennen und zu beurtheilen. Es dürfte wohl auf diese Weise wahrscheinlich werden, daß kein hinlänglicher Grund vorhanden ist, von plötzlichen, gewaltsamen Veränderungen der Erdoberfläche, von geologischen Revolutionen in dem Sinne zu sprechen, wie dies so oft in den besten Schriften geschehen ist. Man wird in den Wirkungen der Flüsse und des Meeres, der Vulkane und der Kräfte, welche aus der Abkühlung der Erde entspringen, wohl während einiger Jahrtausende nur ein unendlich Kleines erkennen, das erst nach Tausenden von Millionen Jahren bedeutend wird, — ein Differential, das durch die Zeit integriert, einen endlichen Werth erhält. Aber alsdann dürften wohl diese Ursachen hinlänglich seyn, die geologischen Phänomene zum größten Theil zu erklären. Zugleich scheinen die Fortschritte, welche in neuerer Zeit in der mathematischen Physik gemacht wurden, dem Geognosten den Weg zu zeigen, auf welchem er endlich wird zu einer genaueren Kenntniß der absoluten Dauer der geognostischen Perioden gelangen können, während man früher fast allgemein glaubte, daß es unmöglich sey, mehr als das relative Alter der Gebirgsformationen zu bestimmen.'

### S c h w e r i n .

In Commission in der Stillerschen Hofbuchhandlung 1843. Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthümer, herausgegeben von G. C. F. Lisch und A. Bartsch. Achter Jahrgang. 271 und 159 Seiten in Octav.

Hinsichtlich des neuesten Jahrganges dieser gediegenen, in diesen Blättern schon mehrfach besprochenen Zeitschrift, genüge eine kurze Anzeige der bedeutendsten Abhandlungen, welche in demselben enthalten sind. Auch dieses Mal verdankt der Leser die größere Zahl der Mittheilungen dem unermüdet thätigen Herausgeber, Archivar Lisch in Schwerin. Von ihm sind namentlich die beiden ersten Aufsätze: 'Ueber die Stiftung der Klöster und Kirchen zu Bükow und Rühn' und 'Geschichte des bischöflich-Schwerinschen Wappens' und zwar mit dem Scharfsinn und der Belesenheit zusammen gestellt, welche in seinen historischen und diplomatischen Arbeiten vorzuwaltem pflegen. Derselbe veröffentlicht hier, nach der erst kürzlich aufgefundenen Originalhandschrift, den Bericht über eine 1535 Statt gefundene 'evangelische Visitation' der Mecklenburgischen Gotteshäuser, ein lehrreicher Beytrag zur Kirchengeschichte jenes Jahrhunderts. Von nicht geringerem Werthe ist die Abhandlung desselben über die Rostocker Chroniken des 16. Jahrhunderts. Die umfangreiche, vom Archivregistrator Glöckler zu Schwerin mitgetheilte Lebensbeschreibung des Kanzlers Heinrich Husan ist mit Liebe geschrieben und zeugt von gründlichen Studien. Die zur Ergänzung der Sammlung von Mussaeus zusammen getragenen plattdeutschen Redensarten und Sprichwörter vom Hilfsprediger Günther zu Eldena werden von einem großen Kreise von Lesern mit Dank entgegen genommen werden.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

62. 63. Stück.

Den 18. April 1844.

---

## Heidelberg und Leipzig.

1843. Von der Verengerung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten, von Friedrich Liedenmann.

Der als Anatom und Physiolog berühmte Verf., welcher ohne Frage das reichste Material über abnorme Gefäßbildung theils veröffentlicht hat, theils der Zukunft aufbewahrt, beschenkt uns hier mit einer bedeutenden Arbeit über eine Abtheilung der Gefäßpathologie, welche von großer practischer Wichtigkeit ist. Wir erhalten hier eine Monographie im eigentlichsten Sinne des Wortes, reich und erschöpfend, nicht von temporärer Bedeutung, sondern eine Grundlage für specielle Studien und etwaige fernere Arbeiten. Das reichhaltige Material hat der Verf. in dem ersten Theile der Abhandlung nieder gelegt; es sind 105 Krankheitsfälle, deren anatomischer Befund und Krankengeschichte, wo sie zu haben war, kurz, aber bündig mitgetheilt werden. Auf dieser Basis fußt der zweite Theil, Folgerungen und Betrachtungen.

Die krankhaften Zustände, welche eine Verengerung und Verschließung der Arterien begründen, werden zurückgeführt 1) auf Entzündung der inneren glatten Haut der Pulsadern; 2) auf Auswüchse und krankhafte Wucherungen der inneren Haut; 3) auf Ablagerungen fester oder erdiger Concremente, oder Eiter zwischen die Häute; 4) auf Blutgerinsel, welche den Canal der Arterien, gleich Pfröpfen, verschließen.

Diese krankhaften Zustände sind wiederum keine Fundamentalursachen, sondern Folgen anderer, theils offener, theils sehr versteckt liegender pathologischer Vorgänge, welche der Verf. mit physiologischer Genauigkeit, immer auf dem factischen Material fußend, bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen sucht. Wenn dieses Ziel nicht erreicht ist, wenn viele Zweifel ungelöst bleiben, wenn bey der Lösung einer Frage immer wieder eine neue, unbeantwortete im Hintergrunde sich erhebt, so liegt dies in der Natur solcher Untersuchungen, die wir nach dem Stande unserer Physiologie und Pathologie nun einmahl nicht bis zur Vollendung führen können. Wenn wir uns auch hie und da dem Ausgangspuncte pathologischer Zustände zu nähern glauben, die Grundursache ist noch nirgends ermittelt. Aber die Behandlungsweise unseres berühmten Verf. zeichnet sich dadurch vor so vielen andern aus, daß sie den thatsächlichen Boden nicht verläßt, die leeren Speculationen, welche oft die Schwäche der wissenschaftlichen Deduction verdecken sollen, abweist, und nicht in einem Worte Hilfe sucht, wo uns der Begriff fehlt.

Der zweyte Abschnitt des zweyten Theiles handelt von den Folgen und Wirkungen der Verengerung und Verschließung der Pulsadern. Es werden die wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen

geschildert, welche die Entzündung und Verschließung der Arterien im Allgemeinen, und der größeren Räume im Besonderen, begleiten. Es wird gezeigt, wie durch Vergrößerung der Collateralgefäße die Möglichkeit einer fortdauernden Circulation gegeben wird, und welcher Weg, bey den einzelnen Fällen, gewöhnlich dem Blute eröffnet war. Auf diesen letzten Punct beziehen sich vorzüglich die beygegebenen Abbildungen und sie sind deshalb um so wichtiger, da sie außer dem wissenschaftlichen Interesse auch ein practisches involvieren, welches der ausübende Chirurg ganz besonders im Auge behalten sollte. Die letzten Kapitel enthalten 1. den Brand in Folge von Gefäßverschließung, wobey die verschiedenen Modificationen dieses Uebels eine vortreffliche physiologische Erörterung finden. 2. Die pathologischen Zustände, welche mit der Verengerung der aorta und arteria pulmonalis in ihrem Ursprunge vorzukommen pflegen. 3. Die Verengerung und Verschließung der Kranzarterien des Herzens, wobey die s. g. angina pectoris ausführlich erörtert wird.

In den, die practische Seite berührenden Kapiteln bemüht sich der Verf. die Diagnose dieser Verengerungen und Verschließungen der Gefäße fest zu stellen und von andern Zuständen zu unterscheiden. Vieles, von ihm gesagte, wird sicher dazu beytragen, die Diagnose in Zukunft fester zu stellen, und besonders wird der Einfluß einer anatomischen und physiologischen Betrachtungsweise, wo aus den Functionstörungen eines Theils auf die Ursache der Störung zurück geschlossen wird, zu einer größeren Vervollkommnung führen. Doch scheint mir trotz aller Fortschritte die Möglichkeit einer sicheren Diagnose noch nicht für die meisten Fälle gegeben, und gewis werden wir durch freye

Anerkennung der Unsicherheiten eher zu ferneren vorurtheilsfreyen Untersuchungen und Beobachtungen geführt, als durch zu festen Glauben an eine Sicherheit, die nur zur Selbsttäuschung führen kann.

Die Liedemannsche Schrift wird Jedem, der sie fleißig benützt, eine reiche Ausbeute gewähren, Ausbeute an Material, Erfahrung und wissenschaftlicher Anregung. Wenn gleich der bearbeitete Gegenstand nur einen kleinen Zweig unserer Wissenschaft umfaßt, so hat der Verf. doch so vielseitige Betrachtungen daran geknüpft, daß die Belehrung, welche der Leser erhält, diesen Kreis weit überschreitet.

D. Kohlrausch.

### B a s e l.

Druck und Verlag der Schweighäuserschen Buchhandlung 1843. Das Leben Johannes Dekolampads und die Reformation der Kirche zu Basel. Beschrieben von Joh. Jak. Herzog, der Theol. Lic. und ordentl. Prof. an der Akad. zu Lausanne, der theol.=histor. Gesellschaft zu Leipzig ordentl. Mitgliede. Band 1. (XXIV und) 366 Seiten, Band 2. (VIII und) 307 Seiten in Octav.

Man kennt den Dekolampadius wegen seines Verhältnisses zu Zwingli und dessen Abendmahlslehre, so wie wegen seiner Theilnahme an den Sacramentsstreitigkeiten, häufig nur als ein vorübergehendes, in die deutsche Reformation nur herein ragendes Gestirn. Schon darum ist die Erscheinung des vorliegenden Werkes heilsam und dankenswerth, weil uns dasselbe belehrt, daß jene Seiten in Dekolampads Leben und Thätigkeit nur von untergeordneter Bedeutung sind, während er vielmehr der ganzen reformatorischen Bewegung in der Schweiz Halt und Ordnung gibt und zumahl

der Kirche zu Basel als Anker dient. Will man vergleichen, so ist er der Melanchthon der Schweiz, nur daß dieser bey zunehmender Entwicklung sanfter und gemäßigter, Dekolampad fester und strenger wurde. — Auch außerdem ist das Werk des Hn Herzog, der ohnehin schon rühmlich bekannt ist, von erfreulichem Werthe. Sehen wir sonach, was es enthält und in welcher Ordnung.

Das erste Buch gibt einen Ueberblick über Basels Zustände und Verhältnisse bis Ende 1522, will uns also über das Terrain orientieren, auf welchem die später ausführlich geschilderten Bewegungen vor sich gehen. Dies geschieht nach vier Seiten: politische Zustände, religiös = Kirchliches, wissenschaftliche Bildung, theologische Bewegung seit Luthers Thesenanschlag. War es hier um allgemeine Charakterisierung zu thun, so ist dieser Zweck wohl gelungen. Aber das Allgemeine ist nur eine Farbe, während die Geschichte ein Bild seyn will. An individuellen Zügen fehlt es hier. Wir finden mehr Resultat, als Entwicklung. Selbst S. 26, wo ein niedliches Klosterbild vorkommt, eilt der Schluß S. 27 einer unnöthigen Verallgemeinerung zu. Auch das müssen wir tadeln, daß von keiner bestimmten und klaren Auffassung des Wesens der Reformation ausgegangen wird. Dies war um so nöthiger, als der Verf. neben der Biographie Dekolampads das patriotische Interesse befriedigen will, die Reformationsgeschichte Basels zu verfolgen. Mit dieser geht die politische Entwicklung Hand in Hand. Also that Sonderung Noth. — Gegen das Ende unsers Abschnittes findet sich reiches Detail, nur nicht immer dem Leser so vors Auge geführt, daß diesem ein Zusammenblick möglich wird. Besonders interessant ist das Bild Glareans, eines Schöngeiz-

stes aus Erasmisscher Schule, der sich auch der Theologie annahm, doch nur um mit ihr zu coquetieren, S. 73 ff.

Erst das zweyte Buch beginnt Dekolampads Geschichte. Unser Johannes war der Sohn Herrn Hausfcheins, Bürgers zu Weinsberg, und einer Mutter aus dem Baselschen Geschlechte Pfister. Früh talentvoll und gelehrt studierte er in Heilbronn, Bologna und Heidelberg. Nur kurze Zeit war er dann als Prediger in Weinsberg und knüpfte auf mehreren Reisen Bekanntschaft mit den bedeutendsten Theologen und Humanisten an. Schon 1515 finden wir ihn eine Zeit lang als Prediger in Basel, wo er auch Gregese liest. Aber er fühlt sich in der Erasmisschen Luft nicht wohl; er selbst ist dem hermaphroditischen Desiderius zu mönchisch und katholisch. Er geht zurück nach Weinsberg und schreibt gegen das Ostergelächter, entweicht aber wegen dadurch entstandener Mishelligkeiten wieder nach Basel. Jetzt ist er befreundeter mit Erasmus, der ihn sogar bey der zweyten Ausgabe seines N. T. gebrauchen will, aber desto weniger kann er die sittliche und wissenschaftliche Rohheit der Geistlichen ertragen. Daher ist er 1518 plötzlich Prediger in Augsburg und nimmt Ecks Fehdehandschuh auf, den dieser gegen die dortigen 'canonici indocti' geschleudert hatte. Außerdem finden wir ihn bey patristischer Beschäftigung; ja die Lobreden der Väter auf das Mönchsleben bringen ihn dahin, 1520 in aller Stille als Brigittennönch ins Kloster Altenmünster zu gehen. Er fand auch da keine Ruhe, nicht einmahl nach außen. Die Frömmigkeit nach der Uhr ist ihm lästig, die dumpfen, später calumnierenden Mönche unheimlich. Zu seiner Aufrichtung dient eine fortgesetzte Beschäftigung mit den griech. Vätern, und eine Art



geistigen Mariendienstes, über den er Predigten heraus gab. Auch über das Abendmahl hält er eine ahnungreiche Predigt und schreibt über die Beichte einen Tractat. Er ist wie einer, der sucht und nicht findet. Im Frühjahr 1522 ist er dem Kloster entflohen und wird Prediger auf der Ebernburg bey Ritter Franz von Sickingen. Hier gleichsam auf der Spitze des Abentheuerlichen findet er sich innerlich zurecht. Je mehr Unruhe und Verwirrung um ihn, desto mehr Stille und Sammlung in seinem Innern. Er liest in der Messe das Schriftwort deutsch, und wie er an seinen Freund Hedio darüber schreibt, zeigt uns, theils welches Aufsehen diese Neuerung machte, theils wie klar und bewußt Dekolampad verfuhr. Er wandert nach Basel zurück, das er fortan nicht mehr verläßt. Was er außen suchte, hat er daheim in sich gefunden. Seine reformatorische Entwicklung ist darum so merkwürdig, weil sie ohne gewaltsamen Anstoß von außen her vor sich ging und weil in ihm die besten Elemente des Humanismus und die edelsten der Mystik sich verbanden. Und doch entstand aus solcher Verbindung nichts Ueberschwengliches oder Flaches! — Die Darstellung des Verfs in diesem Abschnitte ist vortrefflich. Sollen wir tadeln, so wünschten wir S. 151. §. 2. mit §. 1. verwebt, wofür (S. 224 unten) die Begründung von dem Verf. selbst gegeben wird. Besonders auszuzeichnen ist die Resumtion des Entwicklungsganges S. 199 ff.

Das dritte Buch, welches den ersten Band beschließt, schildert Dekolampads Thätigkeit in Basel vom Spätjahre 1522 bis zum Frühjahr 1526, wo der Katholicismus auf dem Gespräche zu Baden einen scheinbaren Sieg errang. In Basel fand die Sache der Reformation Schwierigkeiten, die

in Zürich nicht waren: die Abwesenheit eines Bischofes mit seinem Gefolge, eine streng katholische Universität; dabey kein hervorragender eingeborner Mann, eine altersschwache, in Gährung gerathene politische Verfassung. Daraus erklärt sich, daß die Baseler Reformation innerlich von der Zürcherischen, daß ferner Dekolampad von Zwingli abhängig wird. Ohnehin war Zwingli eine souveräne, Dekolampad eine abhängige Natur. Dieser Letztere ist anfangs Prediger, dann zugleich Rector an der Universität, wo er Exegese des N., dann auch des N. T. vor einem gemischten Auditorium liest, die Tagescontroversen der Theologie nicht vermeidend. Diese Vorlesungen sind für Basel, was für Deutschland Luthers Bibelübersetzung und Schriften. Dazu kamen mancherley Disputationen (Stör, Farel). Dekolampads Predigten sind merkwürdig, weil sie gegenüber den Extremen des todten Glaubens und der selbstgerechten Werkheiligkeit nicht von Paulus ausgehen, sondern vom ersten Briefe des Johannes. Volk und Rath sind bald für die gute Sache, feindlich ist der Clerus und die Universität; Trübung kommt durch Einmischung des Verfassungskampfes gegen die altberechtete Aristokratie in die kirchliche Reformation. Der Schluß des Buches zeigt Dekolampads Stellung in einzelnen bedeutenden Situationen. Zuerst im Kampfe gegen die (schweizerischen) Wiedertäufer. Er war schon früher mit Denk und Münzer bekannt und seine Lage wie sein Benehmen erinnert unwillkürlich an Melancthon, s. S. 300 ff.

Ungleich wichtiger und folgenreicher ist bekanntlich Dekolampads Theilnahme an dem unglücklichen Sacramentsstreite. Der Verfasser hebt an (S. 316) mit einer Würdigung Zwinglis, der wir die vollste Anerkennung schuldig sind. Wir ver-

weisen dabey auf Hn Herzogs Bemerkungen über Zwingli's Lehre von der Gnadenwahl (Studien 1839). Im Uebrigen theilt der Verf. die Ansicht, daß Zwingli seine Abendmahl'slehre von Erasmus 'zuerst' empfangen habe. Nun ist es aber an sich mißlich, über Entstehung und Fortpflanzung einer Ansicht zu streiten, die eben so wohl individuell, als angeeignet seyn kann. Den erstern Fall hat man bey Zwingli — wohl nicht ganz mit Recht — wenig erwogen. In Betreff des andern hört man häufig Erasmus als den Vater der Zwingli'schen Lehre nennen. Allein fragen wir weiter nach, so kommt man schließlich nur auf ein 'Hörensagen'. Melanchthon nämlich schrieb nach dem Marburger Gespräche brieflich die Notiz: Zwingli habe ihm gesagt, daß er seine Lehre aus Erasmus Schriften geschöpft habe. Aber konnte nicht im Verlauf jener nicht allzu unbefangenen Verhandlungen, wo die Schweizer mehr mit Auctoritäten fochten, als Luther und selbst Melanchthon angenehm war, der Name des Erasmus genannt seyn — eben nur als ein Name? Zwingli hatte, damahls die Abendmahl'slehre, wenn er sie überall von außen empfing, mindestens 10 Jahre mit sich herum getragen und verarbeitet. Wußte er da selbst noch genau zu sagen, von wem er den ersten Anstoß dazu empfing? — Wir sagen dies Alles nur, um wiederholt auf Ullmann's werthvolle Entdeckung hinzuweisen, daß es zuletzt Wessels Lehre seyn dürfte, die Zwingli zu der seinigen machte. (Vergl. Reformatoren vor der Reformation Band 2. S. 563 ff.).

Der Verf. gibt einen dankenswerthen Auszug aus Descolampads erster Schrift in der Abendmahl'sache; aber wenn er Planck's Darstellung tadelt (S. 322)\*, so können wir auch die seinige

\*) Dies geschieht noch einige Male, ohne daß, wie es

nicht loben. Dekolampad wollte auch hier, was er immer wollte, Wahrheit und Frieden — nicht 'Recht haben'. Wenn er also seine Argumente gegen Petrus den Lombarden richtet, aber Luther und dessen Angehörige meint, so können wir das nicht mit unserm Verf. 'höchst unklug und beleidigend und herausfordernd' nennen, eher möchten wir mit Planck annehmen, daß er den Gegnern, die er voraus sehen konnte, 'keinen Anlaß zur Erbitterung' geben wollte. In der That aber glauben wir, daß er guten Grund haben mochte, Luthers Lehre in den meisten Stücken — die Transsubstantiation natürlich abgerechnet — mit der früheren katholischen für identisch zu halten. Denn 1525 ist noch nicht 1536! — Das letzte Kapitel dieses Buches ist mehr im Interesse einer Baselschen Reformationsgeschichte, als einer Biographie Dekolampads.

Das vierte Buch (Anfang von Band 2) beschreibt Dekolampads Leben bis zum völligen Siege der Reformation in Basel, Febr. 1529. Die katholische Partey in der Schweiz siegte bekanntlich auf dem Badener Tage, aber die ungestüme Verfolgung des Sieges entriß ihr denselben wieder. Es gelingt nicht, den Dekolampad aus Basel zu vertreiben; er ordnet vielmehr Tauf- und Abendmahlsliturgie und benützt die neu erlangte Erlaubnis, drucken zu lassen, im Interesse der practischen Bibelerklärung, des Gottesdienstes und des Jugendunterrichts. In Betreff des letzteren ist ein Auszug aus dem Catechismus des liebenswürdigen Mannes besonders charakteristisch, S. 32 ff. In

scheint, hinlänglicher Grund dazu vorhanden ist, vergl. Bd. 2. S. 108. Planck hat die für einen Theologen seiner Zeit seltene Genugthuung, auch jetzt noch häufig — getadelt zu werden.

einer Schrift verantwortet Dekolampad die gereinigte Lehre vor dem Rathe — die Messe wird fast ganz abgeschafft. Nach außen hin den katholischen Cantonen gegenüber wird durch das Berner Religionsgespräch das von Baden paralytisch gemacht. Gegen das Schwanken des Rathes gibt in Basel das Volk durch einen Bildersturm den Ausschlag. Durch solche Trübungen und Stürme hatte der Reformator mit dem Schiffe der Kirche auch den Nachen einer neu gegründeten Häuslichkeit zu steuern. Er nahm Frau Wilibrandis Rosenblatt, verwittwete Keller, zur Ehe und hatte 3 Kinder. Auch zu seinem Diener Joh. Gundelfinger finden wir ein fast freundschaftliches Verhältnis. — Neue wiedertäuferische Bewegungen lenken die Aufmerksamkeit auf die Landschaft; auch hier gewinnt die Reformation eine sichere Stätte und Dekolampad ist es, der in einem Hirtenbriefe zu den Pfarrern redet. Die entferntesten Wellen, wenn schon die ungestümsten, tosen in der Nachtmahlsache: Syngramma und Antisyngamma. Nebenstreitigkeiten mit Billikan, Pirckheimer, Luther und Andern. Endlich im Febr. 1529 consolidiert sich Basels Localreformation mit den in Städten gewöhnlichen Symptomen: eine abgestandene Rathsverfassung wird abgeschafft, eine zeitgemäße an die Stelle gesetzt; die katholischen Ueberreste entfernt man nicht ohne Gewaltthatigkeit. Sieht man nicht bey Zeiten dahin, Gottes Willen zu dem des Volkes zu machen, so tritt nachmahls die Nothwendigkeit ein, im Volkswillen Gottes Gericht zu sehen.

Das fünfte und letzte Buch umfaßt den nur noch kurzen Zeitraum bis zu Dekolampads Tode; von Febr. 1529 bis Ende Novbr. 1531. Als die Reformation sich innerlich festigte, erhielt Dekolampad die Stelle eines Pfarrers an der bischöflichen

Kirche (dem Münster) — eine 'Andeutung, daß er in gewissem Sinne an die Stelle des abgetretenen Bischofs treten solle.' Der Verf. geht sofort über zu einer ausführlichen Erörterung der Baselschen Reformationsordnung S. 154—171, ohne indessen zu bemerken, wie weit der Einfluß Dekolampads bey derselben wirksam gewesen sey. Auch die geändertey Verhältnisse der Universität, des bischöflichen Kapitels und der Klöster werden in gleicher Weise erwogen. Neue Regungen der Wiedertäuferey führen zu einigen Schärfungen der Kirchenzucht. Dekolampads Rede über die Einführung des Bannes wird im Wesentlichen mitgetheilt. Wer das Abendmahl gar nicht oder nicht in vorgeschriebener Form feyere, solle aus dem Rathe gestossen werden. Wie indessen neben der Strenge eines fast barbarischen Kirchengesetzes die Milde der Praxis herging, zeigt das Verfahren mit Servet in Betreff seiner Schrift *de trinitat. erroribus*, die in Basel gedruckt war. — Dekolampads letztes Vermächtniß an die durch ihn erneuerte Kirche ist die Synodalverfassung. Er schrieb sie nicht bloß in die Kirchenordnung, sondern führte sie zugleich ins Leben ein. Hierbey liegt es nahe, an ein Land zu denken, wo auch in einzelnen Kirchenordnungen ein synodales Institut erwähnt wird — jetzt freylich nur Liebhabern kirchlicher Antiquitäten bekannt. Wir meinen das Vaterland dieser Blätter.

War es dem Dekolampad verstattet, in der Kirche seines Staates Ordnung zu schaffen und Frieden zu stiften, so gelang es ihm auch, nach außen mindestens Waffenstillstand und Vergleich zu Stande zu bringen. Der Ausgang des Marburger Gespräches befriedigt freylich nur wenig, aber daß er nicht ganz unbefriedigend ausfiel, daß doch in der nächsten Zeit der ärgerliche Streit ruhete und daß

nicht in der Schweiz, nicht in Basel die gestillte Flamme zuerst wieder aufschlug, — das ist kein geringes Verdienst unsers Reformators. Wenn er gleichwohl den Kampf der Schweizerstaaten unter einander nicht hindern konnte, so ließ er doch nicht ab, auch in der Dunkelheit dem Sterne Gottes zu folgen. Zwingli's Nachfolger zu werden, läßt er sich nicht bereden, aber er folgt ihm bald in den höheren Frieden. Ein fressendes Geschwür, das sich in zunehmender Entzündung über den ganzen Körper verbreitete, endete sein Leben den 24. November 1531.

Wir haben unsere aphoristische Inhaltsangabe streng an das Leben des Mannes gehalten, welcher der vorzügliche Gegenstand des vorliegenden Werkes seyn soll. Aber wir können nicht verhehlen, daß unser Verf. auf eine nicht ganz zu billigende Weise die Geschichte des Reformators und der Reformation seiner Vaterstadt in einander geflochten hat. Nach beiden Seiten hin treffliche Züge, tadellose Farben, aber kein Bild! Wir finden Dekolampads Thätigkeit, aber nicht den Gang seiner inneren Entwicklung, wir finden mehr seine Bedeutung als seine Person — wir finden mehr die Geschichte seiner Zeit und seines Ortes, als die seines Lebens. Mehr als einmahl wird der Biograph zum Patrioten, während ursprünglich das umgekehrte Verhältnis die Absicht des Verfs gewesen seyn wird. Wie viele Fragen bleiben unbeantwortet, die sich z. B. über Dekolampads persönliches Verhältnis zu Zwingli aufdrängen! Wie weit Dekolampad zu und in dem Kappeler Kriege mitwirkte, wird S. 237 nur angedeutet. Die Werke des Reformators finden sich nicht vollständig aufgezählt; S. 255 Note. — Doch unsere Bemerkungen sind keine Vorwürfe; wir wollen eben nur

unsere Schrift charakterisieren. Sie will überwiegend patriotisches Werk seyn, aber sie hat als solches für Kirchengeschichte einen bedeutenden Werth. Halten wir dies fest, so werden sich die Eigenthümlichkeiten der schweizerischen Mundart (z. B. 'unentweglich' 'auffnen'), die nicht einmahl häufig sind, noch leichter ertragen lassen. — 26 Briefe von und an Dekolampad sind dem Werke beygegeben, die noch nicht bekannt waren.

Wir wünschen der schweizerischen Kirche noch viele Bücher, wie dieses — und noch viele Männer, wie den Verf. desselben. R. Kd.

### M a l t a.

1842. Theognis Restitutus. The personal history of the poet Theognis deduced from an analysis of his existing fragments. 117 Seiten in Quart.

Seitdem Welkers Scharfsinn das Verständniß der elegischen Ueberreste des Megarischen High-Tory erschlossen und den hohen Werth derselben für eine lebendige Anschauung der wirren politischen Verhältnisse seiner Heimath ins Licht gesetzt, zugleich aber die traurige Zerrüttung unserer Sammlung erwiesen hat, ist es von mehreren Seiten versucht worden, in der Aufhellung der immer noch helldunkeln Räume weiter vorzudringen. Ein solcher in mancher Hinsicht beachtenswerther Versuch ist in obiger Schrift gemacht worden, als deren Verfasser der Berichterstatter im Quarterly Review 1843, nr. CXLIV. p. 452 sqq. In John Hookham Frere, der auf Malta in Zurückgezogenheit lebt, verrathen hat.

Die vielfachen in den Ueberresten zerstreuten Züge von der Persönlichkeit des Dichters, seinen Erlebnissen und Leiden, seinen Hoffnungen und Grundsätzen lockten In Frere zu einer möglichst zusammenhängenden



Darstellung. Er sieht mit Recht in unserer Sammlung materials for an autobiography. Er läßt sie erst aus verschiedenen Anthologien und Gnomensammlungen zusammengesucht seyn, wie auch Welcker annimmt. Er vergleicht sie mit einem kostbar blasonierten alten Fenster, welches ein Gentleman auf dem Continent kaufte, der aber unglücklicherweise vergaß, daß die Felder einschließende Bley in den Kauf einzudringen. Das Fenster kam an — a chaos of painted glass, of all shapes, sizes and colours.

Freylich hatte da ein Künstler, der das Ganze noch in Integrität gesehen hatte, bey einer Restauration leichtes Spiel. Bey der Herstellung unserer Theognideischen Ruinen kommt nichts der Art zu Hilfe. Hr Frere wirkt aus den zerrissnen Stücken ein gar feines und ansprechendes Gewebe von Theognis und Kynos Persönlichkeit zusammen, das aber eben zu fein gewirkt ist, um dauerhaft zu seyn und die Probe zu bestehen. Nur zu oft schlägt er Fäden ein, die das Original nicht an die Hand gibt, und läßt den Englischen Theognis reden was sich aus dem Griechischen schwer herausdeuten läßt. Mitunter κλώθει τὰ ἀσύγκλωστα. Hr Frere gesteht, es sey ihm ergangen wie Einem, der lange in einem völlig düstern Zimmer eingeschlossen sich so an die Finsternis gewöhnt habe, daß er alle Gegenstände vollkommen deutlich unterscheiden könne. Anfänglich sey ihm Alles im Theognis dunkel gewesen, bis bey ämssigem Studium und näherer Gewöhnung erst ein Helldunkel eingetreten sey und endlich Alles sich im klarsten Lichte gezeigt habe. Hr Frere gibt selbst zu, daß nicht Jedem dasselbe Glück zu Theil werden würde.

Hr Frere hat nach der von ihm für richtig oder probabel gehaltenen Ordnung der Verhältnisse seines Dichters Lage beredt und gewandt zu schildern versucht und seiner Schilderung die in Englische Verse

übersehten Ueberreste eingefügt. Das liest sich gut, bis eine nüchterne Critik warnend mahnt, daß das Meiste doch eben nur ein Versuch ist, der zehn andere nicht ausschließt. Wäre hier der Ort, so ließe sich mit Hn Frere über manche Annahmen rechten und manche Deutung würde sich geradezu falsch erweisen. So z. B. ist es leicht, den Dichter von dem aus B. 953 flg. zusammengeheckten Skandal, als habe er in der Jugend eine Frau verführt, zu befreien; nachzuweisen, daß die vom Theognis angeführten Simonides und Onomakritos schwerlich die berühmten Männer des Namens sind; daß die Annahme, der Dichter sey nach Verlust seiner Habe zuerst nach Suböa ins Exil gegangen, dann nach Theben (?), the Coblentz of the emigrating party, u. s. w. auf gar schwachen Füßen stehe. Damit soll aber nicht gesagt seyn, als sey nicht manches sehr sinnreich aufgefaßt und als ob ein künftiger Bearbeiter des Theognis nicht manche Unregung dem mit Liebe unternommenen Werke danken werde. Es versteht sich, daß der practisch politische Verstand des Engländer's manchen Blick in die damahlige Lage der Dinge gethan hat, der einem Andern nicht verstattet seyn würde, und daß er manches schlagend mit Verhältnissen neuerer Zeit vergleicht und dadurch erst klar erkennen lehrt.

Als Probe der Verse setzen wir B. 531 flg. her:  
(*Αἰεὶ μοι φίλον κ. τ. λ.*)

My heart exults, the lively call obeying,  
When the shrill merry pipes are sweetly  
playing;

With these to chaunt aloud, or to recite,  
To carol and carouse is my delight:  
Or in a steadfast tone, bolder and higher,  
To temper with a touch the manly lyre.

F. W. G.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

64. Stück.

Den 20. April 1844.

---

B e r l i n .

Druck und Verlag von G. Reimer. 1843.  
Märkische Sagen und Märchen nebst einem  
Anhange von Gebräuchen und Aberglauben, ge-  
sammelt und herausgegeben von Adalbert Kuhn.  
XXVI und 388 Seiten in Octav.

L e i p z i g .

F. A. Brockhaus. 1843. Niederländische  
Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen be-  
gleitet herausgegeben von Johann Wilhelm  
Wolf. XXXVIII und 708 Seiten in Octav.

Seitdem die Brüder Grimm durch die Heraus-  
gabe der deutschen Sagen zuerst auf den Werth  
unserer alten volksmäßigen Ueberlieferungen auf-  
merksam gemacht haben, ist das Interesse für die-  
selben mit jedem Jahre gestiegen und hat vor-  
nehmlich in der neuesten Zeit eine Menge ähnlicher  
Sammlungen, die sich jedoch ein kleineres Gebiet  
absteckten, in den verschiedensten Gegenden Deutsch-  
lands hervor gerufen. Daß der reiche Vorrath

unserer Volksfagen noch lange nicht erschöpft ist, daß die schon bekannt gewordene Menge derselben durch fortgesetzte Beachtung und treue Aufzeichnung mündlicher Ueberlieferungen noch eine bedeutende Bervollständigung erhalten kann, davon liefern die beiden oben genannten Werke einen neuen Beweis.

Sammlungen dieser Art haben einen doppelten Nutzen. Einmahl dienen sie dazu den deutschen Volkscharakter und das innere Leben unserer Nation, so wie es sich aus alten Zeiten her bis jetzt namentlich bey den untern Ständen fortgepflanzt hat, in ein helleres Licht zu setzen; vorzüglich aber geben sie, da sich in solchen Traditionen oft, wenn auch unbewußt, altheidnische Ideen erhalten haben, eine secundäre Hilfsquelle für die Wissenschaft der deutschen Mythologie ab, welche um so willkommener ist, da die echten Quellen hier so sparsam und kümmerlich fließen. Wir schlagen diesen zweyten Gewinn besonders hoch an, wenn wir auch nicht mit dem Herausgeber der Märkischen Sagen (S. II) der Meinung sind, daß die Geschichte, wenn sie anders den Zustand des vorchristlichen religiösen Bewußtseyns der Deutschen kennen lernen wolle, sich vorzugsweise an die Volksfagen zu wenden habe. Denn diese haben für die Mythenforschung nur dann besonders Gewicht, wenn echte Quellen vorhanden sind, mit welchen sie verbunden werden können. Sonst bleibt die Sage oft unverstanden und räthselhaft; sie hat keine Bürgschaft für ihre Richtigkeit aufzuweisen, und wir können nicht einmahl wissen, ob sie wirklich aus dem deutschen Heidenthume stammt.

Des ungeachtet werden Sammler insbesondere auf mythische Volksfagen ihr Augenmerk zu richten haben. Halten wir uns nämlich frey von

einem einseitigen patriotischen Enthusiasmus, der auch das Unbedeutendste, was nur vom Volke herührt, für werth hält aufbewahrt zu werden, so müssen wir uns gestehen, der bis jetzt bekannt gemachten anderweitigen Sagen gibt es bereits eine so große Menge, daß der Charakter der Sage überhaupt und der deutschen Volks Sage insbesondere schon hinlänglich daran erkennbar ist. Hat daher eine Sage an und für sich durch ihren poetischen oder mythischen Gehalt keinen eigenthümlichen Werth, so mag sie immerhin ihrem Schicksale unbekannt zu bleiben und dereinst vergessen zu werden entgegen gehen; wir verlieren nichts dadurch. Dahin rechnen wir namentlich diese schon unabsehbare Reihe von etymologischen Sagen, die eben nur zur Erklärung eines Namens oder eines Wortes erfunden sind, ferner diejenigen, welche aus unverstandenen oder mißverstandenen Gemälden und Bildwerken entstanden sind, auch die Menge von legendenhaften Mirakeln und unbedeutenden Gespenstergeschichten und vornehmlich jene halbhistorischen oder historisierenden Erzählungen, welche das Gepräge gelehrter Sinnmischung und Erfindung tragen und also eigentlich nicht einmahl zu den echten Volksagen gerechnet werden dürfen. Freylich kann, wo mit solchen Grundsätzen gesammelt wird, bey der Sichtung sich manches Bedenken erheben; da wird es in zweifelhaften Fällen immer besser seyn das Borgesundene bekannt zu machen als zu unterdrücken.

Die Märkischen Sagen, zu welchen wir uns nun zunächst wenden, erhalten dadurch einen ganz besondern Werth, daß der Herausgeber sie zum größten Theile aus mündlicher Ueberlieferung schöpfte und vorzüglich auf mythische Erzählungen sein Augenmerk lenkte. Daher ist durch diese Samm-

lung der deutschen Mythologie ein nicht unbedeutender Gewinn erwachsen. So erscheint hier ein ohne Zweifel göttliches Wesen des Heidenthums, die wie Frigg und Freyja durch die Luft fliegende und Spinnerinnen beaufsichtigende Frau Harke, welche mit der Holle und Berta, den bekannten Wesen der deutschen Volksfage in eine Kategorie fällt und von dem Herausgeber nicht unwahrscheinlich mit der angelsächsischen Göttin Erce zusammen gestellt wird. Die Frau Gode, ein anderes göttliches Wesen der Märkischen Sage, wird dagegen mit demselben für ein Verderbniß aus Fro (d. i. Herr) Wodan oder Gwodan zu halten seyn. Am meisten haben sich indessen auch hier natürlich die untergeordneten Wesen der deutschen Mythologie im Volke lebendig erhalten. Ueber Nixen und Kobolde kommt mancher interessante Zug vor; einförmiger sind dagegen die Riesen- und Zwergsagen.

Wir heben hier besonders hervor, daß auch in der Altmark, wie in andern Gegenden Deutschlands der Aufenthalt der Todten mit dem seltsamen Namen 'Näberskruch' (vergl. Nr. 19. 62. 110) belegt wird. Der Herausgeber erklärt S. XII das Wort durch Nachbarskrug, weil der Tod in seinem Reiche vielleicht als Nachbar der Lebendigen gefaßt sey. Aber diese Deutung gibt keine sichere mythologische Anknüpfung und ist auch deshalb nicht wahrscheinlich, weil außerdem die Formen Aberskrug, Abiskrug, Nobiskrug vorkommen. Grimm erklärt in der deutschen Mythologie S. 561 (vgl. Ab. Blätter von Haupt und Hoffmann I, 295) den Namen aus abyssus, weil Abgrund ein gewöhnlicher Ausdruck für die Hölle gewesen sey. Indessen begreift man doch nicht recht, wie das fremde Wort so volksmäßig werden konnte. Ref. stellt unbedenklich das erste Wort der Composition,

in welchem jeden Falls der Eigennahme eines mythischen Wesens enthalten seyn muß, mit dem nordischen *Narvi* zusammen. So heißt nach *Sæm.* 69. Sn. 32. 70. der Sohn des bösen Gottes *Loki*, welcher bekanntlich auch der Vater der Unterweltsgöttin *Hel* war. Es möchte demnach in einigen Gegenden Deutschlands *Narvi* als Beherrscher der Unterwelt im Glauben da gestanden haben. Oder ist der Riese *Narvi* oder *Nörvi* gemeint, der *Sæm.* 34<sup>a</sup>. 89<sup>a</sup>. Sn. 11. erwähnt wird und die Nacht (*Nött*) zeugte, welche schwarz und dunkel war \*) nach ihrem Geschlechte? An der erwähnten Stelle der jüngeren *Edda* steht dieser *Narvi* an der Spitze einer sehr merkwürdigen kosmogonischen Genealogie, welche jedoch hier nicht weiter erläutert werden kann. — Bey weitem die meisten dieser Sagen, namentlich die der *Altmark*, sind rein deutschen Ursprungs. Doch möchten slawische Einmischungen nicht so sehr gering seyn, wie der Herausgeber *S. V* annimmt. Refer. zeichnete sich schon bey dem ersten Lesen Nr. 36. 87. 94. 136. 230 als wahrscheinlich slawisch aus. Auch tragen mehrere Koboldssagen einen fremdartigen Charakter, nicht sowohl die Sagen von der *Mahr*, welche wohl Slawen und Deutschen gemeinsam sind, da sie auch in andern deutschen Gegenden, wohin erweislich nie Slawen kamen, z. B. in den Niederlanden sich erhalten haben.

Unter den angefügten Märchen zeichnen wir Nr. 12—16 aus, die zur Thiersage gehören. Namentlich enthalten Nr. 15 und 16 mehrere Abenteuer des Wolfes, welche meistens auch aus den mittelalterlichen Quellen des *Reinhard Fuchs* be-

\*) Der Schwarze, der Höllenmohr ist bekanntlich eine alte volksthümliche Benennung des Teufels.

kannt sind. Ein neuer Beweis für die große Volksmäßigkeit dieser Dichtungsgattung. Nr. 226 der Sagen, die Erzählung vom Weltlaufe des Fuchses und Krebses, welche ebenfalls schon in einem mittelhochdeutschen Gedichte (S. Haupts Zeitschr. für D. U. I, 398 ff.) behandelt ist, hätte dazu gestellt werden können.

Auch der Anhang von Gebräuchen und Aberglauben ist für mythologische Forschungen sehr belehrend, besonders die S. 337 ff. beschriebene Sitte bey der Roggenerndte auf jedem Ackerstück ein Büschel Aehren, den so genannten Bergoden-deels Strauß stehen zu lassen, welche offenbar, wie der Herausgeber richtig gesehen hat, als die letzte Spur eines dem Wodan für den verliehenen Erndtesegen dargebrachten Opfers zu fassen ist.

Wenn die Sammlung der Niederländischen Sagen ungeachtet ihres größeren Umfangs für die deutsche Mythologie nicht so wichtig ist, wie die Sagen der Mark, so mag der Grund allerdings wohl darin liegen, daß dieses Land kein so günstiger Boden für die Erhaltung des Alterthümlichen war. Aber der Herausgeber hat auch mehr nach schriftlichen als nach mündlichen Quellen gesammelt, welche letztere doch gewöhnlich das Beste liefern, und aus jenen Alles aufgenommen, was er vorfand. Daher finden wir hier manche unbedeutende Erzählung der Art, wie wir sie oben charakterisiert haben, die füglich hätte wegbleiben können. Indessen wenn wir bedenken, wie große Schwierigkeiten die Sammlung mündlicher Traditionen macht und wie fleißig der Herausgeber seine schriftlichen Quellen, namentlich die alten Chroniken der Niederlande, benutzt hat, so sind wir ihm doch für das Dargebotene Dank schuldig, und



wir finden auch in dieser Sammlung sehr viel Bemerkenswerthes.

Der Grundbestandtheil des Sagenvorrathes der Niederlande ist freylich ebenfalls unverkennbar deutsch; aber es sind hier mehr celtische Elemente erkennbar, als wir in der Mark slawische entdecken konnten. Zu den celtischen Sagen rechnen wir besonders mehrere Traditionen von geisterhaften Wesen mit bestimmten Namen, welche durch Verwandlung ihrer Gestalt und auf andere Weise die Menschen necken. Sie erinnern lebhaft an irische Elfsagen, was nicht auffallen wird, wenn man den alten historischen Zusammenhang zwischen Siländern und Belgiern bedenkt. Der Geist Kludde (Nr. 213. 487), welcher auch Kleure heißt, ist unverkennbar dem irischen Gluricaune (irische Elfenmärchen S. XV und 85 ff.) verwandt. Daher hat auch ein ähnlicher Geist, Lodder mit Namen (Nr. 488. 489), wohl nichts mit dem nordischen Loki gemein, mit welchem ihn der Herausgeber S. 706 zusammen stellt.

Unter den übrigen mitgetheilten Erzählungen finden sich sehr naive Riesensagen; kümmerlicher leben dagegen, der Natur des Landes angemessen, die Zwerge fort. Reichlich sind die Traditionen von Kobolden, Hausgeistern, Nixen, der Mahr, und vor allen die Drachensagen. So wird Nr. 199 berichtet, wie ein Drache ein versunkenes Schloß bewacht, welches ringsum von einer Flamme umgeben ist, wodurch wir lebhaft an den von der Waberlohe umgebenen Saal der Brünhilde in der nordischen Nibelungensage erinnert werden. Nach Nr. 84 wird zu Mons alljährlich am Dreieinigkeitsfeste das Bild eines Drachen in Procession umher geführt und später nach einem Scheinkampfe erlegt, welcher gewis alte und ursprünglich heidnische

Gebrauch der von dem Ref. in seiner mythologischen Erklärung der Nibelungensage ausgeführten Vermuthung, daß der Mythos vom Drachentödter sich ursprünglich auf ein göttliches Wesen beziehe und eine natursymbolische Bedeutung habe, eine neue Stütze gibt.

Wir müssen manche andere interessante Mittheilungen, namentlich die mehrfachen Anklänge an die Sage von den Haimonskindern, welche sich besonders in Dendermonde erhalten haben, hier übergehen, und fügen nur noch hinzu, daß die beygegebenen Anmerkungen, welche theils die anderweitige Existenz der Sagen nachweisen, theils auf ihren Zusammenhang mit der deutschen Mythologie aufmerksam machen, der Art sind, daß wir ähnliche bey jeder Sagensammlung wünschen. Und sind auch einzelne Vermuthungen des Verfassers wohl etwas zu kühn, so ist doch einzuräumen, daß bey einer so fragmentarischen Wissenschaft, wie die deutsche Mythologie ist, das Meiste noch durch Combinationen und Anknüpfungen an die deutsche Volks Sage erreicht werden kann. W. M.

### W ü r z b u r g.

Verlag von Voigt und Mocker. 1843. Julius Echter von Nespelbrunn, Bischof von Würzburg und Herzog zu Franken. Von Dr Joh. Nep. Buchinger. VI und 395 Seiten in Octav.

Nach dem kurzen Vorworte, in welchem der Vf. bemerkt, daß er früher als königlicher Archivar in Würzburg gearbeitet und überdies verschiedene reichsstiftliche Archive zu benutzen Gelegenheit gehabt habe, wird sich der Leser berechtigt glauben, in dem oben genannten Werke eine der Hauptsache nach auf Urkunden gestützte, mit den wichtigsten Documenten versehene Biographie des Bischofs

Julius zu erkennen. In diesen Erwartungen wird er sich theilweise geteuschet sehen. Es soll damit nicht gesagt seyn, daß der Verf. nicht auch aus Archiven geschöpft habe; aber er hat es nur stellenweise gethan und sich auch dann fast immer mit einer Inhaltsanzeige der wichtigsten Documente begnügt, statt letztere durch unverkürzte Mittheilung zu einem Gemeingute aller Geschichtsfreunde zu machen. Die Folge davon ist, daß einzelne Materien, z. B. das vierte Kap., welches die Verhältnisse und Verhandlungen des Bischofs mit benachbarten Reichsständen bespricht, nomenclatorisch, trocken sich heraus stellt, während ein Abdruck der hierauf bezüglichen Urkunden demselben eine besondere Wichtigkeit verliehen haben würde. Sieht man indessen von diesem, allerdings durchgreifenden, Uebelstande und von der nicht immer ganz zweckmäßigen Sonderung und Vertheilung des Stoffes ab, so wird man mit Recht dem Verf. für die belehrende, durch fließende Darstellung sich auszeichnende, Abhandlung dankbar seyn müssen.

An eine Persönlichkeit wie die von Julius den wahren, nach allen Seiten gerechten Maßstab zu legen, wird, so lange die kirchliche Spaltung fort-dauert, schwer, ja unmöglich seyn. Als eins der kräftigsten Organe der Reaction zu Gunsten des Katholicismus wird der Bischof, je nachdem ein Katholik oder ein Protestant dessen Thätigkeit schildert, in eine wesentlich verschiedene Beleuchtung gestellt werden. Wir sind weit entfernt, dem Vf. verkehrerte Unduldsamkeit vorwerfen zu wollen; er folgt nur dem Drange seiner religiösen Ueberzeugung, wenn er in Julius eine hohe, lautere Erscheinung an uns vorüber führt; er zeigt sich unbefangen, nach Wahrheit ringend, wenn er den Verfall der Kirchengucht, das sittlose Leben der

Katholischen Geistlichkeit in der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts bespricht; er theilt selbst in dieser Beziehung, wenn er z. B. von den am Widerspruche des Domcapitels scheiternden Versuchen des Bischofs redet, die Geistlichen zur Verstößung ihrer Concubinen zu nöthigen, oder das endlich angenommene Gesetz desselben erörtert, daß niemand vor zurückgelegtem achten Lebensjahre zu einem Canonicate im Domstifte zugelassen werden solle, manche Facta mit, die nothwendig zu schärferen Urtheilen leiten, als er solche herbey geführt zu sehen beabsichtigte. Aber folgerecht sind seine Behauptungen nicht immer und es hält nicht schwer, viele derselben aus seiner eigenen Erzählung zu widerlegen. So heißt es S. 170: 'das schwierigere Unternehmen war sicherlich die Zurückführung der von der katholischen Kirche bereits abgefallenen Unterthanen in den Schooß derselben, und gerade dieses schwierigere Unternehmen zog dem Bischofe von vielen Seiten her die bittersten Vorwürfe und Schmähungen zu. Er mußte es auf sich nehmen, für einen harten, intoleranten Mann zu gelten, der in Glaubenssachen Zwang anwende, oder für einen Feind aller Aufklärung und Gewissensfreyheit.' Und doch wird bald darauf berichtet, wie Julius, bey dessen Regierungsantritte die Hälfte der Bevölkerung des Hochstiftes dem neuen Glauben angehörte, über hundert Lutherische Prediger aus dem Lande gebracht, alle weltlichen Beamte, welche unter beiderley Gestalt das Abendmahl genossen, von ihrer Stelle entfernt, in kleineren Städten jeden akatholischen Bürger zur Auswanderung innerhalb einer gesetzten Frist gezwungen habe. Sieht der Verf. darin keine Härte, keine Intoleranz, keinen in Glaubenssachen angewandten Zwang? Und ein Herr, der also handelt,

soll nicht für einen Feind der Gewissensfreyheit gelten?

Der starke, willenskräftige, muthig für seine Kirche ringende und mit vielen großen Eigenschaften zur würdigen Behauptung seiner fürstlichen Stellung begabte Julius tritt dem Leser überall als derselbe entgegen. Ranke ist in seiner classischen Geschichte der römischen Päpste der Ansicht, daß Julius vielleicht nicht abgeneigt gewesen sey, das Beyspiel Gebhards von Cöln nachzuahmen, wenn es diesem gelungen wäre, sich in seiner anti-katholischen Stellung zu behaupten. Referent gesteht, daß er für diese, freylich nur frageweise geäußerte Meinung in der Totalität der Erscheinung von Julius keinen Beleg gefunden habe. Wenn aber der Verf. letzteren von jedem Ehrgeiz, von jedem Verlangen nach Erweiterung der ihm gesetzlich gebührenden Macht freysprechen will, so bedarf es dazu vor allen Dingen einer gelungenern Rechtfertigung des auch von Rom mißbilligten Strebens, auf Kosten des nicht minder streng katholischen Balthasar von Dernbach die Abtey Fulda mit dem Hochstifte Würzburg zu vereinigen. Vergrößerung seiner fürstlichen Macht mußte der staatskluge, zum Herrschen berufene Mann schon deshalb wünschen, weil er dadurch zugleich umfassendere Mittel gewann, mit Nachdruck gegen den neuen Glauben zu handeln.

Die Verbreitung der Lutherischen Lehre im Hochstifte, die Reichstagsverhandlungen, in welche der Bischof hinein gezogen wurde, die Reibungen der beiden Religionsparteyen, die Stiftung der Union und der Liga ist kurz und anschaulich erzählt, jedoch ohne daß irgend ein neues Moment, ein einziger Beytrag von Wichtigkeit geboten wäre. Für den interessanten Inhalt des sechsten Kapitels

(Wiederherstellung des katholischen Glaubens) den Stoff mehr zu häufen, würde dem Verf. nicht schwer habe fallen können. Die umständliche Mittheilung der Wahl von Julius, der Entgegennahme der Huldigung, der bischöflichen Consecration, die Abhandlungen über Justiz und Polizey, über Finanzverwaltung und Landtage, über Streitigkeiten des Bischofs mit der fränkischen Ritterschaft, besonders aber der Abschnitt über die Gründung der Universität und die Stiftung des Julius-Hospitals zu Würzburg verleihen dem Werke seinen Werth.

Hav.

### L o n d o n,

bey Longman. 1842. The Elements of Materia medica and Therapeutics by Jonathan Pereira. Second edition. Vol. I u. II. 1926 Seiten in Octav.

Unter dem bescheidenen Titel von 'Elementen' oder Anfangsgründen bietet vorliegendes Werk so ziemlich Alles, was man in England unter Materia medica verstehen mag, und daß es viel enthalten könne, bezeugt sein Umfang, da es zwey sehr starke, eng bedruckte Octavbände einnimmt. Genauer betrachtet findet man jedoch, daß es noch viel umfangreicher seyn könnte; denn außer dem, was man eigentlich und mit Recht 'Arzneymittellehre' nennen darf, enthält es eine große Menge anderer Dinge, die zwar zu jener in einiger Beziehung stehen, doch im wahren Sinne nicht dazu gehören. Alles kömmt hier auf den Begriff der Materia medica an. Will man darunter die vollständige und allseitige Kenntniß alles dessen, was der Arzt als Heilmittel anwendet, begreifen, so ist, bey dem jetzigen Stande der wissenschaftlichen

und technischen Einsichten, das Gebiet derselben ein endloses. Fast die ganze Naturgeschichte, ja die Physik selbst, besonders aber die Chemie, sodann die Pharmacie und Waarenkunde müßten dann als integrierende Theile in dieses Gebiet eingehen. Man hat auch keinen Anstand genommen demgemäß zu verfahren und wenn man viele neuere, ausländische wie deutsche, Schriften über diesen Gegenstand ansieht, so wird man versucht zu glauben, unsere *Materia medica* sey die *sentina gentium* fast aller übrigen Doctrinen. Wer jedoch die Ueberzeugung gewonnen hat, daß sie eine selbständige Lehre bilde und zwar die von der Wirkungs- und Anwendungsweise der Arzneimittel, der wird Alles daraus ausscheiden, was volles Eigenthum anderer Lehren ist; er wird die naturhistorischen Beschreibungen, die chemischen Zusammensetzungen und Umwandlungen, die Sammlungs- und Zubereitungsart, die pharmaceutischen Verfertigungen und Methoden nicht als hieher gehörig aufnehmen, sondern sie als anderweitig gegebene Grundlagen voraussetzen, auf sie verweisen und nur etwa kurze Resultate aus ihnen gelegentlich anführen; dagegen aber das dem Arzte unmittelbar Wissenswerthe über die Verhältnisse der Arzneien zu dem erkrankten Organismus und die rechte Art ihres Gebrauchs in möglichster Vollständigkeit nach angestrebter und critischer Benutzung der zuverlässigsten practischen Schriftsteller aller Zeiten darlegen.

Abgesehen nun von den Forderungen, die man von diesem Standpuncte aus zu machen berechtigt ist, kann man der hier angezeigten Schrift manches Gute nachrühmen. Es ist darin sehr viel Material mit Fleiß und Sorgfalt zusammen gebracht und verständig angeordnet; die neuesten,

auch deutsche, Werke sind benutzt; Vieles, was England eigenthümlich und zu wissen immerhin interessant ist, findet sich hier mitgetheilt, vorzüglich, was die Fabrication mancher chemischen Präparate betrifft. Die in den Text gedruckten Abbildungen (gegen 400 Holzschnitte) erläutern die chemischen Proceße, die Formen der officinellen Pflanzen und Thiere nebst ihren anatomischen Charakteren (wie z. B. vom Blutegel, spanischen Fliegen, Biber, Moschusthier, Krebs. Da der Verf. diesen, der Krebssteine wegen, aufgenommen, so ist zu verwundern, warum er nicht auch den Hund abgebildet, von welchem ja das sonst officinelle album graecum herrührt) so wie die Krystallisationen der Salze.

Indessen kann man sich nicht verhehlen, daß das Ganze eigentlich nicht mehr als eine fleißige Compilation sey und daß der Verf., was namentlich die medicinische Seite angeht, nicht immer kritisches Urtheil verrathe; wohingegen in dem chemischen und pharmaceutischen Theil Bemerkungen vorkommen, welche einen eigenthümlichen Werth behaupten.

Die Einrichtung des Werkes ist folgende: Zuerst kommen einige Tafeln mit Angabe der Schriftsteller im Allgemeinen und der für diese Lehre Epoche machenden im Einzelnen nach den Ländern geordnet. Paracelsus wird aufgeführt (p. XXXV) als a vain, ignorant, arrogant, drunken quack, fanatic and impostor. Unter der Ueberschrift: General Therapeutics geschieht Erwähnung der psychischen Heilmittel und als somatical or corporal remedies werden aufgeführt Licht, Wärme, Kälte, Electricität, Magnetismus. Dann folgen die diätetischen Agentien: Nahrungsmittel, Bewegung, Klima. Die physiologische Betrachtung be-



schäftigt sich hauptsächlich mit der örtlichen und entfernten Wirkungsweise der Mittel, mit ihrer Absorption, den die Aeußerungen modificierenden Umständen und der Anwendungsart nach den Theilen des Organismus. In der speciellen Pharmacologie wird zuerst das unorganische Reich abgehandelt und zwar vornenherein die nicht metallischen Substanzen Oxygen, Chlorine, Jodine, Brom, Hydrogen, dabey die destillierten und Mineralwasser, Nitrogen, Kohle, Alkohol, Naphtha, verschiedene Säuren, Phosphor, Schwefel. Hierauf die metallischen Substanzen: die Zusammensetzungen von Potassium, Sodium, Barium, Calcium, Magnesium, Aluminium, Antimon, Gold, Silber, Mercur, Kupfer, Wismuth, Zinn, Bley, Zink, Eisen, Mangan. Das organische Reich umfaßt die Pflanzen und Thiere, beide nach natürlichen Familien geordnet. Bey jeder Familie werden die officinellen Präparate aufgeführt, z. B. in folgender Weise: *Liliaceae*: Aloe. *Pilulae Aloës compositae*; *pilulae Aloës cum Myrrha*; *pilulae Aloës et Assafoetidae*; *pilulae aloës et ferri*; *pulvis aloës compositus*; *pulvis aloës cum cannella*; *decoctum aloës compositum*; *extractum aloës purificatum*; *tinctura aloës*; *tinctura aloës composita*; *vinum aloës*; *aloë colata*. Ein ausführliches und genaues Inhaltsverzeichnis erleichtert den Gebrauch.

### Mannheim und Paris,

bey Friedrich Bassermann, Jules Renouard 1844. Rom vart. Beiträge zur Kunde mittelalterlicher Dichtung aus italiänischen bibliotheken von Adalbert Keller. VI und 718 Seiten in Octav.

Der als eifriger und unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der Literatur des Mittelalters rühmlichst bekannte Verfasser gibt in diesem Werke zahlreiche Nachweisungen, Auszüge und Proben von mittelalterlichen, namentlich altfranzösischen Dichtungen, welche in Marcianischen, Riccardinischen, Vaticanischen, Casanatisehen, Barberinischen, Corsinischen Handschriften in Italien vorhanden sind, und liefert somit einen vortrefflichen Wegweiser und eine reiche Materialiensammlung für alle diejenigen, welche sich mit diesen Studien beschäftigen.

Die Auszüge betreffen Dichtungen des Karlingischen Sagenkreises, Artusische Sagen, antike Sagenstoffe, vermischte Epen, historische Dichtungen, Lyrisches und Didaktisches, Dramatisches, lassen aber wegen ihrer großen Anzahl nicht wohl eine Angabe im Einzelnen zu. Doch bemerken wir, daß sich darunter ein großer Theil des romans don chevalier au leon, nach dem Vaticanischen Codex heraus gegeben, befindet, wozu der Verfasser die übrigen bekannten Handschriften verglichen hat. Auch von mittelhochdeutschen Dichtungen begegnet uns Einiges, namentlich einzelne Strophen von Minnesingern, von Walther von der Vogelweide, Walther von Meß, Gottfried von Risen u. a., aus einer Casanatisehen Handschrift mitgetheilt, welche zugleich den im Jahre 1336 vollendeten Parzival des Klaus Wisse enthält, und der von Uhland (Schreibers Taschenbuch 1840 S. 259 ff.) beschriebenen, zu Donauöschingen befindlichen Handschrift ganz ähnlich ist.

W. M.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

65. Stück.

Den 22. April 1844.

---

**Hamburg und Gotha,**

bey Friedrich und Andreas Perthes. 1844. Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser von Karl dem Großen bis Franz II., nach Siegeln und Urkunden, nach Münzen, Grabmälern, Denkmälern und Original-Bildnissen gezeichnet von Heinrich Schneider; nebst charakteristischen Lebensbeschreibungen von Friedrich Kohlrausch. Erstes Heft. VIII und 88 Seiten in Octav.

In welchem innigen Verhältnisse der selige Friedrich Perthes zu einer Anzahl der gefeiertsten Gelehrten Deutschlands stand, wie er in der Zeit der Fremdherrschaft, ungebeugt im Hoffen, Muth und Vertrauen in den Herzen Verzagender zu wecken wußte, dann, mit sicherem Blicke die geistigen Bedürfnisse der Zeit prüfend und abwägend, den mit dem Stempel seines Verlags versehenen Werken den Ruf der Gediegenheit auf dem literarischen Markte sicherte und vielverheißenden jungen Geistern die Stelle anwies, wo sie den Hammer in das Gestein zu schlagen hätten, — darüber ist in der

neuesten Zeit manche erfreuliche Mittheilung veröffentlicht, die freylich andrerseits nur dazu dient, das Verlangen nach einer genügenden Biographie des trefflichen Mannes immer von neuem rege zu machen. Einer der letzten Entwürfe des Verstorbenen war die Herausgabe einer 'Sammlung von Bildnissen deutscher Kaiser und Könige, mit charakteristischen Lebensbeschreibungen derselben für die Jugend.'

Von zwey Schwierigkeiten, welche bey der Durchführung dieses Plans hauptsächlich in Betracht kamen, die Auffindung zuverlässiger Quellen für die Bilder der Kaiser und die Gewinnung des Mannes, der um die Zeichnung den Rahmen der Geschichte schlage, dem Steinbild Leben einhauche und die getrennten Gestalten in geistiger Verknüpfung neben einander ordne, also daß sie, die er erläutert, nur als Erläuterung seines Wortes zu dienen schienen: ist die erstere nach Kräften beseitigt, die letztere völlig gehoben. Denn mit welcher Vorsicht man auch, im Gegensatze zu einem mit Recht verbreiteten Werke über die Geschichte eines deutschen Kaiserhauses, hinsichtlich der Bildwerke verfuhr, wie sorgsam auch die Hand des Künstlers aus dem verschiedenartigsten Material die einzelnen Züge zu entnehmen und zu componieren suchte, immer wird bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts der Mangel an Porträts durchblicken. Was aber den Verf. der 'charakteristischen Lebensbeschreibungen' anbelangt, so lag unstreitig die Bürgschaft für die glückliche Lösung der ihm gestellten Aufgabe in der Art, wie dessen frühere Geschichtswerke in Deutschland aufgenommen wurden. Der Verf. bewegt sich auf einem Gebiete, mit welchem er sich vielfach vertraut gemacht hat. 'Er durfte nur, wie es in der Vorrede (S. VII)

heißt, statt des jüngeren Knabenalters, das reifere, welches dem Jünglinge nahe steht, sich gegenüber denken; denn indem man irgend eine Darstellung aus dem Leben für das mittlere Jugendalter, auf der Stufe unserer jetzigen Bildung, anzupassen sich bemüht, schreibt man eigentlich für die Empfänglichen jegliches Alters, die gerade das suchen, was hier zu geben versucht ist, nämlich das Resultat der geschichtlichen Forschung in allgemein faßlicher und ansprechender Gestalt, entkleidet von der Mühseligkeit des Studiums, welches zu der gewonnenen Anschauung geführt hat.' Ref. räumt gern ein, daß die Erfahrungen, welche der Verf. vermöge seiner amtlichen Stellung seit einer langen Reihe von Jahren zu machen Gelegenheit hatte, das sichere Erfassen des richtigen Standpunctes erleichterte; aber noch entschiedener mußte dieses durch die früheren Arbeiten desselben der Fall seyn.

In belebter Sprache, die, frey von jeder Künstlichkeit und Ueberschwänglichkeit, sich klar und schlicht bewegt, wird in dem vorliegenden Hefte das Leben deutscher Kaiser und Könige von Carl dem Großen bis auf Conrad I. an uns vorüber geführt. Kein Durchschimmern von Mühseligkeiten der Werkeltage auf dem Arbeitszimmer, kein Eingehen in minutiöse Untersuchungen. Wir begegnen einer Reihe von sauberen, mehr oder weniger ausgeführten Bildern, die Liebe für deutsches Volk und deutsches Wesen eingab und glückliche Kenntniß der Vergangenheit und dessen, was die Gegenwart erheischt, ausführen half. Es würde unnöthig seyn, aus einander zu setzen, daß eine Schilderung der Persönlichkeit dieser Fürsten, ihres Strebens und Schaffens, nicht möglich ist, ohne, wie es geschehen, die Zustände des Volks, welches sie beherrschten, die Richtungen der Zeit, in wel-

cher sie athmeten, in die Erzählung hinein zu ziehen.

Wer den richtigen Ton anzuschlagen versteht, auf welchen eine gesunde Jugend horcht, der hat zugleich den Weg gefunden, auch Erwachsene durch Belehrung wohl zu thun. Beide Forderungen weichen keinesweges so wesentlich von einander ab, wie nur zu häufig angenommen wird. Sie begegnen sich vielmehr in den wichtigsten Momenten und wie die Poesie des Märchens und der Legende dieselbe Sehnsucht und Wehmuth in dem Herzen des Knaben wie des Jünglings weckt, so hängt es nur von dem Erzähler ab, daß jedes Blatt der Geschichte für beide gleich beredt spreche. Das verstanden so manche Chronisten und Memoiren-schreiber der früheren Jahrhunderte; darin liegt das Geheimnis der unwiderstehlichen Gewalt, mit welcher ein Muntaner und Joinville, die Mönche von Saint-Denis und die Verf. von ober- und niederdeutschen Chroniken den Leser aller Zeiten zu fesseln wissen. Ueberall ist die gelehrte, citatenschwere Form einer geschichtlichen Abhandlung leichter zu finden, als die gefällige, auch über verworrene Gegenstände mit Anschaulichkeit sich verbreitende Darstellung, die nur aus einem Durchdringen des Ganzen hervor gehen kann und nur dem Kenner die Genauigkeit voran gegangener Studien verräth.

### S e n a ,

bey Friedrich Frommann. 1841 — 1844. Handbuch der Weltgeschichte von Friedrich Straß, fortgesetzt von Wilhelm Havemann. Auch unter dem Titel: Handbuch der neueren Geschichte von Wilh. Havemann. Erster Theil. 1841.

XII und 523. Zweiter Theil. 1842. XII und 587. Dritter Theil. 1844. XII und 612 Seiten in Octav.

Die Fortsetzung der von einem Anderen begonnenen literarischen Arbeit ist mit Schwierigkeiten manigfacher Art verbunden, die nur dadurch vermindert oder der Hauptsache nach beseitigt werden können, daß der Verf. in allen wesentlichen Punkten mit den Ansichten seines Vorgängers übereinstimmt und, indem er die von diesem eingeschlagene Methode als die zweckmäßige erkennt, sich nach Kräften und so weit es überall seine Eigenthümlichkeit gestattet, derselben anzuschließen sich beeifert. Letzteres war in vollem Maße bey dem Unterzeichneten der Fall, der in seinem Vorgänger den hochbetagten, an Erfahrung reichen Schulmann verehrt, auf dessen Winke einzugehen er sich mit Freudigkeit bestrebte.' 'Ich glaube, sagte der Herr Professor Straß in der Vorrede des ersten Bandes, ich glaube, durch den schriftlichen Vortrag nicht nur studierenden Jünglingen, sondern überhaupt gebildeten Lesern jeder Classe so wohl zur klaren und genügenden Uebersicht der allgemeinen Geschichte überhaupt, als beliebiger Abschnitte derselben, endlich auch zum Nachschlagen und zur näheren Kenntniß einzelner Gegenstände nützlich zu werden.' In diesen Worten war mir die Richtschnur für meine Arbeit geboten und da ich eine geraume Zeit hindurch, ehe ich zur academischen Thätigkeit berufen wurde, in den oberen Abtheilungen eines Gymnasiums den historischen Unterricht ertheilt hatte, so wird man mir nicht als Ueberschätzung meiner selbst vorwerfen, wenn ich in manchen wesentlichen Beziehungen der mir gestellten Aufgabe entsprechen zu können glaubte.

Denn wer die Forderungen und Bedürfnisse der Classe von Lesern, für welche er schreibt, gründlich kennen zu lernen Gelegenheit fand, dem ist eben dadurch die Erreichung seines Zieles um ein Bedeutendes erleichtert.

Es lag mir ob, die Ergebnisse meiner Studien, in einem der Aufgabe entsprechenden Zuschnitt, klar und verständlich dem Leser vorzuführen, fern von aller Citaten = Gelehrsamkeit. Nur hin und wieder, wenn Richtung und Ansichten der Zeit, oder eines mächtig in dieselbe eingreifenden Geistes in einem scharf gefaßten Ausspruche sich kund gaben, glaubte ich diesem den kleinen Raum einer Anmerkung anweisen zu dürfen. Aus eben diesem Grunde habe ich biographische Notizen vielleicht zahlreicher eingeflochten, als es in Büchern ähnlicher Art Sitte ist. Die Auffassung anbelangend, so war ich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß mir nicht bloß obliege, durch eine Reihenfolge von Erzählungen und durch Beleuchtung des geistigen Zusammenhanges der Begebenheiten zu belehren, sondern überall auf die gebietenden Principien in der Geschichte der Völker hinzuweisen, auf Recht und Sitte und wie nur aus diesem und dem innigen Durchdrungenseyn von der Wahrheit des geoffenbarten Wortes in christlichen Staaten wahre Freyheit erwachsen könne. Ich weiß sehr wohl, daß eben hierin die verschiedensten Parteyen ihre Stichwörter gefunden zu haben wäñten; aber ich weiß auch, daß es nicht schwer fällt, in eben diesen Stichwörtern die Lüge von der Wahrheit zu sondern. Was die äußere Darstellung betrifft, so mußte diese, der Natur der Sache nach, von der meines Vorgängers in gleichem Grade verschieden seyn, als der der Erzäh-



lung zum Grunde liegende Stoff in Stamm und Aesten so wesentlich verschieden ist und es, trotz der inneren Verwandtschaft, schwer fällt, über die Entwicklung des Lebensganges altgriechischer Staaten und Frankreichs im Jahre 1830 auf die nämliche Weise sich auszulassen. Es sey mir verstatet, in dieser Beziehung eine Auseinandersetzung zu wiederholen, die sich in meinem Vorworte zum dritten Bande findet. 'Je mehr ich mich in meinen Erzählungen den Begebenheiten der Gegenwart näherte, um so sorgfältiger mußte ich mich hüten, das vorgesteckte Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Ich durfte nicht vergessen, daß ich nicht vor academischen Zuhörern spreche, wo es weniger auf ein schrittweises Erörtern äußerer Begebenheiten, als auf Zusammenstellung von Resultaten, weniger auf Verknüpfung der Einzelheiten, als auf Uebersichten ankommt, wo endlich die Facten der Hauptsache nach nur als Grundlage oder Folgen des inneren Entwicklungsganges der Völker erscheinen. Zwischen dem academischen Vortrage und der in den meisten Handbüchern ähnlicher Art befolgten Methode wollte die Mitte behauptet seyn. Daß mir dieses nicht immer gelungen, fühle ich selbst, hoffe aber eben hierin, wegen der Schwierigkeit des Gegenstandes, einer billigen Nachsicht zu begegnen.'

Ein dem dritten Bande beygegebenes, über alle drey Bände sich erstreckendes Register wird manchem Leser nicht unerwünscht seyn.

Wegen nachfolgender Druckfehler und Irrthümer, deren Verbesserung die Entfernung vom Druckorte nicht gestattete, glaube ich auf die Nachsicht des Lesers rechnen zu dürfen. S. 51 findet sich in der Ueberschrift fälschlich Gustav III. statt Gustav IV.

S. 53. Z. 6 von oben ist Wilhelm statt Friedrich, S. 172. Z. 7 von unten Junius statt Julius zu lesen. S. 287 ist zu berichtigen, daß nicht der eberne Marcuslöwe, sondern die steinernen Löwen vor dem Arsenal aus dem Piräus stammen. S. 344 muß es Maria Feodorowna statt Katharina, S. 365. Z. 11 von unten Ludwig statt Lucian, S. 416. Z. 11 von unten Erzbischof statt Erzherzog, S. 432. Z. 13 von unten Großfürstenthum statt Großherzogthum heißen. Havemann.

### S c h w e r i n .

1843. Beitrag zur Geschichte der Ostenschen Güter in Vorpommern, aus Urkunden zusammengestellt durch Albrecht Maltzan, Reichsfreiherrn u. Mit drei Stammtafeln. VI und 19 Seiten in Octav.

Diese kleine, dem Archivar Lisch in Schwerin gewidmete Schrift, welche vornehmlich die Beylegung eines schon lange obwaltenden Processes bezweckt, enthält schätzbare Mittheilungen über das adlige, auch in der Geschichte von Braunschweig = Lüneburg mehrfach hervor tretende, Geschlecht derer Maltzan und wird namentlich dem Freunde Pommerscher Specialgeschichte durch eine Reihe sorgfältig aufgestellter genealogischen Tafeln der genannten Familie erwünscht seyn.

---

### B e r i c h t i g u n g .

- S. 580. Z. 5 von unten lies: Lehnsätze statt Lehrsätze  
 S. 581. Z. 3 von unten: ,die statt .Die

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

66. 67. Stück.

Den 25. April 1844.

---

L e i p z i g.

Typis G. Staritzii. 1843. Corporis positionem in genibus ulnisque in praxi obstetricia non esse negligendam. Programma, quo ad orationem audiendam etc. invitat D. Woldem. Ludov. Grenser. 28 Seiten in Quart.

Der löblichen Sitte folgend, nach welcher neu ernannte Professoren sich in einem Programme vernehmen lassen, wählte der durch anderweitige Arbeiten bereits rühmlich bekannte Verf. als Thema die sogenannte Knie = Ellenbogenlage, um ihren Nutzen für geburtshilfsliche Zwecke näher zu betrachten. Er findet diesen zuvörderst bey der Einbringung des Katheters unter gewissen Verhältnissen, welche die Application desselben in der gewöhnlichen Lage nicht zulassen, als: a) wenn der Kopf des Kindes entweder die Harnröhre und den Blasenhalß drückt, oder durch sein stätes Gegenliegen Verziehung oder Verschiebung und eine andere Richtung jenes Ganges bewirkt; b) bey Zurückbeugung der schwangern Gebärmutter; c) bey

zu tiefem Stande des Uterus und seiner Beengung im kleinen Becken; d) bey zu stark nach vorne überhängender schwangern Gebärmutter (Hängebauch). Ferner wird die Knie = Ellenbogenlage für die Application der Klystiere per anum sich nützlich erweisen, wenn der Mastdarm durch Beckengeschwülste, durch die retrovertierte Gebärmutter zusammen gedrückt wird, so daß in der gewöhnlichen Lage die einzuspritzende Flüssigkeit durchaus nicht beygebracht werden kann. Drittens macht sich die in Rede stehende Lage geltend bey Reposition der retrovertierten sowohl schwangern als nicht schwangern Gebärmutter; viertens bey Zurückbeugung des vorgefallenen schwangern und nicht schwangern Uterus, eben so bey der Reposition der Cystocele und Enterocele vaginalis. Sechstens ist die Knie = Ellenbogenlage sehr wichtig bey der Wendung, wo sie besonders Ritgen gerühmt hat, und es sogar für fraglich hält, ob man die Wendung nicht für gewöhnlich in der Knie = Ellenbogenlage machen sollte? Unser Verf. will sie aber nur da annehmen lassen, wo die Wendung weder in der Rücken = noch Seitenlage ausgeführt werden kann; nützlich ist sie daher bey Hängebauch und bedeutender Neigung des Beckens. Auch für die Reposition des vorgefallenen Nabelstrangs schlägt der Verf. die Knie = Ellenbogenlage vor, indem er der Meinung ist, daß, während in dieser Lage der vorgefallene Nabelstrang zurück gebracht wird, kein anderer Theil desselben wieder vorfallen könne. Eben so soll die Lage gewählt werden, wenn ein vorgefallener Arm auf die gewöhnliche Weise nicht zurück gebracht werden kann. Endlich meint der Verf. diese Lage könnte auch benutzt werden, um Kopflagen in derselben zu verbessern (einzurichten):

‘Quodsi nimirum in pelvi angusta facies supra

ejus introitum fronte antrorsum et oblique versa offertur, iniquam hanc capitis positionem in intervallo quodam a doloribus libero ita mutandi, ut cranium descendat, periculum facere omnino licebit: quem laborem parturiente genibus ulnisque innixa faciliori negotio manu perfici posse, quam in ulla alia corporis positione, consentaneum est;’ was wohl der Knie- = Ellenbogenlage zu Liebe behauptet ist. Hat doch der Verf. überall darauf aufmerksam gemacht, daß diese Lage von den Schwängern auf die Dauer nicht vertragen werde: sollte nun die Einrichtung (mutatio capitis incumbentis positionis), wenn sie überhaupt möglich, sich so rasch ausführen lassen? — Daß die Anwendung der Knie- = Ellenbogenlage von einigen Aerzten ‘nimis extendi et commendari’, erkennt der Verf. am Schlusse seiner Abhandlung selbst an und führt Belege dazu vor; besonders (und mit Recht) werden diejenigen getadelt, welche bey Hängebauch und bey dadurch bewirktem Verweilen des Kopfes auf dem obern Rande der Schambeine die Zange in der Knie- = Ellenbogenlage anzulegen rathen. — Uebrigens ist die Abhandlung in gutem Latein, wie man es von Leipzig aus nicht anders gewohnt ist, geschrieben und erfüllt auch durch die eingestreuten literarischen Bemerkungen ihren Zweck, den Verf. nicht allein von der practischen sondern auch von der wissenschaftlichen Seite kennen zu lernen. Bemerkten wollen wir noch, daß die Abhandlung so eben deutsch bearbeitet vom Verf. in des funfzehnten Bandes erstem Hefte der neuen Zeitschrift für Geburtskunde mitgetheilt worden. v. S.

**K l a g e n f u r t.**

Druck, Lithographie und Verlag der Johann

Leon'schen Buchhandlung 1843. Kärnten's römische Alterthümer in Abbildungen. Herausgegeben von M. F. von Sabornegg=Altenfels, k. k. Landrath, und Grafen Alfred Christalnigg. I. Heft. X Seiten Text und acht Steindruck-Tafeln in Folio.

Ein dankenswerthes Unternehmen, dem nur zu wünschen wäre, daß die Sachkenntnis seiner Herausgeber ihrem patriotischen Eifer entspräche! Zwanzig Hefte, gleich dem vorliegenden, sollen sämtliche jetzt bekannte römische Ueberreste in Kärnthten enthalten: ein Sammler widmet dazu seinen Schatz von Zeichnungen, die er seit mehren Jahren aus allen Theilen des Landes zusammen gebracht hat, ein anderer durch seine Vorliebe für das Alterthum ausgezeichneten Edelmann hat es auf sich genommen, die bisher noch nicht gezeichneten Römersteine, Münzen, Geräthe u. s. w. durch geübte Hand abbilden zu lassen; sollte sich nicht noch ein Dritter zu diesem Bunde finden, der einem Werke, für das sich das ganze archäologische Publicum Europas interessieren muß, auch eine Beschreibung beygäbe, die den Ansprüchen eines solchen Publicums genügte, oder wenigstens die Blößen verbürge, die der unverkennbare Wille der Herausgeber, auch dem Gelehrten zu genügen, nur desto deutlicher hervor treten läßt? Daß es ihnen nicht an Beobachtungsgabe fehlt, zeigen die treffenden Vergleichen, die sie zwischen einzelnen Theilen der mithrischen Vorstellungen, die sich unter diesen Bildern befinden, und andern bekannten Mithrasdenkmählern gemacht haben; aber woher kennen sie diese? aus Seels Mithrasgeheimnissen und Wagners Handbuch der Alterthümer aus heidnischer Zeit, zwey Büchern, die sich in den Händen derer, für welche solche Citate doch allein bestimmt seyn

können, wohl am Wenigsten finden mögen! Weber Niklas Müllers Aufsatz über das Mithräum von Heddernheim — nicht Heddersheim, wie die Verf. wiederholt schreiben — noch der von Kreuzer über das Neuenheimische — gerade die beiden, welche ihnen die meisten Vergleichungspuncte darboten — scheinen ihnen auch nur dem Namen nach bekannt zu seyn; auch des letzteren Symbolik führen sie schwerlich aus Autopsie an, da sie statt seiner einen 'Kreuzer' citieren; und selbst von ihres Landsmanns von Hammer Memoire sur le culte solaire de Mithra (publié par Spencer Smith, Caen et Paris 1833) wird dieses ungewis, da nicht nur das Citat C. VIII S. 49 statt C. VII S. 95 falsch, sondern auch für den, der Hammers Zeichnung Pl. X mit der hier Taf. III. 1 gegebenen vergleicht, der schwankende Ausdruck: daß 'von Hammer diesen Stein wahr scheinlich aus einer ungenauen Zeichnung gekannt habe', unbegreiflich ist. Neben solcher Fahrlässigkeit nimmt sich dann sehr seltsam die umständliche Breite von Beschreibungen aus, wie Taf. III. 2: 'eine nackte schreitende männliche Figur, mit wehender Chlamys, die rechte Hand erhoben und mit einem Blicke bewaffnet, im Begriffe, die zu ihren Füßen sich windenden Giganten zu vernichten', oder Taf. V. 1: 'zwey im Laufe begriffene Pferde ziehen eine Biga, in der ein kräftiger jugendlicher Mann steht, welcher mit der Rechten die Pferde leitet, in der Linken aber eine Lanze hält; hinter diesem steht ein Mann mit einem Schilde; an die Biga ist rückwärts eine menschliche Gestalt mit den Füßen befestigt, welche geschleift wird' u. s. w. deren schlecht verhülltes Tappen im Finstern lebhaft an Lichtenbergs 'nacktes Weibsbild, so von einer bösen Gans gebissen wird' erinnert; — oder sollten

die Herausgeber wirklich Gründe gehabt haben zu zweifeln, daß das eine Bild Zeus, das andere den Leichnam des Hektor vorstelle? Aus ihrer Abbildung ist freylich — vielleicht aus unzeitiger Züchtigkeit — nicht zu ersehen, ob der geschleifte Körper einem Manne oder Weibe angehört; wenn jedoch schon die vorausfliegende Victoria — hier Genius genannt — mit Kranz und Palme kein Bedenken gegen jene Auslegung übrig läßt, so fehlt es auch den übrigen Besonderheiten der Vorstellung, wie Hektors Unbärtigkeit und dem hinten stehenden Bewaffneten nicht an Analogien auf der ilischen Tafel und andern Monumenten, während die Biga auf römischen Denkmählern dieser Scene sogar Regel ist; vergl. Wieseler, die Reliefs der Ara Casali, S. 16 flg. Und was sollen wir endlich von der Latinität unserer Erklärer halten, wenn wir zu Taf. VIII. 1 Folgendes lesen: 'es wird auf diesem Steine eines Decurio der Virunenser Erwähnung gemacht, der in Rom in einer Meuterei (in jecatione?) umkam'?! Die Inschrift lautet: Dripponio. Maximo. et. Juniae. C. F. Batejæ. uxori. C. Maximio. C. filii. Juniano. decurioni. Virunensium. defuncto. Romæ. in. legatione. ann. XXX u. s. w. Mit minderer Sicherheit möchten wir in dem Namen des Decurio die Tribus Julia herstellen, die man in den Zügen von filii erkennen könnte; doch wäre es immerhin der Mühe werth noch einmahl nachzusehen, ob nicht auf dem Steine stehe: Maximio. C. F. Jul. Juniano, da wir Mitglieder dieser militärischen Tribus wenigstens aus dem benachbarten Emona (Laibach) bey Orelli Ampl. Coll. T. II. p. 15 finden. Das Verdienstlichste, was von Seiten der Herausgeber in dem vorliegenden Hefte geleistet ist, ist unstreitig die Situationskarte, auf



welche die antiken Straßenzüge der Peutingerischen Tafel und des Itin. Anton. durch Kärnthen nach den neueren Forschungen eingetragen und die Fundorte römischer Alterthümer, namentlich Meilensteine und Spuren ehemahliger Niederlassungen verzeichnet sind; doch ist auch hier noch manches ungewis, wohin wir ganz besonders die von dem Texte selbst als eigene Vermuthung bezeichnete Stellung der Orte Beliandrum nach Friesach, und Matucajum nach Treibach rechnen. Schon die Entfernung von 14 Millien, welche derselbe nach der T. P. zwischen beiden Orten setzt, wäre für die auf der Karte angegebene Distanz derselben zu groß; bey näherer Ansicht der T. P. selbst aber können gerechte Zweifel entstehen, ob Matucajum überhaupt auf der Straße zwischen Beliandrum und Virunum liege und nicht vielmehr die obige Entfernung für die letzteren beiden Orte unmittelbar zu verstehen sey. Für unser Auge wenigstens — und auch Mannert hat nicht anders gesehen — fällt Matucajum ganz in die Straße, die von Ovilia über Noreja nach Virunum führt, während die von Juvavia über in Alpe und Beliandrum laufende erst jenseits Matucajum in jene mündet; und so dürften die bey Treibach gefundenen Denkmähler vielmehr für die Stätte von Beliandrum zeugen, wogegen Matucajum eher mit Reichard in die Gegend von Eberstein zu setzen wäre.

R. Fr. H.

### Strasburg.

Imprimerie de G. Silbermann 1843. Code historique et diplomatique de la ville de Strasbourg. Tom. I. Première partie. Chronique d'Alsace. Imprimé aux frais de la ville de Strasbourg. XXX und 236 Seiten in Quart.

Es konnte nicht fehlen, daß der edle Eifer, mit welchem seit geraumer Zeit von Seiten der Regierung Frankreichs die Veröffentlichung von neuen, die Revision von schon früher bekannten Quellen für die Geschichte dieses Reichs betrieben ward, die größeren städtischen Gemeinden daselbst zur Nachahmung weckte. In gleichem Grade, als der dritte Stand sich seiner politischen Bedeutung, des überwiegenden Einflusses auf die Gesamtbildung des Staats bewußt wurde, mußte in ihm das Verlangen rege werden, die geschichtliche Entwicklung seiner Institutionen, die allmähliche Gestaltung der Stellung, welche er zu den übrigen Ständen einnimmt, nach Möglichkeit zu verfolgen. In diesem Sinne hat die neueste Zeit mehr als eine treffliche Sammlung von Quellen und Bearbeitung der Geschichte größerer Reichthümer in Frankreich entstehen sehen. Aus derselben erfreulichen Richtung ist das vorliegende, auf Kosten von Strassburg gedruckte, von Schützenberger, dem Maire dieser Stadt, mit einer, die äußere Geschichte und die inneren Verhältnisse der Bürgerschaft während früherer Jahrhunderte erläuternden, Einleitung versehenes Werk hervor gegangen. Es hält schwer, sich eines tief schmerzlichen Gefühls zu erwehren, wenn man die deutsch abgefaßten Chroniken einer Stadt, welche Jahrhunderte lang mit Augsburg und Nürnberg, Lübeck und Ulm den Mittelpunkt des deutschen Bürgerlebens abgab und aus welcher, ob auch die Sprache sich wandelte, die Bande, welche an die Stammbrüder knüpfte, zerrissen wurden, bleibende Denkmale von der Blüthenzeit deutschen Bürgerlebens reden, mit französischem Titel und französischer Einleitung versehen und in einer Sauberkeit, einer Eleganz hervor treten sieht, die lei-

nem ähnlichen Werke deutscher Städte zu Theil geworden ist.

Der Verf. der Einleitung, hinsichtlich welcher zu wünschen wäre, daß sie sich weniger aphoristisch und mehr in schrittweiser Erörterung über die Durchbildung der Verfassung von Strassburg verbreitet hätte, gibt uns zugleich zwey Abhandlungen über die Persönlichkeit und Lebensverhältnisse von Closener und Jacob von Königshoven, deren Chroniken bruchstückweise in diesem Bande enthalten sind. Closener anbelangend, dessen Chronik hier nach der Handschrift der königl. Bibliothek zu Paris abgedruckt ist, so beschränkt sich der Herausgeber vornehmlich auf Mittheilungen aus der zu Strassburg 1829 erschienenen Abhandlung Strobels, *De Frid. Closneri, presbyt. argent., chronico germanico*; seinen Nachrichten über Königshoven hat derselbe eine diesen Gegenstand umfassende Abhandlung des gelehrten Oberlin und die Einleitung, welche Schilter dem Abdrucke dieser Chronik voranschickt, zu Grunde gelegt. Vorliegender Abdruck ist nach der von dem Chronisten selbst angefertigten Handschrift vorgenommen. Beide Chroniken werden übrigens, wie schon oben angedeutet ist, hier nicht vollständig wieder gegeben, so daß der Werth der neuerdings veranstalteten, in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart enthaltenen, Veröffentlichung in keiner Hinsicht geschmälert wird. Weil nur der Zweck vorlag, dem *codex diplomaticus* von Strassburg eine allgemeine Uebersicht der Geschichte des Elsasses hinzu zu fügen, begnügte man sich damit, die auf Strassburg und den Elsaß bezüglichen Erzählungen zusammen zu stellen.

Was die Fortsetzung dieses Werkes anbelangt, so soll zunächst eine Sammlung von Urkunden und Diplomen folgen, welche sich auf die politische Ge-

schichte der Stadt beziehen. 'Une seconde série, publiée simultanément avec la première, comprendra 1) les titres, diplômes et documents relatifs à la constitution politique, administrative et civile de la commune; 2) les titres et documents relatifs à la juridiction de la ville; 3) le droit strasbourgeois; 4) les documents et titres relatifs aux monuments de la ville.'

Hav.

### G ö t t i n g e n ,

bey Huth 1843. De Philoxeno Cytherio, Dithyramborum poeta. Scripsit Ludov. Aug. Berglein, Brunopolitanus, Reg. Seminar. Philolog. nuper sodalis. 77 Seiten in Octav.

Unter den Attischen Dithyrambikern der Aristophanischen Zeit ist Philoxenos von Kythera ohne Frage der bedeutendste. Von ihm besitzen wir noch verhältnißmäßig die meisten genaueren Nachrichten und die ansehnlichsten Bruchstücke. Er verdiente eine so sorgfältige Untersuchung wie sie Hr Berglein ihm in obiger Dissertation gewidmet hat.

Herr Berglein sucht zuerst die Lebensumstände des Dichters möglichst klar zu erörtern, prüft dann die Eigenthümlichkeit der Poesie desselben nach den Nachrichten der Alten und den erhaltenen Ueberbleibseln, weist dem Dichter die ihm zukommende Stellung in der Reihe der Dithyrambiker an und sucht zum Schlusse die oft und zwar schon von den Alten selbst mit dem Kytherier verwechselten gleichnamigen Celebritäten genauer zu sondern, als es bisher geschehen war.

Die Abhandlung ist nicht in Hast zusammen geschrieben, um den Anforderungen des Gesetzes zu genügen. Herr Berglein hat seinen Gegenstand

mit Ernst und Liebe gepflegt und ein Schriftchen geliefert, durch welches die Griechische Literaturgeschichte eine schätzenswerthe Bereicherung erhält. Man sieht es dem Büchlein an, daß sein Verfasser sich eine Uebersicht über die Griechische Literatur erworben, daß er namentlich die Entwicklung des Dithyrambus mit Aufmerksamkeit verfolgt und über manchen schwierigen Punct selbständig nachgedacht hat. Was er speciell über seinen Dichter erforscht hat, gibt ein ziemlich vollständiges Bild dieser bedeutenden Persönlichkeit. Auch Philoxenos Dithyrambik hatte den Halt verloren und einmahl über das Maß hinausgeschritten war sie in Stoffen und Formen unstät und verschwimmend, nur daß Andre es noch ärger trieben und Philoxenos Andre durch sinnreiche Erfindungen überbot.

Am besten sind wir noch von dem *Κύκλωψ* und dem *Λείπνον* unterrichtet. Namentlich das über das erste Gedicht von Herrn Berglein Ausgeführte ist wohl gelungen. An die critische Behandlung der Ueberreste des zweyten hat sich Herr Berglein mit Recht nicht gewagt, wohl aber hat er die Anlage und Tendenz des Ganzen schärfer zu bestimmen gesucht. In den über andere weniger bekannte Gedichte gemachten Bemerkungen sind manche Irrthümer selbst der bedeutendsten Forscher mit Glück widerlegt. Indes ist die Untersuchung zu schwierig, um überall vor Fehlgriffen sicher zu seyn und in allen Puncten Licht schaffen zu können. Z. B. in der p. 37 fast aufgegebenen allerdings bösen Hesychischen Glosse glaubt Ref. ziemlich wahrscheinlich herstellen zu können: *μεσαύχενος κυνός ασκούς* statt *νέκνας* und dann in der Erklärung *περιβαλλόμενον τὸ σχοινίον*. Unge- nügend sind auch die in der vielfach besprochenen Stelle des Hermestianax über Philoxenos gemachten

Conjecturen. Daß p. 15 vermuthete *οἷα τινα-  
χθεις Ὀρτυγίη* würde ohne den Zusatz *ἔρωτι* den  
gewünschten Sinn nicht haben; ohne jenes würde  
man an die auf Sicilien erlittene Strafe denken.  
Auch die p. 60 vorgeschlagene Verbesserung der  
folgenden Worte: *ὃν Γαλατείας αὐτοῖς μηλι-  
δίοις τήκετο καὶ προγόνοις* ist nicht glücklich,  
obschon der Gedanke getroffen scheint, den Herr  
Berglein unterlegt: *amorem quo tabescebat in  
Galateam una cum ovibus suis*. Daß können  
aber die Worte in jener Fassung nicht wohl aus-  
drücken. Vielmehr würde man verstehen: *amorem  
quo cum ipsis ovibus Galateae tabescebat*.

Am gelungensten scheint uns der letzte Abschnitt,  
wo die drey namhaftesten Homonymen, der Leu-  
kadier, dann Eryxis Sohn und der Pternokopis  
benannte Parasit, der in der mittleren Komö-  
die eine Rolle spielte, bis auf einige zweifelhafte  
Nebepuncte überzeugend geschieden werden. Der  
berühmte Schlemmer, Eryxis Sohn, wird mit  
dem Leukadischen Gourmand, dem Verfasser einer  
*καινή ὀψαρτυσία* in epischen Versen, identificiert  
und des Kytherischen Dichters *Λεῖπνον* als Ver-  
anlassung der Confusion des Andern mit dem Di-  
thyrambiker angesehen. Hierbey hat Herr Berg-  
lein Herrn Bergk und Meineke einige Versehen  
klar nachgewiesen.

Auch auf die Darstellung ist Fleiß verwardt.  
Daß Colorit ist im Ganzen lateinisch, obwohl  
nicht ohne Flecken, die ein so eifriger Philolog wie  
Herr Berglein ist, in der Zukunft leicht beseitigen  
wird. Besonders wird er auf einen leichtern und  
natürlicheren Fluß der Rede sein Augenmerk rich-  
ten müssen.

Fr. W. S.

## P a r i s,

bey Gide. 1841. Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiées par les Professeurs - administrateurs de cet établissement. Tome II. Livraisons 1 — 3. 460 Seiten nebst 23 Steindrucktafeln in Quart.

In St. 187. des Jahrg. 1842 dieser Blätter haben wir zuletzt von diesen Archiven gesprochen. Die neuen Lieferungen enthalten: 1) Description des Crustacés nouveaux ou peu connus, et remarquables par leur organisation, conservés dans la Collection du Muséum d'histoire naturelle; par MM. Audouin et Milne Edwards. Besonders seit dem Jahre 1817 hat sich durch die reisenden Naturforscher, welche von der Administration des Museums in die verschiedenen Gegenden Asiens, Africas und Americas gesandt worden, die Sammlung der Crustaceen dieses Instituts vermehrt, so daß diese Sammlung eine der reichhaltigsten genannt werden kann. Mehrere interessante Formen daraus bilden den Gegenstand dieser Abhandlung. — 2) Nouvelles Recherches sur l'organe électrique du Malaptérure électrique par M. A. Valenciennes. Eine genaue anatomische Untersuchung des Zitterwelses ergab, daß das electriche Organ zu beiden Seiten, zwischen der Haut und den Seitenmuskeln gelegen ist, und von der Stirn und den Kiemen bis an die Basis der Schwanzflossenstrahlen sich erstreckt. Das Organ besteht aus 2 häutigen Schichten. Die äußere ist eine aus einem zelligen Gewebe dünner sich kreuzender Blättchen zusammen gesetzte Membran; diese Blättchen lassen Maschen zwischen sich, welche mit einer gelatinösen Flüssigkeit getränkt sind; die Membran ist gedoppelt, indem sie an ihrer untern Fläche mit

einer silberigen Aponeurose überzogen ist, welche aus sehr starken, gekreuzten, bis an die Afterflosse sich erstreckenden Fibern, besteht. Die innere Schicht ist nicht eine einfache Membran, sondern sie besteht vielmehr aus 6 — 7 über einander gelegenen Lamellen, welche leicht unter sich und von den unterliegenden Muskeln getrennt werden können. Diese Lamellen sind aponeurotisch, ziemlich straff, aber dünn, und ihre Oberfläche wird durch Aufsaugen von Wasser flockig. Zwischen beiden Hauptschichten laufen die Gefäße und Nerven; der Nerv kommt vom 8. Paar, entspricht dem Nerven der Laterallinie anderer Fische, welche hier fehlt, und verzweigt sich sehr fein in das electrische Organ. Die Lamellen der inneren Schicht erhalten aber außerdem noch Zweige von den Intercostalnerven. —

3) Notice sur un voyage dans l'Arabie heureuse, entrepris par M. P. E. Botta, naturaliste voyageur du Muséum. — 4) Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par M. P. E. Botta et décrites par M. J. Decaisne. — 5) Recherches physico-chimiques sur la teinture, par M. Chevreul (Anz. 1840. St. 154. u. 1842. St. 187). — 6) Second mémoire sur les Kaolins ou Argile à porcelaine, sur la nature et l'origine de cette sorte d'argile, par MM. Alex. Brongniart et Malaguti (Anz. 1842. St. 187). — 7) Nouvelles recherches sur le Nautilé flambé (Nautilus Pompilius Lam.), par M. A. Valenciennes.

Obgleich die Schalen dieses Mollusks in den Meeren in Uebersuß vorhanden sind, so kannte man doch das Thier nur nach wenigen oberflächlichen Bemerkungen Rumphs aus dem J. 1705, bis Hr Dwen (Memoir on Nautilus pompilius 1832. Quart) eine Anatomie nach einem Exemplare lieferte, welches Hr Bennet im J. 1829 bey Erromanga (neuhebri-



dische Insel) gefunden hatte. Hr Meder in Batavia erhielt zufällig 2 Exemplare dieses Thiers von Neu-Guinea und schickte davon eins an das Museum in Leyden, das andere aber an das in Paris. Dieses letztere Exemplar unterwarf Hr Valenciennes einer sehr genauen anatomischen Untersuchung, welche des Hn Dwen's Zergliederung hin und wieder berichtigt und completiert. Dieser Untersuchung gemäß entwirft Hr Valenciennes sodann den folgenden zoologischen Charakter dieses zu der Ordnung Cephalopoda tetrabranchiata gehörenden Thiers: Genus Nautilus: Corpus oblongum, infra posteriusque pallio membranaceo, in siphonem gracilem postice porrecto, obtectum. Caput superum tentaculis numerosis cirrigeris in fasciculos octonos fastigiatis, coronatum. Oculi bini, magni, sessiles bitentaculati. Nares in vaginam elongatam, cirrum aemulantem infra oculos. Auris externa? fossulam versus, inter oculos et nares. Os corneum, vel ad apicem mandibulae calcareo - corneum, labio fimbriato crumeniformi circumtectum. Tubulus excretorius, vel infundibulum inferum parietibus inferne solutis, scelete cartilagineo suffultum. Branchiae quatuor. Testa discoidea, spiralis polythalamia. Anfractus contigui. Septa transversa antice concava: marginibus plus minusve undulatis, simplicibus et nec non lobatis, vel foliaceo - lobatis: syphone calcareo interrupto, aut continuo, lamellas septorum perforante. Dieses genus gehörte hauptsächlich der Vorwelt an, denn während die Zahl der noch lebenden Arten auf 2 (N. pompilius und N. umbilicatus) sich beschränkt, umfaßt die der fossilen mehr als 60. — 8) Recherches sur le développement des os et des dents, par M. Flourens. Der Verf. folgert aus den durch

Füttern mittelst Färberröthe bey Tauben, Schweinen u. s. w. angestellten Versuchen, daß die Knochen bey ihrem Wachsthum in die Dicke nur lagerweise zunehmen, und zwar so, daß indem äußerlich eine Schicht sich neu bilde, innerlich der Canalis medullaris durch Resorption innerer Schichten sich vergrößere. Aehnlich wachse der Knochen der Länge nach durch schichtweise Anlagerungen an die Enden der Knochen, wobey sich dann durch Resorption der Markkanal in denselben verlängere. Diese Resorption werde durch die Membrana medullaris, die Bildung aber durch das Periosteum vermittelt, — indem das Periosteum in Knorpel und dieser sodann in Knochen sich verwandle. Die Membrana medullaris sey nur eine Fortsetzung des Periosteum und könne in abnormen Fällen auch der Bildung des Knochen vorstehen. Der Callus werde, wie der Knochen selbst, vom Periosteum gebildet. Eben so bilden sich die Zähne, indem die dem Periosteum entsprechende Pulpa schichtweise verknorpelt und verknöchert. Die vom Verf. angestellten Versuche sind höchst interessant; allerdings beweisen sie eine schichtweise Bildung der Knochen, aber sie sind nicht im Stande den Beweis zu liefern, daß die Knochen, wenn sie einmahl gebildet sind, nicht auch noch ferner Veränderungen in ihrer Substanz erleiden können, welche durch die in ihr Statt findende Gefäß- und Blutvertheilung vermittelt wird. Eben so wenig sind sie geeignet die Thatsache zu widerlegen, daß bey Knochenbrüchen die Gefäße in den Knochen selbst und an den Bruchenden, wenigstens bey Säugethieren, an der Callusbildung Theil nehmen, und daß nach gänzlicher Entfernung eines Knochen die benachbarten oder umgebenden Weichtheile die Regeneration des Knochen vermitteln können.

Berthold.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

68. Stück.

Den 27. April 1844.

---

L e i p z i g,

bey Fr. Fleischer 1844. Untersuchungen und Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie von Dr Friedrich Pauli.

Sehr beliebt ist jetzt die Methode, unter der Firma von Untersuchungen, Erfahrungen, Beobachtungen, Ergebnissen, Beyträgen u. s. w. eine Reihe von einzelnen Materien zusammen zu stellen, einige Raisonnements daran zu knüpfen und so ein Buch in die Welt zu setzen. Wir begegnen solchen Schriften in jedem Zweige unserer Wissenschaft, und, der Natur der Sache nach, am häufigsten in dem practischen Gebiete. Wenn nun auf solche, ich möchte sagen, beyläufige Producte eine strenge Critik keine Anwendung findet, wenn sie nichts anderes prätendieren, als einige Beobachtungen und subjective Ansichten kund zu thun, so verhält es sich doch anders mit solchen, die unter dieser Firma eine Gelegenheit suchen, fremde Beobachtungen anzuseinden und zu verdächtigen, eigene Meinungen mit Arroganz an deren Stelle zu setzen

und, statt mit wahrer Critik, mit bloßen Behauptungen wissenschaftliche Lehrsätze anzugreifen. Die Schrift des Verf. gehört zu diesen Letzteren und es sey mir daher erlaubt, ihre wesentliche Richtung critisch zu beleuchten.

Die Schrift soll uns Untersuchungen und Erfahrungen liefern. Letzteres ist theilweise der Fall, denn einige Krankengeschichten sind gut und lehrreich; aber bey weitem nicht alles, was Verf. als solche gibt, ist Erfahrung, wie ich bey den speciellen Fällen nachweisen werde. Untersuchungen enthält die Schrift aber fast gar nicht, denn was Verf. als solche ansieht, sind meistens subjective Behauptungen gegen fremde Ansichten und Erfahrungen. Der Verf. sagt selbst, daß er schon früh gelernt habe nur das zu glauben, was er mit eigenen Sinnen wiederholt wahrnahm (S. 249). Das ist eine ganz schöne Sache für die subjective Ueberzeugung und eine gute Brustwehr gegen eigene und fremde Täuschung. Aber der Verf. ist im Irrthume wenn er meint auf diesem Wege fremde Beobachtungen widerlegen zu können. Für sich braucht er sie nicht zu glauben; darüber ist er nur sich selbst Rechenschaft schuldig. Will er aber auftreten und sagen, ich glaube dies oder jenes nicht, so muß er beweisen, daß es falsch sey, sonst stellt er nur eine subjective Meinung gegen eine andere und damit ist nichts gewonnen. Es gibt nur wenige Menschen, die durch ihre Autorität einer so ausgesprochenen Meinung einiges Gewicht geben können, und zu diesen wird sich der Verf. nicht rechnen wollen.

Die Schrift enthält im buntesten Gemische die verschiedensten Artikel, wie sie den Verf. gerade interessirt zu haben scheinen. Zum Theil sind es Fragen, die der gründlichsten Erörterung bedürfen

und leider zu häufig in der neuesten Zeit zum Gegenstande abgerissener und oberflächlicher Besprechung gemacht sind. Dahin gehören z. B. Contagium, Schielen, Kopfverletzung und Trepanation, über das Glück in der Chirurgie u. s. w. Der Verf. bringt dabey größten Theils nur Bekanntes vor, und wo er eine eigenthümliche Betrachtungsweise eintreten läßt, verallgemeinert er seine einzelnen Erfahrungen gewöhnlich so, daß das Ergebnis dadurch unsicher wird. Gegen anders Denkende ist er sehr intolerant, verfolgt ihre Worte bis in die größten Kleinigkeiten, oft mit Spitzfindigkeit Widersprüche hervor suchend und wo das nicht helfen will, leugnet er ihnen ihre Sache ins Gesicht ab. Wir müssen einige Beispiele dieser Art von vermeintlicher Critik mittheilen (S. 37). Unter der Rubrik Darmdurchlöcherung critisirt der Verf. einen von Osius mitgetheilten Fall, wo nach  $22\frac{1}{2}$  Stunde, nach heftiger Entzündung, die Durchlöcherung eingetreten seyn soll. Verf. glaubt nicht, daß dies so schnell geschehen könne, aber wie erklärt er hier den Vorgang? Die Person war bis zur Erkrankung nach allen Aussagen ganz gesund gewesen; sie hatte einen Streit mit ihrem Sohne, wurde danach plötzlich krank und starb nach  $26\frac{1}{2}$  Stunde,  $22\frac{1}{2}$  Stunde nach den ersten Erscheinungen heftigen Erkrankens; die Section ergab 3 Löcher von Hanssamenskern-Größe im obern Theil des jejunum und ausgebreitete Entzündung. Die Erklärung des Verfs ist folgende: Der Sohn hat die Mutter auf den Bauch geprügelt und einen Darmriß (3 Hanssamenskern große Löcher!) veranlaßt. Zwar sind bey dem Streite Personen gegenwärtig gewesen, die das Gegentheil aussagen, aber was macht das unserem Verf. aus! Er sagt: 'Niemand zeugt gern gegen einen Sohn, der seine Mutter

mißhandelt haben soll, besonders wenn sie daran gestorben ist. Außerdem war das Zeugnis nicht eidlich abgelegt, also nicht von absoluter Gültigkeit? — So weit kann also vorgefaßte Meinung führen, daß man Aussagen für Lügen und drey kleine, rundliche Löchelchen für eine traumatische Darmruptur erklärt.

In dem Kapitel über *inversio uteri* finden sich ähnliche critische Bestrebungen. Der Verf. ist nämlich durch einen Fall, in welchem 4 Aerzte nicht über die Diagnose zwischen *inversio* und Polyp ins Reine kommen konnten, und der sich bey der Section als Polyp erwies, zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Diagnose sehr schwierig sey, und wendet nun diese Waffen gegen alle diejenigen, welche einen invertierten Uterus mit Erfolg entfernt haben wollen. Er sucht den Beweis zu führen, daß alle diese Fälle zu den Polypen gehören; daneben sucht er zu beweisen, daß eine *inversio uteri* nie anders vorkommen könne, als unmittelbar nach der Geburt oder durch einen großen und schweren, im *fundus uteri* angehefteten, Polypen. Bey dem in G. v. Siebold Journal V. 2 mitgetheilten Falle wird gesagt, man habe an dem abgebundenen Stücke die *tubae Fallopii* deutlich erkennen können. Dies hält der Verf. nun für eine Unwahrheit, da früher gesagt sey, der *fundus uteri*, sammt den Trompeten, seyen durch Brand gänzlich zerstört gewesen. Diese Aussage ist aber 6 Tage vor der Entfernung des Stückes gemacht, also zu einer Zeit, wo die Tuben noch nicht sichtbar seyn konnten. Es kann damit also entweder nur die Stelle bezeichnet seyn sollen, wo man die Tuben erwartete, oder die Aussage ist überhaupt eine unrichtige und übereilte. Ob aber nachher eine anatomische Untersuchung das Vorhandenseyn der Tu-

ben nachgewiesen, oder nicht, können nur die Beobachter wissen, nicht unser Verf., und wird ohne weitere Gründe diese Angabe geleugnet, so gibt man den Beobachtern entweder die größte Unwissenheit oder absichtliche Unwahrheit Schuld. — Ein solches Verfahren wird man aber nicht mit Critik verwechseln wollen. — Den zweyten Fall desselben Journals erzählt der Verf. gleichfalls und verfolgt ihn mit nichts sagenden Bemerkungen. Er findet es unter andern auffallend, daß man nach 5 Wochen die Patientin besuchte, um sich zu überzeugen, ob man sich nicht in der Diagnose geirrt habe, und sagt: also jetzt erst wollte man sich von der Richtigkeit der Diagnose überzeugen? — Auch dieser Fall wird ohne weiteres unter die Polypen verwiesen.

Den Fall von Portal in Palermo behandelt der Verf. eben so verächtlich. Portal sagt, die abgebundene Gebärmutter sey im pathologischen Cabinet der Universität nieder gelegt. Darauf erwidert unser Verf.: 'Solche Cabinetstücke, mit denen man keinem Vernünftigen imponieren kann, sind Schreckschüssen vergleichbar, die nur Kinder und alte Weiber in Furcht setzen.' Sollte es nicht manche Vernünftige geben, die einer bestimmt gemachten, und durch ein Präparat zu kontrollierenden, Aussage nicht eher zu widersprechen wagten, bis die Sache näher untersucht ist?

Ein Fall von Dr. Bettinger, dem Verf. mitgetheilt, gibt den klarsten Beweis einer inversio uteri, die 4 Jahr nach der Geburt des jüngsten Kindes zuerst Krankheitserscheinungen veranlaßte, also vorher entweder gar nicht oder in unmerkbarem Grade vorhanden war. Der Fall wurde durch die Section erwiesen. — Was ist nun dagegen zu sagen? Unser Verf. ist nicht in Verlegenheit. Die

Frau, bald nach der Geburt des letzten Kindes von ihrem Manne getrennt, lebte in einer Wirthschaft, wo täglich neue Versuchung über Nacht liegt, — eine außereheliche Schwangerschaft, verheimlichte Geburt, Ziehen am Nabelstrange u. s. w., kurz eine aus der Luft gegriffene Geschichte um eine Thatsache damit zu widerlegen. Mord und Ehebruch müssen herhalten, um die Thatsachen nach des Verfs Sinn zu erklären. — Die angeführten Beyspiele werden hinreichen, meinen Ausspruch zu rechtfertigen, daß des Verfs Bemerkungen gegen fremde Mittheilungen eher allem andern, als einer gesunden Critik, gleichen.

Wenn wir somit in dieser Beziehung der vorliegenden Schrift keinen Werth beylegen können, so werden wir uns zu den mitgetheilten Krankheitsfällen und practischen Bemerkungen wenden müssen, um einige Ausbeute zu gewinnen. Aber da ist es leider auch sehr sparsam. Nur wenige Krankheitsfälle sind von besonderem Interesse, die meisten gewöhnlich und die daran geknüpften Betrachtungen oft voreilig, oft durch Vorurtheile befangen. Die physiologischen und pathologischen Erklärungen sind oft sehr kühn, oft sehr beschränkt, die Beyträge zur Diagnose oft unhaltbar. Wir wollen einige Fälle durchmustern.

Zuerst finden sich 4 Fälle von Lähmung des n. facialis. Die beiden ersten enthalten nichts Besonderes; bey dem dritten soll nach einem halben Jahre noch ein süßlicher Geschmack geblieben seyn, wobey der Verf. ausruft: 'wieder ein Beweis, daß der n. facialis nicht rein motorisch ist.' So leicht nimmt es die Physiologie mit den Beweisen nicht, sonst würde es schlecht um diese Wissenschaft stehen. Was hat denn ein süßer Geschmack mit einer Lähmung zu thun?



Der vierte Fall betrifft eine Fractur der pars petrosa mit nachfolgender Gesichtslähmung. Der Verf. behandelt diesen, an und für sich interessanten Fall, ausführlich, weshalb ich ihn kurz mittheilen will. Der nachherige Patient fällt von einem Wagen und bleibt bewußtlos liegen; eine nicht unbedeutende Blutung, nach der Aussage des Fuhrknechtes mindestens ein Schoppen, erfolgt aus dem rechten Ohr; der Verletzte erbricht sich. Nach  $\frac{3}{4}$  Stunden kann er, von mehreren Personen unterstützt, nach seiner 1 Stunde entfernten Wohnung geführt werden. Nach 7 Stunden findet ihn unser Verf. blaß, aber bey Bewußtseyn und die Fragen mit Stottern beantwortend. Verwundung oder Hirnschalenbruch war nirgends aufzufinden, nur Blutunterlaufung um das Ohr und bis zum Halse. Die Ohrblutung hatte aufgehört, aber das Kopfkissen war von frischem, hellrothem Blute genetzt. Bey einer mäßig antiphlogistischen Behandlung traten keine Gefahr drohenden Zufälle ferner auf und der Kranke beßerte sich. Am 5ten Tage der Behandlung bemerkte Vf. eine Verziehung des Gesichtes in Folge einer eingetretenen Paralyse des n. facialis, welche nach einem halben Jahre noch nicht vollkommen geheilt war. Nun die Erklärung des Falles. Zuerst die Ohrblutung. Verf. behauptet, sie müsse eine arterielle gewesen seyn, und von der Verletzung eines sinus durae matris müsse man wegen der hellen Farbe des Blutes ein für alle Mal absehen. Dagegen muß ich nur bemerken, daß Verf. die Blutung selbst gar nicht beobachtet hat, und bezweifle, daß die Queichheimer Fuhrknechte und Landleute auf die Unterscheidung des venösen und arteriellen Blutes eingeübt sind. Das Blut auf dem Kopfkissen war aber schon einige Zeit mit der Luft in Berührung gewesen und da

fällt der Farbenunterschied fast ganz weg. — Der Verf. fährt nun fort die Quelle seines arteriellen Blutes zu erforschen. Aus einer Arterie des Gehirns selbst oder der *meningea media* konnte das Blut nicht herrühren. Eine Zerreißung des Trommelfelles schien vorhanden zu seyn, da der Kranke bey dem Schnutzen der Nase Luft und den Schall seiner Worte durch das Ohr dringen fühlte. (Gibt es denn nicht leichte Mittel um eine solche Diagnose auf objective Weise fest zu stellen?) Durch die Sugillation wird es dem Verf. wahrscheinlich, daß Blut durch den *canalis Fallopii* aus dem *foramen stylomastoideum* in das Zellgewebe und die Haut unter dem Ohre gedrungen sey. Die Lähmung des *n. facialis* deutet auf ein Zurückbleiben von Blut im *canalis Fallopii*, welches, weder entleert noch resorbiert, auf den Nerven drückte. Kurz die Blutung erfolgte aus den zerrissenen *arteriae tympanica* und *stylomastoidea*. Der Verf. hat sich wohl bey dieser Behauptung die Größe dieser Gefäße nicht klar ins Gedächtniß zurück gerufen. Wie sollten Gefäßchen, die in ihrem Ursprunge  $\frac{1}{4}$  Linie dick, in der *pars petrosa* aber viel kleiner sind, einen Schoppen Blut liefern! Auch irrt der Verf. wenn er meint, neben dem *n. facialis* sey im *canalis Fallopii* so viel Raum, daß Blut dabey her und zum *foramen stylomastoideum* heraus laufen könne, um am Halse eine Ekchymose zu bilden. Auch von dieser Passage hat der Verf. wohl eine etwas zu großartige Vorstellung. — Der Grund, weshalb sich der Verf. in alle diese Schwierigkeiten verwickelt hat, ist der, daß er einen Fall, der sich durch die Annahme einer Fractur des Felsenbeins am einfachsten erklärt, zum Beweise gegen diese Annahme hat benutzen wollen.

Auf den folgenden Seiten theilt der Verf. Beobachtungen über die Lähmung des *n. oculomotorius* mit. Bey diesen Zuständen findet der Verf. die Muskeln, welche vom *n. oculomotorius* versorgt werden, außer Thätigkeit. Das Augenlid hängt, das Auge schielt nach außen und kann weder nach innen noch gerade nach oben, noch gerade nach unten, noch schief nach unten, d. h. in den Richtungen, nach welchen die *musc. rectus internus, superior, inferior, levator palpebrae und obliquus inferior* thätig sind, bewegt werden. Hier vermischt der Verf. Beobachtung und Supposition, denn der *m. obliquus inferior* hat mit den genannten Bewegungen nichts zu thun. Er rotiert den Augapfel und stellt die Pupille etwas nach außen und oben, nicht schief nach unten, wie der Verf. annimmt. — Nach der Durchschneidung des *m. rectus externus* nimmt das Auge in diesen Fällen seine normale Stellung nicht wieder ein und der Verf. meint, man würde dies vielleicht erreichen, wenn man den *rectus externus* durchschneide, aus dem *internus* aber ein Stück ausschneide, 'indem nicht mehr so viel Nervenkraft für den zusammen geheilten und somit verkürzten Muskel nöthig seyn dürfte, als zuvor.' Was doch die Nervenkraft sich muß gefallen lassen! Hier dürfte der *obliquus superior* eher der Schuldige seyn. — Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. auch auf die Wirren aufmerksam, die rücksichtlich der *ptosis* und des *lagophthalmus* bestehen, tadelt die Lehrbücher und behauptet, die *ptosis* sey immer Symptom der Paralyse des *n. oculomotorius*, der *lagophthalmus* (Verf. schreibt das *lagophth.* so wie das *vomer*) immer Symptom der Paralyse des *n. facialis*. Wenn er auch nachher zu Gunsten der *s. g.*

mechanischen ptosis eine Ausnahme macht, so bleibt doch diese Behauptung sehr einseitig.

Ueber ophthalmia gonorrhoeica, aegyptiaca und neonatorum erfahren wir, daß sie sich kaum von einander unterscheiden. 'Immer ist es eine conjunctivitis blenorrhoeica, die man vor sich hat, und erreicht diese conjunctivitis einen hohen Grad, so kann sie ansteckend werden. Es muß als ein Irrthum angesehen werden, wenn man die ophth. gonorrh. von einer Tripper-Metastase abgeleitet hat, denn die Harnröhren-Schleimhaut und die Conjunctiva haben keine nähere Verwandtschaft. Es ist immer Uebertragung. Hat man gesehen, daß der Tripperaußfluß beym Erscheinen der Augenentzündung aufhörte, so ist dies lediglich einer starken Erkältung und dergl. zuzuschreiben. Die ophth. neonator. entsteht lediglich durch Verunreinigung der Augenlider mit Vaginalschleim von Müttern, die während des Geburtsactes an fluor albus benignus litten, oder durch Augenschleim daran Leidender. Alle andern Veranlassungen, deren man in Handbüchern zu Duzenden aufgezählt hat, sind nicht stichhaltig.' — Diese nackten und gänzlich unmotivierten Behauptungen verurtheilen sich hinreichend selbst. Glaubt denn der Verf. durch seine Autorität Fragen entscheiden zu können, die durch die gründlichsten Erörterungen bis jetzt nicht haben zum Schluß gebracht werden können?

S. 45 zieht der Verf. wieder zu Felde. 'Man hat sowohl angeborene abnorme Lähmung, als die angeborene abnorme Trennung organischer Theile für Hemmungsbildungen erklärt. Man sieht aber, daß hierin ein Widerspruch liegt; denn will man consequent seyn, so darf man nicht nach Belieben einmal widernatürliche Cohärenz und dann wieder

naturwidrige Trennung organischer Theile der Hemmungsbildung zumessen.' — Einiges Studium der Entwicklungsgeschichte würde den Verf. belehren, daß hier nicht nach Belieben verfahren ist, und würde ihm die Unannehmlichkeit ersparen, Widersprüche zu erheben, welche Unbekanntschaft mit dem besprochenen Thema zur Schau tragen. Atresieen sollen immer auf Hypertrophie der betreffenden Theile beruhen, und doch theilt Verf. selbst einen Fall von atresia ani mit, in welchem der größte Theil des intestini recti, die m. transversiperinaei, der levator intestini recti und der coccygeus fehlten. Wer möchte das Hypertrophie nennen?

Der Fall von Hydrophobie ist recht interessant. Die Bemerkungen dabey enthalten aber viel Einseitiges. So findet man darunter die Behauptung, eine venerische Ansteckung könne nur bey verletzter Schleimhaut erfolgen. Verf. findet es wahrscheinlich, daß das Contagiöse sich mit dem Eintritte des Todes verliert. Ueber das Wesen der Hydrophobie bringt der Verf. folgenden Passus bey: 'Müßte ich meine Meinung über das Wesen der Hydrophobie abgeben, so würde ich sagen: das aus der Wunde entwichene Wuth-Contagium wandere nach dem n. vagus oder einem Cervical-Geflechte und entzünde diese Nerven u. s. w.' Da der Verfasser durch nichts gezwungen war, eine solche Meinung zu äußern, hätte er sie wohl am besten unterdrückt.

Doch ich werde zu ausführlich, wenn ich dem Verf. in der bisherigen Weise folge; auch glaube ich, daß zur Motivierung meines Urtheils genug geschehen sey. Der Verf. hat dies Buch geschrieben, theils um Krankheitsfälle aus seiner Praxis mitzutheilen, theils um sich einmahl Luft zu ma-

chen, alte Ansichten nieder zu werfen, Mängel aufzudecken, Inconsequenzen anzufechten und neue Ideen, neue diagnostische Mittel, neue Methoden der Wissenschaft darzureichen. Schade daß er bey der Beurtheilung der eigenen Leistungen nicht eben so streng war, als bey fremden. Er eifert z. B. gegen die Männer, die hinter dem Studiertische ihre Methoden und Diagnosen machen, und doch will es mir scheinen, als ob es ihm selbst auch zuweilen so gegangen wäre. Wenn er z. B. als diagnostisches Mittel angibt: 'Bey inversio uteri ist immer die Mündung der Tuben aufzufinden,' so glaube ich nicht, daß dies der Erfahrung entnommen ist, muß aber dabey bemerken, daß der Verf. dies auch nicht behauptet. Wer oft erfahren hat, daß man bey gesundem, aufgeschnittenem uterus das ostium uterinum der Tuben nur schwer auffinden kann, und sich nun den invertierten, angeschwollenen, beschmutzten Uterus denkt, an dem man nicht einmahl die Gegend kennt, wo man die Tubenöffnung zu suchen hätte, wird mir vollkommen beystimmen. Aber an solchen Behauptungen ist der Verf. reich.

Hätte unser Verf. die wichtigeren Krankengeschichten und Operationsergebnisse in einem Journal bekannt gemacht, seine Raisonnements aber gespart, so hätte die Wissenschaft keinen Schaden genommen, und manches Verkehrte wäre ungesagt geblieben.

Nun nur noch ein Wort über die angehängten Aphorismen. Verf. scheint durch die etymologische Bedeutung des Wortes Aphorismen (von ὀρίσειν, begrenzen, beschränken) zu dem Glauben gelangt zu seyn, es seyen dies Sätze, in welchen man beschränkte Ansichten niederlegt. Er hätte dies nicht thun sollen, denn Manche glauben aus solchen Kurz

gefaßten Sentenzen auf den Ideenkreis eines Menschen zurück schließen zu dürfen. Ich will nur einige dieser Sätze als Belege folgen lassen.

4) Das Studium der Medizin ist vielleicht minder schwierig wegen der großen Anforderungen, die man an den Arzt macht, als wegen des finanziellen Aufwandes, der dabey erheischt wird.

6) Dissertationen fördern im Allgemeinen die Wissenschaft sehr wenig u. s. w.

7) Praktiker in Universitätsstädten wissen, daß die Professoren nicht infallibel sind.

11) Die Medizin muß, um zu gedeihen, in ihre alten hippokratischen Rechte eingesetzt werden, d. h. man muß beobachten können, ohne Recepte zu schreiben.

13) Die subtilen anatomischen Entdeckungen der neueren Zeit haben der praktischen Medizin nichts gefrommt. (Ref. dachte dabey unwillkürlich an die Anatomie des Felsenbeins)

14) Ebenfowenig werden die chemischen Untersuchungen, die man nun in Berlin so eifrig mit Excretionsstoffen anstellt, die Medizin fördern.

16) Damit das Studium der Anatomie minder trocken und ermüdend wäre, würde es wohl ersprießlich seyn, stets damit die Lehre der Physiologie und Chirurgie zu verbinden. (So geschah es in London, bis H. Cooper zuerst die Ungründlichkeit dieser Methode einsah und die Vorlesungen trennte)

19) Die Rationalität mit Hippokrates im Munde und die Feder zum Receptschreiben hinter dem Ohre, dieß ist das Bild gar vieler Aerzte.

46) Das asthma Millari scheint eine intermittens larvata zu seyn.

47) Es gibt kein *asthma thymicum*. Es ist ein *thema mysticum*. (Wäre als Scherz recht gut.)

51) Daß *post hoc, ergo propter hoc* hat bisher die ganze Medizin vorzüglich aufrecht erhalten.

67) Sogenannte Eselsohren sollte man nur an solchen Blättern in Büchern anbringen, auf welchen Absurditäten sich befinden. In mancher medizinischen Schrift bedürfte es alsdann nur eines einzigen Eselsohrs, das aber alle Blätter umfaßte.

68) Die therapeutische Weisheit mancher Aerzte scheint sich im *oleum jecoris aselli* zu erschöpfen. Wäre man hiernach nicht berechtigt, dieses Mittel *oleum jecoris asini* zu nennen?

Doch ich muß den Leser wegen dieser Citate um Verzeihung bitten. Solcher Aphorismen sind 80 vorhanden.

Die dem Buche beygegebenen 4 Lithographien stellen 2 Individuen vor und nach der Rhinoplastik dar. Verf. hätte uns die Bilder sparen können, da er selbst wissen muß, wie wenig solche Zeichnungen eine Anschauung von dem wahren Aussehen zu geben pflegen.

D. Kohlrusch.

### B ü r i ch,

bey Meyer und Zeller. 1843. *Scholiorum Theocriteorum pars inedita, quam ad codicis Genevensis fidem edidit T. Adert, Schol. Norm. A. et in Gymn. Genev. Professor. VI und 94 Seiten in Octav.*

Schon Jf. Casaubonus kannte den Genfer Cod. der Scholien zu Theokrit und er so wohl als Walckenaer und Ruhnken hatten längst einzelne werthvolle Notizen aus ihm mitgetheilt. Wüste-



mann wußte sich eine Collation der Scholien zum ersten Idyll zu verschaffen, gelockt durch die Angabe J. Senebiers Catal. des manuscrits de Genève 1779. p. 49, wonach der Codex Pindari Grammatici scholia ad Dionysium Thracem scripta enthalten sollte. Seine Erwartungen wurden geteuscht; die Scholien waren äußerst fehlerhaft geschrieben und schlechter als die bekannten. Darum hat Herr Aldert wohl daran gethan, uns mit einer vollständigen Abschrift zu verschonen. Er gibt nur die inedita und fügt aus der in Deutschland völlig unbekannt gebliebenen Ausgabe des Franzosen Gail (Paris 1828) Alles hinzu, wodurch die gewöhnlichen Scholien vervollständigt werden.

Der Genfer Codex, angeblich aus dem XIV. Jahrhundert, enthält die Hesiodischen Gedichte und vitam Pindari cum Graecorum versuum conspectu quodam. Das wird wohl das seltsame Aushängeschild des Senebier veranlaßt haben. Aber Herr Aldert hätte uns sagen sollen, ob die vita Pindari mit den bekannten stimme? Vielleicht holt er das gelegentlich nach. Unsere Scholien unterscheidet Herr Aldert durch A und B als prior posteriorque *Msti ἐξήγησις*, — ein etwas unklarer, nicht näher erklärter Ausdruck. Die Pariser Scholien, genau abgetrennt, sind elende Dinge von Moschopulos und Triklinios und Consorten. Man suche ja keine Goldkörner alter Cregeten in diesen Trivialitäten. Nichts desto weniger werden sie den Critikern behilflich seyn, die alte Ueberlieferung von dem neuen Byzantinischen Texte schärfer zu unterscheiden. So viel Referent bekannt, wußten wir bisher gar nicht, daß jene Gelehrten den Theokrit commentiert hatten.

Die Genfer Scholien hingegen bieten in der That einzelne werthvolle Notizen, unter denen leicht die Angabe in dem Scholion zu XVII, 121 das Interessanteste seyn dürfte, indem wir daraus lernen, daß Ptolemäos Philadelphos seinen Aeltern wie seinen Schwestern Arsinoe und Philotera einen *παμμεγέθης ναός* erbaute, wie er nach Letzterer auch die Stadt Philotera am rothen Meere nannte. Diese Notiz, aus *Lykos ἐν τῷ περὶ Νέστορος* geschöpft, ist von Herrn Petronne scharfsinnig erläutert und es ist recht, daß Herr Aldert p. 87 — 90 den kleinen Aufsatz vollständig mitgetheilt hat.

Sonst beschränkt sich das Meiste auf kleine Berichtigungen oder Bereicherungen der gedruckten Scholien. Hinter dem Texte hat Herr Aldert in Anmerkungen den Gewinn angedeutet, Verbesserungen versucht und sonstige Observationen angeknüpft. Hier stößt man sehr oft auf Unhaltbares und Verfehltes, obschon auch einzelne gute Bemerkungen vorkommen. Herr Aldert ist in den Grammatikern noch nicht recht zu Hause. So irrt er z. B. zu IV, 16, wenn er den Vers des Kallimachos herstellen will: *Προίκιον ἐνδυνέως εἶδαρ ἔρωτος ἐών*, indem er übersieht, daß nothwendig *πρώκιον* in den Worten liegen muß, wofür eben der Scholiast sich auf den Dichter beruft. Die Stelle ist schwerlich zu restituieren. Denn auch was Herr Hecker *Comment. Callim. p. 146 seq.* versucht hat, genügt nicht.

F. W. S.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 69. Stück.

Den 29. April 1844.

---

P a r i s,

bey Fortin 1842. Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longet. T. I. VIII und 942. T. II. 698 Seiten in Octav.

Das vorliegende, sehr ausführlich wie die Seitenzahl beider Bände zeigt, und fleißig gearbeitete Werk des Verf., der schon durch mehrere gekrönte Preisschriften im Bereiche der Physiologie bekannt ist, bezeichnet ziemlich den Standpunct der Neurologie, den diese gegenwärtig, wenigstens in Frankreich, einnimmt. In solcher Beziehung und wegen des reichhaltigen Inhalts überhaupt und seiner Tendenz zum Fortschritte, wenn auch keine neue Anhöhe erstiegen wurde; und weil eine Uebersetzung fern liegt und auch nicht nöthig seyn dürfte, erscheint es billig, ihm, unter geduldiger Begleitung einer bescheidenen Critik, eine größere Aufmerksam-

keit zu widmen. Der Verf. hat seiner Arbeit ein breites Terrain gegeben; außer der reinen anatomischen Beschreibung, die umfassend genug ist, wird ihr anormaler Theil nicht unberührt gelassen. Auf die Entwicklung des Nervensystems im Allgemeinen (meistens nach den trefflichen Vorarbeiten Niedemanns), auf die Physiologie, auch in so fern diese der Psychologie den Weg bereitet, mit besonderer Betrachtung des Apparats der sensilen und motilen Functionen, nebst Hinweisung auf die Structur und chemische Zusammensetzung ihrer Träger, ferner auf eine fortlaufende vergleichende Anatomie, wenn auch nur in Umrissen, auf eine fleißige Zusammenstellung mehr oder weniger bekannter pathologischer Ergebnisse ist gehörige Rücksicht genommen, so daß dem Lehrenden und Lernenden eine gute Uebersicht gewährt wird. Die Literatur ist reich und genügender als man sie gewöhnlich bey den Franzosen antrifft.

Hinsichtlich der Entwicklung des Nervensystems wird die Ansicht von Serres, daß diese von der Peripherie zum Centrum Statt habe, gegen die, welche sie bestritten, vertheidigt, wenn auch nicht durch eigene Beobachtungen bestätigt. Galls Meinung, daß die graue Substanz als die matrix der weißen zu betrachten sey, findet zu viel Widerspruch, um sie ferner haltbar machen zu können. Nach den bisherigen Beobachtungen über diesen Gegenstand lassen sich folgende Schlüsse im Allgemeinen aufstellen: Es besteht bey dem Embryo ursprünglich keine bekannte Relation zwischen der Hirn=Rückenmarks=Achse und den Nerven. Das peripherische N. S. ist schon deutlich genug, während das centrale kaum sichtbar ist. Bey Mißgeburten kann das erste vorkommen und das zweyte fehlen. Der *nisus formativus* organisiert jeden

Theil an seiner Stelle, es gibt eine Succession der Entwicklung, aber der eine Theil ist nicht die Efflorescenz des andern.

Es scheint, daß die graue Substanz nicht vor der weißen existiere, eher möchte das Gegentheil wahr seyn. Eine feste Substanz kann eine andere feste Substanz nicht ernähren. Die Cerebrospinal-Achse des Menschen bietet, ehe sie ihre eigenthümliche Form erhält, in ihrer successiven Entwicklung, fast die verschiedenen Formen desselben Organs bey den Wirbelthieren der verschiedenen Classen dar. — Für die Lehre Bells über die motilen und sensilen Nerven spricht der Verf., unter einigen Modificationen, entschieden sich aus, indem er sie historisch und physiologisch beleuchtet. In dem Abschnitte, der von der Art der Thätigkeit dieser beiden Agenten handelt, stellt sich als Resultat heraus:

1) daß die Kraft, welche ein motiler Nerv leitet, nur allein nach der Richtung der Primitivfasern ihre Thätigkeit und Wirksamkeit äußert, d. h. von der Mitte nach dem Umfange, niemahls im entgegen gesetzten Sinne;

2) daß die Primitivfasern mehrerer motiler Nerven, die sich zu einem Plexus oder einem Stamme vereinen, ihre Kraft darin der ganzen Länge nach isolirt kund geben, d. h. daß die excitatorische Kraft der einen sich nicht der anderen mittheilt. — Die Frage, zu welcher Zeit ein Bewegungsnerv, der nicht mehr mit der Cerebrospinal-Achse zusammen hängt, seine Excitabilität verliere, d. h. sein Vermögen, Contractionen hervor zu rufen, sobald man direct ihn reizt, beantwortet der Verf. nach eigenen Versuchen mit der galvanischen Batterie an Hunden und Kaninchen dahin, daß dies binnen

vier Tagen geschehe. Hinsichtlich der sensilen Nerven beobachtete er, daß sie an ihrem Ursprunge und in einem gewissen Abschnitt ihrer Bahn noch wirksam seyn können, wenn ihre Endfaserungen schon fühllos geworden sind.

Bekanntlich gibt es Beyspiele in Menge, daß Menschen noch das Gefühl verlornen Glieder zurückbehalten; so z. B. hatte ein Mann, dem vor 13 Jahren der Arm amputiert worden, immer noch das Gefühl seiner Finger und als ob seine Hand sich in gekrümmter Lage befände; ein anderer, dem der rechte Arm von einer Kanonenkugel zerschmettert und hinterher amputiert wurde, empfand noch nach 20 Jahren starke rheumatische Schmerzen in diesem Gliede, wenn das Wetter sich änderte. Diese Thatsachen beweisen, daß die örtlichen, durch sensitive Fasern erzeugten Sensationen von der Ordnung abhängen, in welcher sie an der Cerebrospinal-Achse entspringen, nicht aber von ihrer relativen Lage in der Peripherie. Die Durchschneidung der Nerven in vielen Fällen von Neuralgie ist daher ohne Nutzen. — Im 4ten Kap. von der mikroskopischen Anatomie bemerkt der Verf., daß die Ansicht von der Canal- oder Röhrenform der primitiven Nervenfasern, die schon längst und zuerst angenommen, dann verlassen, wieder hervor gezogen, abermahls bestritten wurde, jetzt endlich die Oberhand gewonnen zu haben scheine. Das Historische dieses langen wissenschaftlichen Kampfes ist mit Umsicht geschildert. Die Vericosität der Fasern wird verworfen (sie ist Product der Behandlung), Lenet fand nur fibres rectilignes; dies hindert indes nicht, mit Mandl (s. dessen Anat. microscop. 3. livr.) anzunehmen, daß es zwey Ordnungen derselben gibt, die eine mit einfachem, die andere mit doppeltem Contour.

Das Innere der letzteren läßt keine Kügelchen wahrnehmen und ihre Oberfläche ist ganz eben; neben der äußeren Linie bemerkt man eine zweite innere Linie. Die Primitivfasern der wirbellosen Thiere haben diesen Doppelcontour nicht, während ihn die Wirbelthiere beständig haben. Die Fibern mit einfachem Contour sind nicht so zahlreich, durchsichtiger und etwas grauer als die vorigen, Mandl traf sie vorzüglich im Sympathicus magnus an; zerrissen oder zusammen gedrückt bilden sie leicht Haufen von Kügelchen, in Wasser aufbewahrt werden sie fast immer varicos. Mandl schlägt vor, diese Fibern die grauen zu nennen, indes ohne Bezug auf die Ansicht, welche Remak zuerst von solchen zu begründen versuchte. Der Verf. stellte mit Mandl vergleichende Untersuchungen über die Primitivfasern der Bewegungs- und Gefühlsnerven bey Thieren an, wiewohl er aber die verschiedene Function derselben für unbestreitbar hält, konnte er doch keine materielle Verschiedenheit entdecken. Nach der Meinung der meisten Mikrographen letzter Zeit, wie Lenet, Mandl, Valentin, G. Burdach ist der Inhalt der Nervenröhren ein liquider, sobald er möglichst frisch untersucht wird; ob er aber ein stehender oder beweglicher sey, darüber ist noch nichts auszusagen. — Mandl fand in der grauen Substanz eine graue und weiße; die gestaltlose graue ist sehr feinkörnig und findet sich in großer Menge in der Rindensubstanz, der sie ihre Farbe gibt. Die weiße gestaltlose Substanz war vor Mandl und Longets Beobachtungen noch unbekannt, sie soll sich nicht allein in der Rinde, sondern zuweilen selbst im weißen Marke finden, und große halbflüssige Massen, die sich leicht in Tröpfchen auflösen, bilden. Ob hierbey nicht auch wieder eine Teuschung obwalte, wie es so häufig

bey mikroskopischen Untersuchungen geschieht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen.

Die Betrachtung der peripherischen Endigung der Nerven, die von C. Burdach und Valentin fast mit Sicherheit festgestellt zu seyn scheint, führt zu dem Schlusse, daß die Nerven im Allgemeinen und im eigentlichen Sinne des Wortes an der Peripherie nicht enden und ihr centrifugaler Theil mit dem centripetalen ungetrennt sich vereinigt, eine Beobachtung, die er selbst auch durch eigene Versuche will bestätigt gefunden haben. Die chemische Analyse der Gehirnschubstanz von Conerbe, die neuerdings sich geltend zu machen suchte, scheint schon wieder durch eine neueste von Frémy verdrängt zu werden. Die unmittelbaren Principe, die dieser mittelst Alkohol und Aether gewann, sind: 1) eine weiße Materie, die er *acide cérébrique* nennt, 2) Cholesterine, 3) eine eigenthümliche Fettsäure, *oléophosphorique* genannt, 4) Spuren von Olein, Margarin und fetten Säuren. — Lassaigue stellte chemische Versuche mit den Halsganglien des Pferdes an, er fand darin größtentheils Fibrine, in geringer Menge Albumine, dann auflösliche Albumine, Spuren fetter Stoffe und phosphorsauren und kohlensauren Kalk. — Den bisherigen Ansichten und Wahrnehmungen über die Nervenkraft ist ein ausführlicher Abschnitt gewidmet. Prevost, Beraudi, Lemberg und Sobert glaubten im Nervensystem auch eine magnetische Kraft bemerkt zu haben, der Verf. stellt sie in Zweifel, eben so wenig huldigt er der Ansicht von der Identität der Nervenkraft mit dem electricischen Fluidum. Nach eigenen Experimenten und nach Prüfung Anderer folgert er, daß bislang kein directer und gewisser Beweis für die Hypothese, daß electricische Strömungen in den Nerven existieren,



gegeben, daß Electricität und Nervenkraft nicht identisch, daß es aber verwegen sey, jegliche Analogie zwischen beiden zu leugnen. Das Neurilem, welches schwache electriche Ströme leitet, vermag das Nervenprincip nicht zu leiten (?); die Electricität ist aller Wahrscheinlichkeit nach nur ein einfaches Erregungsmittel der Nervenkraft an sich, und ihre Action muß als eine solche betrachtet werden, die mit der der mechanischen und chemischen Reize Aehnlichkeit hat. Ref. ist der Ansicht, daß das Electricon sicher nur ein Begleiter und Hilfsagent des Bioticon, aber für den Organismus, wie für die Natur überhaupt, ein gleich nothwendiger ist.

Nachdem der Verf. historisch treu und unbefangenen und genügend dargestellt hat, was bis dahin über die Structur und Thätigkeit des Nervensystems im Allgemeinen bekannt und als gültig anerkannt worden, geht er zur descriptiven Anatomie über, die in Hinsicht ihrer Vollständigkeit kaum etwas zu wünschen übrig lassen möchte. Sömmerrings Hirn- und Nervenlehre, von Valentin umgearbeitet, erscheint zwar Ref. genauer noch und tiefer eingehend in mancher Beziehung, dagegen hat aber unser Verf. sein Werk durch eine Menge pathologischer Ergebnisse in allen Phasen des Nervensystems lehrreich zu machen gesucht. Unserer Meinung zufolge ist diese Verbindung zwar nicht zu tadeln, aber sie zertheilt das Interesse und überladet das Werk als ein Handbuch der Anatomie; es würde angenehmer seyn, wenn die pathologische Abtheilung ein Buch für sich bildete, dann freylich verlöre es seinen selbständigen Werth, indem die hier benutzten Beobachtungen fast ohne Ausnahme fremdes Gut sind. Da auch überall auf die Entwicklungsgeschichte, die vergleichende Anatomie und die geschichtliche Ausbildung dieser

Wissenschaft Rücksicht genommen wird, so wird zu vieles zusammen gedrängt und kann es daher nicht ausbleiben, daß hier und dort manche Lücke geblieben und viel und längst Bekanntes wiederholt wird. Die vom Rec. entdeckten Chordensysteme werden zwar erwähnt, aber sie sind nicht selbst genug beobachtet, und haben daher nicht die Würdigung gefunden, welche sie unbedingt fordern, indem der Verf. noch nicht ahnen, viel weniger wissen konnte, daß ganz entschieden nur in ihnen der größte und bedeutendste Theil der physiologischen und psychologischen Fragen und Räthsel, die in dem Organ der Organe von der Natur dem Geiste vorgelegt sind, gelöst werden können und sicher gelöst werden.

Der Verf. glaubt aus seinen vielfältigen mit dem Galvanismus angestellten Versuchen mit Sicherheit folgendes Resultat ziehen zu dürfen und so die Bellsche immer noch etwas schwankende Ansicht fest zu stellen: 1) die vorderen Wurzeln und vorderen Stränge (er nimmt nur vordere und hintere an und läßt die mittleren nicht als besondere gelten), welche gegen mechanische Reize unempfindlich sind, erregen heftige Contractionen durch den an ihren freyen Enden angebrachten Galvanismus, und diese unempfindlichen Theile des Nervensystems stehen ausschließlich in einem Rapport mit der Bewegung; 2) die hinteren Wurzeln und mit ihnen correspondierenden Stränge, welche, mechanisch gereizt, sehr empfindlich sind, veranlassen keine Muskelcontraction, wenn man die galvanische Kraft auf ihre freyen Enden einwirken läßt; die Functionen dieser Wurzeln und Stränge stehen ausschließlich in Beziehung zur Sensibilität und nicht zur Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der zweite Band**

auf das Jahr 1844.



**Göttingen,**

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1844

by unknown author

Göttingen; 1844

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

70. 71. Stück.

Den 2. May 1844.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: 'Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longet.'

In der That unterstützt die Pathologie die Experimentalphysiologie in dieser Ansicht. Unter mehr als drey hundert verglichenen Fällen von Krankheiten des N. M. waren freylich nur wenige auszumitteln, in welchen das Leiden sich nur auf Einen Strang bestimmt und allein beschränkte; weshalb der Beobachter hier leicht geteuscht werden und Mißgriffe thun kann, wie nach dem Tode erst manche Veränderung vor sich gehen mag, die vorher noch nicht Statt fand; dieß und dergl. gibt der Verf. zu bedenken. Zwanzig lehrreiche Fälle führt er vor, von denen 19 die obige Ansicht mit genügender Uebereinstimmung bestätigen; nur in dem einen von Kullier mitgetheilten Falle wird sie

zweifelhaft, es läßt sich aber dagegen nicht ohne Grund einwenden, daß die Untersuchung zu spät bey großer Hitze geschah. Diesen Fällen werden noch 6 Fälle von Tetanus hinzu gefügt, wo eine anomale Beschaffenheit der vorderen Stränge (Erweichung gewöhnlich) angetroffen wurde, bey Menschen wie bey Pferden.

Zur näheren Bezeichnung der krankhaften Affection der vorderen Stränge diene übersichtlich noch Folgendes: 1) Ist der vordere Strang Einer Seite völlig verletzt, so findet an der correspondirenden Seite ein absoluter Verlust der Bewegung aller unterhalb der Verletzung befindlichen Theile Statt, während die Sensibilität fortdauert; 2) die vollständige Alteration der beiden vorderen Stränge bedingt den Verlust aller Bewegkraft in den Organen, welche unterhalb der verletzten Stelle liegen, diese behalten aber ihre gehörige Sensibilität. 3) Ist die Verletzung der genannten Stränge unvollständig, selbst in der Nackengegend über der Ursprungsstelle der Armnerven, so können die Oberextremitäten in ihrem natürlichen Zustande verbleiben, während die unteren, ihr Gefühl bewahrend, keine freywillige Bewegung mehr zeigen. 4) Gegenseitig aber, in dem Falle wo ein einziger vorderer Strang unvollständig verletzt worden, selbst in der oberen Abtheilung der Halsgegend, kann man wahrnehmen, daß die obere Extremität ganz ihre Bewegungsfähigkeit verliert, während die correspondierende untere sie ganz bewahrt, in beiden übrigens die Sensibilität gleich lebhaft bleibt.

Was die Verletzung der hinteren Stränge betrifft, so bringt eine solche, sobald sie tief und auf jene allein beschränkt ist, einen absoluten Verlust der Sensibilität hervor. Wenn einige weiße noch unversehrte Fasern in der Mitte der hinteren Stränge

sich vorfinden, so können noch schwache Eindrücke durch sie zum Gehirne gelangen.

Die medulla oblongata betrachtet er nicht bloß als einen einfachen Conductor der respiratorischen Bewegung, sondern vielmehr als einen centralen Heerd und Regulator der zur Lebenserhaltung dienstbaren Bewegungen. Ref. hält sie allerdings auch für einen Hauptheerd des motilen und sensilen Lebens, aber nicht für einen centralen, sondern wieder untergeordneten. — Unter den pathologischen Beobachtungen dieser Region zeichnet sich ein von Lebert mitgetheilter Fall aus. Ein Tischler spürte Schwere und Schmerz im Kopfe, Beengung beyhm Athmen, die Stimme ward schwächer, die Articulation der Wörter schwierig; dieser Zustand dauert viele Jahre, die Bewegungskraft schwindet so, daß er weder aufrecht stehen noch gehen kann, die Sinne, die allgemeine Sensibilität und die Intelligenz verlieren nicht in ihrer Thätigkeit. Die Schwierigkeit im Articulieren, Athmen und Schlingen nimmt zu, bis völlige Adynamie und Tod erfolgt. Eine aneurysmatische Geschwulst von der Größe eines kleinen Hühnereyes fand sich an der Vorderseite der med. obl., die hier wie ausgehöhlt war; nur vorn bemerkte man eine Spur der Pyramiden, die Oliven waren nieder gedrückt und aus einander gedrängt, die N. hypogl. glosso-pharyng. und pneumo-gastr. gedrückt und die Wurzeln der ersteren zum Theil zerstört.

Bev Durchschneidung eines der Mittelschenkel des kleinen Hirns ergab sich eine drehende Bewegung, die Magendie von derselben Seite wollte ausgehend gefunden haben, unser Verf. behauptet indes das Gegentheil, so daß auch hier eine kreuzweise Bewegung Statt finden soll, wofür drey bejahende pathologische Beobachtungen angeführt wer-

den, die freylich besser reden als die so vielfach teuschenden künstlichen Verletzungen durch Messer und Nadel. Ob übrigens jene krankhafte rotirende Bewegung direct von dem Schenkel des kleinen Gehirns ausgegangen sey, wäre der aufgestellten Hypothese von der verschiedenen Thätigkeit der vorderen und hinteren Stränge zuwider, Ref. meint auch nach der Beschreibung dieser Fälle, daß dabey zweifelhaft geblieben, ob nicht eine Abtheilung des motilen Stranges in Mitleidenschaft gewesen sey.

Die Barolsbrücke besitzt nach Serres Versuchen einen bedeutenden Grad von Sensibilität, aber auch der Factor der Bewegung spielt in ihr eine große Rolle, wie die äußere und innere Construction es schon von selbst verräth, und mit vollem Rechte möchte Ref. sie den großen Knoten nennen, der großes und kleines Hirn vereint und durchschlingt, und so beider Kraft vermischt. Pathologische Wahrnehmungen beweisen die Wichtigkeit dieses centralisirenden Organs, und der Verf. hat 14 solcher nach anderen Autoren wieder gegeben; den epileptischen ähnliche Contractionen gehen, bey Verletzung desselben, in der Regel den paralytischen Erscheinungen voran und die Kranken sterben immer asphyctisch. Unter den angeführten Beyspielen befinden sich vier, wo die Krankheit vorzugsweise nur Eine Seite ergriff, und zwar so, daß die Hemiplagie an der entgegengesetzten Seite sich kund gab. Es ist also auch hier eine kreuzweise Thätigkeit anzunehmen und wir können wirklich im Inneren der Brücke eine Durchkreuzung der Fasern erblicken und so ihre wechselseitige Wirkung annehmen. In dreyen dieser Fälle bemerkte man auch eine unwiderstehliche Propulsionskraft nach vorn.



Die anatomische Beschreibung des Bierhügel-Systems ist, wie die vergleichende, ziemlich umfassend gegeben, obgleich sie auf die Lagerung der grauen Substanz, besonders der, welche den Canal zunächst umgibt, und auf des letzteren innere so wichtige Bildung keine Rücksicht nimmt. Die bisherigen physiologischen Ansichten über dies Central-system sind nach dem bisherigen Standpuncte entwickelt. Experimente und pathologische Beobachtungen machen den Zusammenhang desselben mit dem Sehvermögen wahrscheinlich; daß indes diese Wechselwirkung eher eine reflexive als directe sey, möchte Ref. aus seinen Wahrnehmungen folgern. Serres ist geneigt, die Bierhügel als einen Sitz der Bewegungsassociation, der Equilibration, zu betrachten und führt vier Beispiele an, denen zufolge diese ganz besonders unter der Chorea ähnlichen Erscheinungen gelitten hatte und die Untersuchung eine Desorganisation dieser Gegend zeigte, ohne daß die Sehkraft theilhaftig worden war, indes lassen jene Beispiele den Zweifel über, daß dabey die Bierhügel nicht allein gelitten haben möchten. Uebrigens läßt sich mit Grund vermuthen, daß hier der motile Factor mit dem sensilen in engerer Verbindung, als sonst wo, stehe. — Die Anwesenheit der Zirbel bey den Fischen ward von Einigen geleugnet, indes fand sie Serres bey mehreren und der Verf. unzweifelhaft bey einem Karpfen.

Die sandartigen Körnchen kommen bey den Thieren nicht vor, doch wollte Sömmerring bey einem Dammhirsch und Malacarne bey einer Ziege dergl. gefunden haben; Ref. fand kleine harte Partikeln, die aber eher knochenartige Concremente zu seyn schienen, einst bey einem Pferde und einem alten Raben. Pathologische Beobachtungen an diesem

Gebilde scheint der Verf. nicht gekannt zu haben, er erwähnt keiner, jedoch ist in Meckels physiol. Archiv ein interessanter Fall dieser Art niedergelegt, und genauere Untersuchungen lehrten Ref., daß pathologische Zustände eben hier nicht zu den seltenen, sondern selbst häufigen gehören. Zu den bekannten Hypothesen über den Zweck dieses Gebildes, der ohne Frage ein wichtiger ist, wagt der Verf. nichts hinzu zu setzen; Ref. findet darin einen ähnlichen, wie ihn die Belegungs-substanz überhaupt besitzt, und als solcher ist er um so wichtiger, als das unter und hinter ihr liegende Organ eines der wichtigsten des Gehirns genannt werden muß, wie denn dieses bey den Säugethieren überall in mancherley Gradationen, in den übrigen Thierclassen nur auf eine andere Weise, vorkommt. — Nach dem Verf. sollen die thalami optici nicht oder kaum so viel Einfluß auf die Gesichtsfuncti-  
onen äußern wie die Vierhügel, er möchte eher in jenen einen Heerd der locomotiven Thätigkeit finden, eine Ansicht, die man in so fern theilen kann, wenn jene Thätigkeit nur als eine theilweise betrachtet wird, was schon aus der inneren Radication der Markschichten, die sich sowohl nach vorn als nach hinten werfen, zu schließen ist. Saucrotte wollte bemerkt haben, daß die nach hinten auslaufende Radication ihre Wirksamkeit mehr auf die oberen, die vorderen dagegen mehr auf die unteren Extremitäten erstreckt; Andere haben aus ihren Versuchen das Gegentheil gefolgert, aber schon Andral hat nach vielen verglichenen Fällen gezeigt, wie wenig die eine oder die andere Hypothese bis jetzt für begründet gehalten werden kann. Ueber die innere Structur der thalami wie der Corp. striata, die so compliciert ist, daß sie eine der schwierigsten und noch zu lösenden Aufgaben

ist, hat der Verf. keinen neuen Aufschluß gegeben, selbst den wesentlichen Kern der ersteren, unterwärts und vorn, zunächst dem Verlaufe des Sehnerven, der sich durch eine dreytheilige gradative Ausstrahlung und eine lichtere gelbliche Färbung der grauen Substanz auszeichnet, nicht berücksichtigt. Die Meinungen, welche Serres, Saucerotte, Magendie u. s. w. über die Function der C. striata hegten, werden nach eigenen Experimenten und durch sonstige Gegengründe in Zweifel gezogen.

Foville wandte eine neue Präparationsweise des Balkens an, die durch eine gute Abbildung anschaulich wird; er ist danach geneigt, diesen für eine Verlängerung eines Theiles der hinteren Stränge zu halten; wenn er indes annimmt, daß der Balken einen abgemarkten Theil für sich darstelle, so muß dieser Annahme auch Ref. nach vielfachen Untersuchungen widersprechen, indem zwischen den Schichtungen des Marks von Seiten des Balkens und der Peripherie der Windungen her in einander übergreifende wirbelartige Verschlingungen Statt finden. Dugès (physiol. comp.) will bey dem Kaninchen und Sichhörnchen zwey Marklagen deutlich bemerkt haben, von denen die eine zu den Windungen geht, die andere in die thalami hinab steigt. Dieser Uebergang ist gewiß, wenn auch nicht der alleinige, indem vorn ein solcher in die corp. striata zu bemerken ist, das Doppellager der Fasern halten wir aber deshalb nicht für wahrscheinlich. Schon Meckel und Vicq-d'Azyr nahmen die grauen Zwischenschichten in den Schichtungen des Balkens wahr, der Verf. sah sie nicht und zweifelt daran; er muß wenig aufmerksam beobachtet haben, denn die erwähnte Beobachtung ist eine Wahrheit und ganz unbestreitbar, vielfach vom Ref. gemacht, nur ist hinzu zu fügen, daß so offenbar diese abwechselnde

Lagerung ist, doch es Fälle gibt, wo sie kaum oder nur mit schärfster Besichtigung wahrgenommen werden kann, so daß man schließen muß, die graue Zwischenlage könne primitiv stärker und geringer seyn oder auch bey krankhafter Disposition mehr und weniger schwinden.

Wenn Descartes der Zirbel, Willis den Streifenhügeln die größte centrale Thätigkeit vindicieren wollten und Lapeyronie meinte, sie im Balken zu finden, so sind dergl. Behauptungen freylich nicht durchzuführen, wenn indes des Verf. Experimente an Kaninchen und jungen Hunden ihm, gegen die Wahrnehmungen anderer, nur negative Resultate hinsichtlich einer bedeutenden physiologischen Thätigkeit dieser großen Hirncommissur lieferten, so ist solche doch keinesweges zu bezweifeln, wie wohl nach Ref. Erfahrung die Störungen in der Bewegung und Intelligenz, welche durch organische Störungen des Balkens erzeugt werden, nicht sowohl in directem Zusammenhange mit diesem als mit dem auf das engste ihm verknüpften System des fornix stehen. Im Gebiete der Pathologie erwähnt der Verf. nur des einen von Reil angeführten, längst bekannten Falles, wo der Balken bey einer weiblichen Person größtentheils fehlte. — Die Beschreibung des Gewölbes ist genauer als bey manchen der früheren Auctoren, doch läßt sie einiges vermissen, besonders ist hier die vergleichende Anatomie sehr mangelhaft und das Verhältniß dieses Organs zwischen dem menschlichen und thierischen noch nicht begriffen. Recht hat der Verf., wie schon Reil und Andere bemerkten, daß außer der Verbindung der Schenkel oder Pfeiler desselben mit den corp. mammillaria noch ein zarter Markzug sich hinzu gesellt, der aus den thalami entspringt.

Bier pathologische Fälle von Desorganisation dieses Gebildes werden angeführt, die ihn zweifeln lassen, daß es eine besondere Wichtigkeit für die intelligente Kraft besitze, indes lassen Ref. vielfältige genaueste Beobachtungen keinen Zweifel in dieser Beziehung mehr aufkommen.

Den für das Blutleben des Gehirns so wichtigen und reich ausgestatteten inneren Plexus, so namentlich den plexus chorioidei, hat der Verf. weniger seine Aufmerksamkeit zugewandt, daher fehlt auch hier die Angabe eines eigenthümlichen Körpers, den Ref. nucleus genannt hat, so wie des daran befindlichen, von demselben entdeckten und in der Zeitschrift des sel. Prof. Mende ausführlich beschriebenen sandartigen Minerals, das dem der Zirbel ähnelt und zum gefunden und normalen Zustande gehört, so daß dessen Mangel nur als Folge mangelhafter Hirnthätigkeit angesehen werden muß.

Die Darstellung der Hinterhörner, der Grenzgürtel und der Ammonshörner ist zwar sorgfältiger und klarer als bey manchen Anderen, dennoch mangelhaft in Hinsicht der feineren Organisation geblieben. Den Uebergang der Gürtel in die penicilli, wie Ref. sie genannt, hat auch der Verf. nach dessen Vorgange gefunden; was aber die Endigung derselben nach Fovilles Angabe betrifft, so ist sie nicht richtig, sie findet zum Theil im Mittellappen, größtentheils aber am vorderen Rande der Kuppe der Ammonshörner Statt.

Einige ältere und neuere Angaben über Umfang und Gewicht des großen Hirns in Bezug auf Geschlecht, Alter und Statur, so wie über deren Einfluß auf eine zunehmende Intelligenz sind benutzt; sie lassen gewisse Resultate zwar vermuthen, ohne jedoch schon jetzt positive zu versprechen. Selbst

die Ungleichheit der Hemisphären, wie auch Cruveilhier wahrnahm, bringt nicht immer den Nachtheil hervor, den Manche daraus folgern wollten; das Beyspiel Bichats, der den nachtheiligen Einfluß dieses Mangels an Symmetrie geltend machen wollte, könnte als Gegenbeweis dienen, indem sein eigenes Gehirn einen solchen Mangel darbot. Mag übrigens ein gewisser Grad von Asymmetrie der beiden Hälften, in so fern sie die äußere Gestalt betrifft, nicht überall störend und hemmend auf die Function einwirken, so viel ist gewis nach Ref. Beobachtungen, daß Misverhältnisse dieser Art im Innern, seyen sie durch ursprüngliche Hemmungsbildung oder andere Veranlassungen erzeugt, meistens, wenn nicht immer, mit besonderen Abweichungen der Intelligenz im Zusammenhange stehen.

Schon Treviranus fand in der vergleichenden Anatomie gute Gründe, die Bedeutsamkeit der Ammonshörner zu ahnen, Foville schrieb neuerdings ihnen einen speciellen Einfluß auf die Sprache zu; wenn diese Annahmen hier bezweifelt werden, so geschieht es in so weit mit Unrecht, als pathologische Nachforschungen uns häufig lehrten, ja es zur Gewisheit machten, daß hauptsächlich von ihnen die Bewegung ausgeht, daß jene Fähigkeit aber nicht als eine specielle oder partielle, sondern nur als eine generelle Folge jener dynamischen Leitung angesehen werden muß.

Ueber die Construction der Windungen werden die neuen umfassenderen Untersuchungen Lenrets mit Recht herangezogen, sie werden künftig noch zu bestimmteren Vergleichen und Aufschlüssen führen. Indem dieser Beobachter von einem Typus des Thiergehirns, nämlich dem des Fuchses, zu weiterer Entwicklung ausgeht, um einen Anfangspunct für die Ausbildung des so verwickelten

Geschleß im Menschenhirne zu gewinnen, kommt er zu der allgemeinen Uebersicht, daß die Zusatzwindungen und damit die Stufen der Vervollkommnung nicht vorn, sondern an den Seiten und hinten und innen sich besonders bemerklich machen. Wenn gleich die Richtigkeit dieser Auffassung nicht zu bestreiten ist, so muß doch Ref. dabey erinnern, daß mit jener Vervollkommnung auch eine große und wesentliche des Mittellappen an seiner Spitze unten, nicht sowohl im Aeußeren wie ganz vorzüglich im Inneren, verknüpft ist.

Baillarger (in den *Mém. de l'Acad. de méd.* 1840) will in der Rindensubstanz vermittelst einer Vorrichtung, wodurch dünne Scheiben durchscheinend werden, eine sechsfache, mit grauer und weißer Substanz abwechselnde Schichtung gefunden haben, so zwar, daß die äußerste Lage eine mehr der weißen Substanz ähnliche ist, die auch in pathologischen Fällen, wo die Rinde eine starke Röthung zeigt, an dieser nicht Theil zu nehmen pflegt. Ob hierbey nicht Täuschung obwalte, will Ref. dahin gestellt seyn lassen, möchte aber nach seinen Untersuchungen, die er in Müllers Archive für die Physiologie nieder gelegt hat, es fast vermuthen. Die hier beschriebene, durch Gefrieren gefundene, aus Fasern zusammen gefetzte Lamellenform wird durch die von Lenret angestellten Versuche, indem er die Hirnsubstanz in Salzwasser kochen ließ, und in Terpentineffenz längere Zeit aufbewahrte, bestätigt; auch der Verf. versichert, solche nach bloßer Aufbewahrung in Weingeist beobachtet zu haben. — Galls Angaben über das Auseinanderfalten der Windungen, auf die er doch vielen Werth legte, weist der Vf. als unstatthaft zurück. — Bey Gelegenheit der embryologischen Entwicklung der Lappen des großen Hirns, welche, wie die der anderen

Theile, meistens nach den genauen Darstellungen Liedemanns wieder gegeben werden, läßt der Verf. auch dessen Ansicht von der gradativen Ausbildung derselben in den Thierclassen nicht unerwähnt. — Gegen Reil und Liedemann sucht er mit Baillarger darzuthun, daß der Zuwachs der Hirnlappen nicht durch Absatz sich folgender Lagen von außen nach innen, sondern durch Intussusception geschieht und die Rindennlage, während der ferneren Dauer der Entwicklung, als die äußere verbleibt. Man hat dabey zu bedenken, daß die Gefäße von allen Seiten in die Hirnmasse eindringen und sich darin bis ins Unendliche vertheilen, daß ferner das Gehirn des Fötus ungemein gefäßreich ist und in ihm die Gefäße im Centrum weit zahlreicher als im Umkreise sind, so daß die Marksubstanz in der Regel röthlicher und gefäßreicher erscheint als die blasse Rindensubstanz. — Lenret stellte das Verhältnis des Gewichts des Gehirns zum ganzen Körper im Allgemeinen auf, wie folgt: 1:5668 bey den Fischen, 1:1321 bey den Amphibien, 1:212 bey den Vögeln, 1:186 bey den Säugethieren. Hiernach darf im Einzelnen nicht auf den Grad der Intelligenz geschlossen werden, und dasselbe gilt für das Verhältnis des großen Gehirns zum kleinen und des ganzen Gehirns zum verlängerten Marke. — Die von demselben im ersten Bande seiner Anat. du système nerveux dans ses rapports avec l'intelligence (dessen versprochene Fortsetzung noch weitere Aufschlüsse hoffen läßt) über die Verhältnisse und die Lagerung der Bindungen bey dem Menschen und in den verschiedenen Thierclassen angestellten Vergleichen sind ziemlich ausführlich wieder gegeben und von bedeutendem Interesse; es kann indes hier nicht auf sie eingegangen, nur auf sie aufmerksam gemacht werden.



Zur Bezeichnung einiger ansprechenden Resultate diene Folgendes: man kann die Säugethiere nach der Gleichartigkeit der Windungen eintheilen; man kann die Uebergänge des Typus zu einem andern verfolgen; der Elephant, Nashi und Affe haben Windungen, die nur bey dem Menschen sich finden; die Entwicklung der Windungen steht nicht immer im Verhältnisse zum Volumen des Gehirns; bey dem Fuchse, Wolfe, Hunde sind sie einfach, bey den Katzen vereinen sie sich an mehreren Stellen, bey den Bären, Coaiti u. s. w. zeigen sie viele Verschiedenheit im Einzelnen; der größere Grad der Intelligenz steht mit einer größeren Undulation der Windungen im Verhältnisse, jedoch nicht immer.

Die allgemeine Form der Windungen theilt er in drey Gruppen, die mehr geradlinige, die mehr gewundene und die gemischte; zu der ersten gehören mehr die Fleischfresser, zu der zweyten die Pflanzenfresser, zur dritten die Allesfresser, wie Bären, Marder, Schweine u. s. w. Mag Manches gesucht und mit Gewalt herbey gezogen erscheinen, es wird doch die Brücke zum Fortschritte seyn.

Die Frage, ob die Hirnlappen sensibel seyen, verneint der Verf. gegen Serres und Andere, er will sie nach vielen mechanischen und chemischen Reizen gänzlich unempfindlich gefunden haben. Nach Ref. Meinung möchten diesem apodictischen Satze doch manche pathologische Erscheinungen widersprechen.

Des Verf. Versuche bestätigen, daß die allgemeine Sensibilität auch nach Wegnahme der beiden Lobi des großen Hirns fortdauert; Vögel können solche Wochen, ja Monate überleben und zeigen trotz vorherrschender Somnolenz und Betäubtheit doch noch Empfänglichkeit und Reaction gegen äußere Reize, so wie einen gewissen Grad von Be-

wegungsfähigkeit. Jene Zerstörung hebt absolut die Sensation nicht auf, aber sie bleibt mehr ein dunkles Erfühlen, ein weniger bewußtes, in die Vorstellung kaum hinein gedruckenes Gefühl. Da das Licht trotz solcher Verletzung noch einigen Einfluß kund gibt, so ist der Schluß nahe, daß diese Sensation noch einen andern Heerd habe; Gleiches wird vom Gehör nachgewiesen; so viel aber läßt sich voraussetzen, daß dergl. Empfindungen der Vorstellung entbehren, unvollkommene Perceptionen sind, *perceptions brutes*. Ähnliches gilt auch für die Willens- und Bewegungskraft. — Der Streit, ob die Willensäußerungen mehr durch Verletzung der weißen oder der grauen Substanz abweichend werden, scheint Ref. ein unnützer, da beide nichts ohne einander sind und können, übrigens kannte der Verf. noch nicht die interessanten Andeutungen, welche wir Stilling verdanken.

Bovillaud meinte den Sitz des gesetzgebenden Organs der Sprache in den Vorderlappen annehmen zu dürfen, Ref. hat durch vielfältige Beobachtung und Vergleichung die feste Ueberzeugung gewonnen, daß diese Localisation nicht die richtige und nur eine scheinbare ist, indem durch deren krankhafte Zustände die Dynamik nur im Allgemeinen leidet und so nach Umständen nur die Sprache mehr oder weniger betheiltigt wird, was sich durch manche pathologische Thatsachen nicht schwer beweisen läßt. — Daß die Intelligenz und die Thätigkeit der Sinne gesund bleiben können, wenn auch nur Eine Hemisphäre gesund ist, wird durch drey Fälle gezeigt; daß auch bey schweren Verletzungen und bey Substanzverlust die Intelligenz bestehen kann, dafür sprechen 16 entlehnte Beispiele. In letzterer Beziehung kann die sensibile Thätigkeit fortdauern, mehr aber leidet die motile,

so daß leicht epileptische Zufälle die Folgen seyn können. — Für die besondere Localisation der intellectuellen, moralischen und instinctiven Vermögen findet der Verf. bislang noch nicht genügende Beweise, worin er Recht hat, in so fern die bisherige Betrachtung des Gehirns nur fast immer noch auf die Oberfläche sich beschränkte und die so gewonnenen pathologischen Beobachtungen, wie die künstlichen Versuche, mehr verwirren als etwas feststellen ließen; trotz seines Widerspruchs ist aber eine gewisse Localisation nicht bloß zu rechtfertigen, sondern strenge zu begründen, nur freylich in vielfacher Hinsicht anders, als aus dem phrenologischen Gesichtspuncte. In die Beurtheilung der Phrenologie läßt der Verf. sich nicht tiefer ein, und bezieht sich nur auf einige Einwendungen dagegen von Lafarge, Velut und Venret.

Was die allgemeine anatomische Beschreibung des kleinen Hirns betrifft, so ist wenig zu vermissen, in der feineren Organisation aber vieles. Wenn Einige und auch der Verf. über die Anwesenheit einer interstitiellen gelben Substanz zweifelhaft sind, beruht dies doch auf nicht genauer Beobachtung, sie ist immer zugegen; auch bey gewissen Säugthieren trifft man eine Spur davon an, selbst bey Vögeln, namentlich sah sie Ref. sehr deutlich bey einem Papagey. Die lamellöse Schichtung des Markstocks, ähnlich der des großen Hirns, wie sie Ref. gleichfalls dargestellt hat, ist mit Umsicht beschrieben. Bemerkenswerth ist die Beobachtung Cruveilhiers, nach welcher in vier Fällen zugleich Atrophie der rechten Hemisphäre des großen und der linken Hemisphäre des kleinen Gehirns Statt fand, woraus man folgern dürfte, daß zwischen beiden eine kreuzweise Wechselwirkung obwalte.

Den Functionen des kleinen Gehirns wird eine

ausgedehnte critische Erörterung gewidmet, ohne daß jedoch schon auf die neueren Beobachtungen von Marshal Hall, Budge, Stilling u. s. w. Rücksicht genommen ist. Bey den gewöhnlichen künstlich angebrachten Reizen scheint es an sich nicht empfindlich zu seyn. Nach fünf vorgeführten pathologischen Fällen läßt sich eine kreuzweise Thätigkeit nach unterwärts auch hier vermuthen. Die Meinung Rolandos, daß dies Organ die Quelle der Bewegung sey, wird mit Fug bestritten, auch der Ausspruch von Flourens, daß es der ausschließliche Sitz desjenigen Princips sey, welches die Ortsbewegungen coordiniert, zweifelhaft gemacht.

Zufolge eigener und anderer Wahrnehmungen, daß Verletzungen des kleinen Hirns eine rückgängige Bewegung veranlaßten, schloß Magendie, daß dem großen Hirne und namentlich den C. striata eine rückwärts, dem kleinen eine vorwärts strebende Kraft beyzumessen sey; die angestellten Versuche von Lafarge und die von Andral zusammen gestellten Fälle lauten nicht günstig für diese Ansicht. Bey einem Blödsinnigen nahm Ref. eine rückgängige, zuweilen mit einer traversierenden verbundene, Bewegung oft und lange wahr, wo das kleine Hirn an sich keine auffallende Abweichung darbot, wohl aber das große. Wenn eine solche einzelne Beobachtung auch für Magendies Hypothese sprechen könnte, so ist doch im Allgemeinen dagegen wieder die Thatsache aufzustellen, daß bey Irren, während bedeutende Desorganisationen im großen Hirne in Menge vorkommen, dies aber am kleinen Hirne zugleich selten der Fall ist, man auch sehr häufig jene Erscheinung hätte bemerken müssen, was nicht eingeräumt werden kann.

(Schluß folgt)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

72. Stück.

Den 4. May 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés; ouvrage contenant des observations pathologiques, relatives au système nerveux et des expériences sur les animaux des classes supérieures; par F. A. Longe.'

Außer den Älteren neigen sich auch Neuere, wie Foville, Dugès, Grandchamp u. s. w. der Ansicht zu, daß das kleine Hirn ein Hauptheerd der sensitiven Thätigkeit sey, wofür die Pathologie nicht unwichtige Beyträge liefert, sich aber, unter nicht seltenen Ausnahmen, noch nicht bestimmt genug ausspricht.

Etwas bestimmter läßt sich der Satz hinstellen, daß die intellectuellen Fähigkeiten weniger an dasselbe geknüpft sind; wenn aber auch einige Beispiele nicht damit überein zu stimmen scheinen, ist doch nicht unbeachtet zu lassen, daß eine nothwendige Wechselwirkung zwischen beiden Organen vor-

ausgesetzt werden muß, welche hinreichen kann, auch die intelligente Seite zu trüben.

Wenn Gall die Ansicht zu begründen suchte und festhielt, daß dem kleinen Hirne hauptsächlich der Zeugungstrieb eigen sey, wenn selbst 10 hier angeführte Fälle, worunter einer auch eine Kuh betrifft, (von deutschen Beobachtern wären noch mehrere interessante Beispiele dieser Art heran zu ziehen) dafür zu sprechen scheinen, so wird sie doch gleichfalls vom Verf. in Zweifel gestellt. Er will mit Petrequin lieber vermuthen, daß in jenen Fällen mehr das obere Rückenmark im Spiele gewesen sey, und, mit Venret, in der vergleichenden Anatomie Gegenbeweise finden. Ein einziger dagegen aufgestellter Fall bey einem Mädchen ist übrigens als nicht treffend zu bezeichnen. Nach Ref. Beobachtungen ist hierbey ein gewisser Antheil, eine gewisse Mitwirkung des großen Hirns nicht abzuleugnen, er fühlt sich aber zu der Annahme geneigt, daß die nächste Bedingung dieses Triebes doch im kleinen Hirn gesucht werden müsse.

Der Bewegung des Hirns, auf die man schon seit den frühesten Zeiten aufmerksam wurde, ist eine weitläufige historische und physiologische Betrachtung zugewandt, die folgende Resultate gibt: 1) das Hirn bewegt sich bey dem Erwachsenen nicht, so lange der Schädel unverletzt ist, es vermehrt sich an Masse bey dem Ausathmen, vermindert sich an Masse bey dem Einathmen, aber sein Volumen verändert sich nie. 2) Es bewegt sich bey den Kindern, so lange die Suturen nicht vereint sind, oder bey pathologischen Ursachen und Operationen. 3) Die Bewegung ist immer abhängig von der Anschwellung und Entleerung der Gefäße des Hirns, nicht von einer Locomotion desselben; diese ist unmöglich. 4) Sie ist von zweyerley Art, die eine

correspondiert mit der Contraction des Herzens, die andere mit der respiratorischen Bewegung. 5) Die Turgescenz oder Erhebung des Hirns correspondiert mit der Expiration, erzeugt durch die Nähe des Venenbluts und den stärkeren Zufluß des Arterienbluts; die Senkung correspondiert mit der Inspiration, und entsteht durch den Zufluß des Venenbluts vom Gehirn in die Brust und den langsameren Lauf des Arterienbluts.

Auch darüber, ob das Rückenmark sich bewege, ist man uneins; Magendie meinte, die Bewegung finde nicht beständig Statt, nach Cruveilhier existiert sie gar nicht. Unser Verf. prüfte die Sache und folgert daraus, daß das Rückenmark weder Locomotion noch eine alternierende Expansion und Contraction erkennen läßt, und daß seine Gefäße mehr Blut im Moment der Expiration als der Inspiration enthalten.

Als Beschluß der eigentlichen Hirnlehre folgt noch ein Abschnitt über den Einfluß der Circulation auf die Functionen des Gehirns, der nicht ohne Interesse ist, sodann die kurze Darstellung der Verbindung der verschiedenen Theile der Cerebrospinal-Achse unter einander, und zulezt eine ziemlich umfassende, wenn auch nicht vollständige, anatomisch-physiologische und pathologische Bibliographie. Mit der Beschreibung der Rückenmarksnerven, einer analytischen und alphabetischen Tafel des Inhalts, einem reichhaltigen Register der citierten Schriftsteller und der Erklärung der Abbildungen auf vier Tafeln endet der erste Band.

Der zweyte Band beginnt mit der Beschreibung der Hirnnerven, indem bey einem jeden auf die Function, die vergleichende Anatomie, die Pathologie und die Literatur Rücksicht genommen wird. Wenn der Verf. den Nerven nie hohl gefun-

den hat und überhaupt bezweifelt, was Mehrere schon beobachtet haben, so irrt er; denn Ref. hat gleichfalls ein Paar Mal diese an sich selten vorkommende Höhle wahrgenommen. Gegen dessen Meinung, als ob zwischen diesem Nerven und dem Streifenhügel keine Verbindung Statt finde, muß er erinnern, daß wirklich eine solche zugegen ist, namentlich mit der Markschale, welche zunächst jenen Körper vorn umgibt.

Mit guten Gründen bestreitet er Magendies Annahme, daß der n. trigeminus wesentlich der Geruchsfunctio diensam sey. Die pinselförmigen Ausstrahlungen des Nierchnerven sind durch eine schöne Abbildung versinnlicht. — Von krankhaften Zuständen der inneren Sehnerven, die häufig vorkommen, sind Beyspiele genug gesammelt; wenn man eine theilweise Kreuzung zugibt, lassen sich die meisten erklären.

Auf die mangelhafte Ausbildung der vom n. acusticus in die Hautengrube auslaufenden Fasern will der Verf. kaum Werth legen, mit Unrecht, indem Ref. nach sehr zahlreichen Untersuchungen sich überzeugt hält, daß die immer mit dem Nerven zusammen hängenden Ausstrahlungen einen wesentlichen Nutzen für eine vollkommene Gehörperception besitzen. Ihre mehr und weniger fehlerhafte oder mangelhafte Bildung findet sich bey an Seelenstörung Leidenden ungemein häufig. Unter den Thieren bemerkte Ref. ein Analogon davon bey dem Pferde und Esel, aber nur bey diesen. Die beygegebene Abbildung der Vertheilung des Schneckenerven (nach Breschet) ist trefflich. Der pathologische Theil wird nur flüchtig berührt.

Dem n. trigeminus sind über 100 Seiten gewidmet. Das Resultat der Versuche und pathologischen Ergebnisse ist: daß die Verletzungen dessel-



ben nur die allgemeine Sensibilität an der Tiefe und Oberfläche des Gesicht's, nebst dem Geschmacksorgan, in Anspruch nehmen, daß sie die allgemeine Sensibilität und die specielle stören, indem sie deutliche Unordnungen in der Nutrition und Secretion der Sinnorgane veranlassen. Eine neue Abbildung vom Ursprung der großen Portion des fünften Nerven, wie ihn Ref. auch mehrmahls in gleicher Weise verfolgte, zeichnet sich aus.

Der n. glossoph. ist, wie Johannes Müller annahm, kein gemischter Nerv, sondern ein rein sensibler Nerv, wie der Verf. durch galvanische und andere Versuche will gefunden haben, jedoch nur bis zu seinem Ganglion, indem er weiterhin wegen seiner Anastomosen mit dem n. facial. u. s. w. auch eine motile Thätigkeit äußert.

Der n. pneumo-gastricus nebst dem n. accessorius hat eine reiche Darstellung gefunden, die auch von eigenen Experimenten unterstützt wird. Während der erste der Sensibilität der Schleimmembranen des Larynx, der trachea, der Bronchien, des pharynx, der Speiseröhre und des Magens vorsteht, auch vielleicht auf die Secretion der Galle u. s. w. Einfluß hat, belebt der zweyte die Muskeln des Larynx, das contractile Gewebe der trachea und der Bronchien, der 3 musc. constrict. pharyng. der Muskelhaut der Speiseröhre, des Magens und der m. trapez. und sterno-cleido-mast. Jener ist sensil, dieser motil, und galvanische Versuche, nach gehöriger Präparation, bestätigten diesen Satz. Von den gewonnenen Resultaten einige herzusetzen, hält Ref. nicht für unnütz: Der Einfluß des n. pn. gastr. auf die Leber ist noch näher erst zu bestimmen, der auf das dunkle Gefühl des Herzens ist wahrscheinlich. Die n. laryng. sup. et inf. wirken auf die Stimme; von

den beiden Nerven des laryng. sup. modificiert nur die Durchschneidung des äußeren die Stimme; die n. recurr. bewirken die Contraction aller Muskeln des larynx, mit Ausnahme des cricothyreoid. und haben daher zu gleicher Zeit auf die Constriction und Dilatation der glottis Einfluß.

Das Gefühl des Bedürfnisses zu athmen wird durch die Durchschneidung der beiden n. pneumogastr. nicht aufgehoben. Dieser wirkt nur mittelbar auf die Hämatoße und ist nicht ohne Einfluß auf den Herzschlag. Die Bewegung des Magens während der Chymification scheint gar nicht vom n. sympath. abhängig zu seyn. Es läßt sich annehmen, daß nach Durchschneidung der n. pneumogastr. das Gefühl des Hungers und Durstes, eben wie des Athmungsbedürfnisses, fort dauert. Die Durchschneidung derselben hindert weder die Secretion, noch den Säureproceß des Magensaftes. Die Frage, ob nach Durchschneidung des achten Paares die in den Magen gebrachten Gifte noch ihre gewöhnliche Wirkung hervor bringen, ist noch nicht hinlänglich zu beantworten. Der Verf. glaubt nicht, daß der n. trochlearis, wie Cruveilhier annahm, einen Faden für die dura mater abgibt, sondern daß dieser ein Zweig des ramus ophthalmicus ist. Nach Szokalskis Beobachtungen bestehen die Zeichen der Paralyse dieses Nerven darin, daß die Rotation des Auges unmöglich ist, das kranke Auge fixiert bleibt und nicht der Rotation des andern folgt, daß beständig eine Diplopie mit über einander stehenden Bildern eintritt, indem im kranken Auge das unterwärts stehende Bild sich darstellt, und daß dies Doppelsehen vergeht, wenn man den Kopf nach der dem kranken Auge entgegen gesetzten Seite neigt.

Dem Verf. zufolge, anastomiert der n. acust.

im inneren Gehörgange nicht mit dem *facialis*, er verflebt sich nur mit einem kleinen Zwischenerven, den *Wrisberg* die *portio media* nannte. Diesen Zweig hält er nicht mit *Bischoff* u. s. w. für eine sensitive Wurzel des *n. facialis*, sondern für eine motile; er scheint sich ihm deutlich vom letzteren zu sondern und den von ihm so genannten kleinen *n. petrosus* zu bilden, welcher, nach seinem Durchgang durch das *gang. oticum*, sich an den inneren Muskel des Hammers begibt. Er vermuthet, daß ein anderer Theil dieses Zwischenerven den Muskel des Steigbügels belebe, und so würde dieser mit Recht den Namen eines motorischen Nerven des Trommelfelles verdienen; mit Unrecht aber haben Einige die Existenz dieses Muskels und dieses Nervenzweigs geleugnet. — Der *n. facialis* ist beim Hunde vom Austritte aus dem *for. stylo-mastoid.* an sensibel, und selbst auf dem Gesichte verrathen alle seine Zweige seine Empfindlichkeit, aber diese rührt nur von den Anastomosen mit dem *n. trigem.* her.

Die Durchschneidung dieses Nerven stört die Function des Gesichts, des Geruchs und selbst des Geschmacks, aber nur dadurch, daß die Muskeln, welche die Oeffnung dieser Organe umgeben, gelähmt werden. Die Pathologie, die Versuche an lebenden Thieren, die chirurgischen Operationen und Verwundungen thun zur Genüge dar, daß er ein rein motorischer Nerv ist. Dasselbe gilt vom *n. hypoglossus*, und wenn *Mayer* ihn für einen gemischten Nerven halten wollte, so streiten Versuche dagegen; von ihm hängen die Bewegungen der Zunge ab, so wie die Thätigkeit der Muskeln, welche das *os hyoid.* und den *larynx* niederziehen. — Der große sympathische Nerv ist von allen Seiten, nach dem gegenwärtigen Stand-

puncte der Wissenschaft, in anatomischer und physiologischer Rücksicht, mit Umsicht dargestellt. Unter den für die Physiologie gewonnenen Resultaten mögen einige hier ihre Stelle finden. Der große sympathische Nerv besitzt einen gewissen Grad von Sensibilität, es ist leicht, auch seine motile Eigenschaft zu zeigen. Die Quelle seiner Thätigkeit ist seine eigene Gangliensubstanz und vorzüglich die graue des Rückenmarks. Nicht jedes Ganglion ist ein Heerd für sich und unabhängig von der Cerebrospinal-Achse. Von dieser ausgehende heftige Einflüsse können stark auf ihn wirken. Eine reflexive Kraft, wie dem Rückenmarke, ist ihm nicht beizulegen. Wenn die in ihm Statt findenden Eindrücke nicht zum Bewußtseyn gelangen, so kommt das nicht von der Ganglienkette, sondern daher, daß sie im Rückenmarke verschwinden und die ursprünglichen Fibern desselben nicht, wie die der anderen Nerven, zur Quelle des Willenseinflusses hinansteigen. Der Typus der rhythmischen und peristaltischen Bewegung ist unabhängig vom Hirn und Rückenmark, selbst von den Ganglien und Plexus, das Nervenprincip wohnt daher noch den Endigungen des sympathischen Nerven bey. Chemische, mechanische und galvanische Reize wirken blitzschnell auf die Hirn- und Rückenmarksnerven, langsam auf die sympathischen, dort hört die Contraction mit dem Reize auf, hier beginnt sie erst nach dem Reize und dauert länger als dieser. Es ist wahrscheinlich, daß die Hämatose und die Schleimabsonderung der Bronchien vorzüglich vom n. sympathicus abhängen. Das gangl. cardiacum ist nicht der Heerd, von wo die Bewegung des Herzens ausgeht, die Contractionen des Magens stehen nicht, wie S. Müller meinte, unter dem Einflusse des n. sympath., sondern nur unter

dem des achten Paares; auf die Secretion des Magensaftes hat der erstere Einfluß, wohl aber auch der letztere. Eine Scheidewand ist zwischen dem sympathischen und Rückenmarks-System nicht zu ziehen; daß jenes der Nutrition und Secretion allein vorstehe, ist ein Irrthum. Der sympathische Nerv bildet eine Kette oder einen Verein von Hirn- und Rückenmarksnerven für das animale und vegetative Leben. Er ist nur eine Reihe von Arcaden, die vom Rückenmarke ausgehen, mit sensilen und motilen Fasern und einer ähnlichen grauen Substanz; man kann ihm daher kein oberes und unteres Ende beylegen, und er besitzt keine primitiven, ihm eigenthümlichen Fasern. Jedes sympathische Ganglion hängt bald mit beiden Arten der Spinalnerven, bald zugleich mit denen des Gehirns zusammen. Außer den sympathischen Fäden, welche die Ganglien unter sich verketteten, gibt es noch sensitive und motorische Zweige, die den Schleimhäuten, den drüsigten und contractilen unwillkürlichen Theilen bestimmt sind. Daß besondere Fasern aus den Ganglien kugeln entspringen, ist nicht bewiesen. Die Correspondenz der convergierenden Fasern (der sensitiven und motorischen) und der divergierenden, der eigentlichen sympathischen, kann man am besten am gangl. ophthalm. kennen lernen. Der n. sympath. ist nicht ausschließlich den Arterien bestimmt. Die Herznerven, über die man hier und da noch zweifelhaft war, erkennt man besonders gut an einem macerierten, von seinem Fette entblößten Pferdeherzen. — In einem kurzen Anhange äußert sich der Verf. noch über das Nervensystem der wirbellosen Thiere, wobey er besonders auf die neueren Untersuchungen von Newport und Grant Rücksicht nimmt. Ihre Nervenachse nebst den daraus entspringenden Nerven stellt,

seiner Ansicht nach, das Rückenmark mit seinen Nerven und den großen sympathischen Nerven zu gleicher Zeit dar, und die Kopfganglien, besonders der Articulaten, haben hinsichtlich der sensiblen und motorischen Kraft ähnliche Functionen wie die des Gehirns.

Jeder Band ist mit vier Tafeln ausgestattet, die ausgewählte und reinlich und gut lithographierte Abbildungen enthalten. Druck und Papier sind lobenswerth.

M. S. H. Bergmann.

### L e i p z i g,

bey Weichard 1843. Atlas der Cranioscopie, oder Abbildungen der Schädel- und Antlitzformen berühmter oder sonst merkwürdiger Personen. Von Carl Gustav Carus. Heft 1. 24 Seiten und 10 lithographierte Tafeln in Quart.

Bekanntlich nehmen ältere wie neuere Craniologen an, daß der vordere oder Stirntheil des Gehirns der Intelligenz, der obere mittlere Theil dem moralischen Gefühl oder Gemüth, der hintere Theil aber den thierischen Trieben entsprechend sey. Hr Carus, der eben so philosophische als technisch gewandte Physiolog, hat es in seiner Schrift: 'Grundzüge einer neuen und wissenschaftlich begründeten Cranioscopie, Stuttg. 1841. Octav' versucht, die bald übermäßig gepriesene, bald einseitig verspottete Craniologie auf eine solide physiologische Basis zurück zu führen. Er stellte daselbst die Ansicht auf, daß in den drey Schädelwirbeln eine bestimmte Bedeutung des individuellen Verhältnisses der genannten 3 urwesentlichen Richtungen der Seele zu erkennen sey. In diesem Atlas beabsichtigt der Verf. nun durch Umriffe von Schädeln merkwür-

diger Personen Material für die Schädellehre zu liefern. Diese Umriffe sind in natürlicher Größe, genau en profil (oder, wenn ein Kopf in den Breitendimensionen besondere Merkwürdigkeiten darbietet, auch genau en face), und zwar nach Abformungen mit Thon oder Gyps, welche in den genannten Dimensionen durchschnitten sind; auch sind die Rätze der Knochen sehr genau und nach wirklicher Messung in die Zeichnung aufgetragen. Die in diesem Hefte (en profil) dargestellten Schädel sind der von Schiller, von Talleyrand-Perigord, von einem Grönländer, von einem Gletin, von Napoleon (Todtenmaske), von einem alten Scandinavier, von einem Kaffer und von einem Bali-Insulaner. Auf Taf. 9 sind die Umriffe der 4 erst genannten, auf Taf. 10 die der 4 letzten Schädel, mit verschiedenen Farben und sich deckend, aufgetragen, so daß man mit einem Blicke das Profilverhältniß dieser Schädel übersehen kann. Dabey ist der Meatus auditorius externus für alle als gemeinschaftlicher Mittelpunkt gewählt. Diese Darstellungsweise ist höchst originell, und wir wünschen, daß der Verf. durch neue Hefte das Material recht bald bereichern möge. Da indes der Gehörgang bey verschiedenen Menschen sehr verschieden, bald höher, bald tiefer, oft aber auch verhältnißmäßig mehr vorn, oft mehr hinten gelegen ist, so steht zu bezweifeln, daß dieser Gang mit Recht als Punctum comparationis zu betrachten sey. Vielmehr dürfte das Foramen magnum, welches eine bey weitem constantere Lage hat, und wo gerade die Grenze zwischen Gehirn und Rückenmark sich befindet, diese Bedeutung in Anspruch zu nehmen haben. Dessen Planum würde denn auch zugleich die Norm für die gesammte Stellung des Schädels angeben. Da es schwer hält

von lebenden Personen, wegen Elasticität der Haare, einen ganz richtigen Gypsabdruck des Schädels zu erhalten, so würde wohl in solchen Fällen die Abnahme der Kopfform mittelst eines Bleydraths bey gehöriger Vorsicht größere Sicherheit gewähren, wovon sich Ref. durch vielfache Versuche überzeugt hat.

An Schillers Kopf ist jeder der drey Hauptwirbel in voller schöner Entwicklung; besonders groß, schön gerundet und fein modellirt erscheint das Mittelhaupt. Bey Talleyrand herrscht Vorder- und Hinterhaupt vor, letzteres besonders in seiner äußeren oberen Wölbung, welches mit der zähen hartnäckigen Willensenergie dieses Staatsmannes übereinstimme. Die Maske Napoleons zeige, daß noch an keinem andern Schädel eine solche beträchtliche Höhe der Vorderhauptwirbelgend bemerkt worden, als hier, — die Breite aber sey nicht bedeutend zu nennen: 'abermals ein Beweis, daß die gegenständliche Energie des geistigen Lebens sich mehr in der Höhe der vorderen Hirnmasse und des Vorderhauptwirbels ausspricht, während das analytische oder philosophische Denken (welches als sogenannte Ideologie von Napoleon oft genug detestiert wurde) in der Dimension der Breite sich andeutet.' Ref. möchte fragen, warum die Maske Napoleons mit dem Schädel des Scandinaviers, des Kaffern und des Bali und nicht vielmehr mit denen von Schiller und Talleyrand auf eine Tafel projectiert wurde?

Ueber die Bedeutung der Cranoscopie hat Ref. in seiner Physiologie seine Ansicht ausgesprochen. Besonders der Umstand, daß es in der gesammten organischen Natur keinen Theil gibt, welcher in sich so manigfaltig organisiert und gegliedert ist als das menschliche Gehirn, im Verein mit



der Thatsache, daß gerade die menschliche Seele Dasjenige ist, was sich in den manigfaltigsten Formen zu äußern vermag, deutet darauf hin, daß bestimmte Hirnregionen bestimmten Seelenäußerungen entsprechen. Ob aber diejenigen Hirntheile, welche die Phrenologie als bestimmten Seelenäußerungen entsprechend festgesetzt, mit dem Zirkel abgemessen hat und mit der Hand äußerlich am Schädel zu untersuchen lehrt, auch wirklich die ihnen beigelegte Bedeutung haben, — das ist eine andere Frage. Die allgemeine Bedeutung der oben angegebenen 3 Regionen von Vorder-, Mittel- und Hinterhaupt hat Kes. anerkannt, — viel mehr scheint sich aber vor der Hand noch nicht bestimmen zu lassen. Dem Lieblingsrefrain neuerer Physiologen 'das Organ ist erwiesen' setzte er in Bezug auf das vermeintliche Organ des Geschlechtstriebes schon eine Beobachtung Cruveilhiers entgegen, welcher gänzlichen Mangel des kleinen Gehirns bey einem 10 jährigen Mädchen beobachtete, bey dem der Geschlechtstrieb groß war, und das sich bis ans Ende seines Lebens dem Laster der Onanie ergeben hatte. Gegenwärtig mag noch die Complementär-Beobachtung D'Bryens zugesügt werden, wo bey einem 20 jährigen Mädchen, dessen Geschlechtsorgane gänzlich in ihrer Entwicklung zurück geblieben waren, das kleine Gehirn fast der einzige gesunde Gehirntheil war.

Berthold.

### G r e i f s w a l d e.

Typis Fr. Guil. Kunike 1839. De academia Pomerana ab doctrina Rom. ad Evangelium traducta. Sacra saecularia restitutae ante hos trecentos annos acad. Gri-

pesvoldensis die secunda mens. Decembr. pie celebranda auctoritate Rectoris ac Senatus indicturus scripsit Jo an. Godofr. Ludov. Kosegarten, theol. prof. 70 Seiten in Quart.

Die Reformationsgeschichte darf sich der Subiläen unserer Kirche von Herzen erfreuen, denn sie bringen in vieles Alte neues Leben. Oft freylich sind die durch Subiläen veranlaßten reformationshistorischen Schriften nicht viel dauernder und nutzbarer, als die hölzernen Subelsäulen, die dem Marmor gleichen sollen. Unser vorliegendes Programm aber ist nicht von der Art und deshalb finden wir es auch jetzt noch einer Anzeige nicht unwerth. In schlichter, etwas umständlicher Erzählung werden die Pommerschen und Greifswalder Verhältnisse aus der Reformationszeit vorgelegt und sehr gründlich mit Stellen aus Urkunden und ungedruckten Quellen unterstützt. Nur Zweyerley ist uns zu wünschen übrig gelassen: daß der Verfasser über diese Quellen, die meist gleichzeitig sind und der Greifswalder Universität angehören, ausdrücklich Etwas gesagt hätte; sodann, daß er sein Schriftchen mehr auf die Reformationsgeschichte der Universität zusammen gezogen hätte, da die allgemeinen Verhältnisse Pommerns schon öfter und genügend behandelt sind. — Der Verf. behandelt seinen Stoff in 4 Abschnitten. 1) Die anfängliche Verbindung der Universität mit dem römischen Klerus. Greifswalde ist Universität seit 1456 und erhielt gleich anfangs ein theologisches Studium, was Rostock, die uralte Nebenbuhlerin, nicht schon 1419 bey ihrer Stiftung, sondern erst dreyzehn Jahre später erlangte. Die Academie Pommerns war durch ein starkes Band mit dem Klerus verbunden, durch das des Geldes. Es ist interessant zu sehen, welche Bestechungen nöthig

waren, um bey der römischen Curie ein Stück der Bestätigung nach dem andern zu erlangen. Die Dotierung selbst geschah meist durch Gründung eines colleg. canonicorum zu St. Nicolai mit dem Beding, daß keiner Canonicus seyn dürfe, der nicht an der Universität eine Stelle versehe. Hieraus folgt nothwendig, daß der Verfall dieser clericalischen Stiftung den der Universität nach sich ziehen mußte. 2) Art der Zwistigkeiten, welche durch die Reformation in Pommern hervorgerufen wurden. Pommern hat sich bekanntlich früh bey Luthers Neuerungen betheiltigt; aus Kloster Belbog (Bugenhagen) sandten schon 1521 die Gegner selbst durch Vertreibung lutherische Apostel in alle Städte. Aber diese hatten in sich vielerley verderbten republicanischen Zunder aus der Hansezeit: — so trat die Reformation nicht rein ins Leben. Dazu kamen ungewöhnlich viel sectiererische Menschen. In Pommern entstand der Name Martinisten für die Lutheraner. Der Vf. theilt p. 26 — 33 einen langen Abschnitt mit aus der handschriftlichen Reformationsgeschichte Pommerns von Jac. Runge, der 1557 — 94 Superintendent in Wolgast war. Die Darstellung ist so geistvoll und die Sprache so würdig, daß wir sehr dafür halten, das ganze Werk möge gelegentlich veröffentlicht werden. Als Prediger stehen Knipstrow und Kettelhud an der Spitze der reformatorischen Bewegung; sie blieben Freunde, selbst als der Eine die schweizerische Abendmahllehre eine Zeitlang zu der seinigen gemacht hatte. Herm. Bonnus galt für den niedersächsischen Luther, als Liederdichter. Eigenthümlich ist es, daß Pommern die Bischöfe nicht aufgeben wollte, was bekanntlich auch Melancthon's Privatansicht war. Nach mancherley Verwirrung ward die Reformation auf dem Landtage

zu Treptow 1534 durchgesetzt. Adel und Geistlichkeit widersprachen natürlich, 'denne ehr men dat Erdische gut verlet, verliete men leuer den ganzen hemmel.' Aber beide Herzoge — Philipp, bey seinem Oheim dem Kurfürsten von der Pfalz erzogen, und Barnim, in Wittenberg gebildet und Carlstadt's Begleiter zur Disputation mit Eck nach Leipzig — waren der Neuerung gewogen. Im Jahre 35 erscheint Bugenhagens 'Kercken-Ordeninge.' —

3) Schicksal der Academie in diesen Stürmen. Schon vor 1517 hatte sie durch die Pest gelitten. Doch weist der Verf. aus Urkunden nach, daß sie nie ganz einging, wie man wohl geglaubt hat. Indessen blieb wohl wenig mehr im Gange, als die Artistenfacultät, eine Art Pädagogium für sehr junge Schüler, die man 'Supposita' gleichsam neutrius generis nannte. Bey der Verwirrung der kirchlichen und politischen Dinge konnte, als die Canonicate eingingen, auch die Universität nur mit Mühe fortbestehen. Es ist wahrscheinlich, daß das städtische Regiment sich so weit eingemischt hat, daß sogar einmahl der Rector von ihm ernannt ward; doch sind aus dem academischen Album (Matrikelbuch) dieser Zeit drey Blätter (wahrscheinlich absichtlich) herausgeschnitten. Es ist wenigstens mittelbar wieder Bugenhagens Verdienst, daß die Academie 1539 durch Herzog Philipp in neuer Gestalt wieder hergestellt wurde. Dies erzählt der Verf. im vierten Abschnitte. Die Hauptsache ist, daß die Canonicatseinkünfte und zwey Klöster der Universität zugewiesen wurden. Doch fehlt es auch nicht an neuen Dotationen. — Außer den Urkundenausügen dürfen wir diese Schrift besonders noch wegen mancher Einzelheiten, Archäologie und Litterarhistorie betreffend, empfehlen. R. Ad.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 73. Stück.

Den 6. May 1844.

---

Frankfurt a. M.,

bey H. L. Brönnner 1842. Lehrbuch der reinen  
Elementar=Mathematik von Dr. S. H. A. Her-  
ling, Prof. am Gymnasium zu Frankfurt am  
Main u. s. w. Mit 151 im Text eingedruckten  
Figuren.

Der rühmlichst bekannte Verfasser dieses mathe-  
matischen Lehrbuchs, welches im Verlaufe seines  
zwanzigjährigen öffentlichen Unterrichts entstanden,  
gibt im Vorworte als Bestimmung desselben an:  
'es solle den Schüler, ihm den wissenschaftlichen  
Zusammenhang der einzelnen mathematischen Dis-  
ciplinen in bündiger Abfolgerung vergegenwärti-  
gend, während des Unterrichts begleiten, ihm das  
Hilfsmittel einer gründlichen Wiederholung, ja,  
nach einiger Anleitung — weßwegen auch anfangs  
die Schlüsse ausführlicher aufgestellt worden —  
einer genügenden Vorbereitung seyn, ihm aber  
keineswegs den Beystand des Lehrers entbehrlich  
machen.' Wir gestehen, daß uns das Buch zu  
dieser Absicht, wenigstens in seinem geometrischen

Theile, zu weitläufig scheint; für den angegebenen Zweck würde eine kurze, übersichtliche Andeutung der Beweisglieder und ihrer Verknüpfung genügt haben, während uns hier der ganze Beweis in einer Ausdehnung vorgelegt wird, wie sie für ein Compendium, das den Lehrer nicht ersetzen soll, unangemessen genannt werden muß. In Ansehung des Stoffs dagegen hat der Verf. sich im Ganzen auf das Nöthigste der Elemente zu beschränken gesucht, wenn man allenfalls die sphärische Trigonometrie und einzelne Theoreme der Lehre von den Kegelschnitten ausnimmt. Dem Vorworte zufolge 'hätte er gern in den algebraischen Theil noch die Lehre von den höheren Gleichungen, den Functionen und den Elementen der Differential- und Integralrechnung aufgenommen; aber die Rücksicht, daß diese Ausdehnung seltener dem Bedürfnisse begegnen würde, hielt ihn davon zurück.' Die letzterwähnten Disciplinen waren unstreitig hier nicht an ihrem Orte gewesen, da sie nicht in den Bereich der Elementar-Mathematik gehören; die allgemeine Auflösung numerischer Gleichungen dagegen hätte allerdings eine Aufnahme verdient.

Gehen wir auf das Einzelne der Darstellung ein, so sehen wir uns zu mancher Ausstellung genöthigt. Zunächst finden wir keineswegs jene vom Verf. erstrebte 'schärfere Begründung und Durchschaulichkeit der Lehren' in den Anfängen der Arithmetik, namentlich in den Begriffsentwickelungen der Multiplication und des Verhältnisses, welches hier im Partialverhältniß ( $a - b$ ) und Factoralverhältniß ( $a : b$ ) geschieden wird, da man doch endlich nach dem Rathe Lagranges und anderer französischer und deutscher Mathematiker den alten Unfug abstellen sollte, eine Differenz

ein Verhältniß zu nennen. Wie hier so treffen wir auch an andern Orten der Darstellung auf veraltete Formen und Ansichten, denen man in neueren Schriften zu begegnen gar nicht mehr gewohnt ist. Ganz besonders gehört dahin das unbedenkliche Rechnen mit dem Zeichen des Unendlich-Großen ( $\infty$ ), gleich als ob es die Andeutung irgend einer endlichen Zahl wäre, so daß wir u. A. im §. 117 für eine unendliche Reihe von Potenzen der natürlichen Zahlen die Summations-

formel 
$$S = \frac{\infty^{g+1}}{g+1}$$
 erhalten, von welcher spä-

ter in der Geometrie Anwendung gemacht wird. Aber die sehr mißlichen algebraischen Entwicklungen (in §. 168 und 184) in Bezug auf Pyramide und Kugelsegment werden durch die späteren rein-geometrischen Betrachtungen überflüssig gemacht, und die Quadratur der Parabelfläche (§. 281) bedurfte eben so wenig der Beyhilfe des Divisors  $\infty$ . Freylich mußte dann aber auch der Begriff der unendlichen Reihe, mit Rücksicht auf ihre Convergenz, viel strenger gefaßt werden, während sie hier nur ganz beyläufig als ein specieller Fall den endlichen Reihen beygestellt wird. Ueberhaupt hätte den arithmetischen Lehren eine größere Ausdehnung gebürt, wodurch mehrere Mängel der Anordnung von selbst wären vermieden worden, in so fern dieselben als eine Folge des Bestrebens sich kund geben, eine Betrachtung gelegentlich zu erledigen. Dahin gehört z. B. die Wegschaffung des Wurzelzeichens im §. 42, der zu seiner Begründung auf §. 87 verweist. Der ganze geometrische Theil der Schrift sagt uns in Absicht der getroffenen Anordnung mehr zu. Die Auswahl dessen, was hier geboten wird, zeugt von der practischen

Erfahrung des Verfassers; doch möchte die Planimetrie etwas zu dürftig bedacht seyn, was auch das Vorwort anzuerkennen scheint. Wozu aber die eben so weitläufige als veraltete Form der Beweise, die uns in die Zeiten der Wolfischen Lehrbücher versetzt? Nimmt doch z. B. der Beweis über die Congruenz zweyer Dreyecke aus der Gleichheit ihrer Seiten eine ganze Seite ein! In diesem Betracht ist dem Buche eine wahre Verschwendung des Raumes vorzuwerfen, mehr aber noch, daß es dem Schüler die Operation des Denkens nicht genugsam überläßt. Wenig befriedigend erscheint die Darstellung der Aehnlichkeitslehre ganz nach Euklidischem Zuschnitt und allzu arm an Stoff, an welchem hier doch kein Mangel war. Die Beschränkung in der Auswahl der stereometrischen Betrachtungen wird durch die Rücksicht gerechtfertigt, daß der Unterricht sich auf diesem Gebiete mit dem (für weitere Anwendungen) Nothwendigsten zu begnügen hat, da die Körperlehre wenig Anlaß zu Constructionen bietet, welche der Planimetrie so sehr zum Vorzuge gereichen und der Klarheit und Schärfe geometrischer Betrachtungen überhaupt so förderlich werden. Daß uns die Einmischung des Unendlichen in einige Untersuchungen über die Inhaltsbestimmung von Körpern unpassend erscheint, ist bereits erwähnt. Von den nun folgenden Abtheilungen der (ebenen und sphärischen) Trigonometrie ist begreiflich wenig zu sagen, da kein Theil der Elemente eine gleichförmigere Behandlung erfährt, als gerade dieser. Die obsolet gewordenen Functionen des Sinus versus und Cosinus versus hätten wir dem Buche freylich gern geschenkt; könnte man doch allenfalls auch der Secante ganz entbehren. Fast überraschend ist es, bey der sonstigen ziemlich engen Begrenzung



des Lehrbuchs die nach Gauß (und Mollweide) benannten allgemeinen Formeln, so wie die Neper'schen Analogien anzutreffen. Eben so scheint es uns eine merkliche Abweichung von jenem Principe, wenn in der letzten Abtheilung, der Lehre von den Kegelschnitten, die Betrachtung der Ellipse und der Hyperbel auch auf die conjugierten Durchmesser dieser Curven sich erstreckt, womit aber auf keine Weise ein Tadel ausgesprochen seyn soll, daß sie zu solcher Allgemeinheit sich erhebt, da wir im Gegentheil der Meinung sind, daß der Verfasser sich in den früheren Abtheilungen allzu ängstlich Schranken gezogen habe.

Eine sehr schätzbare Seite an der vorliegenden Schrift ist die Zugabe einer Anzahl lehrreicher und interessanter Aufgaben aus den Gebieten der Physik, mathematischen Geographie und Astronomie, die wir (wenn auch zum Theil ohne Auflösung) gern noch bedeutend vermehrt sähen, da uns nichts für das Studium der Mathematik vortheilhafter erscheint, als häufigste Anwendung ihrer Lehren, vor Allem auf die Naturwissenschaften. Die typographische Ausstattung des Buchs ist nur zu loben, und die eingedruckten sehr deutlichen Holzschnitte tragen nicht wenig zur Uebersichtlichkeit der geometrischen Betrachtungen bey. H.

### B o n n.

Typis C. Georgii 1843. *Observationes criticae in Propertium.* Scripsit Henr. Keil, Megalopolitanus. 56 Seiten in Octav.

Man braucht nur einen Satz dieser Inaugural-Dissertation zu lesen, um inne zu werden, daß man keine gewöhnliche Arbeit zur Hand genommen hat. Der jugendliche Verfasser derselben bekennt sich zu

dem alten Grundsatz, daß ein angehender Philolog, vorausgesetzt daß sein Studium von wissenschaftlichem Eifer beseelt ist, mit irgend einem Lieblingschriftsteller sich recht vertraut zu machen und an ihm zunächst Sicherheit in echter philologischer Tactik sich anzueignen streben müsse. So ist recht und löblich. Criticus non nascitur, sed fit meint Herr Keil. Wohl: lieber aber doch, wogegen er nichts einzuwenden haben wird, Criticus et nascitur et fit. Auch Ruhnken würde damit zufrieden seyn. Wer critischen Sinn hat, muß ihn üben und heranbilden. Es wird jetzt immer seltener, daß junge Studierende der Hast des Wierleylernens und der Noth der Examennotizen müthig entsagen und auf die einfachen Principien gestrenger grammatisch-critischer Methode und damit auf ein mehr als desultorisches Durcheinanderlesen der Alten mit Ruhe und Ernst zurückkommen. Und doch kann nur auf diesem Wege unser Erkennen des Alterthums wahrhaft gedeihen. Der Weg ist schmal und schwer zu finden, ἐπὶν δ' ἐς ἄκρον ἵκηται κτλ. Was frommt alle eitle Realienfrämerey: es ist ein Wissen vom Hörensagen. Es hilft durchaus nicht, das Alterthum will von Jedem selbst errungen seyn, von Jedem nach seiner Art und dem Maße seiner Kräfte. Mag immerhin der Leichtsinn der Zeit und die Oberflächlichkeit der Halbwisser auf die armen Wortphilologen schimpfen: ohne Wortphilologie gibt es keine Philologie und nur Wortphilologen können auch Sachphilologen seyn. Je wärmer die Liebe zum Alterthum und je höher die Verehrung seiner unvergänglichen Denkmähler, desto ungehemmter wird der Drang seyn, an den Werken der Alten keine Flecken zu dulden, die dem Verstehen und Genießen hinderlich sind. Die Critik der alten Denk-

mähler beruht durchaus auf ethischer Grundlage. Wie sehr verkennen die thörichtesten Spötter der Silbenstecherey, daß der unbefiegbare Trieb nach Wahrheit und Recht die bescheidenen und unscheinbaren Anstrengungen der Critiker hervorruft, leitet, verführt! Dieser Trieb wird auch ferner, trotz alles Geredes, die edlern Verehrer des Alterthums befeelen, und wir dürfen uns nach allerley Anzeichen der Hoffnung getrösten, daß mindestens noch ein Menschenalter sich trockene Wortphilologen wird gefallen lassen müssen. Und das wird heilsam seyn.

Herrn Keil hat das Ungefähr auf den Propezz geführt. Die Elegien dieses schwierigen Dichters haben seit mehr als 3 Jahrhunderten den Philologen viel zu thun gegeben. Aber die Critik hat auch hier, wie bey den meisten alten Dichtern, viel mehr getändelt und gelehrtes, oft geistreiches und witziges Spiel getrieben. Was vor einem Menschenalter noch anging, ist jetzt für immer vorüber. Auch in diesem Zweige philologischer Arbeit herrscht jetzt Ordnung, Gesetzmäßigkeit, Strenge. Im Propezz hat Lachmann eine nicht mehr zu erschütternde Basis aufgestellt. Daß sie noch hin und wieder der Befestigung fähig ist und wie man von ihr aus weiteres Gebiet erobern kann, zeigt Herrn Keils Schrift, die durch Sprachkenntnis, Geist und Geschmack sich auszeichnet. Auch die Darstellung ist vorzüglich, klar und lateinisch, sauber, gewählt. Haupts Observaciones schwebten wohl als Muster vor.

Nicht abgerißene Bemerkungen bietet der wackere Verfasser, sondern er geht von der Feststellung der Verwandtschaft und des Werthes der Quellen aus und knüpft seine Beobachtungen an den dadurch an Hand gegebenen Faden. Ein Familienhaupt stellt er zunächst im Groninganus (G) auf, der aber durch manche gelehrte Interpolation

einen jüngeren Ursprung verräth, obschon er an vielen Stellen allein das Richtige erhalten hat. Ref. kann dem G den Palatinus des Martialis zur Seite setzen. Unter der Masse der übrigen Codd. kann keiner auf gleiche Ehre Anspruch machen. Indes ist im sogenannten Neapolitanus (N), jetzt in Wolfenbüttel, dem ältesten aller Codd., ein würdiger Vordermann der übrigen erhalten, der dem gemeinsamen Oberhaupt dieser Familie nicht gar fern steht und der Keckheit Italiänischer Nachbesserung entgangen ist. Selten haben die übrigen, da sie nicht aus N unmittelbar geflossen sind, etwas im N Entstelltes aus der gemeinsamen Quelle reiner bewahrt. Daraus erwächst nun dem Critiker eine Schwierigkeit, das etwa in den jüngern Mitgliedern des Stamms glücklich Gerettete von gefälligen Conjecturen alter Critiker zu sondern. Auch sind allmählich beide Familien einander genähert und durch Contamination der Familie N mittels Lesarten der Familie G ist die gemeinschaftliche Physiognomie hin und wieder versteckt oder verwischt worden. An N reiht Hr Keil zunächst einen in Italien geschriebenen Leidensis (M), den Interpolation und Verschmelzung der beiden Familien entstellt haben. Nichtsdestoweniger ergänzt er das Zeugnis des N auf dankenswerthe Weise und Hr Keil, der ihn selbst verglichen hat, redet manchen Lesarten desselben das Wort. Ref. würde über einige Fälle anders urtheilen, wie z. B. II, 2, 16. Hanc utinam faciem nolit mutare senectus, Etsi Cumaeae saecula vatis agat, ihm das empfohlene agat mißfällt. 'Nam nec praedicere longam aetatem Cynthiae potest et multo suavior optatio.' Hindert doch gerade Etsi an einen Wunsch und gleicherweise an eine Prädiction zu denken.

(Schluß folgt)

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

74. 75. Stück.

Den 9. May 1844.

---

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Observationes criticae in Propertium. Scripsit Henr. Keil.'  
In den übrigen Codd. hat die Interpolation noch durchgreifender geschaltet, wie im Leidensis L, nur daß in manchem beachtenswerthe Versuche der Italiäner zum Vorschein kommen, die indes eben nur das Recht der Conjectur ansprechen können. An den hierfür ausgewählten Beyspielen p. 8 sq. ließe sich noch dieß und jenes mäkeln. Den Herausgebern wirft Herr Keil nicht ohne Grund übertriebene Vorliebe für G vor, dessen blendende Correcturen zum Nachtheil von NM oft Beyfall erworben haben. An einer Reihe von Stellen wird dieses bewiesen, aber das Urtheil geht nicht überall gleich sicher. Darauf sucht Herr Keil aus den verschiedenen Quellen durch Combination selbst das Richtige zu finden, wobey er p. 15 sq. manche Stelle plausibel emendiert, wie IV, 15, 31 sqq., III, 18, 5., wo indes, obwohl mit Recht das Imperfectum verlangt wird, tenderet gewiß

nicht durch I, 6, 31 zu rechtfertigen ist. Vielleicht: *Quid si jam canis aetas me conderet annis.* Aber V, 9, 22 berechtigen *faeta, foeta, festa* nicht zu der Vermuthung *tosta* — man könnte auch auf *hausta* rathen —, da *feta* bey Properz für *effeta* ohne Bedenken anzunehmen ist. Auch III, 32, 23. *Nuper enim de te nostras me laedit ad aures Rumor et in tota non bonus urbe fuit* überzeugt insederat keineswegs. *Cher invaserat.* Aber das *non bonus* heischt ein *malus* im ersten Verse. Wir glauben mit *Nuper enim de te nostras maledixit ad aures* den Zügen ihr Recht zu lassen und den gewünschten Ausdruck gefunden zu haben. *Rumor maledixit*, wie *rumor ait*, negat häufig. Uebrigens hat Hr Keil diese Stelle veranlaßt, den Gebrauch des *Plusquamperf.* bey Properz genauer zu erörtern, welches *Tempus* äußerst seine Anwendungen hat, die Hr Keil p. 19 sqq. nach passenden Gesichtspuncten ordnet. Den eigenthümlichen Reiz des *Plusquamperf.*, wo oft das *Perfect.* ausreichen würde, hat er wohl erkannt. Hin und wieder hätte er noch mehr als die logische Beziehung den Eindruck des *Tempus* andeuten sollen, wie z. B. III, 29, 3. *Obvia nescio quot pueri mihi, turba minuta, Venerat* die Ueberraschung des Trunkenen, der das Ankommen zuerst gar nicht spürt, sehr schön durch das *Plusq.* gemahlt ist. — Zum Schluß des ersten Abschnittes untersucht Herr Keil den Werth der *Excerpta Puccii* aus dem *codex Bernardini Vallae*, der gewissermaßen eine dritte Familie ausmacht. Allein bey der leider so ungenauen Angabe der Varianten ist die Geltung dieser Quelle nicht genau zu ermitteln und die Benutzung muß deshalb vorsichtig zu Werke gehen.

Im zweyten Theile der Schrift leitet Herr Keil

die drey uns noch fließenden Bäche zu ihrem Urquell zurück, dessen Fehler er aus den allen drey abgeleiteten Bächen gemeinschaftlichen Irrthümern zu erkennen sucht. Diese bespricht er in klarer Anordnung der Reihe nach und knüpft recht beachtenswerthe Emendationen an. Auf einfache Buchstabenverwechslung begründet Herr Keil die Verbesserung I, 7, 16. Quod noli (statt nolim) nostros heu violasse (statt e violasse) deos. Dieses heu paßt aber nicht gut, wie es scheint: die über die mit der Präposition e zusammen gesetzten Verba eingelegten Beobachtungen zeugen von richtigem Sprachgefühl. Referent vermuthet: Quam noles nostros te violasse deos! was der Zusammenhang zu fordern scheint. I, 8, 21. Nam me non ullae poterunt corrumpere taedae, Quin ego vita tuo limine verba querar, wäre multa matt. Wir schreiben sueta: daraus ist veta und vita geworden. Am wenigsten kann Ref. sich I, 12, 2 mit veneris statt nobis befreunden: Quid mihi desidia non cessas fingere crimen, Quod faciat nobis conscia Roma moram? Ref. hält Roma für bloße Verdoppelung von moram. Dadurch ist das vom Dichter gesetzte Wort ausgefallen oder vielmehr ein falsches an die Stelle des echten gesetzt. Denn conscia ist unmöglich richtig. Was kommt darauf an, ob Rom oder wer sonst von des Dichters Liebe wußte oder nicht? Properz muß geschrieben haben: Quod faciat nobis Cynthia nostra moram. Das zeigt B. 3 flg. Ferner V, 3, 47. Nec me tardarent Scythiae iuga, cum pater altas Africus in glaciem frigore nectit aquas. Hier reicht Acriter nicht aus: man verlangt ein Epitheton zu Pater. Das wird Tetricus seyn. V, 1, 108 möchten wir statt certus eher rectus empfehlen, welches mit verus

oft verwechselt wird. — Hierauf kommen Stellen an die Reihe, die schon im Urcodex durch Glosseme gelitten zu haben scheinen. III, 29, fin. genügt uns relegor nicht. Näher läge custode eludor, da N reludor hat. — Das ehemahlige im Properz besonders ungebürlich ausgedehnte Radicalmittel, durch Umstellung der Verse Ordnung zu schaffen, verschmäht Hr Keil nicht ganz. Indem er es IV, 4, 13 — 18. anwendbar nachweist, verbreitet er sich p. 37 sqq. über die Asyndeta des Dichters, in so fern die Glieder eines Gedankens gleiche Berechtigung haben; dann über die Sitte des Properz mitten in einem Gedankencomplex Sätze einzulegen, ohne daß die Structur der Worte dadurch beeinträchtigt wird. — Bey Besprechung der vierten Art der Corruptelen, nämlich der versteckten Lücken, werden p. 41 sqq. gute Andeutungen über die Verschiedenheit des Gebrauchs von sed und at bey Properz gegeben. Endlich zeigt Hr Keil, daß die Abschreiber schon im Urcodex in der Ausfüllung von Rissen sich versucht haben, wobey er z. B. III, 20, 23 u. 24 als gefälscht verwirft. Sehr gut bestätigt Hr Keil Lachmanns Urtheil über IV, 21, 25. 26 durch den mit sicherem Tact p. 47 sqq. geführten Nachweis, daß ein Abspringen bey disjunctiven Partikeln von einer zur andern, wie vel — aut, aut — vel in gleichstehenden Gliedern eine der classischen Sprache unbekannte Inconcinuität sey. Nur eine Stelle des Ovid ist hier übersehen, so weit Ref. sich erinnert. Sie steht Fastt. III, 231 sqq. Aut quia committi strictis mucronibus ausae Finierant lacrimis Martia bella suis: Vel quod erat de me feliciter Ilia mater, Rite colunt matres sacra diemque meum. Ein Paar Codd. bey Merkel haben An quia. An beiden Stellen ist entweder Vel oder Aut zu sehen. Letzteres



ziehen wir vor. — Zum Schlusse faßt Hr Keil die Ergebnisse seiner gründlichen Forschungen bündig in wenigen Sätzen zusammen.

Mit wahrer Befriedigung wird jeder Freund der alten Literatur ein Büchlein aus der Hand legen, das auch wo der Verf. fehl geht, durch die feine Methode und den gesunden Scharfsinn belehrt und erquickt. An dem reinen zierlichen Latein ist gar wenig zu tadeln. Das p. 12 gebrauchte *intrusam* ist kein lateinisches Wort, so gewöhnlich man es heute liest.

In der angehängten Vita gedenkt Hr Keil mit Pietät unsers Gymnasii, auf dem er seine Vorbildung erhielt, und der Georgia Augusta, der er während seiner ersten Studienjahre angehörte, so wie unsers philologischen Seminars, dessen Mitglied er war.

F. W. S.

### L o n d o n ,

bey Whittaker u. Comp. 1842. 1843. The works of William Shakespeare. The text formed from an entirely new collation of the old editions: with the various readings, notes, a life of the poet, and a history of the early English stage. By J. Payne Collier, Esq. F. S. A. In eight volumes. Vol. II. 563. Vol. III. 542. Vol. IV. 576. Vol. V. 609. Vol. VI. 590. Vol. VII. 630. Vol. VIII. 580 Seiten in gr. Octav.

Noch ehe der erste Band dieses neuen Werks, welcher Shakespeares Leben und die Geschichte der ältesten Englischen Bühne enthalten wird, die Presse verlassen hat, beeilt sich Ref., einen kurzen Bericht über die vorliegenden sieben Bände, welche den Text aller Werke des großen Dichters umfassen, den Lesern dieser Blätter abzustatten.

Nach den vielen Ausgaben Shakespeares, welche seit mehr als zwey Jahrhunderten in allen Größen von berühmten und unberühmten Englischen Gelehrten veranstaltet worden sind, sollte man glauben, daß ein neuer Herausgeber selbst bey der sorgfältigsten Prüfung des vorhandenen Materials nicht viel Neues zusammen bringen könne, um den Text des Dramatikers anders und besser zu constituieren, als es von den Vorgängern geschehen ist. Und doch haben die Wenigen, welche durch ein gewissenhaftes kritisches Studium tiefer in den Geist Shakespeares eingedrungen sind, als die flüchtigen und oberflächlichen Verehrer desselben jemahls ahnen können, schon immer die Ueberzeugung gehegt, daß wir die Werke des genialsten aller Englischen Dichter gar nicht mehr in ihrer ursprünglichen echten Gestalt, sondern an unzähligen Stellen durch Interpolationen und falsche Lesarten verunstaltet, besitzen. Zu diesen Wenigen gehört nun auch Hr Collier, der sich um die dramatische Literatur seines Vaterlandes bereits durch andere Arbeiten ein bleibendes Verdienst erworben hat. Derselbe setzte schon im Jahre vor dem Erscheinen der vorliegenden Ausgabe dem Publicum die Gründe seines Unternehmens in einer besondern Schrift (*Reasons for a New Edition of Shakespeare; London 1841. Octav*) auseinander, die jedoch dem Ref. niemahls zu Gesicht gekommen ist. Sie muß indes vorläufig wenigstens zugleich als Vorrede zu der neuen Ausgabe dienen sollen, da diese bis jetzt aller einleitenden Worte und jedes Berichtes über die benutzten Hilfsmittel und über das critische Verfahren ermangelt. Was Ref. über diese Punkte aus andern glaubwürdigen Quellen erfahren hat, wird er bey dieser Gelegenheit seinen Lesern mittheilen.

Hr Collier wollte vorzugsweise eine critische

Ausgabe des Shakespeare liefern, daneben aber auch, wo es nöthig schien, durch kurze erklärende Noten das eigentliche Verständniß des Dramatikers möglichst fördern. In dieser letzten Beziehung fand er sehr brauchbare Vorarbeiten bey seinen zahlreichen Vorgängern, und er hat daher von denselben freyen Gebrauch gemacht. Was er aber in critischer Beziehung für Shakespeare geleistet hat, ist ganz sein Werk; und deshalb verdient er Anerkennung und Dank. Bey seiner unermüdeten vieljährigen Nachforschung nach den ältesten Drucken der einzelnen Dramen und Gedichte ist ihm denn auch das Glück sehr zu Hilfe gekommen. Er fand nicht nur in den öffentlichen Bibliotheken Englands, wie im Britischen Museum, in Oxford und Cambridge u. s. w. wichtige zum Theil unbenutzte, zum Theil von frühern Herausgebern nachlässig zu Rathe gezogene Hilfsmittel, sondern er wußte sich auch durch seine vielfachen gelehrten Verbindungen Zutritt zu den bedeutendsten Privatsammlungen zu verschaffen, welche reiche Bücherfreunde seines Vaterlandes vorzugsweise für das Fach der Englischen dramatischen Literatur angelegt haben. Hier ist besonders die Bibliothek des Herzogs von Devonshire zu erwähnen, durch deren freye Benutzung das neue Unternehmen wesentlich gefördert worden ist. Hier fand Hr Collier nicht nur die vier ältesten Folio-Ausgaben von Shakespeares Werken (datiert 1623, 1632, 1664 und 1685, welche letzte sich auch in Göttingen auf der Universitäts-Bibliothek befindet), sondern auch die ältesten Drucke einzelner Dramen, die sich zum Theil nur in einem einzigen Exemplare erhalten haben. So ist der erste Hamlet von 1603 ein unschätzbareß unicum des Herzogs von Devonshire, und aus ihm stammt bekanntlich der Londoner Abdruck von 1825, der auch in Leipzig in

demselben Jahre wiederholt worden ist. Ferner gehören die drey ersten Ausgaben des Königs Lear von 1608, die erste von Romeo und Julia, von Richard II. und von Richard III. (alle drey von 1597), und die erste von Othello (1622), so wie viele andere typographische Seltenheiten der Shakespear=Literatur zu den kostbarsten Schätzen der genannten Bibliothek.

Der zweyte Privat=Bücherschatz, dessen freye Benutzung dem Herausgeber zu Gebote stand, gehört Lord Franz Egerton, der bekanntlich die berühmte Bibliothek Bridgewaters geerbt hat. Diese lieferte ihm den einzigen Titus Andronicus von 1600, das einzige Drama Love and Fortune von 1589, und viele andere Schauspiele und Gedichte in ihrer ältesten Form, von der sich auch Exemplare mit einigen Abweichungen im Einzelnen beym Herzoge von Devonshire vorfinden. Und was die kleinern Gedichte noch besonders anlangt, so ist Hr Collier der erste gewesen, der auf sie eine durchgreifende Critik angewandt und sie nach den ältesten Quellen hergestellt hat. Er besaß die beiden Quart=Ausgaben von 1593 und 1594, worin Venus und Adonis und Lucretia enthalten sind. Die Sonnete liefert er uns aus dem ersten Drucke von 1609, und den Passionate Pilgrim nach einer Vergleichung der beiden Ausgaben von 1599 und 1612, indem er alle diejenigen Gedichte aus dieser Sammlung ausgeschlossen hat, welche aus andern Dichtern darin unter Shakespeares Namen fälschlich aufgenommen sind, an denen aber der große Dichter durchaus keinen Antheil hat.

Beobachten wir nun den Gebrauch, welchen Hr Collier von einem so schätzenswerthen critischen Apparate zur Herstellung von Shakespeares ursprünglichem Texte gemacht hat, so gewinnen wir

nach sorgfältiger Prüfung des Einzelnen bald die Ueberzeugung, daß jetzt zum ersten Male eine eigentliche Textesrecension mit philologischer Genauigkeit zu Stande gebracht worden ist; und dieses ist der Grund, weshalb diese Blätter auf diese Ausgabe ganz besonders aufmerksam machen. Wenn aber von einer Textesrecension des Shakespeare die Rede ist, so hat diese Bezeichnung einen etwas andern Sinn als in der classischen Philologie damit gemeint ist. In dieser nämlich hat der Critiker seine Pflicht gethan, wenn er den Text seines Schriftstellers auf die älteste bekannte Quelle zurück führt, und ihn, in so fern kein Verstoß gegen Sinn und Grammatik darin vorkommt, nach dieser feststellt, zugleich aber auch, wo möglich, beweist, daß die oft sehr zahlreichen Abweichungen aller übrigen Quellen späteren Ursprungs sind, was bey der Annahme, die jüngere Handschrift könne aus einer weit älteren abgeschrieben seyn, als diejenige ist, welche sich zufällig als die älteste erhalten hat, immer sehr schwierig bleiben wird, und nie ohne Rücksicht auf innere Gründe geschehen kann. Bei einem neuern Schriftsteller wie Shakespeare hingegen vertreten die ältesten Drucke nur in so fern die Stelle der ältesten Handschrift, als man beweisen kann, daß der Dichter sie selbst besorgt hat und daß sie als Ausgaben letzter Hand auf die Nachwelt gekommen sind; denn wir müssen doch die Verschiedenheit zweyer Ausgaben, welche während der Lebenszeit des Verfassers (d. h. bis zum Jahre 1616) erschienen sind, als von diesem selbst herrührend betrachten; und in diesem Falle verdient die jüngere Quelle den unbedingten Vorzug vor der älteren, deren Abweichungen der Verfasser selbst als ungiltig verworfen hat. Von Shakespeare ist nun Vieles erst nach dem Tode des Verfassers aus dessen hand-

schriftlichem Nachlasse oder nach den Abschriften der Londoner Bühnen = Directionen gedruckt worden. Hier hat nur der erste Druck vollgiltige Auctorität; und die Abweichungen aller späteren Ausgaben sind als falsche Correcturen oder Sekfehler zu betrachten. So haben die drey letzten von den oben genannten vier ältesten Folio = Ausgaben der gesammelten Werke Shakespeares nach der Ansicht des Ref. durchaus keine Auctorität; denn keine davon ist zum ursprünglichen Manuscripte, was in den Officinen früh zernichtet seyn muß, zurück gekehrt.

Zur Grundlage der neuen Ausgabe scheint der erste Foliodruck von 1623 gedient zu haben, in welchem fast die Hälfte der Dramen zum ersten Mahle der Presse übergeben worden ist. Zwey Schauspieler derselben Gesellschaft, wozu Shakespeare gehörte, Sohn Heminge und Henry Condell, haben ihn besorgt, und zwar, wie sie selbst versichern, according to the true original copies, oder according to their first original. Von den frühern Einzeldrucken behaupten sie, sie seyen stolen and surreptitious copies, maimed and deformed by the frauds and stelhths of injurious imposters, that exposed them. Die Anordnung der sämtlichen Dramen (zusammen 37) wie sie in dieser ersten Gesamtausgabe in Comedies (14 Stücke), Histories (10 Stücke) und Tragedies (13 Stücke) abgetheilt erscheinen, ist von den spätern Herausgebern mit Ausnahme von Ayscough u. A. beybehalten; und auch Hr Collier hat es nicht gewagt davon abzuweichen. Die drey ersten in der ganzen Reihe, The Tempest, the two Gentlemen of Verona und the merry Wives of Windsor, ist der neue Herausgeber noch schuldig geblieben, indem sie ohne Zweifel dazu reserviert sind, den noch nicht erschienenen ersten Band, welcher die Prolegomena enthalten soll, zu beschließen.

Diese Anordnung ist aber durchaus willkürlich und beruht auf gar keinem Principe. Sie ist weder historisch, noch chronologisch, noch wissenschaftlich, und sollte schon längst einer bessern, die entweder ästhetisch oder chronologisch begründet ist, Platz gemacht haben. Die chronologische Anordnung ist aber in jeder Beziehung, und besonders schon deshalb vorzuziehen, weil sie als die naturgemäße erscheint, und zugleich einen wichtigen Beytrag zur geistigen Entwicklungsgeschichte des großen Dramatikers selbst bildet. Ihre Feststellung ist aber nur bis zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit möglich, indem uns in den meisten Fällen directe Nachrichten mangeln, und wir etwa nur von der Hälfte der Stücke bestimmt nachweisen können, wann sie zuerst aufgeführt oder zuerst gedruckt, aber nicht, wann sie geschrieben sind. Was sich in dieser Rücksicht durch äußere und innere Gründe nur irgend ermitteln ließ, das hat Hr Collier in den Einleitungen zu den einzelnen Dramen zweckmäßig zusammen gestellt, ohne jedoch die Resultate seiner Forschungen unter eine Uebersicht zu bringen, oder den Gebrauch davon zu machen, der zu einem höchst wichtigen Ziele führt, nämlich zur nothwendigen Herstellung einer chronologischen Folge sämtlicher Dramen Shakespeares. Ref. ist nun mit Benutzung der jetzt erst neu hinzu gekommenen directen Nachrichten, welche den Didaskalien der Griechen einigermaßen entsprechen, und mit Hinzuziehung der inneren Beweise dahin gelangt, eine von den Ansichten Malones und Drake's abweichende Chronologie dieser Dramen aufzustellen, welche er hier mittheilt, ohne sich für jetzt wegen Mangels an Raum auf die oft mit weitläufigen Erörterungen verbundene Begründung des Einzelnen einzulassen. Für die drey ältesten Stücke hält Ref. den Titus Andronicus,

den ersten Theil von König Heinrich VI., und den Sommernachtstraum. Das erstgenannte fällt höchst wahrscheinlich 1592, das zweyte 1593 und das dritte 1594. Die übrigen 34 Stücke folgen so auf einander: Two Gentlemen of Verona 1595; King Henry VI. Part 2 and 3, zwischen 1595 und 1596; Romeo and Juliet 1596; King Richard II., King Richard III., und King Henry IV. Part 1 vor 1597; King Henry IV. Part 2, King John, Love's labour's lost und Merchant of Venice vor 1598; Comedy of errors 1598, As you like it, und King Henry V. vor 1600; Much ado about nothing 1600; Merry Wives of Windsor 1601, umgearbeitet 1604; Hamlet 1601; Othello, Taming of the Shrew, Twelfth night, und Troilus and Cressida 1602; Julius Caesar vor 1603; Measure for measure 1603; King Henry VIII. 1604; King Lear und All's well that ends well 1605; Macbeth 1606; Anthony and Cleopatra 1607; Pericles, prince of Tyre 1608; Cymbeline 1609; Timon of Athens 1610; Winter's tale 1611; Coriolanus und Tempest 1612. So trifft es sich nun, daß dasjenige Stück, welches bisher in allen Gesammtausgaben des Shakespeare den Anfang machte, gerade das jüngste ist und als solches das letzte seyn sollte; und da wir die durchaus planlose und willkürliche Anordnung der ersten Herausgeber, die ihrem Unternehmen gar nicht gewachsen waren, gänzlich verwerfen müssen, so bleibt uns keine andere Reihfolge als die chronologische einzuführen übrig, welche schon längst hätte eingeführt werden müssen.

Wenn nun Ref. über die äußere Anordnung des Ganzen seine Zufriedenheit nicht bezeugen kann — ein Tadel, der alle Herausgeber des Shakespeare trifft —, so muß er doch dem neuen Bearbeiter



rücksichtlich der diplomatisch begründeten Correctheit des Textes der einzelnen Dramen so wie der Gedichte volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unzählige Unrichtigkeiten und Nachlässigkeiten, ja selbst Druckfehler, die sich seit der ersten Folioausgabe ganz consequent bis auf die neueste Zeit fortgepflanzt hatten, sind jetzt beseitigt. Zu diesen letztern gehört z. B. einer, welchen wir von Hunderten seiner Merkwürdigkeit wegen hier anführen wollen, um dadurch zugleich unsern Tadel zu rechtfertigen. In *All's well that ends well* sagt Bertram zu Parolles (Act. II. Sc. 5):

I have writ my letters, casketed my treasure,  
Given order for our horses; and to night,  
When I should take possession of the bride,  
And ere I do begin.

Einige Herausgeber haben, um sich aus der Verlegenheit zu helfen, hinter dieses letzte Hemistich einen Gedankenstrich gemacht, um anzudeuten, daß die Rede unterbrochen sey. Aber das ist ein elendes Auskunftsmittel, welches dem Sinne nicht aufhilft. Man muß anstatt *And* nothwendig *End* lesen, wie es am Rande eines Exemplars der Ausgabe von 1623 (im Besitze des Lord Egerton) schon früh corrigiert ist. Bertram sagt entschlossen, *I will end the union, ere I do begin it.* Dieses gibt einen Sinn, der Jedermann befriedigen muß. Hätten die früheren Herausgeber nur den Text des ersten Drucks von Druckfehlern gesäubert wieder abdrucken lassen, so wäre Shakespeare weit weniger entstellt und verdorben auf unsere Zeiten gekommen. Lange hat die von Boswell besorgte letzte Ausgabe, worin Malones nachgelassene Bemerkungen neben Popes, Theobalds, Warburtons, Johnsons, Steevens und Keeds Noten zusammen in 21 Octavbänden abgedruckt sind,

für die correcteste und beste gegolten. Aber auch diese ist an den vielen Stellen, wo sie von dem Foliodrucke von 1623 abweicht, nur verschlechtert worden. So fragt z. B. Julia in Act. II. Sc. 2 der *Two Gentlemen of Verona*:

What think'st thou of the fair Sir Eglamour?  
Hierauf wird in der Ausgabe von 1623 geantwortet:

As of a knight well-spoken, neat and fine.  
Wie hat nun Boswell diesen Vers drucken lassen?  
So:

As *our* knight, well-spoken, neat and fine.  
Man braucht in derselben Scene nur einige Zeilen weiter zu lesen, und man stößt schon wieder auf ein Versehen Boswells. Julia fragt:

Is it dinner time?

und Lucetta antwortet in der zweyten Hälfte desselben Verses:

I would it were.

Aber was für ein Vers kommt da zum Vorschein! Ganz richtig hat die *editio princeps* in der ersten Hälfte:

Is it *near* dinner time?

und das Wörtchen *near* macht den Vers vollständig. Wollten wir aber alle Freyheiten aufzählen, die man sich früher mit der Herstellung der Shakespeareschen Verse, mit Umstellung einzelner Worte u. s. w. genommen hat, so würden wir des Aufzählens gar kein Ende finden. Kein Herausgeber hat das Recht, nach eignem Gehör, und wenn dasselbe auch noch so fein und ausgebildet ist, oder nach eigener Auffassung des Wortklangs und der Wortstellung irgend etwas im Shakespeare zu ändern. Wo soll sonst der Willkür eine Grenze gesteckt werden! Denn selten sind zwey Critiker in diesen Sachen derselben Meinung. Das Mel-

teste muß hier entscheiden; und in der Regel ist dieses weit besser als Alles was man späterhin an dessen Stelle hat sehen wollen. So hat man auch an einigen Stellen kleine Wörter eingeschoben (z. B. *then* in demselben Stücke Vol. IV. p. 102. ed. Boswell (in dem Verse *You would then have them always play but one thing*), an andern weggelassen, wo sie die alten Ausgaben darbieten, z. B. in *The Taming of the Shrew Act. 1. Sc. 1*: In brief, *then*, sir, sith it your pleasure is. Auch gibt es Stellen, wo man neuere Wörter mit den ältern und ursprünglichen umgetauscht hat. So in *The two Gentlemen of Verona Act. II. Sc. 3* good *evening* für good *even*, wie es die editio princeps hat. Ferner ebd. (p. 103) hat man anstatt *To wrong him with thy importunacy* ganz sprachwidrig drucken lassen *of thy importunacy*. Etwas weiter steht sogar: *And as we walk alone* anstatt *along* (wie es die Folioausgabe von 1623 ganz richtig hat), als wenn Jemand, welcher in zahlreicher Gesellschaft geht, wie es in obiger Stelle der Fall ist, allein (*alone*) gehen könnte! Es ist unbegreiflich, wie solcher Unsinn sich über zwey Jahrhunderte hat fortpflanzen können. Und doch sind solche Fälle keineswegs selten. Um nur noch einen anzuführen, so sagt *Dion* in *The Winter's Tale Act. V. Sc. 1* zur *Paulina*, welche nicht will, daß sich *Leontes* wieder verheirathen soll:

If you would not so,  
You pity not the State, nor the remembrance  
Of his most sovereign *Name*.

So liest die Ausgabe von 1623. Und wer, sobald er den Zusammenhang ins Auge faßt, sieht nicht gleich ein, daß der Sinn klar und verständlich ist? Und doch haben alle neueren Ausgaben *dame* anstatt *name*, ohne daß es Jemanden ein-

gefallen ist, über eine so sinnwidrige Interpolation  
Rechenschaft zu fordern. G. H. B.

### S t r a l f u n d.

Verlag der Vöfflerschen Buchhandlung 1844.  
Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan  
1838 — 1839. Von Phil. d'Ormeur von  
Streng. Aus der englischen Originalhandschrift  
von Dr Wilh. Tetschke und Dr Ernst Zober.  
XIV und 260 Seiten in Octav.

Daß der zu Madras geborene und frühzeitig  
in den Kriegsdienst der ostindischen Compagnie  
eingetretene Verfasser im Jahre 1837 die frühere  
Heimath seines Vaters, Stralsund, besuchte, gab  
die Veranlassung zu seiner Bekanntschaft mit dem  
für die Geschichte jener Stadt so erfolgreich thätigen  
Dr Zober. Eine Folge hiervon war, daß  
vier Jahre später der junge Officier dem Freunde  
an der Ostsee sein während des Zuges nach Af-  
ghanistan mit Sorgfalt geführtes Tagebuch über-  
sandte, welches uns hier in einer fließenden Ueber-  
setzung geboten wird. Eine schlichte, allen äußeren  
Schmuckes entbehrende Aufzeichnung des Er-  
lebten, die, trotz der zahlreichen Nachrichten, welche  
uns in neuester Zeit über das Alpenland Kabuli-  
stan zugegangen sind, vermöge des unverkennbaren  
Gepräges der Wahrheit und einer lebendigen  
Auffassung, einen dankenswerthen Beitrag nicht  
nur für die Geschichte des jüngsten Krieges in je-  
nen Gegenden, sondern auch für die Geographie  
und Ethnographie derselben bietet.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

76. Stück.

Den 11. May 1844.

---

L e i p z i g,

bey Wigand 1841. Rob. Schomburgk's Reisen in Guiana und am Orinoko. Herausgegeben von D. A. Schomburgk. Mit 6 Ansichten und 1 Charte. 510 Seiten in Octav.

Während der Jahre 1835 bis 1839 machte Rob. Schomburgk, von der Londoner geographischen Gesellschaft ausgesendet, drey Reisen von Demerara aus in das Innere des britischen Guiana und bis zu den Stromgebieten des Orinoko und Amazonas. Das obige Werk ist das von seinem Bruder heraus gegebene Journal des Reisenden. In einem Vorworte hat A. von Humboldt die Verdienste desselben gewürdigt und sodann über einige wichtige Punkte in der Geographie von Guiana, namentlich über die Größe und Lage des Sees Parime, den Schomburgk mit dem Amucu identificiert hatte, eigene Untersuchungen mitgetheilt.

Wiewohl Schomburgk gleich den früheren Reisenden im aequatorialen Amerika vorzugsweise auf Beschiffung der Flüsse und Untersuchung ihrer

Thalwege beschränkt war, so gelang es ihm doch nicht selten, auf Indianerpfaden über Land von einem Strome zum andern zu gehen, wie schon aus dem angedeuteten Umkreis seiner Forschungen sich ergibt. Nachdem er die Urwälder, welche die großen Flüsse Guianas einschließen, durchschritten, traf er oft im Gebiete der Wasserscheiden auf Savanen, die seine Landreisen erleichterten und in denen die trockene Jahreszeit sich schärfer gegen die Regenzeit abgrenzt, als in den feuchten Niederungen der Aequatorialzone. Mit Unerschrockenheit und Ausdauer begabt, so wie von den Umständen begünstigt hat Schomburgk schon auf jenen Reisen, an welche gegenwärtig neue Unternehmungen sich anschließen, die wichtigste Aufgabe, die ihm gestellt war, gelöst, indem er seine Ortsbestimmungen mit denen des Herrn von Humboldt durch die Reise vom Essequibo nach der Station Esmeralda am Drinoko in Verbindung setzte. Auf dem Wege nach Esmeralda, so wie während der frühern Stromreisen auf dem Essequibo, Corentyn und Berbice, hat er die Position von vielen Puncten bestimmt, die bisher mangelhaft oder gar nicht bekannt war. So ward unter Andern die Lage der Quellen des Essequibo sowohl als des Drinoko durch ihn ziemlich genau festgestellt. Wie viel weiter als frühere Reisende Schomburgk überhaupt in das Innere des britischen Guiana und dessen Nachbarländer vorgedrungen ist, wird sich aus der Darstellung seines Itinerars ergeben, welche wir hier folgen lassen und woran wir Einiges vom Inhalte des Werks anknüpfen wollen.

Die erste im September 1835 begonnene und im März 1836 vollendete Reise war eine Fahrt auf dem Essequibo bis zur Einmündung des Rupununi (3° 59' N. Br.). In seinem untern Laufe

hat jener Strom eine mittlere Breite von 8 engl. Meilen, hier gleicht er einem mit zahlreichen Waldinseln erfüllten und von dichtem, üppigem Walde in jeder Richtung begrenzten See: allein schon 25 engl. Meilen von der Küste stehen die ersten granitischen Felsmassen, welche weiter aufwärts immer häufiger der gewaltigen Strömung sich entgegenstellen und durch Stromschnellen und Cataracten die Beschiffung des obern Flußgebiets erschweren oder zu gewissen Zeiten ganz unmöglich machen. 45 engl. Meilen von der Mündung, wo die erste Hügelkette den Thalweg des Essequibo schneidet, wo der Strom noch eine mittlere Breite von mehr als einer Meile besitzt, wird er gleich auf 100 Yards zusammen gedrängt und bald folgen die ersten Stromschnellen. Südwärts gewinnt die Gegend einen neuen Charakter. Hier herrscht siegend der Wald, wie die Worte des Reisenden lauten, alle Spuren der Civilisation sind verschwunden, der Strom ist rings von einer dichten Laubmasse umgeben, aus welcher der majestätische Morabaum sich erhebt. Fast jeder Höhenzug, der den Essequibo kreuzt, bringt neue Stromschnellen hervor, welche dem Reisenden die größten Hindernisse in den Weg stellten. Im Durchschnitt konnte Schomburgk täglich nur 10 engl. Meilen zurück legen. Seine Leute litten so sehr auf dieser Reise, daß er sich genöthigt sah, den Monat November hindurch in dem Makusi-Dorfe Anai am Rupununi auszuruhen. Dieses Dorf liegt am Fuße der von West nach Ost laufenden Sierra Pacaraima, welche die Wasserscheide zwischen Drinoko und Amazonas bildet und zugleich den üppigen Urwald Guianas im Norden von den großen Savanen des Rio Branco im Süden trennt. Von hieraus beschiffte Schomburgk den Rupununi aufwärts und ver-

suchte die Quellen dieses Stroms zu Lande zu erreichen, indem er über Savanen auf einem Indianerpfade mehrere Tagemärsche weit bis in die Nähe derselben ( $2^{\circ} 36\frac{1}{2}'$  N. Br.) vordrang. Auf der Rückreise besuchte er vom Rupununi aus zum ersten Mal den See Amucu, wodurch der Essequibo und Amazonas in die nächste Verbindung treten. Wenn im April die Savanen überschwemmt werden, vermischen sich hier sogar die Gewässer beider Stromgebiete und man kann zu dieser Zeit ungehindert von Demerara nach Para durch das innere Land schiffen. Nach einem wiederholten Aufenthalte am untern Rupununi wurde noch ein Versuch gemacht, den Essequibo oberhalb der Mündung dieses Nebenflusses zu befahren, allein eine große Cataracte (K. Williams Cataract) unter  $3^{\circ} 14\frac{1}{2}'$  N. Br. setzte diesem Unternehmen seine Grenze. Auch hier waren die Ufer des Essequibo bewaldet, während der Rupununi fast beständig durch Savanen fließt, die mit kurzem Grase bewachsen sind. Die Rückreise nach Georgetown wurde mit dem Anfang der Regenzeit, worauf der Fluß bald täglich gegen 9 Zoll stieg, begonnen und innerhalb weniger Wochen zurück gelegt. Wiewohl die frühere Reise fast durchaus in die sogenannte trockene Jahreszeit fiel, so ist diese in Guiana doch so feucht, daß der trockenste Monat, der November 12, October und December 21 und 22 Regentage zählten.

Die zweite Unternehmung Schomburgk's, welche vom September 1836 bis März 1837 dauerte, hatte die Untersuchung des Corentyn und Berbice zum Zweck. Der Corentyn steht dem Essequibo an Größe nicht nach. Ein bedeutender Wasserfall von 30 bis 40' Höhe, den dieser Fluß da, wo er noch 900 Yards breit ist, bildet, zwang den Reisenden jedoch bald umzukehren und so fuhr er in die Mün-



dung des Berbice ein. Die Fahrt auf dem Ber-  
 bice war der auf den andern Strömen ganz äh-  
 nlich. Hier fand Schomburgk die später so berühmt  
 gewordene Wasserpflanze Victoria. Unter vielen  
 Schwierigkeiten gelangte er bis zum vierten Brei-  
 tegrade, wo der Thalweg des Berbice dem des  
 Essequibo auf einen geringen Abstand sich nähert.  
 Er entdeckte hier einen Indianerpfad von 12 Zoll  
 Breite, der ihn durch den Urwald in 3 Stunden  
 und 20 Minuten von einem Strom zum andern  
 führte. Aus diesem Beispiel kann man entneh-  
 men, wie fehlerhaft die bisherige Chartenzeichnung  
 von Guiana war, nach welcher der Demerara auch  
 noch unter diesem Parallel zwischen dem Berbice  
 und Essequibo liegen sollte. Während der Rück-  
 reise machte Schomburgk einen zweyten Ausflug  
 über Land vom Berbice nach dem Demerara. Er  
 verfolgte zuerst den Nebenfluß Waironi und ging  
 dann zu Fuße über die Savanen. An den Gren-  
 zen des Urwalds und der Savanen trifft man hier  
 eine Gesträuchformation von etwa 12 Fuß Höhe,  
 von den Indianern Moro genannt, auf lockerm,  
 nur in der Tiefe mit Dammerde gemischtem, wei-  
 ßem Sandboden: diese Gebüsch, mit wohlriechen-  
 den Blüten bedeckt, bilden hier den Uebergang zwi-  
 schen den beiden großen Vegetationsformen des  
 tropischen Amerika. Der botanische Charakter des  
 Landes ist übrigens in diesem Werke nur sehr un-  
 genügend dargestellt, so leicht es für den Heraus-  
 geber gewesen seyn müßte, diese fühlbare Lücke  
 aus den durch Bentham und Andere beschriebenen  
 Sammlungen des Reisenden zu ergänzen. Da bo-  
 tanische Forschungen von Schomburgk gerade mit  
 besonderer Neigung verfolgt worden sind, so hätte  
 ohne diese Ergänzung, die freylich während die  
 Tagebücher geführt wurden dem Reisenden unüber-

windliche Schwierigkeiten darbot, das Werk gar nicht sollen herausgegeben seyn. Nicht selten kommen die indianischen Namen der Bäume in dem Berichte vor, die systematischen selten und, wie man aus einzelnen Irrungen schließen darf, ohne durch die Resultate der späteren Analyse verbessert zu seyn. Nur in einer Nachlässigkeit des Herausgebers kann der Grund dieses wesentlichen Mangels gesucht werden, da das Werk nach seinem ganzen Charakter doch durchaus für das wissenschaftliche Publicum bestimmt war.

Die dritte und größte Reise begann im September 1837 mit der zweyten Fahrt auf dem Essequibo und endete im Junius 1839, nachdem der Drinoko glücklich erreicht worden war. Schomburgk befuhr vom Essequibo aus wiederum zunächst den Rupununi, und stieg dessen Nebenfluß Koiwa bis über den dritten Parallelkreis hinauf, um von hieraus zu Lande nach dem oberen Essequibo und zur Sierra Acarai vorzudringen. Diese schwierige Unternehmung gelang vollkommen. Die Cataracten des Essequibo wurden dadurch glücklich umgangen. Dieser Strom war an der Mündung des Guyuwini, wo Schomburgk ihn wieder erreichte, noch 180 Yards breit, das südliche Quellengebirge der Ströme von Guiana, die Sierra Acarai, konnte nicht mehr fern seyn. In der That erschienen schon am folgenden Tage Bergzüge, die sich 3000' über die Ebene erhoben, aber erst sechs Tage später lag die Hauptkette vor des Reisenden Augen, die herrlichste Gebirgslandschaft, die sich von Nordost durch Süden nach Westen hinzog. Eine Menge von spizen, jedoch dicht bewaldeten Gipfeln begrenzten den Horizont, deren Höhe über der Savane Schomburgk gegen 4000' schätzte. Granit und Trappformationen herrschten hier, wie in gan

Guiana, wo der Kalkstein beynabe unbekannt ist. In einem Seitenthale des Essequibo gelangte Schomburgk an die Wasserscheide zum Amazonas und überschritt dann zum ersten Mahle den Aequator. Hierauf kehrte er zum Essequibo zurück und erreichte wenigstens eine der Quellen dieses Stroms unter  $0^{\circ} 41'$  N. Br. Hier liegt das Flußbett in einem Gebirgsthale der Sierra Acarai, dessen Waldvegetation, völlig von der des untern Essequibo verschieden, Alles an Ueppigkeit übertraf, was Schomburgk bis dahin in Guiana gesehen. Diese Gegend ist ganz unbewohnt. Von hier kehrte Schomburgk auf demselben Wege nach dem Rupununi zurück, den er zu Ende des Februar erreichte. Er war zu spät nach der Sierra Acarai gekommen, um dieses Gebirge, welches er eigentlich erst entdeckt hat, genauer zu untersuchen. Denn in der waldigen Berggegend des Aequator beginnt hier eine Regenzeit mit der Mitte des December und hält bis Mitte Merz an. Während dieser Monate herrscht auf den nördlich gelegenen Savanen, wo der Regen erst im April anfängt, das schönste Wetter; wenn daher der Essequibo seine Ufer überschwemmt, steht der Rupununi als Savanenfluß am niedrigsten. Die Monate Junius bis Mitte August scheinen auf den Savanen und in den Gebirgen gleich naß zu seyn (S. 319). In Pirara an dem 520 Fuß über dem Meere gelegenen See Amucu erwartete Schomburgk die Regenzeit von 1838 und überblickte vom Canukugebirge aus die überschwemmten Savanen. Später begab er sich nach dem brasilianischen Fort Sao Joaquin am Rio Branco, wo er den übrigen Theil der naßen Jahreszeit bis Ende September verweilte. Der Einfluß der Luftströmungen auf die atmosphärischen Niederschläge ist in den

dortigen Savanen sehr bemerklich. Ostwind herrscht während der trockenen Jahreszeit: sobald dieser Wind nach Westen oder Nordwesten umspringt, so ist dies jedesmahl ein Anzeichen zum Regen (S. 338).

Nach Pirara zurück gekehrt trat Schomburgk die Reise zum Drinoko über die Savanen des Rio Branco an. Es sind dies in Guiana und dessen Grenzländern keine nackte Grasflächen, sondern über den Gramineen und Cyperaceen, die nebst verschiedenen Stauden den Boden bedecken, erheben sich in einförmigem Wechsel krüppelhafte Bäume, namentlich die Dilleniacee *Curatella*, und Malpighiaceensträucher, die von manigfaltigen, leuchterförmigen Cacteen begleitet sind. Die Gebirgszüge, welche in diesen terrassenförmig gebauten Savanen die Zuflüsse des Drinoko von denen des Amazonas und Essequibo scheiden, erheben sich zu 3—4000' und in den senkrechten Sandsteinmassen des Roraima über 5000', sind aber auch oft weit niedriger. Nach einer zweymonatlichen Landreise erreichte Schomburgk wieder den obern Lauf des Rio Branco und beschiffte diesen aufwärts, so weit es möglich war. Hierdurch hatte er sich dem Quellenlande des Drinoko selbst schon bedeutend genähert. Aber die fernere Landreise ward äußerst beschwerlich, der Weg führte über Gebirge, es fehlte an Lebensmitteln und die Reisenden waren nicht selten genöthigt, statt des Cassadabrottes der Indianerstämme, welches bis dahin ihre vorzüglichste Nahrung gewesen war, zum Bergkohl und wilden Früchten ihre Zuflucht zu nehmen. Dennoch trugen die Indianer in Schomburgks Gefolge stäts ihre Corials über die Höhen, so daß man auf den Nebenflüssen, die man berührte, große Strecken zu Wasser zurück legen konnte. Auf dieser Reise wurde die Thatsache festgestellt,

daß die Quellen des Orinoko und Rio Branco nahe zusammen in derselben Bergkette liegen. Erst gegen Ende Februars erreichte Schomburgk das Ziel seiner Reise, Esmeralda am Orinoko, fünf Monate nachdem er Pirara verlassen hatte. Von hier schiffte er, die durch Humboldts Reise berühmt gewordene Bifurcation benutzend, über den Cassiquiare, Rio Negro und Rio Branco nach Sao Joaquim und sodann auf dem früheren Wege nach Georgetown zurück.

### Haag und Amsterdam,

bey den Gebrüdern van Cleef 1833—1843. Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen, door Mr. J. C. de Jonge, Archivarius van het Ryk. I<sup>r</sup> Theil 1833. 600 Seiten. II<sup>r</sup> Theil 1<sup>ste</sup> Hälfte 1835. 366 Seiten. 2<sup>te</sup> Hälfte 1835. 530 Seiten. III<sup>r</sup> Theil 1<sup>ste</sup> Hälfte 1837. 418 Seiten. 2<sup>te</sup> Hälfte 1837. 500 Seiten. IV<sup>r</sup> Theil 1<sup>ste</sup> Hälfte 1839. 570 Seiten. 2<sup>te</sup> Hälfte 1841. 582 Seiten. V<sup>r</sup> Theil 1843. 686 Seiten in Octav.

‘Es ist schön durch glänzende Thaten sich um das Vaterland verdient zu machen; diese aber gut zu erzählen hat auch seinen Werth. Man kann sich sowohl im Frieden als in Kriegeszeit auszeichnen; und Viele werden gelobt, weil sie entweder herrliche Thaten verrichteten, oder die Thaten Anderer beschrieben.’ Diese Bemerkung eines geistreichen Römers dürfen wir mit Fug und Recht auf die Niederländer anwenden. Wer Holland kennt, aus eigener Anschauung weiß, wie reich dieses merkwürdige Land an Denkmählern jeder Art ist, und wer mit der Geschichte und der Literatur desselben vertraut ist, braucht nicht erst zu vernehmen wie viele vortreffliche Männer es hervorgebracht, die sich, im Cabinet, oder auf dem Schlacht-

felde, auf dem weiten Ocean, oder in den verschiedenen Zweigen der Kunst und Wissenschaft einen unvergänglichen Ruhm erworben haben. — Es darf Alt-Niederland und das Niederländische Volk nicht nach dem Werke Leos beurtheilt werden. Ein Volk, das, obschon nicht zahlreich und in der dringendsten Noth sich selbst überlassen, dennoch seine politische und religiöse Freyheit gegen die furchtbare Macht Spaniens errang; unter Leitung des unermüdeten Wilhelm III., der, in der Schule eines J. de Witt gebildet, 'Ludwig XIV., wie der erste Dranier Philipp II., gegenüberstand' — die Selbständigkeit der europäischen Staaten sichern half; das von jeher wußte, daß Gewerbefleiß, Handel, Künste und Wissenschaften zur Beförderung der Wohlfahrt eines Landes nicht hinreichen, sondern daß 'zum festgegründeten Glücke einer Nation auch ihre moralische Größe gehört'; ein Volk endlich, das oft den Kelch der Leiden bis auf den Grund leerte, und nie größer, nie edler als im Unglücke sich zeigte, ist gewiß der allgemeinen Achtung würdig. Wer von den Verhältnissen und Schicksalen desselben einen richtigen Begriff zu haben wünscht, muß sie aus den Werken einheimischer Schriftsteller kennen lernen. Die historische Literatur der Holländer ist sehr reich. Ohne von Chroniken und Specialgeschichten einzelner Städte und Provinzen zu sprechen, wollen wir nur einige Werke über die allgemeine Geschichte der Niederlande anführen: die von Hooft (dem Niederländischen Tacitus), Wagenaar, Vaderlandsche Historie; van Wyn (Fortsetzung, Ergänzung, Berichtigung des vorhergehenden u. s. w.), van Kampen (auch deutsch, in der Sammlung von Ufert und Heeren); Luzac, Holland's rykdom; S. Styl, Opkomst en bloei der Nederlanden (ein einziger, zwar nicht starker, aber inhaltreicher Band);

Bilderdyks Historische Werke \*); die 'Archives ou correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau', durch deren Bekanntmachung G. Groen van Prinsterer seinen Landsleuten und allen Geschichtsfreunden einen unschätzbaren Dienst erwiesen hat. — Wir nennen noch Bosscha's vortreffliches Werk 'Nederlands Heldendaden te Lande', ein Seitenstück zu dem älteren, vor einem Decennium in einer Prachtausgabe aufs Neue erschienenen Werke 'Nederlands Heldendaden ter Zee', welches letztere uns auf die oben angekündigte Geschichte des Niederländischen Seewesens von Jonkheer J. C. de Jonge von selbst führt.

Ueber das Leben und die Thaten der Niederländischen Seehelden besitzen wir bereits mehrere Werke. Dahin gehört die *Historia navalis* — mehr eine Erzählung von Seeschlachten u. s. w. als eine Geschichte des Seewesens — von Antonius Thysius, wovon das erwähnte Werk *Nederl. Helden. ter Zee* zum Theil eine Uebersetzung ist; ferner: *Het leven en de daden der doorluchtige zeehelden*; *La Rue's Heldhaftig Zeeland*; *Brandts Leven van de Ruyter*. Herr de Jonge hat selbst mit einer *Levensbeschryving van Jan en Cornelis Evertsen en van Witte Corneliszoon de With* diesen Zweig der historischen Literatur bereichert und seine Landsleute erfreut. So schätzbar diese Werke sind, bilden sie doch kein Ganzes. Eine eigentliche Geschichte des Niederländischen Seewe-

\*) Die Unterdrückung einer gehässigen Polemik und ungeziemender Aeußerungen gegen Andersdenkende hätte die sonst wichtige und lehrreiche, aus mehreren Bänden bestehende, Geschichte der Niederlande von diesem berühmten Dichter und Gelehrten um ein Beträchtliches gehoben. Der Herausgeber war ein solches Opfer dem Gedächtnis des sel. Verfassers, so wie der Würde der Geschichte und dem Vertrauen der Subscribenten schuldig.

sens war ein oft gefühltes Bedürfnis, und es gehörten alle Eigenschaften die der Verf. in sich vereinigt dazu, um eine solche Arbeit glücklich durchzuführen; denn sie forderte manigfaltige Kenntnisse, einen ungemeinen Forschungsseifer, Geduld, Beharrlichkeit, Vaterlandsliebe und Treue gegen den gewählten Gegenstand. Die Hauptursachen warum eine Nation, die ihre Freyheit, ihren Ruhm, ihre Wohlfahrt, ja sogar ihre politische Existenz größtentheils dem Seewesen zu verdanken hat, bis auf unsere Zeit keine umfassende Geschichte desselben besaß, mag, wie der Verf. bemerkt, einerseits in der Eifersucht der Provinzen und der einzelnen Admiralitäten, so wie in dem sehr erschwerten Zugang zu den Archiven, anderseits in dem Verfall des Seewesens in späterer Zeit und in der traurigen Lage des Landes zu suchen seyn.

Das vorliegende Werk ist größtentheils aus früher unzugänglichen archivalischen und andern Quellen bearbeitet, und diese sind mit scharfer Kritik im Ganzen wie im Einzelnen geprüft. Dabey benutzte der Verf. nicht nur mancherley Nachrichten, deren Mittheilung eine rege Theilnahme von Seite der Geschichtsfreunde bezeugt, sondern auch mehrere seltene Werke über das Seewesen, Handschriften und Denkmähler, durch welche die Kunst das Andenken hochgefeyerter Namen und ruhmwürdiger Thaten verewigen wollte. Kurz, er versah sich mit allen nöthigen Hilfsmitteln um ein großartiges Werk zu verfassen. Er wollte nicht bloß eine fortlaufende Erzählung der Schicksale solcher Männer liefern, die in den Seekriegen sich ausgezeichnet hatten, sondern zugleich den innern und äußern Zustand des Niederländischen Seewesens in verschiedenen Zeiten, dessen Entstehen, Emporkommen, Fortschreiten, Glanz, Verfall und Wiederaufblühen darstellen, die Ursachen dieses



Wechsels auseinandersetzen, die Ereignisse im In- und Auslande, welche mittelbar oder unmittelbar auf dasselbe wirkten, gründlich beleuchten. Diese schwierige Aufgabe ist mit Glück gelöst. Wir haben hier also keine bloße Sammlung von Seegemälden, noch weniger einen 'Roman maritime', sondern eine, aus zuverlässigen Quellen geschöpfte, glaubwürdige Geschichte.

Die Zeit ist vorüber, wo Niederland für die erste Seemacht galt; wo auf Niederländischen Schiffen neben der Flagge ein Besen hing, zum Zeichen, daß der Republik wackere Seeleute das Meer schön segeln würden, wo die kühne Batavische Flotte die Schiffe der Engländer in ihrem eigenen Hafen einscherte und der Gesandte van Beuningen auf Karls X. von Schweden Drohung den Sund zu schließen, trotzig antwortete: 'Die hölzernen Schlüssel des Sunds liegen im Hafen von Amsterdam.' Die vereinigten Provinzen haben England, das seitdem es ihrer Hilfe nicht mehr bedurfte, ihr Nebenbuhler und Feind wurde, endlich die Herrschaft des Meeres abtreten müssen, und, nach blutig errungenen Siegen, durch ein hartes Schicksal verfolgt, reiche Colonien eingebüßt. Die Größe der Seemacht der früheren Republik, der Abglanz ihrer Herrlichkeit leuchtet nur noch in ihrer Geschichte. Daher das Wohlgefallen, daher auch die Wehmuth, womit der Verf. den Gang derselben verfolgt, je nachdem er von erfreulichen Ereignissen oder von traurigen Begebenheiten zu erzählen hat.

Der gelehrte und fleißige Verf. hat seinen Stoff vollständig und umfassend behandelt und bietet uns ein Werk, das durch den Stil und die Darstellung gefällt. Man könnte zwar einwenden, derselbe verweile bey manchen Einzelheiten zu lange: jene monotonen, sich wiederholenden Gemälde des blutigen Zusammentreffens der kriegerischen Mas-

sen, jene bey jedem Gefechte erneuerte Aufzählung der Verwundeten und Getödteten seyen ermüdend und zum Theil wenig belehrend, da es eigentlich nur die Erfolge der Schlachten sind, welche historisches Interesse haben \*). Man bedenke aber, daß der Verf. zunächst nicht für Fremde, sondern für seine Landsleute schrieb, welche von allen Einzelheiten ihres Seewesens genau unterrichtet seyn wollten. Die Fortsetzung eines so voluminösen und theuren Werkes, in einer Zeit wo die Niederländer dem Vaterlande so große Opfer bringen müssen, ist der schönste Beweis, daß dieses Werk zugleich belehrend und unterhaltend ist. Der Verf. verweilt nicht bloß bey inneren Einrichtungen der Flotte und deren Kämpfen, er zieht auch die gefährvollen Entdeckungsbereisen kühner Seefahrer in seine Erzählung.

Lithographirte Seekarten, welche den Schauplatz wichtiger Ereignisse anschaulich machen, die Abbildungen seltener Denkmähler, Schaumünzen, Facsimiles, Beylagen, aus Briefen und anderen merkwürdigen Actenstücken bestehend, Tabellen, welche das Verzeichniß der Niederländischen, Englischen, Französischen Flotten und Streitkräfte in verschiedenen Zeiten entfalten, erhöhen den Werth des Werkes.

Wir wünschen der literarischen Welt überhaupt, und den Holländern insbesondere über die Erscheinung dieses mit Muth unternommenen, mit Beharrlichkeit fortgesetzten und bald vollendeten Werkes Glück. Daß dem geehrten Verfasser die verdiente Anerkennung zu Theil werde, ist keinem Zweifel unterworfen.

H—y.

### B e r l i n.

In der Nicolaischen Buchhandlung 1843. Die

\*) S. 'A. H. Heeren. Eine Gedächtnisrede, gehalten von Karl Hoeck. Göttingen 1843. S. 13.'

Münzen Justinians, von M. Pinder und S. Friedländer. 72 Seiten und sechs Kupfertafeln in Octav.

Nachdem die byzantinische Münzkunde im Allgemeinen durch de Saulcy auf die Höhe der heutigen Wissenschaft erhoben worden ist, kann es nur höchst erwünscht seyn, wenn Männer, deren Stellung eine reiche Anschauung des Details möglich macht, auch auf diesem Gebiete einzelne interessante Abschnitte oder Fragen zum Gegenstande monographischer Behandlung wählen; und wo Namen wie die beiden obigen an der Spitze stehen, bedarf es für keinen Freund des Faches noch der weiteren Versicherung, daß die schöne Aufgabe auch mit der möglichsten Umsicht und Gründlichkeit gelöst sey. Nur auf einen Punct müssen wir unsere numismatischen Leser noch besonders aufmerksam machen, weil darin noch mehr geleistet ist, als der Titel für sich allein erwarten ließe: die Erklärung der bekannten Abbrüviatur in der Exergue der Goldmünzen des Bas-empire CONOB oder COMOB, die hier zum ersten Male mit überzeugender Wahrscheinlichkeit gedeutet ist. Bekanntlich hat man sich in den abenteuerlichsten Erklärungsversuchen erschöpft: schon im Mittelalter laß Cedrenus *Κιβιτάρες* "Ομνες Νόστροι Οβέδιαντ Βενερατίονι, später andere Corpus Omnium Negotiatorum OBtulit, und auch als man von diesen akrostichischen Spielereyen zurückgekommen war, schwankten selbst die ausgezeichnetsten Numismatiker zwischen CONstantinopolis Officina secunda und CONstantinopoli OBsignatum, wenn sie nicht gar wie Baillant in *Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. I, p. 263* theilweise wieder zu jenem verbrauchten Mittel griffen und CONflatum OBryzum oder CONflata Moneta OBryzo heraus buchstabierten. Gegen diese letzte Vermuthung ist nun schon früher mit Recht geltend

gemacht, daß die Buchstaben OB auch mit andern Anfängen von Münzstätten, wie AQOB (Aquila), TROB (Trier) u. s. w. verbunden vorkommen, so daß in CON der Name Constantinopel nicht zu verkennen ist; für jene Buchstaben selbst aber müssen gewiß alle anderen Deutungen hinter der vorliegenden zurückstehen, welche sie als griechische Zahlzeichen = 72 auffaßt und auf den gesetzlichen Münzfuß jener Zeit bezieht, nach welchem aus dem Pfunde Gold 72 solidi geprägt wurden. Dieser Münzfuß ward durch eine Verordnung Valentinians I. vom J. 367 (l. 5 cod. de susceptor. X. 70) eingeführt, und gerade von diesem Kaiser an beginnen auch die Goldmünzen mit jener Bezeichnung; daß dieselbe aber auch auf Silber- und Kupfermünzen vorkomme, hat schon Baillant bezweifelt und unsere Wff. weisen nach, wie die wenigen scheinbaren Beispiele dieser Art auf Irrthum oder Verwechslung beruhen; namentlich sind es häufig moderne Abgüsse von Goldmünzen, wie denn auch in der hiesigen Sammlung ein solcher Justinus mit Victoria Augusto(rum) neben anderen Kennzeichen der Fälschung noch deutliche Spuren ehemaliger Vergoldung zeigt. Auch daß Münzen, die erweislich nicht zu Constantinopel geschlagen sind, jene Buchstaben, mitunter neben ihren eigenen Münzzeichen darbieten, erklären sie völlig genügend daraus, daß damit eben nur der constantinopolitanische Fuß bezeichnet werde; und die einzige Frage könnte mithin nur die seyn, ob die Variante COMOB, die uns vorzugsweise auf abendländischen Münzen begegnet, einem bloßen Irrthume zuzuschreiben sey? Unsere Wff. lassen sie unentschieden, indem sie nur sagen, es habe auf ihre Erklärung keinen Einfluß; ehe man aber zur Unwissenheit des Stempelschneiders seine Zuflucht nimmt, wird doch wohl eher an Moneta zu denken seyn.

K. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

77. Stück.

Den 13. May 1844.

---

S a m b u r g ,

bey Friedrich Perthes 1844. Symbolik aller christlichen Confessionen von Dr Eduard Köllner, außerordentlichem Professor der Theologie zu Göttingen. Zweiter Theil. Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche. LXII und 480 Seiten in Octav.

Es geht ein neues Leben durch die civilisirte Welt, ein Hauch des göttlichen Geistes, der das geistige Leben in seiner höchsten Bedeutung und Beziehung, der religiösen, erregt und befruchtet, und auch die uncivilisirte Welt immer mehr in seine Kreise hinein zieht. Denn so viele es auch geben mag, die das neu erwachte religiöse und kirchliche Leben nur als ein künstliches Product politischer Berechnung ansehen, so wenig scheint doch eine solche Lebens- und Weltanschauung — das religiöse und kirchliche Interesse steht bereits im Vordergrund der Zeitfragen — irgendwie in ihrem Rechte. Es ist die religiöse Natur des Menschen selbst, und das heißt nur, die menschliche

Natur selbst — denn nur durch Religion ist der Mensch Mensch und in seiner tiefsten Wesenheit vom Thiere verschieden, die wieder die Befriedigung ihrer heiligsten Bedürfnisse sucht, und sich und das Leben und alle Verhältnisse desselben wieder in einem höheren Lichte erkennen, veredeln und beruhigen will. Mag es nun seyn, daß auch hier die menschliche Schwäche gar vieles entstellt oder auch verdirbt, theils in unedler Selbstsucht, die auch das Heiligste zu ihren Zwecken mißbraucht, theils im Uebermaß der Empfindung, die aus der Laueheit und Indifferenz in das Gegentheil umschlägt, gleichwohl kann nur ein Auge, dem der Sinn für das Innerliche überall fehlt, auch in dem scheinbar Aeußerlichen das Innere nicht sehen, das die Erscheinung erregt und belebt. Das Innerliche ist aber hier kein Anderes, als das Religiöse und Kirchliche selbst, und daß dieses lange Zeit hindurch nicht nur durch andere materielle Interessen, namentlich das politische, zu sehr zurück gedrängt, sondern ganz verkannt und zu wenig geschätzt, geschweige befriedigt worden ist, so daß dadurch sich eine Leerheit und Hohlheit, wie mancher Gestaltungen des Staats- und Völkerlebens, so auch des Inneren der Gemüther bemächtigt hat in inniger Wechselwirkung des Grundes, des Zusammenhanges und der Folgen. Unsere Zeit ist sich nun der Mängel und Gebrechen des kirchlichen und religiösen Lebens, und der daraus entsprungenen Folgen bewußt geworden, und sucht nun die Lücken auszufüllen, die theils innerlich, theils äußerlich durch alle vorüber gegangenen Bewegungen und Stürme im rein geistigen, wie im politischen Leben entstanden sind. Und so trübe und unklar auch die Erscheinungen der Zeit auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete durch einan-

der wogen, und so verzeihlich es wäre, wenn auch geistig tiefere Naturen — denn die materielle bornierte Gesinnung sieht hier in dem kirchlichen Geiste natürlich überall nur Caricatur — in den Erscheinungen unserer Zeit nur Anlaß zu einer trüben Verzagttheit und Hoffnungslosigkeit sähen, so entschieden ist unsere Zeit gleichwohl eine Zeit großer Hoffnung, und schließt weit mehr des Hoffnungsreichen und Erfreulichen, als des Trüben und Bangen in sich. Denn der Kampf mit den Mängeln im Kirchlichen, und das Streben die Lücken auszufüllen, hat begonnen, und das Beginnen schließt hier auch den Sieg in sich. Aus den Wirren der Zeit wird gewis eine neue lebensvolle Gestaltung der Kirche hervor gehen, und die Kämpfe sind nur die Wehen, die unvermeidlich sind für neue Geburt und neues Leben, so gewis umgekehrt eben sie die Neugestaltung kirchlicher Zustände, kurz eine bessere kirchliche Zukunft verbürgen. Denn, warum sollte es der evangelische Theologe nicht geradezu aussprechen dürfen? — unsere Kirche erwartet neue Gestaltungen. Nach den großen Veränderungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete im 16. Jahrhunderte, und den Kämpfen des 17., wodurch die Veränderung des alten Zustandes gesichert wurde, ist ja noch keinesweges der Idee der Kirche, wie sie durch die Reformation wieder aufgetreten ist, genügt worden: man mochte im Kampfe gegen die alte drohende Feindin den Ausbau und die Vollendung des neuen Baues übersehen, in der Glut des Geistes die Lücken und Mängel nicht so fühlen, eine kühlere Zeit hat sie nur so fühlbarer gemacht. So gewis aber nun der evangelischen Kirche als der Trägerin des wahren Geistes und der wahren Lehre Christi, ihre unabänderliche ewige Idee einwohnt,

wenn diese auch verdunkelt und verkannt werden konnte, so gewis drängt diese Idee auch mit schöpferischer Gewalt zu einer Organisation, die ihr entspricht: was von den gegenwärtigen Gestaltungen der evangelischen Kirche nicht leicht behauptet werden kann. Denn allerdings kann auch die Idee nur unter geschichtlichen Bedingungen und empirischen Voraussetzungen, die sie vorfindet, realisiert werden und zur Erscheinung kommen, aber eben so gewis ist die Idee als an sich absolute und über aller Erfahrung = und Erscheinungswelt stehende Wahrheit, das Apriorische der zeitlichen Erscheinung und sucht und muß eine solche Entfaltung und Gestaltung in der Erscheinungswelt finden, die ihrem innersten Wesen angemessen ist: mit anderen Worten, sie kann nicht bey den gegebenen Bedingungen des geschichtlichen Lebens stehen bleiben, sondern sie sucht und muß nach innerer unabweisbarer Nothwendigkeit suchen, die geschichtlich gegebenen Verhältnisse, wenn auch in natürlicher Fortentwicklung der geschichtlichen Grundlagen, zu erklären und dem Ideale zuzuführen. Allerdings muß nun die Kirche, um sich so zu organisieren wie es ihre Idee und darnach die Bedingung ihrer Wirksamkeit verlangt, in dem Wechselverhältnis zwischen der Idee und ihrer Erscheinung, oder richtiger ihrem Leben in der Erscheinung, und dem dadurch nothwendig gegebenen Proceß, immer wieder auf sich selbst, ihren Geist, ihre Idee selbst zurück gehen, und sich vor allem in ihrer Idee und ihrem Glauben selbst fassen, um sich dann (auch äußerlich) recht zu fassen. Aber nicht genug kann hier gewarnt werden vor falschem Glaubenseifer und einer beschränkten Fassung des Dogma, die, obwohl sie selbst nur subjectiv ist, doch nur in dieser ihrer subjectiven für sie einmahl abgeschlossenen



Auffassung alles Heil findet, keine andere Auffassung des Dogma, wenn auch innerhalb der von der heiligen Schrift gezogenen Grenzen duldet, alle anderen Lebensbedingungen der Kirche übersieht oder zu gering schätzt — wohin wir namentlich eine würdige Organisation und Verfassung der Kirche rechnen, obgleich doch ihre eigene Fassung so leicht alles fruchtbaren Lebens entbehrt und rein formeller Buchstabenglaube wird. Was vielmehr einmüthig erstrebt werden sollte, das ist eine lebensvolle Verfassung, in welcher die ewige Grundlage alles Glaubens für das fromme Leben der Gemeinde gegen alle subjective Willkür und die Auswüchse des Zeitgeistes Sicherheit und Schutz fände, auch in kühleren Zeiten, wo das Glaubensinteresse von anderen Fragen des Zeitgeistes zurück gedrängt wird, aber in welcher nun auch das erwachte Glaubensleben zweckmäßig gefaßt, alles zweckmäßig gliedert, und der Begriff der Gemeinde eben so zu seinem Rechte gebracht würde, auch dem Staate gegenüber, als gleichwohl die verschiedenen Radian des kirchlichen Lebens und Regiments in einem Mittelpuncte concentrirt bleiben, der ohne Conflict mit dem sittlichen Völkerverbände, d. h. dem Staate, mit ihm zugleich die höchsten Interessen des Lebens für das Ganze, wie den Einzelnen zu lösen suchte. Und zu diesem Ziele drängt jetzt Alles.

Ist aber diese Ansicht nach den Zeichen der Zeit begründet, so ist freylich damit zugleich ausgesprochen, daß die Richtung, die gegen alles Positive und Kirchliche kämpft, von uns nicht nur als ungefährlich, nein, schon als überwunden betrachtet wird. Und das behaupten wir in der That. Die einseitige Verstandesphilosophie, die sich eine Zeitlang als Beschützerin des Christenthums gerierte,

mußte endlich in ihrer Dürftigkeit und Ungenügendheit erscheinen, und — war eben damit um ihre Herrschaft gebracht. Denn ihre gerühmte dialectische Voraussetzungslosigkeit ist in der That nichts als eine selbstzufriedene Täuschung, weil auch sie von thatsächlichen Prämissen ausgeht, aber nur eben nicht von den Thatfachen des Gemüthes und Bewußtseyns, die so gewiß allein die wahre Grundlage des religiösen Lebens sind, als sie erst der Totalität des geistigen Lebens des Menschen entsprechen und eben darum erst das religiöse Bedürfnis befriedigen. Darum konnte aber auch die so stolz und selbstgenügsam auftretende dialectische Philosophie, so gewiß sie nach einer Seite des Geistes wahre Momente enthält und befriedigt, doch eben als einseitig und in ihrer unseligen Verkennung und Verachtung der Thatfachen des Bewußtseyns und Gemüthes nur zu einem unseligen Scepticismus, zu einer unseligen Hoffart, zu der Zerissenheit führen, deren zu rühmen man sich leider nicht geschämt hat. Darum muß aber auch, weil hier alles Zwielficht nur schaden kann, entschieden ausgesprochen werden, daß die Kirche ihrem innersten Grunde und Wesen nach allerdings Glauben fordert und Glauben höher stellt, als Wissen, Glauben an die unvertilgbaren Thatfachen des Gemüthes und Bewußtseyns, selbst des natürlichen und darum verdunkelten, aber auch Glauben an die historischen großen Thatfachen des Christenthums, wodurch das religiöse Bewußtseyn erst wieder zu seiner vollen Klarheit zurück kehrt. Aber auch hier ist dem Irrthume gleich zu begegnen, als ob der wahre kirchliche evangelische Glaube für die Erkenntnis, wie den Willen etwa leichter, als das so genannte Wissen sey, und nur ein Ruhefissen für Beides: es gehört vielmehr zum wahren

Glauben ein viel stärkerer Kraftaufwand, als zum Wissen, wie der Glaube den Menschen höher hebt, als das Wissen: diesem ist theils in dem individuellen Geiste, theils in den objectiven Schranken der Sinnenwelt seine Grenze gesetzt, der Glaube aber ist eine erst durch das Christenthum entwickelte Kraft und Richtung des Geistes und Gemüthes, die den endlichen Geist zum Unendlichen emporträgt, wie sie, auch dem einfältigen Herzen, ohne die vermeinten Schätze und den Dünkel des Wissens, zugänglich und eigen, den wahren Adel der Menschheit über alle Neusserlichkeiten des Lebens erhebt. So wenig sich aber Gottes Daseyn beweisen läßt, eben weil es die Grund- und Voraussetzung alles Denkens ist, so wenig läßt sich freylich auch der Glaube, den das Christenthum fordert, andemonstrieren: nur eine Entwicklung desselben nach seinen Bedingungen im Geiste und Gemüthe ist möglich. Andererseits sind denn aber auch jene wahren Grundlagen der Religion so unverwüstlich, und ihre alleinige Befriedigung durch das Christenthum so gewis, daß manche der neueren vermeintlichen Angriffe auf das Christenthum (Emancipation des Fleisches, Bund der Freyen, Philalethen u.) mehr als lächerlich erscheinen müßten, handelte es sich hier nicht um die ernstesten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit.

Aber es sind nun nicht die eben angedeuteten Zustände, die Kämpfe des Glaubens gegen den Unglauben, allein, welche das kirchliche Interesse der Gegenwart bilden, sondern der im Kampfe gegen den Unglauben erwachte und erstarkte Glaubenseifer und kirchliche Sinn hat sich nun auch nach innen, auf das Gebiet des Glaubens selbst, gewendet, auf den Unterschied der Confessionen, und droht hier ernste Verwickelungen über das ge-

gegenseitige Eigenthum und Recht. Die einst in der Lauheit des kirchlichen Interesses mit diesem selbst zu Grabe gegangene Polemik zwischen der evangelisch-katholischen und römisch-katholischen Kirche ist bereits wieder, wenn auch in anderer Form als früher, erwacht, eben so innig, als alles oben Angedeutete, mit dem Umschwunge des Zeitgeistes und Interesses zusammenhängend und eben so unvermeidlich. Je weniger aber, nach den höheren Gesetzen des geistigen Lebens und der geistigen Interessen, nur daran zu denken ist, daß hier die neu entstandenen Conflictte sich sobald wieder beruhigen, je sicherer es scheint, daß auch diese geistige Bewegung erst im Beginnen ist und ihren Verlauf noch lange haben wird, ehe das Interesse auf seinen Culminationspunct kommen und sich dann wieder beruhigen wird, um so nothwendiger ist es, daß, ehe man über das gegenseitige Recht streitet, erst vorher möglichst klar und entschieden hingestellt sey, was jede kirchliche Gemeinschaft als ihr Eigenthum in Anspruch nehme. Denn nur dadurch wird erst die rechte und wahre Polemik möglich, die wirklich Wahrheit und Recht sucht, und nicht aus Haß und Parteyinteresse, sondern aus der Liebe geboren wird. Es ist aber nur ein großer Irrthum, daß es so leicht zu erkennen und zu bestimmen sey, was eigentlich den römisch-katholischen Kirchenglauben ausmache, und ist diese Entscheidung nicht nur von jeher in der röm. = katholischen Kirche selbst sehr streitig gewesen, und ist es da noch, sondern es werden nun gar viele Dogmen wieder von den evangelischen Theologen ganz anders gefaßt und angesehen, als sie nach der Behauptung der römisch-katholischen aufgefaßt werden dürfen. Es genügt, hierfür an den Streit über den Duisburger Katechismus zu erinnern.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

78. 79. Stück.

Den 16. May 1844.

---

## H a m b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Symbolik aller christlichen Confessionen von Dr Eduard Köllner, außerordentlichem Professor der Theologie zu Göttingen. Zweiter Theil. Symbolik der heiligen apostolischen katholischen römischen Kirche.'

Das vorstehende Werk soll darum vom gänzlich objectiven Standpuncte aus den Katholicismus seinem letzten Fundamente nach, d. h. den wirklichen reinen Kirchenglauben, mit genauer Unterscheidung, was de fide, und was der Schule überlassen und in der Kirche selbst streitig ist, darstellen, und zwar in der ganzen Schärfe seiner Fügung und Consequenz als System darstellen. Zugleich soll es die allmähliche Aussprache des Dogmas, seine Entwicklung in der und von der Kirche zur Anschauung bringen, so wie insbesondere nach den letzten Quellen die Gründe darlegen, nach welchen die Kirche das Dogma declariert, und zwar so declariert hat, wie sie es gethan hat. Die Darstellung des Dogmas selbst geschieht also gar nicht

vom protestantischen Standpuncte aus, sondern vom echt katholischen, wie ein Bischof, der, ohne gerade ein Römling zu seyn, doch seiner Kirche aufrichtig zugethan ist, sprechen würde, wie namentlich viele außeritalianische Bischöfe zu Trident gesprochen haben.

Obgleich aber nun auch die anderen beachtungswerthen Erklärungen in der Kirche, theils von Provincialconcilien, theils von Päbsten, oder einzelnen Lehrern, wo es nöthig schien, mit berücksichtigt werden mußten, sind und bleiben doch die öffentlichen Erklärungen der Kirche in den Symbolen die letzten Entscheidungsgründe, und war damit folgender Gang und Inhalt der Darstellung gegeben.

In der Einleitung wird zuerst der Begriff und die Bedeutung der römisch-katholischen Symbolik bestimmt, die nach den letzten Grundsätzen dieser Kirche zugleich die wahre Dogmatik ist, und damit zusammen hängend die Frage entschieden, was eigentlich katholischer Kirchenglaube sey, theils nach allgemeinen Grundsätzen, theils nach den historischen Verhältnissen. Es ist aber nur das römisch-katholische Dogma, was und wie es zu Trident declariert ist. Die anscheinend dabey bleibenden Schwierigkeiten und Einwendungen dagegen, dogmatisch, wie historisch (Institute, welche nicht-Tridentinische Meinungen zu billigen scheinen, Sancenationen von Lehrsätzen in der Kirche), werden darauf betrachtet, und dabey das Verhältnis der öcumenischen Concilien zu den Provincial- (National-) Concilien, und zum Pabste, so wie der Gegensatz der Curialisten und Episcopalisten vorgeführt. Darauf folgt das Verhältnis des kirchlichen Dogmas zu den einzelnen Meinungen in der Kirche, zum Volksglauben, zu den Meinungen einzelner Ge-

lehrten und Schulen, des römischen Hofes, der Verfeinerer des kirchlichen Dogmas, neuerer speculativer Auffassung auf dem Grunde bestimmter philosophischer Systeme, und so genannter freysinniger katholischer Theologen. Die Secundärquellen des katholischen Glaubens, die Angabe der Concilien, das Verzeichniß der Päpste, so wie 'Vom Sittlichen und Lesen und von den Ausgaben des corpor. juris canonici' beschließen die Einleitung.

In dem historischen Theile werden sodann die älteren, so genannten symbola oecumenica, das Tridentinische Concilium, die Professio fidei Tridentinae, der Catechismus Romanus, und die Secundärquellen des katholischen römischen Lehrbegriffs (Missale Rom., Breviar., Confutatio Conf. Aug., Formula Lovitii, Decreta et articuli fidei Pii IV., Päpstliche Constitutionen, die Katechismen von Canisius, Bellarmin und Bossuet, so wie die dogmatisch = polemischen Werke von Bellarmin und Bossuet) in ihrer Bedeutung für die Kirche historisch und dogmatisch genauer gewürdigt. Eine ganz besondere Rücksicht ist aber dem Conc. Trid. gewidmet, so daß nicht nur die sämtlichen Quellen, die eigentlichen Acten in Rom, so wie die actenmäßigen Relationen und Tagebücher von Anwesenden auf dem Concil, und die nach und nach bekannt gewordenen Documente nach der chronologischen Folge ihrer Veröffentlichung und mit Beurtheilung ihrer historischen Bedeutung vorgeführt sind, wie auch die Quellen und die Bedeutung der Geschichte des Conc. Trid. von Sarpi und Pallavicino, sondern auch eine Darstellung des Concils selbst in dem Wechsel der politischen, wie religiösen Interessen. Natürlich war hier, wenn auch auf dem Grunde der letzten Quellen,

die größte Kürze geboten, und mußte das Streben dahin gehen, gleich durch die Stellung der Thatfachen und durch diese selbst den Blick in die innere Verbindung zu eröffnen, um so aufs kürzeste das innere Getriebe der Ursachen und Wirkungen zur Anschauung zu bringen. In den Erörterungen über die Prof. fidei Trid. verdient vielleicht der Gebrauch derselben für Convertiten hervor gehoben zu werden, worüber unter den Evangelischen, wie Katholischen mancherley Irrthümer obgewaltet haben, und noch Statt finden, so wie die Bemerkungen über das so genannte Ungarische Fluchformular, das mit großem Unrecht von protestantischen Theologen der katholischen Kirche aufgebürdet worden ist.

Vor dem systematischen Theile werden zuerst die bedeutenderen bisherigen systematischen Darstellungen und Erörterungen des katholischen römischen Dogmas angegeben, als I. Patristisches Zeitalter. II. Mittelalter: Scholastiker, Mystiker. III. Neuere Zeit: Eck, Canus, Canisius, Bellarmin, Thomisten, Scotisten, Jansenisten, Jesuiten, Molinisten, dann die Darstellungen von einem freyeren objectiven Standpuncte, so wie die unter dem Einfluß der neueren philosophischen Systeme, des Cartesianismus, Wolfianismus, Kantianismus verfaßten, und auch die neuesten speculativen Versuche auf dem Gebiete der katholischen Dogmatik, Hermes und seine Schule, Bautain, Lammenais, Baader, Günther, Staudenmaier, Kreuzhage, wenigstens in ihren Grundzügen gezeichnet. Darauf folgt das eigentliche dogmatische System der römischen katholischen Kirche, zu dessen besserer Einsicht und Würdigung alles Vorhergeschickte nur dienen soll. Gegen das Bedenken, ob und in wie fern ein protestantischer Dogmatiker fähig seyn könne, das



Katholische System richtig aufzufassen und darzustellen, glaubt der Verfasser in der Vorrede genug gesagt zu haben. Es ist, wie schon oben bemerkt, nur ein großer Irrthum, daß im katholischen Systeme keine theologische Streitpuncte vorlägen; man kann dreist behaupten, daß, innerhalb der von der Kirche declarierten Sätze und damit gezogenen Grenzen, wenn nicht mehr, mindestens eben so viele Parteyauffassungen sich finden, als in der protestantischen, und wir erinnern hier nur an die innerhalb der katholischen Kirche ganz unentschieden dastehenden Streitfragen über den Urstand, die Erbsünde, die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Prädestination, das opus operatum, die Lehre von der Kirche, dem Papste und den Concilien, Ablass, Fegfeuer, Canonisation &c. Es liegt nun aber in der Natur des denkenden Geistes, die frey gelassene Ansicht mit Gründen zu entscheiden, die möglichen Entscheidungen werden dort in den Schulen vertreten, und so — ist es, von allem anderen abgesehen, wohl nicht leicht für einen katholischen Dogmatiker das rein kirchliche Dogma in seiner Allgemeinheit darzustellen. Dagegen darf mit Recht gefordert werden, daß der protestantische Verfasser für die Darstellung des katholischen Dogmas auch die dicta probantia ganz nach katholischer Anschauung brauche. Dies hat der Verfasser denn auch gethan, und ist überall so weit entfernt, der katholischen Anschauung und Auffassung des katholischen Dogmas etwas abzudingen, daß er vielmehr, theils nach parteyloser Anschauung der kirchlichen Erklärungen, theils nach nothwendigen Consequenzen gar oft die Auffassung katholischer Dogmatiker, namentlich auch Bellarmins, Möhlers und Klees als katholisch richtig in Frage stellen mußte. Ja in dieser parteylosen Objectivität

der Anschauung ist er in den Fall gekommen, eifrige katholische Theologen, namentlich Möhler, der Abweichung vom strengen kirchlichen Dogma, und somit der Kezerey gegen das katholische Dogma zu bezichtigen. Dahin mußte er auch die Erklärung der Münchener historisch-politischen Blätter über die Seligkeit der hochseligen Königin von Baiern rechnen, und muß noch behaupten, daß dort die Münchener historisch-politischen Blätter die Strenge des katholischen Dogmas verlassen, aber eben damit bey Veranlassung des Todes der hochseligen protestantischen Königin von Baiern eine katholisch ganz unrichtige Erklärung an das protestantische Oberconsistorium von Baiern erlassen haben, und ganz eigentlich in Kezerey gefallen sind. Die Consequenzen und die Strenge des Dogmas selbst zu vertreten kann der Gegenseite überlassen bleiben; der Verfasser hat nach objectiver Auffassung und Darstellung gestrebt, unbekümmert, nach welcher Seite hier die Wahrheit Anstoß erregen könne.

Köllner.

### L o n d o n .

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume V. 1840. 754 Seiten in Quart. Mit 61 Kupfer- und Steindruck-Tafeln.

Der vorliegende Band der Abhandlungen der Londoner Geologischen Gesellschaft, dessen Anzeige zufällig verspätet worden, enthält, wie die früheren Lieferungen, viel Schätzbares, aber mehr kurze Mittheilungen als bedeutende Arbeiten.

Part the first. I. On the Geological Relations of the South of Ireland. By Thomas Weaver, Esq. p. 1. Diese Abhandlung reihet

sich an eine frühere von demselben Verfasser über den östlichen Theil von Irland, (Geol. Trans. 1. Ser. Vol. V. p. 117. Geol. Anz. 1825. S. 99) und zeichnet sich durch dieselben Vorzüge aus, welche in unserer Anzeige der letzteren hervor gehoben wurden. Zu den besonderen Merkwürdigkeiten der Grafschaft Cork gehört die große Verbreitung von Kupfer in verschiedenen Gebirgsmassen, sogar in einem kleinen Torfmoor an der östlichen Seite des Hafens von Glandore. Im Jahr 1812 wurde der Torf ausgestochen, verbrannt und das in der Asche concentrirte Kupfer gewonnen. 40 — 50 Tonnen trocknen Torfes gaben etwa 1 Tonne Asche, welche an 10 — 15 Procent Kupfer gehalten haben soll. Vermuthlich gelangte dasselbe als Bitriol, der durch Zersetzung des im benachbarten Gebirgsstein eingesprengten Kupferkieses entstand, in den Torf. — II. On the Geological Structure of the North-eastern Part of the County of Antrim. By James Bryce, jun. p. 69. Zwischen einem Conglomerate, welches jünger ist als die Steinkohlenformation, und ohne Zweifel mit dem deutschen Rothliegenden verglichen werden darf, und dem darauf liegenden Sandstein, der unserem bunten Sandstein gleich zu setzen ist, finden in dem nordöstlichen Theil der Grafschaft Antrim ganz ähnliche Verhältnisse Statt, als auf dem Schwarzwalde, indem Beide so unmerklich in einander verlaufen, daß keine scharfe Grenze zu ziehen. — III. On the Squaloraia. By H. Riley, M. D. p. 83. Die Ueberreste dieses ausgezeichneten Fisches wurden in dem Lias von Lyme Regis im Jahr 1831 von der eben so eifrigen als glücklichen Petrefacten-Gräberin, Miss Anning entdeckt, welcher die Wissenschaft die Auffindung der merkwürdigsten Thierüberreste an

jenem dadurch berühmt gewordenen Fundorte verdankt. — IV. Notes on the Geology of the North of the St. Lawrence. By Capt. Bayfield. p. 89. Es wird eine eigenthümliche Art von Feldspath im Granite von Canada erwähnt, die mit dem glasigen Feldspathe Aehnlichkeit haben soll, und dessen Blätter oft gereift sind. Die gegebene Beschreibung paßt auf eine Abänderung von Oligoklas, die Referent im Granite von Trollhätta in Schweden gefunden hat, und welche auch in der Gegend von Philadelphia sich findet. Aus den Kalksteinklippen der Mingan = Inseln haben die Wellen säulenförmige Massen von manigfaltigen Formen gebildet. Ganz ähnliche Kalksteinsäulen und Ablagerungen von Kalkgeröll, wie am jetzigen Strande sich finden, kommen auch in einer Höhe von 30 — 60 Fuß über dem gegenwärtigen höchsten Stande des Meeres vor, welches zu der Annahme nöthigt, daß entweder das Meer gesunken ist, oder das Land sich erhoben hat. Wenn dann das Letztere für das Wahrscheinlichere zu halten seyn dürfte, so folgt ferner aus der senkrechten Stellung der Säulen und der unverrückten Lage der Schichten, daß die Hebung des Landes keine plöbliche und gewaltsame gewesen seyn kann, sondern allmählich erfolgt seyn muß, welches ja auch mit Erscheinungen, die in anderen Küstengegenden beobachtet worden, im Einklange ist. — V. On the Geology of the Bermudas. By Richard J. Nelson, Esq. p. 103. Die Bermudas oder Sommer = Inseln, von deren Structur dieser Aufsatz handelt, bilden eine Gruppe von etwa 150 kleinen Inseln, die in einem Raume von 15 Meilen Länge bey 5 Meilen Breite liegen, und zusammen eine Oberfläche von etwa 21 Quadratmeilen haben. Dieser kleine Archipelagus liegt

innerhalb des länglichen Ringes eines so genannten Korallenriffes, in der Nähe der südlichen Seite desselben. Die Inseln bestehen ganz aus Kalkmassen, welche durch zertrümmerte Muschelschalen und Korallengehäuse gebildet worden, und auf manigfaltige Weise von einem losen Sande bis zu einem festen und dichten, eine gute Politur annehmenden Kalkstein abändern, wobei durchaus keine bestimmte Lagerungsordnung sich zeigt. Die von dem Verfasser über die Korallenriffe angestellten Beobachtungen hat er einer besonderen Abhandlung vorbehalten. Hier theilt er nur die Bemerkung mit, daß zwey verschiedene Arten unterschieden werden müssen, nämlich solche, welche durch Thiere der Gattung *Serpula*, und andere, welche durch Zoophyten gebildet werden. — VI. Notes on the Geology of the Brown Clee Hill, in the County of Salop. By Romley Wright, Esq. p. 125. Der in England so genannte alte rothe Sandstein bildet die Basis von dem 'Brown Clee Hill'. Unmittelbar darauf ruhet die Steinkohlen-Formation, in deren Bereich zwey isolirte Basaltkuppen sich erheben. — VII. Observations on the Geological Structure of the Neighbourhood of Reading. By J. Rose, jun. Esq. p. 127. Das Substratum in der Gegend von Reading ist die obere, an Feuerstein reiche Kreide. Es ruhen darauf Lager von Sand und Thon, die zum Gebilde des so genannten plastischen Thons gehören. — VIII. Observations on a Well dug on the South Side of Hampstead Heath. By Nathaniel Thomas Wetherell, Esq. p. 131. Mit dem in der Ueberschrift bezeichneten, 330 Fuß tiefen Brunnen wurde das Gebilde des London-Thons ganz, und das Lager des plastischen Thons zum Theil durchsunken, und zugleich

eine große Anzahl von Petrefacten zu Tage gefördert, von welchen eine Liste mitgetheilt worden. — IX. Observations on the Strata penetrated in sinking a Well at Diss, in Norfolk. By John Taylor, Esq. p. 137. Der Brunnen, von welchem hier berichtet wird, wurde von Hn Thomas Lombe Taylor zum Behuf einer Brauerey mit großer Beharrlichkeit bis zu einer Tiefe von 615 Fuß gebohrt. Nachdem man 100 Fuß tief in Thon und Sand abgesunken hatte, wurde das Kreidestöß erreicht. Als dieses bis auf den darunter liegenden Sand durchbohrt worden, erhielt man, wie der Verfasser dieser Notiz voraus gesagt hatte, plötzlich Wasser, welches bis auf 47 Fuß von oben im Bohrloch stieg. — X. On the Structure of the Neighbourhood of Gamrie, Banffshire particularly on the Deposit containing Ichthyolites. By Joseph Prestwich, jun. Esq. p. 139. Die Ichthyolithen von Gamrie finden sich in der oberen Lagerfolge eines rothen Conglomerates, welches jünger ist, als der so genannte alte rothe Sandstein, auf welchem dasselbe ungleichförmig ruhet, und nach der Ansicht des Verfassers dem Steinkohlengebirge angehört, indem es als ein Repräsentant vom Millstone grit oder vom Bergkalk zu betrachten seyn dürfte. — XI. Notices on the Geology of the North Coast of the Counties of Mayo and Sligo in Ireland. By Archdeacon Verschoyle. p. 149. Das Interessanteste in dieser Mittheilung ist die Entdeckung des Trachytes an der Küste der Bucht von Killala, der bis dahin auf den Britischen Inseln noch nicht beobachtet worden. — XII. Description of some Fossil Crustacea and Radiata, found at Lyme Regis, in Dorsetshire. By W. J. Broderip, Esq. p. 171. Von Crustaceen eine von Miß

Nning aufgefundenene neue Species, die der Verfasser mit keiner der bekannten Gattungen vereinigen zu können meint, wiewohl sie mit *Palinurus* nahe verwandt ist. Er ist dadurch veranlaßt worden, ein neues Genus aufzustellen, welches er nach Lord Cole, *Coleia* genannt hat. — XIII. On the Bones of Birds discovered in the Strata of Tilgate Forest, in Sussex. By Gideon Mantell, Esq. p. 175. Die hier genau beschriebenen Knochenreste, welche schon von Cuvier für Vogelfknochen gehalten worden, haben sich in den zum so genannten Wealden gehörigen Schichten von Tilgate = Forest gefunden. — XIV. On the Syenite Veins which traverse Mica Slate and Chalk at Goodland Cliff and Torr Eskert, to the south of Fair Head, in the County of Antrim. By Richard Griffith, Esq. p. 179. Glimmerschiefer bildet in der genannten Gegend die Grundlage, auf welcher secundäre Gebirgsarten die zur Steinkohlenformation, Steinsalzformation (new red sandstone) und zur Kreide gehören, ungleichförmig ruhen. Ueber diese Massen erhebt sich Trapp in unförmlichen Säulen, woraus das prachtvolle Vorgebirge 'Fair Head' besteht. Der so genannte Trapp, welcher nach dem Verf. Syenit seyn soll, der in syenitischen Grünstein übergeht, von welchem aber leider keine genaue Beschreibung gegeben worden, bildet in den stratificierten Massen Gänge, und besonders merkwürdig sind die Contact = Verhältnisse zwischen ihm und der Kreide, wozu namentlich das Vorkommen von Syenit = Sphäroiden in der Kreide gehört, welches an die von dem Referenten am Harz beobachteten, isolierten Nieren von Pyroxengestein im Thonschiefer erinnert. — XV. On certain peculiarities in the Cervical Vertebrae of the Ichthyosaurus,

hitherto unnoticed. By Sir Philip Grey Egerton, Bart. p. 187. Schätzbare Beiträge zur Osteologie der Gattung Ichthyosaurus, welche sich auf die Untersuchung manigfaltiger Saurier-Reste gründen. — XVI. Notes to accompany a Geological Map of the Forest of Dean Coalfield. By Henry Maclauchlan, Esq. p. 195. — XVII. Notice respecting a Piece of Recent Wood partly petrified by Carbonate of Lime, with some Remarks of Fossil Woods. By Charles Stokes, Esq. p. 207. Die hier beschriebene Erscheinung der theilweisen Versteinering von Holz, ist nicht besonders selten. Die Braunkohlenlager, u. A. die mächtige Ablagerung am Hirschberge unweit Großalmerode in Hessen, liefern häufige Beispiele von Holzstämmen, die zum Theil Kieselholz zum Theil holzförmige Braunkohle sind. — XVIII. Remarks on a Section of the Upper Lias and Marlstone of Yorkshire, showing the limited vertical range of the Species of Ammonites, and other Testacea, with their value as Geological Tests. By Louis Hunton, Esq. p. 215. Von allen Petrefacten bieten, nach den hier mitgetheilten Beobachtungen, die Ammoniten das beste Hilfsmittel zur Unterscheidung der oberen und unteren Lagersolge des Lias in Yorkshire dar, indem sie in jener in großer Manigfaltigkeit, in dieser nur selten und in wenigen Arten vorkommen. — XIX. On the Distribution of Fossil Remains on the Yorkshire Coast from the Lower Lias to the Bath Oolite inclusive. By W. C. Williamson, Esq. p. 223. Schätzbar für die specielle Kunde der Vertheilung der Petrefacten in dem Dolithgebilde der Küste von Yorkshire. — XX. On the Cretaceous and Tertiary Strata of the Danish Islands of Seeland and



Möen. By Charles Lyell, Esq. p. 243. Der Verfasser besuchte Seeland und Möen im Jahr 1834 und wurde auf seinen Excursionen vom Prof. Forchhammer begleitet, der sich bekanntlich schon seit einer Reihe von Jahren mit der geognostischen Untersuchung von Dänemark eifrig beschäftigt hat. Die Baltische Geschiebformation erinnerte In Lyell an die Ablagerungen des Diluviums und so genannten Crag's in Norfolk und Suffolk. Ref. kann nicht unterlassen folgende Aeußerung des Verfassers in Beziehung auf jene Formation hier mitzutheilen, die besonders von denen beachtet zu werden verdient, welche der von Agassiz aufgestellten Hypothese über die Fortführung der erraticen Blöcke zugethan sind, und dadurch auch die über einen großen Theil der nördlichen Erde ausgedehnte Geschieb-Verbreitung erklären zu können vermeinen. 'Under any hypothesis, it is difficult to conceive how such enormous heaps of gravel, sand, clay, and boulders, have been collected together without any arrangement, such as would be produced by the sorting power of running-water acting on materials which differ in size, shape, and specific gravity. Had the deposit been only a few feet thick, and all the boulders of moderate dimensions, it might have been argued, that a violent current of water, or diluvial wave, had thrown together materials of all sizes in one promiscuous mass, and left them as devoid of arrangement as a quantity of rubbish shot from a cart. For my own part, I am unable to suggest any conjecture to account for the phenomena, except that of islands of drift ice, loaded with earth, gravel, and blocks, or having the substances frozen into them, and then melting. In

this case, all the materials transported from a distance, might fall down from still water in the most complete disorder.' Dieselbe Ansicht hat Ref. schon vor langer Zeit in seiner von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem gekrönten Preisschrift über jenen Gegenstand geltend zu machen gesucht. — XXI. Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society. p. 259.

Part the second. XXII. On the Structure of the Seválik Hills, and the Organic Remains found in them. By Proby T. Cautley, Esq. p. 267. Die Berge, von welchen hier die Rede ist, erheben sich am Fuße der Himalaya = Kette, theils zwischen dem Jumna und Ganges, theils westlich vom ersteren Fluß. Sie bestehen aus abwechselnden Lagern von Geröll, Sand und Mergel, die fossiles Holz und manigfaltige Thierüberreste, vorzüglich aus höheren Ordnungen, enthalten, von welchen der Verf. eine kurze Uebersicht gibt. — XXIII. Description of a Raised Beach in Barnstaple or Bideford Bay, on the North-west Coast of Devonshire. By the Rev. Prof. Sedgwick and Roderick Impey Murchison, Esq. p. 279. — XXIV. Extract from a Letter, by the Rev. David Williams, on the Raised Beaches in Barnstaple or Bidford Bay. p. 287. Beide Mittheilungen sprechen für eine allmähliche Erhebung des Landes, welche in Barnstaple Bay an 60 — 70 Fuß, an anderen Punkten der Küste von Devon und Cornwall weniger beträgt. — XXV. Memoir to illustrate a Geological Map of Cutch. By C. W. Grant, Esq. Capt. Bombay Engineers. p. 289. Die Provinz Cutch in Ostindien liegt zwischen dem 22. und 24. Grade nördlicher Breite, und dem 68. und 70. Grade östlicher Länge. Folgende Gebirgs =

formationen kommen nach dem Verf. in diesem Landstriche vor: 1) Syenit und Quarzfels; 2) Steinkohlen führender Sandstein; 3) rother Sandstein, der dem New red Sandstone Englands gleicht; 4) eine secundäre Formation, welche aus Schieferthon, Kalkschiefer, Sandsteinschiefer besteht, und Ammoniten nebst anderen Petrefacten enthält; 5) Nummuliten = Kalk und Mergel; 6) tertiäre Schichten; 7) Alluvionsmassen; 8) vulkanische und Trappgebirgsarten, namentlich Basalt. Die vierte Formation gleicht dem Englischen Lias, scheint aber nach den Petrefacten größtentheils die Stelle der oolithischen Gebilde Englands einzunehmen. Die fünfte Formation hat hinsichtlich der Petrefacten einige Ähnlichkeit mit gewissen tertiären Ablagerungen in England und Frankreich; weicht aber in den petrographischen Eigenthümlichkeiten von diesen ab. — XXVI. On the Upper Formations of the New Red Sandstone System in Gloucestershire, Worcestershire, and Warwickshire; showing that the Red or Saliferous Marls, including a peculiar Zone of Sandstone, represent the 'Keuper' or 'Marnes Irisées'; with some account of the underlying Sandstone of Ombersley, Bromsgrove, and Warwick, proving that it is the 'Bunter Sandstein' or 'Grès Bigarré' of Foreign Geologists. By R. J. Murchison, Esq. and H. E. Strickland, Esq. p. 331. Als Glieder eines Systems werden hier in absteigender Folge betrachtet: 1) Mergel mit Steinsalz und Gyps, und einer schwachen Lage von Sandstein; Aequivalent des Keupers. 2) Quarziger rother Sandstein und Conglomerat; Repräsentant des bunten Sandsteins. 3) Kalkiges Conglomerat (Magnesian Limestone), die Stelle des Zechsteins einnehmend. 4) Rother Sandstein (lower new red Sandstone), der als Stellvertre-

ter des Rothliegenden anzusehen ist. Wenn nach den Verhältnissen, unter welchen diese Gebirgsglieder in England auftreten, es in mancher Hinsicht passend erscheinen mag, sie als zu einem Systeme gehörig zu betrachten, so läßt sich eine solche Classification im Allgemeinen doch nicht wohl rechtfertigen. — XXVII. A Description of various Fossil Remains of three distinct Saurian Animals, recently discovered in the Magnesian Conglomerate near Bristol. By Henry Riley, M. D., and Mr. Samuel Stutchbury. p. 349. Diese Mittheilung ist um so schätzbarer, da aus der Kupferschieferformation, zu deren Aequivalenten das dolomitische Conglomerat der Gegend von Bristol gehört, bisher nur wenige Spuren von Sauriern bekannt waren. Es geht daraus auß Neue hervor, daß die Thierüberreste um so weiter von dem Typus der jetzigen Geschöpfe sich entfernen, je älter die Gebirgsformationen sind, in welchen sie gefunden werden. — XXVIII. Extracts from a Memoir on the Geological Structure and Phaenomena of the County of Suffolk, and its Physical Relations with Norfolk and Essex. By the Rev. William Branwhite Clarke. p. 359. Dieser Auszug gibt ein Beyspiel, mit welchem Eifer man in England die geognostischen Beobachtungen bis auf die kleinsten Einzelheiten ausdehnt. Es findet sich hier u. A. von nicht weniger denn 97 Brunnen die Aufzählung der bey dem Graben derselben durchsunkenen Schichten. Besonders bemerkenswerth sind die Notizen über den außerordentlich starken Abbruch, den die Küste von Suffolk durch das Meer erleidet, indem solcher des Jahrs im Durchschnitt zwey Yards in die Breite beträgt. Es ist nach der Beschaffenheit der Schichten voraus zu sehen, daß allmählich eine ganz verflachte, sandige Küste entstehen wird.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

80. Stück.

Den 18. May 1844.

---

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Transactions of the Geological Society of London. Second Series.'

XXIX. On the Geology of the Thracian Bosphorus. By Hugh Edwin Strickland, Esq. p. 385. — XXX. On the Geology of the Neighbourhood of Smyrna. By H. E. Strickland, Esq. p. 393. — XXXI. On the Geology of the Island of Zante. By H. E. Strickland, Esq. p. 403. Die unter diesen drei Nummern mitgetheilten Beobachtungen betreffen Gegenden, deren geognostische Beschaffenheiten bisher wenig bekannt waren, daher sie, ob sie gleich nicht tief eindringen, doch besonders willkommen seyn müssen. — XXXII. Letter from Mr. James de Carle Sowerby to the Secretary, on the Genus Crioceratites and on Scaphites Gigas. p. 409. Die hier aufgestellte neue Gattung Crioceratites wird folgendermaßen charakterisirt: 'An involuted chambered shell, with sinuated

septa; the whorls free, sometimes very distant. Siphon in the external margin of the septum.?

Part the third. XXXIII. On the Geology of Coalbrook Dale. By Joseph Prestwich, jun. p. 413. Eine bis auf die kleinsten Einheiten, zumahl bey der Steinkohlenformation, sich verbreitende Arbeit, die darum besonders von localem Interesse ist. — XXXIII. (\*) Notice of a Letter from Robert Were Fox, Esq., to Sir Charles Lemon, Bart., relative to the Origin of Mineral Veins. p. 497. Hr Fox sucht hier eine längst schon von Anderen aufgestellte Meinung geltend zu machen, daß manche Gangmassen aus einer durch hohe Temperatur und Druck beförderten wässerigen, in den Gangspalten empor gestiegenen Auflösung sich abgesetzt haben. — XXXIV. Notice on the Remains of a Fossil Monkey from the Tertiary Strata of the Sewalik Hills in the North of Hindoostan. By Capt. P. T. Cautley, Bengal Artillery, and H. Falconer, Esq., M. D. Bengal Medical Service. p. 499. In derselben tertiären Ablagerung, in welcher die hier beschriebenen Affenknochen gefunden worden, kommen Reste einer neuen Art von Anoplotherium (A. Sivalense), von Crocodilus biporcatus und C. (Leptorhynchus) Gangeticus vor. — XXXV. On the Formation of Mould. By Charles Darwin, Esq. p. 505. Beobachtungen, welche beweisen, daß der Regenwurm oft dazu beyträgt, die Lage der Gemengtheile des Bodens zu verändern, und namentlich Theile von der Oberfläche in die Tiefe zu bringen. Mergel, womit ein Feld bestreuet worden war, wurde in einer Zeit von weniger als 80 Jahren allein durch die Arbeit der Regenwürmer 12 bis 13 Zoll hoch mit Erde bedeckt. — XXXVI. Note

on the Dislocation of the Tail at a certain point observable in the Skeleton of many Ichthyosauri. By Richard Owen, Esq. p. 511. — XXXVII. A Description of a Specimen of the Plesiosaurus macrocephalus, Coneybeare, in the Collection of Viscount Cole. By Richard Owen, Esq. p. 515. Unter beiden Nummern liefert der als gründlicher Zootom bekannte Verfasser schätzbare Beyträge zur genaueren Kenntniß des Baues fossiler Saurier. — XXXVIII. On the Fossils of the Eastern Portion of the Great Basaltic District of India. By John G. Malcolmson, Esq. p. 537. Der Indische Basalt-District ist vielleicht der größte der Erde. Die früher darüber mitgetheilten Nachrichten hatten über das relative Alter der Erhebung der basaltischen Gebirgsmassen keine Aufschlüsse gegeben. In dieser Beziehung war die Auffindung von Süßwasser-Conchylien an den Sichel Hills, wo sie theils in einem quarzigen Gestein, auf dessen Bildung der Basalt offenbar Einfluß gehabt hat, theils vom Basalt selbst eingehüllt vorkommen, von Wichtigkeit. Wenn, wie wohl angenommen werden darf, diese Conchylien, welche zu den Gattungen Cypris, Unio, Limnea, Physa, Melania, Paludina gehören, in tertiären Schichten sich finden, so ist dadurch das relative Alter des dortigen Basaltens etwas näher bestimmt. Besonderes Interesse gewähren die Nachrichten über die geognostischen Verhältnisse des Tafellandes von Bagnapilly, berühmt durch seine Demantgruben. Die Ebenen, welche an das Tafelland grenzen, bestehen aus einem reichen, schwarzen Boden, der Bruchstücke von Basalt, Taspis, und manigfaltigen anderen Mineralien der Höhe einschließt. Er ruhet auf einem schwärzlichen, thonig-kieseligen Kalkstein,

der reich an Quellen ist, und an einigen Stellen von Basalt durchbrochen wird. Bey dem Ansteigen wird der Kalkstein mehr schiefrig, und nähert sich in seiner Structur und Zusammensetzung dem Thonschiefer. Es ruhet darauf in horizontaler Lagerung ein mehr und weniger fester Sandstein, der hinsichtlich der Farbe und anderer Eigenschaften an verschiedenen Stellen abweichend erscheint, und in welchem die von W o y s e y beschriebene Demant=Breccie vorkommt. Nach dem was der Verf. bey Befahrung der Demantgruben beobachten konnte, scheint ihm die Breccie nicht eine eingelagerte Gebirgsmasse, sondern nur eine Modification des gewöhnlichen Sandsteins zu seyn. Der Verf. ist der Meinung, daß dieser Demant=Sandstein und der darunter liegende thonige Kalkstein eine Formation bilden, welche entweder zu den älteren Flözen, oder vielleicht gar zu den Uebergangs=Gebirgsarten gehöre, gegen die vom Major Franklin aufgestellte Ansicht, daß jener Sandstein ein Aequivalent des salzführenden Sandsteins in England sey. Daß die Sand= und Kalksteine von Bundelcund und Malwa mit denen im südlichen Indien zur nämlichen Formation gehören, ist bisher als ausgemacht angenommen worden. Uebrigens erscheint die Meinung des Verfassers eben so wenig sicher begründet, als die vom Major Franklin geäußerte, und daher die Frage, von welchem Formations=Alter der Indische Demant=Sandstein seyn mag, leider noch immer nicht genügend beantwortet. — XXXIX. Geological Notes on part of Mazunderān. By Charles M. Bell, M. D. p. 577. Aus den unbedeutenden Bemerkungen ergibt sich nur, daß verschiedene, nicht näher bestimmte Flözgebirgsarten — Kalksteine, Sandsteine, Schieferthon — theils auf abnormen Ge-



birgskarten, die auch nicht genauer beschrieben, sondern nur als Trapp, Grünstein, Thonporphyr bezeichnet worden, ruhen, theils von solchen bedeckt werden. — XL. On the Geology of part of Asia Minor, between the Salt Lake of Kodj-hissar and Caesarea of Cappadocia; including a brief Description of Mount Argaeus. By William J. Hamilton, Esq. p. 583. Nach den Beobachtungen des Verfassers kann man in dem bezeichneten Theil von Kleinasien zwey Gruppen stratificierter Gebirgsmassen unterscheiden. Die erste und untere ist die des rothen Sandsteins, der überall mit den Salzdistricten von Kleinasien im Zusammenhange steht, und für eine secundäre Formation anzusprechen seyn dürfte; die zweyte und obere Gruppe ist die des weißen Kalksteins, der als eine tertiäre Formation betrachtet werden mag, und das Eigenthümliche hat, durch die heftigen Erschütterungen, welchen das Land in verschiedenen Perioden ausgesetzt gewesen, nicht aus seiner horizontalen Lage verrückt worden zu seyn, obwohl er in großer Ausdehnung bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere gehoben erscheint. Der Argäus, welcher sich etwa 11 Meilen südlich von Caesarea erhebt, hat in seiner Gestalt große Ähnlichkeit mit dem Ararat und besteht, wie dieser, hauptsächlich aus trachytischen Massen. Sein Gipfel, dessen Höhe über dem Meere nach den Messungen des Verfassers nicht geringer als zu 13000 Fuß angenommen werden kann, bildet ziemlich den Vereinigungspunct von zwey ungeheueren, eingestürzten Kratern. In der Nähe des Fußes des großen Kegels erheben sich kleinere, welche aus Bimstein und Auswürflingen bestehen. An einigen derselben befinden sich Spuren von Kratern und basaltische Lavaströme. — XLI. On some remarkable

Dikes of Calcareous Grit, at Ethie in Ross-shire. By H. E. Strickland, Esq. p. 599. Die Masse der hier beschriebenen, gangartigen Ausfüllungen im Lias besteht aus Sandkörnern, die durch ein beynahe krystallinisches, kalkiges Bindemittel verkittet sind. — XLII. On the Connexion of certain Volcanic Phenomena in South America, and on the Formation of Mountain Chains and Volcanos, as the Effect of the same Power by which Continents are elevated. By Charles Darwin, Esq. p. 601. Eine für die Theorie der Erdbeben, so wie auch für die der Erhebung von Gebirgsketten nicht unwichtige Abhandlung. Der Verf. sucht den Zusammenhang nachzuweisen, der in Südamerika zwischen den Erdbeben, der Bildung von Gebirgsketten und der Erhebung des Landes Statt findet, und die Meinung zu begründen, daß die Ursache der ersteren in dem Eindringen von geschmolzenen Massen zwischen die stratificierten liegt. — XLIII. On the Physical Structure of Devonshire, and on the Subdivisions and Geological Relations of its older stratified Deposits, etc. By Rev. Adam Sedgwick and Roderick Impey Murchison, Esq. p. 633. Unstreitig die wichtigste Abhandlung im vorliegenden Bande, wodurch nicht allein gewissen Gebirgsgebilden in Devonshire die früher verkannte, rechte Stelle in der Altersfolge der stratificierten Massen angewiesen worden, sondern auch die Kunde vom so genannten Uebergangsgebirge und dem Verhältnisse zwischen seinen jüngsten Gliedern und der Steinkohlenformation überhaupt gefördert worden. Es wird gezeigt, daß der Bergkalk, der in einem großen Theil von England eine ausgezeichnete Stelle zwischen dem dort so genannten alten rothen Sandstein und dem

Steinkohlengebirge einnimmt, von Norden gegen Süden allmählich weniger entwickelt sich zeigt, und zuletzt in Devonshire und Cornwall ganz verschwindet, wogegen hier die so genannten Culm measures eine außerordentliche Mächtigkeit erreichen, daher die Verfasser nicht abgeneigt sind, einen Theil davon als Repräsentanten des Bergkalkes zu betrachten. Es wird ferner erwiesen, daß die Uebergangsgebirgsmassen, welche in Devonshire und Cornwall unmittelbar unter den so genannten Culm measures liegen, wiewohl sie nicht allein petrographisch, sondern auch hinsichtlich der Petrefacten von dem s. g. old red sandstone anderer Gegenden von England abweichen, doch die geognostische Stelle desselben einnehmen. Für diese Gebirgsmassen, welche das Silurische Schichtensystem von dem Steinkohlengebirge, zu welchem der Bergkalk als ältestes Glied zu zählen, trennen, haben die Verfasser bekanntlich den Namen des Devonischen Systems in Vorschlag gebracht. Sie bemerken, daß der Gebrauch des Namens Grauwacke (gray-wacké) zu Verwirrungen in der Geognosie Veranlassung gegeben habe; in welcher Hinsicht Referent zu erinnern sich erlaubt, daß dieses nur daher rührt, weil man in England noch sehr allgemein, wie es ja auch zum Theil noch in Deutschland geschieht, die petrographische Nomenclatur nicht gehörig von der oreographischen unterscheidet. Der Name Grauwacke ist in Deutschland ursprünglich nur zur Bezeichnung einer gewissen Gebirgsart gebraucht, und erst später ist demselben ein oreographischer Begriff untergelegt worden. In der Petrographie kann er daher auch fortwährend sich behaupten, wenn gleich die Oreographie das Vorkommen von Grauwacke in sehr verschiedenen Gebirgsgebilden, namentlich

in sämtlichen Hauptabtheilungen des s. g. Uebergangsgebirges, aber auch in manchen jüngeren Formationen nachweist. — XLIV. On some Species of Orthocerata. By Charles Stokes, Esq. p. 705. Dieser Beitrag zur Kenntniß der Orthoceratiten gewährt ein um so höheres Interesse, da die Arten, von welchen die Rede ist, zum Theil auf den Expeditionen nach dem hohen Norden von Amerika durch Sir John Franklin, Sir Edward Parry, Dr Richardson, Capt. Lyon, Capt. Back und Capt. Bayfield eingesammelt worden. — XLV. A Notice respecting some Fossils collected in Cutch, by Capt. Walter Smee, of the Bombay Army. By Lieut. Colonel W. H. Sykes. p. 715. Von den hier erwähnten Petrefacten sind manche neu, mehrere aber vollkommen übereinstimmend mit bekannten, dem Europäischen Dolithgebilde eigenthümlichen Arten. — XLVI. Notes on the Age of the Limestones of South Devonshire. By William Lonsdale. p. 721. Eine Geschichte des Wechsels der Ansichten von den älteren stratificierten Gebirgsmassen in Devonshire und Cornwall, nebst einer genauen Deduction, daß Herr Lonsdale Urheber der neuen, von den Herren Sedgwick und Murchison weiter ausgebildeten, und unter Nr. XLIII dargelegten Classification gewesen. Diese Prioritäts = Reclamation ist durch Hn Murchison selbst veranlaßt worden, und gibt beyläufig einen Beweis, welch' ein großes Gewicht bey der Londoner Geologischen Gesellschaft auf jene neue Classification gelegt wird, und mit welcher Aengstlichkeit man dort überhaupt das Prioritäts = Recht überwacht.

## L e i p z i g.

Typis et impensis Breitkopfii et Haertelii, 1843. Auli Persii Flacci satirarum liber. Cum scholiis antiquis edidit Otto Jahn. X Seiten Vorrede, CCXVI Seiten Prolegomena, und 408 Seiten in Octav.

In doppelter Rücksicht scheint vorliegende neue Ausgabe des in neueren Zeiten so vielfach bearbeiteten Persius die Aufmerksamkeit des philologischen Publicums zu verdienen. Erstens wegen der größeren Sorgfalt, womit die Quellen zur Herstellung des oft sehr schwierigen Textes zu Rathe gezogen sind; und zweytens wegen der Prolegomenen, welche das Leben des viel gelesenen Satirikers und sein Talent als Dichter so wie auch das Verhältniß seiner Poesien zu andern Dichtgattungen mit ausführlicher Gründlichkeit zu erörtern suchen. Wir sprechen von den letzten als zweckmäßiger Einleitung zum Ganzen, wie billig, zuerst. Obgleich es an älteren Biographien (wie die von Aprosio und die von Massa) und an beyläufigen Erörterungen einzelner Lebensumstände des Persius nicht fehlt, so hatte es doch in neueren Zeiten kein Philolog unternommen, die Nachrichten des Alterthums über diesen Dichter zu einer übersichtlichen und critisch genauen Darstellung zu verarbeiten, was um so mehr befremdet, da doch Jeder, welcher den Persius mit gespannter Aufmerksamkeit liest und verstehen will, auch von dem Wunsche beseelt werden muß, zu wissen, durch welche Erziehung und äußere Einflüsse und merkwürdige Lebensereignisse ein so entschieden großes Talent und edler Charakter ausschließlich zur Verfolgung einer so scharf satirischen Richtung getrieben werden konnte, und in welchem Verhält-

nisse die Satiren dieses Dichters als Kunstwerke zu seiner vorherrschenden geistigen Stimmung und Individualität stehen. Wir haben freylich eine ziemlich alte *vita Persii*, welche dem Zeitalter, in welchem Persius lebte, gewis sehr nahe steht, und auch sonst zu den besseren Biographien dieser Art, wie sie die Handschriften fast aller Lateinischen Dichter liefern, gehört. Aber sie ist doch zu wenig zusammen hängend, und berührt meistens nur Aeußerlichkeiten, aus deren Vereiniung sich kein vollständiges Bild des Dichters ergibt. Daher sah sich der Herausgeber genöthigt, die übrigen Nachrichten und Andeutungen des Alterthums zur Vervollständigung dieses Bildes sorgfältig zu Rathe zu ziehen und durch besonnene Combination nachzuhelfen, wo nur immer der Mangel an positiver Ueberlieferung die eine oder die andere Lücke fühlbar machte. Vieles hat der Herausgeber durch zweckmäßige Benutzung der in den Satiren des Persius über eigne persönliche Verhältnisse oft leise angebrachten Winke befriedigender zu entwickeln gewußt, als es früheren Gelehrten gelungen war. In solchen Fällen pflegt Hr Zahn sehr ins Einzelne zu gehen. So bey der beyläufigen Erwähnung von Dertlichkeiten, an welche sich Jugenderinnerungen des Dichters knüpfen, und noch mehr bey den zahlreichen Persönlichkeiten, mit denen Persius in nähere Berührung gekommen war. Auch die Männer, welche die *vita Persii* als Freunde oder Feinde des Dichters anführt, werden nach ihren öffentlichen Leben und Privatverhältnissen, soweit sich Beides aus alten Quellen noch entwickeln läßt, mit Einsicht und erschöpfender Ausführlichkeit geschildert. So die Lehrer des Persius, Remmius Palamon und Berginius Flavius, besonders aber Cornutus, über welchen Hr Zahn

Alles gesammelt hat, was noch über ihn bekannt ist. Es würde uns aber zu weit führen, über alle diese Einzelheiten zu berichten, oder, der Forschung Schritt vor Schritt folgend, die Art und Weise zu prüfen, wie Hr Zahn von den ihm zu Gebote stehenden Hilfsmitteln Gebrauch gemacht hat. An Berichtigungen, Ergänzungen und Ausstellungen könnte es bey einem tiefern Eingehen in das Besondere der Darstellung nicht fehlen, und Manches würde sich auch auf eine ganz verschiedene Weise auffassen lassen, als es in vorliegenden Prolegomenen geschehen ist. Aber Ref. hält es für weit passender und dem Charakter dieser Blätter für weit entsprechender, das Nützliche und Brauchbare des vorliegenden Buchs hervor zu heben, und nicht, wie es wohl von Andern zu geschehen pflegt, die schwachen Seiten desselben begierig aufzuspüren und geflissentlich bloß zu stellen.

Außer den sorgfältig gesammelten Nachrichten über Cornutus findet der Leser auch noch eine ebenso ausführliche und gründliche Darstellung des Lebens und der literarischen Wirksamkeit des Probus, mit welchem Persius ebenfalls in freundschaftlichen Verhältnissen stand. Der Herausgeber hat hier keine Mühe gespart, auch die kleinste Nebensache mit erschöpfender Genauigkeit und Umsicht zu erörtern, ohne jedoch immer zu einem sichern Resultate zu gelangen, was bey den hier oft sehr verwickelten Untersuchungen auch nicht immer gelingen kann.

Mit der critischen Geschichte der alten Commentare zum Persius beschäftigt sich der letzte Theil der lehrreichen Prolegomenen. Der Leser wird hier Alles zusammen gestellt finden, was zur genauern Kenntniß der Verfasser dieser höchst wichtigen Scholien als auch der Scholien selbst wesentlich bey-

trägt. Den Beschluß macht ein Bericht über die kritischen Hilfsmittel, namentlich über die Handschriften des Persius, deren Collationen dem Herausgeber zur Berichtigung und Herstellung des Textes zu Gebote standen, und die er theils selbst eingesehen, theils durch die freundschaftliche Hilfe anderer Gelehrten hat vergleichen lassen.

Der Text selbst ist mit kritischer Besonnenheit und gründlicher Sprachkenntnis, zugleich aber auch mit diplomatischer Genauigkeit auf der Basis der ältesten und besten Urkunden hergestellt. Zur Rechtfertigung der gewählten Lesarten und zur bequemern Uebersicht des gesammten reichhaltigen kritischen Apparats sind unter dem Texte die Resultate der wichtigsten Collationen in vollständiger Kürze mitgetheilt, deren ins Einzelne gehende Prüfung wir den kritischen Blättern überlassen müssen. Schade, daß dem Herausgeber die werthvollen *Lectiones Persianae* von C. F. Hermann zu spät in die Hände kamen, um vor der Vollendung des Druckes des kritischen Commentars noch Gebrauch davon machen zu können. Auf den Abdruck des Textes folgt der erklärende Commentar, welcher neben einer besonnenen Auswahl des Besseren, was frühere Erklärer zum gründlichern Verständniß des Persius beygetragen haben, auch viel Neues vom Standpunct der heutigen Philologie aus enthält. Den Beschluß macht ein vielfach berichteter und kritisch commentierter Abdruck der schon oben erwähnten *Vita A. Persii Flacci de commentario Probi Valerii sublata*, und der alten Scholien, welche einige Handschriften unter dem berühmten Namen des Cornutus aufführen. G. H. B.

K a r l s r u h e ,

bey C. Macklot 1844. Der Ritterorden des heiligen



Johannes von Jerusalem oder die Malteser. Historisch entwickelt unter Benützung (sic) vieler bis jetzt noch unbekannter Urkunden und authentischen Quellen von Paul Gauger. Mit Wappen-Abbildungen, Aktenstücken und genealogischen Tabellen. X und 254 und 83 Seiten in Octav.

Der Verfasser hatte, wie er in dem Vorworte sagt, anfangs die Absicht, dem Publicum eine deutsche Bearbeitung des Werks von Saint-Malais (l'ordre de Malte etc. Paris 1839) zu bieten. 'Bald überzeugten wir uns jedoch, fährt er fort, von der Unzulänglichkeit der darin gegebenen Data für deutsche Leser, zogen andere über denselben Gegenstand erschienene Schriften zu Rathe und je weiter wir in unsern Forschungen kamen, um so anziehender ward ein förmliches und gründliches Studium der Geschichte und des Wesens dieses so erlauchten Ordens für uns.' An einer anderen Stelle ist von einem 'tiefen und vorurtheilfreien Blicke in die Geschichte des Ordens' die Rede. Es ist schwer zu sagen, was der Verfasser unter einem 'förmlichen und gründlichen Studium' versteht. Im Widerspruche mit der auf dem Titel enthaltenen Angabe, beschränkt sich derselbe darauf, einen Auszug aus Saint-Malais und Bertot zu geben, den er durch Einflechten der Abhandlung Kauschnick's und der Arbeiten von Beckmann, Bargemont und theilweise auch von Bosio ergänzt; so daß man, da Saint-Malais bekanntlich mit großer Oberflächlichkeit verfuhr und eine ernstliche Forschung bey Bargemont nicht gesucht werden darf, der Hauptsache nach nur einem aus Bertot, welchem Bosios Arbeit nicht unbekannt war, entlehnten Gerippe begegnet.

An ein Studium von Quellschriften ist in diesem Werke so wenig zu denken, daß z. B. die

in den *Gestis Dei per Francos* und in Band VII und IX der Sammlung von Muratori enthaltenen Chroniken, selbst ein Erzbischof Wilhelm, die Briefe von Innocenz und die Erzählungen des Jacob. de Vitriaco keine Beachtung gefunden haben; daß weder Jacob. Fontanus in seinen Büchern *de bello Rhodio*, noch das besonders für die letzte Zeit des Ordens hochwichtige Werk von Miège (*histoire de Malte* \*) eingesehen ist. Dagegen findet man Beckers Weltgeschichte, Thiers Geschichte der französischen Revolution und das 'Conservationslexicon' (sic) citiert. Hätte sich der Verfasser darauf beschränkt, lediglich die auf den Orden von St. Johann bezüglichen, in dem trefflichen Werke Wilkens fragmentarisch zerstreuten Notizen zusammen zu stellen, er würde sich einen größeren Dank verdient haben, als er ihm für das vorliegende Werk gebührt.

Nach den im Vorworte abgegebenen Erklärungen gehört dieses Werk zur Classe der Tendenzschriften. Nur steht den Freunden der Wiedereinsetzung der Ritterschaft vom Hospital zu wünschen, daß ein in jeder Beziehung gewichtigerer Verfasser für ihre Wünsche auftrete. Die an drey rasch auf einander folgenden Stellen wiederholte Versicherung, daß nur die Schale des Ordens mit der Zeit schlecht geworden, der Kern aber gut geblieben sey, mit dem hieran sich schließenden Zusätze, daß das Gebäude habe fallen müssen, weil seine Grundpfeiler morsch geworden seyen, sagt in ihrer Art gerade so viel, wie das Gebiet der Thätigkeit, welches dem Orden angewiesen werden soll. Darüber heißt es (S. VI): 'Die orientalischen Angelegenheiten sind auf einen

\*) Jahrgang 1841. St. 198 u. dieser Blätter.

Standpunct gediehen, der unschwer errathen läßt, welche Stellung wir dem Orden angewiesen wünschen: die Zeit ist da, wo die christliche Bevölkerung im Orient das türkische Joch abzuschütteln im Begriffe ist, was von den europäischen Großmächten nur wegen der Befürchtung verhindert wird, eine einzelne derselben könnte zu vielen Vortheil daraus auf Kosten der anderen ziehen: ist hier nicht ein reiches Feld für Thätigkeit und Herrschaft des Ordens?' Man darf mit einigem Recht voraussetzen, daß die auf verschiedenen Congressen angestellten Versuche zur Anknüpfung diplomatischer Verhandlungen behufs der Wiederherstellung des Ordens auf einer verständlicheren Basis beruhten.

Der vorliegende Band enthält nur die allgemeine Geschichte des Ordens. Die beiden nachfolgenden Bände (innere Verhältnisse, Verfassung, Regierung zc. und Geschichte der deutschen Zunge, der Ballei Brandenburg zc.) verheißt der Verfasser 'so vollständig und reichlich als möglich zu machen.' Möge es ihm, dieser Zusicherung nach, gefallen, von der bisher befolgten Methode sich gänzlich los zu sagen.

Was nun die Composition dieser ersten Abtheilung anbelangt, so ist an eine Uebersicht der organischen Entwicklung des Ordens, der Darstellung seiner innersten Lebensbedingungen nicht zu denken. Der Verfasser verfährt gleich seinen französischen Vorbildern und gleich Anton, (nur daß dieser für seine Geschichte der Tempelherren mit deutschem Fleiße arbeitete), indem er die Namen der Großmeister als Ueberschriften gibt, auch dann, wenn sich von denselben, außer der nie vergessenen Angabe ihres Wappens, nichts sagen läßt, oder wenn es, wie von Arnold de Comps, höchst verdrießlich heißt: 'Er soll gleichfalls aus der Dau-

phiné abstammen, sein Daseyn wird jedoch von sehr glaubwürdigen Historikern in Zweifel gezogen.'

Jene merkwürdigen Streitigkeiten, welche der Orden mit den Reichen Aragon und Navarra hatte, weil er, zugleich mit den Templern, von König Alfons I. zum Erben eingesetzt war, finden keine Erwähnung und der Verfasser begnügt sich mit der Bemerkung, daß die Hospitaliter 'große Güter im Königreich Aragonien' erworben hätten. Der Grund der wiederkehrenden Zwistigkeiten mit den Templern wird nicht erörtert; die Zwistigkeiten selbst sind auf eine Weise entstellt, daß man sie nicht wieder erkennen kann. Es wäre zu wünschen, daß diesem wichtigen Gegenstande ein ähnlicher Raum vergönnt wäre, wie der von Schiller bearbeiteten Sage vom Kampfe mit dem Drachen, hinsichtlich welcher es (S. 57) heißt: 'Glaubwürdige Historiker versichern, es habe wirklich eine ungeheure Schlange oder ein Crocodill (auf Rhodus!) große Verheerungen angerichtet.'

S. 40 wird des Grafen von Artois Kampf in und um Mansurah 'das Treffen an der Massoura' genannt. Daß man (S. 17) im zwölften Jahrhundert auf einen 'Platzcommandanten von Ascalon' stößt, überrascht; daß aber (S. 55) erzählt wird, es habe der Großmeister Willeneuve in der Schlacht bey Montcassel (1328) 'das dritte französische Bataillon' befehligt, wird bey allen denen eine gründliche Heiterkeit hervorrufen, denen nicht aus französischen (hier freylich nicht benutzten) Chronisten bekannt ist, daß bataillon nur als Diminutiv von bataille, als Bezeichnung von corps de bataille gilt. — Die Erklärung (S. 53), daß man nicht wisse, ob auch die deutschen Besitzungen der Templer in die Hände der Johanniter übergegangen seyen, gibt ein schlechtes Dmen für den zu erwartenden dritten Band ab. Hav.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

81. Stück.

Den 20. May 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Der Munificenz Seiner Majestät un-  
serer Allergnädigsten Königs verdankt un-  
sere Universität abermahls ein sehr kostbares Ge-  
schenk. Dasselbe besteht in einer großen Samm-  
lung ostindischer Thiere, welche vom Königl. Nie-  
derländischen Residenten in Bandong Herrn Na-  
gel veranstaltet worden, in 6 großen Kisten hier  
eingetroffen und in die zoologische Abtheilung des  
Königl. academischen Museums aufgenommen ist.  
Die Thiere gehören fast allen Classen an. Die  
Zahl der Säugethiere, zum Theil mit Skeleten,  
beläuft sich auf 32 Arten mit 49 Exemplaren,  
von denen der Nasenaffe (*Semnopithecus Nasica*),  
die fliegende Katze (*Galeopithecus volans*), der  
fliegende Hund (*Pteropus edulis*), der Malaysche  
Bär, der wilde Hund (*Canis rutilans*), der  
schwarze Leopard (*Felis Leop. Melas*), das große  
fliegende Eichhorn (*Pteromys Petaurista*), das  
Savanische Nashorn (*Rhinoceros Sondaicus*) —  
von besonderm Interesse sind. Von Vögeln sind

etwa 300 Exemplare, darunter 54 mit Nestern — auch Schwalben mit eßbaren Nestern, — vorhanden. Unter den Amphibien zeichnet sich eine Riesenschlange durch ihre Größe aus. Besonders zahlreich sind die Insecten, hauptsächlich Käfer und Schmetterlinge. Ob und in wie fern wirklich bisher unbekanntes Species, namentlich unter den Insecten vorhanden sind, darüber wird erst eine demnächstige speciellere Untersuchung Aufschluß geben können.

### L e i p z i g,

bey F. A. Brockhaus 1842—1843. *J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse.* Herausgegeben von Gustav Hartenstein. Erster Band. CXXII und 555 Seiten. Zweyter Band. XXV und 755 Seiten. Dritter Band. XVII und 809 Seiten in Octav.

Da Herbart seine academische Laufbahn in Göttingen begann und schloß, so darf die Besprechung dieser, mit dem 3ten Bande beendeten Sammlung am allerwenigsten in diesen Anzeigen fehlen. Diese Sammlung soll, wie der Herausgeber sagt (1ster Bd. CXI . . .), 'die kleineren Schriften Herbart's in möglichster Vollständigkeit enthalten und in diesem Sinne zu einer wesentlichen Ergänzung seiner größern Werke dienen. Denn in der That hat Herbart in diesen kleinern Aufsätzen einzelne, und dennoch für die Gesamtheit der philosophischen Untersuchungen sehr wichtige Punkte oft ausführlicher erörtert, als in seinen größern Schriften; außerdem lehren manche den Mann und seinen Charakter auf eine solche Weise kennen, daß' sie

als Actenstücke gelten, 'die, wenn auch für das Studium des Systems als solchen nicht ausreichend, doch zur Einsicht in seinen Proceß mit der Zeitphilosophie unentbehrlich sind.' Ausgeschlossen sind also sowohl Herbarts größere Werke wie auch seine für den mündlichen Vortrag bestimmten Lehrbücher; eingeschlossen aber ist auch eine Auswahl seiner, die Stellung zu Andern charakterisierenden Recensionen, während die übrigen im chronologischen Verzeichnisse von Herbarts sämtlichen Schriften (womit der 3te Band schließt) angezeigt sind. Des zum ersten Mahle Gedruckten bietet sich hier viel dar; außer 17 kleineren Aufsätzen füllen die mit besonderer Beziehung auf Pädagogik geschriebenen Briefe über Psychologie die S. 517 — 694 des 2ten Bandes, die Aphorismen und Fragmente S. 131 — 442 des dritten. Mit Recht schien es dem Herausgeber am zweckmäßigsten, für die Anordnung dieses reichen und verschiedenartigen Stoffes das Princip der Zeitfolge zu wählen (1ster Bd. CXIII) 'so daß die bis jetzt noch ungedruckten Reden und Abhandlungen, die so, wie sie vorliegen, sich zur Veröffentlichung eignen, sogleich in die Reihenfolge mit eingeordnet würden. Diese Anordnung wird für einen raschen Ueberblick am leichtesten erkennen lassen, wie sich das Spätere dem Früheren anschließt und an welchen Punkten zwischen die kleineren Abhandlungen die größeren Schriften einzuschalten sind.' Die 'Aphorismen und Fragmente' hingegen ordnete der Herausgeber gemäß der Weise, wie Herbart die Gesamtaufgabe der Philosophie zerlegt; sie mußten (3ter Bd. VII ...) aus Herbarts Handschriften der verschiedensten Art erst zusammen gesucht und ausgehoben werden. 'Es handelte sich hier nicht um zufällige Bemerkungen, die sich mit geistreicher Willkür über

beliebige Objecte verbreiten,' 'sondern der Kenner wird finden, daß die meisten dieser Aphorismen eine genaue Beziehung auf systematische Untersuchungen haben, und im Ganzen genommen einen Reichthum von Gedanken, eine Tiefe der Gesinnung und Hinweisungen auf künftige Forschungen darbieten, die sie in meinen Augen zu einem der werthvollsten Theile dieser Sammlung machen.' Um so dankenswerther ist die gewissenhafte Enthaltksamkeit, mit welcher der Herausgeber bey dieser Arbeit verfuhr (S. XI): 'Ueber diese äußere Zusammenstellung hinaus zu gehen, habe ich mir jedoch nirgends erlaubt; nicht einmahl in Beziehung auf die Wortstellung und den Satzbau habe ich etwas geändert; und ich bemerke dies nur deshalb, weil in den meisten Fällen die Präcision und Abrundung des Ausdrucks im Verhältniß zu der fast unleserlichen Schnelligkeit, mit welcher die Handschrift hingeworfen ist, für mich im hohen Grade überraschend war.'

Dem Herausgeber waren auch mehrere in Herbarts Vorlesungen nachgeschriebene Hefte angeboten; er wollte jedoch nichts aufnehmen, 'was nicht den Charakter der unmittelbaren Authentie hat.'

Der vorliegenden Sammlung ist vom Herausgeber ein Umriß des äußern Lebens Herbarts und seiner wissenschaftlichen Wirksamkeit voraus geschickt; der 1ste Band S. VI ... sagt diesfalls: 'Auf den Namen einer Biographie oder einer die Bedeutung des Mannes in irgend einer Art erschöpfenden Darstellung thut diese Einleitung sehr gern Verzicht; sie will, obgleich sie vielleicht auf die innere Entwicklung Herbarts hier und da einiges Licht wirft, eben nur als Einleitung betrachtet seyn, die ihren Zweck erfüllt hat, wenn sie für die Reihenfolge der Schriften, welche diese Samm-



lung enthält, wenigstens die nöthigen äußeren Anknüpfungspuncte gegeben hat.' Die Leistung des Herausgebers geht namhaft über sein Versprechen hinaus, selbst wenn man es auf die Reihenfolge aller Herbartschen Schriften ausdehnt. Vorzüglich klar und bestimmt tritt das Verhältnis Fichtes zu Herbarts Entwicklung heraus; Herbart bezog in seinem 18. Jahre (1794) die Universität Sena, wo er Fichtes Zuhörer und, freylich nur kurze Zeit, eigentlicher Anhänger war; er war dessen beredter Ueberzeugung keineswegs wehrlos hingegeben, da er schon von früh an philosophischen Unterricht genossen hatte, sowohl in Kants Ansichten (bey seinem Abgange vom Gymnasium der Vaterstadt Oldenburg hielt er, wie ich aus dem Schulprogramme ersah, eine Rede über Ciceros Lehre vom höchsten Gute verglichen mit der Kantschen) als auch in den älteren, welche eben das Object des großen Critikers bildeten. Dies und das Studium der griechischen Philosophen bis auf Plato, welches ihn schon in Sena lebhaft anzog (S. XXXII), diente seinem energischen Geiste zur Stütze, um sich von der damaligen Strömung nicht fortreißen zu lassen, sondern das Problem des Selbstbewußtseyns, womit Fichte die metaphysische Forschung bereichert hatte, in eigenthümlicher Weise zu verfolgen. So gewann er schon im vorigen Jahrhunderte die Grundlagen der Psychologie, woran sich allmählich seine gesammte Metaphysik anschloß.

Die Aufgabe, den hier gesammelten Arbeiten Herbarts ihre Stellung zu dessen größeren Werken und zu einander anzuweisen, hat der Herausgeber so vollständig gelöst, daß kaum etwas Wesentliches beyzufügen wäre; es thut dem Leser wohl, überall vom Posaumentone des Sectierers verschont zu blei-

ben und nur die, zwar entschiedene aber ruhige, Sprache gereifter Ueberzeugung zu vernehmen. Wie es demnach überflüssig wäre, in dieser Anzeige jene Stellung zu erörtern, so verbietet sich das auch von selbst, da hier, außer den erwähnten Briefen und Aphorismen und Recensionen, 46 Abhandlungen und dergl., des manigfaltigsten Inhalts, vorliegen. Statthafter scheint es, hier das Verhältnis der Herbart'schen Philosophie zu andern Philosophen im Allgemeinen zu charakterisieren. Das wäre nun eine ganz einfache Sache, wenn Herbart seine Philosophie auf Ein Princip gebaut hätte; es brauchte dann nur dieses selbst und die Methode angegeben zu werden, wonach Folgerungen aus demselben hervor gehen. Allein es hat vielmehr Herbart von jeher gegen solches Ausgehen von Einem Principe entschieden protestiert, als gegen eine mißverständliche Ueberspannung der System-sucht. Diese seine Opposition gegen den logischen Monismus tritt auch in der vorliegenden Sammlung überall hervor und bezieht sich auf eines seiner Verdienste, nämlich auf das um Herausstellung und Zusammenordnung der Grundprobleme der Philosophie, so wesentlich, daß einige Verweilung gerade hierbey schicklich seyn mag. Wem es seltsam schiene, daß sich hiermit noch in unserm Jahrhunderte ein großes Verdienst erwerben lasse, der hätte die Bedeutung des philosophischen Strebens noch nicht scharf bedacht. Dieses geht dahin, eine Weltanschauung wissenschaftlich zu gestalten (hierin etwa das Religionsphilosophische vermissen, hieße voraussetzen, die 'Welt' lasse ohne Gott sich begreifen). Je umfassender nun das Streben ist, desto schwieriger muß es seyn, die rechten Anfangs- und Stützpunkte zu gewinnen. Demselben entspricht offenbar die äußerste

Sammlung, die tiefste Besinnung; und schon hierin liegt Gefahr, die Gesamtaufgabe in Einen Punct zusammen zu drängen, derselben also Gewalt anzuthun, obgleich ihr dies Neueste der Concentration unangemessen wäre, — z. B. die Gefahr, durch übertriebene (Relevantes beseitigende) Abstraction die Keime der Forschung zu tödten. Zwar wo das philosophische Streben ein ursprüngliches ist, d. h. wo nicht unmittelbar über schon dargebotene Weltanschauungen philosophirt wird, da kann die Manigfaltigkeit der Gegenstände und der Gesichtspuncte, die eben gesammelt, die zur geistigen Durchdringung zusammen gefaßt werden sollen, sich noch nicht so verdunkelt haben, daß das Philosophiren jener Gefahr wirklich unterläge. Daher gerieth auch die griechische Originalphilosophie nicht auf das Unternehmen, den Kosmos des Wissens aus Einem Puncte heraus zu zaubern; die Ungleichartigkeit der als Metaphysik, Logik, Ethik und Aesthetik überhaupt bekannten Untersuchungen war ihr zu fühlbar, um sie alle in Einem Anfang (Fundamentalphilosophie oder dergl.) zusammen zu pressen.

Uebrigens gelangte sie doch auch nicht zur exacten Zerlegung der Gesamtaufgabe; und eben deshalb gewannen schon bey den Griechen im Laufe der Zeit solche Probleme die Oberhand, welche ihren wissenschaftlichen Ort erst finden, nachdem jene ungleichartigen Untersuchungen sich selbständig heraus gearbeitet haben und hierdurch einer rechtmäßigen Verbindung zur Bewältigung concreterer Aufgaben fähig geworden. Ist es z. B. der Ethik erst gelungen, ihre Musterbilder der Gesinnung hinzustellen, zur Beschauung nicht nur, sondern auch zur Nachfolge, dann allerdings können und

sollen die Ergebnisse einer andersartigen Nachforschung — der metaphysischen nämlich über die Natur des Menschen, — damit combinirt werden, um die Frage zu lösen, wie jene Nachfolge sich verwirklichen lasse? In ähnlicher, nur umfassenderer Weise combinirt sich die gesammte Metaphysik mit der Ethik in der Frage nach dem Weltzwecke. Daß nun solche Fragen den ganzen Menschen tiefer ergreifen als die abstracteren Vorfragen, versteht sich von selbst; nur aber versteht es sich nicht minder von selbst, daß diese vorerst beantwortet seyn wollen, und daher die fundamentalen Untersuchungen sowohl der Ethik als der Metaphysik verkümmern müssen, wenn die wissenschaftliche Ordnung durch die Höhe des Interesses bestimmt oder vielmehr verkehrt werden soll.

Hier von nun hatte sich, wie gesagt, schon die Griechische Philosophie nicht frey gehalten, so daß durch das Hervorragen solcher Aufgaben, in denen sich Ethisches und Metaphysisches verbindet, die gegenseitige Unabhängigkeit der Anfänge dieser Wissenschaften verdunkelt wurde. Ähnliches widerfuhr dem Verhältnisse zwischen Logik und Metaphysik. Sene entsprang bekanntlich, als die große Frage der Metaphysik nach dem Sinne der 'Veränderung' (ohne dessen Feststellung alle Rede vom Zusammenhange der Dinge und Ereignisse, von Ursachen, Kräften und dgl. haltlos ist) in Streitigkeiten verwickelte, deren Unblick auf die Wege des Denkens aufmerksam machte und zum Zweifel reizte, ob es denn unserm Denken möglich sey, das Reale zu erreichen?

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

82. 83. Stück.

Den 23. May 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'J. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften und Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftlichem Nachlasse. Herausgegeben von Gustav Hartenstein.'

Ich darf hier nicht die Gegenfrage ausführen, wie denn das Denken es anfangen möge, vom Realen los zu kommen, sondern nur bemerklich machen, daß jener Zweifel, wenn er über die Mißverständnisse, durch welche er sich der Metaphysik von vorne herein entgegen stellt, hinaus geführt wird, zu einer Frage nach dem Verhältnisse zwischen dem Denken und der gedachten Realität sich gestaltet, zu einer Frage, deren Lösung offenbar erst einer angemessenen Verbindung Dessen, was die Logik schon gelehrt hätte, mit dem schon erworbenen metaphysischen (vorzüglich psychologischen) Wissen gelingen könnte. Bleibt es aber bey jenen Mißverständnissen, so müssen gleich von

vorne herein Metaphysik und Logik in einen bodenlosen Wirbel gerathen.

Als das Christenthum in die Geschichte eintrat, war die Begrenzung der philosophischen Aufgaben schon sehr unsicher geworden, wie denn überhaupt das philosophische Streben lange nicht mehr diejenige Spannung hatte, die nöthig gewesen wäre, um mitten in der religiösen Bewegung das Bewußtseyn der mehr elementaren Fragen wach zu erhalten; sie wurden überfluthet; wer möchte auch bey der Macht dieser Bewegung einem menschlichen Gemüthe damahls solche wissenschaftliche Selbstbeherrschung anmuthen? Alles Philosophieren concentrirte sich auf das höchste Problem, unbekümmert ob denn das Höchste auch für die Forschung das Erste seyn dürfe? Nicht bloß an die Spitze der Metaphysik trat die Betrachtung des göttlichen Wesens, sondern, als der Quelle alles Guten und der Kraft zum Guten, auch an den Anfang der Ethik; ja der Logik, wie ferne das Verhältniß zwischen 'Offenbarung' und 'Vernunft' im Vordergrunde stand.

An einem solchen Knäuel, worin alle Gedankenknoten zusammen geschnürt sind, kann nur gezerrt — er mag durch Nachsprüche zerhauen aber kann nicht gelöst werden. Am verderblichsten mußte diese wissenschaftlich=schlimme Lage dem schwierigsten Theile der Philosophie werden, der Metaphysik. Die wichtigsten metaphysischen Begriffe hatten sich bey den Griechen im Nachdenken über die Veränderlichkeit der in der Erfahrung gegebenen Dinge erzeugt; diese Begriffe hatten sich wohl vererbt, aber jeder geistige Besitz hat nur ein Scheinleben, wenn er von den Nachkommen bloß respectiert statt wiedererzeugt wird; zur Wiedererzeugung jedoch wäre in diesem Falle Rückgang zu denjenigen Vorstellungen, wie

sie Jedem die Erfahrung aufdringt, vor Allem nöthig gewesen, und diesen Rückweg fand man nicht, verstrickt wie man war in die höchste Aufgabe, gebunden überdies, innerlich und äußerlich, durch Autorität. Den 'Realisten' welche an der Giltigkeit jener Begriffe festhielten, blieb daher nur, sie für 'angeborene' zu halten.

Einen nachhaltigen neuen Aufschwung konnte die Philosophie erst dann gewinnen, als es der nie alternden Erfahrung und den Classikern gelang, die herkömmliche Gedankenwelt an wichtigen Stellen zu durchbrechen. Zunächst war es die äußere Erfahrung, die materielle Natur, deren Einladungen zum Nachdenken man sich um so lieber hingab, als hier (verhältnismäßig) am wenigsten Conflict mit kirchlichen Lehren zu fürchten schien. Diese Anregungen konnten innerhalb der Philosophie unmittelbar für die Metaphysik sehr bedeutsam werden, indem die Frage: Was ist die Materie? eins ihrer frühesten Probleme — die andere Frage nach der Bewegung und deren Gründen einen speciellen Fall des Problems der Veränderung und ihrer Gründe bildet. Allein die Naturforschung sollte weniger direct als indirect, indem sie jene Gebundenheit des Denkens an das Herkömmliche lockerte, und durch die verkehrte Weltansicht, welche sich an diese Betrachtung heftete, durch den Materialismus nämlich, wider den die Philosophie zu kämpfen bekam, Bedeutung für dieselbe gewinnen. Denn nicht nur daß in der Naturforschung, indem sie in ihrem Werden sich losmachen mußte von scholastischer Philosophie, sich Abneigung gegen Metaphysik überhaupt festsetzte, sondern sie gab sich auch immer ausschließlicher den Mächten hin, welchen sie schon ihre anfänglichen Erfolge verdankte: der Beobachtung und Mathematik. Die vorherrschenden Partien der

Naturlehre hielten sich an das Mehr und Weniger, was an allem Geschehen vorkommt (nur nicht überall der Beobachtung gleich zugänglich ist, sey es um Ausgangspuncte für die mathematische Erwägung zu gewinnen oder um deren Resultate zu erproben); nun ist der Mathematik die Qualität und Realität Dessen, was sie nach seinen quantitativen Bestimmungen beurtheilt, völlig gleichgiltig, und in dem Maße, als sich diese Gleichgiltigkeit auf die Naturforschung übertrug, entfernte sich deren Richtung auch immer mehr von der der Metaphysik; immer mehr beschränkte sie sich auf Darstellung der Regelmäßigkeit in den Erscheinungen, die Fragen nach dem Seyenden, ohne dessen Voraussetzung die Erscheinung in Nichts zerflöße, sorgfältig ablehnend. Bey bloßen Regeln kann es nun freylich nicht sein Bewenden haben; 'es ist schon unpassend', sagt Herbart (Encycl. 2te Ausg. S. 192), 'wenn ein Staatsmann von Gesezen und von ihrer Herrschaft redet, ohne zu überlegen, welche denn die Personen seyen, denen Lust und Macht inwohne die Geseze zu befolgen und zu schükken; Geseze sind ein reines Nichts ohne den Willen, der sie in Ausübung bringt und erhält. Es ist aber noch unpassender, von Naturgesezen etwas zu erwarten ohne Voraussetzung einer festen, sich durchaus gleichbleibenden Natur der Dinge. Sich selbst gleich und unwandelbar muß zuerst Etwas seyn; in dem Beharrlichen hat die Festigkeit der Geseze den Grund ihrer Nothwendigkeit. Weil es ein solches und kein andres ist, darum wird der Wechsel von solchen und keinen andern Gesezen regiert.' Allein man wick der Aufgabe der Metaphysik aus, 'das Seyende als ein solches zu be-



stimmen, wie es seyn muß, damit die Erscheinungen als solche und keine andern hervorgehen' (Herbart *Metaph.* I. §. 118). Während nun, wer die Leistungen der Naturforschung einigermaßen kennt, nicht den Muth haben wird, ihr diese Selbstbeschränkung zum Vorwurfe zu machen, so wird er doch noch weit weniger wähen die umgangenen metaphysischen Fragen seyen von ihr gelöst, — ein Wahn, der zum Materialismus hintreibt. Denn stumpf wie der Empirismus ist zum Bedenken der alltäglichen Begriffe von Materie, Bewegung und dgl., meint er nicht bloß das Reelle der äußeren Natur schon zu erkennen und die reellen Gründe der im Raume sich darbietenden Vorgänge, sondern überdies zu wissen, daß es gar nichts Anderes gebe, — daß das Innere, welches der Mensch zunächst im eignen Geiste erfährt, eben Nichts sey als was die Mechanik schon ergründet habe, daß somit alle Ereignisse in bloßer Transformation der räumlichen Abstände gewisser Quanta ihre eigentliche Erklärung fänden.

Gegen solche trostlose Aufblähung des gedankenlosen Verkennens aller tieferen Fragepunkte erhob sich nun die Philosophie als Spiritualismus, getragen nicht bloß vom Interesse der theoretischen Untersuchung sondern zugleich vom ethischen und religiösen. Im Kampfe zwischen Materialismus und Spiritualismus trat besonders das Problem des ursachlichen Verhältnisses zwischen Leib und Seele hervor; denn hierüber vor Allem forderte der Materialismus Rechenschaft, sich an der Verlegenheit seiner Gegner weidend; für ihn selbst, der das Eine Glied dieses Verhältnisses (die nicht zusammen gesetzte Substanz, das immaterielle Substrat für jene Regsamkeit, die Jeder in sich inne wird),

leugnete, bestand natürlich die ganze Frage und ihre Schwierigkeit nicht; er hatte nicht die Pflicht der Mituntersuchung, sondern bloß das Recht der Einwürfe; so wähnte er wenigstens, ohne Ahnung daß schon die Erforschung derjenigen Causalverbindungen, auf welchen die Körperwelt beruht, dieselben Schwierigkeiten darbiete; er war des süßen Weins der Zuversicht voll, Stoß, Zug und Druck, worüber man ja rechnen konnte, auch zu begreifen; daß selbst Raum (diese Unordnung der Dinge) und Zeit (diese Ordnung der Veränderungen) unbegriffen bleiben ohne richtige Begriffe vom Causalzusammenhange, — dies kam ihm wohl kaum in den Sinn. Die Einwendungen eines Leibniz gegen die *actio in distans* (wornach ein Wesen dort, wo es nicht ist, wirken — das Abwesende mit seiner 'Kraft' anwesend seyn soll), gegen den *influxus physicus* und dgl. verhallten unverstanden, und die 'prästabilierte Harmonie', der 'Occasionalismus', der bloße Parallelismus des Geistigen und Materiellen (bey Spinoza) konnten daher nur als seltsame *lusus ingenii* erscheinen.

Theils neben diesen Kämpfen, theils damit verwickelt nahm der Streit über menschliche 'Freiheit' seinen Gang, über Selbstbestimmung, woben Dasselbe als Ausgangs- und Angriffspunct des Wirkens gedacht wird.

Allein noch immer arbeitete sich nicht die bestimmte Einsicht heraus, daß man sich auf die Quelle all dieser Begriffe, auf den Begriff der (äußeren wie inneren) Veränderung, zu besinnen habe, welche, soll von Ursache die Rede seyn, als Wirkung aufgefaßt werden muß. An dieser Stelle nun erhebt sich die für all jene Ueberlegungen entscheidende Frage: Nöthigt denn der Begriff der Veränderung sie als Wirkung aufzufassen? Dies könnte er offenbar nur, wenn er

außerdem (d. i. ohne ihr eine Ursache voraus zu setzen) ein in sich widersprechender wäre; der Widerspruch ist die Noth des Denkens; freylich — wer nicht denkt, ist vor ihr sicher! die metaphysischen Gedanken sollten bloße Einbildungen seyn.

Statt jedoch die streitigen Gedanken durch Zurückführung auf ihren wissenschaftlichen Ort zu rechtfertigen oder zu verurtheilen, ging man auf das psychologische Subject, welches ja Träger aller Gedanken sey, zurück; man merkte weder, daß eine haltbare Psychologie ein allgemein = metaphysisches Fundament (Entscheidung über Substantialität, Causalität, ...) schon voraussetze, noch daß durch sie in keinem Falle sich entscheiden lasse, ob den Gedanken eine reelle Bedeutung zukomme oder nicht, weil eben alle, die nichtigen nicht minder als jene, deren Gedachtes reale Geltung hat, einem Subjecte, welches sie denkt, angehören müssen; eben so die etwa angebornen wie die in ihm gewordenen. Und gerade auf den lezt erwähnten Unterschied, als bildete er für die Metaphysik gegenüber dem Empirismus die Lebensfrage, warf sich der Streit, als Fortsetzung des mittelalterlichen Kampfes zwischen Realismus und Nominalismus. Der Aufschwung der empirischen Betrachtungsweise, die sich auch über das Gebiet der psychischen Thatsachen verbreitete, verschaffte demselben viel neue Beleuchtung und dem Nominalismus neue Kräfte. Hatte schon Locke dem Begriffe der Substanz seine Giltigkeit abgesprochen, so that dies Hume auch rücksichtlich des Begriffs der Causalität, der eine bloße Angewöhnung seyn sollte; indem er deren Werden im psychologischen Subjecte nachwies (oder vielmehr nachgewiesen zu haben meinte), so sollte es damit auch um die

objective Bedeutung alles Causalnerus geschehen seyn! Daß sogar seine Nachweisung vielfache Causalität, z. B. zwischen dem vorstellenden Subjecte und den Außendingen, als wirkliche voraussetze, damit auch nur unsere vorgebliche Einbildung zu Stande kommen könne, dies bemerkte man nicht im Eifer des Streits und bey der Verwirrung der Fragepuncte.

Wollte man schon einmahl nur jenen Vorstellungen objective Bedeutung zugestehen, die dem vorstellenden Subjecte die Außenwelt unmittelbar aufdringt, so mußte man dieses Zugeständnis consequent auf die elementarsten Empfindungen beschränken; und diese Consequenz zog Kant, indem er denselben, als der so genannten 'Materie der Erfahrung' nicht bloß die metaphysischen Kategorien gegenüber stellte, sondern auch die 'Formen der Anschauung.' Die gesammte Vorstellungswelt des Menschen war so, mit Ausnahme jener Empfindungen, zu einer bloßen Illusion herab gesetzt, — zu einer Illusion zwar nicht bloß dieses oder jenes Individuums, sondern der ganzen Classe von Individuen, die nun einmahl von Haus aus eben mit diesen Anschauungs- und Denkformen, und keinen andern, ausgestattet sey. Das sagte denn auch der (zugleich bequemen) skeptischen Sinnesart zu, welche die vorerwähnte Selbstbeschränkung der Naturlehre für ein non plus ultra der Forschung nimmt, jene Enthalttsamkeit von metaphysischen Untersuchungen zur nothwendigen Verzichtleistung auf objective Weltanschauung stemmeln möchte.

Offenbar ist aber auch Kants Consequenz erst eine halbe. Nichts kann bedingter seyn durch die besondere Natur des Subjects, als das Empfangene, jene 'Materie der Erfahrung', weshalb ge-

rade hiergegen von jeher die ersten Angriffe des Scepticismus gerichtet waren. Zudem war ja die objective Bedeutung der Empfindungen schon damit Preis gegeben, daß die metaphysische Kategorie der Causalität überhaupt, mithin auch derjenigen zwischen dem Subjecte und seiner Außenwelt, nur eine der eben für uns unvermeidlichen Vorstellungsweisen seyn sollte. Kants 'Dinge an sich' zerrannen daher, und als einziges Object, von dessen Realität Gewisheit bestehe, blieb nur mehr das vorstellende Subject selbst zurück; dies und nur dies sey dem Gedanken erreichbar, das mit dem Denkenden identische Gedachte, das Ich. Diese Consequenz sprach Fichte aus, und sie ist unvermeidlich überall, wo man über objective Giltigkeit der Begriffe durch Psychologie zu entscheiden, durch diese die allgemeine Metaphysik zu ersetzen unternimmt.

Durch Fichtes Idealismus war die Lage des wissenschaftlichen Streites eine durchaus andere geworden. Das aller Causalbestimmtheit durch die Außenwelt ledige Ich mußte nun als Schöpfer seines Denkens und Wollens gefaßt werden, die Gegenstände seines Denkens und Wollens konnten einzig dessen eigener Inhalt, vom Ich nur Vorgestelltes, seyn, standen aber nicht selbst, während der Materialismus und halbreise Scepticismus umgekehrt das geistige Leben zum unselbständigen Widerschein, zur bloßen Aeußerung des Körperlichen zu verflüchtigen gemeint waren. Der Idee der 'Freyheit' auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Gesinnung und des Handelns trat nun kein Gespenst bloßer Passivität des Geistigen mehr entgegen. Zur ethischen Freyheit Kants, als dem Vermögen absolut anzufangen, gesellte sich nun das absolute Wissen mit seinen aus dem Begriffe

des Ich quellenden Constructionen; Kants intelligibler Act der Freiheit war durch Fichte zur welt-schöpferischen That des Ich gesteigert, die freye Selbstbestimmung zum absoluten Selbstbewußtseyn.

So konnte es nicht bleiben; die Ansprüche des Nichtich auf Realität ließen sich nicht Schweigen gebieten; die Selbständigkeit des Ich war die eines Tyrannen, welcher alle fremden Kräfte, damit sie ihm nicht gefährlich werden könnten, vernichtet hätte; es hatte den Kerker, in den man es zu sperren versuchte, zerstört, aber in ein Inselchen verwandelt inmitten einer bloßen Scheinwelt. Wie nun von diesem Standpuncte wissenschaftlich los kommen?

Der directe Weg konnte nur der seyn, daß man dem Ich-Begriffe, dieser Identität des Verschiedenen (des Subjects und Objects), zu Leibe ging, welchen ja Fichte selbst schon für einen in sich widersprechenden erkannt hatte; eben hierdurch war man verpflichtet und berechtigt, denselben, da man wegen seines Anspruchs auf reelle Bedeutung davon nicht lassen konnte, anders — nämlich so zu fassen, daß er denkbar, daß der Widerspruch fortgeschafft werde. So wird der Ichbegriff zu einem Ausgangspuncte metaphysischer Forschung; diesen Weg schlug Herbart ein. Die Betrachtung des Ichbegriffes selbst führte ihn aus der idealistischen Isolierung heraus, indem unser Selbstbewußtseyn unmöglich wäre ohne Realität auch anderer Wesen, zwischen welchen und der (zum Selbstbewußtseyn sich entwickelnden) Seele vielfache, wechselnde Verbindung Statt findet. Indem der Ichheit die Bedingungen ihrer Möglichkeit nachgewiesen werden, wird ihr Begriff ergänzt und so in einen widerspruchlosen umgebildet.

Zugleich mußte jene Reihe vorerwähnter metaphy-

fischer Kämpfe, die Fichtes Consequenz schloß indem er die Grundprobleme der Metaphysik vervollständigte, — sie mußte auch zurück verfolgt werden; sie führt, wie ich anzudeuten versuchte, auf zwey andere solche Probleme zurück, auf die Begriffe der Materie und der Veränderung. Auch dieses that Herbart; und das Problem der Inhärenz, des Dinges mit mehreren simultanen, disparaten Merkmalen, gesellte sich zu dem des veränderlichen, welches eine zeitliche Reihe conträrer darbietet. In Verbindung mit teleologischer Weltauffassung bildet der Inbegriff dieser Probleme, worauf (als auf die einfachsten) alle übrigen, das Wirkliche betreffenden Fragen zuletzt zurück weisen, den Grund und Boden von Herbart's allgemeiner Metaphysik; und so war und blieb er entschieden getrennt von den übrigen Philosophen seiner Zeit, welche auf anderen Wegen von jenem anfänglichen Standpuncte Fichtes los zu kommen versuchten.

Fichte selbst versuchte es; freylich aber überließ er sich anderen Motiven als denen, welche in den erwähnten Begriffen liegen; ethische Motive sollten hier entscheiden. Von diesen, welche gegen die Knechtung des geistigen Lebens durch die Außenwelt protestieren, waren ja jene um Causal-Begriffe sich drehenden Kämpfe durchdrungen; auf die Anerkennung der Pflicht hatte ja Kant die Forderung seiner, über alle Causalität erhabenen 'Freyheit' gegründet, und hierauf die religiösen Postulate. Der sittlichen Energie Fichtes lag also nichts näher, als die Ethik zur völligen Herrschaft über die Metaphysik zu erheben; das Sittengesetz, bey Kant dem Glauben Bürge einer höhern Ordnung, sollte nun gar Realgrund der Welt seyn; Fichte durchbrach die Enge des Ich's, dasselbe zu einem umfassenderen ethischen Organismus,

‘zur Gemeine der Heiligen’ erweiternd (Sittl. §. 19). Diese Herrschaft der Ethik über Metaphysik verräth sich laut genug als usurpierte, als eine kümmerliche Weise, den Bankerott der letzteren zu verbergen; die Frage nach der Würde der Gesinnung, deren Beantwortung die erste Aufgabe der Ethik bildet, ist der Frage nach der Wirklichkeit des Wollens, seiner Gegenstände und Erfolge, somit auch nach den diesfälligen Causalverhältnissen, ganz ungleichartig. Deshalb behandelte Herbart Metaphysik und Ethik als coordinierte Wissenschaften, deren angemessene Verbindung zur so genannten angewandten Moral, zur Pädagogik, zur Philosophie des Staats, der Geschichte, der Religion nur dann gelingt, nachdem die zu verbindenden ihre selbständige Begründung schon gewonnen.

Indem es sich nun immer mehr fühlbar machte, daß die Wünsche, wie fromm sie auch seyen, deshalb doch nicht die Realität des Gewünschten verbürgen, so stürzte man zwar jene Herrschaft der Ethik über die Metaphysik; aber statt beiden Wissenschaften ihre ursprünglich = unabhängige Stellung zurück zu geben, machte man umgekehrt, wie das die Weise der Reactionen ist, die Ethik, ja die gesammte Aesthetik, der Metaphysik unterthan.

Schellings kräftigem Natursinne und seiner durch Kants Critik d. U. getragenen Begeisterung für den ‘Organismus’ genügten jene von der Ethik decretierten Wirklichkeiten nicht; er reimte Fichte auf Spinoza, dessen Substanz nun, statt *res cogitans et extensa*, Identität von Geist und Natur hieß, entsprechend dem Fichteschen Ich und Nichtich. Damit war denn die Philosophie wieder in die alte Lage zurück versetzt; der allwissende idealistische Construction = Uebermuth freylich



war neu, nur aber keine Zauberkraft des wissenschaftlichen Fortschritts vom unbekanntem Einen (indefinito, infinito), in dem alle Räthsel concentrirt sind; die Wissenschaft fordert vielmehr, daß man vom Bekannten ausgehe und einen Complex von Schwierigkeiten gehörig zerlege, um derselben Herr werden zu können.

Während Schelling Spinozas Parallelismus zwischen Aeußerem und Innerem poetisch ausbildete zur Verherrlichung des 'organischen Lebens', das der gemeinen Ansicht von der 'Materie' am meisten widersteht und so entschieden eine zugleich teleologische Auffassung gebietet, — während Schelling die Definitionen und Axiome Spinozas ganz einfach durch die 'intellectuale Anschauung' ersetzte und das 'freye' Denken über alle Methode hinaus hob, suchte Hegel nach einer Methode, natürlich, gemäß der Einheit des Principis, nach einer einzigen, universalen. Da nun jener principielle Begriff ein in sich widersprechender war, jedoch vermöge zweifellosen Anspruchs des Ich auf Realität vielmehr als Prototyp der Wahrheit angesehen wurde denn als gegebene Aufforderung zu einem ihn berichtigenden Denken, so konnte auch die alte Logik, welche auf Wegschaffung der Widersprüche eigensinnig besteht, nicht ferner geduldet werden; für das gemeine Denken des 'Verstandes' mag diese 'formale' Logik immerhin gut genug seyn, aber fürs 'vernünftige' Denken, für die philosophische Speculation war sie als schlechte erfunden. So war denn Alles glücklich untergebracht in der Einen Wissenschaft, unter Ein Princip!

Dabey blieb denn auch, wenn gleich Hegel den (ebenfalls widersprechenden) Begriff der Veränderung (Seyn, Nichts, Werden) an die Spitze stellte, was sehr wohl anging, wieferne der Begriff

der Entwicklung, des **Werdens** des Ich in den Umfang jenes abstracteren fällt. Alles zerfloß in der Strömung des absoluten Werdens, die zugleich dialectischer, realer und teleologischer Proceß war; man brauchte durch das Wort 'Grund' nur bald den Rechtfertigungsgrund des Denkens, bald den Realgrund der Ereignisse, bald den zwecksetzenden Willen zu bezeichnen (vergl. Herbart Encyclopädie 2te Ausg. §. 193...), oder unter den vielerley Bedeutungen des Wortes 'Allgemeinheit' und dergl. gewandt zu wählen, um sich abwechselnd auf die Standpuncte der alten Logik, Metaphysik und Ethik zu versetzen. Gemeine Köpfe, die ihre Augen offen behalten, ergreift allerdings der Schwindel in solcher 'absoluter Bewegung'; wer aber über das 'verständige', seine Begriffe zum Stehen bringende, fixierende Denken hinaus ist, dem muß Herbart dagegen als Stillstehender, Zurückgebliebener, als Begriffsquäler erscheinen, der die große philosophische Bewegung seiner Zeit nicht zu fassen vermochte. Seine äußerste, auf die Fundamente der Philosophie gerichtete Sorgfalt verschmähte es überdies, viel Worte zu machen über den Giebel eines Gebäudes, an welchem Generationen zu bauen haben werden. Wie sehr Herbart von dieser Ueberzeugung durchdrungen war, das mag z. B. ein Aufsatz im ersten der vorliegenden Bände 'über die dunkle Seite der Pädagogik' bezeugen, einer Wissenschaft, für die er doch so viel gethan! Sein Blick weidete sich nicht an der eingebildeten Größe der philosophischen Leistungen, sondern an den 'unermesslichen Erweiterungen, die dem speculativen Wissen noch bevorstehen' (Lehrb. z. Einl. 4te Ausg. S. 252), nachdem erst die Grundlage, von der aus sich bleibende Eroberungen machen lassen, gesichert sind; ohne solche Sicherheit mag immerhin dieses oder jenes Philo-

sophem sich zur ephemeren Herrschaft aufschwingen, müßte aber die Philosophie auf nachhaltige, heilsame, große Wirkung verzichten; denn eine solche können 'nur vereinigte Kräfte hervor bringen, gleich denen der Mathematiker und Physiker, die sich Jeder ganz auf ihre Wissenschaft legen und die meistens einträchtig zusammen arbeiten,' (ebds. S. 33) — keine derartige Vereinigung aber ohne Einverständnis in den Grundlagen! Dies liegt freylich über jegliche Willkür hinaus. Gegenwärtige Sammlung ist auch dafür zu wirken geeignet, theils für sich, theils in Verbindung mit Herbart's größeren Werken; wie viel sie wirken werde, hängt ab vom Maße der Empfänglichkeit für wissenschaftliche Gründe, welche ihr entgegen kommt; diese Empfänglichkeit (sonst auch 'theoretische Vernunft' oder 'freyes Denken' genannt) — wo wäre sie nöthiger als im Gebiete der Philosophie, auf dem sich alle Principienkämpfe (unmittelbar der Wissenschaft, mittelbar des Lebens) zusammen drängen? —

Der Verleger verdient alle Anerkennung. F. Lott.

### P a r i s.

Imprimerie royale 1843. Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique.

I. Papiers d'état du cardinal de Granvella d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. 784 Seiten in Quart.

Der vorliegende Theil \*) der reichhaltigen Sammlung von Staatschriften aus dem Nachlasse des

\*) Der vorangegangene Theil ist Jahrgang 1843 St. 66 dieser Blätter angezeigt.

Cardinal Granvella enthält 244 Actenstücke aus der Zeit vom Junius 1553 bis zum November 1556. Auch dieses Mal hat der Herausgeber einigen der in spanischer Sprache abgefaßten Schriften eine französische Uebersetzung beygegeben, nicht aber den italiänisch oder lateinisch nieder geschriebenen. Wie früher, sind hin und wieder dem Texte in Bezug auf Genealogie, politische Verhältnisse und Dertlichkeiten kurze erläuternde Noten hinzu gefügt, welche der Leser ungern entbehren würde, wenn auch bey einigen derselben, z. B. S. 51, wo bemerkt wird, daß Kurfürst Moriz seinen Tod wahrscheinlich durch Meuchelmord gefunden habe, und S. 496, wo als die Mutter von Don Juan d'Austria kurzweg Barbara Blomberg aus Regensburg angegeben wird, — die Bekanntschaft mit neueren Forschungen vermisset wird.

Den Inhalt dieses Theiles könnte man passend in zwey Rubriken bringen, von denen die erstere und größere die politischen Verhältnisse Englands, den Häusern Valois und Habsburg gegenüber, hauptsächlich die Werbung Philipps um Maria, die Vermählung desselben und die Stellung, welche er in England zu den ihm feindlichen Parteyen nahm, die andere dagegen die Herbeyführung eines Stillstandes mit Frankreich, namentlich die Auslieferung der französischen Gefangenen, betrifft und aus dem Briefwechsel des damahls in Paris lebenden kaiserlichen Gesandten Simon Renard mit Philipp (II.), dem Könige Ferdinand, dem Grafen Lalaing, Alba, Ruy Gomez de Silva und Emanuel Philibert von Savoyen besteht.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

84. Stück.

Den 25. May 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Première série. Histoire politique. I. Papiers d'état du Card. de Granvelle ... publiés sous la direction de M. Ch. Weiss.

Die erste Abtheilung enthält, außer einigen, ihrem Inhalte nach isolierten Actenstücken (z. B. der Proposta dal duca Augusto, elettore de Sassonia an den Kaiser, d. d. Dresden 6. Januar 1555, und verschiedenen italiänisch abgefaßten Abhandlungen des Cardinals von Augsburg über die Persönlichkeiten und religiösen Tendenzen vieler deutschen Fürsten und, diesen gegenüber, über das Verfahren des Kaisers, der die günstige Zeit zur Unterdrückung der Ketzer in Deutschland versäumt habe), die Correspondenz von Emanuel Philibert von Savoyen, Granvella, Kaiser Carl, der verwittweten Königin Maria von Ungarn, König Ferdinand und dem Infanten Philipp mit der kaiserlichen Gesandtschaft in London, an deren Spitze der oben genannte Simon Renard stand, den Schriftenwechsel Marias

von England mit Maria von Ungarn, dem Könige Ferdinand und dem Kaiser. Außerdem stößt man auf Bullen und Schreiben von Papst Julius III. an den Cardinal Pole, auf Briefe des letzteren an Philipp, und Philipps und Marias an die englische Gesandtschaft in Rom (Februar 1554), alle in lateinischer Sprache abgefaßt, so wie auf Schreiben des französischen Gesandten in London an König Heinrich II. und auf kurze Berichte über kriegerische Ereignisse an der französisch-niederländischen Grenze.

Nicht ohne Interesse wird man die für Heinrich II. bestimmten Worte des Herzogs von Najara lesen, in welchen derselbe ein an die Stände Deutschlands gerichtetes, an Verleumdungen gegen den Kaiser reiches Schreiben des Königs widerlegt. Er rede, sagt der Herzog, *con amigable libertad*; aber seine Freyheit ist mitunter mehr als freundschaftlich, sie zeugt namentlich am Schlusse, dem Gefrönten gegenüber, von hinlänglicher Derbheit: *“Cierto es, que tales palabras, como las de vuestra carta, si el mundo no las recibe para desamar el emperador, no escusaran a V. A. la escusacion (acusacion) de ser mas amigo de ladrar, que de morder, pues re aprovecha del remedio, que mugeres muy flacas suelen aprovechar los que malquieren.”* Mit noch größerer Spannung folgt man dem Inhalte der vier Schreiben von der Hand Carls V., welche sich seinem Testamente beygegeben fanden. Das erste derselben, welches, laut der Uberschrift, nur von Philipp, oder, nach dessen frühzeitigem Tode, von Carlos, oder, falls auch dieser nicht mehr am Leben, von dem testamentarisch bestimmten Erben erbroschen werden sollte, betrifft den Unterhalt und die demnächstige Lebensstellung des Knaben Geronimo (D. Juan d’Austria), welchen der Kaiser

während seines Wittwerstandes mit einem ledigen Frauenzimmer (*muger soltera*) in Deutschland erzeugt habe. In dem zweyten Schreiben drückt der Kaiser den bestimmten Wunsch aus, daß sein Nachfolger das Reich Navarra, falls solches nicht wirklich aus hinlänglichen Rechtsgründen für die Krone Spanien erworben sey, heraus gebe. Durch das dritte Schreiben begibt sich der Kaiser zu Gunsten seines Sohnes des bis dahin vorbehaltenen Rechts, vorkommenden Falles für Don Carlos die Vormünder zu ernennen. Das vierte Schreiben endlich betrifft die Landschaft Piombino. — Aus einem Briefe Marias von Ungarn (August 1555) an Carl, in welchem sie diesem erklärt, daß sie die Statthalterschaft der Niederlande nicht länger verwalten könne, ersieht man, daß der Grund hiervon vorzugsweise in der Persönlichkeit Philipps zu suchen ist. Hier heißt es: *‘Comme combien que porte l’amour et affection au roy mon seigneur vostre filz, si entiere que, en chose qui fust de ma capacité, ne desirerois moins luy faire service que ay fait à vostre majesté, si peult icelle considérer, s’il ne seroit dur à personne comme moy, après avoir servy vostre majesté jusques au bout, en mes vieux jours songer de apprendre et recommencer mon A B C.’* Das Testament derselben Maria (1558) gibt einen abermahligem Beleg für die unwandelbare Liebe, mit welcher die reich begabte Frau ihrem früh verstorbenen Gemahl anhing, für die, keine Aufopferung scheuende, schwesterliche Zärtlichkeit, mit welcher sie dem Bruder angehörte.

Hiernach sey es Ref. gestattet, noch einige Mittheilungen über den Inhalt des ersten und überwiegenden Theils dieser Sammlung hinzu zu fügen. Eine für die nach England bestimmte Ge-

sandtschaft vom Kaiser angefertigte Instruction (Junius 1553) ist zugleich für den Fall berechnet, daß die Abgeordneten den kränkenden Eduard VI. nicht mehr am Leben träfen. Unter diesen Umständen sollen sie für die Thronbesteigung Marias thätig seyn und zugleich die Lage derselben durch die Vorspiegelung sichern, daß der Kaiser die Vermählung derselben mit einem englischen Großen wünsche. Sie sollen ferner darauf hinwirken, daß Maria kein Bedenken trage, die schriftliche Zusicherung auszustellen, sowohl an den bisherigen Machthabern keine Rache nehmen, als weder in Glaubenssachen, noch in Betreff der Regierung eine Aenderung eintreten lassen zu wollen. Nun berichtet die Gesandtschaft von der Krankheit des jungen Eduard, von dem Einflusse und den ehrgeizigen Absichten des für Lady Gray strebenden Northumberland, der nicht ohne die Billigung Frankreichs, mit dem Plan umgehe, sich der Person Marias zu bemächtigen. Letztere habe man wiederholt gewarnt, nicht bey dem ersten, vielleicht unbegründeten Gerüchte vom Tode des Königs mit ihren Ansprüchen auf den Thron hervor zu treten.

Je rascher die Verhältnisse in England der Umgestaltung entgegen gehen, um so rascher folgen die Relationen auf einander. Es wird der Tod Eduards gemeldet, die Geltendmachung der Ansprüche von Seiten Marias, die Thronbesteigung der unglücklichen Gray. Noch am 19. Julius 1553 hält die Gesandtschaft eine kräftige Unterstützung Marias von Seiten des Kaisers für wünschenswerth und am nämlichen Tage meldet sie den Sieg der Tochter Katharinas von Aragon. Seitdem ist Carl V. eifrig beflissen, jedem zu hastigen Handeln der Königin vorzubeugen; sie soll die Zeit abwarten, be-



vor sie sich mit Entschiedenheit auf die Seite einer der beiden Religionsparteyen stelle, soll nur gegen einzelne gefährliche Widersacher einschreiten, gegen den großen Haufen derselben sich der Milde bedienen und für den Augenblick ihren lobenswerthen Eifer für die Wiederherstellung des katholischen Glaubens zurück drängen. Vor allen Dingen müsse sie daran denken, zur Ehe zu schreiten, in welcher Beziehung der Kaiser stäts bereit sey, ihr aufrichtig und unverholen seinen Rath zu ertheilen.

Wie fein Simon Renard seines Herrn Hoffen erräth, wie schlau er für dieses wirkt, indem er der Königin, deren Jugend längst verblüht ist, eine Anzahl grüner Freyer vorschlägt, hinsichtlich welcher die überdies etwas kalte Frau bemerkt, daß sie süglich deren Mutter seyn könne. Dann führt er vorsichtig das Bild des spanischen Infanten ihr vor, er zwingt sie, auf diesen ihren Blick zu richten. Freylich, bemerkt er gegen Granvella, seyen Hof und Volk schlecht auf Spanien und besonders auf den Infanten zu sprechen; aber, fährt er fort, *je congnoys ladicte royne tant facile, tant bonne, tant peu expérimentée des choses du monde et d'estat, tant novice en toute chose, und es sey ihre habfüchtige Umgebung durch Geschenke und Zusagen zu Allem zu bringen.* Der Gesandte, schreibt Carl V. von den Niederlanden aus, könne die Königin versichern, daß er, der Kaiser, wenn sein Alter es erlaube, sich selbst der Königin antragen werde; so aber könne er ihr keinen bessern Gemahl vorschlagen, als seinen Sohn. Und hieran knüpft er die Verheißung einer glänzenden Zukunft; er geht so weit, daß er, in kluger Berücksichtigung englischer Nationalität, darauf hinweist, wie leicht das durch solche Bande mit Spanien verknüpfte England den Besitz von Guienne wieder

erwerben könne. Man solle, gebietet er, keine Zusage von Aemtern, Renten, Privilegien scheuen, um einflußreiche Große für die Vermählung mit dem Infanten zu gewinnen. Zugleich ermahnt er — und dieser Gegenstand beschäftigt ihn lange und wiederholt — die junge Elisabeth mit der höchsten Sorgfalt zu überwachen. Im November 1553 sendet Granvella bereits ein von Titian angefertigtes Portrait Philipps — das von Granach sey noch nicht vollendet — an Maria und vergißt dabei nicht hervor zu heben, daß das nicht ganz neue Bild dem Original weit nachstehe und letzteres namentlich plus formé et barbé geworden sey. Er habe, schreibt der Kaiser an Renard, den auf der Reise nach England begriffenen portugiesischen Infanten Don Luis in Brüssel unter allerley Vorwand aufgehalten, damit er den Bewerbungen Philipps nicht in den Weg trete. Wenige Tage darauf sendet er die der Königin vorzulegenden Bedingungen des Ehecontractes nach London. Man weiß, daß die Warnungen Carls hinsichtlich der Tochter von Anna Boleyn eine nur zu bereitwillige Aufnahme fanden. Im May 1554 meldet Renard, daß Elisabeth auf seinen Rath der Freyheit beraubt sey.

Die in der Mitte des Jahres 1554 von Renard ausgefertigte Instruction, wie sich der Infant in England zu benehmen habe, zeugt davon, wie richtig der Gesandte die Persönlichkeit des letzteren aufgefaßt hatte und wie gründlich er mit den Wünschen und Ansichten Englands vertraut war. Der Kaisersohn soll dem Adel mit Freundlichkeit begegnen, jedermann leicht den Zutritt gestatten, sich oft dem Volke zeigen und bey jeder Gelegenheit zu verstehen geben, daß er weit entfernt sey, sich in die Angelegenheiten der Regierung mischen zu

wollen. Gegen den Adel, heißt es weiter, müsse er sich freygebig, aufgelegt, vergnügungslustig zeigen, gegen das Volk als einen Freund der Freyheit und Gerechtigkeit; es dürfe kein Gefolge von Bewaffneten mit ihm das Land betreten. Derselben Ansicht ist Granvella, der nebenbey bemerkt, wie leicht jeder Widerstand zu beseitigen sey, propositum les deux pointz tant necesaires en administracion publique, poenae et praemia. — Nun erfolgt die Landung Philipps, seine Vermählung, sein Eingreifen in Glaubenssachen und immer ängstlicher berichtet Renard über die steigende Gährung in der Bürgerschaft der Hauptstadt, über die Schwierigkeit, den Unruhen vorzubeugen, denen das Land für die nächste Zukunft zur Beute werden müsse, über die Aussicht, daß bey der nicht unwahrscheinlichen Thronfolge der augenblicklich gefangenen Elisabeth der alte Glaube abermahls in England untergehen werde.

Dieser kurze Auszug genüge, um über die Bedeutsamkeit der vorliegenden Correspondenz zu urtheilen.

II. Archives administratives de la ville de Reims. Collection de pièces inédites pouvant servir à l'histoire des institutions dans l'intérieur de la cité. Par Pierre Varin. 1843. 633 Seiten in Quart \*).

Dieser Band enthält 390 theils lateinisch, theils französisch abgefaßte Documente, welche dem Zeitraum vom 6. Februar 1300 bis zum 13. October 1330 angehören. Sie betreffen päpstliche Indulgenzen für solche, die in gewissen Gotteshäusern zu Rheims ihr Gebet verrichten, Vergebung von Psrün

\*) Man vergleiche Jahrg. 1843. St. 68 dieser Blätter.

den, Bestätigung und andererseits Zurücknahme von Immunitäten der Domherren, Excommunicationen, Actenstücke in Bezug auf das Schisma der Kirche, richterliche Entscheidungen, Compromisse und Gutachten in Civilrechtsachen. Den größeren Theil des Inhalts bilden Mandate von vier aufeinander folgenden Königen (Philipp IV., Ludwig X., Philipp V. und Carl IV.) in Bezug auf die Streitigkeiten, welche zwischen dem Erzbischof und den Schöffen von Rheims wegen Ausschreibens von Steuern, Ausübung der Gerichtsbarkeit zc. vorwalten und die meist zu Gunsten der Bürgerschaft entschieden werden; in Bezug auf Freyheit von Abgaben an gewissen Zollstätten, auf Zwist zwischen dem Erzbischof einerseits und dem Capitel und einigen Prälaten seiner Diocese andererseits, auf Gebannte und Friedbrecher, auf Privilegien des Domcapitels und einzelner Kirchen und Klöster. Außerdem stößt man auf Verträge zwischen dem Erzbischof und seinem Capitel und zwischen letzterem und den Schöffen, auf Feststellung der Abgaben, denen die Güter der Bürger von Rheims beym Ueberfahren über die Dise und Aisne unterworfen seyn sollen zc., endlich auf Ausschreiben des Königs, daß, wegen der Unsicherheit innerhalb des Reichbildes, den Bürgern von Rheims ausnahmsweise das Tragen von Waffen verstattet, daß die *clerici mercatores, et clericaliter non viventes, ac etiam uxorati* zur Theilnahme an Kriegskosten heran gezogen werden sollen, daß die Stadt den ihr gebührenden Antheil zu den Krönungskosten der Könige entrichten soll.

Wie schon früher bemerkt ist, tritt der völlige Mangel an Sach- und Namenregistern bey einer so reichhaltigen Sammlung dem Leser sehr fühlbar entgegen.

III. *Recueil des lettres missives de Henri IV., publié par M. Berger de*

Xivrey. 1843. Tom. I. XLI u. 710. Tom II. VI und 657 Seiten in Quart.

Die Correspondenz Heinrichs IV. ist, freylich immer nur bruchstückweise, seit geraumer Zeit in verschiedenen Sammlungen ans Licht getreten. Vieles bieten in dieser Hinsicht die Memoiren von Mornay, mehr noch die vom Hn von Rommel besorgte treffliche Zusammenstellung des, einer bestimmten Richtung angehörigen, Briefwechsels Heinrichs mit dem Landgrafen Moriz. Lateinisch abgefaßte Schreiben rein politischen Inhalts, welche den Jahren 1583 bis 1587 angehören, erschienen 1679 in Utrecht. Liebesbriefe des bekanntlich für die Reize des schönen Geschlechts nicht eben unempfindlichen Königs veröffentlichte etwa 100 Jahre später der *Mercur de France* und wurden durch eine abermahlige, 1814 in Paris erschienene Sammlung vervollständigt. Gleichwohl würden diese Veröffentlichungen nicht ausreichen, um eine nach allen Seiten genügende Correspondenz Heinrichs IV. zu gewinnen. Zu diesem Zwecke bedurfte es eines emsigen Nachsuchens in öffentlichen und Familienarchiven, nicht bloß Frankreichs, sondern auch auswärtiger Staaten, einer kräftigen Unterstützung von oben herab, hinreichender Kräfte, einer sorgfältigen Kritik im Vergleichen und Ordnen, einer gründlichen Kenntniß der geistigen Bewegungen, der Ereignisse, welche das innere und äußere Leben Frankreichs in einer Zeit berührten und gestalteten, der die Briefe angehören. Gegen 3000 Briefe, von denen mehr als ein Drittheil vom Auslande und über 600 aus Archiven französischer Familien kamen, wurden, theils in Abschriften, theils im Original, durch die Bemühungen des Ministers Villemain zusammen gebracht, der zu diesem Zwecke den Vorstehern von Archiven und Bibliotheken in allen De-

partements seine Anweisungen hatte zukommen lassen. Von dem Auslande gab die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg bey weitem die stärkste Ausbeute; weniger, als man hätte vermuthen sollen, fand sich in England. Die Archive zu Dresden und Wolfenbüttel erwiesen sich in dieser Beziehung reicher, als das kaiserlich königliche Archiv zu Wien. Auch Kopenhagen, Simancas, Florenz, Mailand, Turin, besonders der Vatican, Bern, Genf und Zürich lieferten Beyträge.

Die Orthographie des Schreibers ist beybehalten; manchen aus der verhältnismäßig geringen Zahl der lateinisch abgefaßten Schreiben ist die Uebersetzung beygefügt. Fortlaufende, zum Theil sehr umfangreiche, Noten geben über Anspielungen und geschichtliche Ereignisse, besonders über Persönlichkeiten und Genealogien, die befriedigendsten Erläuterungen. Einige derselben, z. B. S. 31 u., wo sich ein trefflicher Brief von Jeanne an ihren Sohn Heinrich (Frühjahr 1572) befindet, der eine scharfe Charakteristik des Hofes von Blois enthält, könnten gedehnt erscheinen, sind aber völlig geeignet, den Leser auf den zur Durchdringung des Textes erforderlichen Standpunct zu führen.

Jeder Band — der erste umfaßt die Jahre 1562 bis 1585, der zweyte die Zeit von 1585 bis 1589 — enthält ein Sommaire historique, welches von Jahr zu Jahr die wichtigsten Begebenheiten Frankreichs, namentlich die auf Heinrich bezüglichen Verhältnisse, an einander reiht. Bey jedem Briefe besagt eine Ueberschrift, ob er einem Autographum, dem Original, oder einer Copie entnommen sey und wo sich diese befinden. War das Schreiben bereits gedruckt, so fehlt die Angabe nicht, wo und wie dasselbe veröffentlicht wurde. Beiden Theilen sind gute Indices und vortrefflich angefertigte Facsimi-

leß beygegeben; der zweyte Theil enthält überdies ein Glossar für veraltete Wörter und Redeweisen, ein Verzeichniß von Séjours et itinéraire de Henri IV., welches die Zeit von der Geburt Heinrichs (14. December 1553) bis zu dessen Thronbesteigung (2. August 1589) begreift, so wie eine systematisch geordnete Nachweisung der Quellen, aus denen die Briefe genommen sind.

Einen, dem Umfange dieser Blätter angemessenen Auszug dieser reichhaltigen Sammlung zu geben, würde eben so schwer halten, als eine weitere Ausführung von der Wichtigkeit derselben, nicht bloß für die französische Geschichte, sondern für die der meisten europäischen Staaten, überflüssig erscheint.

Hav.

### P a r i s,

bey Gide. 1843. Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses par P. Flourens. Klein Folio mit 6 Tafeln.

Das vorliegende Werk ist seinem Inhalte nach nicht neu, da der Verf. seine Untersuchungen und Ansichten schon früher (1837) in zwey Abhandlungen in den *Annal. d. sc. nat.* 2de sér. VII u. IX mitgetheilt und hier nichts Wesentliches zugefügt hat. Die Hauptsachen lassen sich in wenigen Worten zusammen fassen. Der Vf. glaubt den Streit über die Anzahl der verschiedenen Schichten der Oberhaut und Schleimhäute zu einem unzweifelhaften Resultate gebracht zu haben und zwar durch ein Mittel, welches vor ihm nicht gehörig bekannt gewesen sey, nämlich durch eine 'macération méthodique, que n'a été réellement employée jusqu'à moi par aucun anatomiste' (p. 6). Diese methodische Maceration besteht aber in weiter nichts, als daß man den Fortgang der Maceration beob-

achtet bis sich so viel Schichten trennen, als man gerade präparieren will. Die Resultate des Vfs sind nun kurz folgende. Die Oberhaut besteht bey den gefärbten Nageln aus 5 Schichten: 1. äußere Epidermis, 2. innere Epidermis, 3. Pigmentlage, 4. Pigmenthaut, 5. Cutis. Die Pigmentlage wird nicht als Haut, sondern als Stratum angesehen; die übrigen 4 als Membrane und zwar continuierliche, nicht netzförmig durchbrochen, wie man früher vom rete Malpighii annahm. Die Oberhaut der ungefärbten Nageln besteht aus drey Schichten, nämlich doppelter Epidermis und Cutis. An einzelnen Stellen aber, z. B. an der areola mammae findet sich unter der zweyten Epidermis ein Pigmentstratum und die oberste Schicht der Cutis löst sich bey der Maceration von dem unteren, so daß Verf. hier ein Analogon der Pigmenthaut erblickt. Die Schleimhäute bestehen aus drey Schichten, der Epidermis, der Schleimschicht (*lamme muqueuse ou le corps muqueux*) und Cutis (*le derme*). Die erste entspricht der oberen Epidermis, die zweyte der unteren, die dritte der Cutis und will der Verf. diese Uebergänge an den Lippen z. B. deutlich dargestellt haben. Die Dicke dieser Schichten ist bey den verschiedenen Schleimhäuten verschieden, aber bey allen sind sie vorhanden und durch die methodische Maceration dargestellt. Endlich haben auch die Arterien diese drey Häute innerhalb der fibrösen oder mittleren Haut. — Das Verhältnis der Epidermis zum Haare ist, wie es der Verf. beschreibt, nicht ganz verständlich, da ihm von den Wurzelscheiden nichts bekannt zu seyn scheint. Bey dem Verhältnis des Nagels zur Oberhaut kommt Verfasser zu dem Schlusse, daß die Epidermis über die äußere Fläche des Nagels weggehe. Zum Beweise führt er an,



daß er bey dem Thierfötus durch Maceration die Epidermis von der äußeren Fläche der Nägel und Klauen abgelöst und ihren Zusammenhang mit der übrigen nachgewiesen habe; bey dem menschlichen Fötus sey es ihm zwar nicht gelungen, aber nach Analogie wahrscheinlich.

Dies der wesentliche Inhalt, welchen der Verf. mit gewaltiger Redseligkeit und Ruhmredigkeit auf circa 100 Seiten behandelt. Eine schwierige Frage ist, was man davon benutzen kann. Es steht wohl nicht zu bezweifeln, daß Vf. die benannten Schichten durch Maceration getrennt hat, und daß sie wenigstens häufig sich so trennen, aber sehr wichtig ist die Frage, ob diese Trennung zu einer natürlichen Unterabtheilung Veranlassung gebe, ob der Verf. immer homogene Gewebe vor sich gehabt habe. Ohne Anwendung des Mikroskops möchten diese Zweifel nicht zu heben seyn, und dies hat der Verfasser leider gänzlich versäumt. So lange die künstliche Zerlegung einzelner Theile in Membranen d. h. Schichten als Eintheilungsprincip angewendet wird, werden auch immer Meinungsverschiedenheiten unausbleiblich seyn. Unsere deutsche allgemeine Anatomie, welche die feinere Structur der Gewebe zu Grunde legt, ist schon lange zu ganz anderen Principien gekommen. Uns ist die Epidermis eine homogene, in beständiger Neubildung begriffene Substanz; wir stellen ihre Einheit an die Spitze und wenn wir Schichten unterscheiden, so geschieht es nur, um Altersverschiedenheit der constituierenden Zellenlagen anzudeuten und daraus zu erklären, warum z. B. die Maceration oder siedendes Wasser auf die eine Schicht anders wirkt, als auf die andere. Jede Trennung und künstliche Unterabtheilung, welche nicht auf diesem Boden steht, kann uns nur als ein Rückschritt er-

scheinen. Wir kennen das Verhältniß der Epidermis zum Haare, wo sie die beiden Wurzelscheiden bildet, der Cutis, die den Haarsack darstellt. Wir wissen, daß der Nagel nur die verdickte Hornschicht der Epidermis repräsentiert, und die Frage, ob sie darüber weg oder darunter hergehe, hat für uns aufgehört. Wir kennen die Structur der Schleimhäute, ihre Analogie mit der äußeren Haut, aber auch ihre Verschiedenheiten. Wir legen keinen Werth darauf, die Analogie bis zu einer Zusammenstellung der inneren Gefäßhäute mit der äußeren Haut zu treiben. Alle diese Punkte sind durch das Mikroskop entweder erledigt, oder wenigstens so weit gefördert, daß wir die eigenthümliche Natur dieser Gebilde als Grundlage der Eintheilung benutzen können und künstliche Macerationsproducte gewis keine Streitigkeiten über das System hervorrufen werden. Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich von selbst, welchen Werth man Flourens' Untersuchungen beylegen kann. Hätte er seine getrennten Schichten mikroskopisch untersucht und die feinere Structur genau ermittelt, so würden wir vielleicht einigen Nutzen daraus haben ziehen können. Vielleicht, was ich aber noch bezweifle, trennt sich durch diese Methode die trockne Hornschicht mit abgeplatteten Zellen von der weichen, kernhaltigen und diese von der Cytoblastenschicht mehr oder weniger vollständig; vielleicht betrifft die Trennung aber verschiedene Partien einer und derselben Schicht, wie man dies z. B. öfter an der dicken äußeren Epidermisschicht in der *planta pedis* beobachten kann.

Auch die Abbildungen, so schön sie ausgeführt sind, sind wenig lehrreich. Man sieht in der Zeichnung mehrere Schichten von ihrem Boden getrennt aber was sie sind, kann man natürlich nicht sehen.

Solche Objecte eignen sich am wenigsten zu instructiven Zeichnungen.

Schade, daß so viel Aufwand gemacht ist um ein Thema, welches in dieser Weise nicht mehr im Jahre 1843 hätte behandelt werden dürfen.

D. Kohlrausch.

### Leipzig und Dresden,

in der Arnoldischen Buchhandl. 1843. Die Leipziger Disputation im Jahre 1519. Aus bisher unbenutzten Quellen historisch dargestellt und durch Urkunden erläutert von Joh. Karl Seidemann, Pastor zu Eschdorf, Mitgliede zc. VIII und 161 Seiten in Octav.

Wenn es recht ist, Geschichtsforschung und Geschichtschreibung auch in der literarischen Production zu trennen, so dürfen wir mit dem Verf. um die Art der vorliegenden Schrift nicht rechten. Dieselbe ist eine Frucht des mühsamsten und umfangreichsten Sammlerfleißes und thut fast weh durch die Reinlichkeit, mit der alte Orthographie, Citation nach Blättern, Angabe der Wasserzeichen in alten Drucken u.s.w. dem Leser vorgeführt wird. Die Sache anlangend, so wird uns eine äußere Geschichte der bekannten Disputation Luthers mit Dr Eck gegeben, so daß kein Umstand der Vorbereitung uns verhalten wird. Carlstadt's Wagen zerbricht beym Einzuge in Leipzig, 'daß der Doctor herab in den Roth fiel' S. 40. Dem Dr Eck bekommt das Leipziger Bier nicht S. 39 u. 67. Bey der Disputation trug Luther einen 'silbernen' Ring am Finger und einen Blumenstrauß in der Hand. Dies Alles erfahren wir, auch wird in ähnlichen Dingen Manches berichtet, was die Kirchengeschichte bisher falsch wußte, namentlich Dr Herings allerdings sehr ungenügende Dissertation über denselben Gegenstand. Aber Etwas fehlt doch: die Disputation

selbst. Ton und Stimme der Disputierenden wird geschildert; — was sie sagten, behält der Vf. für sich. Er drückt sich darüber Borr. S. VI wörtlich in folgender Weise aus: ‘daß ich das dogmatische Element, lieber Moment, in der Leipziger Disputation von meiner Darstellung ausschied, ist Absicht. Das Dogma von jeher deliciae Theologorum, ihr Nibelungenhort; das Reich der Dogmatik ihr Eldorado, ihr Pays de Cocagne, ihr l'état c'est moi! Und vorzugsweise mit dogmatischem Blicke haben sie die Kirchengeschichte durchforscht. Dies war natürlich, konnte nicht gut anders seyn. Leider aber ist daher geschehen, daß alles Dogmatische stäts sehr gründlich und fleißig ausgebeutet und bis auf den umbilicum Adami zurecht gelegt worden, hingegen das Reingeschichtliche (!) minder werthvoll und der tieferen Begründung in seinen kleinsten Theilchen weniger bedürftig erschienen ist.’ — Zunächst müssen wir gestehen, daß der Stil des Schriftchens selbst ein anderer ist, als der in dieser Vorrede, von dem man sagen darf, daß er sich auf einem Throne besser ausnehmen mag, als auf einer Kanzel. Sodann aber beklagen wir aufrichtig, daß des Verfs enger Begriff des ‘Reingeschichtlichen’ nicht zugelassen hat, dem sachlichen Elemente der Disputation seine Aufmerksamkeit zu geben. Der Verf. scheint eine große Belesenheit in der Reformationsgeschichte zu besitzen und über wahre Schätze von Urkunden und Sammlungen verfügen zu können. 37 Beylagen von Urkunden, die freylich nicht alle von gleichem Werthe sind, beweisen dies. Möchte dergleichen wirklich Bedeutendes der wahren Reformationsgeschichte nicht (etwa aus Eifersucht oder Sonderbarkeit) verloren gehen. Das vorliegende Werk ist mehr Curiosum als geschichtliche Monographie.

K. Kd.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 85. Stück.

Den 27. May 1844.

---

### G ö t t i n g e n .

Am 11. May hielt der Prof. Berthold in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften eine Vorlesung 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer', woraus hier nachstehender Auszug mitgetheilt wird.

Die Schwangerschaftsdauer wird bekanntlich entweder vom Tage der Schwängerung, oder vom Tage des Eintritts der letzten Menstruation, oder vom Tage nach dem Aufhören derselben berechnet. Dabey ist es aber sehr merkwürdig, daß die Schriftsteller, von welchem Tage sie auch zu rechnen begonnen haben mögen, immer die Zahl von 280 Tagen als die Normaldauer bezeichnen. Es kann allerdings bey jeder jener Rechnungsmethoden eine gewisse Anzahl von Geburten am 280. Tage sich ereignen, allein jene Tagezahl kann weder als die normale, noch als die gewöhnliche Schwangerschaftsdauer bezeichnet werden, indem unter 114 Geburten, welche Merriman aufgezeichnet hat, nur 9 an dem 280. Tage, von dem ersten Tage nach der

lehten Menstruation an gerechnet fielen; — die höchste Zahl der Geburtsfälle an einem der übrigen Tage war nur 8. Leuchtet nun auch hieraus schon hervor, daß nach den bisher bekannten Berechnungsarten von einem Normaltage, an welchem die Schwangerschaft beendigt wird, nicht die Rede seyn kann, so wird dieses durch bereits bekannte und von mir neu gesammelte Beobachtungen an Thieren noch einleuchtender. Bey Eselinnen variiert das Ende des Trächtigseyns um etwa 1 Monat, bey Pferden um 7 Wochen; bey Schafen ist die Dauer schon mehr bestimmt, und selten findet ein Schwanken um 8 Tage Statt. Bey den Hausthieren kennt man den Tag der Begattung und des Wurfs sehr genau, so daß dabey kein Irrthum möglich ist; — während man bey dem Menschen in 1000 Fällen kaum ein Mahl den Tag der Empfängnis mit Bestimmtheit weiß.

Was den Grund der allgemeinen Dauer der Schwangerschaft anbetrifft, so ist bereits von mehreren Schriftstellern und auch von mir selbst, die zum 10. Mahle wieder eintretende Menstruation, nach 9 mahligem Ausbleiben derselben, als solcher betrachtet worden. Man nahm einen 28 tägigen Typus der Menstruation an, und 10 solche Menstruationsperioden sind gleich 280 Tagen. Wie ich aber bereits in meinem Lehrbuche der Physiologie gezeigt habe, sind diese Perioden auch in den regelmäßigen Fällen merklichen Schwankungen unterworfen, und der 28 tägige Typus ist nicht der gewöhnlichste.

Die folgenden Beobachtungen beweisen vielmehr, daß nach der Verschiedenheit der Menstruationsperioden die Schwangerschaftsdauer verschieden sey, und daß in den regelmäßigen Fällen die Geburt eintritt, wenn sich der Eyerstock zur zum

10. Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereitet, daß demnach die Geburt früher eintritt, als die 10. Menstruationsperiode eintreten würde.

Beobachtung I. Eine Frau von 28 Jahren kam am 3. Junius Abends 11 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorhergehenden Jahre eingestellt zum letzten Mahle am 17. August, vorher am 16. Julius, am 16. Junius, am 17. May, am 17. April, am 16. Merz, am 18. Februar, am 19. Januar, am 21. December, am 21. November, am 20. October. Dieser 10mahlige Menstruationscyclus umfaßte also eine Zeit von 303 Tagen; wäre demselben die Schwangerschaft entsprechend gewesen, so hätte die Geburt am 15. Junius eintreffen müssen, da dieselbe aber am 3. Junius, d. i. am 291. Tage, erfolgte, so war die Schwangerschaftsdauer 12 Tage kürzer als die vorhergehende 10 mahlige Menstruationszeit. — Diese Geburt würde nach den drey gewöhnlichen Schwangerschaftskalendern entweder am 24., oder am 31. May, oder am 10. Junius erfolgt seyn.

Beobachtung II. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 1. Julius Abends 3 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorhergehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 26. September, vorher am 28. August, am 1. August, am 2. Julius, am 3. Junius, am 3. May, am 5. April, am 6. Merz, am 6. Februar, am 8. Januar, am 9. December. Dieser 10mahlige Menstruationscyclus umfaßte also einen Zeitraum von 291 Tagen, die Dauer der Schwangerschaft aber einen solchen von 279 Tagen, also 12 Tage weniger, als der vorhergehende 10 mahlige Menstruationscyclus betrug. Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Berechnungsweisen entweder am

3. oder am 18. oder am 8. Julius eingetreten seyn.

Beobachtung III. Dieselbe Frau kam nach  $2\frac{1}{2}$  Jahren am 30. Januar Morgens 6 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 20 April, vorher am 25. Merz, am 25. Februar, am 25. Januar, am 23. December, am 22. November, am 22. October, am 24. September, am 23. August, am 23. Julius, am 26. Junius. Dieser 10 mahlige Menstruationscyclus umfaßte also einen Zeitraum von 298 Tagen, die Dauer der Schwangerschaft aber einen solchen von 286 Tagen, also 12 Tage weniger. Nach den gewöhnlichen Berechnungen hätte die Geburt entweder am 25. Januar, oder am 9. Februar, oder am 2. Februar eintreffen müssen.

Beobachtung IV. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 19. April Morgens 4 Uhr nieder; ihre Menstruation hatte sich zum letzten Mahle am 7. Julius des vorher gehenden Jahres eingestellt; der 10. Menstruationseintritt davor war der 9. September des vorher gehenden Jahres, also ihr 10 mahliger Menstruationscyclus = 301 Tage, die Schwangerschaftsdauer hingegen = 287 Tage nach dem 7. Julius, also 14 Tage früher, (eigentlich aber, da die Geburt Morgens 4 Uhr vollendet war, nur 13 Tage früher), als der vorher gehende 10 mahlige Menstruationscyclus betrug.

Beobachtung V. Eine andere Frau kam am 17. Julius Abends 5 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 18. October, vorher am 20. September, am 21. August, am 24. Julius, am 26. Junius, am 26. May, am 28. April, am 1. April, am 4. Merz, am 3. Februar,



am 6. Januar. Dieser Menstruationscyclus betrug also 285 Tage; die Geburt ereignete sich aber am 273. Tage (vom 18. October bis zum 17. Julius), also um 12 Tage früher, als der 10 mahlige Menstruationscyclus betrug. — Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Berechnungen entweder am 25. Julius, oder am 11. August, oder am 1. August eingetroffen seyn.

Beobachtung VI. Dieselbe Frau kam nach 3 Jahren am 25. November Abends 9 Uhr nieder; die Menstruation hatte sich bey ihr zum letzten Mahle eingestellt am 15. Februar, vorher am 17. Januar, am 16. December, am 18. November, am 20 October, am 20. September, am 23. August, am 24. Julius, am 23. Junius, am 25. May, am 26. April. Die 10 mahlige Menstruation hatte also eine Dauer von 295 Tagen; die Geburt ereignete sich aber am 284. Tage nach dem Eintritt der letzten Menstruation, also um 11 Tage früher, als die vorher gehende 10 mahlige Menstruationszeit betrug. Diese Geburt würde nach den gewöhnlichen Schwangerschaftsberechnungen entweder am 22. November, oder am 6. December, oder am 28. November erfolgt seyn.

Beobachtung VII. Eine andere Frau kam am 21. May Morgens 5 Uhr nieder, die Menstruation hatte sich bey ihr im vorher gehenden Jahre zum letzten Mahle eingestellt am 5. August, vorher am 7. Julius, am 6. Junius, am 7. May, am 5. April, am 8. Merz, am 7. Februar, am 8. Januar, am 7. December, am 7. November, am 6. October. Dieser 10 mahlige Menstruationscyclus umfaßte also eine Zeit von 303 Tagen; die Geburt ereignete sich aber am 290. Tage

nach dem letzten Eintritt der Menstruation, also 13 Tage früher, als die vorher gehende 10 mahlige Menstruationszeit betrug. Nach den gewöhnlichen Berechnungen würde die Geburt am 12., oder am 29. oder am 16. May erfolgt seyn.

Ist nun hiernach für die regelmäßigen Fälle die Richtigkeit der obigen Sätze nicht zu bezweifeln, so muß ich doch bedauern, daß ich entsprechende fremde Beobachtungen nirgends habe auffinden können, und also auf die obigen eigenen beschränkt bin. Aber es sprechen mehrere andere analoge Erscheinungen dafür, daß die Geburt nicht alsdann eintritt, wenn nach 9 mahligem Wegbleiben der Menstruation zum 10ten Mahle wirklich wiederkehrt, sondern daß selbige vielmehr alsdann eintritt, wenn sich die Eyerstöcke zur zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereiten. Als solche hierfür sprechende Erscheinungen betrachte ich:

1. Ein analoges Verhalten bey mehreren Thieren, namentlich bey Rind und Schaf.

2. Das analoge Verhalten anderer periodischer Prozesse im thierischen Organismus, — als welche ich hier nur den Proceß des Haarwechsels, des Geweihwechsels, des Zahnwechsels nennen will.

3. Die Conceptionsfähigkeit des Menschen und mehrerer Thiere, einige Zeit nach der Niederkunft, namentlich des Menschen, Pferdes, Esels am 8ten Tage.

4. Das analoge Verhalten des Eyerstocks und der Graaffschen Cythen zu Ende der Geburtszeit und gegen die Eintrittszeit der Menstruation und Brunst.

5. Das periodische mit der Menstruation und Brunst sich ereignende von der Begattung und Befruchtung unabhängige Keifen und Austreten

der Eychen aus dem Eyerstock, — welches bey Menschen und bey Säugethieren eben so sich ereignet als bey Vögeln, Amphibien, Fischen, Insecten.

6. Die ungefähre Sicherheit, womit sich nach dem von mir aufgestellten Princip die Schwangerschaftsdauer in einer größeren Anzahl bekannter Fälle berechnen läßt.

7. Die Unsicherheit in den bisherigen Schwangerschafts = Berechnungsarten.

8. Die Unsicherheit in der Lehre von der Früh- und Spätgeburt.

Aus diesen Beobachtungen, verbunden mit einer sorgfältigen Erörterung analoger periodischer Prozesse in der Natur, ziehe ich nun die nachstehenden Schlüsse.

I. Der Eintritt der Geburt steht, wie auch bereits von Andern ausgesprochen, mit der nach 9 mahligem Ausbleiben, zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruationszeit in Verhältnis.

II. Die Geburt tritt nicht ein, wenn die während der Schwangerschaft ausgebliebene Menstruation zum 10ten Mahle eintreten und sich wirklich äußern müßte, sondern vielmehr

III. tritt die Geburt ein, wenn sich der Eyerstock zu der zum 10ten Mahle wiederkehrenden Menstruation vorbereitet, — sie tritt also früher als die 10te Menstruationsperiode ein.

IV. Wie die Menstruationsperioden nicht nur bey den verschiedenen Weibern überhaupt, sondern auch in den verschiedenen Lebensaltern, oder nach sonstigen Umständen derselben Individuen sich richtend, merklichen Schwankungen unterworfen sind, so kann auch denselben Verhältnissen entsprechend die Dauer der Schwangerschaft schwanken, jedoch immer nach dem Menstruationscyclus sich richtend.

V. Es kann demgemäß nach dem Menstruationscyclus im speciellen Falle die Schwangerschaftsdauer berechnet werden.

VI. Zu dieser Berechnung ist aber die Kenntniß der Dauer eines einzelnen Menstruationscyclus nicht ausreichend, sondern vielmehr muß dazu ein 10 mahliger der Schwangerschaft vorher gehender Menstruationscyclus bekannt seyn, weil bey sehr regelmäßig menstruirten Weibern monatliche Schwankungen um einen oder einige Tage sehr häufig sind.

VII. Wie aber die einzelnen monatlichen Menstruationszeiten schwanken, so kann auch ein solches schwaches Schwanken um einige Tage in den Verhältnissen zweyer auf einander folgenden 10 mahligen Menstruationscyclen Statt haben, und dadurch ein Unterschied von einigen Tagen zwischen der Schwangerschaft und dem derselben vorher gehenden 10 mahligen Menstruationscyclus sich ereignen, wodurch die Schwangerschaftsdauer ein wenig verlängert oder verkürzt werden kann.

VIII. Um bey regelmäßig menstruirten Weibern mit größter Wahrscheinlichkeit im Voraus zu bestimmen, wann die rechtzeitige Geburt eintreten wird, sind eben so viele Tage für die Schwangerschaft zu rechnen, als für den vorher gehenden 10 mahligen Menstruationscyclus bekannt sind; werden nun von dieser Tagezahl, je nachdem sie kleiner oder größer ist, 11—14 Tage, oder im Durchschnitt 12 Tage, abgezogen, so ist in den regelmäßigen Fällen die Geburtszeit gefunden, mag diese Zeit hinter den eingebildeten so genannten 280 Schwangerschaftstagen bedeutend zurück bleiben, oder über dieselben hinaus bedeutend sich verlängern.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

86. 87. Stück.

Den 30. May 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Professors Berthold: 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer.'

IX. Nach meinen bisherigen Beobachtungen differiert nach meiner Berechnungsart bey einem 10 mahligen Menstruationscyclus von 285 bis 303 Tagen, und bey einer Schwangerschaftsdauer von 273 bis 291 Tagen der gesetzmäßige Termin der Geburt nicht, oder nur höchstens um 4 Tage, während hingegen für eine solche Schwangerschaftsdauer nach den bisherigen gewöhnlichen Rechnungsweisen überhaupt ein Schwanken um 35 Tage, nach jeder einzelnen aber um 25 oder 20 oder 18 Tage Statt hat.

X. Die vorstehenden IX Sätze finden nur bey regelmäßig Menstruirten Anwendung.

XI. Die Begriffe Früh-, zeitige und Spät-Geburt sind sehr relativ und bekommen in den speciellen Fällen nur nach Maßgabe der individuellen Menstruationscyclen ihre Bedeutung.

XII. Bey den Säugethieren und auch bey dem Menschen wird das normale periodisch sich steigernde Eyerstockleben während der Schwangerschaft durch einen besondern Bildungsproceß am Eyerstocke, d. h. durch die Metamorphose des Corpus luteum beschränkt und dadurch die Thätigkeit des Fruchthalters von den gewöhnlichen periodischen Vorgängen im Eyerstock unabhängig, und dadurch die Fortdauer der Schwangerschaft, nebst allen Vorgängen, welche während derselben am Fötus und dessen Nest, d. i. am Uterus sich ereignen müssen, gesichert.

### P a r i s.

1842. Hercule Straus - Dürkheim, *Traité pratique et théorique d'anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques.* 2 Vol. avec planches. XVI und 434 und 432 Seiten.

Es ist auffallend, so beginnt der Verf. die Vorrede, daß die Kunstgriffe der Zergliederung im Allgemeinen noch so unvollkommen und fast nur auf die reducirt sind, deren man sich in der menschlichen Anatomie bedient.' Kann man auch diesem Ausspruche nicht unbedingt beypflichten, da ja die vortrefflichen Untersuchungen, welche an allen Orten gemacht werden, deutlich zeigen, daß ein hoher Grad von Kunstfertigkeit in der Zergliederung der verschiedenartigsten Thiere gewonnen seyn muß, so wird doch gewiß Jeder, der sich mit Zootomie beschäftigt auffallend finden, daß noch so wenige Versuche gemacht worden sind, die nothwendigsten und zweckmäßigsten Handgriffe mit einer Beschreibung der passenden Instrumente in der Form

eines Hand- oder Lehrbuches, welches als Leitfaden für angehende Zootomen dienen könnte, zusammen zu stellen. Die Gründe liegen ziemlich nahe. Das umfangreiche Gebiet der Zootomie und die große Schwierigkeit der formellen Behandlung schrecken wohl leicht von derartigen Versuchen ab. Man darf daher auch die Anforderungen nicht zu hoch stellen; und jeder selbständige Versuch die zweckmäßigsten technischen Erleichterungsmittel bey der Zergliederung zum Gemeingut der Wissenschaft zu machen, ist gewis dankenswerth. Dies schließt jedoch keineswegs eine strenge Beurtheilung solcher Versuche und eine genaue Sichtung des Brauchbaren von dem Unbrauchbaren aus, indem auf diese Weise am ersten der richtige Weg gewonnen werden kann, der bey der Abfassung eines solchen Lehrbuches zu befolgen ist. Von diesem Standpuncte aus bittet Ref. die folgende Anzeige anzusehen und den Tadel, der in der Sache liegt, nicht seiner Feder zuzuschreiben.

Bev der Naturforscherversammlung in Stuttgart 1834 wurde der Verf. aufgefordert einige seiner Verfahungsweisen bey der Zergliederung der Thiere vorzuzeigen. Seine Vorträge sprachen so an, daß der Wunsch geäußert wurde, er möchte diese Zergliederungsmethoden veröffentlichen (S. III). Dies veranlaßte den Verf., vorliegendes Handbuch heraus zu geben. Dasselbe enthält auch einen kurzen Abriß der vergleichenden Anatomie, indem es der Verf. für unmöglich hält ohne den letzteren verständliche Beschreibungen geben zu können. Damit sind uns nun die verschiedenen Seiten genau bezeichnet, nach welchen wir das vorliegende Werk zu beurtheilen haben.

In der Vorrede beklagt sich der Verf. noch, daß in der anatomischen Nomenclatur eine so große

Verwirrung herrsche, indem von den verschiedenen Anatomen ein und dasselbe Organ verschiedene Benennungen erhalte, oder ein und derselbe Ausdruck bey verschiedenen Organen oder deren Theilen angewendet werde; für Letzteres führt er als Beyspiel namentlich *ventriculus* auf, womit zu gleicher Zeit die Hirnhöhlen, der Magen, manche Nebemagen, die Herzhöhlen und die *ventriculi* des Larynx bezeichnet würden, und glaubt (S. XIII), daß diesem Uebelstande abgeholfen werden könnte, wenn man für alle Organe so einfache Namen wählte, wie Kopf, Auge, Nase, *gastrocnemius*, *solearis* u. s. w. So sehr wir auch mit dem Vf. die Cumulation von Epithetis beklagen, so können wir uns doch nicht mit dem Vorschlage in seiner ganzen Ausdehnung einverstanden erklären, denn gerade die Bezeichnung mit Epithetis ist eine wesentliche Erleichterung, wie es aus der ganzen Nomenclatur der Zoologie, der Botanik u. s. w. hervor geht.

Die Einleitung (S. 1—43) beschäftigt sich mit einer Classification des Thierreiches. Ref. glaubt eine nähere Besprechung derselben übergehen zu können, da sich die Aenderungen an den bekannten Systemen, wie der Verf. (S. 4) selbst sagt, nur auf die Umstellung einzelner Gattungen beschränken und die synoptische Darstellung in baumartiger Verzweigung, deren Idee er, wenigstens Cuvier gegenüber, für sich in Anspruch nimmt, anderwärts ebenfalls mehrfach versucht worden ist. Ueberdies erscheint Ref. in einem zootomischen Handbuche sowohl im Allgemeinen, als auch in diesem speciellen Fall die Voranstellung eines zoologischen Systemes nicht als nothwendig, denn man darf wohl voraussetzen, daß sich derjenige, welcher an das Studium der Zootomie geht, mit den Namen



der Thierfamilien hinreichend bekannt gemacht habe. Man setzt ohnedem bey der gewöhnlichen Behandlung der vergleichenden Anatomie Manches voraus, was vielleicht eher denn ein zoologisches System in das Gebiet derselben gehört. So nimmt man aus der menschlichen Anatomie die Bezeichnungen für die Organe herein, ohne sich um eine nähere Begriffsbestimmung zu bekümmern.

Das ganze Werk zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten (S. 41 — 180) werden die Instrumente und die Zergliederungen im Allgemeinen beschrieben. Dazu kommen noch einige Andeutungen über die vortheilhafteste Methode, naturhistorische Zeichnungen anzufertigen. In der zweyten, für die specielle Zergliederungskunst bestimmten Abtheilung wird in dreyzehn Kapiteln, deren jedes ein Organensystem umfaßt, eine kurze Beschreibung der Organisationsverhältnisse, dann eine genaue Anleitung für die Zergliederung jedes Organes gegeben und endlich die beste Art der Aufbewahrung der gefertigten Präparate angezeigt. Die dreyzehn Classen oder Systeme von Organen, in welche der Verf. den ganzen Organismus eintheilt, sind folgende: 1) die Haut, 2) das Zell- und Fettgewebe, 3) das Skelet, 4) die Bänder, 5) die Muskeln, 6) die serösen Häute, 7) die Verdauungsorgane, 8) die Excretionsorgane oder die Drüsen, 9) die Zeugungsorgane, 10) die Athmungsorgane, 11) das Gefäßsystem, 12) das Nervensystem und 13) die Sinnesorgane. Jede solche Abtheilung wird dann classenweise durch die ganze Thierreihe von den Säugethieren bis zu den Infusorien morphologisch betrachtet und jedem Abschnitte über die Organe einer Thierklasse sogleich ein zweyter über deren Zergliederung und ein dritter über die Aufbewahrung beygefügt.

Die Eintheilung in diese dreyzehn Systeme ist weder theoretisch richtig, noch scheint sie Ref. in practischer Beziehung besonders zweckmäßig zu seyn. Der Verf. selbst sagt, daß das Skelet, die Ligamente, die Muskeln nicht eigentlich systemes, sondern nur appareils genannt werden können und daß er hierin nur dem allgemeinen Gebrauche gefolgt sey. So wenig hier auf die Bezeichnung ankommen mag, so hat er doch damit, daß er dem Zellgewebe, den Bändern u. s. w. eben so einen besonderen Abschnitt widmet, wie den Verdauungsorganen, dieselben mit letzteren in eine Kategorie gebracht. Beide müßten sonach physiologisch oder morphologisch dieselbe Bedeutung haben. — Im 10ten Kapitel, welches von den Excretionsorganen oder den Drüsen handelt, sind mehrere Arten von Drüsen zusammen gestellt, wie die Nieren, die Anal-, die Präputial-, die Steißdrüsen, die so genannten Parotiden der Frösche u. s. w., welche zwar morphologisch zusammen gehören, aber physiologisch sehr weit aus einander liegen. Hätte aber der Verf. den ersten Standpunct fest gehalten, so mußten auch manche andere Drüsen in dieses Kapitel aufgenommen werden. So gehören z. B. die Präputialdrüsen nicht weniger zu den Geschlechtsorganen, als die manigfaltigen inneren accessorischen. Die oberflächlichere oder tiefere Lage kann doch keinen wesentlichen Unterschied begründen. Eben so stehen die Schweißdrüsen mit der Haut in keinem physiologischen Zusammenhang, ja sie liegen, genau genommen, nicht einmahl in derselben, sondern unter ihr, und doch werden sie nicht hierher gezogen, sondern bey der Haut abgehandelt. In practischer Beziehung erscheint Ref. vorzüglich die Anordnung unzweckmäßig; es stehen Abtheilungen voraus, die nicht bey allen Thieren vor-

Kommen, wie das Skelet, die Bänder, die serösen Häute; oder die zusammen gehörigen Apparate sind von einander getrennt, wie z. B. die Verdauungsorgane von den Athmungs- und Circulationsorganen; oder die Organe, welche bey der Bergliederung die letzten sind, wie die Knochen und Bänder, werden hier sogleich in die ersten Reihen gestellt. Alles dies hätte, ohne daß man gegründete Widersprüche zu befürchten hatte, leicht vermieden werden können, wenn 1) ein Abschnitt über Histologie voraus geschickt und 2) bey der Eintheilung der physiologische Weg streng eingehalten worden wäre. Daß aber ein Abriss der vergleichenden Histologie nothwendig in ein practisches Handbuch der Zootomie gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel. Der Verf. selbst anerkannte dieses Bedürfnis, indem er bey einzelnen Organen nicht nur histologische, sondern selbst chemische Bemerkungen gibt. Es dürfte aber bey der obigen Eintheilung schwer, ja unmöglich seyn, die bey den niederen Thieren vorkommenden manigfaltigen Gewebe, welche denselben Rang, wie das Zellgewebe einnehmen, einzuordnen. Ref. erinnert nur an die aus wirklichen Zellen zusammen gesehten, ferner an die verschiedenen Horngewebe (z. B. Byssus), welche sich weder mit der Haut, noch irgend einer anderen der obigen Abtheilungen in Verbindung bringen lassen.

Die Erfahrung lehrt zur Genüge, daß die beiden möglichen Behandlungsweisen der vergleichenden Anatomie mit gleichem Glück versucht worden sind. Die Disciplin ist durch Bearbeitung einzelner Familien, Gattungen oder Arten eben so gefördert worden, wie durch die Beschreibung der verschiedenen Formen einzelner Organe oder Organensysteme bey den verschiedenen Familien, Gattungen oder Arten. Eben so haben wir theoretische

Handbücher, in welchen die Organisationsverhältnisse nach den Thierclassen beschrieben werden, und andere, in denen der Organismus in mehrere Organensysteme getheilt und diese Abtheilungen einzeln mit einander verglichen werden. Es ist unmöglich den einen vor den anderen den Vorzug zu geben, denn beide haben ihre Vortheile und ihre Nachtheile. Ueberdies können letztere mehr oder weniger gehoben werden, wenn man mit der classenweisen Behandlung eine morphologische Uebersicht der Organe und mit der anderen Bergliederungen vollständiger Thiere verbindet. Ganz anders und entschieden bestimmt stellt sich aber das Verhältniß bey den Handbüchern der practischen Zootomie. Bey Abfassung derselben ist sowohl durch den Zweck, den wir damit verbinden, als auch durch das Object, welches wir behandeln, der Weg bedingt und vorgezeichnet. Der Zweck der practischen Zootomie ist wohl nur der, den Schüler auf dem kürzesten Wege zu einer unmittelbaren Anschauung der Organisationsverhältnisse im Allgemeinen wie im Einzelnen zu führen. Er soll das, was bey dem theoretischen Vortrage durch die Zeit, bey dem Studium fertiger Präparate aber, wenn ich so sagen darf, durch den Raum getrennt erscheinen mußte, in Verbindung und im gegenseitigen Verhältniß kennen lernen. Ist einmahl dieses Verhältniß erkannt, dann sollen auch die einzelnen Organe ihrer Form und Structur nach weiter untersucht werden. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß für die genauere Untersuchung einzelner Organe verschiedene Methoden angegeben werden, wobey die Uebersicht über das Ganze von vorne herein außer Acht gelassen ist. Auch die Objecte zeichnen den Weg vor. Es ist aber das Charakteristische des Organismus, daß alle Theile desselben

ein eng verbundenes Ganze bilden. Wenn es daher auch der Zweck des Präparierens ist, die Organe von den einer deutlichen Anschauung hinderlichen Theilen zu befreien, so muß man doch auch wissen, von welchen Theilen das Organ getrennt werden kann oder muß. Ref. weiß aus Erfahrung, wie schwer es Vielen wird, auch wenn sie sich leicht in ein fertiges Präparat finden, sich den Zusammenhang der Organe klar zu machen und an einem Präparate darzustellen. Man muß deshalb nicht nur Schritt vor Schritt die Art der Zergliederung angeben, sondern auch über das Lagenverhältniß der verschiedensten Organe zu dem zu präparierenden ausreichende Auskunft ertheilen, was aber, wenn man systemweise verfährt, in einem Handbuche zu Weitläufigkeiten, bey den Zergliederungen selbst zu vielfachen Anticipationen oder Wiederholungen veranlaßt, welche umständlich, lästig und störend sind. Da es ferner in vielen Fällen nicht möglich oder doch mit großen Kosten verbunden ist, für jedes System einen besonderen Leichnam bezuschaffen oder nach der Untersuchung eines Theiles das Uebrige bis zu der des folgenden Systems aufzubewahren, so geht wohl daraus klar hervor, an welche Methode wir uns in der practischen Zootomie zu halten haben.

Ref. glaubte diese Erörterungen vorausschicken zu müssen, um nicht mißverstanden zu werden, wenn er sagt, daß ihm in einem Handbuche der practischen Zootomie nur die classenweise Behandlung die einzig zweckmäßige zu seyn scheint. Die Nachteile, welche mit der anderen Methode verknüpft sind, gehen zum Theil aus dem Obigen schon hervor. Außerdem läßt sich aber auch noch manches Weitere dagegen anführen; so ist z. B. der Schüler, wenn er ein solches Handbuch benutzt, immer

genöthigt, doch mehrere oder selbst alle einer Classe gewidmeten Abschnitte unmittelbar nach einander durchzunehmen; ferner müßte ein besonderer Abschnitt über Anfertigung solcher Präparate beygegeben werden, an denen mehrere Organensysteme verbunden bleiben sollen. Diese Präparate kommen aber nicht so selten vor, sind vielmehr bey den Eingeweiden kleinerer Thiere sogar die gewöhnlichen. Alle diese Uebelstände fallen bey der classenweisen Behandlung weg. Und wenn man auch nicht leugnen kann, daß dieselbe ebenfalls manche unvortheilhafte Seiten hat, daß z. B. die morphologische Uebersicht über die einzelnen Organe nicht klar hervor tritt, wiewohl dagegen die stufenweise Entwicklung des ganzen Organismus anschaulicher wird, so sind doch die Nachtheile nicht so überwiegend und lassen sich leichter heben.

Wollte man vielleicht einwenden, diese Bemerkungen gelten wohl nur für ein Lehrbuch, welches für Anfänger bestimmt ist, können aber nicht so streng auf ein Werk angewendet werden, welches überhaupt nur zur Veröffentlichung der besten Vergleichungsmethoden bestimmt ist, so stimmt Ref. im Allgemeinen dieser Einwendung sehr gern bey. Für das vorliegende Buch kann dieselbe indessen keine Geltung haben, da der Vf. (S. VIII) nicht nur ausdrücklich erklärt, daß er mit der Herausgabe desselben die Absicht gehabt habe, den Anfängern das Studium der vergleichenden Anatomie zu erleichtern, sondern auch durch die Aufnahme eines kurzen Abrisses der theoretischen Zootomie dasselbe zu einem gewöhnlichen Lehr- oder Handbuche gemacht hat. Wir verkennen dabey keinesweges, daß der Hauptzweck desselben zunächst die Veröffentlichung der vom Vf. cultivierten zootomischen Kunstgriffe ist, müssen aber dennoch auch das, was mehr

oder weniger als Zugabe erscheint, der Beurtheilung unterwerfen.

So wenig dem Zwecke entsprechend wir die formelle Behandlung des Stoffes finden, so gründlich und umfassend erscheinen uns die eigentlich practischen Abschnitte im Einzelnen. Das folgende kurze Verzeichniß wird den Umfang und die Reichhaltigkeit derselben deutlich genug erkennen lassen. — Die erste Abtheilung des ganzen Werkes beschäftigt sich, wie schon oben bemerkt, nur mit den Localitäten, den Mobilien und den Instrumenten. Sie zerfällt in zwey Kapitel, von denen das erste in 7 Artikeln die Beschreibung der Laboratorien, der Macerations- und Trockenorte, der Gefäße, deren man sich bedient um Thiere von den Insectenskeletieren zu lassen, und endlich der Werkstätte enthält. Es wird die zweckmäßigste Einrichtung 1) großer für die Zergliederung der größten Thiere bestimmter Säle, 2) der gewöhnlichen Präparier säle und 3) des Arbeitszimmers in Bezug auf Localität sowohl, als auch auf die Mobilien bis zu den Stühlen genau angegeben. Für die Werkstätte sind außer den gewöhnlichen Instrumenten, wie Hammer, Meißel u. s. w. eine Maschine zum Schneiden der Glasdeckel, Schleifapparate, eine Lampe und Bohrmaschine beschrieben und zum Theil abgebildet. Das zweyte, in vier Artikel zerfallende Kapitel ist ganz der Beschreibung der Instrumente und der Anleitung zu deren Gebrauch gewidmet. Der erste Artikel enthält die 'accessorischen' Instrumente; dahin werden gerechnet: eine Brütmaschine, Spiegel und mehrere zum Zeichnen gehörige Apparate. Der zweyte handelt von den Vorbereitungsinstrumenten; zu ihnen gehören Loupen und Loupenträger, einfache und zusammen gesetzte Mikroskope. Hierbey gibt der Verf. manche Verbes-

serungen des einfachen Mikroskopes an und verbreitet sich weitläufig über die Einrichtung derjenigen zusammen gesetzten, welche das Bild nicht umgekehrt, sondern gerade zeigen und deshalb vorzüglich für Zergliederungen geeignet sind. Er nimmt (S. 81) die erste Entdeckung dieser Mikroskope für sich in Anspruch, indem er schon vor mehr als 25 Jahren die Zeichnungen davon an Trécourt und Oberhäuser gesendet habe. Der Vorzug des neuerdings von Fischer von Waldheim in Moskau construirten microscope pancratique, welches ganz dieselbe Einrichtung hat, besteht nur darin, daß durch gegenseitige Entfernung oder Näherung der beiden Objective die verschiedensten Vergrößerungen möglich sind. Von der Zubehör, wie Mikrometer, Quetscher, Chambre claire u. s. w. wird nur bereits Bekanntes beschrieben. Auffallend mager ist die Anleitung zum Gebrauche des Mikroskopes, was um so mehr hervor tritt, da andere minder wichtige Paragraphen, wie z. B. über das Schleifen der Instrumente, ziemlich weitläufig sind. In einer anderen Abtheilung desselben Artikels beschreibt der Verf. nach Angabe und Beurtheilung 31 verschiedener Injectionsmassen und der dabey gebräuchlichen Farbstoffe eine große Anzahl einfacher und zusammen gesetzter Injectionssysteme, von denen mehrere von ihm selbst construiert und durch mehrjährigen Gebrauch als zweckmäßig erprobt sind. Dazu gehören unter anderen die Glyssette, ein blasbalgähnliches Instrument für Injectionen kleinerer Thiere, das Injectoir für größere Quecksilberinjectionen. Als Anhang findet man eine Anleitung zur Anfertigung feiner Stahlröhrchen zu den kleinen Injectionssystemen. — Die eigentlichen Sectionsinstrumente werden in zwey Classen eingetheilt, nämlich in solche, die nur das Präparieren erleich-



tern, und in die schneidenden. Zu den ersten gehören die Stützpföcke, die Schüsseln oder Teller und Platten, um kleinere Gegenstände unter Wasser zu zergliedern, Objectträger, Objecthalter, Pipetten, Pinselpipetten (um kleine Quantitäten Wasser ohne Saugen wegzunehmen), Pincetten, Haken, eine Vorrichtung zum Aufstellen der Skelete u. dergl. m. Unter den bekannten schneidenden Instrumenten wird unter dem Namen Microtome ein Instrument beschrieben, welches bey feinen Zergliederungen die gewöhnliche Scheere vertritt. Es hat beyläufig die Gestalt einer Schaffscheere, nur ist am Ende des ersten Drittels eine Schraube angebracht, mittelst welcher man die Scheerenblätter je nach Bedürfnis enger oder weiter stellen kann. Dieses Instrument ist einfach und gewis sehr zweckmäßig. Zuletzt wird noch eine Anleitung zum Abziehen und Härten der Instrumente gegeben. Die auf 4 Tafeln beygefügte Abbildungen sind, obwohl im verjüngten Maßstabe und nur in Umrissen, gut gezeichnet und reichen zum Verständniß der ohnedies klaren und deutlichen Beschreibungen vollkommen aus. Der vierte und letzte Artikel handelt von der Aufbewahrung der Präparate, von den dazu nöthigen Gefäßen und Flüssigkeiten. Von letzteren werden ungefähr 30 angegeben und die mit ihrer Benutzung verbundenen Nachtheile und Vortheile besprochen.

Nach einer kurzen Einleitung über die Zergliederung im Allgemeinen, in der wir ungern einige Angaben über das Tödten und über die nothwendige Zubereitung mancher Thiere vor der Zergliederung, so wie über die Aufbewahrung von Objecten, welche zum Untersuchen bestimmt sind, und dgl. m. vermissen, geht der Verf. zu der speciellen Zergliederung der einzelnen Systeme in der oben

angeführten Ordnung über. Die Beschreibungen der Bergliederungsweisen selbst sind, die bey der gewählten Anordnung und Behandlung unvermeidlichen Wiederholungen abgerechnet, einfach, kurz, verständlich, zweckmäßig und ausreichend. Bey vielen sind eigenthümliche Wege eingeschlagen, welche unstreitig das Berggliedern vielfach erleichtern.

Es liegt zum Theil in der Natur der Sache, zum Theil in den speciellen Studien des Individuums, daß bey einem umfassenderen Werke einzelne Partien mehr, andere weniger ausführlich und durchgearbeitet erscheinen. Aber hierin gibt es doch auch eine gewisse Grenze, deren Ueberschreitung schwer oder nicht zu entschuldigen ist. Besonders ist in allgemeinen Lehr- oder Handbüchern eine möglichst gleichmäßige und nur durch die respective Bedeutung der einzelnen Theile modificierte Behandlung zu erstreben. Es möchte daher schwer zu entschuldigen seyn, wenn der Verfasser einzelne Partien so auffallend hintansetzt. So ist unter Anderem die ganze Anatomie der Infusorien mit sieben, ihre Untersuchung und Aufbewahrung aber mit vierzehn Zeilen abgefertigt. Zugegeben auch, daß in unserer Kenntniß von der Structur der Infusorien noch Vieles unsicher und schwankend ist und deshalb vielleicht von dem Gebiete eines Lehrbuches ausgeschlossen bleiben muß, so steht doch immerhin noch vieles Andere eben so fest und sicher, als manche Angaben über den Bau anderer Thiere. Auch sind die Handgriffe bey der Untersuchung der Infusorien nicht eben so leicht, daß man deren Erlernung dem Schüler ohne Weiteres überlassen kann. Das angegebene Beyspiel ist nur das auffallendste; es möchte nicht schwer halten, mehrere dergleichen aufzuführen.

Nunmehr bleibt uns nur noch eine Seite, die rein theoretische, des vorliegenden Werkes zur Besprechung übrig. Für sie ist in dem Stande der Wissenschaft überhaupt und in den vortrefflichen Bearbeitungen, welche dieselbe bereits erfahren hat, ein sicherer und bestimmter Maßstab in die Hand gegeben. Wir können und müssen deshalb um so strengere Anforderungen stellen. Aus diesem Grunde wird es nicht zu hart erscheinen, wenn wir im Allgemeinen sagen, daß das Werk in Bezug auf diese Seite ziemlich weit hinter den Anforderungen zurück bleibt, die wir an dasselbe machen können und machen müssen. Vor Allem ist es auffallend, daß die Histologie so stiefmütterlich behandelt wird und daß sich selbst das, was davon aufgenommen ist, zum großen Theil auf ältere ungenaue und nicht selten sogar unrichtige Angaben beschränkt. Man vergleiche z. B. nur die Artikel über Haare und Federn, über Zellgewebe, über die Knochen, das Blut und die Lymphe, über die Nerven, über die Sinnesorgane. Wie dürftig sind sie, wie viele Dinge kommen vor, die seit Jahren abgethan oder besser untersucht und festgestellt sind! Andere nicht minder wichtige und selbst bey dem Plane, nach welchem das vorliegende Werk bearbeitet ist, nothwendig aufzunehmende Thatsachen fehlen gänzlich. Während z. B. vom Speichel und von der Galle chemische Analysen gegeben, vom Blut und der Lymphe doch die nothwendigsten histologischen Momente berührt werden, geht die Zergliederung des Eyerstockes nicht weiter, als bis zum Graafischen Follikel; der Structur des primitiven Eyes wird eben so wenig wie einer Analyse des Samens gedacht, was schon, abgesehen von den interessantesten Anhaltspuncten, welche diese elementaren Theile

in der vergleichenden Anatomie gewähren, der Gleichmäßigkeit und Vollständigkeit halber hätte aufgenommen werden müssen. Kurz, von einer Histologie in dem Sinne, welchen der vergleichende Anatom in Deutschland damit verbindet, sind kaum Spuren vorzufinden. Indessen legen wir darauf kein zu großes Gewicht; es gehörte vielleicht nicht zum Plan des Verf. die Histologie in sein Lehrbuch mit aufzunehmen, wenigstens nicht in großer Ausdehnung. Halten wir uns daher bloß an das eigentlich Anatomische, so begegnen wir neben manchem unleugbar Guten so vielen Mängeln und Unzulänglichkeiten, daß wir wiederum nicht umhin können zu behaupten, die Aufgabe sey nicht genügend und dem Standpunct der Wissenschaft gemäß gelöst. In der Kenntniß der Structur der Wirbelthiere haben sich im Allgemeinen seit einer geraumen Zeit so wenig wesentliche Veränderungen ergeben, daß es bey der Abfassung eines kurzen Lehrbuches kaum bemerkbar ist; desto bedeutender sind die Entdeckungen in dem Baue der niederen Thiere; besonders war, um nur eines Momentes zu gedenken, mit der genauen Analyse des primitiven Eyes und der Samenflüssigkeit, ein Anhaltspunct für die Erforschung der Geschlechtsverhältnisse gegeben und wurden dadurch auch wirklich wesentliche Veränderungen in der Kenntniß der letzteren herbey geführt. Dieselben fallen größtentheils schon in die Zeit vor der Herausgabe des vorliegenden Werkes; nicht wenige waren damahls bereits mehrere Jahre bekannt.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 88. Stück.

Den 1. Junius 1844.

---

### P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Hercule Straus-Dürkheim, Traité pratique et théorique d'anatomie comparative, comprenant l'art de disséquer les animaux de toutes les classes et les moyens de conserver les pièces anatomiques.'

Wenn es daher S. 130 heißt: 'les acéphales sont tous hermaphrodites parfaits,' S. 133: 'les échinodermes sont hermaphrodites parfaits,' S. 135: 'les organes de reproduction des acalèphes semblent se borner à des ovaires,' S. 135: 'les polypes sont généralement hermaphrodites parfaits,' so würde dieß allein schon hinreichen, obiges Urtheil zu begründen. Aber auch in allen anderen Angaben über die anatomischen Verhältnisse der aufgezählten Thierclassen läßt sich in gleichem Grade Unbekanntschaft mit den Ergebnissen neuerer Forschungen wahrnehmen. Es tritt nur bey der Allgemeinheit der Angaben nicht so deutlich hervor. Sehr gründlich dagegen und durchgearbeitet erscheint die Anatomie der Insecten, in

welcher der Verf. den Ruf bewährt, den er sich durch sein früheres classisches Werk erwarb. Auch ist die Darstellung dessen, was gegeben ist, im Einzelnen sehr gut. Mit großer Einfachheit und Klarheit ist die für Lehrbücher nöthige Kürze im richtigen Verhältnis verbunden; das Wesentliche in den meisten Fällen hinreichend hervor gehoben und die zur Erläuterung der allgemeinen Sätze gegebenen Specialitäten gut gewählt; die Beschreibungen der anatomischen Verhältnisse lassen so, wie die der Instrumente und der Zergliederungen nichts zu wünschen übrig.

Fassen wir schließlich unser Urtheil über das vorliegende Werk kurz zusammen, so lautet es dahin: obgleich wir die Behandlung im Ganzen unzweckmäßig und den theoretischen Theil dem Standpunct der Wissenschaft nicht entsprechend finden, so enthält es doch für die practische Seite so viel Tüchtiges und Neues, daß wir ihm in dieser Beziehung einen großen Einfluß auf die Förderung der Zootomie nicht absprechen und den Gebrauch desselben nur empfehlen können.

Friedrich Will.

### L ü b e c k ,

bey Friedrich Aschenfeldt 1843. Codex diplomaticus Lubecensis. — Lübeckisches Urkundenbuch. 1ste Abtheilung: Urkundenbuch der Stadt Lübeck. Erster Theil. (Zweyter Titel: Urkundenbuch der Stadt Lübeck herausgegeben von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. Erster Theil). XII und 764 Seiten in Quart mit 4 Tafeln Siegelbilder und 1 Tafel Facsimile.

Mit diesem schönen Werke tritt Lübeck, das alte Haupt der Hansa, Frankfurt (Böhmer) nacheifernd,

der jetzt mächtigern Schwesterstadt Hamburg (Lappenberg) würdig an die Seite. In einem Vorworte berichten 'die Herausgeber' über die Entstehung und die Geschichte des ganzen preiswürdigen Unternehmens, so wie über den dabey befolgten Plan.

Am 4. December 1821 ernannte die schon über ein halbes Jahrhundert hindurch zu Lübeck segensvoll wirkende 'Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit' aus ihrer Mitte einen Ausschuss für geschichtliche Thätigkeit, den 'Verein für Lübeckische Geschichte', und gewährte demselben angemessene Geldmittel. Dieser Verein sammelte zunächst Handschriften und seltene Drucksachen, und trat im Jahre 1829 öffentlich auf mit Herausgabe Lübeckischer Chroniken in niederdeutscher Sprache, ausgeführt durch den Prof. Grautoff (Chronik des Franziscaner Lesemeisters Detmar, nach der Urschrift und mit Ergänzungen aus anderen Chroniken 2 Theile Hamburg 1829. 30). Die demnächst vorbereitete Veröffentlichung der 'verschiedenen zwischen Rath und Bürgerschaft geschlossenen Reccessen' gerieth durch Grautoffs Tod und den Austritt anderer thätiger Mitglieder in Stocken. Im Jahre 1836 erweckte die Mittheilung des Böhmerschen Urkundenbuchs der Freyen Stadt Frankfurt durch einen H. Senat bey dem Vereine den Gedanken zu einem ähnlichen Unternehmen. Die eingeleitete Vereinigung mit der 'Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte', zu einem gemeinschaftlichen Urkundenwerke für die genannten Herzogthümer und Lübeck, zerschlug sich, weil diese Gesellschaft sich auf die Herausgabe noch ungedruckter Urkunden beschränken wollte. So scheiterte auch der Plan zu einem 'Nordalbingischen Urkundenbuche in drey Sectionen', welches auch

die Urkunden der Freyen Stadt Hamburg enthalten sollte. Nun wurde beschlossen ein selbständiges Lübeckisches Urkundenbuch erscheinen zu lassen. Freylich wurde die Hoffnung, daß die Schleswig-Holstein-Lauenburgische Gesellschaft, die ihr von einem Mitgliede des Vereins in collationierten Abschriften mitgetheilten 80 Lübeckischen Urkunden unter solchen Umständen nicht in ihre Sammlung aufnehmen würde, schmerzlich geteuschet: dieselben füllen, abgesehen von dem Preeker Diplomatar, die größere Hälfte des ersten Bandes des Urkundenwerks dieser Gesellschaft. Ungeachtet dieser erlittenen Unbill ging man in Lübeck mit Eifer ans Werk. Die Muttergesellschaft bewilligte einen außerordentlichen Geldbeytrag von 400 Mark; der Hohe Senat öffnete durch Decret vom 7. Junius 1837 bestimmten Mitgliedern des Vereins die Archive, und verstattete die freye Benutzung der Urkunden bis 1669. Neue rüstige Mitglieder traten bey; die Arbeiten wurden vertheilt und in den Versammlungen controliert. Zu Anfang des Jahres 1842 begann der Druck. Inzwischen trat ein Umstand ein, welcher den Plan der Herausgeber wesentlich änderte. In Gutin wurde das Archiv des Hochstifts Lübeck von dem Herrn Dr. Leverkus (jetzt Archivsecretär in Oldenburg) aufgefunden, und mit dem Lehtern vereinigte sich die Lübeckische Gesellschaft nun dahin, zwei Urkundenbücher, das des Hochstifts und das der Stadt Lübeck, in gleicher äußerer Form und unter dem gemeinschaftlichen Titel 'Lübeckisches Urkundenbuch' mit gegenseitiger Unterstützung erscheinen zu lassen; doch sollten die Urkunden der in der Stadt gelegenen Klöster und Gotteshäuser, namentlich des S. Johannisklosters und des H. Geist Hospitals, dem Urkundenbuche der Stadt verbleiben.



Der Plan des im ersten Theile vorliegenden Urkundenbuchs der Stadt Lübeck ist nun folgender: 1) Ausgeschlossen bleiben hier dem Obigen gemäß die das Hochstift Lübeck betreffenden Urkunden, ferner die Aufzeichnungen des Lübeckischen Rechts, da diese bereits in einer allen Anforderungen entsprechenden Ausgabe erschienen sind\*); doch wird der von dem Herrn Protonotar Gütschow aufgedruckte lateinische Codex (in Carstens und Falck's Staatsbürgerlichen Magaz. IV, 68 ff.), von welchem die Hachsche Sammlung nur die Varianten gibt, so wie die Skra von Nowgorod, hier aufgenommen. Ausgeschlossen bleiben auch die Stadt-erbe- und Rentenbücher, in so fern sie Aufzeichnungen über Rechtsgeschäfte unter Privaten enthalten. 2) Da nur solche Urkunden aufgenommen werden sollen, welche die Stadt und deren gegenwärtiges Gebiet betreffen, so bleiben ausgeschlossen diejenigen a) über die so genannten Lübbischen Güter, welche jetzt unter herzogl. Holsteinischer Hoheit stehen, b) über Stadt und Vogtey Möllen, in so weit diese 1747 an Sachsen Lauenburg abgetreten sind, c) über die ehemals Lübbischen Dörfer, welche nach dem Reichsdeputationshauptschlusse von 1803 an das Fürstenthum Gütin übergegangen sind. Die Bergedorf und die Bierlande betreffenden Urkunden sind dem Hamburgischen Urkundenbuche überlassen worden. 3) Die innerhalb dieser Grenzen liegenden Urkunden der Stadt Lübeck werden vollständig mitgetheilt, auch die in Dreher's Schriften und in der Sartorius-Lappenbergschen Geschichte der Hansa, doch auch da nicht völlig fehlerfrey, bereits abgedruckten.

\*) Das alte Lübbische Recht, herausgegeben von Dr. J. F. Sach, Rathe beym Oberappellationsgerichte der vier Freyen Städte Deutschlands. Lübeck 1839.

Ob und wo die einzelnen Urkunden sonst schon abgedruckt sind, ist, als ziemlich nutzlos, nicht angegeben worden. Von den in diesem ersten Bande enthaltenen 762 Stücken erscheinen etwa 490 zum ersten Male. 4) Angegeben wurde bey jeder Urkunde, wo es möglich war, das Archiv, in welchem sie sich befindet, und aus dem sie entnommen wurde. — Das eigentliche Stadtarchiv von Lübeck befindet sich in zwey getrennten Räumen, in der Loese und der Registratur. Darin fehlende Stücke wurden aus dem von dem Kanzler N. von Bardewik besorgten Copialbuche der Urkunden bis 1298 entnommen. Die Archive des S. Johannis-Klosters und des H. Geist Hospitals lieferten reiche Beyträge für diesen ersten Band. 5) Die Lübeckischen Urkunden des 12. und 13. Jahrhunderts sind ohne Ausnahme in diesem Bande abgedruckt worden; unter den Urkunden der folgenden Jahrhunderte wird eine Auswahl getroffen werden. 6) Für das Verfahren bey dem Abdruck der einzelnen Urkunden galt als Grundsatz: Genauigkeit aber nicht Peinlichkeit. Die alte Schreibung wurde demnach beybehalten (nur l mit s vertauscht und Anfangsbuchstaben gesetzt), die Interpunction aber berichtigt; überflüssige Buchstaben und Wörter (Fehler der Schreiber) wurden in [ ] eingeschlossen, ausgefallene in ( ). 7) Bey der Auswahl und Anfertigung der beygefügtten Siegelzeichnungen leistete der kundige Herr Pastor Masch wesentliche Hilfe. Eine reichere Auswahl wurde durch die Kürze der Zeit gehindert.

Die erste in dem vorliegenden Bande abgedruckte Urkunde ist von K. Konrad III. vom 5. Januar 1139 (nach einer Abschrift aus dem 13. Jahrhundert auf der Registratur), die zweyte von Herzog Heinrich d. V. von 1162, die dritte von demselben

1163. Aus dem 12. Jahrhundert sind im Ganzen nur 8 Nummern, die folgenden 750 alle aus dem 13. Jahrhundert, so auch die 3 S. 686 ff. nachgetragenen. Ein Anhang S. 688 — 711 enthält: A. den ältesten Handelsvertrag zwischen Msstisslav Dawiidowitsch Fürsten von Smolensk und den deutschen Kaufleuten zu Riga auf Gothland 1228, in der Uebersetzung aus dem russischen Original zu Riga; B. den lateinischen Entwurf einer zu erbittenden Urkunde über die Rechte der Deutschen und Gothländer in Nowgorod (wahrscheinlich 1231), nach Sartorius; C. Die älteste Skra des Hofes der Deutschen zu Nowgorod (a. d. Mitte des 13. Jahrhunderts), nach der ältesten Handschrift auf der Trese, mit Varianten einer späteren; D. die neuere Skra des Hofes zu Nowgorod demselben von Lübeck gegeben (a. d. 2ten Hälfte des 13. Jahrhunderts), nach jener späteren Handschrift. — Den leeren Raum auf S. 711 schmückt der vortreffliche Abdruck des zwayten Stadtsiegels (Sigillum Burgensium de Lubeke).

Sehr dankenswerth sind die angehängten Register: 1) S. 713 das geographische, 2) S. 719 das Personenregister, 3) S. 754 das Wortregister und Glossar (a) deutsches, b) lateinisches). S. 761 folgt die Erklärung der Siegel, deren Abbildung diesem Bande beygefügt ist, von dem sachkundigen Herrn Pastor Masch. Die erste Tafel zeigt das älteste Stadtsiegel, schon im Gebrauch um 1230, entnommen, einer Urkunde vom Jahre 1249, und die ältesten (4) Siegel Lübecker Bürger, alle 4 mit einer so genannten Hausmarke, den Zeichen der Steinmehnen ähnlich. Auf der zwayten Tafel ist nochmahls das zwayte Stadtsiegel abgebildet, dessen metallener Stempel noch vorhanden, und welches bis in die neuesten Zeiten gebraucht worden

ist; ferner das dritte Stadtsiegel, dessen Stempel 1280 von dem Formschneider und Mahler Alexander angefertigt wurde, und die zwey Secretsiegel, welche auch als Rückiegel zu jenen beiden großen Stadtsiegeln gebraucht wurden. Die dritte Tafel enthält Siegel der 2 noch bestehenden geistlichen Stiftungen, des S. Johannisklosters (3) und des H. Geist Hospitals (1). Die vierte Tafel liefert Siegel der 2 erloschenen Stiftungen, des Dominikanerklosters (4) und des Franziscanerklosters (2). Die letzte Tafel bringt das Facsimile der Urkunde des Königs Waldemar (wahrscheinlich aus dem Monat August 1203) Nr. XI, S. 16.

Auf S. 765 sind noch einige Berichtigungen und Zusätze nachgetragen und auf den beiden folgenden die bemerkten Druckfehler berichtet. Es wird nicht an Gelegenheit fehlen zu ferneren Berichtigungen, noch mehr aber zu Nachträgen. Das soll indessen durchaus kein Vorwurf gegen die Männer seyn, deren Anstrengung es gelungen ist, das Werk zu Stande zu bringen; vielmehr verdienen sie unsern aufrichtigen Dank für das Geleistete. Besonders verdient der Mann unsern Dank, welcher, ungeachtet er durch Amtsarbeiten stark in Anspruch genommen war, willig die Hauptarbeit der Redaction übernahm, und welcher bescheiden sich nicht nennt. Die Perfectibilität solcher Arbeiten kennt Ref. aus eigener Erfahrung. Die äußere Ausstattung ist vortrefflich: Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig. Möge das würdig begonnene Unternehmen würdig und glücklich zu Ende geführt werden! Möge der Eifer der Theilnehmer und der verehrten Förderer, der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse und des Hohen Senates der alten Freystadt Lübeck, nicht erkalten! Es ist ein schönes Denkmahl

des Patriotismus welches sie hier gründen. — Auch im Verzeichnisse der Subscribenten (auf c. 150 Exemplare) steht der Hohe Senat mit 30 und jene Gesellschaft mit 20 Exemplaren an der Spitze.  
E. G. F.

Auf die Anzeige des Hauptwerkes der Lübeckischen Urkundensammlung lassen wir die Anzeige eines andern Sammelwerkes folgen, welches in seinen ersten Theilen Lübeck, oder vielmehr das alte Lübische Recht in seiner bekannten Anwendung in den Städten der jetzt russischen Ostseeprovinzen betrifft, und dafür eine schätzbare Zusammenstellung und gute Beiträge liefert.

### D o r p a t,

bey Franz Kluge 1842 — 1843. Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands. Herausgegeben von den Professoren F. G. von Bunge und G. D. von Madai. Erste Abtheilung: Quellen des Revaler Stadtrechts. — Erste Lieferung: Das alte und neuere Lübische Recht. — Zweite Lieferung: Ordnungen des Rathes der Stadt Reval. Beide Lieferungen unter dem äußeren Titel: Die Quellen des Revaler Stadtrechts. — Jede Lieferung zu 10 Druckbogen soll im Ladenpr. 1½  $\text{R}$  kosten. — Das Lübische Recht für Reval geht bis S. 237; erst S. 238 beginnen die Ordnungen des Rathes der Stadt Reval, deren Fortsetzung die dritte Lieferung bringen soll.

In einem Schlußworte zur ersten Lieferung 'Statt des Vorworts' (vom 5. December 1841) zeigt der Herausgeber Herr Prof. von Bunge an, daß eine ausführliche Einleitung, welche eine kurze Geschichte des Lübischen Rechts in Reval und eine nähere Angabe der Grundsätze enthalten soll, nach welchen bey der Herausgabe dieser Quellensamm-

lung verfahren ist, der letzten Lieferung vorbehalten bleibt. Er gibt nur folgende Andeutungen: Die beiden Texte des Lübischen Rechts, welche der Rath der Stadt Lübeck in den Jahren 1257 in lateinischer und 1282 in deutscher Sprache dem Rathe zu Reval mittheilte, werden noch gegenwärtig im Revalschen Ratharchive in den Originalen aufbewahrt, und sind, besonders der erstere, auch für die Geschichte des Lübischen Rechts überhaupt von großem Interesse. Sie eröffnen billig (unter Litt. A und C) die Sammlung der Quellen des Revaler Rechts, und sind hier nach einer durch den Herausgeber selbst von den Originalen genommenen genauen Abschrift abgedruckt. Die Lücke, welche der lateinische Codex am Schlusse hat, konnte glücklicherweise wenigstens einigermaßen ersetzt werden durch eine alte Uebersetzung, welche der Herausgeber in einer Handschrift der Rigaschen Stadtbibliothek gefunden, und deren vollständige Aufnahme in diese Ausgabe (unter Litt. B) sich auch aus sprachlichen Gründen rechtfertigt. Diese drey Texte des alten Lübischen Rechts für Reval genügen indessen nicht für das Studium des heut zu Tage in Reval geltenden revidierten Lübischen Rechts vom Jahre 1586, von welchem ein Theil (unter Litt. F) auch bereits im ersten Hefte (das Uebrige im zweyten Hefte bis S. 202) geliefert wird. Der Herausgeber hielt es daher für zweckmäßig, jene beiden Texte des alten Lübischen Rechts aus anderen Texten zu ergänzen (unter Litt. D und E), wobey er sich vorzugsweise an das treffliche Werk von Hach gehalten hat. Die unmittelbar benutzten Quellen sind vorläufig angegeben [Westphalen Monum. ined. III, 639 sqq. (Codex von 1240), Hach Nr. II. (Bardewick. Codex von 1294), Hach Nr. III. (Götting. Codex von 1254), Hach Nr. IV. (105 Artikel), die Artikel bey Hach

31. 33. 38. 60. 62. 90. 92 — 100. 126 — 128. 216 — 226]. Bey der Ausgabe von Varianten zu den Revaler Handschriften des alten Lübischen Rechts war eine möglichste Beschränkung um so eher ausführbar, als Hach in seiner Ausgabe mit großer Sorgfalt abweichende Lesarten gesammelt hat. Es konnte daher genügen, bloß die Abweichungen von den beiden ersten Texten bey Hach anzugeben; allein es erschien demnächst auch die Ausgabe der Varianten solcher Texte zweckmäßig, welchen die Revaler Handschriften zunächst verwandt sind. Dahin gehört für den lateinischen Text bloß der bey Westphalen III, 619 ff. abgedruckte Codex; für den deutschen Text wurden berücksichtigt: 1) der Codex von 1240 bey Westphalen a. a. D., 2) der im Dreyerschen Museum zu Lübeck befindliche angeblich Revalsche Codex, 3) der Thidemann-Güstrowsche Codex, vom Jahre 1348, 4) der Oldenburgische Codex in Christianis Schleswig = Holstein. Geschichte Bd. 2.

Außer den hier angegebenen Stücken stehen im zweyten Hefte noch folgende Stücke des Lübischen Rechts für Reval: 1) S. 203 ff. G. Hanseatische Schiffsordnung vom Jahre 1591, 2) S. 215. H. Revidierte Hanseatische Schiffsordnung und Seerecht vom Jahre 1614. 3) S. 234. I. Lübische Seegerichtsproceßordnung vom Jahre 1655. 4) S. 236. K. Lübische Wechselordnung vom Jahre 1662. (Nur diese älteste so genannte Lübische Wechselordnung ist in Reval practisch. Die Zusätze der so genannten revidierten und verbesserten Wechselordnung vom Jahre 1669 werden in den Anmerkungen mitgetheilt).

Von S. 238 an folgen nun II. Die Ordnungen des Rathes der Stadt Reval. Dieselben sind: A. Die Bauersprache. — 1) Aeltere Redaction vom Jahre 1560. 2) Neuere Redaction vom 6. Dec.

1803. — S. 242. B. Die Rathsbordnung und ihre Anhänge. S. 250. C. Die Obergerichtsordnung nach der jüngsten Redaction vom Jahre 1757. S. 259. D. Die Waisengerichts- und Vormünderordnung nach der Redaction vom Jahre 1697 mit Anhang. S. 268. E. Die Consistorialordnung. S. 279. F. Policereglement und Instruction des Stadtgerichts vom 24. Sept. 1800. S. 282. G. Canzlenordnung. S. 284. H. Schragen der Gerichtsdienner vom Jahre 1764. S. 287. I. Revidierte Advocaten- und Procuratorenordnung vom Jahre 1687 mit Anhang. S. 295. K. Concursordnungen. — 1) Rechtsconstitution vom Jahre 1706. 2) Des Rathes bestätigte Verordnung wegen bösslicher und leichtsinniger Bankrotte vom Jahre 1819. — S. 300. L. Erneuerte Verordnung wegen Kindermords vom J. 1726. S. 302. M. Bericht des Rathes über das gerichtliche Verfahren bey dem Rathe und den Niedergerichten vom Jahre 1784. — Dieses Stück bricht auf der letzten Seite des zweyten Heftes ab. Die versprochenen Einleitungen fehlen noch. Obgleich die Stücke der zweyten Abtheilung denen der ersten Abtheilung, dem Lübischen Rechte in Reval, an allgemeinem Interesse nachstehen, wird man doch auch hier Bemerkenswerthes finden. Für Reval und Esthland überhaupt ist natürlich die zweyte Abtheilung von Wichtigkeit. Auch die besondern Rechtsquellen der übrigen Städte Esthlands sollen in einem Anhange geliefert werden. Wir wünschen dem verdienstlichen Unternehmen einen ungehinderten Fortgang. E. G. F.

### L e i p z i g,

bey Hahn 1843. Vier Documente aus römischen Archiven. Ein Beitrag zur Geschichte



des Protestantismus vor, während und nach der Reformation. VIII und 130 Seiten in Octav.

Von den vier bis dahin nicht veröffentlichten Documenten, welche dieses Büchlein enthält, befinden sich drey handschriftlich in der Vaticana, eins in dem Archiv Barberini. Das wichtigste derselben ist unstreitig das erste: *Processus contra haereticos de opinione dampnata, examinatos coram dominis deputatis ad instantiam domini Antonio de Eugubio, procuratoris fiscalis, factus (Anno 1466)*; weniger, worauf in der Vorrede Gewicht gelegt wird, wegen des daraus zu ersiehenden *modus procedendi*, der uns in anderen Werken umständlicher geboten wird, als wegen der dadurch uns zu Theil werdenden Nachrichten über die *fraticelli de opinione* (Wahnbrüder). Diese besonders in der Mark Ancona verbreitete Secte verwarf den Primat des Papstes, erklärte alle seit den Zeiten Johannis XXII. geweihten Priester und Prälaten für excommuniciert, behauptete, daß die wahre Kirche Christi nur bey ihr zu suchen sey, wählte deshalb nach eigenem Ritus ihre Priester, welche Beichte hörten, Buße auferlegten, von Sünden absolvierten u. und sandten jährlich Geisliche aus ihrer Mitte aus, um in der Fremde ihr Evangelium zu predigen. Die bey Gelegenheit der Untersuchung von verschiedenen Inquisiten gemachte Aussage, daß sich die Mitglieder dieser Gemeinde, nach geendeter Messe und nach Auslöschung der Lichter, fleischlich vermischt, *adeo etiam, ut aliquando filius matrem, pater filiam et frater sororem accipiat* und mit den aus diesen ecklen Umarmungen hervor gegangenen Wesen ein höllisches Spiel getrieben hätten, erinnert abgesehen davon, daß völlig die nämlichen Anschuldigungen gegen eine in Orleans verbreitete Secte in der zu Anfange des 11. Jahrhunderts daselbst gehaltenen

Synode zur Sprache kamen — ein Umstand, welcher dem Herausgeber unbekannt gewesen zu seyn scheint — an einzelne Stellen des in neuerer Zeit vollständig veröffentlichten *processus Templariorum*. Hinderten ihn nicht verwandte krankhafte Erscheinungen in der neuesten Zeit daran, so würde Ref. unbedenklich die Erklärung in dem einfachen Umstande suchen, daß im Mittelalter die Anklage der Kezerey sich überaus häufig mit der Anschuldigung fleischlicher Vergehen, so wie unnatürlicher Wollust, verbunden zeige. Der Grund liegt nahe.

2) *Relazione d'un vescove romano, che trattava gli affari di religione in Germania nel tempo della riformazione sullo stato corrotto della chiesa cattolica, diretta ad un Cardinale.* Eine nicht uninteressante Abhandlung.

3) *Triplex ratio, qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam superioris Germaniae facile et optime reformare valeant, reverendis patribus ejusdem ordinis Gamundiae ad celebrandum provinciale capitulum congregatio, proposita per Frid. Barthol. Klaindinst, ejusdem ordinis inutilem filium. Anno 1558.* Diese drey Ursachen sind: die geringe Zahl der Brüder, ihre Unwissenheit und ihre Zuchtlosigkeit und für jeden dieser drey Uebelstände werden 15 gemessene Gründe angegeben, deren jeder nicht minder vollgültig ist, als der zweyte, für die Unwissenheit, aufgezählte: *Parum vero erat, si indocti tantum reciperentur, et non etiam multi aut certe plerique et plumbo et stipite stupidiores, ne dicam cerebro et ratione omnino carentes, ut facilius sit, asinum ad lyram, quam hos ad libros aptare.* Wer kann gegen so schlagende Gründe Einwendungen erheben! — 4) Ein 1598 entworfenes Verzeichniß von Kezern in Frankreich und dem heutigen Sardinien, welche zur wahren Kirche zurück zu führen den Geistlichen gelungen ist.

So gern Ref. den geschichtlichen Werth der drey ersten Documente anerkennt, so wenig fühlt er sich gedrungen, den tendenziösen Schlußworten des ungenannten Herausgebers im Vorwort unbedingt beizustimmen. Diese lauten: 'Viele unserer Zeitgenossen, vorzüglich in einem gewissen überseeischen Lande, hat eine wüste Sehnsucht nach der Rückkehr zu religiösen Institutionen ergriffen, welche von der Geschichte längst als verbrauchte Dinge bezeichnet worden, da der Geist der Wahrheit von ihnen ausgefahren ist. Die so Verlangenden — großentheils Menschen, die ohne Ernst ihr Leben lang mit der Form geistiger Dinge dilettieren, theils auch geistige Bankerotierer, welche die vernünftige religiöse Freyheit in Willkür aufgeudeten, — sie sollten bedenken, welchen Ballast von verrosteten und gefährlichen Begriffen sie mit jenen Formen zurückwünschen. Vielleicht sind die hier mitgetheilten Fragmente der Geschichte geeignet, Denkenden auch darüber Winke zu geben.' Hav.

### G f f e n,

bey G. D. Bädeker 1843. Ein neuer Lehrsatz der Stereometrie. Eine Beilage zu allen stereometrischen Lehrbüchern. Von Karl Koppe, Oberlehrer am Gymnasium zu Soest. Nebst 1 Figurentafel. 36 S. in Octav.

Dieser Satz betrifft die Ausmessung der Körper, welche von zwey parallelen Vielecken als Grundflächen und von Paralleltrapezen als Seitenflächen begrenzt sind; der Vf. nennt sie Obeliskten. Die Aufgabe den Inhalt solcher Körper zu finden, ist zwar schon mehrfach behandelt worden, z. B. in Hirsch's Sammlung geometr. Aufgaben, indessen hat ihr der Vf. eine neue Seite abgewonnen, indem er nachweist, daß jeder Obelisk der Summe aus einem Prisma und einer Pyramide gleich ist, welche beide mit dem Obeliskten gleiche Höhe haben und deren Grundflächen in den Winkeln,

mit den Grundflächen des Obeliskens übereinstimmen, während die Seiten der Grundflächen des Prisma den halben Summen und die der Grundfläche der Pyramide den halben Differenzen der gleichliegenden Seiten der beiden Grundflächen des Obeliskens gleich sind. Schon früher hatte der Vf. diesen Satz unter einer wenig verschiedenen Gestalt in dem Crellischen Journal für die Mathem. Bd. 18. mit Hilfe der Integralrechnung nachgewiesen und Hr Prof. Steiner hat hierauf im 23. Bde einen rein geometrischen Beweis gegeben, welchen Hr Koppe jedoch nicht für leicht genug hält um ihn in Schulen vorzutragen. Der elementare geometrische Beweis, den er selbst hier mittheilt, kommt darauf zurück, daß die Richtigkeit des Satzes zuerst für den dreiseitigen Obeliskens nachgewiesen und dann gezeigt wird, wie man allmählich die mehrseitigen Obeliskens auf diesen zurück führen kann. Vielleicht könnte, nach der Ansicht des Ref. diese Zurückführung noch einfacher geschehen, wenn man die mehrseitigen Obeliskens durch Diagonalebeneu sogleich in dreiseitige zerlegte. Der dreiseitige Obelisk ist übrigens nichts anderes als eine abgestumpfte dreiseitige Pyramide und die auf diesen speciellen Fall bezügliche Formel kann daher auch unmittelbar aus der bekannten Formel für den Inhalt der abgestumpften Pyramide abgeleitet werden.

Der Vf. zeigt alsdann noch, wie der Satz auf den Fall ausgedehnt werden kann, wenn die Seitenfläche eine krumme ist und wenn sie theils aus Paralleltrapezen theils aus Dreyecken besteht. Ungehängt ist ein Beweis der bekannten Formel, welche den Inhalt der Fässer unter der Voraussetzung gibt, daß die Seitenfläche durch die Umdrehung eines elliptischen Bogens entsteht. Ref. empfiehlt diese kleine Schrift allen welche sich für die Elementarstereometrie interessiren.

Stern.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

89. Stück.

Den 3. Junius 1844.

---

L e i p z i g.

Baumgärtners Buchhandlung 1843. Die Forstwirtschaft nach rein praktischer Ansicht. Ein Handbuch für Privatforst-Besitzer, Verwalter und insbesondere für Forstlehrlinge; von Dr W. Pfeil, Königl. Preuß. Oberforstrathe u. Dritte, abermals sehr verbesserte und vermehrte Auflage. 364 Seiten in Octav.

Der Gedanke, ein Handbuch der Forstwirtschaft für Privatforst-Besitzer und Verwalter (wir vermuthen Güter-Verwalter) zu schreiben, war gewis gut. — In welchem traurigen Zustande befinden sich nicht häufig die Privatforsten! Meistentheils in Deutschland (und auch in andern Ländern) lediglich dem Gutdünken ihrer Eigenthümer unterworfen, unterliegen sie nicht selten dem Geldbedürfnisse, dem Geldmangel, der Unkunde und der Ackerlandbegierde derselben; sie sind verhauen, verödet, falsch behandelt und angerodet u., und weder der Besitzer, noch sein Verwalter, noch seine Förster sind jederzeit im Stande ihre Forsten, wenn

sie das Bedürfnis davon erkennen, aus diesem Zustande heraus zu reißen, weil ihnen in der Regel die nöthigen Kenntnisse dazu abgehen: Forstwissenschaft zu studieren war nicht ihr Beruf; und ihre Förster, nicht selten vom Leibjäger zc. zum Förster avanciert, hatten auch auf der Jagd oder hinterm Stuhle, nicht Zeit sich mit der Holzzucht oder dem Forstschutze so bekannt zu machen, wie es der Zustand ihrer Waldungen erforderte.

Diese Männer also zu unterrichten, ihnen ein Noth- und Hilfsbuch in die Hand zu geben, aus welchem sie sich bey den gewöhnlichen Vorkommenheiten der practischen Forstwirthschaft Rathes erholen könnten, ist ein wahrer Vorschrift zur Beförderung des National- Wohls; denn wer weiß nicht, einen wie großen Flächenraum die Privatforsten in unserem lieben Deutschland einnehmen, d. h. eine wie große Waldfläche bey weitem nicht so viel zur Abhelfung der Holznoth, zur Hebung der National-Industrie zc. steuert, als sie steuern könnte und sollte.

Aber das Buch ist auch noch für Forstlehrlinge bestimmt und zwar vorzugsweise! dies ist ein ganz anderer Zweck, erfordert also auch eine ganz andere Beurtheilung. — Ein Forstlehrling ist in der Regel ein junger Mann, der die Forstwissenschaft in allen ihren Zweigen oder auch nur bis zu einem gewissen Grade gründlich, d. h. nach ihren ersten Principien, so, daß er sich von ihren Vorschriften zc. Rechenschaft geben kann, studieren will. Ein solcher 'gelernter Förster' kann bey Privat- und Staats-Forsten angestellt werden. — Es kann unter einem Forstlehrling aber auch ein junger Mann verstanden werden, der die Forstwissenschaft oder die Forstwirthschaft nur nach Vorschriften, nicht nach Gründen, erlernt; der einge-

übt wird zum Waldbau, zur Holzbenutzung, zur Waldabschätzung zc., ohne zu wissen, warum er so und nicht anders säet, hauet, taxirt zc., der so eine Forstmaschine ist, die im Walde umher läuft, wie sie soll und wie sie aufgezogen ist, aber stockt, wenn ihr ein wissenschaftlicher Stein in den Weg geworfen wird. — Ein solcher Forstlehrling kann im Staatsdienste, wo eine Ascension und Remuneration Statt findet, nur in untergeordneten Stellen gebraucht werden; eher findet er seinen Platz in Privatforsten, gerade weil dort wenige Ascension einzutreten und eine wissenschaftliche Ausbildung, ohne Ascension, nur unglücklich zu machen pflegt.

Der Hr Verfasser hat sich nicht darüber ausgesprochen, welche Classe von Lehrlingen er im Auge gehabt hat; wir möchten aber nach der Tendenz seines Buchs glauben, daß er die letztere bevorzugt habe, und wollen den Inhalt seines Werks nunmehr unseren Lesern, mit kurzen Anmerkungen, vor Augen legen, damit sie selber urtheilen können.

Nach der Vorbemerkung soll die rein=practische Forstwirthschaft diejenige Wirthschaft seyn, wie sie der Privatforst=Besitzer oder Verwalter führen muß, um sie in Verbindung mit der Landwirthschaft am vortheilhaftesten einzurichten. — Sie bezweckt: Holzherzeugung; Erhaltung und Benützung. — Damit ist Gegenstand und Gliederung gegeben und wir sehen, daß der letzte Theil des Inhalts, nach Abzug einer ganz neuen Doctrin unter dem Namen von 'Statik' ungefähr das ist, was in der neuesten Forstterminologie 'Gewerbslehre' genannt wird.

Im ersten Abschnitte wird nun die Kenntniß der

Forstgewächse vorgetragen, bey weitem aber nicht aller, sondern nur der vorzüglichsten und hauptsächlich der s. g. geselligen, die eigentlich nur Gegenstand einer forstwirthschaftlichen Behandlung sind, neunzehn an der Zahl, der Eiche, Buche, Eller, Fichte, Kiefer u. s. w. Diese Beschränkung können wir bey einem Buche dieser Art im Allgemeinen nur billigen, nicht weil wir glauben, daß selbst dem Privatforst = Besitzer oder seinem Verwalter und Förster die Kenntniß der mancherley kleinen Holzgewächse, die in seinen Wäldern vorkommen und seinen Absichten, hindernd oder fördernd, entgegen treten, nicht nützlich wäre; sondern weil die eigentliche reine Forstwirthschaft nur auf den Eigenschaften jener größeren, den Wald bildenden Holzarten gegründet ist und bey einem Werke, das lediglich diese Wirthschaft vortragen soll, es eben so überflüssig als unangemessen seyn würde, sich auf Holzarten und Gesträuche auszu dehnen, deren Eigenschaften zc. nie Gegenstand einer forstwirthschaftlichen Behandlung werden können. — Wer sich mit ihnen näher bekannt machen will und muß (und dazu sind allerdings öfter Anlässe genug vorhanden) mag sich aus anderen, rein = forstbotanischen Werken Belehrung holen; in Betriebs = Hinsicht ist dies überflüssig.

Eine andere Frage aber ist: ob der Hr Verf. unter den Bewohnern des Waldes eine gute und richtige Auswahl getroffen? Wir müssen auch diese Frage bejahen; nur ist es uns aufgefallen, daß der Bohnenbaum (*Cytisus Laburnum*) und insbesondere die s. g. Sahlweide (*Salix Caprea*) überall nicht erwähnt sind. — Beide sind einheimische Holzarten, beide liefern ein vortreffliches Schlagholz, letztere sogar hin und wieder geringes



Bauholz, und die Sahlweide findet sich in den Wäldern des nördlichen Deutschlands öfter so häufig, daß sie durch Ausläuterung eine gute Ver-  
nuzung abwirft. Daß das Holz des Bohnenbaums, lediglich durch Politur, eine überaus schöne Farbe annimmt, ist vielleicht nicht so allgemein bekannt.

Bey der Beschreibung jener 19 Holzarten ist alle systematische Botanik durchaus und Vieles von ihren physikalischen, chemischen und technischen Eigenschaften ausgeschlossen, doch steht ihr botanischer systematischer Name an der Spitze und Einiges von ihren physikalischen zc. Eigenschaften ist bey einzelnen Holzarten, z. B. bey der Eiche zc. und späterhin bey der Holzbenutzung aufgeführt, so, daß es nicht gänzlich mangelt.

Wir sind in dieser Behandlung des Gegenstandes nicht ganz mit dem Hn Verf. einverstanden.

Wenn derselbe die Namen der beschriebenen Holzpflanzen nach dem Linneischen System (oder seiner Verbesserer) anführen wollte; so würde es uns sehr angemessen geschienen haben, von diesem Systeme wenigstens die Gründe, d. h. die Sexual-Verhältnisse anzuführen, damit der Forsteigenthümer oder sein Verwalter (wie nachher bey dem Holzanbau vorkömmt) doch erführen, warum Pappeln und Weiden sich so selten aus Samen fortpflanzen und was eigentlich guter, keimfähiger Samen sey. Dann würden wir wahrscheinlich eine wissenschaftlichere Beschreibung einer guten, keimfähigen Eichel, als wir S. III lesen, 'daß sie nämlich nicht in der Schale klappere und an der Spitze keinen vertrockneten Keim haben müsse' erhalten haben.

Und wenn es ferner wahr ist, daß die Basis der ganzen eigentlichen Forstwissenschaft in nichts Anderem, als in den Eigenschaften und Eigen-

thümlichkeiten der Holzarten und ihrer Ansammlung in großen Massen, genannt Wälder, belegen sey; so würde es nach unserer Ansicht, ganz dem Zwecke des Hn Verf. um so mehr angemessen gewesen seyn, diese Basis recht auszubenten und seinen Schülern alle die physikalischen zc. Eigenschaften hier vor Augen zu führen, worauf nachher alle die forstlichen Operationen vom Holzbetrieb, Holz-anbau, Holzabschätzung zc. sich gründen, als jene Basis in wissenschaftlicher Hinsicht so überaus schmal ist und die Anbauer der Forstwissenschaft in die Nothwendigkeit versetzt, aus vielen anderen wissenschaftlichen Fächern zu borgen, damit das Gebäude nur einigermaßen stattlich erscheine.

Diesem zufolge würden wir geglaubt haben, daß es nothwendig gewesen seyn würde, der Beschreibung der einzelnen Holzarten eine Darstellung der Eigenschaften, die ihnen allen gemein sind, z. B. ihre Elasticität, Spaltbarkeit, geringeres specifisches Gewicht, als das Wasser zc., dann derjenigen, wodurch ganze Familien und Classen sich von einander wesentlich unterscheiden, z. B. der Nadelhölzer von den Laubhölzern, der geselligen von den ungeselligen, der lange lebenden von den nur kurz lebenden u. s. w. voran zu schicken.

Dann würden aus dieser Darstellung demnächst die Vorschriften zu ihrem Anbaue, zu ihrer Bewirthschaftung und Benutzung, ja selbst zu ihrer Abschätzung, sich wie aus einer gemeinsamen Quelle, haben schöpfen lassen und die Beschreibung der einzelnen Holzarten wäre dann gleichsam nur die Beschreibung von Modificationen gewesen, die die allmächtige Natur in ihren Einzelwesen vom ganzen Principe habe eintreten lassen wollen.

Was diese Beschreibung der einzelnen Holzarten

betrifft; so erlauben wir uns dabey die Bemerkung, daß sie nicht bey allen Holzarten gleichförmig ist und bey einigen Gegenstände aufnimmt, die sie bey anderen übersieht. — So z. B. ist bey der Eiche das specifische Gewicht des Holzes angeführt, bey anderen nicht; bey der Birke die Benutzung ihres Saftes, bey dem Ahorn hingegen nicht; bey der Linde ist der treffliche Honig, den die Blüthen liefern, überall nicht erwähnt, obwohl die Benutzung des Bastes zu Schuhen zc.

Ungerne vermiffen wir aber eine Zusammenstellung nur der Haupteigenschaften der Erdarten. Der Hr Verf. hat sich zwar ausdrücklich gegen die Aufnahme der s. g. Bodenkunde (so wie überhaupt gegen alle weitere wissenschaftliche Begründung seiner Lehren und Vorschriften) verwahrt, und wir behaupten auch nicht, daß dieselbe nach ihrem ganzen Umfange in einem Werke von dem Zuschnitte des gegenwärtigen hätte aufgenommen werden müssen. Allein da die Kenntniß der Eigenschaften der Erdarten und ihres Einflusses auf die Vegetation, für den Waldbau und für die Holzbenutzung zc. von größter Wichtigkeit ist, eben so wichtig, als die Kenntniß der Nahrungsmittel für die Thiere; so hätten wir gewünscht, daß er diese Eigenschaften entweder hier oder bey dem Waldanbau, im Zusammenhange, bloß nachrichtlich, eben so wie er bloß nachrichtlich die specifische Schwere bey dem Eichenholze angeführt hat, ohne sich auf eine Erklärung der specifischen Schwere selber einzulassen, aufgeführt hätte. — Der Lehrling würde alsdann doch gewußt haben, was z. B. ein 'kaltgrundiger' Boden sey und weswegen ihn sein Principal so sehr vor den Folgen eines solchen kaltgrundigen Bodens warne.

Der zweyte Abschnitt: 'Von der Behandlung des Hochwaldes' überschrieben, hat uns nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß gegeben; er ist im Allgemeinen erschöpfend und mit vieler Sachkenntnis abgefaßt.

Als Einleitung handelt der Hr Verf. die verschiedenen Waldbetriebsarten überhaupt ab. Uns dünkt, er habe hier den Pflanzwald oder den Hudewald übersehen. Der Pflanzwald ist weder ein Hochwald, noch ein hochstämmiger Niederwald, denn er wird weder, wie jener, aus Samen oder aus Pflanzen lediglich zur Holzgewinnung, noch wie dieser, lediglich zum Wiederausschlage und zur Weide; sondern nur durch Pflanzung aus Baumschulen in vorgeschriebenen oder herkömmlichen Weiten, zur Gewinnung von Bauholz, Weide und Mast, angezogen, constituirt also eine eigene Waldbetriebsart, wenn, wie der Hr Verf. richtig bemerkt, die gleichzeitige Verbindung der Holzbenutzung mit dem Wiederanbau den Begriff einer Betriebsart überhaupt begründet. — In einem großen Theile des nördlichen Deutschlands nimmt diese uralte Verbindung landwirthschaftlicher und forstwirthschaftlicher Zwecke bedeutende Flächen ein.

Von Lerchen = Besamungsschlägen, die der Hr Verf. gar nicht erwähnt hat, kann Ref. freylich auch keine Beyspiele im Großen anführen. Nach einzelnen Beobachtungen an erwachsenen Lerchenbeständen muß er aber glauben, daß die Lerchen bey der Samenstellung einen sehr freyen Stand verlangen und am besten vom stehenden Holze auf Blößen anfliegen.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

90. 91. Stück.

Den 6. Junius 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Die Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht. Ein Handbuch für Privatforst = Besitzer, Verwalter und insbesondere für Forstlehrlinge; von Dr W. Pfeil, Königl. Preuß. Oberforstrathe u.'

Seite 84 sub nr. X. werden die Durchforstungen, aber mit einer großen Kürze abgehandelt. Die Lehre von den Durchforstungen ist eine von den wichtigsten und erfolgreichsten Lehren in der Forstwissenschaft; sie greift tief in das Leben der Holzpflanzen und in das Leben des ganzen Waldes ein; auf ihr beruht die Bodenkraft und die höchste Benutzung des Waldes; und mit ihr steht die Vermehrung der Holzdieberey und der Befrevelung der Wälder in unmittelbarer Verbindung. — Ein juste-milieu, was und wie viel weggenommen werden soll, ist noch nicht ermittelt; mindestens sehr streitig; öfter müssen sie, schlau, den Holzangel decken, und das ist die gefährlichste Art von Durchforstungen oder eigentlich von Vorhauungen, öfter

werden sie versäumt; und dann siecht der Wald an der Menge von Pflanzen, die er ernähren muß oder die das Leben anderer hindern zc.

Ein Princip der Durchforstungen würden wir von dem erfahrenen und kenntnißreichen Hn Verf. gerne entgegen genommen haben; wir glauben, daß es in den Entfernungen der Stämme in den verschiedenen Lebensaltern von einander, je nach Art der Bäume, um sich in Stamm und Krone gehörig zu entwickeln, zu suchen seyn möchte. Irrren wir nicht, so hat auch der Hr Oberforstmeister Smailian in seiner: Anleitung zur Untersuchung und Feststellung des Waldzustandes zc. (Jahrg. 1841. St. 173 dieser Anzeigen) ein ähnliches Princip aufgestellt und darauf seine Berechnungen über den Belang der Durchforstungen zc. gestützt. — Es ergibt sich hieraus gleich auf den ersten Blick, daß die Durchforstungen bey den Nadelhölzern, die entweder gar keine oder nur schwache Kronen bilden, in anderer Art geführt werden müssen, als bey den Laubhölzern, die öfter mehr Krone, als Stamm haben. Es ergibt sich aber hieraus auch ferner, wie nothwendig es ist, in einem Lehrbuche bey Beschreibung der Bäume, auf solche Eigenthümlichkeiten der Baumformen aufmerksam zu machen, weil daraus demnächst Betriebs-Regeln abgeleitet werden müssen.

Die Lehre: von der Herstellung einer regelmäßigen Waldwirthschaft in unregelmäßig behandelten Waldungen, nach des Ref. Ansicht eine der schwierigsten in der ganzen Forstwirthschaft, ist S. 90. XII. auf einer einzigen Seite fast zu kurz behandelt.

Im dritten Abschnitte kommen nun die übrigen Betriebsarten: der Niederwald; der Mittelwald; der Hackewald; die Kopsholzwirthschaft und die (verunglückte) Cottaische Baumfeldwirthschaft, vor.

Alles mit Gründlichkeit und angemessener Ausführlichkeit. Nur der Mittelwald, gewis eine der interessantesten und allgemein verbreitetsten Betriebsarten, kommt etwas stiefmütterlich weg. Nichts z. B. von den Beschattungsgraden und von den Nutzungsregeln des Oberholzes u. s. w. Zwar verweist der Hr Verf. auf andere Lehrbücher und namentlich auf das vortreffliche Cottaische; allein mit diesem Einholen von Erkenntnissen anderer Gerichtshöfe ist doch den Parteyen bey der Verhandlung vor dem competenten nicht viel gedient.

Zulezt (VI) wird noch von der Umänderung einer Betriebsart in die andere, gehandelt. Hier scheint es dem Hn Verf. entgangen zu seyn, daß das Absenken ein ganz vortreffliches und unfehlbares Mittel ist, Niederwald in Hochwald umzuwandeln. — Die Stammausschläge werden rund um den Mutterstock herum abgelegt; sie erwachsen, bey ordentlicher Behandlung, schnell zu Bäumen, und es ist ein vergnüglicher Anblick, um einen schwachen Mutterstock, aus welchem noch schwächere Ausschläge, auf der Erde horizontal, wie Speicher aus einer Nabe, ausgebreitet liegen, große, gipfelreiche Bäume, im Kreise umher, empor gewachsen zu sehen.

Im vierten Abschnitte geht nun der Herr Verf. zum künstlichen Anbaue des Holzes aus der Hand über und zwar zuerst (I) zum Anbaue des Holzes durch Saat und (II) zum Anbaue durch Pflanzung.

Hier wird sicher Niemand das Werk des Herrn Verf. ohne Befriedigung aus der Hand legen. Nichts ist vergessen und Alles mit großer Ausführlichkeit abgehandelt worden. Bey der 'Pflanzung mit Wurzeln' würde vielleicht eine Angabe über die Wiederentwicklung des Lebens in verpflanzten (und an Wurzeln und Zweigen verstüm-

melten) Bäumen am rechten Orte gewesen seyn, um daraus die Lehren über das Verhältniß der Verstümmelung zwischen Wurzeln und Zweigen; über die beste Fahrzeit zum Verpflanzen; über die Ballen- und Büschel-Pflanzung; über wiederholte Verpflanzung u. s. w. abzuleiten.

Ganz natürlich folgt hierauf im fünften Abschnitte der Forstschuß. — Hierbey ist die Forstpolizey im eigentlichen Sinne ausgeschlossen und nur der Schuß, welchen der Förster, als solcher, seinem Walde gewähren muß, gemeint.

Die Vögel und die Eichhörnchen hat der Herr Verf. nicht unter den Schadensstiftern aufgeführt, und doch lesen die ersteren manches gesäete Samenkorn auf und klaben die letzteren manche Zapfen zc. aus. — Bey der Verfolgung der Insecten wird abermahls auf das, allerdings vortreffliche, Insectenwerk des Hn Prof. Kageburg zc. verwiesen. — Allein viele Privatforst-Besitzer zc. werden Anstand nehmen dies, noch nicht beendigte, Werk sich anzuschaffen. — Es wäre daher eine kurze Uebersicht der allgemeinen Naturgeschichte der Insecten und dann der Forstinsecten insbesondere, an der Spitze dieser Abtheilung, als Begründung der Vorschriften zur Verfolgung der einzelnen schädlichen Insecten, ähnlich, wie wir das bey der Beschreibung der einzelnen Waldbäume gewünscht haben, hier wohl an ihrer Stelle gewesen.

Die Forstpolizey im eigentlichen Sinne, d. h. die Staats-Forstpolizey, schließt der Hr Verf., wie wir eben bemerkt haben, zwar aus, dagegen aber handelt er im sechsten Abschnitte die s. g. niedere Forstpolizey, wo die Gesetzgebung zum Schutze des Waldes, als solchen, gegen äußere Verhältnisse zu Hilfe kommen muß, ausführlich ab. —



Dahin gehören, 1) Beschützung und Erhaltung der Grenzen; 2) Sicherung des Waldes gegen Holzentwendungen; 3) Beschädigung der Forsten durch Weidevieh; 4) verschiedene Beschädigungen des Holzes; 5) das Sammeln der Waldstreu; und endlich 6) die Waldservituten. — Das Sammeln der Waldstreu, insbesondere des Laubes, wird, im Allgemeinen, und zwar mit Recht, als nachtheilig; die Befreyung der Waldungen von lästigen Berechtigungen dagegen als vortheilhaft dargestellt.

Ref. kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Nachtheil des Laubrechens auf seine eigentlichen wahren Ursachen und nicht bloß auf die Entziehung des Walddüngers, des Humus, zurück geführt werden möge, weil Waldbäume vieler Orten vortrefflich wachsen ohne auch nur ein Blatt zu ihrer Nahrung über sich liegen zu haben; und was die unbedingte Anempfehlung der Abfindung aller und jeder Gerechtsame in den Wäldern betrifft, so hat Ref. sich damit niemahls einverstanden erklären können; im Gegentheile glaubt er, daß man den Mitgenuß mancher Walderzeugnisse ohne den mindesten Nachtheil gewähren könne, wenn dabey nur mit Ordnung verfahren werde und daß das Zerschneiden eines Waldes in viele kleine Stücke, um alle Boden-, Holz-, Mast- u. c. Berechtigungen daraus abzufinden, seiner Holzproductions-Fähigkeit gewöhnlich so tiefe Wunden schlägt, daß solche nur selten vollständig wieder geheilt werden können; die Gefahr des Ausrodens u. c. der Abfindungstheile nicht einmahl in Anschlag gebracht. Ein getheilter Wald gleicht einem zerstörten Organismus, der sich in seinen abgelösten Theilen erst wieder reproducieren muß, um ein neues organisches Ganze wieder darzustellen; und dazu gehört, bekanntlich, beym Forstwesen öfter mehr, als ein Jahrhundert.

Der siebente Abschnitt handelt von der Forstbenutzung; und zwar I. von dem Waldzustande, der das größte Einkommen gewährt, und II. von der besten Gewinnungs- und Verkaufsart. Fast kein Abschnitt ist mit solcher Ausführlichkeit (24 Seiten), zugleich aber auch mit solcher Gründlichkeit behandelt. Der Hr Verf. geht hin und wieder in das kleinste Detail ein und führt z. B. alle Holzmassen 2c. an.

Der wichtigste Gegenstand dieses Abschnitts ist unstreitig der erste (I), aber auch zugleich der schwierigste, weil das Einkommen von einem Ertragsgegenstande von der Nachfrage, die Nachfrage aber vom Bedürfnisse abhängt und dies im Laufe der Zeit sehr wechselnd seyn kann. Die Forstwirthschaft steht daher in diesem Betrachte sehr hinter der Landwirthschaft zurück, weil sie mit ihren secularen Erzeugnissen dem jedesmahligen Bedürfnisse sich nicht so schnell anpassen kann, wie die annuaire Landwirthschaft. Auch ist die Feststellung eines normalen, den höchsten Ertrag gewährenden Waldzustandes, fast unmöglich.

Desto kürzer ist der achte Abschnitt: Vom Transport des Holzes (6 Seiten), behandelt. Zuerst vom Land-, dann vom Wasser-Transport, aber Nichts von Rutschen, Riesen, Flöß-Nachen u. s. w. Dagegen Verweisung auf Sägerschmid's Handbuch für Holztransport 2c. — Da der Hr Verf. angibt, wie viel Cubikfuß Wasser zum Flößen eines Cubikfußes Holz erforderlich sind; so, deucht uns, wäre es auch erforderlich gewesen, etwas von der specifischen Schwere des Holzes, als Grund seiner Flößbarkeit, anzuführen.

Im neunten Abschnitte wird nun von etwas ganz Heterogenem, von der Forstwirthschaft gehandelt und dabey abermahls auf Werke, die sich mit

diesem Gegenstande besonders beschäftigen, auf Dau, Eiseler, Riem zc. verwiesen.

Wohl mag es seyn, daß der Privatforst-Besitzer außerdem auch noch Torfmoore besitzt und von seinem Verwalter oder von seinem Förster zc. die Mitverwaltung dieser Gründe verlangt; man weiß, daß so in der Person eines Privatförsters zc. öfters sehr viele Functionen vereinigt sind. Aber diese persönliche Vereinigung, die individuell oder finanziell oder auch objectiv, nach der Natur des Gegenstandes, sehr wohl kann gerechtfertiget werden, kann, nach des Ref. Ueberzeugung, nie eine wissenschaftliche begründen. Die Torfwirthschaft ist, ihrem inneren Principe nach, überall nicht mit der Forstwirthschaft verwandt, kaum mit derselben zu vergleichen; sie geht nicht auf ein ewiges, gleichzeitiges, Benutzen und Wiedererzeugen ihres Object's hinaus (und wenn sie darauf hinaus ginge, so geschähe es bis jetzt, wenn nicht ohne Grund, doch ohne alle Sicherheit); sie ist eine reine Bodenbenutzung, und zwar meistens des Bodens selbst, nicht seiner Erzeugnisse, und sie fällt daher ganz in die Classe der bergmännischen Arbeiten, nicht einmahl in die der landwirthschaftlichen; es sey denn, daß man sie zu den Bodenverbesserungsarten, in so ferne nämlich aus den abgestochenen Torfmooren (Hochmooren) in vielen Gegenden die herrlichsten Wiesen = oder Ackerländereyen gewonnen werden, rechnen wolle; in welchem Falle man sie dann eine Staats = Landwirthschaft nennen könnte.

Will man den Privatforst = Besitzer oder seinen Förster zc. darüber belehren, was in den Kreis seiner Beschäftigungen fällt; so hätte man auch noch die Jagd, die Fischerey, die Waldbienen = Wirthschaft zc. aufnehmen müssen und zwar letztere (so selten sie auch seyn mag) mit größerem Rechte, als

den Fang der wilden Thiere oder den Ausflich von Torfsoden oder die Gewinnung von Bruchsteinen u. s. w.

Im zehnten Abschnitte gelangt der Herr Verf. nun zu dem ewigen Räthsel der Forstwissenschaft, zu der Taxation der Forsten!

Hier verweist er gleich von vorne herein auf seine Anleitung zur Forsttaxation zc. (von der nunmehr, wie wir sehen, die dritte Auflage erschienen ist) und bemerkt, daß die Forsttaxation auf fünf verschiedene Zwecke gerichtet seyn könne:

- I. auf Ermittlung der haubaren Vorräthe;
- II. auf Ermittlung des nachhaltigen Ertrages;
- III. auf Berechnung des Geldwerthes;
- IV. auf Berechnung des Werthes bey gänzlichem Verkaufe und
- V. auf Begründung einer Devastation.

Von jedem dieser Taxationszwecke nun im Folgenden besonders, nach Maßgabe der vorhin angezogenen Anleitung zc. bündig und genügend, so, daß jeder Forstgrundbesitzer zc. die beabsichtigte Taxation darnach vornehmen kann. Wir bemerken über das Verfahren des Hn Verf. nur Folgendes:

1) Es liegt demselben im Allgemeinen die Fachwerksmethode zum Grunde, daher: Formierung von Wirthschaftstheilen; Classification der Bestände, Bildung von Perioden, Aufstellung von Erfahrungstafeln, Berechnung des periodischen, jährlichen und Durchschnittszuwachses u. s. w.

Inzwischen scheint der Hr Verf. bey der Taxation regelmäßig bestandener (Normal-) Waldungen sich doch der rationellen oder Hundeshagenschen Taxation nach Nuzungs- Procenten, zu nähern, indem er zur Ermittlung des nachhaltigen Ertrags unter dieser Voraussetzung, bloß das einfache Verfahren empfiehlt; zuerst die Größe des producieren-

den Forstgrundes (durch Vermessung) fest zu legen; dann die Bodenclasse (Productionsfähigkeit?) zu ermitteln; drittens den Zuwachs pro Morgen nach örtlicher Untersuchung oder nach Erfahrungs-Tabellen zu erforschen und endlich viertens die vorhandenen Blößen abzuziehen.

2) Zur Taxation bloß der haubaren Vorräthe (1) genügt dem Hn Verf. die Schätzung jedes einzelnen Stammes nach dem Augenmaße, und nur in Ermangelung von Uebung in dieser Art von Schätzung werden (Gehalts-) Tabellen nachgelassen.

Wir vertrauen der Uebung und dem guten Augenmaße der Taxatoren des Hn Verf. alles Mögliche und glauben, daß, abgesehen von dem Gewinne an Zeit und Kosten, der Wahrheit dadurch eben so nahe gekommen werden könne, als durch Messung und Berechnung jedes einzelnen Stammes. Allein die wissenschaftliche Ueberzeugung von dieser Annäherung kann man nicht so hegen, als wie bey der Messung; daher vermag Ref. dem Hn Verf. hierin auch nicht beyzustimmen und zwar um so weniger, als die Messung und Berechnung jedes einzelnen Baumes außerordentlich schnell vor sich geht, wenn die Messer nur einigermaßen gewandt sind. Freylich könnte dieß bey einer Messung auch geschehen; aber es ist eine bekannte Anekdote, daß den Schätzern nach dem Augenmaße bey einer gewissen Gelegenheit vorgeschrieben ward, dem Augenmaße ein wenig zuzulegen!

3) Zur Taxation der Hoch- und Mittelwälder (eine Taxation der reinen Niederwälder geschieht, bekanntlich, am sichersten durch Abtriebe u.) werden nur von dem Hn Verf. vortreffliche Hilfsmittel an Erfahrungs- und Zuwachstabellen von den verschiedenen Bodenclassen und von den vorzüglichsten Holzarten, aus Beobachtungen vom nordöstli-

chen Deutschlande zusammen getragen, ferner: Tabellen über das Verhältniß der Sortimente bey verschiedenen Holzgattungen, nach Maßgabe ihres Wuchses, so wie auch Erläuterungen zum Gebrauche jener Erfahrungsz. Tabellen zc. mitgetheilt, die gewiß ein Jeder in rein wissenschaftlicher und practischer Hinsicht dankbar aufnehmen wird.

Ueberhaupt zweifelt Ref. nicht, daß die Taxations-Methode des Hn Verfs alle diejenigen sehr ansprechen werde, die da glauben, daß bey einem Geschäfte, wobey die Wahrheit doch nicht erreicht werden kann, ein kleiner Fehler bey einem einfachen, zweckmäßigen Verfahren, nicht so viel werth sey, als der große Zeit-, Kosten- und Wissenschafts-Aufwand bey einer künstlicheren und vermeintlich richtigeren.

Aber die Erforschung des nachhaltigen Abgabefalles ist zur Begründung eines regelmäßigen Haushaltes noch nicht genug; es muß auch bestimmt werden, wie und wo der Abgabefall jedes Jahr ordnungsmäßig weggenommen werden soll. Dies geschieht durch Anordnung einer s. g. Hiebfolge und durch Bildung von Wirthschafts-Ganzen. Dazu wird S. 303 fernere Anleitung gegeben.

Im eilften Abschnitte (S. 316 u. f.) wird die Waldwerthberechnung nach vier verschiedenen Abtheilungen vorgetragen, nämlich:

- I. Von dem gutachtlichen Ueberschlage des Ertrages eines anzukaufenden Forstes;
- II. Von der Berechnung des Werthes junger, noch nicht nutzbarer Holzbestände und mit Holz anzubauender Waldblößen;
- III. Berechnung eines mit nutzbarem Holze bestandenem Forstort, dessen Boden nach Abräumung des Holzes entweder wieder mit Holz

in Bestand gebracht oder zu Acker, Wiesen und dergl. benutzt werden soll; und endlich

IV. Werthberechnung eines Waldes 2c. aus Veranlassung einer Expropriation.

Wir bemerken hierbey nur, indem wir wegen des Details einer jeden dieser Berechnungsarten nothwendig auf das Werk selber verweisen müssen, daß zur Werthberechnung eines Waldes zu dem ersteren (I) Zwecke die von dem Hn Verf. S. 318 mitgetheilten Erfahrungstabellen, die gegen die ewigen etwas vermindert sind, weil die Käufer die höheren Erträge nicht bezahlen können, zum Grunde gelegt werden sollen; daß hinsichtlich der zweyten (II) Berechnungsart bey welcher die Zins = auf Zinsen = Rechnung als die allein richtige dargestellt wird, auf Gottas Anweisung zur Waldwerthberechnung 2c. verwiesen werde; daß bey der dritten (III) Berechnungsart die Werthberechnung, einmahl des Holzes und dann des Bodens, in Betracht gezogen werden müsse und daß endlich bey der vierten Berechnungsart gesetzliche Vorschriften (im Preussischen) entscheiden sollen.

Im zwölften und letzten Abschnitte wird der Schlußstein des Ganzen gelegt, nämlich die Grundsätze zur Anordnung und Controle der Verwaltung werden darin abgehandelt.

Es ist uns dabey nichts bemerkbarer geworden, als die Grundsätze oder der Maßstab, wonach die Besoldungen der Forstbeamten reguliert werden sollen. Der Hr Verf. macht drey verschiedene Classen von Forstbeamten:

- 1) bloße Schutzbeamte;
- 2) geringste Försterklasse; und
- 3) Revierförster.

Die Besoldung dieser Beamten soll etwa gleich gestellt werden:

- a) die der ersten Classe der der verheiratheten Aufseher von Deconomien, Gärten, Kunststraßen zc.
- b) Die der zweyten Classe der der Verwalter von einzelnen kleinen Vorwerken; kleinen Steuer-Einnehmern zc. und
- c) Die der dritten Classe der der höheren Wirthschaftsbeamten; Justizbeamten auf dem Lande; Realbeamten auf dem Lande zc. wobey auf Pferdehaltung Rücksicht zu nehmen zc.

Diese comparative Besoldungsbestimmung hat unsern Beyfall nicht. — Zuwörderst gründet sie sich auf eine Art von Rangliste, mit der in einzelnen Fällen weder der eine noch der andere Theil zufrieden seyn möchte: der Justizbeamte auf dem Lande, der, höchst wahrscheinlich auch im Preussischen, 2—3 Jahre auf einer Universität studiert hat, wird sich ungerne neben den Revierförster gestellt sehen, der vom bloßen Schutzbeamten zum Revierförster avanciert ist u. s. w.

Sodann setzt eine solche comparative Besoldung voraus, daß ihr Regulativ genau bestimmt sey. Dies ist aber keinesweges, wenigstens in den außerpreussischen Ländern der Fall; hier wechselt sie außerordentlich nach Maßgabe der Verfassung, des Herkommens, der örtlichen Ansichten u. s. w. Oft sind große Titel mit geringen, und umgekehrt, geringe Titel mit großen Besoldungen verbunden zc.

Den Gehalten der Forstbedienten (so wie aller und jeder Bedientesten) müssen gewisse allgemeine Grundsätze, aus der Natur ihrer Verhältnisse geschöpft, aber nach jeder Landesverfassung modificiert, unterliegen; diese allgemeinen Grundsätze sind vorhanden, leider! aber nicht immer, namentlich bey dem Forstbedienten, angewandt; sie leiden wahrhaft hin und wieder Noth, obwohl ihnen, wie der Hr Verf. mit Recht bemerkt, ein ungezähltes



Capital in die Hände gegeben ist. Es ist hier übrigens nicht der Ort in diese Materie weiter hinein zu gehen.

Mit einem Kalender für die monatlichen Forst- und Jagdgeschäfte schließt der Hr Verf. sein Buch.

Sollen wir nun über das Ganze unser Urtheil fällen, so müssen wir der Idee, ein Handbuch für Forsteigenthümer zc. zu schreiben, die nicht selber Forstgelehrte sind, unseren Beyfall geben; die dritte Auflage dieses Buchs beweiset, daß die Idee Anklang und das Buch Absatz gefunden hat. Nur über die Bestimmung und über den Gesamt-Inhalt desselben erlauben wir uns einige Bemerkungen.

Wir würden die 'Forstlehrlinge' davon ausgeschlossen haben oder, wenn sie nach preussischen Einrichtungen zc. aufgenommen werden mußten, tiefer in die Gründe der Wissenschaft eingedrungen seyn; ein Lehrling will und soll weiter; er soll nicht bloß bey dem Verfahren, bey dem Mechanischen, stehen bleiben; er soll wissen, warum er so verfährt, weswegen dieser Handgriff zum Ziele führt u. s. w. Ein Verweisen auf andere Bücher genügt nicht; dann kann er ja nur sogleich unmittelbar zu diesen Quellen schreiten; warum erst, s. v. v., durch die Empirie zur Wissenschaft gelangen?

Zu diesem tieferen Eindringen würde der Herr Verf. Platz gefunden haben, wenn er die Forstwirtschaft und (was freylich nicht vielen Raum wegnimmt) den Jagdkalender weggelassen hätte. Der Forst und die Jagd gehören nun einmahl durchaus nicht zur Forstwirtschaft, als solcher, wenn gleich (wie wir bereits oben bemerkt haben) es seyn kann, daß der Förster zugleich auch Moorverwalter und Jäger ist; so wie er auch Fischmei-

ster und Bienenwärter 2c. seyn kann. Aber die Cumulation von Diensten oder Beschäftigungen auf eine einzige Person rechtfertiget nicht die Cumulation von ganz heterogenen Wissenschaften in einem einzigen Buche. Der Lehrer der Naturgeschichte z. B., der die Zoologie vorträgt, wird in seinem Handbuche oder in seinen Hefen nicht auch die Geologie vortragen; er wird jede Wissenschaft in ihre Fächer verweisen; und doch stehen Zoologie und Geologie sich einander viel näher, als Forstwirthschaft und Forstwirthschaft.

Die Jagd ist in den meisten Fällen ein natürliches Anney des Försters; wissenschaftlich aber stehen der Förster und der Jäger noch weiter auseinander, als der Moorverwalter und der Förster. — Bey einer vierten Auflage werden diese kleinen Uebelstände vielleicht gehoben werden.

### L e y d e n ,

bey S. und J. Luchtman's 1842. Kort Overzigt van de Geschiedenis des Vaderlands. Door Mr. G. Groen van Prinsterer. Zweynte Auflage. IV und 103 Seiten in Octav.

Ebendasselbst. Handboek der Geschiedenis van het Vaderland, door Mr. G. Groen van Prinsterer. Erste Lieferung 1841. Von den frühesten Zeiten bis zum Aufstande gegen Philipp. Zweynte Lieferung 1842. Bis zum Westphälischen Frieden. Dritte Lieferung 1843. Bis zum Frieden von Utrecht. Zusammen 642 Seiten in Octav. Die vierte und letzte Lieferung, bis auf unsere Zeit, wird erwartet.

Holland ist eben nicht arm an kurzen Uebersichten der vaterländischen Geschichte; allein die mei-

sten, wenn nicht alle, sind nur zum ersten Unterricht brauchbar, da sie entweder, als Lesebücher, bloß eine Sammlung geschichtlicher Züge, ohne eigentlichen Zusammenhang, enthalten, oder, nach einem flüchtigen Ueberblick der früheren Vergangenheit, der als Einleitung zur späteren Geschichte dienen soll, diese in der Hauptsache durchführen, mit Auslassung dessen was die Fassungskraft des Jugendalters übersteigt. Derartige Büchlein mögen allerdings, in gewisser Hinsicht, für das Kind hinreichen; ist aber der Knabe zum Jüngling heran gewachsen, so wird es nöthig, daß man ihn allmählich mit dem Umfange der Geschichte seines Vaterlandes bekannt mache, und ihm, zur Erleichterung dieses Studiums, einen guten Leitfaden in die Hand gebe, vermittelst dessen er das Gesamtgebiet der vaterländischen Geschichte durchwandern, und die verschiedenen Entwicklungsperioden festen Schrittes durchgehen könne, ohne Gefahr zu laufen in dem Labyrinth des Mittelalters herum zu irren und, der fruchtlosen Reise müde, der Geschichte überdrüssig zu werden. Es kommt nicht weniger für den Lehrer als für den Schüler selbst darauf an, daß er einen sicheren Wegweiser, einen zuverlässigen Führer habe. Aber die Befertigung eines guten Leitfadens ist eine schwierige Aufgabe. Je einfacher, je klarer und zweckmäßiger das Buch seyn soll, desto mehr Forschungen, Kenntnisse und Scharfsinn werden dazu gefordert. Wie die Geschichte der Niederlande eine der wichtigsten und lehrreichsten ist, so ist sie auch eine der schwierigsten für gelehrte Bearbeitung. Sehr verwickelt ist die Geschichte der erst zum Weströmischen Reiche, dann der Monarchie Carl des Großen gehörigen, seit der Theilung dieser Monarchie bald in deut-

sche, bald in fränkische, bald in lotharingische Provinzen zerfallenen, im 10. 11. 12. und 13. Jahrhundert in mehrere kleine Souveränitäten — Herrschaften, Bisthümer, Grafschaften, Herzogthümer — zersplitterten, im 15. Jahrhundert unter einem Hauptstamme größtentheils wieder vereinigten, und endlich im 16. Jahrhundert sämmtlich unter der Oberherrschaft Carl des V. stehenden, Niederlande. Dessen ungeachtet müssen die Landeskinde mit derselben vertraut werden, wenn sie die Gegenwart richtig fassen wollen. Denn diese ist ja nur die Folge der Vergangenheit, die Entwicklung früher in den fruchtbaren Boden gelegter Keime. Eben weil im Mittelalter sich kein Staatensystem denken läßt, und die zersplitterten niederländischen Provinzen dem Historiker keinen Mittelpunkt gewähren, von dem aus er dieselben leicht übersehen könnte, ist die Behandlung ihrer Geschichte, zumahl in einem Handbuche, äußerst schwierig. Sa, es ist vielleicht unmöglich in der manigfach bewegten Vergangenheit das richtige Fahrwasser durch alle Klippen und Untiefen hin zu treffen und zu halten. In der zweyten Hälfte des 15. oder wenigstens seit dem 16. Jahrhunderte, stößt man nicht mehr auf dieselben Hindernisse. Desto auffallender ist es, daß in Holland, wo Heeren's unübertroffenes Handbuch wohl bekannt ist, Niemand auf den Einfall gerieth, die Niederlande betreffenden Abschnitte dieses Werkes zum Muster zu nehmen und, wo möglich, die Methode des genialen Historikers auch auf die frühere Geschichte der Niederlande anzuwenden.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

92. Stück.

Den 8. Junius 1844.

---

L e y d e n.

Schluß der Anzeigen: 'Kort Overzigt van de Geschiedenis des Vaderlands. Door Mr. G. Groen van Prinsterer' und Handboek der Geschiedenis van het Vaderland, door Mr. G. Groen van Prinsterer.'

Es ist schon vor längerer Zeit mit einem Compendium der allgemeinen Geschichte der sämtlichen Niederlande der Versuch gemacht worden. Wir haben nämlich vor uns die 3te Auflage des im Jahre 1827 zu Gent erschienenen Werkchens des Hn Prof. Schrant: 'Kort overzigt van de Geschiedenis der Nederlanden. 120 Seiten in fl. Octav. In diesem Büchlein vermiffen wir zwar kein wichtiges Ereigniß, keine Erfindung, keinen im Land- und Seekrieg, in der Kunst und Wissenschaft berühmt gewordenen Namen. Es sind aber nicht viel mehr als Eigennamen und chronologische Angaben von Begebenheiten, die sich durchkreuzen. Die zweyte Hälfte, vom 16. Jahrhundert bis 1815 nimmt bloß ein Drittel des Buches ein. Die

erstere Hälfte ist eine verworrene Chronik. Statt die Hauptmomente der Geschichte und das Merkwürdigste hervor zu heben, hat der gelehrte Verfasser, nicht ohne Anstrengung, aus allerley Dingen ein Ganzes zusammen gestellt, in dem weder ein Hauptgedanke die einzelnen Partien beherrscht und aneinander knüpft, noch der Charakter der niederländischen Geschichte hervor tritt. Und doch hat jedes Land etwas Eigenthümliches, jede Nation etwas ihr Angeborenes, das sie von andern Völkern unterscheidet, und auf ihre Geschichte ein besonderes Gepräge drückt, welches sich in der Durchführung derselben soll kund thun. So war, z. B., Religiosität, von echter Vaterlandsliebe unzertrennlich, von jeher der Grundzug des niederländischen Charakters. Die sprichwörtliche Redlichkeit der Holländer ruht auf einer festeren Grundlage als die der Politik und des Eigennuzes, und diesen bezeichnenden Zug sollte man in der Geschichte dieses Volkes nie verkennen. Nicht seiner Regierung, sondern der moralischen Größe der Nation hat Holland zu verdanken, daß es in und seit dem Jahre 1830 nicht zu Grunde ging; von dieser allein und von Gottes Segen hofft es seine Rettung aus der gegenwärtigen Krisis. — Hr Schrant, ein Katholik, erwähnt, in seiner 'Uebersicht', kaum mit einem Worte der Reformation, welche doch bis heute auf das Schicksal Hollands einen unberechenbaren Einfluß ausübte. Heißt das nicht den Grundcharakter einer Geschichte verkennen? Man wird den Verf. nicht damit entschuldigen wollen, daß er seine Uebersicht für die damals vereinigten nördlichen und südlichen Niederlande schrieb, und die strengste Unparteylichkeit beobachten wollte. Der Unzweckmäßigkeit seines Buches ungeachtet, hat es mehrere Auflagen erlebt. Es zeugt dies

einerseits von der Gleichgiltigkeit der Regierung, so wie der Schulbehörden, in einer höchst wichtigen Angelegenheit, andererseits von dem gänzlichen Mangel an einem besseren Leitfaden zum Unterricht in der vaterländischen Geschichte. Es war Zeit, daß diesem Uebelstande abgeholfen wurde.

Es hätte sich in Holland schwerlich Jemand finden lassen, der geeigneter gewesen wäre, ein gutes Handbuch der allgemeinen Geschichte der Niederlande zu liefern, als Herr Staatsrath, Ritter G. Groen van Prinsterer. Denn dieser Gelehrte hat sich durch weitgreifende Studien auf dem Gebiete der Philologie, der Rechts- und Staatswissenschaft, der Theologie und der Geschichte, und durch gediegene Werke einen unbestrittenen Ruhm erworben. Daß er seiner historischen Aufgabe gewachsen war, beweisen unter anderen die von ihm herausgegebenen Archives ou Correspondance inédite de la maison d'Orange-Nassau, eine reiche Sammlung von Briefen und anderen Actenstücken, die Geschichte der Niederlande, von 1552 — 1581, betreffend; eine wahre Fundgrube für den Historiker; ein Werk, das durch den gelehrten, scharfsinnigen, unermüdeten Herausgeber mit Einleitungen versehen und mit Erläuterungen so reich ausgestattet ist, daß wer nur eine Urkundensammlung in die Hand zu nehmen glaubt, einer fortlaufenden, lebendigen Geschichte begegnet, und das große Drama des 16. Jahrhunderts sich entwickeln sieht. Durch diese Arbeit hat sich Hr Groen besonders um sein Vaterland verdient gemacht; denn für den Holländer ist gerade der siegreiche Kampf gegen spanische Unterdrückung der Glanzpunct seiner Geschichte. Die blutig errungene religiöse und politische Freyheit ist ihm theuer. Auf dieses Fundament haben seine heldenmüthigen Voraltern ihr

Staatsgebäude gegründet. Daß auf dieser festen Grundlage die politische Existenz der vereinigten Provinzen ruhe, beweisen schon die Münzen, auf welchen die batavische Jungfrau, in Kriegerstracht, den linken Arm auf die Bibel stützt, welche die Worte: HAC NITIMVR umgeben, und in der rechten Hand eine Lanze mit dem Freiheitshut hält, um welche: HANC TVEMVR zu lesen ist. — Diesen Charakter der niederländischen Geschichte konnte und wollte Hr Groen auch in den oben angekündigten Werken nicht verleugnen. Die 'Uebersicht' und das 'Handbuch' bilden zu den früheren Büchern dieser Art in jeder Hinsicht, doch besonders durch die religiöse Richtung, einen schneidenden Contrast, wie es sich schon aus den Ueberschriften derselben ersehen läßt. Man denke jedoch nicht, daß der Verf. die Geschichte in einen Katechismus umgestaltet habe. Er spricht sich selbst über beide Arbeiten näher aus. Von der ersteren sagt er: 'In dieser Uebersicht (welche, meines Bedünkens, leicht für Kinder von 10 oder 12 Jahren, als Leitfaden bey'm mündlichen Vortrage, als Grundlage zum ausführlichern Unterricht dienen könnte) habe ich getrachtet, einerseits jede Vorstellung zu vermeiden, deren Unrichtigkeit durch den Fortgang der Wissenschaft erwiesen wird; andererseits, den Verlauf und den Zusammenhang der Begebenheiten im Lichte des evangelischen Glaubensbekenntnisses darzustellen. Auch die Geschichte ist ein heiliges Pfand, das wir von unseren Ahnen geerbt; sie darf zum Behufe Niemandes, am wenigsten der römisch = katholischen Kirche, verdunkelt werden . . . .' Im Vorworte zum Handbuche lesen wir: 'Diese Schrift ist vorzüglich für Protestanten bestimmt, welche wünschen daß der Unterricht in unserer Geschichte ein christlicher sey. . . .'



Vielleicht werden auch meine übrigen Landsleute dieses Handbuch benutzen können. Dasselbe ist keine Parteyschrift, ob ich schon nicht glaube (und dies wäre nach meiner Ansicht die größte Parteylichkeit) das christliche und protestantische Princip, welches in diesem Lande im Vordergrunde stand, auf den Hintergrund verweisen zu müssen' . . . .

Die Geschichte der Menschheit lehrt uns, daß man am Ausgange einer durch die Politik bewegten, durch Kriege erschütterten Zeit, jedesmahl die religiösen Ideen hat wieder erscheinen und durchdringen sehen. Das kräftige Erwachen des Protestantismus in Holland darf uns deshalb nicht wundern, und die angezeigten Schriften des Herrn Groen, wenn auch einzig der Art in der historischen Literatur seiner Heimath, sind keine überraschende Erscheinung.

In dem Handbuche wollte der Verf. weit mehr als einen Abriß der Begebenheiten geben; er wollte die Verhältnisse der verschiedenen niederländischen Provinzen in früherer Zeit zu einander darstellen, die Ursachen und Folgen der Ereignisse, so wie die Fortbildung des Staates entwickeln, und den Charakter der Geschichte desselben hervor heben. Daß er die Vergangenheit der einzelnen Provinzen durchforschen, das ganze Gebiet der niederländischen Geschichte genau kennen mußte, bevor er an die Ausführung seines Planes ging, versteht sich von selbst. Die von ihm angeführten Schriften geben den Beweis seiner Belesenheit. Das Resultat seiner Studien hat er zu einem behaglichen Ganzen gestaltet, dessen äußere Form (die Angaben und Critik der Quellen ausgenommen) an Heeren's Handbücher erinnert. — Das genannte Werk gefällt nicht bloß durch die historische Auffassung, die Behandlung des Stoffes und die

lichtvolle Darstellung, sondern auch durch den anziehenden Stil.

Da die besprochenen Schriften sich, wie schon bemerkt, durch eine scharf ausgesprochene protestantische Ansicht auszeichnen, so hat sich natürlich in Holland selbst das Urtheil über dieselben, nach den verschiedenen Ueberzeugungen verschieden gestaltet.

H—y.

### J e n a .

Ap. Carol. Hochhausen 1843. *Libri symbolici ecclesiae orientalis*. Nunc primum in unum corpus collegit, variantes lectiones ad fidem optimorum exemplorum adnotavit, prolegomena addidit, indice rerum praecipuarum instruxit Ernest. Jul. Kimmel, Ruthenus, theol. Licent. eamque in acad. Jenensi privat. doc., societatis latin. Jenens. socius ordin. XCII und 500 Seiten in Octav.

Je mehr sich die neueste Zeit dem Glauben und der Kirche wieder zuwendet, desto mehr hat sie Interesse an den Symbolen. Diese aber bedürfen der Symbolik, d. h. der Wissenschaft von den Symbolen, die sich darstellt in Geschichte, Exegese und Systematisierung derselben. Vorher aber geht das Bedürfnis gereinigter Ausgaben des symbolischen Textes. Diesem Bedürfnisse ist für die drey Hauptconfessionen unlängst genügt; wir haben die Symbole unserer Kirche von Hase, die der reformirten von Niemeyer, die der katholischen von Streitwolf und Klenner. Dagegen stand die griechische Kirche bisher anscheinend zurück; nicht bloß, daß keine neuere Ausgabe ihrer Symbole vorhanden war, — dieselben sind überhaupt noch nirgends gesammelt. Dies Verdienst hat sich Hr Kimmel erworben. Indem wir es nicht verkennen,

wie schwer es ist, bey einer Arbeit der erste zu seyn, wollen wir versuchen Lob und Verantwortlichkeit gleichmäßig zu theilen und glauben dazu die beiden Fragen an das Werk stellen zu müssen: welche Symbole bringt es? was thut es für ihr Verständnis? Beides wird sich unserer Besprechung nicht trennen lassen.

Der Verf. beginnt seine Prolegomena mit der Erklärung, die griechische Kirche habe keine Symbole in dem Sinne der unsrigen. Sie habe nur Bekenntnisse oder Zeugnisse des Glaubens, während diese bey uns zugleich Normen desselben seyen. Hiermit ist offenbar in den Begriff des Symbols nicht tief genug eingegangen. Unsere Kirche hat kein Symbol, das von vorne herein Norm des Glaubens seyn will, als etwa die Concordienformel, die eben darum es nicht zu allgemeiner Geltung bringen konnte. Unsere Hauptsymbole sind ursprünglich Bekenntnisse des vorhandenen Glaubens, nicht Normen des künftigen. Ist also ein Unterschied zwischen diesen und denen der griechischen Kirche, so liegt er nicht im Ursprunge, in der Entstehung, sondern in der nachmahligen Geltung der symbolischen Schriften. Diese sind also solche, die den Glauben einer Kirche, ganz oder theilweis, entweder von vorn herein im Namen oder unter nachmahliger Anerkennung derselben positiv oder negativ ausdrücken sollen. Ein scharf gefaßter Begriff dieser Art ist durchaus nöthig, um über die Symbole der griechischen Kirche ins Klare zu kommen.

Befragen wir nun die Geschichte, so datiert eine besondere Kirche des Orients aus dem 9. oder aus dem 11. Jahrhundert, seit Photius oder seit Michael Cerularius. Diese Kirche entstand nicht wie die unsrige durch Reformation, sondern durch Re-

gation. Bis dahin waren die Symbole der allgemeinen Kirche, abgesehen von Privatmeinungen der Theologen, auch die ihrigen gewesen. Ward sie nun durch die Spaltung etwas Besonderes, so werden wir hier bey Gelegenheit der Spaltung nach Schriften symbolischer Art zu suchen haben. In der That glauben wir, daß die Symbole der griechischen Kirche mit der Encyclica des Photius oder noch besser mit dem *Σημειωματα* der Synode des Mich. Cerular und dessen Briefen beginnen müssen. — Unser Verf. thut dies nicht. Sein erstes Symbol führt sogleich in die Zeit des letzten Vereinigungsversuches im 15. Jahrhundert. Es ist die Confessio Gennadii, durch welche der genannte Patriarch von Constantinopel bey Muhammed II., dem Eroberer der Stadt, für das Christenthum Toleranz und selbst Befreundung erlangte. Wollen wir streng seyn, so gehört diese Schrift nicht unter den Begriff des Symbols, sofern sie weder im Namen der Kirche (d. h. im Auftrage, unter Autorisation derselben) noch unter nachheriger ausdrücklicher Zustimmung derselben verfaßt ist. Doch hat sie auch keinen Widerspruch erfahren und wir wenigstens wollen ihr den kleinen Raum, den sie einnimmt, nicht mißgönnen. Sie ist in doppelter Gestalt vorhanden, als Dialog mit dem Sultan und als Bekenntnisschrift. Der Verf. weist darin platonische Gedanken nach, wie ja Gennadius (früher Georg Scholarius) als Freund des Plato und Gegner des Georg von Trapezunt bekannt ist. Wichtig ist außer den platonischen Speculationen über das Wesen Gottes vorzüglich der Einfluß dieser Philosophie auf die Lehre von der Erlösung. Die Sünde ist Werk des Teufels, in welchem der Neid wohnte. Aus dem Falle die Erbsünde d. h. die Herrschaft des Teufels.

Sonach ist die Erlösung eine Befreyung ἀπὸ τῆς πλάνης τῶν δαιμόνων. Dies wird nur beyläufig und am Ende erwähnt. So fremd war der griechischen Kirche jener sittliche Ernst noch immer, den der Occident schon seit Augustin in sich aufgenommen hatte! — Der Verf. gibt den Text nach Ghyträus, Varianten aus Mart. Crusius Histor. eccl. Turcograec. T. II. und der Leydener Bibl. Patr. Lat. XXVI. Da Ghyträus seine Quellen nicht angibt, als Reisender wohl auch nicht Gelegenheit hatte, auf Reinheit des Textes große Sorgfalt zu wenden, so wäre es gewis passender gewesen, die mit Umsicht gemachte Recension des Crusius zum Grunde zu legen, dessen Lesarten ohnehin meist von Hn Kimmel gebilligt werden. Auch wäre es sehr erwünscht gewesen, wenn sich über die gegenwärtige Stellung der griechischen Kirche zur Confession des Gennadius etwas Weiteres hätte beybringen lassen. In früherer Zeit schadete ihr das unionistische Schwanken ihres Verfassers auf dem Concile zu Florenz. Auch entspricht es dem stabil-negativen Charakter der griechischen Kirche wenig, daß die Confession nur Positives enthält.

Als zweytes Symbol finden wir die confessio Cyrilli Lucaris. Hierüber dürfen wir uns billig sehr verwundern. Mit gleichem Rechte würde in unsern symbolischen Büchern etwa die confutatio oder in denen der katholischen Kirche einer von Luthers Katechismen stehen können. Denn die Confession des Cyrillus Lucaris ist völlig reformatorisch und nicht bloß von seiner Kirche niemahls anerkannt, sondern nachdem er selbst das Leben darüber verloren hatte, alsbald von seinem Nachfolger im Namen und Einverständnis der Kirche verworfen und widerlegt. So hat Hn Kimmel

kein schwankender Begriff des Symbols zu einem entschiedenen Mißgriffe veranlaßt. Um dies völlig nachzuweisen, müssen wir in die geschichtlichen Verhältnisse etwas genauer eingehen.

Cyrillus Lucaris, von Geburt ein Kandiote, erhielt seine erste Bildung unter den gelehrten Griechen Benedigs und stellte sich im Kampfe gegen den röm. Katholicismus von früh an auf ihre Seite. Längere Reisen führten den jungen Griechen besonders in calvinistische Kirchenkreise: wir finden ihn in Genf, Holland, vielleicht auch in England. Es ist begreiflich, wie das spiritualistische Element der altgriechischen Kirche sich mit dem der Genfer eher befreunden konnte, als mit dem lutherischen Protestantismus. Wie viel man damals von den Griechen hoffte, zeigt sich daraus, daß selbst von Tübingen aus Verkehrsversuche gemacht wurden. So ist es begreiflich, wie Cyrillus als Vorsteher der Schule zu Wilna mit seinen calvinistischen Freunden in brieflichem Verkehre bleibt und den unierenden Bewegungen der Jesuiten in seiner Nähe (Possevinus) Widerstand leistet. Etwa 36 Jahr alt (1602) wird er auf den Patriarchenstuhl von Alexandrien erhoben und bleibt daselbst beynah 20 Jahre. So viel sich aus noch vorhandenen Briefen schließen läßt, beabsichtigte er, die Resultate der reformierten Theologie für seine Kirche zu Gute zu bringen, ohne indessen ein äußeres Bündnis mit derselben einzugehen. Am lehterem hinderte ihn selbst der altgriechische Stolz und die Orthodorie seiner Kirchengenossen. Reformatorische Neigungen aber nährte er, weil er in einer zeitgemäßen Wiederbelebung seiner Kirche das beste Schutzmittel gegen die zudringlichen Unionsversuche der Katholiken sah. Zu offenem Fraternisieren mit dem calvinistischen Kirchenwesen muß es

nicht gekommen seyn, weil sonst das Verhalten der Synode von Jerusalem 1672 unerklärlich wäre. Siehe darüber unten. — 1621 kommt Cyrill als Patriarch nach Constantinopel, nachdem er noch den Metrophanes Kritopulus von Alexandrien aus nach Holland und England geschickt hatte — derselbe, welcher den Cod. Alexandrin. als ein Geschenk des Cyrillus Lucaris an Jacob I. brachte. In Helmstedt verfaßte er (Metroph.) auf den Wunsch der dortigen Theologen ein Glaubensbekenntniß seiner Kirche, welches nachmahls von Hornejus übersetzt und mit einer Vorrede von Conring heraus gegeben ward und bey den Griechen den Ruf der Rechtgläubigkeit hat.

Cyrills Patriarchat zu Constantinopel ist eine Leidenszeit, die mit gewaltsamem Tode endigte. Die Jesuiten verdächtigen ihn und die Reichen seiner Kirche, die das Patriarchat von der Pforte zu erkaufen lüstern sind, verfolgen ihn. Eine so beschaffene Kirche ist schwer zu reformieren. Als daher 1629 Cyrills Confession unter vielen Schwierigkeiten erscheint, ist sie mehr eine Aufforderung zur Wiedergeburt der Kirche, als diese selbst; aufgeimpft, nicht natürlich erwachsen. Ueber Prädestination und Abendmahl lehrt sie calvinisch, über Glauben und freyen Willen fast lutherisch. Vielleicht hatte Cyrill einen Theil der Hoffnungen für seine Kirche auf Gustav Adolph gebaut, aber wahrscheinlich traf sein Brief diesen nicht mehr am Leben. Wie die Griechen immer unbeständig und verrätherisch waren, so sind es die Freunde und Schützlinge Cyrills, deren Anklagen er endlich erliegt. Unter dem Vorwande des Hochverrathes wird er 1638 erdrosselt. Nicht einmahl eine Partey überlebt ihn. Hiernach ist es schwer einzusehen, warum Hr Kimmel der Confession des Cyrillus

einen Platz unter den symbolischen Schriften der griechischen Kirche eingeräumt hat, da er selbst sagt: 'simulavit, haec dogmata omnium Orientalium esse, quae, etsi levi ac mihi animo proposuit, nec de ritibus quidquam detraxit (und doch will die Conf. nur zwey Sacramente) aut in iis mutari voluit, monstrant, eum nec temporum gnarum fuisse nec a rebus novandis alienum.' Weit eher durfte eine Mittheilung des oben erwähnten Glaubensbekenntnisses von Metroph. Kritopulus erwartet werden, welches, obschon nicht im Namen der Kirche verfaßt, doch für den orthodoxen Glauben derselben ein treuer Ausdruck ist. Auch die Geschichte Cyrills ist sehr äußerlich und ungenügend erzählt und über den Text der confessio Cyrilli werden gar keine Mittheilungen gegeben. Sogar die Handbücher der Kirchengeschichte von Engelhardt und Hase finden sich als Haltpuncte citirt.

Als drittes Symbol finden wir die confessio orthodoxa des Petrus Mogilas, 'Katechismus der Russen' genannt und jedenfalls das Hauptbuch der orientalischen Kirche. Inhalt und Eintheilung sind bekannt. Ueber Text und Ausgaben finden wir zwar Material genug, aber zu wenig Klarheit in der Darstellung desselben. Auch wäre über den Dialect der griechischen Bearbeitung doch wohl mehr zu sagen gewesen, als daß sich sehr viel darüber sagen ließe (§. 7). Eine kürzere Recension des Katechismus wird kaum erwähnt und Herr Kimmel vertröstet uns auf eine besondere Bearbeitung desselben. — Den dogmatischen Inhalt anlangend, so behauptet der Herausgeber, er sey von dem Lehrbegriffe der Katholischen und der Reformatoren gleich weit entfernt; die theilweisen Uebereinstimmungen seyen zufällig d. h. unabhängig



entstanden. Dies glauben wir nicht. Denn die griechische Kirche kannte seit Cyrill sehr wohl ihr Bedürfnis und Interesse, sich dem Occidente wieder zu nähern. Ueberhaupt sind ihre Symbole nicht die Resultate eines schon gemachten Fortschrittes, sondern die Ausgangspuncte eines zu machenden.

Dies zeigt sich sehr deutlich in den Acten der Synode von Jerusalem aus dem Jahre 1672, welche das vierte und letzte Symbol unserer Sammlung bilden (darin ist die auch sonst bekannte Conf. Dosithei). Die Synode geht davon aus, den Calvinismus zu bekämpfen, aber sie will den Cyrill nicht fallen lassen. Daher wird selbst angedeutet, die unter seinem Namen vorhandene Confession dürfe unecht seyn, jedenfalls enthalte sie nicht seine Glaubenssätze, müsse vielmehr nach dem Inhalte seiner Homilien modificiert werden. Das hierin liegende Räthsel läßt der Herausgeber ungelöst. Uns scheint die Lösung in Cap. II. zu liegen und Hr Kimmel würde wohlgethan haben, darauf genauer zu achten. Dasselbst wird nämlich der Begriff des Symbols ausführlich und scharf erörtert und dann gezeigt, Cyrills Schrift entspreche demselben nicht. So konnte man ihren Inhalt berichtigen als den einer Privatschrift, ohne dem Verf. derselben als kirchlichem Charakter zu nahe zu treten. Der Papst kann irren, die Curie nicht.

Sollen wir über die vorliegende Sammlung ein allgemeines Urtheil abgeben, so müssen wir dieselbe leider für ein gänzlich unreifes Werk erklären. Sie geht von keiner sicheren und deutlichen Basis aus, gibt bald zu viel bald zu wenig und kümmert sich nur selten um die besseren Quellen. Außerdem sind die Prolegomena, abgesehen von

unzähligen Druckfehlern, in einem wahrhaft schülerhaften Latein geschrieben, das selbst von Fehlern gegen die ersten Regeln der Grammatik wimmelt. Beispiele finden sich fast auf jeder Seite. — Wenn endlich der Herausgeber in der Dedication (an einen russischen Großen) den Wunsch ausspricht: ‘ut ecclesia, fundamentis innisa his, quae hoc volumine continentur, in diem majora faciat incrementa’, — so ist das ein sonderbarer Protestantismus. Oder gehört Hr Kimmel der griechischen Kirche an? Wir unsers Theils gedachten unwillkürlich daran, daß von Jena aus durch eine angeblich protestantische Feder eine Ausgabe der katholischen Symbole besorgt ist, die sich Sr Heiligkeit dem Papste dediciert hat.

K. Kd.

### L e i p z i g,

bey Otto Wigand 1842 und 1843. Die Frauenzimmerkrankheiten nach den neuesten Ansichten und Erfahrungen zum Unterricht für practische Aerzte bearbeitet von Friedr. Ludw. Meißner, Dr. academ. Privat-Dozenten u. s. w. in Leipzig. Erster Band in zwey Abtheilungen. 1092 S. in Octav.

Von einem heutigen Tages erscheinenden Handbuche der Krankheiten des weiblichen Geschlechtes, welches zum Unterrichte für practische Aerzte bestimmt ist, fordert man, daß es den Leser nicht allein auf den Standpunct setze, welchen die Wissenschaft in der neuesten Zeit erreicht hat, ohne etwas zu übergehen, was der Erwähnung werth ist, sondern auch, daß es ihn mit der ganzen Literatur bekannt mache, wodurch er in den Stand gesetzt wird, über alles, was ihm noch unklar ist, die nöthige Auskunft zu suchen, und daß es

eine möglichst vollständige Casuistik enthalte, um ihn in zweifelhaften und seltenen Fällen von dem Verfahren anderer Aerzte in Kenntniß zu setzen. Der rühmlichst bekannte Verfasser hat es versucht, nach diesen Grundsätzen die Krankheiten des weiblichen Geschlechts zu bearbeiten, und Ref. kann es mit vollster Ueberzeugung aussprechen, er hat das sich vorgesteckte Ziel vollkommen erreicht. In der Einleitung schildert der Verfasser die Eigenthümlichkeiten des weiblichen Organismus sowohl von seiner geistigen als körperlichen Seite, betrachtet die Menstruation, Empfängniß, Schwangerschaft, Geburt, das Wochenbett und die Decrepidität, theilt die Diätetik für das weibliche Geschlecht, so wie Bemerkungen zur Pathologie, Aetiologie und Therapie der Frauenzimmerkrankheiten mit, gibt dann die nothwendigen Eigenschaften und das Benehmen des Frauenzimmer-Arztes an, und führt endlich die, während den beiden letzten Jahrhunderten erschienenen Schriften über die Frauenzimmerkrankheiten vor. Hierauf beginnt der Verfasser seinen Gegenstand selbst mit I.: Die organischen Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane. In sieben Unterabtheilungen werden die Krankheiten der großen Labien, der Nymphen, der Clitoris, des Mittelfleisches, der weiblichen Urethra, des Hymen und der Mutterscheide durchgegangen. Die zweite Abtheilung ist den Krankheiten der Gebärmutter gewidmet, und zwar sind folgende Leiden, fehlerhafte und krankhafte Zustände abgehandelt: 1) Mangel und Bildungsfehler der Gebärmutter; 2) Atresie der Gebärmutter. 3) Atrophie und Hypertrophie; Gebärmutterhals = Verlängerung; 4) Vorfall der Gebärmutter; 5) Erhebung derselben; (ein von deutschen Gynäcologen

bisher wenig beachteter Zustand, vom Referenten bey bejahrten Frauen angetroffen, bey welchen der Uterus längst aus der Reihe der thätigen Organe heraus getreten ist: noch häufiger findet man aber den Uterus durch Geschwülste empor gehoben und aus seiner Lage gedrängt. So wird z. B. durch Blutgeschwülste der Mutterscheide, welche bisweilen die ganze Beckenhöhle ausfüllen, die ganze Gebärmutter dergestalt aus ihrer Lage gedrängt, daß sie dem untersuchenden Finger ganz unerreichbar ist. Ob aber, wie Colombat angibt, die erhöhte Lage der Gebärmutter angeboren, und durch eine normwidrige Kürze der breiten Mutterbänder veranlaßt seyn könne, will der Referent nicht entscheiden, muß aber bis jetzt, in Ermangelung aller diese Vermuthung bestätigenden Thatsachen, daran zweifeln). 6) Schiefslage der Gebärmutter; 7) Vor- und Zurückbeugung; 8) Umstülpung der Gebärmutter; 9) Bruch; 10) Formfehler, und zwar Schiefheit und Umbeugung der Gebärmutter; 11) Excrescenzen, und zwar syphilitische Auswüchse, Granulationen am Muttermunde und schwammige Auswüchse; 12) Polypen; 13) acute und chronische Metritis, Ausschwißung, Verwachsung, Erweichung der Gebärmutter, Eiterung, Gangrän derselben. 14) Scirrhus und Carcinom, Amputation des Mutterhalses, Total-Extirpation der Gebärmutter. — Möchte es dem Verf. bald belieben, die weitere Fortsetzung seiner Schrift, deren Hauptinhalt wir nur anzugeben im Stande waren, folgen zu lassen, welche die functionellen Störungen der Geschlechtsorgane, so wie die den Schwängern und Wöchnerinnen eigenthümlichen Krankheitsformen enthalten wird.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

95. Stück.

Den 10. Junius 1844.

---

L e i p z i g.

In der Weidmannschen Buchhandlung 1843.  
Pathologiae Sermonis Graeci Prolegomena. Scripsit Chr. Augustus Lobeck.  
X und 575 Seiten in groß Octav.

Die Benennung der elf in diesem Carolo Goettling, philologo phileleuthero gewidmeten Werke vereinigten Abhandlungen hat Lobeck von dem schönen Werke des Theodoretos, *Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτικῆ*, entlehnt. Videlicet, sagt er im Vorwort p. VI., vocabula quoque affectiones suas habent, non homines solum, et eas similes humanis, pleonasmos, ellipses, tropasque varias, ad quas et cognoscendas diagnosi opus est et ad corrigendas therapia; nam et hoc nomen usu ceperunt Grammatici. Bekanntlich haben die alten Grammatiker den größten Fleiß und Scharfsinn auf die Erforschung der Anomalien der Sprache gewendet. Natürlich: denn das vom Ueblichen Abstechende drängt sich zunächst dem Beschauer auf. Zur Behandlung gerade des Gewöhnlichen und Allgemeinen bedarf

es hingegen eines geschärftern Sprachsinns, den die Wenigsten hatten, und eines philosophischen Standpunctes, auf dem Wenige standen. Die weit zerstreuten Reste jener Untersuchungen der Nationalgrammatiker zu sammeln und zu ordnen ist Lobecks Absicht. Der erste Theil der schwierigen Arbeit geht die *πάθη* an, der zweyte wird es mit den *σχηματα*, *figurae*, zu thun haben, dessen Vorläufer, die schöne Abhandlung de antiphrasi, lebhaftes Verlangen nach dem Ganzen erregt. Weil aber die Masse zu groß sey und vielleicht das Leben nicht ausreiche sie zu bewältigen, so soll immer so bald ein tüchtiges Stück vollendet ist, dieses dem Druck übergeben werden. Möge jene Besorgnis unbegründet seyn, diese Verheißung in Erfüllung gehen!

Vorliegende Abhandlung hat es lediglich mit den Endungen zu schaffen, nicht mit den Stämmen selbst, und zwar zunächst nur mit den Endungen der *nomina*: *Quam partem si absolvero, pari ratione exponam de affectionibus, quibus substantia vocum interpolatur; nec praetermittam si quid in declinatu discrepet et si quid in partibus orationis indeclinabilibus. Is erit Pathologiae terminus.* Aber auch nicht alle Nominalendungen werden hier besprochen, sondern nur die, welche dem Forscher den reichsten und lohnendsten Stoff boten; und zwar *earum non corruptiones solum, sed etiam, ubi ex re erat, derivationem, significationem, accentum, quantitatem et qua aetate quaeque celebrata sit et quo in genere dicendi.* Haec *curriculi mei quasi exordia* fuere, ideoque hoc volumen *Prolegomena* inscripsi. Man weiß, daß der Verfasser des *Aglaophamus* und der *Paralipomena*, der Herausgeber des *Mias* und *Phrynichos* nie anders als im schweren Waffenrock auftritt und gewaltige Massen ins

Feuer führt. So auch hier. Nichtsdestoweniger erklärt er Denen, die etwa weniger Stoff gewünscht hätten, er habe mehr zur Seite gelegt, als aufgetischt: auch Ungewisses, was sich ja vom Gewissen schwer scheiden lasse, und Dunkles habe er nicht immer unterdrückt, sondern zur Betrachtung hingestellt, sicut Aegyptii aegrotos suos propter viam collocare solebant, ut unusquisque praetereuntium, si quid salubris consilii haberet, in medium conferre posset.

Auch unsere reichhaltigsten Grammatiken, gegen die unerschöpfliche Zeugungskraft und Fülle der Griechischen Sprache gehalten, reichen nicht eben über den Nothbedarf hinaus. Das muß Jedem einleuchten, der Lobeck's Werken und andern ähnlichen die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ist es doch eigentlich Buttmann allein, der zuerst den Umkreis der traditionellen Byzantinischen Trivialgrammatik mit der ihm eignen Gediegenheit und Feinheit erweitert und angebauet hat. Er hatte auf verwildertem Boden mit den Schwierigkeiten der ersten Anlage zu kämpfen. So Großes aber Buttmann geleistet hat, so zeigt doch allerdings, wie Lobeck bemerkt, eine Vergleichung seiner und A. Matthiäs Grammatik — denn von diesen kann hier nur die Rede seyn — mit Gont. Schneiders und des alten Gerh. Joh. Vossius Lateinischen Formenlehren, daß auf die Griechische Technik immer noch ein viel geringerer Fleiß verwandt sey. Auch kann nicht geaugnet werden, daß ein Blick auf die vielen Fragen, welche die Deutsche Grammatik und die orientalische an die Sprachforscher stellt, wie wichtige Punkte der Griechischen noch völlig verödet liegen oder flüchtig durchheilt sind. Namentlich sey, sagt Lobeck, die *declinatio voluntaria ἀπὸ ὀνόματος εἰς ὄνομα*, si a vocabulo vocabulum declinatur recta posi-

tione singulari in rectam singularem noch kaum in den ersten Umrissen zur Sprache gebracht. Und doch sey diese Erkenntnis eben so schwierig wie für ein geistiges Auffassen der alten Sprache wichtig. Lobeck begreift darunter Alles, was von den einfachsten Formen aus durch Wandlungen der Endungen weiter aufsproßt, wie  $\pi\upsilon\rho$   $\pi\upsilon\rho\acute{\alpha}$   $\pi\upsilon\rho\acute{\omega}\varsigma$   $\pi\upsilon\rho\sigma\acute{\omega}\varsigma$  oder  $\gamma\lambda\alpha\nu\kappa\acute{\omega}\varsigma$   $\Gamma\lambda\alpha\upsilon\kappa\acute{\omega}\varsigma$   $\Gamma\lambda\alpha\nu\kappa\acute{\iota}\omega\nu$   $\Gamma\lambda\alpha\nu\kappa\acute{\iota}\eta\varsigma$   $\gamma\lambda\alpha\nu\kappa\acute{\iota}\sigma\kappa\omicron\varsigma$  u. s. w. Nicht alle solche Schößlinge wachsen mit Nothwendigkeit neben dem Stamme auf, um verwandte Begriffe nach ihren Modificationen zu schattieren; manches üppige Reis dient der Eleganz der Sprache oder kommt der Bequemlichkeit zu Statzen. Uebersieht man etwa die Reihe niger nigellus nigro nigreo nigrico nigresco nigror nigredo nigritudo nigritia, so springt in die Augen, daß nur die ersten Bildungen wesentlich auf die Bedeutung Einfluß haben, die mittleren geringer, die letzten unmerkbar. Man nehme als Griechische Beispiele:  $\chi\alpha\rho\acute{\alpha}$   $\chi\acute{\alpha}\rho\iota\varsigma$   $\chi\acute{\alpha}\rho\omicron\mu\eta$   $\chi\alpha\rho\omicron\mu\omicron\eta$   $\chi\alpha\rho\omicron\mu\omicron\nu\eta$   $\chi\alpha\rho\omicron\mu\omicron\sigma\acute{\upsilon}\nu\eta$   $\chi\alpha\rho\omicron\gamma\delta\omicron\upsilon\nu$  :  $\nu\acute{\iota}\chi\iota\omicron\varsigma$   $\nu\acute{\iota}\chi\kappa\iota\omicron\varsigma$   $\nu\acute{\iota}\chi\kappa\iota\epsilon\rho\omicron\varsigma$   $\nu\acute{\iota}\chi\kappa\iota\epsilon\rho\iota\omicron\varsigma$   $\nu\acute{\iota}\chi\kappa\iota\epsilon\rho\iota\nu\omicron\varsigma$   $\nu\acute{\iota}\chi\kappa\iota\epsilon\rho\iota\sigma\iota\omicron\varsigma$  ;  $\acute{\alpha}\lambda\epsilon\omicron\mu\alpha\iota$   $\acute{\alpha}\lambda\upsilon\sigma\kappa\omega$   $\acute{\alpha}\lambda\upsilon\sigma\kappa\acute{\alpha}\zeta\omega$   $\acute{\alpha}\lambda\epsilon\epsilon\iota\nu\omega$  u. s. w. Manche der hier angeregten Fragen würde nun freylich Buttman von einer gewöhnlichen Sprachlehre zurück gewiesen haben, wie er II, 381 erklärt, die Wortbildung im vollen Verstande des Wortes liege außerhalb der Grenzen jener und müsse deshalb in die Sprachforschung verwiesen werden. Allein es waren nur practische Ursachen, die den Trefflichen zur Feststellung dieser Grenzen zwangen und mag Manches einer speciellen Sprachlehre fremd bleiben, so wird sie doch zu einem unberechenbaren Fortschritte nach äußerer wie innerer Ausdehnung durch Lobeck's staunenswürdige Forschungen getrieben werden. Lobeck mag von seinem Standpuncte voll-



Kommen Recht haben, wenn er p. 5 in seiner geistvollen Art und classischen Sprache sagt: Adhuc in vestibulis artis consistimus speculabundi similesque turbae curiosae quae die festo dominantium palatia luminosa circumstat per rimas spectans vocesque forte emissas avidis captans auribus. Intus omnia plena lucis et canoris, et apparent per fenestras picturae parietum et lacunarium ornamenta et circumeuntium capita cristaeque natantes. — Extra tenebrae et coniecturae ex ungue leonis. Aber auch nur Lobeck steht es zu, so zu sprechen.

Die erste Abhandlung, schon 1833 als Programm gedruckt, ist überschrieben: De mutandae terminationis nominum causis. Lobeck führt alle Wandlungen der Nominalstämme durch Endungen auf drey Arten zurück: paraschematismus, motio, denominatio. Paraschematismus, bey den Alten im weiteren Sinne gebräuchlich, ist ihm ea nominum coniugatorum declinatio, qua intellectus non mutatur, wo also die Veränderung nur die Form trifft, die Geltung aber, so weit man urtheilen kann, nicht bedeutend umgestaltet wird. Diese mutatio formalis findet Statt durch motio und denominatio. Die motio hat wiederum zwey Arten: sie ist entweder sexualis, wie z. B. *θεά* und *θείαινα* für *θήλεια θεός*, oder deminutiva et quasi deminutiva, *παιδίσκος* für *παῖς μικρός*, oleaster s. v. a. *olea agrestis*, wodurch also der Wortgehalt modificiert wird. Auch die denominatio zerfällt wieder in transgressiva a diversis partibus orationis und intransitiva ab iisdem, wie z. B. von *ἀκανθα* sich entwickelt der Vogel *ἀκανθίς*, *ἀκανθυλίς*; quadrupes *ἀκανθίων*, Fisch, Pflanze und Cicade *ἀκανθίας*. Nur diese intransitiva betrachtet Lobeck genauer. Durch eigne Benennungen sind fünf Arten derselben unterschies-

den: ceterae tanquam sidera minuscula ἀνωθυμίη φορέονται.

In drey Hauptstücken wird nun der Paraschematismos, die Trope (motio) und Paronymie näher beleuchtet. Die Grenzen namentlich des ersteren und der letzteren laufen oft in einander, und sehr oft entgeht uns, ob mit der Aenderung der Endung auch die Bedeutung umgebogen wird oder nicht. Sehr kenntlich ist freylich die denominatio z. B. in βίος und βία, τύπος und τύπη; der Paraschematismos in ἄγοροι und ἄγοραι, καλιὰ und καλιός, ἀρχιός und ἀρχμή, τάφος und τάφωη etc. Sehr selten sind die Fälle, wo zwey verschiedene Formationen immer in gleicher Geltung oder aber überall in verschiedener gebraucht sind. Die Beobachtungen der alten Grammatiker lassen oft im Stich oder sind äußerlich gefaßt. Daher kommt nur zu oft die ars ignorandi in Kraft: Cum coniugatorum nominum pars maxima communis originis vestigia servet, sed ita tamen ut suum quidque quasi vultum, suum sonum et colorem ostendat sere ut hominibus, qui eodem parentes habent, facies non omnibus una nec diversa tamen, quis tandem scire potest quanam eorum synonyma dici oporteat? sagt der Meister p. 17. Unterz. seines Theils glaubt, daß wer den Muth haben wird, den feineren Regungen des Sprachgeistes mit Hingebung zu lauschen und eine Semasiologie der Griechischen Sprache aufzustellen wagen will, hier viele förderliche Fingerzeige finden wird. Lobeck scheint indes zu wenig auf die den verschiedenen Formationen ohne Zweifel zu Grunde liegenden Verschiedenheiten in der sinnlichen Auffassung der Sprachbildenden Zeit aufmerksam zu machen. So liegt doch sicherlich der Bildung ῥόος eine andere sinnliche Vorstellung unter als der ῥοή: obwohl Niemand ver-

kennen wird, daß es unsäglich schwer ist, solche Variationen sprachlichen Gesetzen unterzuordnen, und daß man in den meisten Fällen mit einer mehr oder weniger dunkeln Ahnung sich begnügen muß.

In dem Abschnitte über die *motio* erörtert Vo-  
beck sehr lehrreich das Streben der Sprache, die  
Geschlechter lebender Wesen auch sprachlich zu mar-  
kieren, zu welchem Behuf die Sprache oft auch  
verschiedene Stämme verwendet, wie *ὄφις* und  
*ἔχιδνα*, *ἀνήρ* und *γυνή*, was die Alten Hetero-  
nymie nennen. Hiervon unterscheidet sich der Form  
nach bedeutend, dem Resultat nach fast gar nicht  
die *motio*, cuius duae sunt species appositio et  
*flexio qua promiscuorum qua communium*. Die  
Griechischen *nomina* sind ein- zwey- und drey-  
geschlechtig, obschon die letztern an Zahl beschränkt  
sind, z. B. *ὁ ἢ ὀρίανος, τὸ ὀρίανον; ὁ ἢ*  
*βάριτος, τὸ βάριτον*. Das Geschlecht der  
*nomina* lebender Wesen, die immer *masc.* oder  
*femin. generis* sind, verräth sich entweder durch  
die Endung oder durch den Artikel. Bezeichnen  
nicht die Endungen gleich das Geschlecht, so hat  
der *usus* für eins entschieden, wie *ὁ ἀετός, ἡ*  
*χέλυς*, wo denn das weibliche Geschlecht das männ-  
liche und umgekehrt sylleptisch mitbezeichnet, *ὁ*  
*λέων τίκτει, τὰ κέρατα τῆς ἐλάφου*. Doch  
meidet die Sprache diese Syllepsis bey vernünftigen  
Wesen, wo der Artikel mit dem natürlichen  
Geschlecht immer in Einklang ist. Aber auch sonst  
ist es doch das Streben der Sprache, mit der Na-  
tur Hand in Hand zu gehen und z. B. durch  
*ἄραην βοῦς, θῆλυς ἵππος* der Natur ihr Recht  
zu lassen. Sehr interessant ist es und gewährt  
lehrreiche Blicke in die phantasiereiche sprachbildende  
Kraft des Hellenismus, zu beobachten, wie selbst  
wilde und zahme Thiere und Bäume geschlechtlich

gejondert find: die wilden Bäume erschienen den Alten kräftiger, männlicher als die zahmen und daher heißt es *έρινεός* und *ουκῆ*, *έλαιοσ* und *ἔλαια*. Auch edle und unedle Metalle werden gleich so charakterisiert u. s. w. Hiermit ist die Deutsche Grammatik 3, 359 zu vergleichen.

Bis hierher hat uns Lobect nur erst auf eine Warte geführt, von welcher aus die Landschaft, die wir an seiner kundigen Hand durchwandern sollen, eine vorläufige Ueberschau gestattet. Die *motio* im eigentlichsten Sinne unterscheidet gleich durch Endungswandel, *θεός* *θεά*, *caper* *capra*. Bey Thiernamen ist es oft fraglich, ob verschiedene Endung verschiedenes Geschlecht oder verschiedene Art bezeichnen soll, wie z. B. *κίρκη* vom *κίρκος* sich auch *φύσει* unterscheidet. In andern Fällen ist Gewisheit nicht zu erreichen. Wir müssen uns hier auf der Heerstraße halten; Lobect spricht links und rechts bey alten Bekannten, auch bey Unbekannten, vor, ohne daß wir ihn auf Schritt und Tritt begleiten könnten. Wir deuten nur auf die lehrreiche Betrachtung der erst allmählich auftauchenden Formen auf *αινα*, *θέαινα*, *θεράπαινα*, *δράκαινα* hin, die §. 8. an die Reihe kommen; heben ferner §. 11 hervor, in welchem die vier *motiones* der *nomina* auf *ευσ*, nämlich *εια*, *ῆ*, *ιννα*, *ισσα*, besprochen werden, und gelangen mit §. 14. zu der zweyten Classe der *motio*, quae pertinet ad quantitatem vel augendam vel minuendam, wozu die Griechen sich der Synthesiß bedienen, *βούπαισ*, wie zur Bezeichnung der Altersstufen der Heteronymie, wie z. B. *πλατίστακοι*, *μύλλοι*, *ἄγνωτιδες*; so auch bey Früchten die Stufenleiter *ὄλυνθος*, *φῆληξ*, *σῦκον*, *ισχάς*.

(Schluß folgt)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

94. 95. Stück.

Den 13. Junius 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Pathologiae Sermo-  
nis Graeci Prolegomena. Scripsit Chr.  
Augustus Lobeck.'

Wir kommen zur denominatio, die fünf Unter-  
abtheilungen hat: Patronymica, gentilicia, com-  
prehensiva, amplificativa, nominalis species  
(κυριωνυμική, wie *Mūs*, *Οἰωνός*). Sed, bemerkt  
Lobeck p. 56, superat ingens derivatorum caterva,  
quorum nec nomina tradi possunt nec regula  
apparet, quia non una via derivata sunt, sed  
pluribus, et non ad amussim directis nec raro  
confusis. Für ursprünglich gelten uns die Sub-  
stantivbildungen, deren Bedeutung die einfachere  
und sinnlichere ist, wie *καπνός* älter als *κάπνη*,  
*πῦρ* als *πυρά*, Laub als Laube, s. Deutsche  
Gramm. 3, 347. Doch entzieht sich in unzähligen  
Fällen die Unterscheidung unserm Auge. Die pro-  
pria zerlegt Lobeck nach Homonyma, Synonyma  
und Paronyma. Homonym nennt er mit Alten  
z. B. *καρπός* Frucht und Theil des Körpers, *φι-*

λείν küssen und lieben; paronym ὁ "Αλαιος Fluß, τὰ "Αλαια Stadt, und zwar heißen die Paronyma aparaschematista, die nur der Bedeutung nach vom Primitivo abgehen: ἰδη "Ιδη, Stadt und Heros ὁ Τάρας. So oft sie auch in der Praxis in einander übersfließen, so nöthig scheint die Trennung nach Arten für den Techniker, um die *τοικὰ παραγγέλματα* der Alten richtig würdigen zu können. Der §. 4 berührt die bekannte Frage nach Scheidung der appellativa und propria durch den Accent, welche die Analogetiker streng durchgeführt wissen wollen, wie *κοῖος Κοῖος*, s. Lehrs Aristarch. p. 301 sqq. Bey dieser Gelegenheit theilt Lobeck manche interessante Beobachtung mit, z. B. p. 67, daß Homer keine Menschennamen von Thieren herleite, wie *Ταῦρος*, wohl aber Hesiodos *Κύνος*, *Κήϋξ*. Auch über Römische Eigennamen findet man schöne Bemerkungen, gleichfalls über Benennungen der Früchte vom Baume und der Pflanzengattungen nach ihrer Differenz. Bevor Lobeck zur Beleuchtung der einzelnen Arten der Paragogen fortgeht, schließt er die erste Abhandlung mit der Peroration p. 80 sq.: *Quemadmodum Empedocles fabricando mundo duas praefecit naturas, Concordiam et Discordiam, ita formandi sermonis duo sunt contraria principia, Analogia et Anomalia; quarum illa similia similiter fingit, haec, ne omnia eodem tramite decurrant, sermonem multiplici ratione variat et colorat. Hae autem non statis vicibus ut nox et dies sibi invicem succedunt sed altera alteram saepe numero intercipit vimque suam in dictionem transmittit alienam. In declinatione parilitas dominatur, in derivatione imparilitas, sed et illa non raro officio cessat et derivatorum pars haud exigua communes*

sequitur regulas, maxime patronymica, periectica, amplificativa, deminutiva ac nonnulla quoque eorum quae proprie paronyma dicuntur, utique minore quam illa constantia sed ita tamen ut speciem quandam proportionis relinquunt. Quare haec etiam *κατὰ συζυγίαν*, ut veteres instituerunt, tractari possunt.

Die zweyte Abhandlung, zuerst 1841 veröffentlicht, handelt de nominibus, quorum characteristicum est  $\lambda$  und betrachtet in sechs Hauptstücken die nomina in  $-\bar{\alpha}\lambda-$ , in  $-\bar{\epsilon}\lambda-$  et  $-\bar{\eta}\lambda-$ ,  $-\bar{\iota}\lambda-$   $-\bar{\upsilon}\lambda-$   $-\bar{o}\lambda-$  et  $-\bar{\omega}\lambda-$  deflexa, endlich die afflectiones. Jeder Versuch, in dieses verschlungene Dickicht einzudringen und wenn auch nur auf geebnetstem Pfade Bahn zu brechen und kurz von dem was drinnen ist zu erzählen, wird misslingen. Darum muß Unterz. sich genügen lassen, nur ganz kurz im Allgemeinen die Verhandlungen der einzelnen Aufsätze anzudeuten und hin und wieder auf Einzelnes hinzuweisen. — Die dritte Abhandlung: de nominibus quorum character est *my*, geht in der angegebenen Weise die Nomina auf *αμιος*, *εμιος*, *ιμιος* etc. durch. Sie beginnt mit einem schönen Eingangssatz: Est haec natura omnis de verborum fabrica disputationis ut lucem et tenebras alternet ac legentium animum ex intervallo fatiget recreetque. Sic et huius regionis, quam nunc emensuri sumus, partes quaedam vocabulis horrent retorridis et ignorabilibus, quae taciti quasi heroum sepulcra praeteribimus. — Die vierte Abhandlung de nominibus in *N* exeuntibus, zuerst 1837 gedruckt, befolgt wie auch die spätere denselben Gang. Im dritten Kapitel de nominibus in  $-\bar{\eta}\nu-$  exeuntibus kommt die Form der

Ethnika wesentlich in Betracht und dabey wird natürlich die schwierige Hauptstelle über den Wechsel zwischen ηνος und ανος (vom α purum) bey Steph. Byz. s. v. "Αγκυρα zur Sprache gebracht. Mitschls Behandlung de Oro p. 52 genügt Lobeck nicht. Aber er hätte wenigstens Mitschls Γερμαρηνός statt Γερμανός annehmen oder mindestens erwähnen sollen. Auch Lobecks Behandlung läßt manches Bedenken übrig, was wir hier nur andeuten können. Wir verweisen vorläufig auf Lehrs Versuch, der Stelle aufzuhelfen, in Zimmermanns Zeitschr. 1835. S. 455 ff., der Herrn Lobeck entfallen ist. Sonst machen wir auf das reiche Kap.

6. über die Nomina auf συνος und συνη besonders aufmerksam. — Die fünfte Abhandlung betrifft die nomina in σ exeuntia; die sechste, zuerst 1842 gedruckt, die nomina quorum character est labialis; die siebente quorum character est gutturalis, zuerst 1842 erschienen; die achte quorum character est dentalis. Hier mag das p. 352 untergelaufene Versehen berichtigt werden: Schol. A II. A, 264. adnotat Ξάδιος apud Hesiodum legi. Mit Nichten. Er sagt: παρὰ τοῖς νεωτέροις καὶ χωρὶς τοῦ ε̄ εὐρέθη, ὡς καὶ Ὀϊλέως μὲν παρὰ τῷ ποιητῇ καὶ παρὰ Ἡσιόδῳ (füge hinzu Ἰλέως), eine bekannte Bemerkung gegen Zenodots Uncritik. — Die neunte Abhandlung handelt de nominibus quorum character est sigma, von den Namen auf ασος, εσος etc., ασιος, εσιος etc. Unrecht ist es, wenn Lobeck p. 434 von Heynes Entscheidungen nach sehr trügerischen Principien redet und in der Note hinzu setzt: Haec oracula iterat Muellerus in Orchom. 479. Παρονασός etc. antiquiorem esse scripturam etc.



Als ob Müller ein Mann wäre, der Heyniana oracula oder irgend oracula wiederholte! Dort ist gar nicht etwa, wie man denken sollte, von Heyne die Rede und Müller hat wirklich beachtenswerthe Gründe für die Schreibung z. B. von *Κηφισός* angeführt, die wir hier nicht finden. Auch die alten Sticheleyen gegen einen so hoch verdienten Mann wie Welcker sehen wir sehr ungern erneuert. — Die zehnte Abhandlung, zuerst 1839 gedruckt, handelt de vicissitudine terminatt.

*ας, ις, ιας, ιζω, ιαζω.* Gelegentlich bemerkt Voßbeck p. 446 zu *δεκαδεις* Xenoph. Cyr. 2, 3, 17. (30): Ceterum neque *δεκαδεις* alibi reperi neque simile quid *τριακαδεις* vel *εκατονταδεις* etc. Hier können wir, und dessen können wir uns selten rühmen, aushelfen. Aus einer äußerst wichtigen, von J. Franz edierten und von Müller in den *Annales de l'Institut. archéol.* Paris 1839. I. sehr schön erläuterten Inschrift von *Dropos* lernen wir ein Collegium der *Εικαδης* kennen, die den zwanzigsten Monatstag feyerten, wie die *Εκιδισται* den Geburtstag des *Επιφuros*. — S. 477. Aen. IX, 653. nunc Aeneades legitur, vielmehr Aenides, wozu Wagners gehaltvolle Erörterung nachzusehen. — Die elfte und letzte Abhandlung behandelt die *nomina primae declinationis in  $\bar{\alpha}\varsigma$  purum exeuntia.*

Das ist das dürre Gerippe eines gewaltigen Körpers von Fleisch und Blut. Unterz. erklärt ganz ehrlich und offen, daß, wenn auch unsere Blätter den Raum gestatteten, er sich wohl hüten würde, schon jetzt auf eine eingehende Critik der Lehren sich einzulassen. Dazu würden noch ganz andere Rüstungen erforderlich seyn. Es gehört

Etwas dazu, die hier aufgebodenenen Massen zu bewältigen und einigermaßen geistig zu verarbeiten. Vorläufig kann man nur lernen von dem großen Techniker, den hier gestreuten Samen allmählich auf eignem Acker einpflügen und eggen und pflügen zum Reifen. Aber das hat Unterz. eifrigst getrachtet sich in diesen ihm oft fremden Gegenden umzusehen und so viel es seine Zeit und Kräfte gestatteten, in ihnen sich einzuwohnen. Er könnte sich allein schon durch Aufzählung einer großen Menge von Druckversehen als aufmerksamen Leser ausweisen. Denn so stattlich der Druck in die Augen fällt, so zahlreich sind die stehen gebliebenen Fehler. Abgesehen von den in den Add. et Corrigenda berichtigten Irrthümern finden wir z. B. p. 24 *characteristicam* statt *characteristicam*; 35. *propignunt* statt *progignunt*; 39. *διέρος* statt *διερός*; 41. *perismomenon*; 42. *ἕρεια*; 46. *animaliam*; 48. *Aristarchum* statt *Apollonium*; 55. *ἐτερόννιως* statt *ἐτερονύμως*; 57. *ἄμπελος*, 57. *κάπνος*; 58. *οὔσα* für *οἷσα*; 67. *τενδορηδών* statt *τενδορηδών*; 75. *ὑψηλος*; 101. *Ἐνύαλιος*; 105. *θάλασσα*; 142. *Haec* statt *Hac*; 146. *ἀταρτήρος*; 148. *insirant* statt *inse- rant*; 161. *μαιντεία*; 165. *ἀνδροώδης*; 180. *Ἰουλίανος*; 182. *quum* für *quam*; 216. *θριθακίνη* statt *θριδακίνη* und 218. *θρίθακες* statt *θρίδακες*; 220. *musculinorum*; 232. *ipsumquo* statt *que*; 246. *vunt* statt *sunt*; *ibid.* *Suidus*; 247. *ξυγία* statt *ζυγία*; 257. *κοπριαρώτερας* statt *ρος*; 271. *parogogon*; 279. *ob* für *ab*; 314. *Nicephero* und *reliquuntur*; 325. *de Alc.* statt *Acc.*; 358. *Alcaei* für *Ancaei*; 365. *λεγόμενος* f. *νος*; 370. *ἐπικεκυφότης* f. *-τες*; 387. *μίσθον*; 413. *Hoeckh.* statt *Hoeck.* u. s. w. Auch muß Unterz. Jedermann, der das Werk be-

nukt, dringend anrathen, sich auf die Citate Lobeck's nicht durchaus zu verlassen. Bey der ungeheuren Menge hat der Vf. offenbar nicht immer von Neuem nachschlagen können. Wir bemerken unter andern Bersehen: p. 305, 6. v. E. ließ Herod. *περὶ μου*. 19. statt 18.; 308. statt Zenob. II ließ VI.; ib. lin. ult. statt Meinek. Vol. III, 509. l. 228; 466. 4. statt XXVII, 72. ließ 61; 476. statt Dio Chrys. XII, 231. ließ VII, 231., wo Emperius aus Codd. *Καφηρίδες* hergestellt hat; 510, 3. statt Paus. VI, 22, 1. ließ VI, 22, 4. u. s. w.

Ueber Einzelheiten ließe sich sehr viel bemerken, doch will Unterz. sich hier auf Weniges beschränken und namentlich Nachträge zurückhalten, da Lobeck Manches davon mit Absicht unterdrückt haben könnte. In einigen Punkten würde Lobeck wohl nach Erscheinen von Ahrens's Dial. Dor. anders urtheilen, wie p. 132 über *σπέρογυλος*, p. 310. *πουρέακος*, s. Ahrens p. 73. Der p. 139 aus Martial. VII, 29. angeführte Thestylus heißt jetzt nach Codd. richtiger Thestylus; p. 218. hat Lobeck sich nicht an Bergk's evidente Verbesserung *Καταχώνη* erinnert. Das p. 282 über den Alkmanischen Heros *Περίηρος* gefällte Urtheil kann Unterz. auf keine Weise unterschreiben, weil es eine sehr wohl überlieferte und dialectisch begründete (Ahrens Dor. p. 228) Form verwischt. Nuper dubitare coepi, sagt Lobeck, ne Alcman *περίηρο* finxerit exemplo homerici *ἐρίηρος*, cui Grammatici rectum *ἐρίηρο* assignant, librarii autem veteres *περίηρος* substituerint, cuius et forma insolens et accentus dubius est. Allein gerade je seltener und lakonischer die Form ist, um so weniger sollte man sie den Librarii Schuld geben. Veteres librarii müßten das allerdings gewesen seyn, da sie den Herodianos geteuschet haben

müßten, aus dessen Werke *περὶ παθῶν* jene Notiz fließt. Worauf aber beruht Lobeck's dubitatio? Nur darauf, daß das Wort monstruose diminutum sey, nämlich aus *Περίηρος*. Das wird nun freylich heutzutage kein Sprachforscher mehr glauben, sondern Jeder wird *Περίηρος* als frische selbstwüchsige Form neben *Περίηρος*, gleichwie *περίηρο*, betrachten. Unterz. hat anderweitig, wie ihm deucht, mit großer Wahrscheinlichkeit die Gelegenheit nachgewiesen, bey welcher Mlman den Heros namhaft gemacht hatte, s. Conjj. Critt. p. 9 sq. — Auffallend ist es, daß Lobeck p. 308 Goettlingius tertio (dem Namen *Καλλιᾶκος* bey Arkadios) dubitanter apponit Latinum *Calgacus nescio unde sumptum*, sich des heldenmüthigen Caledoniers aus Tac. Agr. nicht erinnerte. Uebrigens fällt Einem bey *Καλλιᾶκος* das öfter bey Martial's vorkommende *Callaicus* ein, wofür gute Codd. *Calliacus* bieten. Freylich meint Arkadios ein proprium. Zu p. 307 kommt jetzt noch *Δρόπακος* Inscr. Lamiens. p. 14. Curt. und zu p. 312 *Διωνάκας* Delph. 1690. p. 316 ist *Καλλίκωνος* (Euphor. *κακώτερος Καλλικόωντος*) aus Delph. 20, 7. Curt. nachzuholen. — Der p. 317 bezweifelte Namen *Ἀθηνακῶν* dürfte mit voller Gewisheit *Ἀθηνικῶν* geheissen haben, ein Name, der leicht in *Ἀθηνίων* und *Ἀθηνακῶν* corrumpiert werden konnte, s. W. Dindorf bey Zimmerm. 1839, S. 1135. — Unter den von Arkadios p. 51 angeführten Beyspielen von *nominiibus εἰς ἡὸς μακροῦ παραληγόμενα* findet sich auch *μάληκος*, welches Lobeck p. 323 ignotum nennt. Es scheint der Name *Μάληκος* gemeint, Corp. Inscr. 611. — Zu den p. 331 besprochenen propriis auf *ῥῆκας* kommt jetzt noch aus Delph. 49, 1. *Μολύκκας* aus Larisa, durch

den das angezweifelte *καρούκη* vielleicht Schutz erhält. Und so bemerken wir noch einen *Φελόκκας* Lamien. Curt. p. 14. zu p. 329. Den *Labryca* des Martial. VII, 86. hätten wir erwähnt gewünscht. — Unglaublich scheint uns die p. 342. wegen des häufigen Schwankens zwischen *ιχος* und *ικος* behauptete Gleichartigkeit dieser Endungen, so daß z. B. *Ὀλύμπιχος* und *Ὀλυμπικός* gleicher Bedeutung wären. Wir wollen zwey hier übergangene Fälle anführen. *Ἰλιχος*, wovon *Ἰλιχίδης* auf einer Keischen Inschrift Add. Corp. Inscr. 2372, b. p. 1072., soll doch gewiß nicht so viel als *ἰλικός* bedeuten? S. Conjj. Critt. p. 170. und die Athenische Amme *Μαλίχα* von Kythere in einer von Ross in den Annali bekannt gemachten Inschrift doch nicht s. v. a. *μηλική*? Die Bildung beider Formationen scheint uns wesentlich verschieden. Doch genug der unerfreulichen Kleinigkeiten. Wir müssen noch einen andern Punct zur Sprache bringen.

Jedermann weiß, wie Lobbeck sich wiederholt gegen die Etymologienjagd par force ausgesprochen hat. Mit welchem Recht untersuchen wir hier nicht. Genug, die ganze Art der Forschung hat ihn hier oft gezwungen, selbst zur verdächtigsten Waffe zu greifen. Bey seiner enormen Sprachkenntnis laufen auf erhaltenen Wink von allen Enden die Lückeboten zusammen. Doch glauben wir, daß wirklich manche sehr sinnreiche Zusammenstellung gelungen ist; wenigstens ist es immer lehrreich, dem überall heimischen Forscher auch bey den versuchten Etymologien zu horchen. Nur vermißt man zu sehr leitende Normen und die Beachtung der sprachlichen Gesetze, wonach die etymologischen Geister zu beschwören sind. Denn

darauf dringt mit Recht die neuere Sprachforschung, mag ihre Praxis dem Philologen auch oftmahls ein Lächeln abnothigen, wenn die Sanskritmystagogen auf ihre Wünschelruthe pochen und trocken. Das haben alle eingefleischten Etymologen von jeher gethan. Auch wird das nicht aufhören. Etymologischer Ernst und Schimpf wird so lange die Welt steht nicht rasten. Humoristisch spricht sich Lobbeck Praef. p. VII. so darüber aus: *Illa germana et nomini suo congruens Etymologia procul ab oculis nostris in Empyreo habitat, ubi Autosophia et Autogrammatica et ceterae mundi Platonici incolae; nos autem terrigenae umbras quasdam eius consecramur et simulacra sublustria, quae nobis in rerum grammaticarum tractatione occurrunt quoquo euntibus et quamvis obnixè repulsa tamen usque redibunt; de his enim quaestiunculis valet quod de mulieribus dixit poeta comicus, neque cum iis satis commode neque sine iis ullo modo vivi posse. Itaque ego quoque saepe vel invitus et ingratis eo adactus sum ut vocabulorum origines abditas coniectura quaererem cautior fortasse Cratylis nostris, quorum curiositati nihil clausum, nihil impervium est, sed erroris haud immunis; nam in huiusmodi negotio etiam qui cavisse ratust saepe cautor captus est.* Nun gesteht Unterz. gern, daß Etymologisieren ihm nur dann wesentlichen Gewinn zu tragen scheint, wenn zugleich durch Enthüllung des Ursprungs ein Blick in die Anschauungsweise des sprachbildenden Zeitalters und Geschlechts zu thun vergönnt wird. Den unaussprechlichen Wurzeln, die in hundert wilde Büsche und Stämme aufgewachsen seyn sollen, mißtraut er. So will er denn auch einmahl seine Kunst versuchen an einem

Worte, dessen Ableitung freylich nach Paralipp. p. 80. solis nota est Grammaticis symbolice doctis. Also auf die Gefahr hin, zu ihnen gerechnet zu werden, er meint das viel besprochene *λυκάβας*, das noch keine Besprechung gebannt hat: denn nach Pathol. p. 287. nulla re magis notum est quam interpretantium ludibriis. Die thörichten Ableitungen der Alten sind bekannt: So. Philoponos Bekkeri Anecd. p. 1095. nennt es Arkadisch, d. h. wohl uralt; die Neueren entscheiden sich meist für die Herleitung von *λύκη* s. v. a. Lichtgang, Sonnenlauf. G. Hermann de Apoll. et Dian. I, p. 7. vermuthet darin ein ursprüngliches Epitheton der Sonne, gleichbedeutend mit *λυκηνγενής* = qui nascitur pallescentibus nocturnis tenebris. Unterz. will eine andere Ableitung vorbringen, deren Schuld der leider so früh verstorbene Ulrichs zu tragen hat, wenn sie nicht taugt. Ulrichs hat nämlich dem Unterz. zur vollkommenen Sicherheit gebracht, daß der dem Apollon heilige Wolf ein Sinnbild des Asyls und der Sühne sey, die der Gott dem von der Blutrache verfolgten flüchtigen Mörder verheissen hatte; vergl. Reisen und Forschungen in Griechenland I, S. 62 ff. Der flüchtige Mörder ist der *λύκος*, der den Hirten oder seinen Hund getödtet hat und scheu flüchtet. Die blutbesleckten Akmaioniden, die flüchtigen Fußes Attika verlassen mußten, heißen *λυκόποδες*, Hesych. s. v. Ein Wolf, den die Angeklagten als Schutzheros betrachteten, stand vor den Dikasterien Athens u. s. w. *Λύκειος* ist demnach der Gott von Delphi, der den *εναγής* reinigt und sühnt. Müller hat mit Evidenz erwiesen, daß gerade durch das Delphische Heiligthum die Sagen über Sühnung des unschuldigen Mörders zu allgemeiner Geltung gelangt sind,

wodurch denn die alte Blutrache allmählich zurück gedrängt wurde. Der Mörder mied seine Heimath freywillig auf ein Jahr, eigentlich auf einen μέγας ἐνιαυτός von acht Jahren, welcher Cyclus in der Apollinischen Religion von Bedeutung ist. Dann trat Entföhnung aller Schuld ein. Ist es nun nicht sehr klar, daß dieser ἐνιαυτός, die Zeit, wo der Mörder gleich dem überall verscheychten λύκος umher irrte, λυκάβας genannt wurde? Man kann mir einwerfen, die Compositionsgesetze heißten λυκόβας, wie nach Hesychios λυκοβατίας θυμός vorkam. Ohne Zweifel hätten sie recht, wenn das Wort nicht als ein uraltes gelten müßte, dessen Ursprung wohl schon frühzeitig nicht mehr scharf gefühlt wurde und das, sobald es überhaupt für Jahr in Gebrauch gekommen, um so leichter verkannt wurde. An ein so altes Wort darf man überhaupt nicht die Anforderungen stellen, welche die spätere Norm verlangt. Sonst könnte ich auch an *Λυκαβητός* erinnern, den die Alten von λύκος herleiten, s. p. 412. Immer behält λυκάβας etwas Feyerliches (so in der Prophezeung *Odyss. E, 161. τοῦδ' αὐτοῦ λυκάβαντος ἐλεύσεται ἐνθάδ' Ὀδυσσεύς*) und Unterz. möchte es ein hieratisches oder orakelhaftes Wort nennen, derselben Art, wie sie Lobeck *Aglaoph. p. 845 sqq.* und Götting *Praefat. Hesiod. p. XV.* zusammen gestellt haben. So viel davon.

Noch ein paar Worte über Lobeck's ganze Methode. Lobeck liebt es, die Lehrsätze alter Techniker zu Trägern seiner Untersuchungen zu machen und deren Richtigkeit nach den vorhandenen Sprachüberresten abzumessen. Er legt ihnen einen hohen Werth bey, wie er z. B. p. 49 sagt: *Mihi his temporibus, quibus ex universitate sermonis Graeci vix aliquot tesserulae relictiae sunt, perar-*



duum videtur contra antiquos contendere scriptores linguae patriae moderandae arbitros. Sene Methode hat den Vortheil, daß unsere Untersuchungen auf historischem Boden fußen und durch sie die zerrütteten Trümmer der alten Nationalgrammatiker zu einem neuen Gebäude verwandelt werden. Allein da die Betrachtung der Alten oft einseitig ist und beym Aeußerlichen stehen bleibt, so darf man sich nicht verhehlen, daß es für eine wissenschaftlich zusammenhängende, auf Erkennung durchgehender sprachlicher Grundgesetze gerichtete Darstellung wohl anderer Bahnen bedarf. Es würde naseweis seyn, den verehrten Verfasser wegen der von ihm für gut befundenen Methode meistern zu wollen. Unterz. glaubt gern, daß bey der übergroßen Fülle des einzelnen Materials, welches mit kritischem Auge geprüft werden will, und bey Untersuchungen, die in ganz öde Gegenden Leben und Ordnung bringen wollen, sich für jetzt kaum anders verfahren ließ. Auch ehren wir die große Behutsamkeit Lobecks, der nicht gleich bey der Hand ist, nach ein paar zusammenge-  
 rafften Beyspielen Regeln aufzustellen, wodurch nur zu häufig der freye Sprossenbildungstrieb der Griechischen Sprache engherzig eingezäunt und die freye Bewegung der Sprache verkümmert wird. Cum ventum ad verum est, halten sie nicht Stich oder werden durch unzählige Ausnahmen paralytisch. Sehr oft erkennt Lobeck mit vollem Recht das üppige Wuchern und Ranken des Hellenischen Sprachstamms an und warnt vor der Heckenscheere, die Alles fein säuberlich nach altfranzösischem Gartengeschmacke züchtigen möchte. Meminerit, sagt er p. 504, quam difficile sit, liberrimos Graeci sermonis motus legibus vincire severis. Freylich ist da mancher moderne Regelmacher besser

daran als Lobeck, dem kein Winkel des Alterthums unbekannt ist, während namentlich die Herren Sprachvergleichler ex professo wenig über ihren Buttman und Passow hinaus blicken und so tausend Dinge harmlos ignorieren, die betrachtet seyn wollen, ehe man durch starre Geseze der trotzig freyen Sprache Fesseln schmiedet. Lobeck wird aber selbst nicht leugnen, daß nach solchen und ähnlichen Vorarbeiten es möglich seyn wird und erstrebt werden muß, die oft noch ungesügte Masse übersichtlicher unter allgemeinere Gesichtspuncte zu bringen. Buttman's Ordnungssinn und Klarheit vermißt man in diesem Werke. Aber Buttman stand einem ungleich kleineren Haushalt vor, bey welchem es leichter war, Alles reinlich und säuberlich und wohnlich zu erhalten. Lobeck gebietet über ein Heer dienender Geister, unter denen sich schwer Ordnung halten läßt. Da ist erst allmählich an Bequemlichkeit zu denken, wenn für das Nothwendige und Nächste gesorgt ist. Es kommt darauf an, daß ein zweyter Buttman erstehet, der mit seinem Sprachnerv und sicherer Hand den Urwald lüfte, daß man frey in ihm sich ergehen und sich der geöffneten Aussichten erfreuen möge. Aber kommt dereinst ein Meister der Art, er wird nie vergessen dürfen, daß ohne Lobeck's starken Arm seine Mühe nutzlos gewesen seyn würde. Seiner Kenntniß des Griechischen gegenüber erscheint was andere Hellenisten, so viele ihrer sind *ὄπι' αὐγὰς ἡελίου*, leisten können, winzig und klein. Aber auch Wenige hat die Vorsehung so geistig ausgerüstet, wie unseren großen Hellenisten, und Wenigen ist es vergönnt, eine Reihe frischer Jugendjahre in sorgenfreyer Muße einzig dem Zusammenleben mit den alten Heroen zu weihen.

Unterz. hat umbeschadet der Lobeck schuldigen Pietät darauf hinweisen zu müssen geglaubt, was

dessen Sprachforschung zu wünschen übrig läßt. Aber er muß hinzu setzen, daß es ihm einen seltenen Genuß gewährt, dem wohlbewanderten Führer in Gegenden zu folgen, die allein zu betreten man kaum Anlaß gefunden oder Muth gehabt haben würde. Nicht ohne staunende Bewunderung überblickt man die immer neu vor dem Auge sich ausbreitenden Landschaften. Kaum gestattet uns die Menge der immer neu herbey gezauberten Gegenstände ein Ruheplätzchen zu finden, uns zu sammeln und uns klar zu werden. Im Fluge gehts weiter. Und Lobeck weiß allen Gestalten etwas abzufragen und sie für seine Zwecke zu nützen. Erst hier wird man die unverwüßliche Zeugungskraft und Lust der Sprache recht gewahr. Schon das lohnt das Studium des Werks, daß man aus dem unglaublichen Reichthum des Griechischen Sprachschatzes Unzähliges auch aus den entlegensten Quellen geschöpft und zusammen gestellt findet, was auch den nicht ganz gewöhnlichen Pfaden abwärts liegt. Es versteht sich, daß das Werk voll ist von Emendationen namentlich alter Grammatiker, aber auch vieler anderer Schriftsteller. Ein künftiger Herausgeber des Hesychios findet fast Seite auf Seite sinnreiche Verbesserungen jenes mortuarii glossarii p. 109. Dann heben wir besonders die Beyträge für Herodianos, Arkadios (Herodiani institor p. 375), Theognostos und Stephanos hervor. Wer den Griechischen Eigennamen nachgeht, kann eine reiche Ernte halten. Fürchtet Einer ein zusammenhängendes Lesen des Werks, so werden ihm wohl die im Ganzen genauen Indices gute Dienste leisten. Aber sie bleiben eine Nothbrücke und wer es ehrlich meint, muß Muth fassen und wie ein Delius natator sich den Fluthen hingeben.

Schon im Voraus freuen wir uns der p. 63 ver-

sprochenen Abhandlung de epithetis Deorum, so wie der, wenn wir recht verstehen, p. 464 in Aussicht gestellten neuen Ausgabe des Phrynichos. Und so scheiden wir von dem in vieler Beziehung großartigen Werke mit wahrer Verehrung des Meisters. Die am Schlusse des Vorworts ausgesprochenen Befürchtungen für das Fortbestehen der auf dem Griechischen und Römischen Alterthum begründeten classischen Bildung theilen wir nicht. Der von den Utilitariern erhobene Schrei ist nicht neu, obwohl er jetzt mehr als je in den allem Lärmen und Unfug willfährig die Hand bietenden Tagesblättern wiederhallt. Er wird verhallen. Lasse sich nur kein ernstes Streben dadurch im Mindesten irre machen. Wir können nicht alle Weber und Spinner und Eisenbahnwärter werden. Das impotente Stürmen und Drängen gegen die classische Literatur wird sich legen. Durch Polytechnik wird keine Humanität erzielt und was Jahrhunderte lang das Mark Deutscher Nation genährt hat, wurzelt zu fest, als daß es durch ohnmächtiges Zeitungsgebläs umgeworfen werden könnte. Aber weit weniger Besorgnis hat Unterz. vor den hierarchiae emissarii tonsi intonsive und den redivivi Hoogstratii et Pfeffercornii. Möglich, daß Lobeck dort andere Erfahrungen gemacht hat. Wir können uns freudig sagen, daß in unsern Gegenden von der Seite nicht die geringste Unsechtung zu erwarten steht.

Unser saeculum ist ein ferreum, das ist wahr, und das muß gewissenhaftes Studium des classischen Alterthums in reichem Maße empfinden. Aber dessen unerschütterliche Größe und Macht hat noch schlimmere Zeitalter überwunden und wird aus dem heutigen sinnlosen und gewissenlosen Lärmen und Loben als Sieger hervorgehen. Nur Muth und nunquam retrorsum!  
F. W. S.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

96. Stück.

Den 15. Junius 1844.

---

B e r l i n.

Verlag von Veit und Compagnie 1843. Des Sophokles Antigone, Griechisch und Deutsch, herausgegeben von August Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen und über einzelne Stellen derselben. VIII und 301 Seiten in Octav.

Die Veranlassung dieser neuen Uebersetzung der Antigone des Sophokles darf man als bekannt voraus setzen. Der erhabene Sinn Sr Majestät des Königs von Preußen wollte durch wiederholte Bühnendarstellungen dieses Stücks in Potsdam und Berlin uns die Tragödie der Hellenen wieder näher bringen, und hat zu demselben Zwecke ganz kürzlich auch die Medea des Euripides in Scene setzen lassen. Bey diesen Aufführungen ist die Donner'sche Uebersetzung angewandt worden, welche selbst nach dem Zeugnisse des neuen Uebersetzers, des scharffinnigsten und gründlichsten Kenners und Beurtheilers Hellenischer Dichterwerke, unstreitig die geschmackvollste, lesbarste und metrisch vollkom-

menste ist, wenn sie auch die Eigenthümlichkeiten der Urschrift nicht völlig wieder gibt. Um diesem letzten Erfordernisse zu genügen bezweckte Hr G. R. B ö c k h anfangs nur eine Uebersetzung jener, und hatte schon für die ersten Aufführungen einige wenige Stellen umgeändert und namentlich einige Chorgesänge neu übersezt, die dann mit den von Donner zur allgemeinen Zufriedenheit übertragenen Portion ein Ganzes bilden sollten. Vieles mag bey dieser gegenseitigen Mittheilung und Wechselwirkung in die neulich erschienene zweyte Ausgabe des Donnerschen Sophokles, den der neue Uebersetzer nicht mehr benutzen konnte, übergegangen seyn. Aber auch sie genügt nicht ganz; und die Verehrer des Sophokles können es dem neuen Uebersetzer nicht Dank genug wissen, daß er sich entschlossen hat, jetzt die Arbeit allein zu übernehmen und eine neue Uebersetzung der Antigone zu liefern, in welcher aus früheren Uebersetzungen nur sehr Weniges, und zwar immer nur das Gelungenste und Beste, beybehalten ist; denn, wie der Uebersetzer sehr wahr bemerkt, 'nur Eines kann das Beste seyn; und dieses darum, weil es ein Anderer gefunden, mit Eigenem vertauschen zu wollen, wäre Thorheit und eitle Selbstgefälligkeit.'

Betrachten wir nun die Art und Weise, wie der Uebersetzer neben so vielen Versuchen der neuesten Zeit, den Sophokles zu verdeutschen, diese allerdings sehr schwere Aufgabe zu lösen versucht hat, so finden wir nach genauer Prüfung des Einzelnen, daß er einen wesentlichen Vorzug vor allen seinen Vorgängern voraus hat, nämlich die treue Uebersetzung der eigentlichen Form der Sophokleischen Rede (die in sich vollkommen und unübertrefflich ist) ohne der Deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Man weiß, daß auch Solger und Thudichum das

ernstliche Bestreben hatten, den Grundtext so genau als möglich wieder zu geben; aber wie haben sie, namentlich der erstere, dem vaterländischen Idiom Gewalt angethan! Andere dagegen, wie Donner, Stäger u. s. w. haben, da sie die Geläufigkeit des Deutschen Ausdrucks und die moderne Verständlichkeit der im Griechischen Urtexte oft sehr fein durchgeführten Satzformen im Auge hatten, nur zu oft den unterscheidenden Charakter der Rede, wodurch die Personen fein gezeichnet sind, nicht treu genug wieder gegeben, und sich oft nur mit der Uebertragung des Gedankens im Allgemeinen begnügt, indem sie das Charakteristische der Sophokleischen Satzform mehr oder weniger vernachlässigten. Es ist freylich keine leichte Aufgabe, neben der Schwierigkeit des Versbaues, besonders in den kunstreich gegliederten Chorgesängen, einer Uebersetzung des Sophokles auch noch diesen nothwendigen Vorzug zu verschaffen. Aber um der neueren Welt die hohe Vortrefflichkeit einer Sophokleischen Tragödie begreiflich zu machen, und deren richtiges Verständnis ihr näher zu bringen, darf man auf keine Weise diese Aufgabe ungelöst lassen; denn das Werk verliert offenbar durch jede Abweichung von dem eigenthümlichen Ausdruck und von der Farbe, die Sophokles dem Ausdruck gegeben hat.

Uebrigens erscheint die Antigone in vorliegender Uebersetzung bereits zum zweyten Male, obgleich der Titel sie nicht als zweyte Bearbeitung ankündigt. Zuerst wurde sie vor einem in Leipzig gedruckten Clavierauszuge aus dem von Hn Felix Mendelssohn-Bartholdy für die Königl. Theater in Potsdam und Berlin componierten Stücke der Presse übergeben. In dieser zweyten Ausgabe sind nur sehr wenige Stellen leicht verändert. Hinzuz-

gefügt ist noch eine metrische Uebersicht der lyrischen Theile nach der Urschrift, wobey die rhytmischen Abweichungen der Uebersetzung zugleich bezeichnet worden sind.

Was die zwey beygegebenen Abhandlungen, welche den größeren Theil des Buchs ausfüllen, anlangt, so sind diese dieselben, welche der Verf. bereits in den Jahren 1824 und 1828 in der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen hat, und welche selbst mit Einschluß der nachträglichen Bemerkungen schon zu ihrer Zeit in den Schriften der Academie bekannt gemacht worden sind. Wir können es dem Verf. nur Dank wissen, daß er diesen mit Einsicht und gründlicher Beweisführung geschriebenen Abhandlungen, welche zu ihrer Zeit (und noch fortwährend) durch kräftige Anregung einen sehr heilsamen Einfluß auf gleichartige philologische Untersuchungen ausgeübt haben, durch den vorliegenden wiederholten Abdruck eine größere Verbreitung zu verschaffen gesucht hat. Auch sind sie im Einzelnen nicht ohne Berichtigungen und kleinere Zusätze geblieben. Jedoch verändern diese nichts am Wesentlichen des Inhalts, sondern berichtigen oder bestätigen, wie die neu hinzu gekommenen und mit einem Sternchen bezeichneten Noten, größtentheils frühere Behauptungen, die von achtungswerthen Gegnern angefochten waren. Die polemische Richtung, welche diese Abhandlungen gleich anfangs an vielen Stellen hatten, ist, wo es unbeschadet der durchzufestehenden Sache möglich war, zwar gemildert aber keineswegs ganz verwischt worden. Dieses Verfahren wird man nur billigen können, besonders wenn man mit dem Verf. erwägt, daß ein Neues nicht an die Stelle des früher Gesagten gesetzt werden kann, ehe das Letztere mit Gründen beseitigt



ist; und dieses ist doch gewis noch bey keinem der Streitpuncte geschehen.

Die erste neu hinzu gekommene Anmerkung (S. 120) bezieht sich auf das Alter des Stücks, wovon das Griechische Argument sagt: *Ἀέλκται δὲ τὸ δράμα τοῦτο τριακοστὸν δευτερον*, d. h. wie Ref. in seiner Geschichte der Hellen. Dichtkunst B. I. Th. 1. S. 391 die Worte bereits erklärt hat, die chronologischen Listen oder Didaskalien der Alexandrinischen Gelehrten führten die Antigone in der Reihe der Dramen des Sophokles unter Nr. 32 auf. Von einer alphabetischen Ordnung, die Wey hiermit bezeichnet wissen will, kann durchaus nicht die Rede seyn; denn es ist ja gar nicht wahr, daß Sophokles 32 Stücke geschrieben hat, deren Titel mit A anfangen. Dann gehört die Notiz eines Grammatikers, 'daß nicht Sophokles, sondern Zophon der Sohn des Sophokles (Antiphon ist Schreibfehler im Griech. Texte) der Dichter der Antigone sey' hierher, welche der Verf. S. 146 durch Dindorf (Antig. p. IV) kennt. Ausführlicher steht dieselbe in Gramers Anecd. Gr. T. 4. p. 315, 20, wie Ref. a. a. D. nachgewiesen hat. Der Verf. wirft bey dieser Gelegenheit die Frage auf: Sollte sie Zophon wieder haben aufführen lassen? Das ist mehr als wahrscheinlich; denn noch in späteren Zeiten gehörte sie zu denjenigen Dramen, welche die Athener gern sahen. S. die vom Ref. a. a. D. citierten Stellen. Schon Suidas sagt (vgl. Eudokia S. 248) im Allgemeinen, dem Zophon würden einige Stücke des Vaters zugeschrieben, eben weil die wiederholten Aufführungen derselben nach Sophokles Tode in den Didaskalien unter dem Namen dessen registriert wurden, der vom Archon den tragischen Chor verlangte, und das hat Zophon als nächster Erbe der väterlichen

Tragödien gewis in mehr als einem Falle gethan, und ist so unter andern zur Ehre der Autorschaft der Antigone gekommen.

Ferner erklärt der Verf. S. 121 die vor kurzem aufgestellte und durchgeführte Behauptung, die Samische Strategie des Sophokles beruhe auf Erdichtung, für einen zu starken Mißgriff, als daß man dabey verweilen möchte. Und das mit vollem Recht. Auch die meisten der andern neu hinzu gekommenen Noten (wie S. 131. 135. 190 ff.) beziehen sich auf Sophokles als Feldherr und auf dessen Amtsgenossen im Samischen Kriege, so wie auch auf den Streitpunct, ob hier die erste oder zweyte Seeunternehmung gegen Samos gemeint sey. Die Zeugnisse gleichzeitiger Schriftsteller, wie des Tragikers Ion und anderer, sind ganz bestimmt und sprechen von der genannten Strategie als von einer allgemein bekannten Sache. Wie genau diese ganze Untersuchung mit der chronologischen Bestimmung der ersten Aufführung der Antigone, die dem Dichter jene Würde verschafft haben soll, zusammen hängt, braucht hier nicht erst erwähnt zu werden. Sieben Jahre vor dem Ausbruche des Peloponnesischen Krieges (d. h. Ol. 85, 3 = 438 vor Ehr.) segelte der mit neun anderen Athenern zum Feldherrn erwählte Tragiker gegen die Stadt Anaia, und zwar in einem Alter von sieben und funfzig Jahren. Folglich ist das Epigramm, welches Sophokles im 55. Lebensjahre an Herodotos gerichtet zu haben versichert (Plut. an seni sit ger. res. 3. p. 785 B), offenbar Ol. 85, 1 geschrieben, als der Samische Krieg eben ausgebrochen war, und Sophokles kurz vorher seine Antigone aufgeführt hatte, wenn dort nicht der zweyte Zug gegen Samos, der freylich mit dem ersten in dasselbe bürgerliche Jahr fiel, ge-

meint ist. Der erste Zug geschah aber unter zehn verschiedenen Feldherren, zu denen Thukydides Melesias Sohn gehörte; und dieser ist dann vom alten Biographen des Sophokles ebenfalls zum Mitfeldherrn des Tragikers gemacht worden, was nicht ganz richtig ist; denn wir besitzen noch eine durch Androtion überlieferte Liste der Mitfeldherren des Sophokles, worin freylich die beiden letzten Namen fehlen und Thukydides gar nicht vorkommt. Aber dieser war nach des Geschichtschreibers Thukydides Zeugnis (I, 117) im ersten Zuge gegen Samos Mitfeldherr des Hagmon und Phormion, so wie des Elepolemos und Antikles; und auch diese vier stehen nicht in der Liste des Androtion, welche wir doch auf jeden Fall für authentisch halten müssen. Ref. erklärt diese Sache, über die er sich selbst andern Orts schon ausgesprochen hat (Gesch. der Hellen. Dichtk. B. 3. Th. 1. S. 354. 360. 391) durch die gründliche Beweisführung des Verfs jetzt für abgethan. Uebrigens ist auch schwer zu glauben, daß die Athener den berühmten Gegner des Perikles, den Thukydides, der funfzehn Jahre vor Perikles Tode verbannt worden war (Plut. Pericl. 16.) und bald wieder zurück gerufen seyn mag, weil man in der bedrängten Lage der Stadt seiner bedurfte, zum Collegen des Perikles in einem und demselben Kriegszuge ernannt haben sollten. Einer von beiden würde bey gleichzeitiger Wahl sicherlich zurück getreten seyn, wenn eine solche überhaupt Statt gefunden hätte. Dazu kommt noch, daß die zehn ordentlichen Feldherren in jenen Zeiten je einer aus jedem der zehn Stämme seyn mußten. Nun war Thukydides von Alopeke und gehörte zum Antiochischen Stamme; Sophokles war von Kolonos, und dieser Ort gehörte zu eben demselben Stamme, wenigstens in den Zeiten,

wovon hier die Rede ist; späterhin mag er zur Aegeis gezählt seyn, wie verschiedene Inschriften beweisen; Corp. Inscr. Nr. 172, vgl. mit Nr. 115 und 183. Nun kommen aber in der genannten Feldherrenliste des Androtion noch zwey, Perikles von Cholargos und Glaukon der Kerameer, aus einem und demselben Stamme, dem Akamantischen, vor; folglich müßten zwey von den zehn Stämmen nicht gewählt haben, wäre Thukydides unter der Zahl der Gewählten gewesen; sonst fiel aber nur ein Stamm aus, und von diesem einen nimmt der Verf. an, daß es der Antiochische als letzter in der ganzen Reihe, gewesen sey, und bürdet dem Androtion den Irrthum auf, als habe er Kolonos nach der statistischen Anordnung seiner Zeit zu der Aegeis und nicht zur Antiochis gezählt. Das wäre freylich bey der Annahme, daß Androtion eine wirkliche Urkunde vor Augen gehabt hat, kaum glaublich; oder aber, man müßte die Anordnung von Androtion selbst ableiten, und dann verdiente sie auch in anderer Beziehung keinen Glauben. Warum wollen wir aber nicht geradezu annehmen, daß Kolonos zur Zeit des Samischen Krieges wirklich schon zur Aegeis gehört habe? Wenigstens scheint die statistische Bestimmung dieses Orts lange schwankend gewesen zu seyn; und Androtion gibt ja bey keinem der Feldherren den Stamm, zu dem ihr Geburtsort oder Demos gehörte, an. Dieser Punct wird so lange streitig bleiben, als das Verzeichniß unvollständig vor uns liegt. Wüßten wir die beiden fehlenden Namen, so wäre der Streit leicht entschieden; daß jedoch Thukydides nicht darunter war, ist nach obiger Darstellung als ausgemacht zu betrachten. Perikles muß aber damahls ἐξ πάντων gewählt seyn, und zwar außerordentlicher Weise, wie das

auch sonst zu geschehen pflegte, wenn man zu den längst im Amte stehenden zehn ordentlichen Feldherren des Jahres noch ein hervor ragendes strategisches Talent für eine wichtige Kriegsunternehmung erwerben wollte. In diesem Falle mußte dann einer der zehn schon gewählten zurück treten. War also Sophokles Mitfeldherr des Perikles, so muß dieses im zweyten Zuge gegen Sarnos gewesen seyn, woran Thukydides nicht Theil nahm. Dann muß die Antigone spätestens im Jahre vorher Ol. 84, 4 aufgeführt seyn, und nicht schon Ol. 84, 3, wie der Verf. und Bergk (de reliq. com. Att. ant. p. 55 sqq.) will, welcher nach Krüger die Sache von Neuem und mit Benutzung des oben erwähnten Feldherren-Verzeichnisses des Androtion ausführlich behandelt hat. Auch K. D. Müller ist in diesen Blättern (Götting. gel. Anz. 1839. S. 1194) auf das vom Verf. als richtig anerkannte Ergebnis gekommen, was der Verf. bey dieser Gelegenheit geltend zu machen sucht.

G. H. B.

### L e i p z i g.

Verlag von Carl Knobloch '1843. Lessingiana von Dr Gottlieb Mohnike. Nach dem Tode des Verfassers gesammelt und herausgegeben von seinem Sohne. 177 Seiten in Octav.

Kleine Anmerkungen zum großen Lessing, die aber, wie Alles, was diesen außerordentlichen Geist betrifft, mit Dank aufzunehmen sind. S. 1 bis 13 enthält einen Aufsatz über Lessings Beyträge zu den 'Ermunterungen', verglichen mit dem Abdrucke derselben bey Lachmann. Dann S. 14 bis 40 Lessings Beyträge zu der von Christlob Mylius heraus gegebenen physicalischen Wochenschrift: der

Naturforscher, auf die Jahre 1747 und 1748. Nach einer Bemerkung des Herausgebers hat Hr Prof. Lachmann das Manuscript zu diesen zwey Aufsätzen in den Zusätzen und Verbesserungen, welche sich im 13. Bande seiner Ausgabe von Lessings Schriften befinden, benützt. Die Wochenschrift ist äußerst selten geworden und die Nachrichten, die man hier über Lessings Antheil findet, sind daher um so dankenswerther. Hieran schließt sich, S. 41 bis 47, 'Lessings epigrammatische Anmerkungen zu einem Gedichte eines Anderen'. In dem 72. Stücke des 'Naturforscher' erschien der Anfang eines Gedichtes von Lessing über die Frage: ob in der Literatur die Alten oder die Neueren höher zu schätzen seyen. Es blieb Fragment, weil der Censor den Schluß nicht durchgehen ließ und findet sich als solches in Lessings Schriften unter der Aufschrift: Aus einem Gedichte an den Herrn M\*\* in Lachmanns Ausgabe Th. 1. S. 174—178. Gegen dieses Gedicht trat im letzten Stücke des Naturforschers ein anderer, der sich mit H. unterzeichnet hat, sonst aber unbekannt ist, mit einem Gedichte auf, welches Lessing mit sehr witzigen Glossen commentierte, die der Verf. hier mittheilt. Lessing selbst scheint sie ganz vergessen zu haben, da er sie nicht in der ersten Sammlung seiner Schriften aufgenommen hat; sie finden sich eben so wenig in den folgenden Ausgaben, auch bey Lachmann nicht, der die mehrfach erwähnte Wochenschrift ebenfalls nicht benutzen konnte. Die auf diese Anmerkungen bezügliche Notiz, im 13. Bde der Lachmannschen Ausgabe von Lessings Schriften S. 645, beruht wahrscheinlich auch auf einer Mittheilung Mohnikes, doch sind es nicht, wie es dort heißt, 13 sondern nur 12 Anmerkungen. In einem folgenden Aufsatze 'ist Lessing als Epigram-

matiker ein Plagiarius zu nennen' S. 48 bis 73, nimmt der Verf. seinen Lieblingschriftsteller gegen einen ziemlich alten Vorwurf in Schutz, den man wohl mit Recht unbeachtet gelassen hat. Im 'neuen teutschen Merkur' vom Jahre 1793 zeigte nämlich Haug, daß ein großer Theil der Lessingschen Sinngedichte nicht sein Eigenthum, sondern Uebertragung sey; dieser Aufsatz wäre durchaus schätzbar, wenn er nicht zugleich die Andeutung enthielte, daß Lessing seine Quellen geflissentlich verschwiegen hätte. Der Eifer, mit welchem Mohnike nach 46 Jahren gegen diesen Vorwurf zu Felde zieht, ist ziemlich verschwendet. Doch findet sich auch in diesen Erörterungen, so wie in dem dazu gehörenden folgenden Aufsatz 'Erläuterungen zu einigen Sinngedichten Lessings' S. 74 bis 128, manches Interessante. Die Sinngedichte sind übrigens unstreitig die schwächsten Erzeugnisse der Lessingschen Muse, was freylich höchst merkwürdig ist, da Lessings Stil nicht bloß in seinen Streitschriften, sondern sogar im dramatischen Dialog durch und durch epigrammatisch ist. Viel interessanter, als den Quellen einzelner Sinngedichte nachzuspüren, möchte es seyn, in seinen späteren reiferen und größeren poetischen Werken die Stellen aufzusuchen, wo er nach fremden Mustern gearbeitet hat. Denn wenn auch seine eigene Bemerkung am Schlusse der hamburgischen Dramaturgie 'daß er es gelernt habe fremde Schätze bescheiden zu borgen und an fremdem Feuer sich zu wärmen' nicht gerade buchstäblich zu nehmen ist, so enthält sie doch gewis sehr viel Wahrheit. Ein bekanntes Beyspiel dieser Art ist die Erzählung von den drey Ringen im Nathan, weniger bekannt möchte Folgendes seyn. Man hat sehr oft die feine Wendung bewundert, durch welche Lessing

gleich im Anfange der Emilia Galotti zu dem Knotenpuncte des ganzen Stückes hinführt. Der Prinz sieht unter Papieren, die er durchläuft; plötzlich sieht er unter einer Bittschrift den Namen Emilia. Eine Emilia, ruft er, aber eine Emilia Bruneschi — nicht Galotti u. s. w. Diese Wendung hat nun Lessing offenbar einem spanischen Dichter abgeborgt, der eine Tragödie 'Essex' geschrieben hat. Lessing gibt in der hamburgischen Dramaturgie St. 60 bis 68 einen sehr detaillirten Auszug aus diesem Stücke. Eine der letzten Scenen des zweyten Actes beschreibt er im 65. Stücke mit folgenden Worten: Der Canzler hält verschiedene Brieffschaften, die ihm die Königin nur auf einen Tisch zu legen befiehlt; sie will sie vor Schlafengehen noch durchsehen. . . . Nun ist sie allein und setzt sich zu den Papieren. Sie will sich ihres verliebten Kammers entschlagen und anständigeren Sorgen überlassen. Aber das erste Papier, was sie in die Hände nimmt, ist die Bittschrift eines Grafen Felix. Eines Grafen! 'Muß es denn eben von einem Grafen seyn, sagt sie, was mir zuerst vorkommt'. Dieser Zug, setzt Lessing hinzu, ist vortrefflich. Auf einmahl ist sie wieder mit ihrer ganzen Seele bey demjenigen Grafen, an den sie jetzt nicht denken wollte u. s. w. Die Situation ist, wie man sieht, ganz dieselbe wie in der Emilia Galotti; man sieht aber zugleich, daß Lessing seinen Vorgänger nicht wie ein Abschreiber, sondern wie ein genialer Kopf benutzt hat. Denn in der That ist es doch bey weitem natürlicher, daß der Prinz durch den Namen Emilia an seine Emilia erinnert wird, als daß die Königin durch das Wort Graf, was doch dem Ohre einer Königin gerade kein so seltenes ist, wieder auf den Grafen Essex geführt wird.



Einige Sinngedichte Lessings, die sich in keiner Ausgabe finden, sind S. 129 bis 135 zusammen gestellt und mit erläuternden Bemerkungen begleitet. Auch in dem folgenden Aufsätze 'Von wem stammen die Sinnschriften auf das so genannte Heldengedicht Hermann?' S. 136 bis 154, sind mehrere schätzbare Winke enthalten, die bey einer künftigen Ausgabe der Lessingschen Werke nicht zu übersehen sind. Eines dieser Gedichte, für deren vermuthlichen Verfasser Herr Prof. Lachmann Lessing gehalten hat, ist, wie hier nachgewiesen wird, sicher von Kästner. In einem Anhange sind noch zerstreute Notizen aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verf. zusammen gestellt, in welchen ein künftiger Critiker ebenfalls noch manches Brauchbare finden wird.

### G e n t.

De l'imprimerie de Vanryckegem - Hovaere 1843. Inventaire analytique des chartes des comtes de Flandre, autrefois déposées au chateau de Rupelmonde, et conservées aujourd'hui aux archives de la Flandre orientale; publié par ordre du conseil provincial de la Flandre orientale. Premier cahier. XLIV und 208 Seiten in Quart.

Ueber den regen Eifer, mit welchem, nach dem Vorgange von Deutschland, Frankreich und England, auch in Belgien die Quellen der heimischen Geschichte ans Licht gezogen, oder, nachdem sie einer abermahligen Critik unterworfen sind, in Sammlungen gebracht werden, ist verschiedentlich in diesen Blättern die Rede gewesen. Wie in Frankreich, so wetteifern in dieser Beziehung auch hier Privatvereine — unter denen sich besonders die in Brügge errichtete Société d'Emulation auszeichnet — mit der von der Regierung nieder gesetzten Com-

mission, so daß der Freund der Geschichte durch die Herausgabe einer Menge trefflicher Chroniken in rascher Reihenfolge erfreut wird. Weniger geschah, im Verhältniß zu diesen, hinsichtlich der Veröffentlichung gut geordneter Sammlungen von Urkunden, wenn schon auch von dieser Seite der überaus thätige Herr von Reiffenberg und neben ihm Gachard den Dank des Publicums verdient haben.

Und doch erfreut sich vorzugsweise Belgien eines ungewöhnlichen Reichthums an alten Urkunden, weniger freylich die Archive der einst durch ihrer Bürger Muth und Thätigkeit so mächtig um sich greifenden Städte, als die Abteyen und Capitel. Bor doch die einzige Abtey St. Pierre 94 Documente, die vor dem 12. Jahrhundert datieren. Aehnliche, der freyen Benutzung des Publicums so lange entzogene Schätze enthielten die Klostermauern von St. Bertin und St. Bavon. Da bewilligte die Provinz Ostflandern 1842 die erforderlichen Mittel, um das Verzeichniß der in den Archiven der Grafen von Flandern (*trésorerie des chartes de Rupelmonde*) enthaltenen Urkunden durch den Druck zu veröffentlichen. So entstand das vorliegende Werk, ein chronologisch geordnetes Inventar von Briefen, Bullen, Verträgen, Friedensschlüssen *rc.* mit genauer Angabe, ob das Original, ob eine Copie vorliege, ob und wie die einzelnen Stücke schon früher abgedruckt seyen, häufig mit Erörterungen über die angehängten Siegel versehen.

Schon im 14. Jahrhundert finden sich, wie die *Notice sur les chartes de Flandre* uns belehrt, die Urkunden der Grafschaft Flandern auf zwey festen Schlössern verwahrt. Rupelmonde an der Schelde barg die auf Flamlant, Lille die auf das wallonische Flandern bezüglichen Documente. Erstere wurden, der größeren Sicherheit halber,

während der Zeit der Glaubenskriege nach Gent gebracht und dort auf Befehl Philipps II. in dem von Carl V. aufgeführten Schlosse, später in dem Jesuitenkloster, dann in dem Stadthause aufgehoben. Durch diese Umzüge, mehr noch in Folge der Kriege Spaniens mit Ludwig XIV., wurde eine Menge von Urkunden verschleppt, wie die oben genannte, über die Geschichte des Archivs von Rupelmonde und über die bey demselben angestellten Beamten weitläufig sich verbreitende Notice erörtert.

Dieses erste Heft des Inventaire umfaßt nicht weniger als 714 zwischen den Jahren 1086 und 1293 liegende Urkunden. Der gedrängten Inhaltsangabe jeder einzelnen sind hin und wieder kurze Noten beygefügt, die lateinischen Benennungen, namentlich Eigennamen, wenn man sie nicht mit Zuverlässigkeit französisch wieder zu geben vermochte, beybehalten, oder, wenn sie ein besonderes sprachliches Interesse gewähren, eingeschaltet. Man kann dieses Inventaire mit den für einzelne deutsche Kreise ausgearbeiteten *directoriiis diplomaticis* zusammen stellen, nur daß allerdings die Angabe des Inhalts sich in dem ersteren ungleich genauer findet. Wenn aber auch in diesem Cataloge die in den Urkunden vorkommenden sprachlichen und sachlichen Eigenthümlichkeiten möglichst treu beybehalten sind, so leuchtet doch ein, daß der unverkürzte, diplomatisch getreue Abdruck des größeren Theils der hier verzeichneten Actenstücke von ungleich größerer Wichtigkeit seyn würde. Der Hoffnung auf den letzteren begibt man sich selbst dann nicht gern, wenn man unverholen seine Freude über das Erscheinen des vorliegenden Werkes ausspricht. Hav.

Hamburg und Gotha,

bey Friedrich und Andreas Perthes 1843. Die

christliche Taufe und die baptistische Frage, von Dr. H. Martensen, Prof. der Theol. an der Universität zu Kopenhagen. IV u. 81 S. in Octav.

Je mehr das wiedertäuferische Unwesen, auch in unserm Lande, um sich greift, desto willkommener sind uns so gründliche, in kirchlichem Geist verfaßte Gegenschriften dagegen, wie die anzuzeigende. Sie zerfällt in eine Einleitung und 5 Abschnitte. Nachdem im I. 'die Taufe als kirchenstiftendes Sacrament' gezeigt ist, daß jede wahre Gemeinschaft mit Christo nur eine Gemeinschaft mit ihm als dem Haupte des Leibes d. i. der Kirche sey, daß somit der wahre Glaubensanfang nur so zu Stande kommt, daß die Kirche sich selbst einen Anfang gibt im Individuum und somit sich weiter bauet mittelst der Taufe, wird im II. 'die Kindertaufe' diese aus der Schrift gerechtfertigt. Namentlich wird auf den Unterschied zwischen dem Glauben vor und dem nach der Taufe hingewiesen und daraus gefolgert, daß auch die Taufe des Erwachsenen ihrem Begriffe nach eine Kindertaufe ist. Im III. 'die Prädestination' rechtfertigt der Verf. die Kindertaufe aus der Lehre von der allgemeinen, bedingten Gnadenwahl, da der Baptismus nur bey calvinischer Lehre von der Prädestination oder bey pelagianischer Ansicht von der endlichen Seligkeit Aller bestehen könne. Im IV. 'die Wiedergeburt' zeigt der Verf., wie die Taufe sich zur Rechtfertigung, zum Glauben und zu dem neuen Leben überhaupt verhält. Im V. 'das Glaubensbekenntnis und die Confirmation' wird darauf geantwortet, wie die Frage nach dem Glaubensbekenntnis bey der Taufe zu verstehen sey, und es wird endlich der Confirmation, die in unserer Zeit oft allzusehr überschätzt wird, ihre rechte Stellung zur Taufe angewiesen.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

97. Stück.

Den 17. Junius 1844.

---

Brüssel und Leipzig,

bey Carl Nequardt 1843. Sammlung ophthalmologischer Preisschriften, herausgegeben von Florent Cunier. Erste Abtheilung. Das Blutauge von Dr Beger. Mit 17 colorierten Abbildungen. X und 148 Seiten in Octav.

Hr Dr Florent Cunier, Dirigent einer Augenheilanstalt zu Brüssel und Herausgeber der Annales d'oculistique hatte bekanntlich im Jahre 1838 einen Concurß eröffnet durch Aussetzung eines Preises für die beste ophthalmologische Arbeit. Hierauf waren 4 Abhandlungen eingegangen, von denen die vorliegende des Hn Dr Beger einstimmig als des Preises würdig erkannt wurde. Bey dem 2ten Concurse für das Jahr 1840 — 1841 war das Glaucom als Thema gegeben, und unter den 3 eingegangenen Preisschriften wurde die des Hn Dr Warnatz zu Dresden gekrönt und die des Hn Dr Rigler mit einer silbernen Medaille beehrt. Der 3te Concurß für das Jahr 1841 — 1842 hatte die Natur und den Sitz der Cataracte zur Auf-

gabe. Die Jury theilte den Preis zwischen die Arbeiten des Hn Dr Hoering zu Heilbronn und des Hn Dr Wilhelm Stricker zu Dresden. Die Abhandlung des Hn Hegesippe Duval wurde ehrenvoll erwähnt.

Die Abhandlungen der Herren Doctoren Beger, Warnak, Rigler, Stricker, Hoering und Duval werden also die Sammlung ophthalmologischer Preisschriften bilden. Es zeugt erfreulich für den deutschen Fleiß und Gründlichkeit in Bearbeitung der Ophthalmologie, daß er sämtliche Preise davon getragen. — Die erschienene Abhandlung des Hn Dr Beger ist bevortwortet durch von Ammon. Eine Empfehlung des eifrigen Fleißes und fachkundigen Urtheils, die in reichlichem Maße auf die Abfassung derselben verwandt sind, erscheint deshalb überflüssig. Bedenklicher scheint die Wahl des dem Hn Verfasser freystehenden Themas. Das Blutauge ist in den bisherigen Lehrbüchern der Augenheilkunde von andern vorgängigen oder gleichzeitigen Zuständen nicht getrennt, weil seine Entstehung und Beseitigung durch sie bedingt schien. Dennoch hat diese Monographie das wesentliche Verdienst, durch Zusammenstellung so vieler in der ganzen medicinischen Literatur zerstreuten Beobachtungen, denen er viele eigene werthvolle beifügt, die Uebersicht zu erleichtern, Thatsachen fest zu stellen und die wichtigsten Fragen über Entstehung und Beseitigung des Blutauges anzuregen. Um diese Behauptungen zu beweisen, wollen wir den Inhalt genauer betrachten, wobey Ref. einige Erörterungen der verhandelten Gegenstände sich nicht versagen wird.

Die Abhandlung zerfällt in 3 Abtheilungen. In der ersten wird der gangbare Begriff des Blutau-

ges auf das ganze Auge mit seinen Schutz- und Hilfsorganen ausgedehnt. Es folgen historische Nachweisungen über die bisherigen Beobachtungen des Blutauges, von Hippocrates bis auf die neueste Zeit. Diese auf 9 Seiten abgefaßten Notizen hätten ohne Verlust des Werkes füglich auf eben so viele Zeilen zusammen gedrängt werden können, da bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts der fragliche Gegenstand nicht aufgeklärt wird. Es folgt die Eintheilung des Blutauges

- a) nach seiner Entstehungsweise in
  - 1) das traumatische und in
  - 2) das Blutaug durch Blutsecretion;
- b) nach den Gefäßen in
  - 1) das arterielle und
  - 2) venose Blutaug;
- c) nach seinem dynamischen Charakter in
  - 1) active und
  - 2) passive Blutaugen;
- d) nach seiner Bedeutung in
  - 1) das metastatische und
  - 2) critische Blutaug;
- e) nach dem Orte der Blutung, in
  - 1) das äußere,
  - 2) innere,
  - 3) interstitielle und
  - 4) parenchymatose Blutaug.

Diese vielfachen Eintheilungen gehören zum gelehrten Ballast, nützen aber nicht besonders. Sie haben ihren Nutzen für Anfänger; Kunstgenossen bedürfen ihrer nicht. Die Entstehungsweise blutiger Ergießungen per diapedesin oder Absonderung kann Ref. überall nicht zugeben. Die Blutkügelchen können die Capillargefäße nicht verlassen ohne Trennung der Continuität ihrer Wände. Wenn

auch, wie vom Verfasser geschieht, besondere Dünnsflüssigkeit des Blutes und Auflockerung der Gefäßwandungen zur Erklärung dieser Erscheinung angenommen wird, so bleibt sie ohne Zerreißung derselben doch undenkbar. Bey aufgelockerten Gefäßen wird diese um so leichter eintreten, aber diese muß vorher gehen, selbst bey der Menstruation, in deren Blut man Blutkörperchen gefunden hat. Joh. Müller, Th. 1. S. 254, schließt hieraus auf einen aufgelockerten Zustand der Gefäße, setzt aber ausdrücklich hinzu, die Ausscheidung per diapedesin s. secretionem sey in vielen, wenn nicht in allen Fällen in Zerreißung der Capillargefäße begründet. Die Erscheinung von Kügelchen in den secretis leitet er von einer Bildung derselben im Moment der Abscheidung her, da sie aus dem Blute der Capillargefäße nicht durchdringen können.

Zulezt wird die Resorption im Auge besprochen und unsere mangelhafte Kenntniß bedauert wegen der Bedingungen, unter welchen diese bald überraschend thätig bald beynahе völlig gelähmt sich erweist. Um beide einleuchtend darzuthun, wird der Fall einer gesunden vollblütigen Magd von 24 Jahren angeführt, welche an Cataracten beider Augen litt. Bey einer Nadeloperation des rechten Auges ergoß sich Blut bis zur Hälfte der vordern Augenkammer, welches bereits am andern Tage resorbiert war, nach Umschlägen von Branntwein und lauwarmem Wasser. Nach 8 Tagen erfolgte bey der Nadeloperation des linken Auges wieder Blutaustritt, der den obigen Umschlägen widerstand. Vielmehr fand sich am andern Tage die adnata entzündet, Schmerzen traten ein, Aderlaß und strenge Diät wurden nöthig; vierzehn Tage ohne Veränderung; nach 4 Wochen fing das Blut an dünn und



weiß zu werden wie Eiter und sich zu zertheilen. Die Thatsache ist unzweifelhaft, aber im vorliegenden Falle nicht schwer zu deuten. Der Operation des linken Auges ist offenbar eine Entzündung gefolgt, und so lange diese bestand, sistierte die Rückbildung. Das Blut ist coaguliert, mit dem ersudierten sero und Faserstoff in Eiter übergegangen und auf diesem Umwege resorbiert.

Außer dem Stande der Lebenskraft des Organismus und besonders des Auges wird die Resorption zunächst von der Beschaffenheit des Extravasats bedingt. Ist dieses Blut, so verhält die Resorption sich thätiger, so lange es im flüssigen Zustande verharret. Unter günstigen Bedingungen kann es geraume Zeit in diesem Zustande bleiben, denn es zerfällt nicht, wie der Verfasser angibt, so schnell wie das aus der Ader gelassene Blut in serum und cruor. Die günstigen Bedingungen bestehen in mäßiger Quantität und normaler Beschaffenheit des Bluts und humor aqueus, der Wärme des Auges, des Druckes, Abwesenheit entzündlicher Vorgänge. In diesem Zustande ist es der Resorption zugänglicher, wenn auch der Vorgang nicht völlig klar bleibt. Coaguliert es aber, so löst sich das Blutroth im sero und im hum. aq. auf, die Blutkügelchen zerfallen und der Faserstoff geht in Körnchenzellen oder in Organisation über. Entzündliche Exsudate gehen wahrscheinlich, wie im Gehirne, der Lunge und der Leber am häufigsten in Körnchenzellen über, welche, nachdem sie zerfallen sind, völlig resorbiert werden und wie sie Zul. Vogel nach einer Nadeloperation im Auge gefunden hat. Verwandelt sich der Faserstoff in Eiter und wird dieser nicht entleert, so muß er zuvor in eine grumose flockige Masse zerfallen, deren Molecule wieder re-

forbiert werden können. Der Uebergang in Organisation findet leider in den wichtigsten Gebilden am häufigsten Statt, vielleicht weil die Exsudate dort von dem auflösenden menstruo des hum. aq. weniger umgeben sind. Welcher Antheil den Lymphgefäßen bey der Resorption im Auge beyzumessen sey, ist noch dunkel. Der Verfasser hält ihre Anwesenheit in dem Epithelialüberzuge der cornea, in der cornea selbst der Descemetischen Haut und in der Linse durch Arnold bestimmt nachgewiesen. Bis zur Bestätigung durch völlig zuverlässige Beobachter bleibt aber die obige Nachweisung zweifelhaft, da die ersten Anatomen, wie Krause, sie nicht gefunden haben.

Die zweyte Abtheilung des Werkes behandelt das traumatische Blutauge nach den verletzten Gebilden des Auges und dem Sitze des Extravasats. Nach den minder wichtigen Ergießungen in die Augenlider und Thränenorgane werden die Extravasate in die Augenhöhle ausführlich, umsichtig und naturgetreu abgehandelt. Ihre Symptome werden treffend gezeichnet, ungezwungen erklärt, von den gleichzeitigen anderer Verletzungen getrennt und die Folgen angegeben. Wiewohl unter ihnen die starken Dislocationen des Augapfels sehr selten eine Wiederherstellung des Sehvermögens zulassen, so sind doch mehrere solche Fälle nach Carron du Villard, Lavauguyon und Covillard angegeben, in welchen sie wenigstens nicht mit gänzlicher Erblindung endigten. Der Hr Verfasser erörtert nach mehreren mitgetheilten Beobachtungen von Ammons die Frage, wie es komme, daß nach Ergießungen in die Augenhöhle einer Seite oft Extravasate in dem obern Augenlide der andern Seite entstehen. Er glaubt dieselbe nur durch Senkung

erklärlich, wenn ein Zusammenhang oder Fortgang unter der Haut vorhanden sey, der aber in dem von Ammonschen Falle fehlte. Durch Senkung hält Ref. den Vorgang nicht erklärlich, da das Extravasat aus der orbita nicht durch sie zum obern Augenlide der entgegen gesetzten Seite gelangen könnte. Ref. hält den Vorgang erklärlicher durch die Anastomosen der Art. ophthalmica mit denen der Art. nasal. lateralis. Wenn eine Zerreiſung einer Verzweigung der ersteren in der orbita erfolgt, so obliterieren nach Sistierung der Blutung diese Gefäßwände bis zur Abgabe des nächsten Astes. Das Blut der Art. nasal. lateralis kann also diesen verschlossenen Weg nicht weiter verfolgen und wird mit um so größerer Gewalt in die rami dorsales getrieben, welche mit der dorsalis nasi ex art. ophthalmica und mit den palpebralis der anderen Seite communicieren, woher in den Capillargefäßen des anderen Augenlides um so leichter Austretzungen entstehen können, da sie in sehr laxem Zellgewebe verlaufen.

Zu dem inneren traumatischen Blutauge geben nächst den directen Verwundungen auch Verletzungen benachbarter und selbst entfernter Theile Veranlassung. Es werden authentische Fälle angeführt, in denen es nach Compression des Kopfes bey Zangengeburt, ja selbst nach einem Stöße auf die Brust, eingetreten ist. Dann wird es in 7 Paragraphen nach den verletzten Theilen beschrieben. Die Bindehautenchymosen verbreiten sich nie bis auf die cornea, weil sie den festen Ring nicht überschreiten können, womit die conjunctiva am Rande des Epithelialüberzuges befestigt ist. Von der chemosis unterscheiden sie sich leicht durch Abwesenheit der Schmerzen und der gestörten Func-

tion. Die Blutertravasate aus der sclerotica können nur gering seyn, wenn nicht andere Gebilde gleichzeitig verletzt sind. Die traumatischen Blutergießungen nach Verwundungen der cornea muß Ref. bezweifeln. Nicht nur hat er sie nie beobachtet bey den zahlreichen Hornhautschnitten, die von Beer, Langenbeck und ihm selbst angestellt wurden, auch die Gefäße sind nicht nachzuweisen, aus denen sie entstehen könnten. Die Descemet'sche Haut, das Gewebe der Hornhaut und der Epithelialüberzug enthalten deren gewiß nicht. Unter letzterem haben Joh. Müller, Römer und Henle am äußeren Rande bey'm Fötus Gefäßverzweigungen wahrgenommen. Wahrscheinlich obliterieren diese aber nachher. Dasselbe Verhältnis dürfte obwalten nach Verwundungen des Linsensystems, welches durch Verletzungen benachbarter Theile wohl der Sitz eines Extravasats werden, aber aus eigenen Mitteln dasselbe nicht liefern kann.

Von Blutergießungen nach Verletzungen des Ciliarkörpers und der choroidea werden mehrere Fälle beschrieben. Als criterium derselben wird neben den Zeichen der Blutung die Abwesenheit anderer Verletzungen, der iris und sclerotica, angeführt. Am häufigsten ereignen sie sich gewiß bey Nadeloperationen durch den verfehlten Einstichspunct, welcher genau 1 bis  $1\frac{1}{2}$  Linien vom Rande der Hornhaut und 1 starke Linie unter dem horizontalen Durchmesser des Auges liegt, wo die Nadel den ungefalteten Theil des Ciliarkörpers trifft. Die Folgen können für das Sehvermögen durch Druck und Entzündung sehr verderblich werden.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

98. 99. Stück.

Den 20. Junius 1844.

---

Brüssel und Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Sammlung ophthalmologischer Preisschriften. Herausgegeben von Florent Cunier. Erste Abtheilung. Das Blutauge von Dr. Beger.'

Die Extravasate nach Verwundungen der Iris bilden die häufigste Form des Blutauges. Die zahlreichen fremden und eigenen Beobachtungen des Hn Verfassers sind überaus belehrend in Bezug auf ihre Veranlassungen und Folgen. Wie beträchtliche und gefährliche Blutungen von dem Risse in der Größe einer Linie entstehen können, zeigt der von Holscher beobachtete Fall augenscheinlich. Wie Abtrennungen der Iris vom Ciliarligamente durch Erschütterungen veranlaßt oder durch operatives Verfahren vorzüglich ergiebige Blutungen drohen, wird durch Beobachtungen und durch Versuche an Thieren nachgewiesen und ist wegen des anatomischen Verhältnisses auch zu erwarten. Die Folgen werden nicht nur durch Entstehung der Entzündung gefährlich, sondern auch durch Bildung einer

Cataracta spuria grumosa, die den Pupillarraum verschließt. Die Blutergießungen aus der verletzten retina dürften von denen der verwundeten choroidea schwerlich zu unterscheiden seyn, da der purpurne Schein in der Tiefe des Auges, die plötzliche Gesichtsabnahme oder gänzliche Erblindung bey beiden vorkommen kann und letztere mehr durch die Erschütterung und Lähmung der retina bedingt wird. Einem Studenten in Göttingen hatte die abgeflogene Spitze einer Rappierklinge das linke Auge flach getroffen. Es folgte ein Riß in der Iris, eine starke Blutung in die vordere Augenkammer und heftige stechende Schmerzen in der Tiefe des Auges. Durch ein energisches Heilverfahren des Hn Prof. Ruete sind die damahls sichtbaren Folgen der Verletzung sämmtlich gehoben. Aber ein umflorter Blick ist zurück geblieben und ein den Bewegungen des Augapfels folgender Punct, von der Größe eines Mattiers, dessen schwarzes Centrum von einem hellen Kreise umgeben und wieder von einem schwarzen Ringe abgegrenzt ist. Er dürfte nicht unwahrscheinlich von einem blutigen und nicht resorbierten Extravasate auf die retina abzuleiten seyn, da von Walther und von Ammon die retina lange erblindet gewesener Menschen mit schwarzen Flecken besetzt fanden, die sie als residua früherer Extravasate betrachteten. Der visus dimidiatus, oder die halbseitige Lähmung der retina, welche in dem von Bernh. Langenbeck mitgetheilten Falle zurück blieb, wurde vielleicht von dem Drucke ergossenen und nicht resorbierten Blutes veranlaßt. Sehr merkwürdig ist die von Rüttlinger mitgetheilte Verwundung der retina. Nach einem Messerstiche drang aus der  $\frac{1}{2}$  Zoll langen Wundspalte die choroidea und retina  $\frac{3}{4}$  bis 1 Zoll weit hervor und wurde mit der Cooper-

schen Scheere abgeschnitten. Starcker Bluterguß in die Augenkammern und bedeutender Verlust des Glaskörpers waren gleichzeitig vorhanden. Bey Anwendung eines decoct. seneg. mit ammon. muriat. wurde ersterer resorbiert, und das Sehvermögen stellte so weit sich her, daß größere Gegenstände und Farben auf Entfernung von 10 — 12 Schritten unterschieden werden und noch nach 10 Jahren Weg und Steg gehalten werden konnte. Die Wunde verlief von der Hornhaut schräg abwärts. Je näher der macula lutea, um so weniger dürfte ein solcher Ausgang zu hoffen seyn.

Die Prognose ist nach den verletzten Gebilden, nach der Constitution des Auges und der des Kranken abgehandelt.

Daß die Blutergießungen in die vordere Augenkammer nicht so gefährlich für das Sehvermögen sind, als die in das Linsensystem und zwischen choroidea und retina, ergibt sich aus der Wichtigkeit und Bedeutung der letzteren Theile. Doch können auch erstere durch veranlaßte Entzündung, Synechien und Verschließungen der Pupille das Gesicht sehr beeinträchtigen oder ganz aufheben, selbst das Leben können sie in Gefahr bringen. An einem Beispiele wird hier nachgewiesen, wie einer Nadeloperation der Cataracte durch die cornea eine heftige ophthalmitis folgte, die am 11ten Tage tödtlich endigte. Als gefährlich wird die nervöse Constitution des Auges bezeichnet und die plethorische, am gefährlichsten die Vereinigung beider. Vorhandene Dyscrasien trüben natürlich die Prognose um so mehr, und mit Recht wird hier aufmerksam darauf gemacht, daß unter solchen Umständen traumatische Ergießungen, Melanosen und Carcinome nach sich ziehen können.

Die Behandlung wird nach 2 Heilanzeigen an-

gegeben, welche in Verhütung oder Bekämpfung der Entzündung und in Beseitigung des Extravasats durch Resorption oder Entleerung nach außen bestehen. Beiden Indicationen voran möchte Ref. noch diejenige stellen, welche in der Sistierung noch andauernder Blutungen besteht. Die zur Erfüllung dieser Indication rathsam erscheinenden Maßregeln treffen nicht ganz mit denen zusammen, welche durch die zu befürchtende Entzündung geboten werden, sondern stimmen eher mit denen überein, welche bey excessivem Nasenbluten erfordert werden. Nebst den allgemeinen Blutentziehungen und kalten Umschlägen um den ganzen Kopf würde Ref. noch die Application einiger Blutegel an die Schleimhäute der Nase anwenden, den inneren Gebrauch der Säuren, Waschungen der Stirn und Schläfegegend mit concentrirtem Essig und den Arm der leidenden Seite perpendicular in die Höhe richten. Ueberschreitet die Blutung alles Maß, so ist mit der Oeffnung der cornea nicht zu zaudern. Der Verf. warnt vor Erfüllung der ersten Indication nicht zur zweyten überzugehen. Der Erörterung der antiphlogistischen Methode und namentlich der kalten Umschläge möchte Ref. die umgekehrte Warnung hinzufügen, mit denselben nicht länger anzuhalten, als die entzündlichen Symptome es erfordern, denn die Erfüllung der zweyten Indication muß in solchem Falle durch dieselben erschwert werden. Wie in andern Theilen, so auch im Auge, bleibt das ausgetretene Blut unter dem Einflusse der natürlichen Körperwärme länger flüssig und der Resorption zugänglicher. Die Entziehung derselben befördert die Coagulierung, erschwert und verhindert die Resorption, die im Gegentheile durch geistige Mittel angeregt wird.

Zur Erfüllung der zweyten Indication werden



Calomel, Tart. stibiat. digit. purp., flor. arnic. und rad. seneg. empfohlen. Der Verfasser bezeichnet gewis richtig das Calomel als für diejenigen Fälle besonders geeignet, in denen eine noch andauernde Entzündung obwaltet. Nur in die Anwendungart des Mittels kann Ref. nicht einstimmen. Die Dosis wird auf  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  gr. 3 — 4 Mahl täglich angegeben. In solchen Dosen ist das Calomel kein antiphlogisticum. Es muß in großen Dosen von 3 — 5 — 10 gr. gegeben werden, dann bewirkt es braunrothe klumpige Stühle und scheint den Gehalt an Faserstoff im Blute zu vermindern. Den tart. stibiat. würde Ref. gegen das Blutauge nie anwenden. Die antiphlogistische Wirkung desselben bezweifelt er durchaus nicht, aber seine Erbrechen erregende Kraft, die unter nicht immer vorher zu bestimmenden Umständen auch nach kleinen Dosen eintritt, ist hier sehr zu fürchten. Die noch andauernde oder kaum stehende Blutung kann durch die Erschütterung des Erbrechens und durch den während desselben eintretenden congestiven Zustand neuerdings angeregt und das größte Unglück dadurch veranlaßt werden. Bey Blutungen im Auge sollte diese Rücksicht eben so sorgfältig beobachtet werden, wie es von guten Practikern in Fällen geschieht, wo Ausstretungen im Gehirn zu fürchten sind. Die große Wirksamkeit der senega zur Beförderung der Resorption wird durch zahlreiche und zuverlässige Zeugnisse bestätigt, selbst in Fällen, welche allen andern Mitteln geraume Zeit widerstanden hatten. Sehr beachtungswerth ist die Beobachtung von Fischer, welcher den inneren Gebrauch in einem Falle unwirksam fand, aber sogleich die erzielte Wirkung erreichte, als er die Abkochung als Foment aufs Auge legte. Ref. hat sich über diese Bestätigungen gefreuet, da er

selbst in mehreren Fällen von der Anwendung dieses Mittels unverkennbare Wirkung gesehen hat.

Schließlich wird die Frage erörtert, wann das ergossene Blut nach außen zu entleeren sey? Hat es sich in die orbita ergossen, so kann kein Zweifel eintreten, sobald die Diagnose festgestellt ist. Die Eröffnung der vorderen Augenkammer ist zwar auf die dringendsten Fälle zu beschränken, aber die Ergießungen können so stark seyn, daß sie das Volumen des Augapfels bedeutend vergrößern, seine Bewegungen hemmen, daß die heftigste ophthalmitis voraus zu sehen ist mit rhexis corneae und Zerstörung der Form des Auges. In solchen Fällen darf nicht gezaudert werden. Larrey erhielt dadurch nicht nur das Auge, sondern auch das Sehvermögen.

In der dritten Abtheilung des Werkes, welche nach der Seitenzahl die Hälfte desselben ausmacht, wird das symptomatische Blutauge ausführlich beschrieben und erörtert, die Thatsachen durch zahlreiche interessante und bündig erzählte Krankheitsfälle festgestellt und Folgerungen aus ihnen abgeleitet. Zunächst geschieht dieses nach den einzelnen Gebilden, deren Sitz und Quelle die Blutung ist, wobey die Krankheiten angeführt werden, in denen sie beobachtet sind. Dann werden noch mehrere Krankheiten aufgeführt, welche das ganze Auge mit gefährlichen Blutungen bedrohen. Des Verfassers Kenntniß der deutschen und ausländischen ophthalmologischen Literatur erleichtert in hohem Grade den Ueberblick dieses weiten Gebietes. Um dieses nachzuweisen, werden einzelne Anführungen genügen.

Die symptomatischen Blutergießungen in das Auge sind hochwichtig, zunächst wegen der Gefahren, womit sie das Sehvermögen bedrohen, dann

auch als semiotische Zeichen vorhandener und Vorläufer zu befürchtender Krankheiten. In letzter Rücksicht, obgleich durch sich selbst ohne Gefahr, sind besonders die Ergießungen in die Augenlider und in und unter die conjunctiva bulbi beachtungswerth. Letztere ereignen sich oft im Schlafe und Midellemore betrachtet sie als Vorläufer der apoplexia sanguinea und dringt auf ihre ernsthafteste Berücksichtigung. Nach demselben Beobachter und dem Verfasser, womit auch Ref. einstimmen kann, deutet ein übelriechender blutiger Ausfluß eine Verbesserung und das letzte Stadium in der ophthalm. neonator. an. Der Verf. sah dieses mehrmahls sich ereignen, und einmahl starb kurze Zeit darauf das Kind an apopl. sanguin. mit reichlichem Extravasate zwischen arachnoidea und pia mater. Ref. sah einen hydr. cerebr. darauf folgen. Sehr interessant sind in dieser Beziehung von Ammons Untersuchungen un- und neugeborner Kinder. Wenn diese mit besonders rother oder gelber Färbung der Haut zur Welt kamen, so fand er sehr oft auch eine besonders rothe Farbe der retina, der choroidea, des Glaskörpers und der Linse, was auf ein besonders reges Gefäßleben im Auge deutet. Bleibt diese rothe Farbe noch lange nach der Geburt, so sollen die Kinder eine besondere Empfindlichkeit gegen das Licht äußern und leicht von der ophthalmia neonatorum befallen werden. Jedenfalls dürfte es rathsam seyn, solche Kinder gegen grelle Einwirkungen des Lichtes zu schützen. Die spontanen Ergießungen der Augenbluter — haemophthalmophili nennt sie der Verfasser — werden durch drey Beyspiele erläutert, die durch v. Walther, John Bell und Säger bekannt gemacht sind. Sie entstehen nach geringfügigen und zuweilen ohne alle Veranlassungen, und die Kranken scheinen wie

andere Bluter an Entmischung des Blutes und Schwäche der Gefäße zu leiden. v. Walther beseitigte mehrmahls prompt das Extravasat durch Dämpfe von Bitriolnaphtha.

Blutergießungen in entzündete, staphylomatöse und glaucomatöse Hornhäute werden hier durch zahlreiche Beobachtungen bewiesen und beschrieben. Am öftersten treten sie bey der vasculösen und traumatischen Keratitis ein. Ihre Entstehung so wie die der Phacitis bleibt indes dunkel. In manchen Fällen werden sie vielleicht durch Fortpflanzung von den angrenzenden Gebilden erzeugt, in deren Exsudate Gefäße und Blut sich erzeugen können. In vielen andern Fällen ist diese Erklärung nicht zulässig. Die Annahme seröser Gefäße erleichtert nur scheinbar die Schwierigkeit. Denn sie sind mikroskopisch nicht nachzuweisen und müßten so fein seyn, daß ihr Caliber sich mindestens 50 Mal erweitern müßte, um einem Blutkügeln den Eintritt zu gestatten. Es bleibt nur die Einwirkung der Nerven auf das Parenchym und die Ernährungsflüssigkeit übrig, durch welche eine Neubildung von Gefäßen und Blut vermittelt würde. Nerven sind von Schlemm bis in die cornea verfolgt und wenn sie auch von andern Anatomen noch nicht beobachtet sind, so steht doch ihrer Annahme, da sie mit dem Gewebe der cornea gleiche Durchsichtigkeit und Brechungsfähigkeit des Lichtes haben konnten, kein negierendes Hindernis entgegen und pathologische Phänomene scheinen sie zu postulieren.

Extravasate aus der Iris bilden sich unter dem serösen Ueberzuge derselben, in ihrem Parenchym und in der vorderen Augenkammer, am öftersten in Folge der iritis serosa und parenchymatosa, besonders wenn sie aus einer arthritischen syphili-

tischen oder scrophulösen Dyscrasie hervor gehen. Nach Sichel soll bey der iritis serosa eine seröse Ergießung mit Farbestoff des Blutes gemischt erfolgen, welche in Verbindung mit den injicierten Gefäßen der Iris die rothe Farbe ertheilen. Nach Anschwellung der Gefäßinjectionen bilden sich von ergossenem Blute hell = oder dunkelrothe Flecke — plaques —, im Mittelpuncte können sie braunroth werden. Danach verliert sich die Farbe der Gefäße und die Flecke verschwinden. Bey vorhandener Varicosität der Gefäße sah Sichel durch die Erschütterung des Hustens eine Ergießung in die vordere Augenkammer erfolgen. Beym morb. maculosus sah Carron du Billard die Iris mit bläulichen Blutflecken bedeckt. Die Blutungen bey der iritis parenchymatosa sind besonders gefährlich, indem sie Synechien und Verschließung der Pupille drohen.

Amenorrhoeen und supprimierte Haemorrhoiden bewirken unverkennbar vicariierende Blutungen aus den Gefäßen der choroidea, wovon überzeugende Beispiele nach Fischer, von Walther, Sprengel und Süngeken angegeben werden. Da diese Membran so überaus reich an venösen Gefäßen ist, so bilden sich hier auch am leichtesten varices, deren Berstung ergiebige Blutungen veranlassen und rhexis des Augapfels. Wie unter solchen Umständen gewöhnliches Schneuzen zur letztern Gelegenheit geben kann, wird an dem Beispiele des holländischen Arztes Tob. Baster gezeigt. Diese Haemorrhagieen sind nach der Extraction der cataracta glaucomatosa wegen des aufgehobenen Druckes besonders stark. Sichel sah nach derselben das Blut, die degenerierte mit schwarzen melanotischen Flecken bedeckte retina aus der Hornhautwunde heraus treiben und mehrmahls beobachtete er nach

ihnen Vorfälle des mit Blut getränkten Glaskörpers. Ref. kann hier sein Befremden und Widerwillen über so unsinnige Operationen nicht verhehlen. Sie sind nur möglich bey gänzlicher Ignoranz der Zustände oder Imbecillität des Urtheils. Schon Beer führt unter den Gründen, weshalb er zwey Abbildungen dieses Staares gegeben habe, den an, daß er es nur zu oft erfahren habe, daß selbst so genannte Augenärzte zu dieser Operation sich hätten verleiten lassen. Wenzel sah die Haemorrhagie nach dieser Extraction 10 Stunden anhalten.

Die Blutaustretungen aus und auf die retina bewirken plöbliche Erblindung, weshalb man sie auch nach Analogie ähnlicher Vorgänge im Gehirn Apoplexia oculi genannt hat. Gesichtstestsungen gehen oft vorher, immer ist die Pupille dabey erweitert, die Iris unbeweglich. Ein röthlicher Schein in der Tiefe des Auges und Blutansammlungen in der vordern Augenkammer sezt die Diagnose außer Zweifel. Veranlaßt werden sie durch Congestion und Entzündung. Ist das Individuum und das Auge vorher gesund gewesen, so ist Resorption und Heilung möglich, wie der sehr lehrreiche nach Holscher mitgetheilte Fall zeigt. Dugas sah den Anfall nach der Erschütterung des Reichhustens entstehen, Carron du Billard nach der Application von 10 Blutegeln ad anum. Der Kranke litt aber bereits an einer Congestivamaurose und wurde durch einen Aderlaß hergestellt. Bey choroiditis und varicöser Verbildung der choroidea in glaucomatösen Augen ereignet sich nach Sichel sehr glaublich das Unglück um so leichter. Von den Amaurosen durch Congestion und Entartung der retina ist die apoplexia oculi durch den plöblichen Eintritt von denen durch apoplexia ce-

rebri nur durch die sichtbaren Extravasate zu unterscheiden. Die Untersuchungen der retina haben beachtungswerthe Ergebnisse geliefert. B. Langenbeck fand sie nach einer retinitis mit rothen Flecken besetzt. Nach einem Glaucom sind sie auch mehr oder minder roth, manchmahl aber auch melanotisch. v. Walther und v. Ammon fanden die retina lange erblindet gewesener Augen mit runden oder länglichen schwarzen Flecken besetzt, die nicht unwahrscheinlich von früheren Extravasaten abgeleitet werden, da Cruveilhier noch nach 15 Jahren, in Folge einer apoplexia cerebri, schwarze Reste des Extravasats im Gehirne fand.

Das ganze Auge wird nach des Hn Verfassers Auseinandersetzung noch mit Blutungen bedroht durch die ophthalmitis, fungöse Entartungen — Blut und Markschwamm — den Scorbut, Typhus und das Faulsieber. Die von Beer aufgestellte scorbutische Ophthalmie wird gewis mit Recht beseitigt wegen der verschiedenen und gerade entgegen gesetzten Beschaffenheit des Blutes in beiden Krankheiten, welches in der Entzündung vermehrten, im Scorbute verminderten Gehalt an Faserstoff zeigt. Dagegen kann sich unzweifelhaft die scorbutische Dyscrasie auch im Auge darstellen. Sie äußert sich durch eine violette Röthe der sclerotica und conjunctiva und varicöse concentrisch verlaufende Gefäße in der Iris mit Lichtscheu. Carron du Billard sah 1817 in Stalien eine Typhusepidemie, bey welcher im acuten stadio die Kranken an Dilirien litten, einen rothen Schein vor den Augen bekamen, und wobey die bulbi aus der orbita hervor traten und nach dem Tode noch so verharrten. Mehrere welche genasen blieben blind, nach seiner Meinung in Folge der Extravasate aus der choroidea. Die spastischen Contract-

tionen der Augenmuskeln werden nicht als Ursache des Blutauges aufgestellt, nur gelegentlich die Epilepsie erwähnt. Aber nicht bloß dort, auch im Blepharospasmus, in der Ecclampsie und besonders bey Hysterischen sah Ref. so gewaltsame convulsivische Rotationen des bulbus, daß es ihn nicht befremdet haben würde, wenn Extravasate eingetreten wären. In einem Falle glaubte er sie beobachtet zu haben. Da diese Wahrnehmungen selten zu seyn scheinen, mag er hier kurz erwähnt werden und dürste an diejenigen Fälle angereicht werden können, welche vom Verfasser als wahrscheinliche apoplexiae oculi aufgeführt werden.

Eine 20jährige gesunde Jungfrau aus dem Mittelstande, mit dunkelblauer Iris und sehr zartem Hautgewebe hatte unverschuldet die allerempfindlichste Kränkung ihres Ohrgefühls erfahren. Mehrere Wochen lang hatte sie die Tage in übermäßiger Anspannung verlebt, die Nächte schmerzlich durchweint, als clonische Krämpfe in den Augenmuskeln eintraten und mit ihnen plötzliche starke Abnahme des Gesichts. Die bulbi wurden im Halbkreise rotierend umhergewälzt und hatten nach den Anfällen ein geschwollenes Ansehen. Die Pupillen waren stark erweitert, die Iris völlig unbeweglich. Die Kranke versicherte mehrmahls einen blutigen Schein vor den Augen zu bemerken, Extravasate waren aber nicht zu erkennen. Der letzte schwache Rest des Sehvermögens erlosch in einer Nacht, worin die erwähnten Krämpfe besonders stark eingetreten waren, so vollkommen, daß keine Kerzenflamme ferner bemerkt wurde. Gleichzeitig erfolgten Blutungen aus der Nase und blutige Thränenfeuchtigkeit lief über die Wangen, und die Temporalarterien pulsierten heftig. Nach 14 Tagen und angewandten Blutentziehungen, kal-



ten Umschlägen, Abführungen verwandelte sich die kohlschwarze Nacht in eine dunkelblaue, am folgenden Tage in eine himmelblaue, am 3ten Tage sah sie alles weiß und nach der folgenden Nacht sah sie wieder klar. Die angewandten Heilmittel haben zur Heilung schwerlich so viel beygetragen, als eine besonders aufmerksame psychische Behandlung. Durch Gemüthseindrücke veranlaßt, traten noch mehrere Recidive ein, ganz unter denselben Zeichen und verloren sich wieder unter demselben Wechsel der Farben. Die Beruhigung der Nervenstürme konnte nur dauernd durch Anwendung des animalischen Magnetismus erreicht werden, wonach die Krämpfe aufhörten und keine Recidive der Amaurose weiter beobachtet wurden. Wegen der mangelnden Beobachtung des Extravasats bleibt die Deutung des Falles zweifelhaft, aber wegen der bemerkten Beschaffenheit der Pupille und der Iris, wegen der gleichzeitigen Congestion und Blutungen aus den Augen nahe liegenden Gebilden, wegen des Eintritts der Amaurose mit den clonischen Krämpfen der Augenmuskeln und dem Verschwinden derselben bey dem Aufhören derselben scheint es mir wahrscheinlich, daß eine Blutung aus den Gefäßen der choroidea sich auf die retina ergossen und durch Druck die Lähmung derselben bewirkt habe.

Die Prognose ergibt sich aus den allgemeinen Grundsätzen und läßt sich aus der Beschreibung leicht ableiten. Es wird aber noch besonders die Gefahr der Entstehung melanotischer Wucherungen aus den Extravasaten in Augen hervor gehoben, die bereits an Dyscrasien leiden. Die chemischen Untersuchungen melanotischer Substanzen von Lasfaigne und Barruel haben eine große Ähnlichkeit ihrer Bestandtheile mit denen des Blutes ergeben.

Benöthe Constitutionen dürften wegen ihres Ueberschusses an pigment- und kohlenstoffhaltigen Bestandtheilen des Blutes am meisten disponirt seyn.

Zur Behandlung des symptomatischen Blutauges empfiehlt der Verfasser wieder 2 Heilanzeigen, die in Beseitigung des Krankheitszustandes, aus welchem die Extravasate hervor gehen, und in Beförderung der Resorption bestehen. Die Sistierung der noch andauernden Blutungen wird nicht berücksichtigt. Die Wahl der zur Erfüllung der ersten Indication anzuwendenden Mittel wird durch die Beachtung des activen oder passiven Charakters der Blutung angezeigt. Mit solchen allgemeinen Benennungen müssen wir uns freylich behelfen, sie dringen aber nicht tief ein. Nach Dr Neumann wird in dyscrasigen Blutungen des Scorbut's die Bierhefe empfohlen zum inneren Gebrauche und zum äußeren mit geriebenen Kartoffeln, Rüben und etwas Mehl warm aufgelegt. Die Resorption soll durch die bereits zur Behandlung des traumatischen Blutauges empfohlenen Mittel befördert werden.

Die Oeffnung der vordern Augenkammer wird hier nicht wieder besprochen. Daß aber auch die symptomatischen Blutungen zu einer Stärke gedeihen können, welche sie dringend fordert, läßt sich aus einem von dem Verfasser selbst früher mitgetheilten Falle abnehmen, der hier wörtlich angeführt werden soll, da er die Erscheinungen bezeichnet, welche nach des Ref. Urtheil die Operation bestimmen müssen und das Unheil wenn sie versäumt wird. Dugas erzählt: Ein 6jähriges Mädchen hatte den Reichesthusten; während eines Anfalles war die Heftigkeit des Hustens so groß, daß das Sehvermögen des einen Auges plötzlich verschwand. Bey der Untersuchung fand man die

Augenkammern voll Blut; von dem Augenblicke an fing das Organ an sich zu vergrößern, erreichte bald das Doppelte der natürlichen Größe und die Augenlider konnten es nicht mehr bedecken. Es stellten sich nun heftige Schmerzen ein, wiederholte Ophthalmien. Darüber waren einige Jahre vergangen. Das andere Auge war ebenfalls sympathisch afficiert, und die Gesundheit der kleinen Kranken war sehr gestört. Dugas schnitt endlich die Hornhaut aus und ließ das Auge sich entleeren. Der humor aqueus war in sehr großer Menge vorhanden, die Krystalllinse weich und breyartig, der Glaskörper enthielt geronnenes schwarzes Blut.

Die colorierten Zeichnungen erfüllen vollkommen ihren Zweck, indem sie auch ohne Erklärung den pathologischen Zustand erkennen lassen.

Bacmeister.

### B r a u n s c h w e i g ,

bey Friedrich Vieweg und Sohn 1844. Englisches Lesebuch, enthält eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte in dieser Sprache besonders dienliche Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken, aus den besten neuern englischen Prosaisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet, mit zahlreichen, unter dem Texte angebrachten Bedeutungen der Wörter, so wie mit lebensgeschichtlichen Anmerkungen als auch mit Hinweisungen auf sein Synonymisches Handwörterbuch und seine Vereinfachte Sprachlehre versehen, von Dr H. M. Melford. Mit einem Vorwort von Dr K. F. Gh. Wagner, Geh. Hofrath. (Auch unter dem Titel: The English Reader).

XX und 251 Seiten in groß Octav. Dritte vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Wir haben diese neue Ausgabe nicht nur sorgfältig durchgesehen und verbessert, sondern auch die Noten zweckmäßig erweitert und den Text mit interessanten Stücken von Goldsmith, Southey, W. Scott und Byron vermehrt. Das Buch besteht jetzt aus sechs Abtheilungen folgenden Inhalts: I. Vermischte Sätze, Erzählungen und dramatische Scenen von Murray, Barbauld, Trimmer, Edgeworth und Goldsmith. II. Briefe von Montague, Chesterfield, Chatham und Byron. III. Schönheiten, Beauties, von Sterne, Mackenzie, Byron, W. Scott, W. Irving und Bulwer. IV. Geschichte von Robertson, Roscoe und Lingard. V. Biographie von R. Southey. VI. Gedichte von Watts, Wordsworth, Carr, Campbell, Th. Moore, W. Cowper, Roscoe, W. Scott und Byron.

Die Hinweisungen auf unser Synonymisches Handwörterbuch kommen erst in der 5ten Abtheilung vor. Der Studierende wird, wenn er diesen Abschnitt erreicht hat, wörterreich geworden seyn, und es ist dann nöthig, daß er mit diesen Schätzen umzugehen wisse, daß er wortreich werde. Die Schulen werden diese Einrichtungen gewiß gern sehen, und die Lehrer diese Gelegenheit benutzen, die angeführten Sinnverwandtschaften zu erläutern.

Der Verlagshandlung statten wir unsern Dank ab, nicht nur für die abermahls zierliche Ausstattung, sondern auch für die öconomische, den Schön-druck nicht beeinträchtigende Einrichtung, wodurch die Beybehaltung des billigen Preises der frühern Ausgaben erzielt worden ist. Mfrd.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

100. Stück.

Den 22. Junius 1844.

---

Parthim und Ludwigslust.

Im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung  
1841. Das Zeugniß der Seele. Zwanzig Pre-  
digten von Dr Th. Kliefoth, Prediger zu Lud-  
wigslust. X und 296 Seiten.

E b e n d a s e l b s t.

Predigten, in der Gemeinde zu Ludwigslust ge-  
halten, von demselben. Zweite Sammlung.  
1843. X und 390 Seiten.

Einen, zunächst freylich nur subjectiv giltigen  
Beweis für den Werth der vorliegenden Predigten  
hat Ref. darin gefunden, daß beym Lesen dersel-  
ben das critische Bewußtseyn in ihm oft zurück-  
trat und einem Gefühle wahrhafter Erbauung Platz  
machte. Muß er doch voraussetzen, daß sie auf  
jeden unbefangenen Leser denselben Eindruck machen  
werden, zumahl wenn sie nicht in schneller Folge,  
sondern, wie eben Predigten gelesen seyn wollen,  
einzeln in der rechten Stunde und Stimmung ge-  
lesen werden. Allen, die sich gern ein ernstes und

liebevolles Wort der Mahnung an ihres Herzens ewige Bedürfnisse gefallen lassen, können daher diese Predigten aus Ueberzeugung empfohlen werden.

Mehr vielleicht als sonst irgendwo hat die Individualität ihr Recht auf dem Gebiete der homiletischen Production. Nur was aus dem inneren Leben, aus der eigenen lebendigen Erfahrung geboren ist, kann auch wieder Leben erzeugen, und vorausgesetzt nur, daß Inhalt und Form aus dem Worte Gottes erwachsen und der 'einen Regel des Glaubens' entsprechend sey, darf und soll der Prediger gerade nach seiner Eigenthümlichkeit und aus ihr heraus zu der Gemeinde, der lesenden wie der hörenden, reden. Die des Verfassers ist eine scharf markierte, der Kreis, in dem er sich bewegt, ein bestimmt abgegrenzter. Der dunkle Schatten, der sich über alle Gebilde und Gestalten des Menschenlebens breitet, der Keim des Unterganges, den seine herrlichsten Erzeugnisse bergen, das so oft verkannte geheime Weh der Sünde, das vielfach mißverstandene Sehnen nach Erlösung und Freiheit, und die einzige Hilfe für das Alles in der Persönlichkeit des Heilandes, das ist das Gebiet, auf welchem seine Schilderungen in reichster Fülle sich entfalten. Vom Bußtage bis zu den höchsten Freudentagen der Kirche, vom Charfreitage bis zum Oster- und Weihnachtsfeste, überall derselbe elegische Grundton, überall dieselbe Klage über die Macht der Sünde, dieselbe Mahnung an die Gnade Gottes in Christo. Hieraus kann zwar leicht der Eindruck einer gewissen Monotonie entstehen, besonders beim raschen und ununterbrochenen Durchlesen der Predigten; aber der überzeugenden Gewalt, die die eigne Herzensüberzeugung hat und ausübt, wird ein empfängliches Gemüth um so weniger sich zu entziehen im Stande seyn.

Die innere Verwandtschaft des Stoffes hat den Verf. bestimmt, die erste Sammlung auch unter eine äußere Einheit zu bringen. 'Das Zeugnis der Seele' hat er sie überschrieben, weil er in allen Predigten die natürliche und ursprüngliche Anlage der menschlichen Seele, 'die Sehnsuchtsgefühle des unerlöseten Menschen, die ersten Regungen des christlichen Geistes, die man fast bey jedem Getauften voraussetzen darf, und diese unsichtbaren Bande christlicher Mächte, die uns Alle umschlingen', zum Zeugnis aufruft für die christliche Wahrheit und unsere christliche Bestimmung. Die Ueberschrift und das leitende Princip der Zusammenstellung bedarf keiner Rechtfertigung; dagegen möchte sich gegen die Art der Anordnung Manches einwenden lassen. Der Verf. hat nämlich den 20 Predigten — die erste als Antrittspredigt zu Ludwigslust am 3. Sonntage nach Ostern 1840, die letzte am Trinitatis = Sonntage 1841 gehalten — nicht ihre natürliche Reihenfolge gelassen, sondern sie nach einem ziemlich willkürlichen Schematismus zusammen gestellt und unter vier Hauptrubriken (die Sünde, die wir fliehen — das Heil, das wir suchen — der Heiland, der uns zum Ziele führt — die Stelle, wo wir stehen) geordnet. Damit ist aber, wie er selbst gesteht, 'ursprünglich Getrenntem erst nachträglich die Einheit aufgezwungen,' und der Fortschritt, den man nach den (gleichfalls erst nachher hinzugefügten) Ueberschriften erwarten muß, ist in den Predigten selbst nicht wahrzunehmen. Die Noth der Sünde und die Macht der Gnade, diese großen Gegensätze, stehen in der letzten Predigt ziemlich in demselben Verhältnisse zu einander, wie in der ersten; die Reihe schließt nicht, wie man glauben sollte, mit einer Sieges- oder Auferstehungs-, son-

dem mit einer Bußtagspredigt. Die Idee ist vorzüglich, aber um sie recht durchzuführen, hätte ein klar durchdachter Plan vorher entworfen und diesem das Einzelne untergeordnet seyn müssen. In einer Reihe von Reden, deren jede ihre Entstehung dem individuellen Bedürfnisse des Augenblicks verdankt, ist kein anderer Fortschritt denkbar, als der durch den Gang des Kirchenjahres und durch des Redners eigene innere Entwicklung bedingte. Diese Wahrnehmung hat denn auch den Verf., welchem selbst 'bey der Composition des Zeugnisses der Seele ein Mißverhältnis zwischen dem Ganzen und seinen einzelnen Gliedern fühlbar ward' (s. Vorrede zum 2. Theile) bewogen, die 30 Predigten der zweyten Sammlung, gehalten zwischen dem Trinitatis-Sonntage 1841 und Advent 1842, nur nach der natürlichen Folge des Kirchenjahres zu ordnen, ohne sie unter eine nur scheinbare Einheit zu bringen.

Auch einzeln betrachtet zeichnen sich die Vorträge der zweyten Sammlung vor denen der ersten aus. Es ist sehr erfreulich, nicht allein um des Verfs willen, sondern auch im Interesse der Sache selbst und als Beweis seines erfolgreichen und Anerkennung findenden Wirkens, daß die späteren Predigten eine immer schönere Entfaltung seiner glücklichen Anlagen, immer vollständigere Ueberwindung früherer Mängel beurfunden. Ueberall zwar spricht sich tiefer christlicher Ernst und psychologisch wahre Auffassung in schöner, blühender, eindringlicher Rede aus, und besonders ist der Parallelismus der Glieder oder ganzer Theile (vgl. I, 3 und 7) oft unübertreffbar. Wünschen aber möchte man in den älteren Predigten etwas weniger Sentimentalität, weniger gesuchte und gefärbte Ausdrücke ('mein armes Wort', der Heiland 'wirbt um das Herz',



‘reißt an dem Herzen,’ will sich ‘in das Herz stellen’), hin und wieder etwas mehr Correctheit (‘ohne daß nicht’, drey-mahl statt ‘ohne daß’, I. S. 30, ‘Verböserung des Herzens’ S. 103, der Sinn ‘beugt sich trotzig’ S. 152, ‘eine Prüfung, an der sein todes Herz sich erschrickt’ S. 265, ‘verwischen’ statt verwischt werden II. S. 39, ‘Kann das des Gewissens Wort verstummen’ statt: zum Schweigen bringen, S. 51), ferner weniger stereotype Redeformen, Fragen, Wendungen (z. B. ‘darum so will ich sagen:’), endlich einen sparsameren, feuchteren Gebrauch der Bibelworte, die oft in Masse angehäuft werden und fast nur als rhetorische Figur dastehen, ohne zu ihrem Rechte und zu voller Wirkung zu gelangen, ja selbst wohl gegen ihren eigentlichen Sinn sich anwenden lassen müssen (z. B. ‘nur der Fromme wird ruhig scheiden mit dem Worte: ja, segne Gott und stirb’ I. S. 163); und wenn Anstöße dieser Art in der zweyten Sammlung nur selten vorkommen, so kann man nicht umhin darin die Frucht eines unermüdeten Strebens nach höherer Vollendung zu erkennen.

Im Bau der Predigten, in ihrer inneren Anlage an die strengen Regeln der Homiletik sich zu binden, ist des Verfs Weise nicht, und hier halten wir es, ohne übrigens an jeden Geist dasselbe Maß anlegen und dem Talente seine Freyheit verkümmern zu wollen, für Pflicht, das Recht der Theorie zu wahren, wäre es auch nur, um vor der Nachahmung zu warnen, die alles Originelle so leicht findet und in welcher es sich, als Manier, eben so widerwärtig ausnimmt, wie es in seiner Ursprünglichkeit anziehend erscheint. Streng-logischen Dispositionen begegnet man selten; bald ist nur ein Thema und keine Theile angegeben (vgl.

II. 12 und 26), bald Theile ohne Thema (II. 10 und 14), bald fällt ein Theil mit dem Thema zusammen oder es verhält sich ein Theil als Unterabtheilung zu dem andern. Merkwürdig ist besonders die häufig wiederkehrende zwey- oder dreifache Fassung des Hauptinhalts, dessen Ausdruck im Thema anders lautet als in der Ueberschrift und im Inhaltsverzeichnis. Nicht immer decken sich diese verschiedenen Ausdrücke, wie in der Erntebettags-Predigt (II, 13), wo das Thema ist: 'Was sollen wir beten an diesem Bettage?' Die Ueberschrift: 'Dein Wille geschehe!' und die Angabe im Inhaltsverzeichnis: 'Was sollen wir beten über unsern Saaten?' Vielmehr ist zuweilen der Sinn ein wirklich verschiedener. So fallen die Bezeichnungen der Neujahrspredigt: Christus allein ist die Quelle des geistigen Lebens — Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit — und: Die Reihe der kirchlichen Handlungen — keinesweges ganz zusammen; eben so wenig das Thema: 'Die Sanftmuth ist auch einer jener Engel, die den Menschen geleiten auf dem Wege des Glaubens', mit der Ueberschrift: 'Nehmet das Wort auf mit Sanftmuth!' (II. 8. vgl. auch I. 3. 9. II. 7). Das Verfolgen eines mehrfachen Gedankenganges, zuweilen durch die ganze Predigt hindurch, verräth zwar auf der einen Seite großen inneren Reichthum, aber auf der andern auch eine gewisse Unklarheit über das zu erreichende Ziel und über die Mittel, zu ihm zu gelangen; und seinen tieferen Grund hat es gewis darin, daß dem Texte nicht sein volles Recht widerfahren ist. Bey manchen der älteren Vorträge müssen wir es ausdrücklich in Anspruch nehmen, daß sie nicht textgemäß, nicht aus dem Worte erwachsen, nicht durch das Wort bestimmt sind. Oft liegt der Text

ganz brach, die Einleitung geht ihren eigenen Weg und Thema und Theile werden nur gezwungen aus dem Texte herausgedeutet (vergl I. 5. II. 2); oder es sind Texte von unverhältnismäßiger Länge gewählt, die deshalb gar nicht vollständig entwickelt werden können, wie in den Fastenpredigten, deren eine (I. 2) die ganze Geschichte des Judas, aus allen Evangelisten zusammen gelesen, zum Texte hat, die andere (II. 19) die Erzählung von der Grablegung Christi, welche noch dazu sehr gezwungen einzig und allein auf das 'Begraben des Christus in unsern Herzen' gedeutet wird. So lange aber der Prediger sich also stellt gegen das Schriftwort, mag er wohl schöne Reden geben, aber doch immer nur von dem Seinen, wohl viel Unregendes, ja auf christlichem Grunde Erwachsenes, aber doch nur Abgeleitetes, und seiner Reden Frucht wird mehr die flüchtige Rührung und vorüber gehende Erschütterung seyn, als die Pflanzung eines kräftigen Lebenskeimes aus dem Worte Gottes und dem heiligen Geiste. Wir freuen uns daher, daß der Verf. auch hierin immer mehr das Rechte gefunden und seine herrlichen Gaben in den Gehorsam des Wortes gebeugt hat. Je weiter wir in der Sammlung kommen, desto mehr erscheint, was der Text will und gibt, als Inhalt und Ziel der Rede; wir begegnen echten Homilien, in denen man gern die schulgerechte Definition entbehrt (z. B. II. 15. 'Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder'; oder II. 22, die merkwürdige Erntedankpredigt über 1 Mos. 3, 17—19; oder II. 24 über den Königischen); und in demselben Verhältnisse gewinnen die Predigten an innerer Wahrheit und Fülle, an richtiger Zeichnung des antichristlichen Wesens sowohl in der Welt wie im eigenen Herzen, und an concreter, anschaulicher

Schilderung des christlichen Lebens und seiner Früchte. So ist in der früheren Zeit (vgl. I. 13. 'Die Macht der Kirche ein Zeugnis von Christi Macht') die Kirche katholisierend nur als das äußerliche Institut gefaßt und ihre Macht über die Widerstrebenden einzig darin gesetzt, daß doch auch sie Taufe, Copulation und Begräbniß bey ihr suchen müssen. Wie ganz anders aber wird das Bild der wahren Kirche, der lebendigen, selbstthätigen, empfangenden und gebenden Gemeinde des Herrn in der letzten Predigt (II. 30) gezeichnet!

Doch um des Verfs Weise anschaulich zu machen und damit der Leser wisse, was er zu erwarten habe, mögen noch einige Predigten heraus gehoben werden. Am Reformationsteste (I. 9) wird auf den Grund von 2 Thess. 2, 15 die Frage gestellt: 'Wollen wir festhalten an den Satzungen, die wir gelehret sind?' und zwar 1) was haben wir an dem Alten, an dem Glauben und dem Erbe unserer Väter? 2) und was haben wir an dem Neuen, an der Weisheit und dem Leben von heute? 3) und wie müssen wir uns stellen gegen das Alte und gegen das Neue, auf daß wir erfunden werden als Schriftgelehrte zum Himmelreich gelehrt? — Am ersten Weihnachtstage (I. 15) läßt er den Heiland sprechen 1) 'zu denen, die da wandeln in Finsterniß: Wache auf, der du schläfst, und stehe auf von den Todten' — 2) 'zu den Halberleuchteten: Lasset die Todten ihre Todten begraben' — 3) 'zu den Kindern des Lichts: Schöpfet mit Freuden Wasser aus dem Heilbrunnen' — 'denn euch ist heute der Heiland geboren!' — Am Neujahrstage (I. 10) redet er über 1 Petr. 1, 22 — 25 und faßt Thema und Theile in die Worte: 'Wir halten fest an Gottes Wort, und darum weinen wir nicht um das, was gewesen, und zittern nicht

vor dem, daß da kommt, sondern die ewigen Hütten suchen wir durch Christi Kraft.' — In der Predigt (II. 12): 'Was ihr höret in das Ohr, daß predigt von den Dächern', weist er nach Röm. 8, 18 — 23 die Sehnsucht nach Erlösung auch in den vom christlichen Leben scheinbar ganz Entfremdeten nach und wirft dann die Frage auf: 'Was wir wohl thun können und thun sollen, um Christo Seelen zuzuführen, und überall das Reich des Herrn zu bauen und zu mehren?' und weist, ohne bestimmte Theile namhaft zu machen, dieser Pflicht ihre rechte Stelle im Gemeinleben wie in jedem speciellen Berufswirken an, beschreibt dann das Arbeiten für Gottes Reich theils als ein abwehrendes, theils als ein positiv förderndes, und widerlegt endlich die Einwendungen, die dagegen erhoben werden könnten. — Besonders zu erwähnen sind ferner die gewaltige Predigt über den Tod (I. 11, über Luc. 12, 13 — 21. 'Was werden wir mit hinüber nehmen durch des Grabes Pforte?' 1) zu wenig, um hier ohne Klage zu seyn? 2) zu viel, um dort sicher zu seyn! 3) aber wenn wir wollen, genug, um hier und dort getröstet zu seyn!); 'Niemand kann zween Herren dienen' (II. 20); 'Wir zählen unserer Todten Zahl' (II. 21); 'Vom Brote des Lebens' (richtiger wohl: Woher nehmen wir Brot in der Wüste, II. 14); endlich die 4 zusammen hängenden Predigten über das Gebet (II. 16 bis 19) und die 3 über die Frage: 'Wie kommen wir in die Gemeinschaft mit Christo?' (II. 1 — 3), in welchen als der erste Schritt bezeichnet wird, 'daß man ihn kenne' (nach ihm frage, an ihn denke, nur nicht wider ihn sey), als der zweyte, 'daß man ihm diene' (in Gehorsam, Geduld, Treue), und als der dritte, 'daß man ihn liebe' (Eins mit ihm

werde, ihm gebe, von ihm empfangen). Aus der zweyten dieser Predigten können wir uns nicht enthalten eine Stelle wörtlich anzuführen. Nachdem das Veredele derer, welche meinen, der Gehorsam, die Treue gegen den Herrn stehe dem freyen Menschen nicht an, abgewiesen ist mit der Frage, ob denn das Weib Schmach verdiene, das sich ganz in ihres Mannes Willen ergebe und Alles mit ihm trage, oder der Mann, der ganz in seinem Berufe aufgehe, fährt er so fort (II. S. 22. 23): 'Der erst ist ein rechter Knecht des Herrn, der, weil er ihn erkannt hat als seinen König und Herrn, weil er sein Herz an ihn verloren hat, der darum bey ihm aushält durch Segen und Unsegnen, durch gute und böse Gerüchte, in der Stunde der Erquickung und am Tage der Prüfung; der ihm folgt, wohin er nur will, in Kampf, in Leid und Arbeit, ja bis in die Schrecken des Todes. D glaubts mir, zu solcher Treue, zu solcher entsagenden, sterbenden Treue gehört gar, gar viel mehr als zu jener belobten aber fahlen, zu jener gepriesenen aber schalen Freyheit. Seinem Kopf zu folgen, seine Lust zu büßen, auf seinem Sinne zu bestehen, dazu gehört ja nichts, nichts als ein eigensinnig, widerstrebend Wesen. Aber sein Alles daran zu geben, seine festesten Gedanken, seine liebsten Neigungen, seine süßesten Wünsche fröhlich hinzuwerfen, nur weil's mit Christi Wort nicht stimmt; über seiner Wahrheit zu sinnen Tag und Nacht, sein Kreuz und Joch mit williger Seele zu tragen, zu thun, was man sonst nimmer thäte, bloß weil's Christi Wort so will; und bey ihm auszuhalten — ob des Zweifels, ob der Versuchung, ob der Prüfung Woge anschwölle häuserhoch, doch nicht irre an ihm zu werden auch in keiner Stunde; — wahrlich, zu solcher Treue muß

man ein festes, ein starkes, ein tragendes, jagendes Herz muß man dazu tragen!

Schließlich haben wir noch auf folgende einzeln erschienene Predigten desselben Verfs aufmerksam zu machen:

1) 'Der Weg des Glaubens,' über Joh. 20, 19 — 31. gehalten am 3. April 1842.

2) 'Ein Wort der Kirche an ihres Bischofs Grabe.' Zur Gedächtnißfeyer des Großherzogs Paul Friedrich über 2 Chron. 32, 33 gehalten am 17. April 1842. Beide im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung. — In der Druckerey des Rauhen Hauses bey Hamburg:

3) 'Die Werke der Barmherzigkeit.' Ueber Luc. 6, 36 — 38 gehalten am 9. Julius 1843.

Die letzte bespricht, vom Texte ausgehend, ohne Einleitung, Thema, Partition, in freyester und ansprechendster Weise die Werke der Barmherzigkeit, entwickelt ihre Quelle, Natur, Nothwendigkeit und Segen, und schließt mit kräftigem Aufruf und bedeutsamen Winken zur rechten Uebung derselben in christlichen Vereinen. — In der ersten tritt des Verfs Eigenthümlichkeit entschieden hervor, aber in sehr erbaulicher Weise; und in der zweyten wird der früh vollendete Großherzog so geschildert, daß auch der Fremde nicht ohne Theilnahme und Liebe an seinem Grabe vorüber gehen kann.

Auf denselben Trauerfall bezieht sich (gleichfalls im Verlage der Hinstorffschen Hofbuchhandlung):

'Todesfeyer des in Gott ruhenden Fürsten Paul Friedrich, Großherzogs von Mecklenburg Schwerin.' Vier Reden, gehalten und auf Befehl dem Druck übergeben von F. C. C. Walter, Großherzogl. Oberhofprediger. 1842.

Die erste und letzte sind Predigten, jene am Sonntage nach dem Tode des Großherzogs, diese

sechs Wochen später in der Schloßkirche zu Schwerin gehalten; die zweyte und dritte sind kürzere Reden ohne Text, gesprochen in der Trauerhalle des Schlosses und im Dome am Tage der Beisetzung. Künstlerisch vielleicht vollendeter und abgerundeter als die Kliefothschen Predigten, stehen sie denselben an evangelischem Gehalt und Tiefe nach, wie denn auch selbst in den beiden Predigten das Textwort mehr herangezogen, als Grund und Quelle des Vortrags ist. Doch zweifeln wir nicht, daß sie den Gefühlen der Gemeinde vollkommen entsprochen haben, und können ihrer würdigen Haltung und dem heiligen Ernste, der in ihnen waltet, nur volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Meklenburg, ein für die Theologie lange brach liegender Acker, zeigt neuerdings viel schönes christliches Leben, und ein gutes Zeichen ist es, daß Männer, wie die Verfasser der besprochenen Predigten, sich der allgemeinen Anerkennung erfreuen und im Segen wirken. Ref. scheidet von ihnen mit herzlicher Achtung und wünscht besonders, daß Herr Kliefoth, auf der betretenen schönen Bahn weiter schreitend, fortfahren möge mit den ihm verliehenen ausgezeichneten Gaben in Kraft und Segen das Wort Gottes zu verkündigen und vielen Seelen ein Führer zu werden zum seligen Leben im Glauben und in der Liebe des Herrn.

### L o n d o n.

John Murray, Albemarle Street 1843. The Zincali, or an account of the Gypsies of Spain. With an original collation of their songs and poetry and a copious dictionary of their language. By George Borrow. 'For that, which is



unclean by nature, thou canst entertain no hope; no washing will turn the Gypsie white.' Ferdousi. — In two Volumes. I. XXIV, 252. II. 155 und App. 155. Second Edition. Octav.

Erst seit der Zeit, wo die Zigeuner immer mehr im gesitteten Europa zu verschwinden beginnen, fängt das Räthsel ihrer mysteriösen Abstammung, Geschichte und Lebensweise an, sich immer mehr zu lösen. Seit Grelmanns Untersuchung (1782), in welcher der Hauptpunct festgestellt ward, ist dafür in 5 Jahrzehenden mehr geleistet, als vorher in eben so vielen Jahrhunderten. Es scheint ihrer das Schicksal der Sphinx zu warten; so bald ihr Räthsel gelöst ist, werden sie aus dem Leben scheiden müssen. Auch die vorliegende Schrift bildet einen interessanten Beytrag zur Zigeuner-Literatur. Der Hr Verf. fand, insbesondere vermittelt seiner Kenntniß der Zigeuner-Sprache, eine sehr gute Aufnahme bey den spanischen Gliedern dieses Stammes, so daß er in den Stand gesetzt ward, ihr mysteriöses Leben mehr als sonst irgend jemand vor ihm durch den zwanglosesten Umgang mit ihnen kennen zu lernen. Die Resultate dieser Erfahrungen, untermischt mit Abenteuern, Erlebnissen und Erzählungen manigfacher Art, werden, insbesondere im ersten Bande, in einer anziehenden, lebendigen, romanhaften, bisweilen etwas ins Unglaubliche hinüberspielenden Darstellung mitgetheilt. Der 2te Band ist mehr ernster Art. Er enthält echte und nachgeahmte Proben zigeunerischer Poesie und Prosa in den zigeunerischen Dialecten Spaniens und Englands, Mittheilungen über die Zigeuner- und Räuber-Sprachen im Allgemeinen und, was dem Werke einen besondern Werth in linguistischer Beziehung verleiht, ein Lexicon der zigeunerischen Mundart Spaniens. Der Hr Verf.

selbst fügt vielfach Etymologien, oft recht glückliche, hinzu; diese sind seitdem mit vielen ausgezeichneten Zusammenstellungen von Hn Diesebach (in den Berl. Jahrb. 1842. Nr. 46 ff.) vermehrt; und ein umfassendes Werk über die Zigeuner ist uns schon lange von einem der größten Sprachforscher versprochen und wird hoffentlich nicht lange mehr auf sich warten lassen. Vielleicht wird Ref. alsdann Gelegenheit haben, auch seinerseits in diesen Blättern Einiges über diese, in vielen Beziehungen höchst interessante, Sprache zu bemerken. Für jetzt will er sich nur zwey Punkte zu berühren erlauben. Hr B o p p, dem wir die Erklärung der zigeunerischen Flexionsformen verdanken (Berl. Jahrb. 1836. Nr. 42), deutet den Nom. plur. von piro (= sskr. pādas : pādo Fuß) nämlich pīre aus der sskr. Pronominalflexion z. B. te; mir schien diese Deutung, da sie ganz gegen die Analogie der indischen Nominalflexion verstößt, nicht sehr wahrscheinlich; ich denke eher an einen Verlust des schließenden s, wie im Prakrit, also e in pīre = prakr. = â = sskr. âs; allein Borrow, welcher eine Menge Plurale anführt, läßt diese fast durchweg auf s auslauten, z. B. von pinro (span. zig. für piro), pinrés; calo (= sskr. kâlas, kâlo ein schwarzer, ein Zigeuner), calés; vergl. andoríles, araquerepénes, balunés, berrinches und viele andere; wenn dieses s nicht aus dem Einfluß des Spanischen zu erklären ist (was übrigens sehr gut möglich, da der Zigeuner-Dialect Spaniens sehr hispanisirt ist), so könnte és, es die alte Sanskrit-Endung âs bewahrt haben. — Zweifelhaft ließ Hr B o p p, wie die Infinitive, wie dschiw-aben, da-ben, sta-ben zu erklären seyen (ebds. S. 312); ich weiß nun zwar auch hier nicht den Zweifel ganz zu heben, kann

aber nicht umhin, noch auf eine Combination aufmerksam zu machen. Pen dient nach Borrow häufig als Nominalsuffix, z. B. chungalo häßlich chungali - pen Häßlichkeit; nach der Vergleichung der vorkommenden Beispiele zu urtheilen bildet es Abstracta insbesondere von Adjectiven, ähnlich wie sskr. tā, tva; statt des sskr. tva dient nun im Prakrit staña, welches ohne Zweifel richtig aus dem sskr. Suff. tvan abgeleitet ist (Lass. Inst. I. Pracr. p. 289). Daß dieses tvan durch Vorwalten des v in einem indischen Dialect pen werden konnte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Aus demselben sskr. tvan werden aber ferner, und sicher ebenfalls mit Recht, prakritische Infinitivformen erklärt, nämlich tãna und ãna (Lass. a. a. D. und 367). Wie hier nun ein und dieselbe sskr. Grundform sich in die Gestalten tãna: tãna, ãna spaltet, so konnte sie sich auch in dem Dialecte, aus welchem das Zigeunerische hervor ging, in die zwey sich einander noch näher liegenden Formen pen und ben scheiden.

### P a r i s.

1843. De l'enseignement des Mathématiques dans les collèges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglementaires de l'université et des principes fondamentaux de la science. Mémoire (A) couronné par l'académie royale des sciences de Rouen. Par F. C. Busset, ingénieur topographe etc. 432 Seiten in Octav.

Wiewohl diese Schrift eine gekrönte ist, so weiß Ref. doch Nichts an ihr zu loben als den Eifer und guten Willen des Verfassers. Sie ist mit einer unerträglichen Weitschweifigkeit geschrieben, was der Verf. einigermassen selbst gefühlt, jedoch durch die Bemerkung, daß er, durch den von der Akademie angeetzten Termin gedrängt, nicht Zeit gehabt hätte

sich kürzer zu fassen, nur zum kleinsten Theile entschuldigt hat. Neue und brauchbare Gedanken hat Ref. unter dem Wust von Worten fast gar nicht gefunden; manches mag vielleicht in Frankreich neu erscheinen, was bey uns längst bekannt ist. Es scheinen dem Verf. nicht bloß alle deutschen auf seinen Gegenstand bezüglichen Arbeiten, was man einem Franzosen kaum übel nimmt, sondern auch die englischen unbekannt zu seyn.

In der ersten Abtheilung behandelt der Verf. den mathematischen Unterricht an den französischen Schulen. Das Mangelhafte dieses Unterrichtes führt er auf zwey Hauptursachen zurück. Die erste findet er in der Beschaffenheit der Lehrbücher, und hierin muß ihm jeder, der die französischen Elementarwerke über Mathematik kennt, Recht geben. Denn so vortrefflich auch viele in Beziehung auf Reichhaltigkeit und Eleganz der Darstellung sind, eben so mangelhaft und oberflächlich sind sie fast durchgängig hinsichtlich der Auseinandersetzung der Grundbegriffe. Als zweyte nennt er die Stellung, welche die Mathematik im Verhältnis zu anderen, namentlich den Sprachwissenschaften, in den Schulen einnimmt. Wirklich scheint man in dieser Beziehung noch sehr viel zu experimentieren, denn drey verschiedene Verordnungen aus den Jahren 1838, 1840 und 1841, die von dem königlichen Conseil des öffentlichen Unterrichtes ausgegangen sind, stehen unter einander in directem Widerspruche.

Aus der zweyten Abtheilung, welche die Mängel der bisherigen Behandlung der Mathematik im Allgemeinen darstellen soll, und der dritten, welche von den Mitteln handelt, durch welche der mathematische Unterricht reformiert werden muß, weiß Referent, wie schon bemerkt, wenig Ersprößliches heraus zu heben und hält es für überflüssig, die vielen Blößen aufzudecken, die der Verf. hier gibt, welche aber allerdings zu zeigen scheinen, daß er der Aufgabe, die er sich gestellt hat, nicht gewachsen ist. Diese Abhandlung soll übrigens erst die Einleitung zu einer Reihe folgender bilden, weswegen sie auch als *mémoire* (A) bezeichnet ist. Stern.

### D r u c k f e h l e r .

S. 897. 3. 4 v. unten lies nun statt nur.

— -- — 12 — — — Schätzung statt Messung.

— 899 — 11 v. oben — vorigen statt ewigen.

— 900 — 8 — — — Rentbeamte statt Realbeamte.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

101. Stück.

Den 24. Junius 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland, aus Aktenstücken von Dr. H. F. H. Schaumann, außerordentlichem Professor der Geschichte zu Göttingen. VIII, 304 und CXLIV Seiten in Octav.

Wenn ich glaube, mit dem vorliegenden Werke die Kenntniß der Ereignisse, mit denen unsere neueste Geschichte beginnt, und daher auch folgerweise diese selbst, auf eine ganz ausgezeichnete Weise erweitert zu haben, so bin ich weit entfernt von der thörichten Anmaßung, ein solches Urtheil für den Theil der Schrift in Anspruch zu nehmen, der nur meine Arbeit ist. Hier will ich die Critik vielmehr ruhig in ihrem Rechte lassen; ich dachte dabey nur an den andern Theil, der nicht mir angehört, sondern den ersten Staatsmännern unserer Zeit, wie Capo d'Istria, Talleyrand, Wilhelm von Humboldt, Metternich, Hardenberg, Castlereagh, Wellington, La Benardière u. A. Sie treten alle hier in ihren eignen Arbeiten redend

auf, und ich habe namentlich im zweyten Buche die Darstellung so gehalten, daß die Individualität der Ansichten eines jeden dieser Diplomaten klar hervor trete, selbst dann, wenn Wiederholungen einzelner schon besprochenen Daten dadurch unvermeidlich wurden.

Ueber die Dekonomie und die Vertheilung des Stoffes habe ich in der Vorrede bereits das Nöthige gesagt, auf welche ich deshalb verwiesen haben will. Hier nur noch folgende kurze Nachweisungen. Der erste Theil, die eigentliche Darstellung umfassend, zerfällt in drey Bücher, von denen das erste (S. 1 — 57), 'einleitende Ereignisse' überschrieben, ganz besonders die Politik erläutern sollte, welche die Cabinette nach der Landung Napoleons, noch mehr aber nach der Schlacht von Waterloo, in Bewegung setzte. Ueber manchen hierher gehörigen Punct konnte ich schon einmahl in diesen Blättern (1843 St. 173 ff.) meine Meinung äußern, als das Werk von Capesigue, *les cent jours*, besprochen wurde. Hier geschieht daselbe abermahls, jedoch viel umfassender und weitläufiger, und in stäter Hinweisung auf den Zusammenhang der historischen Facta mit den spätern Ereignissen, namentlich dem eigentlichen Friedenswerke.

Diesem selbst ist (S. 58 — 231) das zweyte Buch: 'Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen' gewidmet. Zunächst wird gezeigt, wie die Parteyen sich so gegenüber standen, daß im Anfange zwar Oestreich und Preußen Abtretungen von Frankreich wünschten, daß aber England und Rußland, die sich mit letzterem wahrscheinlich schon während der hundert Tage zu Gent geeinigt hatten, dieses Verlangen bekämpften, da Frankreich an den Unterhandlungen selbst keinen directen An-

theil nehmen konnte. Die Unterhandlungen jener Staaten unter einander sind es daher auch, welche bey der Geschichte des Pariser Friedens allein in Betracht zu ziehen sind; sie endigten im September, und das Resultat ward alsdann Frankreich zur Annahme vorgelegt, das zwar auch noch einige Einwendungen dagegen zu machen suchte, die aber kurz und dictatorisch wie mit einem Befehle abgeschnitten wurden. Wenn daher andere Geschichtschreiber und auch der Herr von Genz sagen, die Unterhandlungen des zweyten Pariser Friedens seyen erst im September eröffnet, so haben sie zwar darin den Worten nach Recht, in so fern sie Communicationen mit Frankreich meinen, wenn sie aber diese zugleich für das eigentliche Friedensgeschäft auszugeben sich bemühen, so truschen sie dabey absichtlich ihr Publicum — aus welchem Grunde, mag dahin gestellt bleiben; das wirkliche Friedensgeschäft war nur Sache jener 4 Mächte unter einander.

Daß Oesterreich und Preußen so schnell von ihrer ursprünglichen Ansicht abgingen, und ihre zuerst erhobenen Forderungen aufgaben, ist ein Factum, was sich schwerlich mit directen Beweisen wird aufklären lassen. Nur wahrscheinlich kann es gemacht werden, daß die Eifersucht beider Staaten, welche ihre gegenseitige Stellung in Deutschland vielleicht zu scharf und zu argwöhnisch überwachte, auch ihr Theil mit dazu beygetragen haben mag, daß Deutschland im Jahre 1815 nicht wieder das erworben, was es im Westen an Frankreich seit 3 Jahrhunderten verloren hat. Zugleich sollte die Darstellung zeigen, wie eigentlich gegen Recht und gegen frühere Zusagen das allgemeine deutsche Interesse in dem jener beiden größern Staaten aufzugehen verurtheilt war.

Das dritte Buch (S. 232 — 304) 'Patriotische

Phantasien' überschrieben, soll nichts mehr seyn, als was eben jene Ueberschrift besagt, also keinesweges ein Herbeziehen aller derjenigen Punkte und Bedenken, welche man überhaupt hier besprechen könnte, und auch nicht eine vollständige Erörterung der erwähnten Gegenstände. Stoff und Maß ist hier ganz willkürlich; der Verfasser verlangt so wenig damit zu belehren, als darüber belehrt zu werden.

Der zweyte Theil theilt auf 144 Seiten 20 Actenstücke mit, die zum Theil noch ganz ungedruckt sind, wenn auch einzelne Data des Inhaltes hier und da in den Zeitungen oder in der französischen Memoiren = Literatur vorkommen. Nur Nro 18 und 19 sind in einem kürzlich erschienenen Werke von Cretineau - Joly, *histoire des traités de 1815*, schon mitgetheilt. Da jedoch dieses Werk in Deutschland weniger bekannt geworden seyn dürfte, so wird der nochmalige Abdruck gewiß damit entschuldigt werden. Ueber den gerade bey diesen Actenstücken vorkommenden Druckfehler, wo statt Wessenberg 'Weissemburg' steht, habe ich bereits in der Vorrede des Buches Rechenschaft gegeben.

Der Verf. muß es nun ruhig erwarten, ob seine Arbeit zu den so genannten Tendenzschriften, oder zu den rein historischen von der Critik gestellt werden wird. Er hatte die Absicht, nur eine letztere zu liefern. Nur in so fern die Geschichte überhaupt lehrt, hat auch er sich erlaubt, einzelne Resultate, die sich wie von selbst darzubieten scheinen, als solche hinzustellen, die es seiner Ansicht nach wohl werth wären, unparteyisch in Betracht gezogen zu werden. Der Verf. macht gar kein Hehl daraus, daß es zunächst und hauptsächlich die Stellung der kleinen Staaten in Deutschland, und der allgemeine Vortheil, der dem Vaterlande durch eine



Verbesserung derselben zu Gute kommen könnte, gewesen sey, was ihm beständig vorgeschwebt hat. Wenn so etwas Tendenz ist, so soll sich das Buch gern dazu bekennen, dem man übrigens, man mag darüber denken wie man will, das Urtheil nicht versagen wird, daß das Historische allenthalben Hauptsache und Grund ist, aus welchem sich solche Resultate ableiten, und daß diese selbst nirgend als rein willkürliche Annahmen einer individuellen politischen Abstraction dastehen.

Höchst unangenehm ist es endlich dem Verf. gewesen, nicht umhin zu können, ganz am Schlusse noch ein Paar Worte über die große Angelegenheit unserer Tage, den Zollverein, sagen zu müssen, — unangenehm um deswillen, weil Unberufene sich befugt glauben werden, diese historische Arbeit mit diesem Ereignisse in Verbindung zu bringen, mit dem sie doch nur wenig oder nichts zu thun hat. Deswegen ist denn auch über den Zollverein nicht im Allgemeinen gesprochen oder geurtheilt, sondern nur in so fern, als seine Resultate mit einigen andern historischen Resultaten der Ereignisse des Jahres 1815 in Verbindung oder in Collision stehen. Es würde dem Verf. besonders lieb seyn, wenn die Critik diesen Punct gleichfalls anerkennen wollte. Schaum.

### G ö t t i n g e n.

Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht 1844.  
Das Lymphgefäßsystem und seine Berrichtung. Nach eigenen Untersuchungen dargestellt von Dr Gustav Herbst, Professor re. zu Göttingen. XVI und 363 Seiten in Octav.

Die bisherigen Untersuchungen des Saugadersystems haben nur das allgemeine Verhalten der

größeren und leicht in die Augen fallenden Saugaderverzweigungen aufgeklärt, und die Aufsaugung stets als den alleinigen Zweck desselben dargestellt. Vergebens sucht man in ihnen Nachweisungen über die feinere Bildung und den organischen Zusammenhang der Saugaderwurzeln mit dem übrigen Körper, über die Beschaffenheit und die innere Zusammensetzung der Saugaderflüssigkeiten und über die weitere Bedeutung und Bestimmung dieses ausgedehnten Gefäßsystems.

Die Wahrnehmung einzelner Eigenschaften der Saugaderflüssigkeit, mit denen die zeitherigen Annahmen nicht überein zu stimmen schienen, besonders aber die Beobachtung einer anscheinenden Abhängigkeit der Qualität und Quantität der vorhandenen Lymphe von der Beschaffenheit und dem Zudrange des circulirenden Blutes, lenkten vor einer Reihe von Jahren die Aufmerksamkeit des Verf. auf das Lymphgefäßsystem. Fortgesetzte Untersuchungen haben in den über diesen Gegenstand bestehenden Ansichten manche Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten erkennen lassen, die genauere Bestimmung einiger bislang unentschieden gebliebenen Punkte möglich gemacht, und in Ansehung der wahren Bedeutung des Saugadersystems nicht unwichtige Aufklärungen gewährt. Die bedeutenderen Nachweisungen sind folgende: 1) die Anfangswurzeln der Saugadern sind von einem dichten Netz feiner Capillar-Blutgefäße umspinnen; 2) die Zusammensetzung des Chylus entspricht der jedesmahligen Beschaffenheit der Nahrungsmittel, namentlich werden dieselben Kügelchen, welche der Chylus enthält, auch in dem Speisebrey angetroffen, woraus sich der Uebertritt wirklicher Substanzpartikeln der Nahrungsmittel in die Chylusgefäße ergibt; 3) die Lymphe richtet sich nach der

jedesmahligen Beschaffenheit des Chylus, und die dem letzteren beygemischten Kügelchen der Nahrungsmittel finden sich auch in der Lymphe wieder; 4) der Umfang des Absorptionsvermögens der Chylusgefäße beschränkt sich nicht auf die Absorption der aufgelösten, festen, eigentlichen Nahrungsmittel, sondern die Chylusgefäße nehmen auch an der Absorption der Getränke Theil, sie saugen nicht bloß nützliche Ernährungsstoffe, sondern auch unbrauchbare, Farbestoffe, Salze, Metalle und andere Materien auf; 5) letztere specifische Stoffe theilen sich auch der Lymphe sämmtlicher Saugadern des Körpers in ansehnlicher Menge mit, was nur durch die Vermittelung der Blutgefäße erklärt werden kann; 6) an den Anfangswurzeln aller Saugadern findet eine Ausscheidung gewisser, durch die Chylification dem Blute beygemischter Partikeln, so wie auch älterer Bluttheile, plastischer Lymphe und Blutkügelchen, also eine wirkliche Secretion, Statt; 7) die Aufsaugung und Fortleitung der Saugaderflüssigkeit dauert auch noch einige Zeit nach dem Tode fort; 8) der Hauptzweck der Saugaderverrichtung, welcher durch die doppelte Thätigkeit der Absorption und der Secretion vollständig erreicht werden kann, besteht in der Erneuerung, Umwandlung und Verbesserung der Blutmasse.

Die Schrift zerfällt in vier Theile. Der erste Theil, die Beschreibung des einsaugenden Gefäßsystems, ist nicht eine Aufzählung der einzelnen Saugaderverzweigungen und deren Verlaufs, welche, wegen der hierüber schon vorhandenen Arbeiten, weniger nothwendig schien, sondern enthält Untersuchungen der Einrichtung und des Baues derjenigen Theile des Saugadersystems, welche für die

Saugaderverrichtung von vorzüglicher Bedeutung sind. Der erste Abschnitt handelt von dem Ursprunge und den Anfangswurzeln der einsaugenden Gefäße. Die Darmzotten enthalten den Anfang der Chylusgefäße, und da, wegen der Aehnlichkeit des übrigen wesentlichen Verhaltens, angenommen werden darf, daß sämtliche Saugadern in Ansehung ihrer Ursprungsweise mit einander übereinstimmen, so ist auf die Untersuchung dieser Theile besonderer Fleiß verwandt worden. Die Darmzotten bestehen aus dem Epithelium, einem zellgewebsartigen, gefäßreichen Gewebe und der eigentlichen Villusubstanz. Ihre Höhle ist an dem freyen Ende geschlossen, bildet, als einfacher Canal, den Anfang der Chylusgefäße und ist von einem dichten Capillargefäßnetz äußerlich umspinnen. Die von Fohmann über die Bildung der Saugaderursprünge in den Fischen gegebenen Aufschlüsse und die Aehnlichkeit der Berrichtung aller Saugadern sprechen dafür, daß auch die eigentlichen Lymphgefäße einen gleichen Anfang mittelst einfacher, geschlossener Enden nehmen, und der von Anderen angenommene Ursprung der Saugadern aus Nerven stellt sich deshalb als unwahrscheinlich dar. Ein wesentlicher Theil der Saugaderbildung ist das den Canal umgebende gefäßreiche Gewebe. Der Verf. hat dasselbe sowohl an den Darmzotten als auch an den feinsten Lymphgefäßen beobachtet; es steht zu der Saugaderverrichtung in der wichtigsten Beziehung, und sein Zweck besteht in der Vermittelung eines fortwährenden Ueberganges gewisser Theile des circulirenden Blutes in die Saugaderhöhle.

(Schluß folgt)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

102. 103. Stück.

Den 27. Junius 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Das Lymphgefäßsystem und seine Berrichtung. Nach eigenen Untersuchungen dargestellt von Dr Gustav Herbst, Professor u. zu Göttingen.'

Die Nachweisung des constanten Vorkommens zahlreicher, vollständiger Blutkugeln in der reinen, normalen Lymphe und der gleichfalls durch die mitgetheilten Beobachtungen erwiesene beträchtliche, schnelle Einfluß, welchen Infusionen von Wasser, Milch, Leim und Stärkemehlflüssigkeit in die Venen lebender Thiere auf die Zusammensetzung der in sämtlichen Saugadern des Körpers vorkommenden Flüssigkeiten äußern, lassen über die Richtigkeit der von dem Verf. den Saugadertwurzeln, als wesentliche Berrichtung, beygelegten secretorischen Thätigkeit keinen Zweifel.

Bey der Darstellung des Baues der größeren Saugadern glaubt der Verf. die äußere Zellgewebsscheide, wegen ihrer Analogie mit der die kleineren Canäle umspinnenden Gefäßlage, wegen ihres im

lebenden Zustande beträchtlichen Blutreichthums, und wegen des öfteren Zusammentreffens einer auffallenden Röthung derselben mit einer ungewöhnlich rothen Färbung der Lymphe, für einen den Saugadern angehörenden Theil halten zu müssen. Außerdem bestehen die Saugadern aus zwey Häuten, deren äußere aus Längen- und Quersfasern gebildet ist, und ein lebendiges Zusammenziehungsvermögen, aber keine Muskel-Irritabilität, besitzt. Die innerste Haut hat ein netzartiges, maschenförmiges Ansehen, und ist der Sitz der die Lymphgefäße auszeichnenden, großen Elasticität. Die Klappen sind der inneren Haut ähnlich, zeigen aber auch Quersfasern. Sie verschließen die Höhle so genau, daß man den angefüllten Milchbrustgang durchschneiden und längere Zeit in Wasser aufbewahren kann, ohne daß aus dem unteren, nicht unterbundenen Ende etwas ausfließt. Eine Ausnahme hiervon zeigt sich an dem Milchbrustgange der Pferde, dessen Klappen das Schließungsvermögen nur unvollkommen zu besitzen pflegen. Der Zweck der vor der Endmündung der Saugadern in die Venen befindlichen Klappen ist von dem der übrigen nicht verschieden. Der dritte Abschnitt handelt von der Verbreitung und Vertheilung der Saugadern. Obgleich die Saugadern in reichlicher Anzahl vorhanden sind, und im Allgemeinen angenommen werden darf, daß sie sich so weit als die Blutgefäße erstrecken, so glaubt der Verf. doch weder der Sömmerringschen Ansicht von der sehr beträchtlichen Weite des Saugadersystems, noch der Meckelschen Annahme, daß die Saugadern an Zahl sogar die Blutgefäße übertreffen, beypflichten zu dürfen. Die Spaltung, die Plexus und netzartigen Ausbreitungen der Lymphgefäße sind beschrieben und ihre Zwecke angegeben. Außer durch die

bekannten Einmündungen in die Venen, am Eintritt derselben in die Brusthöhle, findet an andern Stellen des Körpers keine Ergießung der Lymphe in die Blutgefäße im normalen Zustande bey den warmblutigen Säugethieren Statt.

Die vierte Untersuchung betrifft die Structur und Verrichtung der Drüsen. Die Drüsen können ihrem äußeren Ansehen nach in einfache und zusammen gesetzte unterschieden werden, haben aber im Wesentlichen dieselbe Einrichtung und Function. Sie enthalten keine Zellen und geben zum Uebertritt der Saugaderflüssigkeit in die Venen keine Gelegenheit; vielmehr bezieht sich ihr Zweck auf die Ausscheidung älterer und jüngerer Theile des arteriellen Blutes, insbesondere aber der, dem Blute durch die Chylification beygemischten, noch weniger assimilirten Nahrungstoffe, welche mit der durch die Absorption gewonnenen Lymphe in Verbindung treten, und in Gemeinschaft mit ihr eine anscheinend homogene Flüssigkeit darstellen, deren ungleichartige Bestandtheile gegenseitig auf einander einwirken und, bey dem Durchgange durch die übrigen Saugadern und durch andere Drüsen, eine abermahlige, angemessene Veränderung erfahren. Als Gründe für diese Ansicht sind der größere Umfang der ausführenden Saugadern der Drüsen, ihre, in Vergleichung mit den zuführenden Lymphgefäßen, mehr röthliche, rothe, oder unter Umständen weißliche oder wirklich weiße Farbe und die Resultate vergleichender mikroskopischer Beobachtungen angeführt.

Der zweyte Theil enthält die Darstellung des allgemeinen Verhaltens des Chylus und der Lymphe und vergleichende mikroskopische Beobachtungen dieser Flüssigkeiten, des Blutes und des Speisebreyes, wobey unter anderen des nicht seltenen Vorkom-

mens zahlreicher Infusorien Erwähnung geschehen ist. Das zur Auffammlung des reinen, unvermischten Chylus und der Lymphe beobachtete Verfahren ist genau angegeben und das mikroskopische Verhalten so umständlich beschrieben, daß sowohl die Beurtheilung der Zuverlässigkeit der Untersuchungen, als auch die Prüfung der Richtigkeit der daraus gezogenen Folgerungen nicht schwierig seyn dürften. Die bisherige Annahme, daß der Chylus, außerhalb der Gefäße, durch die Einwirkung des atmosphärischen Sauerstoffs sich röthe, ist gründlich widerlegt. Die Erfahrung, daß dieselben Kügelchen, welche unter besonderen Verhältnissen in dem reinen Chylus vorkommen, auch in dem Speisebrey der dünnen Gedärme, sodann aber auch in dem Blute und der Lymphe angetroffen werden, hat zu der Folgerung Veranlassung gegeben: 1) daß die Aufsaugung der Chylusgefäße sich nicht auf die Absorption gewisser, rein flüssiger Stoffe beschränkt, sondern daß außer diesen auch wirkliche, geformte Bestandtheile der Nahrungsmittel in die Chylusgefäße eindringen; 2) daß diese, mittelst des Milchbrustganges dem Blute zugeführten Partikeln, bey Gelegenheit der Circulation, an den verschiedensten Stellen des Körpers wieder aus dem Blute in die Lymphgefäße, um eine allmähliche, weitere Veränderung zu erfahren, ausgeschieden werden. Die Menge der zu gleicher Zeit in dem Saugadersystem vorhandenen Flüssigkeit ist auf den zwanzigsten Theil des Blutes geschätzt. Die, von Vielen bezweifelte, Richtigkeit der Mascagnischen Beobachtung, daß die Saugadern der Lunge, nach Blutaustretungen in die Brusthöhle, bisweilen eine röthliche Flüssigkeit führen, ist durch ein Paar Untersuchungen bestätigt; jedoch weicht der Verf. in Ansehung der Erklärung von Mascagni in so



fern ab, daß er die rothe Flüssigkeit nicht als das Resultat der Absorption aus der Brusthöhle, sondern vielmehr als Folge eines durch Congestion vermehrten Uebertrittes von Bluttheilen aus den Capillargefäßen in die Saugadern, innerhalb des tieferen Lungengewebes, darstellt. Der Fortbewegung des Chylus und der Lymphe ist ein besonderer Abschnitt gewidmet.

Der dritte Theil handelt von dem Acte der Aufsaugung und den aufsaugungsfähigen Materien. Diese Untersuchung beginnt mit einer Vergleichung der Vorgänge bey der Aufsaugung mit dem Proceß der Secretion, welche eine nicht geringe Ähnlichkeit zwischen diesen beiden wichtigen Vorgängen ergibt. Hierauf wird das Aufsaugungsvermögen der Venen, in Vergleichung zu demjenigen der Saugadern, auf einen geringeren Umfang zurück geführt. Sodann folgt die genauere Bestimmung der durch die Saugadern aufnehmbaren Materien. Nach der Aufzählung der wichtigsten der über diesen viel besprochenen Gegenstand bisher bekannt gewordenen, entgegen gesetzten Erfahrungen, ist eine Reihe eigener Untersuchungen mitgetheilt, aus welcher mit vollster Bestimmtheit hervor geht, daß die Chylusgefäße, außer den schon erwähnten Nahrungssäften, sowohl Farbestoffe, als auch Salze, Metalle und andere Materien aus den Gedärmen in reichlicher Menge absorbieren. Indessen treten manche dieser Stoffe mit den thierischen Säften in eine so absonderliche Verbindung, daß sie durch gewisse Reagentien, gegen welche sie sonst sehr empfindlich sind, weniger deutlich als gewöhnlich angezeigt werden. Zur Erläuterung dieses für chemische Untersuchungen wichtigen Verhaltens sind vergleichende Beobachtungen über die Wirkung der Jodine auf mit gleichen Theilen Stärkemehl versehete wässerige

und thierische Flüssigkeiten angeführt worden. Die Gegenwart des eisenblausauren Kali in thierischen Flüssigkeiten wird durch die Prüfung mittelst des salzsauren Eisenoxyds sehr deutlich angezeigt, und nicht ohne Interesse dürfte die Erfahrung seyn, daß das eisenblausaure Kali, nach seiner Einbringung in den Magen, nicht bloß in die Chylusgefäße übergeht, sondern daß dasselbe auch nicht minder in sämtlichen Saugadern des Körpers, vom Kopfe bis zu den Fußzehen, angetroffen wird, und daß die Durchdringbarkeit der Saugaderhäute so groß ist, daß in diesem Falle die volle Reaction der im Inneren der unverletzten Saugadern befindlichen Flüssigkeit, fast in dem Moment der Berührung der äußeren Gewäßwand durch salzsaures Eisenoxyd, erfolgt.

Ein besonderer Abschnitt enthält Beobachtungen über die bisher noch gar nicht zur Sprache gekommene Aufsaugung nach dem Tode, aus denen hervorgeht, daß sowohl die Aufsaugung, als auch die Bewegung der Lymphe noch einige Zeit nach dem Tode, und zwar in ähnlichem Umfange als während des Lebens, fort dauern.

Der vierte und letzte Theil führt die Ueberschrift: von der Secretion der Saugadern, und hebt die Gründe hervor, welche zu der Annahme dieser, bisher unbeachtet gebliebenen, für die gehörige Würdigung der Stellung und der wahren Bedeutung des Saugadersystems in dem thierischen Organismus höchst wichtigen, Richtung der Saugaderthätigkeit berechtigen. Herbst.

### P a r i s.

1841. Aus den Memoiren der Academie der Wissenschaften, Abtheilung für auswärtige Gelehrte

Band VIII. — *Recherches générales sur l'organographie, la physiologie et l'organogénie des végétaux* par Ch. Gaudichaud. 1 Band in Quart von 130 Seiten, mit 18 Kupfertafeln.

Von einem Werke, welches ungeachtet des Montyon'schen Preises, womit es gekrönt ward, in Deutschland und sogar in Frankreich selbst eine so unvortheilhafte Ausnahme gefunden hat, wie Gaudichaud's physiologische Untersuchungen, wird man hier nicht leicht eine Anzeige erwarten. In der That ist der Text nebst den idealen Figuren, die ihn erläutern sollen, in seiner jetzigen Gestalt des Studiums und der Critik völlig unwerth. Aber es geschieht so leicht, daß, wo der Ideengang eines Naturforschers willkürlich ist, wo Schärfe und Vielseitigkeit der Beobachtung seinen Schriften fremd erscheinen, auch die nützlichen Erfahrungen die er zu machen Gelegenheit hatte, der Vergessenheit anheim fallen. Unter diesem Gesichtspuncte hat Ref. sich mit den 18 physiologischen Kupfertafeln, so weit sie nicht Ideal sind, beschäftigt und stellt hier das Wenige, was er darüber zu bemerken findet, mit Seitenblicken auf verwandte Untersuchungen der letzten Jahre zusammen.

Die Anatomie der Lianenstämme wird durch die zahlreichen Figuren, welche Gaudichaud ihr widmet, freylich nicht sehr gefördert. Aber so tadelnswerth, wie Schleiden sie findet, möchte ich eine solche Zusammenstellung doch nicht halten. In seinem Bedauern, daß ein so schönes Material nicht in gereifere Hände gefallen, woran es doch übrigens, da auch Sussieu davon Gebrauch macht, keineswegs gefehlt hat, scheint jener Critiker sich haben hinreißen zu lassen, Gaudichaud's klare Worte über eine der merkwürdigsten Figuren mißzuverstehen oder unrichtig wiederzugeben. Schleiden

erwähnt (Grundzüge der Botanik Bd. 2. S. 154), Gaudichaud bilde Menispermaceenstämme ab, in welchen jeder einem Gefäßbündel entsprechende Theil jedes Jahresringes mit einer Lage de tissus analogues à ceux du liber sich endige. Er setzt die wohl begründete Frage hinzu, ob mit solchem Gerede das Geringste anzufangen sey. Aber ein Gerede in dieser Form findet sich bey Gaudichaud nicht. Die Worte desselben (S. 130) lauten: Tige de Menispermée ou de Gnétacée. Dans cette tige chaque rayon ligneux est terminé extérieurement par une couche de tissus analogues à ceux du liber. Dadurch, daß Schleiden das Wort extérieurement in der Uebersetzung ausläßt, wird es ganz undeutlich, wo die Bastzellen liegen. Daß er den Ausdruck Jahresring einschleibt, während nach Decaisnes Untersuchung sich bey den Menispermaceen keine Jahresringe bilden (Archives du Musée Vol. I.), ist nicht Gaudichauds Fehler. Ein Blick auf die Figur zeigt, daß unter dem Ausdrucke Rayon ligneux eine plattenförmige Absonderung im Holzcylinder zu verstehen sey, wie sie bey Lianen in so manigfachen Formen vorkommt, also durchaus nicht ein einzelnes Gefäßbündel. Es geht daher aus Tafel und Text die bestimmte und klare Thatsache hervor, daß hier die concentrischen Holzcylinder aus gesonderten Verticalplatten bestehen, welche an ihrer äußeren Kante Bastzellen enthalten. Von weit größerer Erheblichkeit aber ist der Umstand, daß in Schleidens Darstellung der Zweifel, ob der Stamm von einer Gnetacee oder Menispermacee herrühre, ganz übergangen wird. Die angegebene Structur nämlich kommt den Menispermaceen gar nicht zu, sondern den Gnetaceen, wie aus Jusseus Vergleichung beider Familien erhellt und durch Gaudichauds Fi-

guren selbst (Taf. 18. Fig. 12 und 13) bestätigt wird. Wir wissen nämlich aus Decaisnes Analysen, daß im Stamme der Menispermaceen die Bast-schicht, welche in der Rinde fehlt, zwischen Corona medullae und Holzkörper liegt. Wie in dem obigen Falle bestehen sowohl die Corona als die außerhalb der Bast-schicht gelegenen Hohl-cylinder aus Verticalplatten, die durch corticales Parenchym getrennt sind. Diese Verhältnisse sind in der Figur 13, welche unzweifelhaft von einer Menispermacee herrührt, kenntlich. Nach Jussieu kommt nun bey Gnetum zu diesem Bau noch eine Wiederholung der Bast-schicht zwischen je zwey concentrischen Holzcylindern und dieses Verhältniß zeigt die Figur 12, auf welche die oben angeführten Worte Gaudichauds sich beziehen. — Eine Erklärung dieser und ähnlicher Eigenthümlichkeiten in der Anatomie der Lianen ist, ehe man die Bildungsgeschichte ihres Holzkörpers kennt, kaum für möglich zu halten. Zu den spiralförmigen Bindungen des Lianenstammes stehen sie nicht in unmittelbarer Beziehung, denn ich habe die plattenförmige Absonderung der Jahresringe auch im Rhizom von Camarea gefunden. Jussieu hat inzwischen das Verdienst, diese complicirten Verhältnisse auf den einfachsten Ausdruck gebracht zu haben, indem er in seiner Monographie der Malpighiaceen (S. 126) sagt, daß bey den Lianen das Corticalsystem in den Holzkörper eindringe. Dies geschieht mittelst besonderer Rindenstrahlen auf verschiedene Weise, entweder in Verticalspalten des Holzkörpers, oder indem die Rindenstrahlen im Innern des Holzkörpers zusammen treffen, worauf z. B. die merkwürdigen Bildungen im Sapindaceenstamm beruhen, oder durch die Erzeugung innerer Bast-schichten bey den Menispermaceen und

Gnetaceen. Schleiden äußert eine ähnliche Idee über den kreuzförmig eingeschnürten Holzkörper der Bignoniaceen. Er folgt hierin Jussieu, indem er das Eindringen der Rindenstrahlen von einem ungleichförmigen Anwachsen des Holzkörpers ableitet. *Le corps ligneux s'est développé inégalement dans différentes directions, et bientôt son contour, au lieu d'offrir une courbe circulaire — dessine une ligne sinueuse, et l'écorce, se modelant sur lui, ou bien tapisse et suit toutes ces sinuosités, ou bien, plus épaisse, elle les comble entièrement etc.* (Jussieu Malpigh. p. 110 und Comptes rendus 1841). Doch sehe ich nicht ein, wie man mit dieser Hypothese bey den netzförmig verbundenen Rindenstrahlen von Stigmaphyllon (Juss. a. a. D. tab. 3. fig. 2) oder gar bey der Urticee Phytocrene auskommt, von der Wallich (Pl. asiat. 3. t. 216) eine Abbildung gibt und wo zwischen den Platten des von der Corona nach außen dichotomisch aufgelösten Holzkörpers Schichten von zwiefacher theils parenchymatöser theils proenchymatöser Structur eingelagert sind. Ueberhaupt kann man mit demselben Rechte, wie man von Rindenstrahlen redet, eine Vergrößerung des Systems der Markstrahlen annehmen, wofür wenigstens die Analogie des Farnstammes angeführt werden kann, in so fern man den Begriff von Markstrahlen in einem gefäßlosen, Rinde und Mark in Verbindung stehenden Gewebe ausgesprochen findet. — Jussieu stellt ferner die Hypothese auf, daß die getrennten Holzkörper der Sapindaceen durch eine Verzweigung innerhalb des Stammes entstehen. *'Pour me faire comprendre, sagt er (S. 110), par des images bien connues, ce qui formait d'abord un cap ne se liera plus au continent que par un isthme toujours décroissant,*

jusqu' à ce qu' enfin ce devienne une fle. Für diese Ansicht liefert die dreyzehnte Tafel bey Gaudichaud treffliche Beweise. Pferdehaare, in Gefäße desselben Holzkörpers eingeführt, kommen am untern Ende des Ausschnitts aus zwey gesonderten Holzkörpern wieder zum Vorschein (Fig. 1). In der dritten Figur, wo diese Holzkörper von der Rinde abgeschält sind, sieht man deren Verbindung durch Anastomosen. Ich gestehe, daß ich mir von der Entstehungsweise solcher Verhältnisse keine Vorstellung machen kann, wenn ich sie mit dem gewöhnlichen Wachstume des dicotyledonischen Holzkörpers vergleiche. Auch geben über diese Frage die Hypothesen Sussieus keine Andeutung, sondern dienen nur dazu, höchst manigfaltige Phänomene unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct zu bringen. — Es ist auffallend, daß Gaudichaud die monocotyledonischen Lianen ganz vernachlässigt hat. Meine Beobachtungen über diesen Gegenstand habe ich in der Flora brasiliensis von v. Martius und Endlicher bekannt gemacht und komme hier darauf zurück, weil damals die Arbeiten von Sussieu mir noch nicht vorlagen. Weder die Smilaceen noch die Dioscoreen sind den dicotyledonischen Lianen in der Structur ihres Holzstammes ähnlich, weil ihre Gefäßbündel für sich bestehen, während auch in denjenigen Lianen, wo, wie bey Stigmaphyllon, dem Holzkörper überall Parenchymwände sich eindrängen, mehrere Gefäßbündel, unstreitig aus dem Anwachsen eines einzigen hervor gegangen, zu dichten Holzprismen verbunden sind. Bey Smilax sind die Gefäßbündel, welche bey Dioscorea einen Medullarcylinder einschließen, in der Are des Stammes zusammen gedrängt und werden nur durch Prosenchymzellen von einander abgesondert, ein Verhältniß, welches zwar an die Structur von Gnetum

erinnert, aber doch mit aller Schärfe davon unterschieden werden kann.

Ueber das Wachsthum des dicotyledonischen Holzkörpers in horizontaler Richtung hat Gaudichaud zahlreiche Versuche gemacht und die Resultate abbilden lassen. Er stimmt bey seinen ring- und spiralförmigen Rindenschnitten mit den älteren Physiologen überein, so wie er auch durch mechanische Einschnürung einen subcorticalen Holzwulst über der unterbundenen Stelle zu Wege gebracht hat. Alle diese Experimente sprechen für die schon lange wohl begründete Annahme, daß das Material des neuen Holzcylinders, mag man es nun rückkehrenden Saft oder Cambium oder Cytoblastem nennen, in den innern Schichten der Rinde oder vielleicht in den mit ihnen organisch verbundenen Cambialzellen des Holzkörpers von oben nach unten herabsteigt. Wiewohl Schleiden den absteigenden Rindensaft neuerlich ganz geleugnet hat, so kann bey einer reiflichen Erwägung der älteren Versuche doch über diese Thatsache kein Zweifel Statt finden. Bekanntlich wächst das neue Holz auch an der inneren Seite eines abgeschälten, nur am oberen Ende mit dem Baume in Verbindung stehenden Rindenstückes. Berücksichtigt man hierbey, daß dieses Rindenstück beständig durch Verdunstung von seinem Zellensaft verliert, so läßt sich jenes Resultat nur durch eine den Verlust ergänzende Zufuhr von Saft vom Baume aus, also von oben nach unten erklären, die übrigens, wenn anders die Fixierung des atmosphärischen Kohlenstoffes nur in den grünen Organen Statt findet, schon deshalb für die Holzvermehrung der Bäume nothwendig ist. Schleiden scheint überhaupt jenen Experimenten nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewendet zu haben, denn er gibt an (Grundzüge 2.



S. 503), daß, wenn man eine Aprikose auf einen Pflaumenbaum pflropfe, der letztere sich nach und nach mit Jahresringen von Aprikosenholz bekleide, während gerade das Gegentheil erfolgt und die neu gebildeten Jahresringe unterhalb der Impfstelle beständig die Farbe des Pflaumenholzes behalten, worin der treffendste Beweis für die Bildung des Jahresringes in den Cambialzellen des Holzkörpers liegt. Zu diesem auffallenden, durch die beygefügte Note nicht gemäßigten Irrthume über einen Fundamentalversuch kann Schleiden möglicher Weise durch eine der Gaudichaud'schen Figuren (Taf. 16. Fig. 22) verleitet worden seyn, worin es allerdings so aussieht, als ob die Gefäßbündel des Pflropfreises bey einem Ahorn am Holzkörper des Subjects herabsteigen. Allein dieser Schein beruht nur auf der ideal d. h. unwirklich grünen Färbung, wodurch Gaudichaud seine falsche Ansicht zu unterstützen versucht hat. Ferner sagt er in der Erklärung seiner Figur (S. 124), daß das Präparat durch Maceration zur Zeichnung vorbereitet sey, wodurch also etwaige Verschiedenheiten in den neuen und alten Theilen des Holzkörpers verloren gehen mußten und endlich erwähnt er an einem andern Orte (S. 48), daß dieses Experiment nur dann gelinge, wenn man ein Pflropfreis auf einem abgehauenen Stamm befestige, so daß, wenn man diese Bemerkung mit der Figur vergleicht, man ganz ungewis werden muß, ob hier eine wahre Pflropfung oder nicht vielleicht eine Bewurzelung des Pflropfreises auf dem Baumstamm dargestellt ist.

Endlich glauben wir neben so viel unnöthigen und rohen Figuren doch einiger Darstellungen von Keimungsgeschichten so wie von den Samen der Gnetaceen rühmend gedenken zu müssen, die zwar so wenig wie das Uebrige dem heutigen Stand-

puncte der Physiologie entsprechen, aber uns doch mit Gegenständen im Allgemeinen bekannt machen, welche der Beobachtung nicht leicht zugänglich sind. Dahin gehören die Keimung von *Nelumbium*, die vivipare Entwicklung des Embryos der Rhizophoren, sodann Abbildungen von keimenden Palmen und von dem Proembryo der *Ceratopteris cornuta*. Gnetum scheint nach Taf. 6. Fig. 43. die von Schleiden bey den Coniferen beschriebene Structur der Radicula im ausgezeichnetsten Grade zu besitzen, aber die Figur ist nicht durch den Text, sondern erst nach den wichtigen Aufschlüssen Schleidens über diesen Gegenstand verständlich. Gr.

### D ü s s e l d o r f.

In der Bötticherschen Buchhandlung 1844. Die Krankheiten des Zwölffingerdarms. Ein pathologischer Versuch von Dr. H. Mayer, Arzt zu Burgsteinfurt. Mit einer Vorrede von Prof. Dr. Fr. Rasse. VI und 141 Seiten in Octav.

Die Krankheiten, deren Sitz das Duodenum ist, sind in neuerer Zeit mehr wie früher von den Aerzten beachtet worden. In den meisten Fällen wird erst nach dem Tode bey der Section der Ort des Leidens erkannt. Darum ist es wichtig bey diesem, der unmittelbaren Beobachtung sich entziehenden und doch so leicht afficirbaren Organe die Bedingungen und Zeichen seines Erkrankens, so wie die allenfallsigen Mittel, ihnen zuvor zu kommen oder sie zu heben, genau zu kennen.

Hr Professor Rasse hat daher sehr wohl gethan diesen Gegenstand dem Verfasser zur Bearbeitung zu empfehlen. Auch sind von ihm in der Vorrede einige beachtungswerthe Bemerkungen, den Gebrauch

des Hörrohrs und der Percussion in den functionellen Leiden des Duodenum betreffend, enthalten.

Vorliegende Monographie ist eine fleißige Zusammenstellung alles dessen, was sich über den fraglichen Gegenstand in den medicinischen Schriften findet, verbunden mit mehreren eigenthümlichen Beobachtungen und Ansichten des Verfassers.

Die erste Abtheilung beschäftigt sich mit der allgemeinen Diagnostik (Anatomie des Duodenum; physiologische Wichtigkeit; Anweisung zur Untersuchung seiner Krankheiten; allgemeine Symptomatologie; Aetiologie; Unterscheidung von andern Krankheiten), die zweyte mit der Betrachtung der speciellen Krankheiten (Reizung; erhöhte Reizbarkeit; Krampf; verminderte Reizbarkeit; acute Entzündung; Geschwürbildung; Brand; Riß und Wunden; Perforation; Erweiterung; Verengerung; Verhärtung; Scirrhus und Krebs; Markschwamm; Tuberkeln; Grantheme; Würmer; Verwachsung; Divertikel; Invagination; angeborene Bildungsfehler).

Diejenigen Fälle, wo nach einer bedeutenden Verbrennung eines Theils der Körper-Oberfläche, durch einen Reflex auf die Eingeweide, Duodenal-Entzündung, hierauf Geschwürbildung und endlich tödtliche Durchbohrung des Duodenum eintritt, sind, nach Curling, (S. 11 — 27. 51. 55. 70. 77. 79) mit Recht besonderer Aufmerksamkeit gewürdigt worden. Unter den genannten Belegstellen vermisst man Heyfelder in den rheinischen Jahrb. 1825. Bd. 10. S. 60.

Da ausführlich (von S. 69 — 90) die Durchbohrung des Zwölffingerdarms besprochen wird, so wollen wir noch auf den Fall aufmerksam machen, den Portal erzählt in seiner Anatomie médi-

cale, wo er von den Krankheiten des Unterleibes handelt (p. 240). Die seltene Abhandlung von Hamburger von der Berberstung des Zwölffingerdarms (S. 115) steht in der Hallerschen Sammlung von Streitschriften und deutsch in der Uebersetzung derselben von Crell. Helmstedt 1780. Bd. 3. S. 492.

Für ein pathognomonisches Kennzeichen einer Duodenalkrankheit wird das (3—4 Stunden nach dem Essen eintretende) Erbrechen einer dem Kaffesatz ähnlichen Masse erklärt (S. 6). Da der Verf. auf dieses Symptom einen besonderen Werth legt, dasselbe aber im gelben Fieber constant vorkommt, so hätte diese Krankheit mehr berücksichtigt werden können, als es gelegentlich (S. 27. 60) geschehen ist.

In Betreff des Fettabganges per anum (Stearrhoea) hätte außer den angeführten Fällen (S. 7. 8) der interessante von Kunzmann beobachtete angeführt zu werden verdient. S. Husfeldts Journal 1821. Julius S. 106. 1824. September S. 45. — Die (S. 117) citierte Beobachtung von Irwin über Krebs des Zwölffingerdarms, welche in einem amerikanischen Journale sich findet, möchte Wenigen zugänglich seyn; allein sie erschien schon 1827 übersetzt in der Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch practischer Aerzte. Bd. 34. S. 621 — 32.

Der Verfasser unterzieht sich vielleicht selbst der von ihm mit Recht noch (S. 133) vermiften Darstellung des Vorkommens der Grantheme auf der Schleimhaut des Duodenum.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

104. Stück.

Den 29. Junius 1844.

---

G e n f,

bey Berthier = Guers 1844. Histoire du Vallais, avant et sous l'ère chrétienne jusqu'à nos jours. Par M. Boccard, chanoine de St. Maurice et de Bethléem, chevalier etc. VI und 424 Seiten in Octav.

Wir schicken vor allen Dingen voraus, daß dieses Buch keine Gelegenheitschrift ist. Vielmehr erzählt der Verfasser die Geschichte seines Vaterlandes von den frühesten Zeiten bis 1814, so daß die drey letzten Decennien unberührt bleiben.

Den jüngsten Ereignissen in Wallis wird große Aufmerksamkeit geschenkt. Um sie richtig zu beurtheilen und ihre Folgen berechnen zu können, muß man mit den früheren Zuständen dieses in mancher Hinsicht merkwürdigen Landes vertraut seyn. In entfernter Zeit findet man die Beleuchtung der Gegenwart. Es ist aber schwer die Vergangenheit eines Volkes zu überblicken, dessen Geschichte nicht geschrieben ist. Zwar hat F. v. Müller die früheren Zustände von Wallis dargestellt; allein sie bil-

den kein Ganzes, sondern nur treffliche Partien des herrlichen Gemähltes, in welchem der geniale Historiker die heroischen Zeiten der Eidgenossenschaft schilderte. Eine fortlaufende specielle Geschichte von Wallis bildete bisher eine Lücke in der historischen Literatur. Der Ausfüllung derselben unterzog sich der Domherr Boccard. Wir wollen hier die Hauptmomente der Geschichte von Wallis hervorheben, und auf dieselben einige Bemerkungen über die Arbeit des Verfassers folgen lassen.

Die Ureinwohner von Wallis waren ohne Zweifel keltischen Ursprunges. Zur Zeit Cäsars bewohnten vier Völkerschaften, die der Biberer, Seduner, Berager und Nantuaaten, das große Hauptthal, das sich von Morgen gegen Abend durch das Land erstreckt, und in der Mitte, seiner ganzen Länge nach, von der Rhone durchströmt wird. Im ersten Jahre unserer Zeitrechnung wurden die vier genannten Völkerschaften, nebst andern Alpenbewohnern, von den Römern gänzlich unterworfen, unter deren Botmäßigkeit Wallis bis 413 blieb. Zur Zeit des Augustus hieß das Hauptthal Vallis poenina, und der von Cäsar erwähnte Ort vicus Octodurus (in oder bey Martinach, Martigny) ward später Forum Claudii Vallense genannt. Die Wichtigkeit der Pässe, so wie einer Hauptstraße zwischen Italien und Gallien, und mehrere Denkmähler berechtigen zu der Annahme, daß auf dem Thalgrund, welchen der Rhodan zwischen dem Hochgebirge und dem Leman her durchströmt, eine beträchtliche römische Niederlassung war, und hier ein lebhafter Verkehr mit den Grenzvölkern Statt fand. Nachdem Wallis vier Jahrhunderte unter römischer Herrschaft gestanden, machte es, von 413 bis 534, als Pagus Vallensis, einen Theil des Burgundischen Reiches aus. Der fromme

König Sigmund war der eigentliche Stifter des berühmten Klosters Agaunum (St. Moriz), welches er durch beträchtliche Schenkungen bereicherte. Bald nach dem unglücklichen Ende dieses Fürsten kam Wallis unter die Herrschaft der Franken, welche es bis 888 regierten. Unter Carl dem Großen war über Wallis der Bischof von Sitten Vogt: ihm wurden die Regalien und die Bewachung der wichtigen Pässe anvertraut. Seit 888 gehörte dieses Land zum zweyten Burgundischen Königreiche; es kam 1032 an das Deutsche Reich, unter Kaiser Conrad II., den Rudolf III. zum Erben seines Staates ernannt hatte. Kraft einer Schenkung Rudolfs, vom Jahre 999, war Oberwallis, als unmittelbare Reichsgrafschaft Comitatus Vallensis, in Händen des Bischofes von Sitten. Graf Humbert, der Gründer des nachher so mächtigen Savoyischen Hauses, der dem Kaiser Conrad zur Eroberung des ihm bestrittenen Burgundischen Reiches behilflich gewesen war, erhielt von ihm zur Belohnung das Land Chablais und Niederwallis als Reichslehen. Von der Zeit datiert die politische Trennung des Walliser Landes in zwey ungleiche Hälften. Aber auch in Hinsicht der Sprache zerfällt dasselbe in zwey scharf geschiedene Theile: 'Der obere, bis einige Stunden oberhalb Sitten (das alte Sedunum) ist deutsch, der untere, mit Siders, Sitten, Martinach, St. Morizen, wälsch (romanisch). Diese Spaltung reicht wohl in die Zeiten hinauf wo die Germanen zum ersten Mahl hier, im Süden Helvetiens, die keltisch-romanische (römische) Bevölkerung bedrängten und unterwarfen.' Daß die späteren Reibungen beider Theile nicht, wie in andern Cantonen, zum Theil einer Glaubensverschiedenheit zuzuschreiben seyen, geht schon aus dem Umstande hervor, daß,

wenn in Wallis die Landestheile durch Geschichte und Sprache verschieden sind, beide dennoch derselben Confession angehören. Daß ihre Spaltung sich befestigte, ist Folge politischer Verhältnisse.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts erhielt das Zäringische Haus die kaiserliche Schirmvogtey über Sitten: es konnte sie aber nicht behaupten; denn im Jahre 1211 erfochten die Walliser, unter dem Banner ihres Bischofes Vanderich (Landri) bey dem Dorfe Ulrichen, einen denkwürdigen Sieg über Herzog Berthold V. Im folgenden Jahre erlitt dieser Fürst bey Raron eine zweyte Niederlage, nach welcher er es nicht wieder wagte gegen die Walliser etwas zu unternehmen. Damit kündigte sich ihnen die Morgenröthe der Freyheit an.

Es herrschte zwischen den Bischöfen von Sitten und den Grafen von Savoyen lange Zwietracht, die vornehmlich dadurch entstand, daß beiderseitige Lehengüter gemischt waren. Der Comitatus Valdensis war kein geschlossenes Territorium; es war nicht jeder Theil desselben einem und demselben Herrn unterworfen, denn die Besitzungen des Grafen von Savoyen erstreckten sich bis in das Gebiet des Hochstiftes, und die des Bischofes bis in das Gebiet des Grafen. Diese Mischung von Besitzungen und Rechten veranlaßte manchen Krieg. Im Jahre 1250 kam es durch Vermittelung von Schiedsrichtern zwischen beiden Gewalthabern zu einem Vergleich, kraft dessen der Graf auf seine Rechte und Ansprüche über Oberwallis, und der Bischof auf die des Hochstiftes über Niederwallis verzichtete. Die Morge, ein am Sanetsch entstehender Fluß, sollte künftighin die Grenzscheide zwischen Ober- und Niederwallis bilden. Dieser Vertrag stiftete aber keinen fortdauernden Frieden.

Der Bischof fand auch in dem zahlreichen Adel,



vorzüglich in den Freyherrn von Gestelenburg, die von ihm Lehen trugen, und über seine Macht eifersüchtig waren, gefährliche Feinde, die erst nach wiederholten Kämpfen unterlagen. Auch ward das Land öfters durch einen Aufstand des freysinnigen Volkes beunruhigt. Einer der heftigsten Bürgerkriege in Wallis war, im Anfange des 15. Jahrhunderts, der Krieg gegen den Freyherrn von Raron, der in der Noth Bern um Hilfe bat. Die Berner, verbunden mit andern Eidgenossen, zogen in Wallis ein. Die tapfern Walliser, durch einen gemeinen Landmann, Thomas Brantschen (auch Thomas in der Bündt genannt), entflammt, retteten ihr Vaterland, in der ruhmreichen Schlacht bey Ulrichen (1419), wo ihr Anführer, der Löwe von Wallis, den Heldentod starb. — Die Erhebung Walthers auf der Flue (de Supersaxo) bezeichnet den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte von Wallis. Unter der Regierung dieses Prälaten eroberten die Walliser ihre natürlichen Grenzen. Denn von den beiden Gewalthabern im Lande, dem Bischofe von Sitten und dem Herzoge von Savoyen, unterlag dieser zuerst dem aufstrebenden Geiste der Oberwalliser. Im Jahre 1475 nämlich wurde Nidervallis durch Oberwallis erobert. In der Walliser Tagsatzung vom 31. December 1476 wurde die künftige Verwaltung des eroberten Theiles fest gestellt. Von nun an sollte das Land jenseits der Morge zu dem Hochstifte von Sitten gehören, und die Anwohner des Sees, nach Leistung des Eides der Treue, unter den Schutz des Bischofes genommen werden. Da es im Lande, heißt es, nur einen geistlichen und weltlichen Herrn geben könne, so habe das Hochstift das dominium directum, oder die Herrschaft, über alle Lehenbesitzungen; die Zins-

pflichtigen sollen ihren Herren die schuldigen Abgaben entrichten u. s. w. Unter den Nachfolgern Walthers auf der Flue verdienen vorzüglich zwey Bischöfe genannt zu werden, Jost von Sillinen, der Urheber der ewigen Richtung (1474) der Eidgenossen mit Oesterreich, welche die gegenseitige Garantie des Besitzstandes feststellte, und somit die Eidgenossenschaft von einer drohenden Gefahr rettete: und Matthäus Schinner, der berühmte Cardinal, die Seele aller Unternehmungen der Eidgenossen gegen Frankreich; von dem François I. sagte: 'Er fürchte die Spitze der Feder und die Schärfe der Zunge des Cardinals von Sitten mehr als die Hellebarden seiner Schweizer' — und 'Dieser geschorene Soldat habe ihm mehr zu thun gegeben als jedes andere gekrönte Haupt.' — Das Hochstift erreichte den Gipfel der Macht, und sank, wie es sich empor geschwungen hatte. Denn später verlor auch der Fürstbischof allmählich den größten Theil seiner Bedeutung. Bis zum Jahre 1798 ward Nidderwallis als unterthäniges Land behandelt; das Wappen des Freystaates zählte sieben Sterne, welche die sieben Zehnten (Dixains) des oberen Landes bedeuteten, nämlich fünf deutsche (Gombs, Brieg, Bisp, Karon, Leuf) und zwey wälsche (Sieders, Sitten); die Bezirke des unteren Landes, zum Gehorchen bestimmt, waren nicht vertreten. Zwey Sterne im Wappen des Bischofes bedeuteten seine weltliche Macht als Comes und Praefectus, Titel, welche der Bischof Wischard um die Mitte des 14. Jahrhunderts annahm. Den bischöflichen Sitz, welcher in der frühesten Zeit zu Martinach (Octodurus) war, und ums Jahr 600 nach der Hauptstadt Sitten verlegt wurde, besetzte, wenn wir nicht irren, bis jetzt kein Unterwalliser.

Die Wirkungen der französischen Revolution empfand auch Wallis. Die Oberwalliser konnten, ihres tapfern Widerstandes und ihres Heldenmuthes ungeachtet, das Eindringen der französischen Truppen nicht hindern. Nun entsagten sie (12. Febr. 1798) ihrer Souveränität über Niderwallis und gewährten ihm endlich den lange vorenthalteneu Antheil an den staatsbürgerlichen Rechten. Den Bemühungen eines Stäpfer und eines Mloys Reding gelang es den ersten Consul dahin zu bewegen, daß er, den 4. April 1802, Wallis für eine unabhängige Republik erklärte, mit Vorbehalt des freyen Durchzuges für seine Truppen. Wie einst T. Quinctius Flaminius die Griechen, so berauschte Napoléon Bonaparte die Walliser mit dem Zauberswort Freyheit. Der erste Trinkspruch den sie ausbrachten war: A Napoléon Bonaparte le Restaurateur de l'indépendance du Vallais! Ihrer Ergebenheit ungeachtet mußten sie (1810) das Haupt unter das Joch des gewaltigen Mannes beugen. Ihr Land ward zum französischen Kaiserreich geschlagen. Endlich, den 12. September 1814, nahm Wallis als 20ster Canton seine Stelle in der Eidgenossenschaft ein.

Obgleich Niderwallis in Folge der französischen Umwälzung einen Antheil an den staatsbürgerlichen Rechten erhalten hatte, so dauerte das Uebergewicht von Oberwallis doch fort, weil ersteres bloß 6 Dixains hatte, (Herens, Gündis, Martinach, Entremont, St. Moriz und Monthey), und die Stimmen welche dem Bischöfe zustehen auf Seiten der alten Vorrechte waren. In unserer Zeit hat man, diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, bestimmt, daß der Generalvicar ein Niderwalliser seyn, und eine Stimme haben solle. — Doch wir schließen hier unsere Uebersicht, um so lieber

weil das oben angekündigte Werk des Canonicus Bocard sich nicht weiter als 1814 erstreckt.

Die eigentliche Geschichte des Walliserlandes von unserm Verfasser nimmt 344 Seiten ein. Darauf folgen S. 345 — 394: Alphabetische Notizen über einige Ortschaften, als Anhang oder Beylage zur Geschichte von Wallis; sodann S. 395 — 400 Inschriften auf Wallis bezüglich, darunter 14 aus der römischen Zeit; S. 401 — 415 ein Verzeichnis der Bischöfe von Wallis; und endlich ein Namen- und Sachregister.

Die Vorrede des Verfassers berechtigt den Leser zu der Hoffnung, er werde in diesem Buche das Ergebnis gründlicher Forschungen finden. Wir nehmen keinen Anstand zu sagen, daß unsere Erwartung geteuscht wurde. Wir können dem Verf. zwar nicht alles eigene Studium absprechen; allein wir müssen leider bekennen, daß er den Schein eigenthümlicher Gelehrsamkeit auch da annimmt, wo er sich lediglich auf frühere Forschung stützt. Einen sehr beträchtlichen Theil der Geschichten von Wallis hat er den Werken von Müller und Gluz-Blotheim entnommen, ohne es immer genau anzugeben, so daß Mancher hier und da glauben könnte, er lese eine ursprüngliche Erzählung wo er eine Uebersetzung liest. Aber das Buch erhält einiges Interesse dadurch, daß es gut geschrieben ist, und die bey Müller zerstreuten Erzählungen und Berichte in demselben an einander gereiht und gruppiert sind. Auf historische Critik darf er, nach unserer Ansicht, keinen Anspruch machen. Wir zeihen den Verf. einer gewissen Leichtgläubigkeit, welche sich mit unserer Zeit, oder doch mit einer gesunden Critik nicht verträgt. Am wenigsten haben uns seine Ausfälle gegen die Reformatoren gefallen. Schmähungen verderben sogar die beste

Sache; man sollte sie auch in einer Oratio pro domo vermeiden. Daß die Reformation ein Werk des Teufels (du démon) war, wird unserm Verf. wohl kein aufgeklärter Katholik, geschweige ein Protestant glauben. War Farel wirklich ein 'charlatan'? Verdient das Betragen der Waldenser, welche Gut und Blut für die Glaubensfreyheit aufopfert, sie, deren Schicksal das Mitleid aller gefühlvollen Herzen erregte, den verächtlichen Namen von 'manoeuvres sacrilèges'? Verträgt sich eine solche Intoleranz eines Dieners Christi mit dem Geiste des Evangeliums? Ein Geschichtswerk darf nicht den Charakter einer Schmähchrift annehmen, wenn es belehren soll.

Die Geschichte des Walliserlandes zu schreiben ist allerdings eine schwierige Aufgabe, schon deshalb weil sie sehr verwickelt ist, aber aus den Quellen geschöpft und richtig dargestellt, wäre sie gewis eine der interessantesten und belehrendsten. Es kommt viel darauf an, wer sie schreibt, ob ein Fremder oder ein Walliser, ob ein Geistlicher oder ein Laie, ob ein Freund der Wahrheit oder ein Parteymann. Wer sie zu erzählen unternimmt, muß nicht bloß die Ueberlieferungen genau prüfen, die Archive eifrig durchforschen, die verschiedenen Berichte vergleichen; er muß auch das Land und dessen Bewohner, ihren Charakter, die Eigenthümlichkeit der verschiedenen Völkerschaften in denselben, genau kennen.

H — y.

### L e i p z i g,

bey H. Hartung 1842. Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beytrag zur Logik und Naturphilosophie. Von C. Frank.

Indem Ref. über vorliegende Schrift Bericht zu

erstatten unternimmt, sieht er sich genöthigt, von vorn herein in seiner Ansicht des Verfassers persönliches Eigenthum von dem zu scheiden, was dem philosophischen Systeme angehört, zu welchem derselbe sich bekennt. Es ist dieses das Hegelsche, und somit darf es nicht überraschen, wenn man in manchen Partien des Buches der ganzen Schwerfälligkeit seiner bekannten Ausdrucksweise, jener scholastischen Manier, die in zehnfacher Wendung und Umwendung des nämlichen sybillinischen Ausspruchs à force de répétition Eingang zu gewinnen sucht, und kurz darauf wieder einer klaren und verständlichen Gedankenentwicklung begegnet, worin der Verfasser — ungehindert von den spanischen Stiefeln seines Systems — leicht und sicher einher geht. Freylich wird er selbst, wie alle echten Anhänger des Meisters, solche kezerische Ansicht perhorrescieren; Ref. hat sich aber bey allem wahrhaften Respect vor Hegels Geist und Tiefsinn nie bequemen können, die Gewalt, welche er der Sprache angethan, gut zu heißen oder gar als untrieglichen Merkmal philosophischer Vollendung zu betrachten. Dieses schwerfällige Ringen nach dem entsprechenden Ausdruck erscheint vielmehr als Beweis des noch nicht zu vollendeter Form gelangten Gedankens, als ein Mangel, in dessen absichtlicher Pflege und Nachahmung man sich wahrlich nicht gefallen sollte. Fehlte es etwa Lessing an Schärfe und Tiefe des Denkens, und hat er nicht für seine Gedanken stäts den congruenten und verständlichen Ausdruck in der Sprache zu finden oder zu schaffen gewußt? Ja, ist es nicht häufig genug, auch Hegel gelungen, durchaus klar und jedem höher Gebildeten verständlich zu schreiben? Wozu also das Wohlgefallen seiner Schüler, gerade im Unwesentlichen und Mangelhaften der Form dem

Meister nachzueifern, statt seine tiefen, befruchtenden Gedanken aus dem Verbau eines dunkeln, schwerfälligen Stils ans Licht zu ziehen! Sehen wir doch an Rosenkranz, Fichte d. J. und einigen Andern, wie sehr unsere Sprache auch den Bedürfnissen der neuesten philosophischen Gedankenentwicklung Genüge zu thun im Stande ist.

Glücklicherweise finden wir unsern Verf. nur partiell in den Banden jener abstrusen Redeweise befangen. Auch ist er keinesweges gesonnen, bey seinen Untersuchungen über die Stellung der Mathematik innerhalb der Philosophie die von Hegel vorgezeichneten Grenzen anzuerkennen. Namentlich bedurfte es nach seiner Ansicht 'einer Ableitung der Figuren, des Elements der Geometrie, welche — um diese wissenschaftlich zu begründen — als die immanenten Formen des Raumes zu begreifen sind;' eine Aufgabe, die in Hegels Naturphilosophie durchaus ungenügend behandelt sey, da sie kein Princip zur Deduction der bestimmten Figuren darbiete. In dem Nachweise dieser so wesentlichen Lücke stimmt der Verf. völlig mit Weiße überein, wenn dieser (in den Berl. Jahrb. für wiss. Critik) sagt: 'befremden müsse die unklare zweydeutige Stellung, welche das Hegelsche System zu den Principien und begrifflichen Grundlagen der Mathematik eingenommen habe, dadurch, daß es in der Logik nur auf Arithmetik, Analysis und den Begriff des Unendlichen eingehe, die Begriffe des Raumes dagegen, der Bewegung und Masse, also die Grundlagen der Geometrie und reinen Mechanik, dort ganz unerörtert lasse, später aber in einer Weise aufnehme, als ob sie sich zu den dort verhandelten Grundbegriffen der Mathematik als ein Aeußerliches verhielten.'

Der Inhalt der vorliegenden Schrift zerfällt in

drey Theile. Der erste ('das Element der Mathematik' überschrieben) sucht unter der Kategorie der Größe die Begriffe des Großen überhaupt, dann der Zahl und des Verhältnisses, unter der der Figur dagegen die Grundbegriffe des Raumes und der Zeit zu entwickeln. Vorzügliche Beachtung verdienen die in freyerer Form gehaltenen Anmerkungen, und unter ihnen namentlich eine ziemlich ausgedehnte (S. 46 — 61) über Stellung und Verhältnis der Hegelschen Naturphilosophie zu denen von Schelling und Kant, worin das Unzulängliche der Grundansichten dieser Philosophen dargelegt wird. Daß aber auch Hegel unserm Verf. nicht vollständig genügt, geht aus folgenden Worten hervor, die zugleich als eine Probe des ihm eigenen Stils betrachtet werden mögen: 'Die Natur ist das an sich selbst Empirische. Hegel sagt, die Naturphilosophie habe ihre Resultate in der Natur nur nachzuweisen, so daß dies als nebenbey erschiene. Dies ist aber ungenau ausgedrückt, da sie vielmehr nur durch diesen Nachweis erst wahre Resultate werden. Denn der Begriff von einem Aeußerlichen ist ohne die Anschauung desselben unvollendet. Darum ist Naturphilosophie nicht Logik, wo allein das freye reine Denken den Begriff vollbringt. Wer des sinnlichen Vermögens überhaupt entbehrte, für den wäre die Natur auch nicht im Begriffe.' Nach solchen Aeußerungen, die von des Verfassers Selbständigkeit und Unbefangenheit Zeugnis geben, befremdet um so mehr die darauf folgende Erörterung über Raum und Zeit in wohlbekannter Hegelscher Redeweise, wo das unablässige Spiel mit dem Negieren nur dazu dient, Begriffe ins Trübe und Dunkle zu rücken, die in ihrer anfänglichen Fassung dem Verständnis offen genug lagen. Eben dieses Spiel wird nun weiter



verfolgt, um die Begriffe von Linie und Richtung zu gewinnen, die dann weiter zu denen von Ebene und Körper führen. Die Sprache ist hier nicht die des Verfassers, sondern seines Systems; als Probe diene eine Stelle über den totalen Raum (Seite 80):

‘Das Ellipsoid stellt die Rückkehr der Ebene aus aller Richtung zu sich selbst dar. Es enthält demnach alle Richtung, d. h. das ganze Sich-Richten des Raumes, sein Unterscheiden ist in ihm beschlossen, es selbst, und der Körper überhaupt ist totaler Raum. Dies ist jetzt zu betrachten, wie mit dem Außersichkommen der Ebene das Sich-Unterscheiden und Richten des Raumes überhaupt aus ist. — Der unmittelbare Raum war das ruhige Auseinander, die reine Sich-selbst-Gleichheit. Dieser zeigte sich als Abstraction an ihm selbst; dem Raume trat als seine Negation die Zeit gegenüber. Diese aber erwies sich als die eigene Negation des Raumes in sich selbst, der sich damit zur Einheit seiner und der Zeit, zum wirklichen Raum bestimmte, — die Ruhe in der Unruhe, die Sich-selbst-Gleichheit in dem Unterschiede seiner von sich selbst. Dieser wirkliche, lebendige Raum mußte sich selbst bestimmen. Der bestimmte Raum war die Ebene. Aber als der allgemeine unterscheidet sich der Raum von sich als dem bestimmten; die Ebene war nur eine Bestimmtheit in ihm, — doch eine solche, die selbst Raum ist. So bildet sie die Körper, welche demnach Räume in dem Raume sind, so daß der Raum vielmehr als das Außereinander seiner selbst erscheint, als daß er bey sich selbst wäre.’ U. s. w.

Im zweiten Theile, der das mathematische Erkennen zum Gegenstande hat, treffen wir vorherrschend auf des Verf. eigene Gedanken und

Darstellung, die uns (z. B. in den Betrachtungen über die Symbolik der Mathematik) auf erquickliche Weise wieder in die Region unserer Muttersprache führt. Hier, wie im dritten Theile — Entwicklung der Mathematik — erkennt man mit Vergnügen den sachkundigen Bearbeiter seines Stoffes, der sich nicht in bloßen Allgemeinheiten bewegt, sondern die Gliederung der Wissenschaft bis ins Einzelne verfolgt, ohne sich gleichwohl in Nebendinge zu verlieren. Nur ein mathematisch durchgebildeter Leser vermag hier dem Vf. mit Leichtigkeit zu folgen, wird freylich nicht alle Aussprüche und Gründe billigen können (so z. B. über die Unfähigkeit der Kegelschnitte zur Rectification), sich aber von manchen geistvollen und treffenden Bemerkungen (u. A. über Krause's vermeintliche philosophische Deduction der Curven) angezogen und überhaupt durch einen Hauch von Frische und Lebendigkeit erquickt fühlen, der namentlich den Schluß der Schrift durchweht. Dieselbe verdient daher in Beziehung zur Hegelschen Philosophie gewiß nicht minder Beachtung, wie früher die inhaltsverwandten Schriften von J. J. Wagner und Fries in Bezug auf die, von diesen Männern vertretenen philosophischen Systeme. A.

### B r a u n s c h w e i g ,

bey Otto 1842. Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johannes von Bruno Bauer. Dritter und letzter Band. 341 S. in Octav.

Es war ein schreckliches Zeichen der Zustände auf dem theologischen und kirchlichen Gebiete des Protestantismus, daß ein Mann, wie der Verfasser vorstehender Arbeit, der nicht nur der Theologie, sondern dem ganzen Christenthume offen Hohn spricht, es nur wagen konnte, auf einen theologischen Lehrstuhl Anspruch zu machen, daß ein Cultusministerium sich noch

veranlaßt sehen konnte, theologische Bedenken einzufordern, und daß wenigstens die Stimmen Einzelner nicht ferne davon gewesen sind, Lehrfreyheit mit Lehrfrechheit zu verwechseln. Die unsinnige Critik, welche der Verf. in den früheren Bänden anwendet, um die Evangelien als reine schriftstellerische Fictionen zu erweisen, ist in diesem Bande, der das spätere Evangelium als eine verunglückte Umbildung des Urevangeliums und der früheren Evangelien darstellen soll, maßlos überboten, wie überall die feindselige Stimmung gegen Christenthum, Theologie und Kirche. Wer aber, wie der Verf., im Stande ist, auszusprechen, daß das Christenthum die absolute Willkür sey, die Abstraction von allem lebendigen, sittlichen und bestimmten Inhalte des menschlichen Geistes, daß das Christenthum erst in der französischen Revolution richtig gewürdigt, daß die Kirche die verkehrte Welt sey, daß in dem Christenthume der Vampyr der geistigen Abstraction sein Werk vollendet, Saft und Kraft, Blut und Leben der Menschheit bis auf den letzten Blutstropfen ausgesaugt habe, daß es in den Evangelien in keinem, auch nicht dem kleinsten Abschnitte, an Anschauungen fehle, welche die Menschlichkeit verletzen, beleidigen, empören, — wer über die Theologie und die Theologen aussprechen kann, daß sie Hämmlinge seyen, daß der Theologe die Beweise der Critik (NB. des Hn Bruno Bauer) nicht anerkennen dürfe, weil er sonst auf seine Angst, seiner erbärmlichen Fragen auf einmahl los zu werden, 'auf eine Angst, in der allein sein Selbstgefühl besteht,' Verzicht leisten müßte; 'er würde ja frey, er würde Mensch; als Theologe aber muß er Knecht, muß er Unmensch seyn' &c., — wer von sich sagen kann: 'es ist nur Gnade von meiner Seite, wenn ich ihren Argumenten noch einmahl Leben einhauche, und ihnen gegen die Vernunft auf die Beine

helfe, und habe ich sie dann ihre Ohnmacht zu guter Letzt noch einmahl fühlen lassen, so wird dem Critiker die letzte Wendung gegen sie frey stehen, daß er sie mit Verachtung liegen läßt, und ihnen in dieser letzten Form beweiset, daß sie die Critik in ihrem Triumphzuge nicht aufhalten können,' — wem die Theologie das Truggewebe einer höllischen Apterwissenschaft ist, 'der dunkle Fleck der neueren Geschichte,' — dem fehlt nicht etwa christlicher Glaube und christlicher kirchlicher Sinn, nein — der gesunde Menschenverstand, und der läßt der Critik freylich nichts übrig, als aufrichtig zu bedauern den Mann, der solches Zeug schrieb, den Verleger, der es druckte, und das Publicum, dem es geboten wird. Die Theologie und Kirche wird wohl das große Resultat der Critik des Verfassers: 'S. 314. Wenn nun nichts mehr von dem, was wir in den Evangelien lesen, als Aussage über Jesus betrachtet werden kann, so ist für den Theologen, dem es um diesen Menschen und um geschichtliche Notizen über ihn zu thun ist, der dafür kämpft, daß die Kleider dieses Menschen so und so vertheilt und verlost worden sind, daß man ihm diesen oder jenen bitteren Trank am Kreuze gereicht hat, daß er so und so oft über den See Genesareth gefahren ist, die Sache sehr ernst geworden. Welchen fürchterlichen Charakter dieser Ernst annehmen muß, werden wir allein schon daraus abnehmen können, daß man sich nicht gescheut hat, die Notiz des Tacitus, Christus sey unter Tiberius durch Pontius Pilatus hingerichtet worden, als den schlagendsten Beweis dafür, daß 'ein Christus existiert hat' anzuführen' &c. — um so weniger zu fürchten haben, als es vollkommen genügt, die Aussprüche und Anschauungen des Verfs nur vorzuführen, um sie damit auch der Verachtung und — Vergessenheit zu übergeben. Kollner.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

105. Stück.

Den 1. Julius 1844.

---

B e r l i n ,

bey Duncker und Humblot 1843. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Vierter Band. 542 Seiten. Fünfter Band. 502 Seiten in Octav.

Wer von dem Lesen der drey ersten Bände vorliegenden Meisterwerkes deutscher Geschichtschreibung (vergl. Gel. Anz. 1840. St. 86. 87; 1841. St. 138.) zu dem jetzt zu besprechenden vierten und fünften übergeht, könnte leicht den Eindruck haben, der Verfasser sey, wie es ja in den mittleren Gegenden eines Dramas wohl zu geschehen pflegt, etwas von seiner ersten Frische und Lebendigkeit herabgesunken, erscheine deshalb in manchen Ausführungen minder anziehend, wisse wenigstens den Leser nicht in derselben Spannung zu erhalten. Selbst wenn dieser Eindruck wahr wäre, dürfte darin noch nicht eben ein Tadel erblickt werden; denn die Geschichtschreibung hat eine andere Aufgabe, als die der Unterhaltung; und wenn Ranke durch seine meisterhafte Ausführung jenen Zweck

bisher daneben erreicht hat, so hat er ihn doch sicher zunächst nicht versprochen, und kann dafür nicht in Anspruch genommen werden. Sehen wir aber näher nach, worin denn das Sinken der historischen Muse in diesen zwey Bänden etwa gefunden werden könnte, so ist vor Allem der Stoff daran Schuld, der bey aller Wichtigkeit und Bedeutsamkeit doch nicht mehr des Ueberraschenden so viel enthält, wie in den frühern Stadien der Reformation. Wodurch waren doch die drey ersten Bände dieser Ranke'schen Geschichte so überaus ergreifend und anziehend? Wir haben uns bey der Anzeige derselben in diesen Blättern darüber bereits ausgesprochen. Es war vor Allem die scharfe Auffassung und lichtvolle Nebeneinanderstellung der seltsamen Gegensätze innerhalb jener Zeit, die durch die Gewalt der Umstände zu sehr eigenthümlichen Combinationen verknüpft, bey aller Feindschaft gegen einander doch zur Erreichung der nächsten Zwecke genöthigt waren neben einander herzugehen. Ranke's Darstellung wurde vor Allem dadurch so ergreifend und frisch, daß er das Ueberraschende und förmlich Frappante dem Leser vorzuführen wußte, was etwa darin lag, wenn die Protestanten auf einige Zeit keinen bessern Verbündeten hatten, als den Papst, so bald es darauf ankam, dem Kaiser augenblickliche Verlegenheit zu bereiten, oder wenn bey der bunten Besetzung des europäischen Welttheaters der allerchristlichste König von Frankreich nicht selten mit dem Sultan als verbündet auftrat; kurz das Enthüllen der so seltsam, ja neckisch verschlungenen Knoten damahliger Politik auf dem geistlichen wie weltlichen Gebiete war für den Scharfblick unsers Historikers eine der dankbarsten Aufgaben seiner Darstellung. Dergleichen Combinationen fehlen nun freylich auch in diesen

späteren Zeiten der Reformationsgeschichte keinesweges, die handelnden Mächte sind noch immer dieselben, Kaiser, Papst, protestantische Fürsten, Frankreich, die Türken; die Verhältnisse sind noch gleich verwickelt, ja verwickeln sich noch immer mehr, je näher die Handlung der Katastrophe zueilt; aber sie wiederholen sich nur; es sind meist schon dagewesene Stellungen, die hier wiederkehren, und da begreift es sich, wie sie für einen Leser, der mehr unterhalten als belehrt seyn will, leicht etwas Ermüdendes erhalten. Die späteren Zeiten des Schmalkaldischen Bundes haben ja wirklich dadurch etwas Abspannendes, daß der längst erwartete Schlag immer wieder durch eine wenn auch in den Motiven neue, dennoch der Sachlage nach schon da gewesene Combination der Umstände weiter hinaus geschoben wird. Dies Hin- und Herziehen in den Entwürfen des Kaisers, der wenn er schon den Arm zum Schlage ausholen will, sich bald wieder durch die Franzosen, bald durch die Türken, bald durch den heil. Vater selbst aufgehalten sieht, dies stäte Verhandeln, Bündeschließen, Rüsten, dies Spiel der Diplomatie, noch vermehrt durch die Frage wegen Beschickung des Tridentiner Concils durch die Protestanten, ist allerdings nicht geeignet, dieselbe Anziehungskraft zu äußern, wie das erste Auftreten der weltbewegenden Ideen der Reformation. Nicht dem Verfasser ist es also zuzuschreiben, wenn das Gemählde minder bewegt ausfällt, sondern dem Stoffe.

Derselbe Umstand läßt sich auf andere Weise aufgefaßt auch so ausdrücken: es ist weniger ein Kampf der Geister, der um diese Zeit durchgeführt werden mußte, als ein Kampf der materiellen Kräfte, der Waffen, und ihrer so nothwendigen Ergänzung in den finanziellen Mitteln. Vor Allem,

die gewaltige Gestalt Luthers, die bisher so entschieden den Mittelpunkt des Dramas bildete, tritt jetzt theils wegen seines Alters, theils wegen der selbständig gewordenen Stellung der von ihm eingeführten Ideen, mehr zurück. Nachdem das evangelische Princip sich innerhalb und außerhalb Deutschlands seinen Kreis erworben hatte, mußte die persönliche Bedeutung eines einzelnen Mannes zurücktreten; ja der Umstand, daß aus der geistigen Bewegung, die er angeregt, sich bald noch andere und zwar destructive Gewalten erhoben, gegen die dann Luther nicht die Aufgabe des Förderns und Befreyens, sondern umgekehrt die des Zurückdrängens und Niederhaltens durchzuführen hatte, dieser Umstand, der weniger das glänzende Talent des begeisterten Partenhauptes, als vielmehr die minder anziehende Rolle des Besänftigers, des Hinhaltens bey ihm hervor treten ließ, trägt auch dazu bey, die Ereignisse weniger effectvoll zu machen.

Gleichsam bedingt durch diese Beschaffenheit des Stoffes ist auch die äußere Darstellung, man könnte sagen Ausmahlung durch den Griffel des Historikers. Wir haben bey den frühern Anzeigen mehrfach darauf hingedeutet, wie der Verfasser in der Zeichnung des Einzelnen sich größere Freyheiten erlaube, als man bisher bey einem deutschen Historiker gewohnt war, wie er durch kleine eingeflochtene Schilderungen, gleichsam Federzeichnungen anziehender Züge, eine gewisse Anschaulichkeit herbey zu führen gewußt hat, die freylich nicht weiter getrieben werden durfte, wenn sie nicht den Vorwurf des Manierierten und Preciösen auf sich ziehen sollte. Dergleichen kehrt nun in diesen letzten beiden Bänden nicht eben wieder. Man wird die Kunst des Verfassers, die Begebenheiten objectiv zu machen, hier nie weiter getrieben sehen, als



es wirklich zur anschaulichen Zeichnung gehört, nicht eben Züge beygefügt sehen, die als zur Sache nicht gehörig nur als Illustration gelten könnten; und in der That die Darstellung hat dabey nichts verloren; denn wo es gilt, anschaulich zu werden, z. B. in der Schilderung der Schlacht bey Mühlberg, da tritt die Gewandtheit des Verfassers in aller Kraft hervor, und liefert ein Gemälde, das jener kleinen Zugabe der Schilderung von Rüstungen, Waffen und dergl. nicht bedarf, um ergreifend zu werden. Hat sich der Verfasser also auf diese Art selbst eine Art von Zwang auferlegt, so ist dagegen das über den Stil und die Redeweise früher Gesagte noch ganz auch bey diesen beiden Bänden in Geltung. Dieselbe Vorliebe für kurze, abgebrochene Sätze, dasselbe Vermeiden längerer Perioden; und kaum möchte der Leser, dem dieser Rankesche Stil lieb geworden, auch daran gern etwas geändert sehen; er bleibt so originell, so mit der ganzen Darstellungsweise verwachsen, daß er gleichsam zur Sache selbst gehört.

Ueber die neu aufgefundenen Quellen, wodurch der Verfasser so manche Punkte der Geschichte in ein bisher unbekanntes Licht zu sehen weiß, ist gleichfalls früher schon das Nöthige mitgetheilt; es war anfangs die reiche Ausbeute, die aus Einsicht der Acten in den wichtigsten deutschen Archiven gewonnen werden konnte, gleichsam ein Bericht aus den letzten möglichen Quellen; es war sodann eine Einsicht in die politische Correspondenz, besonders des Kaisers Carl und des ihn umgebenden Fürstenkreises, wie sie der Verfasser in den Archiven und Bibliotheken zu Brüssel und Paris sich erworben. Diese zwey letzten Bände enthalten nun vielfach die Frucht jener Studien; bey mancher Frage, wo die Geschichte bisher keine Lösung zu finden wußte,

oder auf ein völlig ausreichendes Urtheil verzichten mußte, weil für die ihr allein zugänglichen Thatsachen eine mehrfache Deutung und Auffassung möglich war, kann der Verfasser durch Einsicht in Briefe, die etwa Carl V. mit seinem Bruder Ferdinand, oder mit einem andern Vertrauten gewechselt hat, mit völliger Sicherheit den Gesichtspunct feststellen, und die Frage auf eine wohl nicht weiter zu übertreffende Weise erledigen. Es tritt hier auf diese Art ein Pragmatismus hervor, der sich von allen frühern Versuchen dieser Art dadurch wesentlich unterscheidet, daß hier nicht etwa psychologisch verfahren, nicht aus Auffassung der Charaktere, Nachspüren der Motive raisonnirt wird, sondern überall Thatsachen die Argumente ausmachen, daß über zweifelhafte Dinge ein Licht verbreitet wird, wie es wiederum nur aus andern bisher unbekanntem, oder doch minder beachteten Thatsachen gewonnen ist. Am entschiedensten tritt auf diese Art der Vorzug eines Realpragmatismus hervor gegenüber den Versuchen einer nach vorgefaßten Ideen construierenden Geschichte, womit seit einiger Zeit eine gewisse philosophische Schule, wenn auch zunächst nur auf dem Gebiete der Dogmengeschichte, uns bedrohete. Es ist das volle Gewicht des Argumentirens mit Thatsachen, des Belegens oder vielmehr des Umkleidens jeder Behauptung mit factischen Beweisen, wodurch hier die volle Objectivität gewonnen wird anstatt jener falschen Objectivität, die überall sich selbst den Weg nach Belieben durch die Masse der Einzelheiten bricht, und hinterher die Leser glauben machen will, darin nur die Momente der sich selbst entwickelnden Idee gefunden zu haben. Von allem Systemmachen, Einfügen des Stoffes in vorher beliebte Kategorien findet sich hier nicht die leiseste Spur; aber den-

noch ordnet sich der Stoff wohl nirgends so übersichtlich, so abgegrenzt; doch lediglich deshalb, weil der Verfasser die Mühe nicht scheute, die Fäden aufzusuchen, wie sie selbst im Verlaufe der Dinge sich gestaltet haben; er hat dem Pragmatismus der Dinge selbst nachgespürt, und mit glücklichem Tacte heraus gefunden, so daß es eines gemachten Systems nicht bedurfte, um Alles an Ort und Stelle unterzubringen.

Um nun diese Angaben über das historische Verfahren Ranke's mit einigen Beispielen zu belegen, so war wohl in der bisherigen Reformationsgeschichte keine Aufgabe so ungenügend gelöst, als eine feste Ansicht über die seigentlichen Tendenzen Kaisers Carl V. zu gewinnen. War etwa Politik bey ihm der Haupthebel seiner Handlungen, und dagegen Religion nur ein geeigneter Vorwand, um dahinter seine Entwürfe zu verstecken? Wie oft ist nicht dieser Gesichtspunct geltend gemacht, und dafür mit recht einleuchtenden Gründen auf des Kaisers Stellung zum Papste hingewiesen, den er in seiner Stadt zu belagern und gefangen zu nehmen kein Bedenken trug, dem er nach Beendigung des Schmalkaldischen Krieges keinesweges den Gefallen that, die Asche Luthers in Wittenberg zu beschimpfen, oder den unterjochten protestantischen Ständen und Städten den abgeworfenen Glauben mit Gewalt wieder aufzuzwängen. Wie oft ist nicht die Ansicht ausgesprochen, Carl V. habe nur die politische Einheit seiner Staaten vor Augen gehabt, ohne sich um die religiösen Fragen ernstlich zu kümmern, habe in den Schmalkaldischen Fürsten nur die politische, gegen seine kaiserliche Autorität bewaffnete Partey vor Augen gehabt, ohne deren Abweichung von der kirchlichen Einheit sonderlich zu beachten! Statt dessen ist hier durch Ranke's Nachweisungen gerade das Gegentheil von

dieser Ansicht über Carls Tendenzen unumstößlich erwiesen. Nicht bloß die sorgfältigere Zusammenstellung der auch sonst schon bekannten Thatsachen, sondern mehr noch Mittheilungen aus des Kaisers Correspondenz, die gleichsam Blicke in die geheimsten Gedanken desselben eröffnet, lassen darüber keinen Zweifel, daß er das alte Kaiserideal in vollestem Umfange zur Durchführung zu bringen suchte, wonach in demselben nicht bloß das politische Haupt der gesammten Christenheit erblickt wird, sondern auch die kirchliche Einheit dazu eine unerläßliche Bedingung ist. Es war das Kaiserideal nicht etwa im Sinne der Gregore und Innocenze, wonach der weltliche Arm sich nur dem geistlichen dienstbar erweisen soll, es war dasselbe vielmehr im Sinne eines Justinian und der Hohenstaufen, das Carl zu verwirklichen gedachte, und wozu ihm seine Stellung zu den christlichen Ländern, von denen seine Hausmacht allein schon einen so bedeutenden Theil ausmachte, so einladend erschien. Nur aus diesen Entwürfen, die kirchliche Einheit der Christenheit aufrecht zu halten, erklärt sich die ganze Stellung, die er zu der Reformation selbst einnahm. Er hatte sich überzeugt, daß dieselbe ein hinreichendes Recht in den kirchlichen Mißbräuchen hatte, woraus der erste Anstoß dazu hervor gegangen war; darum betrieb er das Concil, durch das er eine Abstellung eben dieser Mißbräuche zu erlangen hoffte, darum war es seine Absicht, daß zu Trient vor Allem die Reform betrieben werden solle, um so den Protestanten jeden Vorwand zur Lostrennung abzuschneiden, darum war er so ungehalten, als der Papst statt dessen vor Allem auf die Feststellung der streitig gewordenen Dogmen drang.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

106. 107. Stück.

Den 4. Julius 1844.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation von Leopold Ranke. Vierter und Fünfter Band.'

Nur aus Carls Entwürfen zur Herstellung einer kirchlichen Einheit begreift sich die Form seines Interims, gleichsam eine Anordnung der kirchlichen Verhältnisse aus kaiserlicher Machtvollkommenheit; vielleicht schwebte dem Kaiser selbst dabey anfangs die Nothwendigkeit vor, wie dies die Protestanten denn auch nicht anders erwarteten, daß die Verbindlichkeit des Interims allgemein, auch für die katholisch gebliebenen Stände im Reich geltend seyn sollte, und nur als er die Unterworfenen zu dessen Annahme zwingen konnte, auch ohne die katholischen Stände zu derselben Annahme zu nöthigen, ließ er es bey jener theilweisen Durchführung bewenden. Ist dabey in Carls Handlungen ein gewisses Schwanken und Hinhalten nicht zu verkennen, so kommt dies doch allein auf die Mittel zur Ausführung seiner Pläne, nicht auf diese selbst

hinaus. Er liebte es, dieselben möglichst zu verdecken, sich den letzten Entschluß noch immer offen zu erhalten; aber jener Grundzug seiner Entwürfe ist dabey nie zweifelhaft zu nennen. Es muß hienach als ein wirklicher Gewinn der geschichtlichen Anschauung betrachtet werden, daß dieser Punct durch Rankes Forschungen als festgestellt gelten kann, und das historische Urtheil über Carl nicht weiter schwanken wird. Noch des Kaisers letzte Regentenhandlung, die Niederlegung seiner Kronen, wird nur hinreichend begriffen werden können, nicht aus Unmuth über die mißlungene Wiedereroberung von Mex, sondern allein weil er sich in der Hauptaufgabe seines Lebens, in der Herstellung der kirchlichen Einheit der abendländischen Christenheit, gescheitert sah, wie er denn auch bey allen Bedrängnissen durch die Waffen des Kurfürsten Moriz während der Verhandlungen, die dem Passauer Vertrage voraus gingen, um keinen Preis die gestellte Forderung bewilligt hätte, Frieden auf alle Fälle, es komme eine kirchliche Vereinbarung zu Stande oder nicht, weil dies ja hieß, den einen großen Plan seines Lebens unwiederbringlich aufgeben. Kaisers Carl V. gewaltige Gestalt ist also hiernach forthin nicht mehr ein geschichtliches Räthsel, sondern nach seinen Plänen und Entwürfen völlig anschaulich und klar.

Sehr gespannt waren wir, durch die Mittheilungen des Verfassers aus Quellen, wie sie wohl nicht vollständiger aufgefunden werden können, Aufschluß über das bekannte Dunkel bey der Gefangennehmung des Landgrafen Philipp zu erhalten, namentlich ob dabey der grobe Betrug gespielt sey, wie die gewöhnlichen Nachrichten wissen, daß nämlich in den schriftlichen Entwurf, worin Philipps Unterwerfung verfaßt war, das bekannte falsum

eingeschwärzt sey 'nicht zu ewiger Gefangenschaft' statt 'nicht zu einiger.' Gründlicher, als Ranke die Vorfälle untersucht und Einsicht der Acten genommen hat, wird wohl schwerlich eine Prüfung wieder vorgenommen werden können, und das Resultat ist, daß eine Leuschung Statt gefunden hat, wenn auch nicht ganz auf die gewöhnlich angegebene grobe Art. Es enthält ja der erste Entwurf zur Aussöhnung des Landgrafen mit dem Kaiser, worüber diesem Vortrag gehalten ist, (gedruckt bey Bucholz IX. 423) ausdrücklich die verhängnisvollen Worte: *ne tournera à peine corporelle ou perpetuel emprisonnement*; der Kaiser hat dies immer behauptet, und die beiden vermittelnden Kurfürsten, Joachim II. von Brandenburg und Moritz haben dies völlig anerkannt. Wenn nun beide dennoch in ihren Verhandlungen mit Philipp demselben eine Capitulation vorlegten, worin hiervon kein Wort enthalten ist, so geschah es lediglich in der Ueberzeugung, daß jener erste mit dem Kaiser verhandelte Entwurf längst beseitigt sey, und nur solche Bedingungen in Frage kämen, wie sie nach demselben viel günstiger von ihnen durchgesetzt waren. Der Kaiser ließ sie in dem Wahne, der erste Entwurf sey eben nur etwas Vorläufiges gewesen, weil davon bey den späteren an die Stelle getretenen Verhandlungen nicht mehr die Rede war. Es war dem Kaiser aber bekannt, daß die Kurfürsten von dieser Annahme ausgingen, denn nur so war es möglich, daß sie dem Landgrafen freyes Geleit zusagten, daß sie manche andere Dinge verabredeten, die sich auf die Rückkehr des Landgrafen bezogen. Der Kaiser sah den Sturm vorher, den jene beiden gegen ihn erheben würden; er spricht über diese Erwartung in einer von dem Verfasser mitgetheilten

Correspondenz mit seinem Bruder Ferdinand, be-  
ruft sich aber für seinen Plan, den Landgrafen  
festzuhalten, auf jenen ersten Entwurf. Eine  
Tauschung ist also geschehen, aber nicht auf die  
angebliche grobe Weise, daß man in den Verhand-  
lungen die Worte gefälscht hätte, sondern indem  
man die vermittelnden Kurfürsten veranlaßte, frü-  
here wirklich geschehene Vorschläge als aufgegeben  
zu betrachten, indem man Alles that, sie in diesem  
Glauben zu bestärken, und dabey längst entschlos-  
sen war, auf die bekannte gewaltsame Weise zu  
verfahren. Das moralische Urtheil über solch Ver-  
fahren ist also dasselbe, wie es bey der gewöhn-  
lich angenommenen Arglist lauten muß; nur ist  
einzuräumen, daß der Betrug mehr sich der Künste  
der Diplomatie als der Diplomatie bedient hat.

Eben so muß man dem Verfasser dankbar seyn  
für die Aufschlüsse, die er über die so zweydeutige  
Stellung des Kurfürsten Moriz während des  
Schmalkaldischen Krieges mitgetheilt hat. Ueber  
Niemand hat wohl das Urtheil mehr geschwankt,  
als über diesen anfänglichen Verräther und späte-  
ren Errecker der evangelischen Freyheit in Deutsch-  
land. Wie schon bemerkt, ist nicht das psychologi-  
sche Motivieren Sache unsers Verfassers; auch hier  
raisonniert er nur mit Thatsachen. Dem Leser  
werden die Verhältnisse dieser jüngern sächsischen  
Kurlinie zu der ältern, die mancherley Reibungen  
vorgeführt, die gewöhnlich nur Kleinigkeiten betra-  
fen, also nicht Grund und eigentliches Wesen des  
Streites, wohl aber äußerst bezeichnende Gelegen-  
heiten seyn konnten, um den längst vorhandenen  
Familienzwist zu einer unheilbaren Zwietracht an-  
zufachen, und so den ehrgeizigen Moriz weg von  
seinen Glaubensgenossen dem Kaiser in die Arme  
zu treiben, besonders als dieser den Besitz der



Stifter Magdeburg und Halberstadt als den Preis kannte, wofür Moriz zu haben war. Das Verdienst des Verfassers besteht hier darin, aus den Verhandlungen zwischen Moriz und den Schmalkaldener Verbündeten, wie zwischen ihm und dem Kaiser das stufenweise Zustandekommen des Entschlusses nachgewiesen zu haben. Ranke kann auch hier aus den jetzt eröffneten Quellen vorlegen, bis zu welchem Tage Moriz sich noch beide Entscheidungen offen erhielt, wie er vermied, offen mit Johann Friedrich zu brechen, oder sich offen dem Kaiser zu übergeben. Moralisch gerechtfertigt wird Moriz auf diese Weise zwar nicht mehr, als es auch nach den bisherigen Quellen möglich war; vielleicht steht seine Sache noch etwas mislicher als früher, da wirklich der zugesprochene Besitz jener beiden Stifter doch wohl bey ihm den Ausschlag gegeben hat. Die Geschichte hat dagegen den Gewinn, auch hier Alles auf klar gezeichnete Züge zurück gebracht zu sehen.

In der Geschichte des Schmalkaldischen Krieges selbst wird das übliche Urtheil über die von den Protestanten begangenen Fehler dahin zu berichtigen seyn, daß dieselben weniger strategischer als politischer Art waren. Der Hauptvorthail auf Seiten des Kaisers lag darin, daß er wußte, was er wollte, und was so wohl er als seine Gegner vermochten, daß dagegen diese sowohl über die Pläne als die Hilfsquellen des Kaisers im Dunkel waren. Bey dem Feldzuge an der Donau, wo der tüchtige Schärtlin anfänglich unleugbare Vortheile davon trug, ging eigentlich Alles dadurch verloren, daß den Schmalkaldenern die Stellung Bayerns zum Kaiser unbekannt war. Sie trauten der neutralen Stellung, die Herzog Wilhelm von Bayern äußerlich annahm, während er doch in der That sich

längst mit dem Kaiser verbunden hatte. Ihre Instruktionen an den Feldherrn, um keinen Preis bey den Operationen das bayerische Gebiet zu verletzen, weil dies nach der Drohung Wilhelms die Folge haben werde, daß er sich für den Kaiser erkläre, hinderten Schärtlin an der Verfolgung seiner Vortheile; und doch war, was auf diese Art verhindert werden sollte, Bayerns Zutritt zur Sache des Kaisers, längst erfolgt.

In der Ausführung des Krieges selbst, namentlich in der Zeichnung der Schlacht bey Mühlberg haben wir schon das ganze Talent des Verfassers gerühmt. Es gehört diese Ausführung zu den anziehendsten Stücken der vorliegenden beiden Bände.

Auf dieselbe Art wie der Abfall des Kurfürsten Moriz von der evangelischen Sache dargestellt war, wird auch seine Rückkehr zu ihr entwickelt. Der Verfasser weist die einzelnen Schritte nach, die auf dieser Bahn von Moriz geschahen; er zeigt die ersten Symptome einer Veränderung in dessen Politik, die Anfänge einer Ausöhnung zwischen den beiden sächsischen Linien, und wiederum ist hier die Zeichnung meisterhaft, wie die Häupter der ältern und jüngern Kurlinie von entschiedenem Mißtrauen zu vertraulicher Annäherung und endlich zum wirklichen Bündnisse mit einander übergehen, daß endlich durch auswärtige Hilfe verstärkt mächtig genug wird, um dem Kaiser die so eben verlorene Freyheit des Evangeliums wieder abzugewinnen. Bey Begründung des Verfahrens des Kurfürsten Moriz läßt sich der Verfasser auf Motivierung wiederum nur auf seine Weise ein, durch Zusammenstellen der Thatsachen; und da wird doch unleugbar als Ergebnis fest stehen müssen, daß es die Macht der allgemeinen Ueberzeugung war, die Moriz zu seinem gefährlichen Wagstücke bestimmte;

die Waffen des Schmalkaldischen Bundes waren zwar gebrochen, aber die Begeisterung für die Sache des Evangeliums hatte der Kaiser durch kein Interim und durch keine Gewaltthaten unterdrücken können. Selbst in den oberdeutschen Städten, Regensburg, Augsburg, Ulm behielt die evangelische Partey begeisterte Anhänger; dagegen in Niederdeutschland setzte Magdeburg den heldenmüthigen Kampf fort; und gerade die Anstrengungen, die Moriz zu dessen Bewältigung machte, überzeugten ihn, wie er im eigenen Lande durch fortgesetzte Theilnahme an der Partey des Kaisers allen sichern Boden verliere. Nur muß man beym Verfasser selbst nachlesen, welche Fäden der Politik sich hier durchkreuzten, um endlich Moriz zum raschen Zuschlagen zu bestimmen, wie die von Carl beabsichtigte Uebertragung auch der deutschen Krone auf seinen Sohn Philipp eine Verstimmung selbst bey König Ferdinand hervor brachte, wie der Fortgang des Concils zu Trient alle Hoffnung auf Mäßigung der siegreichen katholischen Partey vereitelte, kurz wie der Verfasser hier, wie überall, die einzelne Thatsache des Auftretens Morizens als ein Gesamteresultat der damaligen politischen und kirchlichen Zustände darzustellen weiß.

Bey dem schon vielfach angegebenen Verfahren des Verfassers, überall objectiv zu bleiben, und nie sich in allgemeine Raisonnements einzulassen, waren wir sehr gespannt darauf, sein Urtheil über Morizens Vertrag mit Frankreich vor dem Beginne des neuen Krieges zu vernehmen, über jenen Vertrag, wodurch für Deutschland Metz, Toul, Verdun verloren ging. Es ist dies ja bekanntlich ein Punct, der oft genug gegen Moriz wie gegen die Evangelischen überhaupt geltend gemacht ist, und den in unsern Tagen die Polemik im Einver-

ständnis mit dem wieder erwachten nationalen Bewußtseyn auszubeuten weiß. Der Verfasser umgeht die Frage nicht etwa, sondern stellt sie vielmehr in aller Schärfe auf Bd. V. S. 219: Es sey damahls dahin gekommen, daß man nur die Wahl hatte, entweder den Kaiser seine Entwürfe vollenden zu lassen, wovon die Folge gewesen wäre, Deutschland mit der von Carl so concentrirten Gewalt in die Hände eines Philipp II. kommen zu sehen, — oder sich Frankreich, dem Nebenbuhler des Kaisers, anzuschließen, und in die gefährlichen Folgen zu willigen, die daraus für die Integrität des deutschen Landes entstand. Der Verfasser unternimmt nun nicht etwa, Moriz in seiner Politik unbedingt zu vertheidigen, obgleich er so ziemlich Alles hervor hebt und zusammen stellt, was zu seiner Vertheidigung gesagt werden kann und gesagt ist. Sein Hauptaugenmerk ist wiederum darauf gerichtet, das Zustandekommen des Entschlusses bey ihm nachzuweisen und anschaulich zu machen. Es ist wiederum eine meisterhafte Zeichnung der ganzen Person des Kurfürsten, wodurch jene Wendung seiner Politik erklärt wird. Es ist das so klare und durchsichtige Bild seines Charakters selbst in seinem täglichen Thun und Lassen, woraus dem Leser deutlich wird, wie Moriz sich nicht etwa durch allgemeine Ideen von dem Ergreifen nahe liegender Vortheile abbringen ließ. Es wird gezeigt, wie er, eine durchaus practische Natur, nie von ängstlichen Rücksichten sich leiten ließ, wie er unbekümmert um das Urtheil seiner Umgebungen stets durchaus selbständig handelte. So begreift es sich, wie ihm Ideen von Integrität des deutschen Bodens fremd waren, und wie er etwaige Bedenken, die sich ihm aufdrängten, durch Erwägung anderer Umstände völlig zu beseitigen gewußt hat. Aber

auch nicht völlig rücksichtslos opferte er den deutschen Reichsboden auf; denn von den zwey Bedingungen, die Frankreich stellte, Besitznahme der Lothringischen Bisthümer und Uebernahme eines Schutzverhältnisses zu den geistlichen Kurfürstenthümern, wies Moriz die letztere unbedingt zurück, also von einer Bemächtigung der Rheingrenze, wonach Frankreich schon damahls strebte, durfte nicht die Rede seyn; dagegen den ersten Punct bewilligte Moriz nur in so weit, daß Heinrich II. als Reichsvicar dieselben an sich nehmen solle; was wie der Verfasser bemerkt, als eine Wiederaufnahme der alten Frage gelten konnte, ob Carl V. oder Franz I. Kaiser seyn solle. Zu einer völligen Vertheidigung des Kurfürsten auf die Anklage einer antideutschen Politik wird dieß nun zwar immer nicht hinreichen; aber war denn von der andern Seite etwa Carls Verfahren ein deutsch nationales? War denn die Art, wie er den Schwerpunkt seiner Macht doch immer in seinen außerdeutschen Besitzungen, in Spanien, Burgund, Stalien sah, wie er Deutschlands Widerstand, der bey dem katholischen Bayern nicht geringer als bey dem protestantischen Sachsen und Hessen sich hervor gab, mit Hilfe seiner spanischen Völker zu brechen wußte, etwa ein Zug von deutschem Patriotismus? Es muß als ein grenzenloses Unglück betrachtet werden, daß Moriz Deutschlands Freyheit nicht anders retten konnte, als durch einen Verrath an Deutschlands Integrität. Die Schuld davon fällt aber gewis nicht allein auf ihn, sondern zum guten Theil auch mit auf seine Gegner, die keine andere Wahl als zwischen jenen beiden gleich heillosen Gegensätzen ihm ließen. Der Verfasser als Historiker hat seine nächste Aufgabe völlig gelöst, indem er das Zustandekommen

der traurigen Schwämierung des deutschen Reichsbodens nachgewiesen hat.

Wichtig muß noch, um auf einige mehr innere Verhältnisse einzugehen, die Auskunft seyn, die ein so kundiger Führer durch die Reformationsgeschichte über das Entstehen der protestantischen Kirchenverfassung gibt. Je mehr gerade die Gegenwart zu der Anerkennung gekommen ist, daß hierin die Reformation im 16. Jahrhundert nicht vollendet, sondern noch einer erheblichen Ausführung des evangelischen Princips fähig wie bedürftig ist, desto dankbarer wird man von der Geschichte Belehrung darüber annehmen, wie sich denn eigentlich der gegenwärtige Zustand gebildet hat. Es versteht sich von selbst, unser Verfasser antwortet auf jene Frage nicht mit irgend einem Raisonnement, sondern läßt wiederum die Thatsachen für sich selbst sprechen; er legt das Zustandekommen des ersten evangelischen Consistoriums in Sachsen 1539 als einer zwar vom Fürsten eingesetzten Behörde dar, die aber dadurch doch auch des kirchlichen Charakters nicht entbehrt, sofern sie von den Reformatoren selbst gefordert, und wesentlich auf die Thätigkeit des geistlichen Amtes begründet ist. Mit dem Wegfallen der bischöflichen Jurisdiction fehlte jede Leitung und Aufsicht des kirchlichen Lebens, und die Lücke wurde bald genug schmerzlich empfunden. Wenn nun Kurfürst Johann Friedrich auf die Bitten der Wittenberger Theologen einging, zur Handhabung der geistlichen Ordnung, worauf auch längst seine Landstände angetragen hatten, ein Collegium bestehend aus zwey Theologen und zwey Juristen einsetzte, so lag gewis ein Gedanke durchaus außerhalb seines Ideenkreises, nämlich ein Handeln kraft seiner landesherrlichen Gewalt, oder die Grundidee des Territorialsystems. Aber eben

so gewiß war man sich bey diesem Verfahren auch nicht eines rein demokratischen Princips bewußt, eines Handelns im Namen der Gemeine; von solch demokratischen Beziehungen, auf die Luther nur in den ersten Anfängen seines Werkes zurück gegangen war, hatte ihn die Erfahrung mit Wiedertäufern und Bauernkrieg gründlich zurück gebracht. Es ist unverkennbar die so viel ideeller aufgefaßte Ansicht von der Kirche, wonach hier verfahren, wonach deren Schwerpunkt nicht in der Anzahl der Köpfe, sondern in der Wirksamkeit des Evangeliums in der Menschenwelt, also unter Einfluß der Intelligenz, anerkannt wird. Daß das geistliche Amt dabey eine so wesentliche Stellung zur Leitung der Kirche erhält, ist eben so folgerecht aus jener ideelleren Auffassung der Kirche hervor gegangen, als dem Landesherrn dabey eine vorzügliche Stellung eingeräumt ist. Allein Letzteren aus seinem Majestätsrechte zum Inhaber der Kirchengewalt zu machen, wie das Territorialsystem will, ist eben so durchaus den Anschauungen der Reformationszeit zuwider, als wenn ein namhafter Lehrer des Kirchenrechts in neuester Zeit das geistliche Lehramt völlig klericalisch mit der Kirchengewalt bekleiden will, was doch ohne weiter gehende katholische Consequenzen, wie der Annahme geistiger Untrieglichkeit nie sich durchführen läßt. Das Zustandekommen der evangelischen Kirchenverfassung mit dem Schwerpunkt der Gewalt in dem Landesherrn war nicht etwa bloß Sache der Noth, so daß die vacant gewordene Episcopalgewalt Jedem anheim gefallen wäre, der sich ihrer im Gedränge der Umstände zu bemächtigen wußte; sie war vielmehr treuer Ausdruck des germanisch = christlichen Geistes, wonach jedes Glied der Kirche verpflichtet ist, die ihm zustehenden Mittel als Charismen zum

Besten der Kirche selbst anzuwenden und darzubringen. Daß auf diese Weise gerade dem Landesherrn eine so bedeutende Stellung im Kirchenregiment zufiel, ist reiner Ausdruck des monarchischen Princips, dessen Ausbildung in Deutschland als Landeshoheit der Territorialherren gerade mit der Zeit der Reformation zusammen fiel. Die historischen Nachweisungen des Verfassers über das Zustandekommen des ersten kursächsischen Consistoriums in Wittenberg enthalten den Beleg für diese Ansicht von evangelischer Kirchenverfassung aus der ideelleren Auffassung der Kirche nach germanisch-christlicher Ansicht: es ist das Halten an dem monarchischen Princip, wovon gerade die Reformatoren am lebhaftesten durchdrungen waren, daß dem Landesherrn auch innerhalb des Kirchenregiments eine so bedeutende Stellung zugestand. Wenn dagegen auf schweizerischem Boden als Basis der Kirchenverfassung die Idee der Gemeinde in rein demokratischem Sinne geltend gemacht wurde, so erklärt sich ja Alles daraus, daß man hier auf republicanischem Boden stand, und der Vortheile entbehrte, die jedem Vereine innerhalb der Staatsgrenzen durch Anlehnen an den Landesherrn so sicher erwachsen. Und wenn auf dem Wege, den die Reformation so schnell durch die Länder Europas nahm, außerhalb Deutschlands und des stammverwandten scandinavischen Nordens sich nirgends das deutsch-luthersche Princip zu halten vermochte, sondern überall das schweizerisch-reformierte ihm den Vorrang abgewann, so erklärt sich dies gleichfalls hinreichend aus dem Umstande, daß außerhalb Deutschlands die Reformation nur im Gegensatze mit der Staatsgewalt zu Stande kam, in Frankreich, den Niederlanden, Schottland, und deshalb für solche Zustände die Grundsätze des republi-



canischen Genß so viel mehr ansprechen mußten, als die des monarchischen Wittenbergs.

Die schweizerischen Zustände, denen der Verfasser zur Zeit Zwingli's eine so tief ins Einzelne gehende Aufmerksamkeit geschenkt hatte, finden in diesen beiden Bänden nur eine mehr gelegentliche Berücksichtigung. Das Wichtigste über Calvin's Wirksamkeit ist zwar aufgenommen, wir würden ihm aber auch für eine mehr erschöpfende Ausführung des Einzelnen sehr dankbar gewesen seyn.

Den Beschluß des Ganzen machen bedeutsame Blicke auf die Entwicklung der Literatur und der Wissenschaften überhaupt in Deutschland während der dargestellten Zeit; der Verfasser kehrt hierher also zurück, wie er von den literarischen Vorbereitungen, der Opposition auf dem wissenschaftlichen Gebiete, ausgegangen war, und gewährt dem Leser die schon so oft ausgesprochene aber gewiß nie genug zu beherzigende Ueberzeugung, daß es das tiefere Geistesleben des deutschen Volkes ist, von dem die neueren Gestaltungen der europäischen Menschheit ihren Ursprung genommen haben.

Ranke's Werk, wie es jetzt vorliegt, kann nicht anders denn als ein deutsches Nationalwerk betrachtet werden, und selbst die confessionellen Zerwürfnisse, wie sie die neueste Zeit leider wieder hervor gerufen hat, sollten billig an diesem Urtheile nichts stören; eine billigere, mehr objectiv gehaltene Darstellung der Reformation, die freylich sich ihres protestantischen Grundes und Bodens bewußt bleibt, ist kaum zu liefern, und wünschten wir von der gegnerischen Seite statt der blinden und leidenschaftlichen Invectiven auf die Reformation, die unsere Zeit wieder so vielfach hören muß, nur ein ähnliches Zurückgehen und Referieren aus den letzten Quellen. Sicher würde auf diese Art zur

Feststellung des Urtheils auch auf der andern Seite mehr gewonnen, als durch die jetzt dort beliebte Art der Polemik.

Schließlich erlaubt sich Referent noch die Nachricht hinzuzufügen, daß die theologische Facultät, welcher er angehört, sich beehrt hat, dem Herrn Verfasser für die großen Verdienste, die derselbe sowohl in diesem Werke als in dem früheren über die Päpste um die Geschichte der christlichen Kirche sich erworben hat, den Grad eines Doctors der Theologie honoris causa zu ertheilen, und zwar: *propter insignem ingenii aciem, qua eruta e tenebris monumentorum reconditorum ingenti copia novam romanorum pontificum sacrorumque emendatorum historiae lucem attulit; propter admirabilem res gestas describendi artem, qua omnibus ecclesiae christianae memoriam enarraturis splendidum exemplum imitandum proposuit; propter raram in judicandis rebus christianis moderationem, qua alienus pariter a turpi fidei fastidio quam a caeco partium furore novarumque rerum studio mediam rectamque viam strenue secutus est.*

Marburg.

Retberg.

### G ö t t i n g e n.

1841. Predigten, gehalten in der Universitäts-Kirche zu Göttingen von Dr. Theodor Albert Liebner, Universitätsprediger und Professor. VIII und 269 Seiten in Octav.

Universitätspredigten nehmen immer schon als solche, durch die an Schwierigkeit und Einfluß einzigen Verhältnisse unter denen sie gehalten werden, durch die besonders modificierte geistige Atmosphäre von der umgeben und getränkt sie erwachsen, besondere Theilnahme und Beachtung in Anspruch.

Die vorliegenden sind nun auch eben so sehr durch ihren innern Gehalt, durch eine darin sich offenbarende schöne, reiche und tiefe Eigenthümlichkeit ausgezeichnet; sie treten damit dem Besten, was in diesem Gebiete neuerdings gegeben worden, würdig an die Seite.

Es muß jedoch bey ihrer Anerkennung als wahrer Universitätspredigten sogleich im voraus bemerkt werden, daß sie nicht bloß solche sind, sondern zugleich Predigten überhaupt; eine schwierige Vermittelung, die aber von dem Hn Verf. auf eine erfreuliche Weise erreicht ist. Sie sind, obwohl sie die wissenschaftliche Gemeine scharf im Auge haben, obwohl sie den Kundigen überall in das Innere der gegenwärtigen geistigen, besonders dogmatischen Bewegung hinein blicken lassen, doch zugleich so gehalten, daß sie jeder nur irgend menschlich und christlich Bildsame und Empfängliche mit leichter Mühe sich aneignen kann. Man möchte sagen, die Rücksicht auf die wissenschaftliche Gemeine ist vollständig vorhanden, aber im ganzen Predigtorganismus als aufgehobenes Moment, im richtigen Verhältnis zu den übrigen Predigtpotenzen. Ja auch die ganz speciellen Worte der Lehre und Mahnung an die Lehrenden und Lernenden, wie sie frisch und kräftig aus dem Centrum echt christlicher Lebensanschauung genommen sind, so sind sie eben darum auch universell anwendbar. So steht z. B. in den Predigten in Folge von Dtfried Müllers und Herbarts Tode die Göttinger Universität im Vordergrunde — und doch, wie weitgreifend ist das Ganze behandelt! — Gewis ist auch überhaupt eine einseitige Beschränkung auf den gelehrten Zuhörerkreis in diesem Verhältnis gar nicht nothwendig. Die Studierenden und Docierenden sollen nicht bloß als solche angesehen werden, sondern auch und vorzüglich als Seelen, die zum Heil

in Christo zu führen sind wie jeder Andere, auch allgemeine geistliche Bedürfnisse haben, allgemein menschlich angefaßt werden sollen und wollen. Ja auch wollen! Man irrt sicher sehr, wenn man meint, vor Gelehrten nur gelehrt und in subtiler, profunder Geistreichigkeit predigen zu müssen. Und gerade für die studierende Jugend jetziger Zeit ist es heilsam, wenn ihr das Wort der Wahrheit so verkündigt wird, daß in ihr das schier abhanden gekommene Bewußtseyn des kirchlichen Geistes und Verbandes wieder erweckt werde, daß namentlich auch den Theologen klar werde, wie sie eben dann rechte Theologen sind, wenn sie allererst einmahl rechte Christen, kirchliche Christen sind. Dies, daß man die wissenschaftliche Gemeinde beym Predigen von dem übrigen Theile der kirchlichen Gemeinde nicht scharf absondern könne, deutet der Hr Verf. selbst an in den Worten der Zueignung an die theologische Facultät zu Göttingen.

Wir begegnen hier überhaupt einem Prediger, der so recht aus den Schmerzen und Wehen des jetzigen geistigen Lebens herauspredigt. Seine Predigten sind kräftige Kinder aus dem Worte Gottes und aus der modernen christlichtheologischen Anschauung herausgeboren (vergl. besonders II. III. V. X. XI. XIII. XVI. XVII und XVIII). Wir hören hier einen Geist reden, der durch den Triebfand der modernen theologischen Bildung und Verbildung in der Gnade des Herrn hindurchgegangen, hindurchgedrungen, und nun auf den festen Grund und Boden des lautern Schriftwortes angelangt ist und kraft des Wortes: 'Alles ist euer, ihr aber seyd Christi', die Mächte des natürlichgeistigen Lebens in sich aufgenommen und verarbeitet hat.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

108. Stück.

Den 6. Julius 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Predigten, gehalten in der Universitäts-Kirche zu Göttingen von Dr Theodor Albert Liebner, Universitätsprediger und Professor.'

Sollen wir specificieren: diese Predigten haben ästhetische Bildung, aber verklärt und in der Zucht des heiligen Geistes gehalten; hier ist philosophische Bildung, aber überwunden in sich durch ein Höheres; ein gewisser Schmerz geht durchs Ganze, aber ein ausgehaltener, ausgetragener; ein gewaltiger Kampf zeigt sich, aber er erweist sich zugleich als ein bestandener, beherrschter. Es spricht sich hier aus: eine durch den Zweifel, durch den Gegensatz hindurch gedrungene vermittelte Unmittelbarkeit, ein über sich selbst klar gewordenes, sich selbst begreifendes, wissendes Gefühl. Wir sehen in Liebners Predigten vielfach das, was Marheineke irgendwo in seiner practischen Theologie 'Gefühl im reinen Aether des Gedankens' nennt

oder was Tholuck sagt mit dem Ausdruck 'Kern der Lehre getaucht in Phantasie und Gefühl.'

Man wird bey der Seltenheit von Erscheinungen dieser Gattung unwillkürlich auf Vergleichen geführt. Diese Predigten erinnern, bey aller entschiedenen oft sehr stark markierten Eigenthümlichkeit vielleicht noch am meisten an Nitsch und Tholuck. Mit diesem hat der Verf. oft das so wundersam unmittelbar Treffende, Schlagende, die in das Herz sich einsenkenden Stacheln, Spieße und Nägel gemeinsam, eben so die einfach ruhige Entfaltung großer, gewaltiger Anschauungen. Die bisweilen allzu dicht gedrängte Gedankenbewegung bey Nitsch ist bey Liebner etwas flüssiger geworden.

Gehen wir nun noch etwas näher ein. Der Hr Verf. deutet in der Vorrede die homiletische Art an, die ihm als maßgebend vorgeschwebt habe. Er meint offenbar: die nothwendige homiletische Methode sey im Wesentlichen nichts Anderes als die Art des Evangeliums selbst. Er hat also biblisch predigen wollen, im vollen Sinne des Wortes, nach Inhalt und Form; er hat die Bibel predigen wollen; er hat wollen textgemäß predigen, ja den Text selber predigen, ihn hören lassen aus seinem individuellen Bewußtseyn heraus. Nur zu viele, auch gläubige und geistvolle Predigten gehen noch immer über den Text hinweg, um den Text herum, anstatt daß sie doch sollten in den Text hinein gehen und erst aus ihm zu sich und der Gemeinde heraus. Der Text soll die Seele der Predigt seyn, ihr Herz, ihr Herzblut; nur dann wird die Predigt ein schöner lebensvoller Leib, nur dann eine frische, kräftige, nicht schattenartige, sondern körperhafte Erscheinung, nur dann ein wahrhaft aus dem Leben erzeugter und darum wie-

der Leben zeugender Organismus. Der Hr Verf. hat dies Ideal geschaut im Geiste und sucht es nun in der Kraft des göttlichen Geistes treu zu verwirklichen. Er sieht dem Bibelwort, das er zu erklären hat, kühn und offen mit dem Auge der Liebe ins Angesicht, er strebt sich zu vertiefen in dieses Schauen, um da heraus zu fördern, was der Gemeine frommt, den verborgenen Schatz zu heben. In diesem Urgieren des Textes, in diesem Ausaugen, Ausschöpfen des unerschöpflichen Schriftwortes, liegt das Geheimnis des Sichernerschöpfens, des Sichernauspredigens. Der Hr Verf. hat etwas, hat viel von diesem Geheimnis sich zu eigen gemacht. Wie seine Idee ist, den Text predigen zu lassen, das stellt sich besonders deutlich dar in der Predigt über Galater 6, 7 — 9. Nur eine einzige Predigt findet sich, die über kein Bibelwort, sondern über ein Lied gehalten ist und zwar über: 'Jesus meine Zuversicht' zum Andenken Ruperti's. Aber auch hier ist Alles vom Schriftwort durchleuchtet und durchdrungen. Uebrigens ist diese Liederhomilie nach den Vorgängen des Johann Spangenberg, Johannes Gigas und Anderer wohlberechtigt. Der Text der Predigt über die Freundschaft des Menschen mit sich selbst könnte ebenfalls etwas fern zu liegen scheinen. Sieht man jedoch auch hier in das Innere dieser reichen Predigt hinein, so findet man sie ganz vom Texte durchwachsen.

Doch soll das Bibelwort nicht ohne Erklärung und Vermittelung mit dem jetzigen Bewußtseyn der Gemeine vorgelegt werden: es bedarf eines Mittelgliedes zwischen dem Texte und den Herzen der Gemeiniglieder. Das Bibelwort muß — man mißverstehe den Ausdruck nicht — in die moderne, jetzige Redeweise übersetzt, übertragen werden,

da es sonst zu Vielen ganz unverständlich ist; es muß der ganzen jehigen Anschauungsweise nahe gebracht werden, ohne daß es deshalb auch nur ein Titelchen von seinen Ansprüchen aufzugeben brauchte — es ist leider dem jehigen Bewußtseyn zu fern und zu fremd geworden. Und nur der Prediger, der das versteht, kann zum Heile der Gemeinde wirken. Auch dieses rechte Erklären, gleichsam zum zweyten Male Verdeutschten der zum ersten Male von Luther verdeutschten Bibel, dies Nationalisiren, Popularisiren, Individualisiren des Schriftwortes ist nicht gar zu häufig unter den jehigen Predigern. Unserm Verf. hat auch dies Ideal vorgeschwebt; er hat es redlich zu erreichen gestrebt. Darum sind seine Predigten auch durch und durch practisch im edelsten Sinne des Wortes, sind wahrhaftige Geistesthaten, die wieder im Herzen nothwendig eine That wirken müssen, es sey Widerstreben oder Gehorchen dem Rufe des Herrn. Die ganze Predigt ist meist von Anwendung in diesem Sinne durchdrungen und geht aus dem Texte dem Zuhörer durchs Herz. Etwas Abstractes oder Mattes oder eine zu früh beruhigte Stimmung sind hier nur Ausnahmen.

So wie der Inhalt aus dem Evangelio entnommen, so auch die Form. Die Dispositionen sind größtentheils aus dem Texte heraus gewachsen. So soll es seyn. Der Stoff, der rechte Stoff schaffe sich aus sich selbst heraus die rechte Form. Neußere Anlegung eines fertigen Schemas an den Text ist hier nicht zu finden. Die Themata sind einfach und mit geringer Ausnahme wohl behältlich; eben so die einzelnen Theilangaben, und gerade hier ist lobend hervor zu heben eine gewisse Selbstverleugnung und Selbstbeschränkung in Bezug auf originelle, ängmatistische, sententiöse Fassung



des Themas und der Theile, die dem Verf. sonst wohl zuzutrauen wäre. Mit großer geistiger Kraft, aber wieder getragen von dem Ruhm im Texte ist auch immer der Fortschritt des Ganzen gehalten. Es sind nirgends nur einzelne Betrachtungen neben einander. Man wird meist in einem tief spannenden Zug von Anfang bis zu Ende erhalten. Es fordern diese Predigten eben darum und lassen auch vermuthen einen tief begeisterten und aus der Tiefe heraus aushaltenden persönlichen Vortrag.

Wie der Inhalt und die Gliederung aus dem Evangelio selbst entlehnt, so ist auch die Sprache biblisch, nämlich im wahren Sinne des Wortes. Ich meine es so. Es gibt für jeden Gedanken, der im Geiste lebt oder zum Leben gebracht wird, eine ganze Menge Worte und Ausdrücke, die ihn nur etwa, unbestimmt, allenfalls bezeichnen, an ihn heran streifen, mit ihm in einer gewissen Beziehung stehen — aber nur einen einzigen Ausdruck im ganzen Sprachschätze, der des Gedankens vollkommenste Erscheinungsform ist. Und den jedesmahl zu finden mit glücklichem Blick und Griff, das ist die Aufgabe der Sprachdarstellung. Nebelhafte Erscheinungsformen, die Schatten von den Gedanken erfassen wohl Viele, aber den einzig passenden Ausdruck, den wahren Leib des Gedankens finden Wenige. Und doch liegt im Finden des rechten Wortes das Geheimnis der Rede, ihrer Kraft und Wirkung. Der heilige Geist hat diese Kunst, allemahl für seine Gedanken das rechte Wort zu gebrauchen, gar herrlich documentiert in der heiligen Schrift. In den vorliegenden Predigten ist etwas zu spüren von dem Kennen und Haben dieses Geheimnisses der wahrhaften Rede; daher eine gewisse Feinheit und Reinheit der Sprache, daher die Schärfe und Klarheit im Ausdruck, Frucht

klaren und bestimmten christlichen Erkennens und Scheidens. In diesem Geheimnis, dem Geheimnis der pertinenten Sprache, liegt auch das Haben der edeln Simplicität bey allem Schmuck der Rede; im Haben dieses Geheimnisses liegt auch einzig und allein die Rettung vor Tautologie und Ueberfüllung. So sind auch in diesen Predigten nicht viel Tautologien, und Alles bewegt sich im rechten Ebenmaß, in der rechten Zucht und Keuschheit der Sprache fort zum Ziele. Es ist für den ins Innere Schauenden, an der innern Werkstatt des Predigers Lauschenden eine Freude zu sehen, wie hier fortwährend alles etwa sich bietende Ueberschwingliche, Ueberwuchernde und Ueberrankende abgeschnitten, die sprudelnde und sprühende Unmittelbarkeit des Gefühls in die zähmende Zucht des Geistes und christlich verklärten Geschmacks geschlossen wird. Nur Eins ist noch nicht ganz überwunden: bisweilen ein zu schroffer Sprung vom begrifflichen Ausdruck zur lebensvollen, concreten Anschauung. Umgekehrt wird bisweilen die rege, warme Kraft des Bildes gelähmt und erkältet, der Blume der zarte Blütenstaub abgestreift durch etwas Fremdes, z. B. durch ein reflexionelles 'gleichsam'. Doch ist wieder anzuerkennen, daß wenige oder gar keine Assonanzen, Wortspiele, Antithesen und dergl. zu finden sind, die, wie sie in manchen Predigten gehäuft sind, der wahren Erbauung so sehr Eintrag thun.

Einzelne Beyspiele von der Art des Verf. lassen sich nicht wohl hervor heben, weil immer die eigentliche Kraft im Ganzen liegt. Wir könnten auch noch über manches Einzelne mit dem Verf. rechten; wo aber so das Ganze befriedigt, unterläßt man dies gern.

Wir bezeichnen diese Predigten in ihrer eigen-

thümlichen Vereinigung sonst noch so vielfach auseinander liegender oder unharmonischer Qualitäten, als einen wirklichen Fortschritt, und fügen nur noch den Wunsch hinzu, daß der Hr Verf. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen; was er über die Idee der Predigt zu sagen habe, an einem andern Orte niederlegen zu wollen, recht bald erfüllen möge. Wir erwarten davon nach den scharf ausgeprägten Andeutungen, die er bereits in den Götting. gel. Anz. 1840. St. 74. gegeben, eine wissenschaftliche Reform der Homiletik.

### G ö t t i n g e n.

Verlag der Dieterichschen Universitäts = Buchhandlung 1844. Die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung von Dr Friedrich Wieseler. VIII und 62 Seiten in groß Lexiconformat. Nebst vier Tafeln in Steindruck.

Die von dem Unterzeichneten unter dem Titel: 'die Reliefs der Ara Casali' zur Feyer des Winkelmannsfestes im December des vergangenen Jahres verfaßte Schrift ist, weiter ausgeführt und mit einem 'Vorworte über die Geschichte der Ara Casali' versehen, unter dem obigen umfassenderen Titel auch in den Buchhandel gekommen.

In der Geschichte des, wie wir jetzt mit größter Bestimmtheit behaupten können, im Cortile di Belvedere des Vatican befindlichen Monuments macht die Frage nach der Zeit, in welcher, und nach dem Anlaß, warum es errichtet wurde, den wichtigsten aber auch schwierigsten Punct der Forschung aus. Diese mußte sich zunächst auf das Dargestellte und die Weise der Darstellung richten, dann suchen, ob anders woher zu entlehrende Data mit

dem Ermittelten sich so combinieren ließen, daß dadurch weiterer Aufschluß gewonnen würde. Jenes ist theils in der Schrift selbst, theils in dem Vorworte, dieses in dem Vorworte geschehen. Das Ergebnis ist, daß die Ara von dem Claudius Faventinus, welcher nach Tacitus, *Historiarum Lib. III, Cap. 57*, im Jahre 69 unserer Zeitrechnung, als *Centurio, classis Misensensis ad defectionem traxit, fictis Vespasiani epistolis pretium proditionis ostentans*, und in Folge dieses für den ganzen Staat wichtigen Ereignisses, als Vespasian zur Herrschaft gelangt war, die *corona civica* erhielt, als dauerndes Andenken an diese Auszeichnung zum Danke für seinen Schutzpatron, den Vulcan, bald nach jenem Ereignisse diesem errichtet worden seyn möge. Dieses Resultat steht durch das Zusammentreffen aller Combinationen so fest, als das von Gegenständen dieser Art überall möglich ist, und so dürfte unser Monument, außer dem Interesse, welches es für die Kunstgeschichte und namentlich für die Kunsterklärung bietet, auch das des Lesers des Tacitus in Anspruch zu nehmen geeignet seyn. Nur die Beschaffenheit der Arbeit scheint auf den ersten Blick für jene Zeit nicht zu passen. Wir erlauben uns in dieser Beziehung das Urtheil eines bewährten Zeugen mitzutheilen. Eduard Gerhard schreibt uns: 'Die Arbeit stellt sich in Ihrer Zeichnung vielleicht noch unbeholfener heraus als im Original, dessen Rohheit mich freylich immer bestimmt hat, es für ein Werk des zweyten oder dritten Jahrhunderts zu halten.' Auch K. D. Müller erkannte, als er bey seinem Aufenthalte in Rom das Original untersuchte, späte Arbeit. Derselbe fand übrigens, daß die Reliefs überarbeitet seyen, ein Umstand, von welchem selbst Orlandi Nichts berichtet hat. Wie

dem nun auch seyn möge, daß und warum von der Arbeit kein sicherer Grund gegen jene unsere Zeitbestimmung hergenommen werden könne, ist von uns auseinander gesetzt, und wir haben die Freude, berichten zu können, daß der oben erwähnte berühmte Berliner Archäolog uns beystimmt. 'Es gibt aber', fährt Gerhard fort, 'so viel gleich unbeholfene Sculptur aus Pompeji, daß ich gegen Ihre — Combination aus Gründen des Stils nichts Entscheidendes zu sagen weiß.'

Bey Werken, wie das unsrige, stellt sich dann dem Erklärer die Frage, in welcher Beziehung die Darstellungen auf ihnen zu dem Anlaß zur Weihung, zu der Gottheit, welcher diese galt, zu den besondern Umständen, unter welchen sie Statt hatte, gesetzt seyn mögen. Wir haben nachgewiesen, daß der Eichenkranz auf der Vorderseite unseres Monuments auf den Anlaß zur Errichtung desselben hindeute, daß der Gott, welchem dasselbe gestiftet, Vulcan und dieser deshalb auf der Vorderseite besonders hervor gehoben sey, und angedeutet, daß der Grund, warum die Reliefdarstellungen mit Ausnahme der auf der Vorderseite sich auf Rom überhaupt, nicht aber auf den Gott, dem die Ara geweiht ist, oder auf den Stifter beziehen, darin zu suchen seyn möchte, daß das Ereignis, in Folge dessen Ti. Claudius Faventinus den Kranz erhielt, ein für den ganzen Staat wichtiges war, und dieser im Namen des Staates gegeben wurde.

Was nun die Gesammtheit dieser Reliefdarstellungen anbelangt, so liegt ihr der Gedanke an das gleichsam aus den beiden, Troja und Alba longa, gewordene eine Rom zu Grunde; der Künstler hat durch Darstellungen aus dem Trojanischen Sagenkreise Rom als Neu-Troja verherrlicht,

aber nicht allein, ja nicht einmahl hauptsächlich, sondern vornehmlich hat er, um Rom zu verherrlichen, gezeigt, daß es und wie es Neu-Troja ward. In welcher Weise dieses geschehen sey, mit welcher Berechnung in der Erfindung, in wie durchdachter Composition, haben wir in der Schrift selbst des Genaueren nachzuweisen versucht.

Unter den neuen Deutungen, welche von uns den einzelnen Relieftäfelchen zu Theil geworden sind, dürfte die, nach welcher wir auf dem zweyten Streifen der linken Seite des Monuments den Telephos erkennen, namentlich in unsern Tagen ein allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen, einmahl deshalb, weil wir dadurch überhaupt eine neue Darstellung des Telephos gewinnen, dann wegen der Weise, wie hier Telephos dargestellt ist, mit der Keule und in einer Körperbildung, welche der des Herakles, seines Vaters, durchaus ähnlich ist, übereinstimmend mit den Worten des Pausanias X, 28, 4, welcher den Telephos *μάλιστα παῖδα τοικόντα τῷ πατρὶ* nennt, endlich in Betreff der Handlung, in welcher Telephos dargestellt ist: wie er in jener berühmten Schlacht in der Ebene des Raikos von der Minerva unterstützt den Thersandros niederzustoßen im Begriff ist. Der Sohn des Herakles, von dem wir reden, ist seit einigen Jahren mehrfach auf den Denkmählern der Kunst des classischen Alterthums erkannt worden. Eine neue, ausführlichere Uebersicht der Entdeckungen und Bemerkungen der Archäologen gab zu derselben Zeit, da ich meine Abhandlung schrieb, Eduard Gerhard in dem 'die Heilung des Telephos' betitelten dritten Programme zum Berliner Winkelmannsfeste, dessen Kupfertafel in einer schönen Darstellung eines Etruskischen Spiegels eben so wie die von uns

auf S. 32 erwähnte Gemme in der Bildung des Telephos als bärtigen Mannes mit unserem Relief übereinkömmt. Mit dem Attribute der Keule, dessen Zulässigkeit von uns erwiesen ist, kömmt Telephos sonst nicht vor; somit bietet in dieser Beziehung unsere Darstellung etwas ganz Singuläres. Fast eben so merkwürdig ist dieselbe in Betreff des Herkulischen in Bau und Bildung des Körpers. Da der von Visconti angenommene Bezug des Reliefs des Museum Worslejanum, Taf. III, 2, auf den Telephos, von neueren Archäologen mit Recht in Abrede gestellt ist, kann dem unsrigen in Beziehung auf jene Bildungsweise nur die Darstellung auf der von Ulrichs bekannt gemachten Gemme zur Seite gestellt werden, die aber das Herkulische lange nicht so deutlich zeigt. Endlich ist die Vorstellung des Telephos in einer Scene aus jenem viel gefeyerten Kampfe in der Ebene des Kaikos bis jetzt noch auf keinem andern Bildwerke nachgewiesen. Daß dieselbe einem älteren und berühmten Werke nachgebildet sey, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, aber die nähere Ermittlung desselben schien uns durchaus unmöglich, so daß wir schon aus diesem Grunde auf diesen Punct einzugehen verschmähten. Wir begnügten uns zu bemerken, daß von jenem Kampfe, wie es scheine, der Hauptact *Τηλέφου πρὸς Ἀχιλλέα μάχη*, nach Pausanias VIII, 45 a. G. an dem hinteren Giebelfelde des Tempels der Athena Alea in Tegea, der Göttin, deren Priesterin nach der Sage des Telephos Mutter war, durch des Skopas Kunst verherrlicht gewesen sey, daß aber leider nicht gesagt werde, in welcher Weise. Inzwischen hat Gerhard a. a. D. S. II über dieses Giebelbild eine derartige Ansicht aufgestellt, daß wir kaum zwei-

feln, er würde, falls ihm unsere, wie wir zu unserer großen Freude vernehmen, von ihm gebilligte Erklärung der Darstellung an der Ara Casali bekannt gewesen wäre, dieselbe für eine Restauration jenes Giebelbildes der Berücksichtigung werth erachtet haben, um so mehr als in derselben die Minerva als Beystand erscheint, ein Umstand, welcher auf den ersten Blick vortrefflich dazu zu passen scheint, daß jenes Giebelbild den Tempel der Athena Alea zierte. Gerhard nun urtheilt von diesem, daß es 'in einer Statuenreihe von ungefähr funfzehn Figuren die Schlacht am Kaikos darstellend, ohne Zweifel dem Ruhm des Telephos mehr als dem des Achilles gewidmet war.' 'Gleich Aeakiden und andern Achäerhelden auch in der Dichtung verherrlicht', fügt er hinzu, 'mußte in jenem berühmten Kunstwerke Tegeas Heros neben des Ares und Istros Söhnen den Atriden und Aeakiden und allen die mit ihnen waren vollkommen gewachsen erscheinen.' Die Zahl von funfzehn Personen nimmt Gerhard an, weil so viel von dem Pausanias aus dem entgegen gesetzten Giebelbilde, welches die kalydonische Jagd darstellte, angeführt werden. Den Telephos, Hämos, Gloros und Aktaios holt er aus Philostratos, Her. p. 84 Boiss., herbey. Als solche, die auf Seiten der Hellenen diesen vier Helden gegenüber gestanden hätten, führt er nach derselben Schrift, p. 88 Boiss., an: Achill und Patroklos, Diomedes, Palamedes und Sthenelos, beide Atriden und beide Iias. Er fährt fort: 'Nireus im Kampf mit der Amazonenhaften Telephosgattin Hiera (Philostr. p. 92, Ezezes Antehom. 278 sq.) durfte auch kaum fehlen. Außerdem war Thersandros als Gefallener dargestellt (Pausan. IX, 5, 7), vermuthlich in Mitten des Bildes, wie am entge-



gen gesetzten Giebel, ebenfalls von funfzehn Figuren umscharr, das kalydonische Wild die Mitte bildete; ein Gegensatz, der überraschender wird, wenn man sich aus der Dodwell'schen Vase (Dodw. II, 196. Corp. Inscr. nr. 7, Müller Denkm. I, 3, 18) des Thersandros als siegreichen Eberjägers, ebenfalls in Gemeinschaft Agamemnon's, erinnert. Also auch den Thersandros sucht Gerhard in der Darstellung des Skopas. Denselben bietet das Relieftäfchen der Ura Casali, freylich nicht schon als einen Gefallenen, inzwischen doch als einen, von dem der Beschauer mit Sicherheit annehmen kann und muß, daß er alsbald durch die Waffe des Telephos seinen Tod finden werde, denn Minerva lenkt ja den Arm dieses ihres Schüglings. Indessen steht in der angeführten Stelle des Pausanias kein Wort davon, daß Thersandros als Gefallener in dem erwähnten Giebelbilde des Skopas dargestellt gewesen sey, sondern nur, daß er in der *πληγή περὶ Μυσίαν* durch den Telephos seinen Tod gefunden habe, *μάλιστα Ἑλλήνων ἀγαθὸν γερόμενον ἐν τῇ μάχῃ*. So darf mit nichten Jenes als eine Thatsache hingestellt werden. Den Uebelstand wiegt die überraschende Combination, welche in den letzten Worten Gerhard's enthalten ist, keinesweges auf. Ueberall müssen wir gestehen, daß uns gegen die gesammte Restauration des Giebelbildes, wie sie Gerhard freylich mehr andeutet als ausführt, bedeutende Zweifel aufgestiegen sind. Vor Allem der Umstand, daß, wie wir schon in unserer Abhandlung hingeworfen haben, die Worte des Pausanias nicht wohl auf eine Darstellung des ganzen Kampfes am *Καῖκος* führen können, sondern zunächst so zu verstehen sind, als sey der Einzelkampf des Tele-

phos und Achilleus, wenn auch natürlich nicht bloß in den Figuren Beider, dargestellt. Ferner behauptet Gerhard, des Telephos Thaten würden vor denen des Achilleus hervor gehoben seyn; und das gewis mit Recht. Wie es aber nach den obigen Andeutungen des trefflichen Berliner Archäologen geschehen seyn möge, ist nicht leicht zu ersehen. Doch auf das Einzelne weiter einzugehen, würde hier zu weit führen. Wir erlauben uns daher nur Folgendes als Vermuthung anzuführen. Der Kampf des Telephos mit dem Achilleus bildete gewis den Mittelpunkt der Composition. Aber schlagen wir nicht den Philostratos allein, sondern auch die anderen betreffenden Schriftsteller nach und ziehen dann noch Bildwerke, wie die berühmte Schale des Sosios, zur Vergleichung, so lassen sich verschiedene Weisen, in welchen Telephos dem Achilleus kämpfend gegenüber stand, heraus finden. An die von Philostratos, Her. p. 90 Boiss., und an die von Diktyß Cretensis II, 3 beschriebene, deren Ausgang auch Pindar, Isthm. IV, 41 sqq. VII, 49 sqq., kennt, ist sicherlich nicht zu denken. Aber die Worte Pindars, Olymp. 71 sqq., führen auf einen anderen für den Telephos besonders rühmlichen Act. Pindar sagt von dem Menötios sprechend: *τοῦ παῖς ἄμ' Ἀτρείδαις Τεύθραντος πεδίον μολὼν ἔστα σὺν Ἀχιλλεῖ μόνος, ὅτ' ἀλκᾶντας Δαναοὺς τρέψαις ἀλίαισιν πρὸ μναις Τύλεφος ἔμβαλεν.* Diese Stelle scheint darauf zu führen, daß nach einer Version der Sage, als die übrigen Hellenen alle vor dem Telephos flüchteten, Achilleus und Patroklos allein diesem Widerstand geleistet hätten. Nun wissen wir aus dem Innenbilde der Schale des Sosias, daß Patroklos verwundet wurde, und es ist gewis nicht

unwahrscheinlich, daß dieses durch den Telephos geschah. Wir können uns hiernach keinen zur Verherrlichung des Telephos geeigneteren Augenblick seines Kampfes mit Achilleus denken als den, da der Held, nachdem er auch den Patroklos verwundet hat, auf den Achilleus, welchen vielleicht die Beschirmung des Freundes beschäftigt, eindringt. Dies war gewiß ein würdiger und passender Mittelpunkt einer Composition, wie wir sie suchen, deren übrige Figuren und Weise zu ermitteln außer dem Bereiche unserer Kräfte liegt, von welcher indes wohl das mit Sicherheit behauptet werden kann, daß eine Darstellung, wie die auf dem Relief-täfelchen der Ara Casali, nicht zu ihr gehört habe.

Indem wir nach dieser Auseinandersetzung (deren Ausführlichkeit hoffentlich in dem Interesse, welches der Gegenstand bietet, eine Entschuldigung findet) zum Schlusse unserer Anzeige eilen, erlauben wir uns nur noch selbst darauf aufmerksam zu machen, daß wir es unterlassen haben, in Betreff der Darstellung auf dem letzten Streifen der vierten Seite der Ara Casali auf Gemmen, wie die von Raspe in dem bekannten Werke 'A Descriptive Catalogue' u. s. w., Vol. II. p. 602 sq., und von Tölken in dem 'Erklärenden Verzeichniß der antiken vertieft geschnittenen Steine der Königlich Preussischen Gemmensammlung', S. 319 fl., erwähnten und andere zu verweisen. Von diesen kleineren Kunstwerken konnte nichts für unsere Zwecke Entscheidendes entnommen werden, wohl aber dürften sie in manchen Punkten durch das von uns Ermittelte eine Erläuterung finden.

Friedrich Wieseler.

## B e r l i n.

Verlag von G. H. Schröder 1841 — 1842.  
Compendium der Anatomie des Menschen, mit  
150 in den Text eingedruckten Abbildungen; von  
W. S. Erasmus Wilson. Bearbeitet und  
herausgegeben von Dr L. Holstein. Lieferung  
I bis 4. 384 Seiten.

Ein durchaus practisches Werkchen in der be-  
liebten englischen Manier mit in den Text ein-  
gedruckten Holzschnitten, das für den Gebrauch  
am Sectionstisch, wie für Repetitionen gleich  
brauchbar ist und deshalb den Medicinstudierenden  
empfohlen zu werden verdient.

Die erste und ein Theil der zweyten Lieferung  
(Seite 1 bis 110) enthält die Knochenlehre,  
erläutert durch 37 Holzschnitte. Dann folgt die  
Bänderlehre, 45 Seiten mit 27 Figuren; nach  
dieser die Muskellehre, 127 Seiten mit 29  
Abbildungen und einer Tabelle über den Ursprung  
und Ansatz der Rückenmuskeln. Ein eigener Ab-  
schnitt, von Seite 280 bis 300, mit 5 Abbildun-  
gen behandelt das wichtige Kapitel von den Fascien.  
Der Rest der uns vorliegenden vierten Lieferung,  
von Seite 301 bis 384 enthält einen Theil der  
Gefäßlehre, das Herz nämlich und die Arterien  
(mit Ausnahme derjenigen der unteren Extremität,  
die in der fünften Lieferung folgen werden), erläu-  
tert durch 12 Figuren.

Die Ausstattung ist gut, die Abbildungen hübsch  
und treu.

S. B.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 8. Julius 1844.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften ist am 24. Junius von dem Prof. Wöhler die folgende Mittheilung über eine im academischen Laboratorio von den Herren Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit gemacht worden.

Vor einiger Zeit hatten dieselben den Schwammzucker aus *Agaricus piperatus* untersucht, und waren dabey zu dem Resultate gekommen, daß derselbe in seinen Eigenschaften und seiner Zusammensetzung mit dem Mannit vollkommen übereinstimmt, namentlich auch, wie dieser, im reinen Zustande nicht gährungsfähig ist. Dasselbe hatten schon vor längerer Zeit Liebig und Pelouze \*) bey dem Schwammzucker aus *Cantharellus esculentus* und *Clavellaria coralloides* gefunden, woraus es sehr wahrscheinlich wird, daß überhaupt die in vielen Pilzen enthaltene süße Substanz, die von Braconnot entdeckt und unter dem Namen Schwammzucker beschrieben wurde, nichts anderes wie Mannit ist.

\*) Annalen der Pharmacie Band XIX. S. 288.

Im Zusammenhang mit dieser Untersuchung wurden Knop und Schnedermann veranlaßt, über den Mannit einige Versuche anzustellen, bey denen sie fanden, daß aus demselben durch Einwirkung von concentrirter Schwefelsäure eine gepaarte Säure entsteht. Letztere, die Mannitschwefelsäure, machten sie nun zum Gegenstande fernerer Versuche. Dieselben ergaben, daß diese Säure, sowohl im isolirten Zustande, wie in ihren Salzen, sich sehr leicht zersetzt, und daß deshalb ihre Zusammensetzung, wenigstens ihr Gehalt an Wasserstoff, nicht wohl ausschließlich durch directe Analysen mit Sicherheit bestimmt werden kann, sondern zugleich aus der Art ihrer Bildung und der Zusammensetzung des Mannits gefolgert werden muß. Indes schienen sie doch bestimmt auszuweisen, daß die Entstehung dieser Säure aus Mannit nur dann erklärbar ist, wenn man in demselben 4 oder 8 Atome Kohlenstoff annimmt. Die bis jetzt vorhandenen Analysen des Mannits stimmen mit einer solchen Voraussetzung weniger gut überein, wie mit der Formel  $C^6H^{14}O^6$ , welche man bisher ziemlich allgemein als die des Mannits angenommen hat. Dieses veranlaßte sie, den Mannit nochmahls zu analysieren. Derselbe wurde dazu aus Manna durch Ausziehen mit Alkohol dargestellt, mehrmahls aus Alkohol umkrystallisirt, und dann in Wasser gelöst, woraus er bey dem langsamen Verdunsten in zolllangen durchsichtigen und vollkommen farblosen prismatischen Krystallen sich abscheidet, die mit wenigem Wasser rasch abgospült und dann getrocknet wurden. Die mit Anwendung von Sauerstoffgas ausgeführten Analysen gaben die nachstehenden Resultate, denen das Mittel aus den früher von Liebig \*) ausgeführten Analysen beygefügt ist.

\*) Ann. der Pharm. Band IX. S. 25.

I. 0,767 Grm. gaben 1,116 Grm. Kohlensäure und 0,533 Grm. Wasser.

II. 0,5535 Grm. gaben 0,805 Grm. Kohlensäure und 0,381 Grm. Wasser.

Diese Zahlen führen zu folgender procentischen Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden		Liebig:
		I.	II.	
8 At. Kohlenstoff	— 39,71	— 39,73	— 39,71	— 39,47
18 At. Wasserstoff	— 7,42	— 7,71	— 7,64	— 7,71
8 At. Sauerstoff	— 52,87	— 52,56	— 52,65	— 52,82

Diese Analysen entsprechen ebenfalls am besten der Formel  $C^6H^{14}O^6$ , welche 39,60 Proc. Kohlenstoff und 7,68 Proc. Wasserstoff voraussetzt. Inzwischen läßt sich, wie erwähnt, die Zusammensetzung der Mannitschwefelsäure mit dieser Formel nicht in Einklang bringen. Ihre Salze enthalten nach den von Knop und Schnedermann angestellten Analysen auf 1 Atom der Base 4 Atome Kohlenstoff, und da bey ihrer Bildung aus dem Mannit bloß die Elemente von Wasser austreten, und sie bey ihrer Zersetzung unter Aufnahme von Wasser wieder in Mannit und Schwefelsäure zerfällt, so scheint daraus zu folgen, daß auch der Mannit 4 Atome Kohlenstoff enthält. Die Formel  $C^4H^9O^4$  ist nun von denen, die 4 Atome Kohlenstoff enthalten, die einzige, welche dem Resultate der Analysen einigermaßen entspricht; sie enthält indes eine ungerade Anzahl von Wasserstoffatomen, welches allen bisherigen Erfahrungen zuwider ist, und welches veranlaßt hat, sie zu verdoppeln und die oben berechnete Formel  $C^8H^{18}O^8$ , die einzige, welche zugleich den Analysen des Mannits und denen der Mannitschwefelsäure entspricht, als die des Mannits anzunehmen.

Die Mannitschwefelsäure bildet sich, wenn man

Mannit in concentrirter Schwefelsäure auflöst. Bey dieser Auflösung entwickelt sich nichts Gasförmiges, man bemerkt keinen Geruch, und bey Anwendung von reinem Mannit entsteht eine ganz klare und ungefärbte Flüssigkeit, die mit Wasser sich ohne Trübung mischen läßt. Wird sie nach dem Verdünnen mit Wasser in gelinder Wärme mit kohlensaurem Bleyoxyd behandelt, und das gebildete schwefelsaure Bleyoxyd abfiltrirt, so erhält man eine farblose schwach saure Flüssigkeit, die das Bley Salz der Mannitschwefelsäure aufgelöst enthält. Durch Fällen dieser Auflösung mit Schwefelwasserstoffgas wird die Säure im isolirten Zustande erhalten, als eine stark sauer schmeckende, farblose Flüssigkeit. Sie ist indes sehr leicht zersezbar, und zerfällt wieder in Mannit und Schwefelsäure, wenn man ihre Auflösung durch Verdunsten zu concentriren sucht.

Die Salze der Mannitschwefelsäure erleiden ebenfalls sehr leicht eine Zersezung, wobey ein schwefelsaures Salz gebildet, und Mannit und freye Schwefelsäure abgeschieden werden. Nur die Salze der stärkeren Basen lassen sich einigermaßen rein in fester Form darstellen. Sie scheinen nach der Formel  $\text{R}^2\text{S}^4 + \text{C}^8\text{H}^7\text{O}^8$  zusammen gesetzt zu seyn, wonach bey der Bildung der Mannitschwefelsäure aus 1 Atom Mannit die Elemente von 2 Atomen Wasser austreten; vielleicht enthalten sie sämmtlich 1 Atom Wasser, so daß ihre Zusammensetzung der Formel  $2(\text{R}\text{S}^2 + \text{C}^4\text{H}^3\text{O}^4) + \text{H}$  entspräche.

Mannitschwefelsaures Kali. Man erhält es, indem man die Lösung des Bley- oder Barytsalzes möglichst genau mit schwefelsaurem Kali ausfällt. Die abfiltrirte Flüssigkeit wird in sehr gelinder Wärme verdunstet, und läßt dabey einen



farblosen oder schwach gelblichen Syrup zurück, welcher nach wochenlangem Stehen bey 50° bis 60° zu einer gesprungenen, durchscheinenden, gummiähnlichen Masse austrocknet, die an der Luft rasch zerfließt, sich in Wasser mit größter Leichtigkeit auflöst, und in Alkohol unlöslich ist. So dargestellt, reagiert das Salz nur schwach auf Schwefelsäure. Es hat folgende Zusammensetzung:

		berechnet		gefunden
2 At. Kali	—	26,38	—	25,98
8 — Kohlenstoff	—	13,44	—	14,13
14 — Wasserstoff	—	1,95	—	2,40
18 — Sauerstoff	—	40,24	—	—
4 — Schwefel	—	17,99	—	17,45

Mannitschwefelsaures Natron wird wie das Kalisalz erhalten, dem es in seinen Eigenschaften vollkommen gleicht. Nach dem Eintrocknen enthielt es gleichfalls eine Spur von Schwefelsäure. Die Analyse desselben gab folgendes Resultat:

		berechnet	gefunden	
2 At. Natron	—	19,19	18,70	18,98
8 — Kohlenstoff	—	14,75	14,48	—
14 — Wasserstoff	—	2,14	2,47	—
18 — Sauerstoff	—	44,17	—	—
4 — Schwefel	—	19,75	—	—

Das mannitschwefelsaure Ammoniak ist dem Kali- und Natronsalz sehr ähnlich, läßt sich indes nicht ganz trocken darstellen, indem es sich bey dem Verdunsten zum größten Theil zersetzt.

Mannitschwefelsaurer Baryt. Man erhält dieses Salz, indem man die mit Wasser vermischte Auflösung von Mannit in Schwefelsäure mit kohlensaurem Baryt behandelt und filtriert. Beym Verdampfen der Flüssigkeit in gelinder Wärme

scheiden sich fortwährend geringe Mengen von schwefelsaurem Baryt ab. So weit verdunstet, bis sie anfängt, sich mit einer Haut zu überziehen, setzt sie beym Erkalten das Salz zum Theil in kleinen krystallinischen Körnern ab. Noch weiter eingetrocknet, erstarrt sie während des Erkalten zu einer gallertähnlichen Masse, die durch etwas schwefelsauren Baryt getrübt ist, und die nach dem völligen Austrocknen in gelinder Wärme eine weiße, gesprungene Substanz bildet. In Alkohol ist dieses Salz unlöslich, und wird dadurch aus seiner Lösung in Wasser, wenn man sie warm damit vermischt, beym Erkalten als weißes, undeutlich körnig krystallinisches Pulver gefällt. Es ist sehr leicht zerseßbar und bräunt sich schon im Wasserbade unter schwacher Entwicklung von schwefliger Säure. Es hat folgende Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden
2 At. Baryt	— 36,76	— 36,35
8 — Kohlenstoff	— 11,54	— 11,19
14 — Wasserstoff	— 1,68	— 2,03
18 — Sauerstoff	— 34,56	— —
4 — Schwefel	— 15,46	— 15,32

Mannitschwefelsaures Bleyoxyd. Es wird wie das Barytsalz dargestellt. Verdampft man die Auflösung in gelinder Wärme, so scheidet sich fortwährend schwefelsaures Bleyoxyd in geringer Menge daraus ab, und es bleibt eine terpeninähnliche Masse zurück, die sich in der Wärme nicht weiter eintrocknen läßt, ohne sich gänzlich zu zersetzen. Vermischt man die etwas concentrirte Auflösung mit dem mehrfachen Volum starken Alkohols, so erhält man eine milchige Flüssigkeit, aus der sich das Salz nach und nach in klaren ölarartigen Tropfen absetzt. Im luftleeren Raume

über Schwefelsäure trocknet dieses ölartige Liquidum nach und nach zu einer gelblichen, durchaus amorphen Masse aus, die an der Luft feucht wird, und in Wasser mit Zurücklassung von etwas schwefelsaurem Bleoryd sich auflöst. Zusammensetzung:

	berechnet	gefunden
2 At. Bleoryd —	45,85	44,38
8 — Kohlenstoff —	9,88	9,48
14 — Wasserstoff —	1,44	—
18 — Sauerstoff —	29,60	—
4 — Schwefel —	13,23	—

Das Kupfer- und das Silbersalz der Mannitschwefelsäure sind ebenfalls leicht löslich in Wasser, zersetzen sich aber noch leichter, wie das Bleisalz, und können deshalb nicht in fester Form rein erhalten werden.

### N a c h t r a g

zu der Anzeige über Lobek's Pathologia Sermonis Graeci. Gel. Anz. St. 94. 95. S. 939 ff.

Man wird es begreiflich finden, wenn ich mich beeile, eine kleine Entdeckung nachzutragen, welche die von mir versuchte Etymologie und Bedeutung des Wortes *λυκάβας* auf eine überraschende Weise bestätigt. Gleich nach dem Abdrucke der Anzeige führte mir ein Zufall in Ovid's Metamorphosen die Fabel vom Dionysos und den Schiffen in die Hände. Dort heißt es III, 624: Furit audacissimus omni De numero Lycabas, qui Tusca pulsus ab urbe Exilium dira poenam pro caede luebat. Ein alter Tyrrenischer Verlägger — denn den meinte die Griechische Quelle, aus der Ovid schöpfte — wegen grausam

Mordes landesflüchtig, Lykabas genannt, mag wer will als ein Ungefähr ansehen. Ich sollte denken, nach der gegebenen Auseinandersetzung muß jezt jedermann zugestehen, daß wir darin einen sehr bedeutsamen Zug uralter Mythologie und Religion anzuerkennen haben. Lykabas ist nur eine symbolisch die dem alten *λυκάβας* zu Grunde liegende Vorstellung ausdrückende Person. — Derselbe Name begegnet übrigens im Ionischen *Λυκάβης*, mit etwas veränderter Bildung.

F. W. S.

### M a n n h e i m,

bey Friedrich Götz 1844. Die Marburg bei Hambach, von Franz Xaver Kemling. VIII und 211 Seiten in Octav.

Die vorliegende Monographie über die unsern Neustadt gelegene Kestenburg (Kästelberg, castelli mons, Kastanienburg), welche unter dem Namen des Hambacher Schlosses den meisten Lesern ungleich bekannter seyn dürfte, als unter dem Namen der Marburg, enthält, abgesehen von einer, so weit die benutzten archivalischen Quellen es gestatten, zusammen hängenden Geschichte des Bergschlosses, eine nicht unbedeutende Zahl von sorgfältig wiedergegebenen Urkunden aus der Zeit von 1100 bis 1662. Mit diesen wenigen Worten glauben wir die Bedeutung dieser Schrift für jeden Freund der Geschichte angedeutet zu haben und fügen nur noch die Bemerkung hinzu, daß durch das Weglassen der vielfach eingestreuten Poesien der Werth dieser Abhandlung schwerlich verringert worden wäre.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

110. 111. Stück.

Den 11. Julius 1844.

---

## G ö t t i n g e n.

Am 4. Junius fand bey hiesiger Universität die gewöhnliche Preisvertheilung Statt, welche Prof. Dr. Hermann mit einer Rede über einige Gründe, die der Anwendung der sokratischen Lehrmethode auf Universitäten entgegen stehen, einleitete. Antworten auf die Aufgaben des vorigen Jahres waren in allen Facultäten eingelaufen; aber obgleich es keiner derselben an gelungenen Theilen fehlte, die mit gebührender Anerkennung erwähnt wurden, konnte ein Preis doch nur in der juristischen Facultät zuerkannt werden. Diese hatte die Frage

*de onere probandi in causis criminum* aufgestellt; als Verfasser der mit dem Motto: *quae rerum natura prohibentur, nulla lege confirmata sunt*, bezeichneten Preisarbeit ergab sich Otto Ernst Hartmann aus Lüneburg. Außerdem ward von der theologischen Facultät der Preis für die beste Predigt über den Text II Corinth. 7, 10 zwischen den beiden Mitgliedern des homiletischen Seminars Heinrich Wilhelm

Ludwig Schmelzkopf aus Braunschweig und Heinrich Verkenbusch aus Hannover dergestalt getheilt, daß ersterer zwey, letzterer ein Drittheil desselben erhielt.

Die neuen Aufgaben für den vierten Junius 1845 sind folgende:

**ORDO THEOLOGORUM** quaeri jubet,  
 quo jure Clemens Alexandrinus Strom. IV  
 dixerit, Platonem in libris de Republica  
 coelestis civitatis imaginem adumbrasse; ita-  
 que comparatio instituenda est accuratior Pla-  
 tonicae doctrinae de vero reipublicae exem-  
 plo cum Christiana de regno divino doctrina.  
 De praemio homiletico certaturis idem proponit  
 locum I Corinth. XII. 4 — 11.

**ORDO JURECONSULTORUM** postulat,  
 ut explicata successionis per universitatem  
 notione, singula, quae praeter hereditatem  
 et bonorum possessionem in jure romano  
 exstant, hujus successionis exempla recen-  
 seantur, eorumque natura et quomodo  
 tam inter se, quam a superioribus illis  
 differant, generatim exponatur.

**ORDO MEDICORUM** superioris anni quae-  
 stionem

ut respectu inprimis habito quum ad pri-  
 mae conformationis vitia, tum ad morbos,  
 quibus embryones adhuc teneri corripuntur,  
 monstrorum origo sedulo dijudicetur,  
 iterum in sequentem prorogat.

**ORDO PHILOSOPHORUM** hanc quaestionem  
 proponit:

explicetur et dijudicetur sententia Fichtii  
 (Sittenlehre S. 229): qui auctoritate ductus  
 agit, sine religione agit.

## A r e z z o.

Tipografia Bellotti 1841. Storia Degli Antichi Vasi Fittili Aretini. Con 9 Tavole Incise In Rame. Del Dott. A. Fabroni. 80 Seiten in groß Octav.

Diese kleine Schrift ist ein sehr dankenswerther Beytrag zur genaueren Kunde einer höchst interessanten Classe antiker Thongefäße. Sie zerfällt in drey Kapitel, in deren erstem über die Schriftsteller aus dem Alterthume und der späteren Zeit, welche über die Aretinischen Vasen gesprochen haben, Bericht erstattet wird, während das zweyte von den charakteristischen Eigenthümlichkeiten, den Formen, der Zeichnung, den Inschriften und dem Gebrauche derselben handelt, und das dritte Ort, Art und Zeit ihrer Verfertigung bespricht. Von den wohl ausgeführten Kupfertafeln enthalten die acht ersten Exemplare von Vasen oder vielmehr Vasenfragmenten (wie denn überhaupt die Sammlungen in Arezzo an vollständig erhaltenen Gefäßen sehr arm sind) mit den Darstellungen darauf, alte Formen von Thon und einige zur Fabrication der Vasen gehörige Instrumente, deren Originale zum größten Theile in dem Museum der Stadt Arezzo, anderen Theiles in dem an diesem Orte befindlichen Museo Rossi aufbewahrt werden; auf der neunten Tafel sind sämtliche Vaseninschriften, welche das Stadtmuseum besitzt, in Facsimiles dargestellt, 129 an Zahl.

Die Aretinischen Vasen standen im Alterthume, wie wir aus den schriftlichen Zeugnissen von der Zeit des Augustus bis in das siebente Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinab wissen, in hoher Achtung. Sie sind von einem leichten und feinen Thon, welcher in den Bruchstellen eine blaßrothe

Okerfarbe zeigt. Nach Hn Fabronis Ansicht wurde von zwey in der Gegend vorkommenden Thonarten die bläuliche, nicht aber die gelbliche, benutzt. — Auf der äußeren Oberfläche und meist auch auf der inneren haben sie einen sehr feinen, glänzenden Firniß, welcher immer nur eine und dieselbe Farbe zeigt. Diese ist, übereinstimmend mit den Berichten der alten Schriftsteller, fast durchgehends ein schönes Korallenroth, in verhältnißmäßig seltenen Beyspielen ein Schwarz, das nach dem Azur hinschlägt und, mit wenigen Ausnahmen, die Pfirsichblüte oder das Grau des Eisens nachahmt. Jene ist als die regelmäßige, diese als die nur ausnahmsweise vorkommende Farbe zu betrachten. Aber auch außerdem, daß sie weniger zahlreich sind, unterscheiden sich die schwarzen Vasen von den rothen. Während es von den schwarzen als allgemeine Regel gilt, daß sie weniger geschmückt sind, als die rothen, zeigen sie bisweilen die Ornamente a incavo, wie Taf. I. Nr. 1, eine Weise, welche bey den rothen die Degeneration des Stils anzeigt, wie Taf. IV, Nr. 4; Figuren a rilievo, wie Taf. VII, Nr. 4 und 5, welche sich auf diesen regelmäßig finden, sind bey den schwarzen gegen die Gewohnheit. Beynabe auf keinem der schwarzen Thongefäße finden sich Siglen oder Inschriften mit Namen. Uebrigens muß man wohl annehmen, daß beide Arten gleichzeitig und in denselben Fabriken gefertigt wurden. Die Bruchstücke von Vasen beider Arten werden gemischt mit einander gefunden. — Was die Form der Thongefäße anbelangt, so ist zunächst im Allgemeinen zu bemerken, daß dieselbe immer grazios ist und die Vasen meist nur kleine Dimensionen haben. Auch die zu Incelli (s. unt.) von Rossi entdeckten Defen, in welchen die Vasen gebrannt wurden, waren nur von



geringem Umfange. Die meisten haben die Gestalt des Napfes. Darnach ist die Tellerform besonders häufig. Außerdem finden sich noch einige andere Formen, aber nur in sehr wenigen Exemplaren. — Die Verzierungen der Gefäße bestehen, wie ebenfalls schon durch die Zeugnisse aus dem Alterthume bekannt ist, nicht in Malherey. Sie sind in den bey weitem meisten Beyspielen erhaben, in Basrelief, in selteneren vertieft, in Formen aus- oder eingedrückt. Das Genauere ist oben erwähnt. — Die ebenfalls schon berührten Inschriften sind entweder an dem inneren Boden der Gefäße oder an den äußeren sichtbaren Seiten unter den Verzierungen befindlich.

Von der Beschaffenheit der Darstellungen und den Inschriften geben die Kupfertafeln auch dem Entfernten genügende Anschauung. Sie zeigen, was jene betrifft, den verfeinerten Stil, die Grazie und die Vollendung der Zeichnung, sowohl in den Ornamenten als in den Figuren, wie sie der bildenden Kunst unter den ersten Kaisern eigen waren. Inghirami bemerkte mit Recht, daß die Darstellungen der Aretinischen Vasen viel mehr nur zur Decoration dienen, als sie in der Absicht da seyen, irgend eine Scene aus der Mythologie oder der Geschichte vor die Augen zu bringen. Verhältnismäßig häufig findet sich Bacchisches, aber der Zustand der Gefäßfragmente läßt schwer erkennen, ob die dargestellten Figuren in bedeutsamer Zusammenstellung vereinigt oder nur zur Decoration verwendet waren. So sind auf Taf. VII unter Nr. 4 und 5 zwey Fragmente von schwarzen Vasen aus dem Museo Rossi mitgetheilt, welche gegen die Gewohnheit Figuren in Relief, und zwar recht schöne, zeigen. Auf dem ersten erscheint eine fragmentierte nackte männliche Figur mit einem

Luchsfell, wie es scheint, über dem linken Arm, dessen Hand eine auch auf der linken Schulter ruhende Keule gefaßt hält. Die Figur ist nach rechts hin in Auslage wie zum Kampfe, der ganz abgebrochene rechte Arm dürfte eine Fackel gehalten haben. Neben dieser Figur kommt auf demselben Bruchstücke noch ein Theil eines männlichen Armes vor, dessen Hand einen gewaltigen Stab faßt, welcher nach oben in einen in Form des Obertheils einer Schlange gestalteten Haken ausläuft. Auf dem anderen Fragmente sehen wir einen nackten jungen Mann mit nach rechts gewendetem Körper, aber nach links gerichtetem Kopfe, dessen Haar schlaff herab hängt und eng anliegt, so daß das Ohr nicht zum Vorschein kommt. Ueber dem linken Arme hängt eine in der Luft flatternde Chlamys. Die Hand dieses Armes hält nach hinten an der Handhabe einen länglich runden Schild hoch. Der rechte ausgestreckte Arm hielt nach links hin zur Bertheidigung eine Waffe, von welcher nur ein Stiel zum Vorschein kommt, der auf eine Fackel schließen läßt. Neben und hinter diesem Manne läuft nach rechts hin ein Panther. Gehören beide Fragmente zu einem und demselben Gefäße? Die Worte des Hn Fabroni sagen davon nichts aus, ja sie müssen, genau genommen, vielmehr für das Gegentheil zeugen. So viel ist sicher, daß der im Kampfe Begriffene auf jedem der beiden Fragmente zu einer Darstellung des Kampfes bacchischer Thiasoten gegen die Widersacher des Gottes paßt. Aber gegen welchen oder welche, ist ganz unsicher. Man hüte sich, die letzt genannte Figur, wie neuerdings geschehen, für einen Feind des Dionysos, etwa einen Heros, wie Perseus, zu halten. Was soll in diesem Falle die Fackel in seiner Hand, und, wenn diese für unsicher gehalten

werden könnte, was der Panther neben ihm, der, wenn er als der Figur feindlich gedacht werden sollte, in ganz anderer Attitüde dargestellt werden mußte? Wir haben in der Figur, wenn nicht den Dionysos selbst, doch einen der *παυχέροντες τῷ Αιονίῳ* zu suchen. — Besonders interessant ist die Darstellung auf einer auf Taf. II unter Nr. 12 mitgetheilten Scherbe, welche sich mit ganz unerheblichen Abweichungen in einer Form von Thon, die auf Taf. V unter Nr. 3 auch wiedergegeben ist, wiederholt. Ein mit einem Wehrgehörk ohne Schwert in der Scheide versehener, übrigens ganz nackter junger Mann ist in höchster Erschlaffung auf das linke Knie nieder gesunken. Die Hand des rechten Armes ruhet lose auf dem rechten Knie, die des linken faßt ein Etwas, welches wie ein Stein aussieht. Auch vor der Knieenden Figur erscheinen auf dem Boden einige Steine. Hinter derselben, ihr mit dem Rücken zugewendet, steht auf einem Untersatze von ein Paar Felsstücken eine Priapusherme. Hr Fabroni vermuthet in dieser Figur den Hylas oder den Narcissus. Mit wenig Schein. Wir möchten keine Deutung wagen. Dagegen wollen wir etwas genauer über eine besondere Eigenthümlichkeit, welche an dieser Figur zu Tage tritt und über welche der Hr Verfasser sich nicht verbreitet hat, sprechen. An der Figur erscheint unter der rechten Achsel hindurch an der rechten Brust ein Arm. Man sieht deutlich, daß der Künstler, welchem die Erfindung dieser Figur angehört, eine Gruppe von zweyen entweder dargestellt hatte oder gedacht wissen wollte. Auch die Bildung des rechten Armes des Knieenden zeigt deutlich, daß er an seiner rechten Seite von einer anderen Figur unterstützt wurde. Wie hat man über diese Eigenthümlichkeit zu urtheilen? Ist, wie

kürzlich ein gelehrter deutscher Archäolog behauptet hat, die stützende Hand von dem unachtsamen Copisten stehen gelassen, während er die Figur selbst wegließ, und gibt dieser Umstand einen auffallenden Beweis dafür, daß man gefällige Figuren nur zum Schmuck, ohne Rücksicht auf Bedeutsamkeit, entlehnte? Wir glauben keines von Beiden. Die Unachtsamkeit wäre denn doch zu bedeutend, und mit eben demselben Rechte könnte man derselben den Pompejanischen Wandmahler zeihen, welcher auf dem bekannten Gemälde der Rückgabe der Chryseis, Mus. Borbon. II, 57, Inghirami Gal. Omer. XXI, das doch auch wohl nur als Copie zu betrachten ist, die Hand am Hintertheile des Schiffes stehen ließ. Die Darstellung auf dem Sarkophage in den Osservazioni sopra alcuni frammenti di vasi antichi di vetro von Ph. Buonarroti, p. 1, dürfen wir wohl nicht zum Vergleich bringen. In keinem von beiden Fällen haben wir sicherlich einer Unachtsamkeit die Darstellung der Hand zu verdanken, und auch der Copist unseres Bildes wollte gewis, daß man in dem, was er auf die Vase setzte, sich eine Gruppe denken sollte. Es fragt sich nun, ob zu dieser Art der Darstellung der Mangel an Raum trieb, oder ob man glaubte, überall, auch ohne äußerlich gezwungen zu seyn, mit dieser compendiösen Weise abkommen zu können. Jenes paßt auf unseren Fall, vielleicht auch auf das Pompejanische Gemälde. Inzwischen folgt daraus noch nichts Sicheres. Nur das scheint klar zu seyn, daß ein solches Verfahren mehr in den Bereich der Mahleren gehört, als in den der im engeren Sinne so genannten bildenden Kunst. Und wer wollte in Abrede zu stellen wagen, daß dem Copisten ein Gemälde vor Augen gewesen seyn könne? Aber auch ohnedem dürfte

jene Eigenthümlichkeit mit der leichten Manier, welche sich auf unseren Scherben überall kund thut, nicht gerade im Widerstreite stehen.

Die Inschriften erscheinen immer in Relief. Sie sind so gut wie immer in lateinischen Charakteren von gutem Ansehen ausgeführt — die von Herrn Fabroni angeführte mit der Etruskischen Legende Atrane gehört, wie weiter unten genauer angegeben werden wird, nicht nach Arezzo —, und beziehen sich auf die Fabrikherrn, die Modellmacher oder Arbeiter. Unter den ersten erscheinen in drey Fällen auch Frauen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß zu den Worten Statiliae, Taf. IX, Nr. 71, oder Hertoria, Taf. IX, Nr. 21 und 20, gentis oder gens zu suppliren sey; vergl. unsere Bemerkungen in Bergks und Cäsars Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, Jahrgang I, Nr. 63, S. 500. Letztere sind meist griechische Freygelassene oder Sklaven. Hr Fabroni hat sich die dankenswerthe Mühe gemacht, außer jener Kupfertafel, im Texte, S. 42 flg., noch eine Zusammenstellung aller der von Alessi, Gori, Rossi und Anderen verzeichneten Namen und unerklärten Siglen mit denen des Stadtmuseums zu geben.

Der Gebrauch dieser Gefäße war gewiß ein sehr manigfaltiger. Sie dienten den Bedürfnissen und dem Luxus des Lebens und zum Schmucke der Gräber oder den Festlichkeiten bey der Bestattung. Hauptsächlich wurden sie aber wohl zu dem Zwecke, für welchen auch Zeugnisse aus dem Alterthume existieren, verwendet: sie kamen auf den Tisch als Gefäße für Speisen und Getränke. Die schönsten dienten, nach des Hn Verfassers Meinung, vielleicht als bloße Luxusvasen oder zur Aufnahme der Substanzen, welche ihrem Firniß nicht gefährlich waren, von Obst, Hülsenfrüchten, Küchengewächsen.

Die Zeit der Verfertigung der Vasen anlangend, führen die griechischen Namen auf einer großen Anzahl derselben, die Anmuth ihrer Form und der Basreliefs, so wie das gute Aussehen der Buchstaben in den Inschriften darauf, den Anfang der Fabrication in die Zeit nach der Eroberung von Griechenland und Asien durch die Römer zu setzen. Ihre höchste Blüte fällt unter die ersten Kaiser. Aber auch über diese Zeit und lange über sie hinaus dauerte die Vasenfabrication zu Aretium fort. Noch Sedulius, gegen Ende des fünften Jahrhunderts n. Ch. Geb., ja noch Isidorus, am Anfange des siebenten, sprechen von ihr als von etwas Gleichzeitigem. Hr Fabroni hat auf Taf. IV unter Nr. 4 und auf Taf. VII unter Nr. 3 zwey Gefäße abbilden lassen, das erste aus dem Stadtmuseum, das andere aus der Sammlung Rossi, welche die Symptome der Entartung, aber in verschiedenem Grade, an sich tragen, und mit Sicherheit die Stufenleiter des Verfalls erkennen lassen. Auf dem ersten sind, obgleich es den rothen Firniß hat, die Verzierungen nicht mehr in Relief, sondern vertieft, nicht mehr von sveltem und elegantem, sondern von schwerem und gesuchtem Stil. Das zweyte zeigt schon die Barbarey in einer ganz monströsen Figur. Auch dieses hat rothe Farbe.

Vasen der oben genauer beschriebenen Art werden nicht allein in und um Arezzo gefunden. Hr Fabroni erwähnt nur der Modenesischen, durch Baruffaldi und namentlich durch Cavedoni bekannt gewordenen, welche den Aretinischen in allen Beziehungen so überaus gleich kommen, und wäre gern geneigt, die Ehre der Fabrication seiner Vaterstadt zu vindicieren, wagt das jedoch nicht, namentlich aus dem Grunde, weil Plinius auch Modena als Fabrikort von Vasen kenne. Die kleinen zum Ein-

gießen des Oels dienenden Flaschen von ganz ähnlicher Fabrik, welche auf dem Griffe die Inschrift Atrane oder Atranemi, mit einem kleinen Gefäße oder Pferde dabey, tragen, und von Hn Fabroni als von Arezzo stammend betrachtet werden, dürften vielmehr dem durch Feinheit und Dauerhaftigkeit seiner Thonwaren berühmten Patria angehören, vgl. Abeken 'Mittelitalien' S. 363. Kürzlich sind in dem Prachtwerke 'Musei Etrusci, quod Gregorius XVI. Pon. Max. in aedibus Vaticanis constituit, monumenta linearis picturae exemplis expressa', P. II, T. CI und CII, mehrere Exemplare so genannter Aretinischer Vasen in Abbildung mitgetheilt, welche alle zu Vulci ausgegraben wurden, darunter auch eins der von Abeken als die schönsten bezeichneten Exemplare, welches übrigens schwarzen Firniß und Basreliefs hat. Ueber diese Vasen nun bemerkt der Herausgeber: *Questi vasi portano il nome d'Aretini, quantunque si fabricassero in molti luoghi fuori d'Arezzo, e perfino sull' antico Vaticano, come vien dimostrato da monumenti scoperti in quelle antiche officine.* Anderseits läßt sich Exportation der Aretinischen Vasen nicht bezweifeln. Genaueres zur Unterscheidung der wirklichen und der so genannten Aretinischen Vasen steht, wo möglich, von ferneren Entdeckungen und Untersuchungen zu erwarten. Was Arezzo selbst betrifft, so werden von dem Hn Verfasser die Plätze, an welchen den Spuren zufolge Fabriken bestanden haben müssen, genau angegeben und dabey in Betreff der Namen der Plätze Cincelli und Carcerelle, sowie des der Vorstadt delle fornaci ansprechende Vermuthungen mitgetheilt.

Friedrich Wieseler.

## C a s s e l.

Verlag von F. F. Bohné 1844. Sprachkarte von Deutschland. Als Versuch entworfen und erläutert von Dr Karl Bernhardi. VIII und 138 Seiten in Octav.

Wenn der Verfasser vermittelst dieser Karte den Versuch gemacht hat das Gebiet der deutschen Sprache sowohl nach seinen äußeren Grenzen gegen das benachbarte Slavische und Romanische zu bestimmen, als auch die einzelnen deutschen Mundarten unter einander abzufondern, so ist das ein Unternehmen, welches durchaus Anerkennung verdient, da sich von der Vollendung desselben für die genauere Kenntniß unserer Sprache und der vaterländischen Geschichte höchst erfreuliche Resultate erwarten lassen. Denn es ist wohl kein Idiom in Deutschland so unbedeutend, daß seine Erforschung und Begrenzung nicht irgend einen Gewinn für die Kenntniß der deutschen Sprache im Allgemeinen abwerfen könnte, und eine sorgfältige geographische Sonderung der verschiedenen Mundarten darf mit Recht für eine Hauptbasis zu Untersuchungen über die ältere Geschichte der deutschen Stämme gehalten werden, so wie auch die Verfolgung unserer Sprachgrenze gegen Außen in mancher Hinsicht auch die früheren Verhältnisse zu unsern Nachbarvölkern aufhellt.

Freylich ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Arbeit, welche der Verfasser über sich genommen hat, fast die Kräfte eines Mannes übersteigt, da sie namentlich die genaueste Kenntniß der einzelnen Dialecte und ihrer Grenzen gegen einander erfordert und Untersuchungen voraus setzt, welche gewöhnlich, da literarische Hilfsmittel meistens mangeln, nur an den betreffenden Orten selbst vorge-



nommen werden können, daß das Unternehmen daher nur mit vereinten Kräften Mehrerer seinem Endziele entgegen geführt werden kann. Aus diesem Grunde würde es aber auch eine Ungerechtigkeit seyn, wenn man an dieses Werk, welches nur als ein Versuch in einer äußerst schwierigen Sache hingestellt ist, den Maßstab der Vollendung legen wollte. Wir haben vielmehr, wenn wir bedenken, wie viel hier schon der Verfasser namentlich für die Bestimmung der Sprachgrenze gegen Außen geleistet hat, seiner Sorgfalt und seinem Fleiße unsere volle Anerkennung zu Theil werden zu lassen, zumahl da einzelne Berichtigungen, welche die Karte noch zu erfordern scheint, von einem Beurtheiler nur für solche Punkte gegeben werden können, welche demselben durch zufällige Umstände vorzugsweise bekannt sind.

Wir sehen von solchen einzelnen Berichtigungen ab und fassen besonders die allgemeinen Grundsätze ins Auge, welche der Verfasser bey der Absonderung der Dialecte in ihrem Verhältnis zu einander befolgt hat. Hier müssen wir namentlich gegen die Haupteintheilung der deutschen Sprache in Ober-, Mittel- und Niederdeutsch Bedenken erheben, da sich mit der Bezeichnung Mitteldeutsch in so fern kein bestimmter Begriff verbinden läßt als es sich theils von dem Oberdeutschen nicht so streng unterscheidet, wie das Hochdeutsche von dem Niederdeutschen, theils unter diesem Namen Mundarten zusammen gefaßt werden, welche wieder ziemlich fern von einander liegen. Namentlich sticht das Obersächsische bedeutend von dem Niederrheinischen ab, welcher letztere Dialect eher zum Niederdeutschen als zum Hochdeutschen zu rechnen ist, jeden Falls aber den Uebergang zwischen beiden bildet. Wir möchten daher nur die feststehende und

charakteristische Haupteintheilung in Hoch- und Niederdeutsch vorschlagen, in diesen beiden Hauptzweigen aber die Grenzen der einzelnen Dialecte so viel als möglich nach den Stämmen angegeben wissen, so daß die hochdeutschen Mundarten mit den Namen bayerisch, schwäbisch, alemannisch, thüringisch u. s. w. bezeichnet, im Niederdeutschen aber das Niedersächsische, Niederländische und Friesische als Hauptstämme angenommen würden, wobey wir es dahin gestellt seyn lassen, in wie weit genauere Unterschiede z. B. zwischen Niedersächsisch und Westphälisch, Bayerisch und Bayerisch-Oesterreichisch durchgeführt werden können. Auch dem Historiker würde die durchgehende Unterscheidung nach den Stämmen besonders willkommen seyn.

Der Verf. hat in den Erläuterungen zur Karte mehrfach auch schon versucht die gefundenen Sprachgrenzen mit den Wanderungen und Colonien der einzelnen Stämme in Verbindung zu setzen und auf diesem Wege manchen interessanten Aufschluß über unsere ältere Geschichte gewonnen. Wir rathen jedoch bey diesen historischen Untersuchungen mehr die Zeiten der Völkerwanderung und die folgenden als Ausgangspunct zu nehmen, als darüber hinaus auf die Zeiten des Cäsar und Tacitus zurück zu gehen. Denn jeden Falls wird die Verbindung der Gegenwart mit diesen ältesten Zeiten in mancher Hinsicht nur problematisch seyn können, da die Namen und die Sitze der ältesten bekannten deutschen Völkerschaften so schwankend sind, und die großen nachher folgenden Begebenheiten frühere Zustände kaum durchschimmern lassen. So wird es z. B. schon sehr schwer seyn im Einzelnen den Satz, von welchem der Verfasser ausgeht, genau zu erweisen, daß das jetzige deutsche Sprachgebiet im Ganzen mit den Grenzen von Deutschland über-

einstimme, welche uns die Römer vor beynabe zwey tausend Jahren angegeben haben, wenn auch seine Richtigkeit im Allgemeinen wohl anzunehmen ist. In andern Fällen zeigen uns Begebenheiten der Völkerwanderung wohl einen Grund für die jetzige Ausdehnung unserer Sprache, wie z. B. das Deutsche im Elsaß ohne Zweifel mit dem Vordringen der Alemannen zusammen hängt; aber unsicherer ist es auf noch ältere Zeiten zurück zu gehen und mit dem Verfasser (S. 24) die Ursache dieser Erscheinung auch daher abzuleiten, daß die Triboccer, Nemeter und Bangioner, welche mit Ariovist gegen die Römer kämpften, auf dem linken Rheinufer zurück blieben und sich dort ansiedelten.

Wir sprechen zum Schlusse noch den Wunsch aus, daß das sehr löbliche Unternehmen des Verfassers den Anklang und den Beystand in Deutschland finden möge, den es so sehr verdient, daß alle diejenigen, welche sich in der Lage befinden, für dasselbe mitwirken zu können, sich diese vaterländische Sache angelegen seyn lassen, daß besonders die historischen Localvereine durch Mittheilungen von Sprachproben, durch Anfertigung von Idiotiken, durch Untersuchung der Grenzen der ihnen zunächst liegenden Dialecte die Vollendung des Werkes befördern mögen. Der Verfasser hat selbst am Schlusse seines Buches über die Art und Weise der Mitwirkung mehrere Vorschläge gemacht. Wir möchten zu derselben hinzu fügen, daß namentlich nicht versäumt werde zusammen hängende Proben einer Mundart zu veröffentlichen, da sie die am meisten objectiven Unterlagen zur Untersuchung abgeben. Zu ihrer Vergleichung unter einander würde es am förderlichsten seyn ein und dasselbe Stück in möglichst vielen Dialecten zu vervielfachen. Ref.

schlägt dazu das Gleichniß von dem verlorenen Sohne aus dem Grunde vor, weil wir es schon in den schweizerischen Mundarten besitzen, und weil Schott dasselbe sehr zweckmäßig auch in den Dialecten der deutschen Colonien in Piemont wiedergegeben hat. W. M.

### L ü n e b u r g.

Druck der von Stern'schen Buchdruckerei 1843. Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg, verfaßt von Dr Johann Wilhelm Albers. Mit vier lithographischen Tafeln. 54 Seiten in Quart.

Der Verf., welcher sich schon früher durch Veröffentlichung einer Anzahl auf den Handel Lüneburgs und die Schutzherrschaft, welche das brandenburgische Kurhaus über dasselbe ausübte, bezüglicher Urkunden um die Geschichte seiner Vaterstadt verdient gemacht hat, gibt uns in dem oben genannten Werke eine von Fleiß und Belesenheit zeugende Beschreibung des Rathhauses zu Lüneburg und der in demselben enthaltenen Kunstdenkmähler des Mittelalters. Mag immerhin die Aufzählung der letzteren im Verhältnis zu verwandten Schätzen, deren sich Nürnberg und Augsburg, Lübeck und Danzig zu rühmen haben, dürftig erscheinen, so legen doch auch sie ein beredtes Zeugnis für die Kunstliebe und den Gemeinsinn der wendischen Handelsstadt ab, die, selten durch Zwietracht zwischen der Gemeine und den Geschlechtern zerrissen, durch keinen Bannfluch Roms entmuthigt, mehr als einen Kampf mit den Landesherren glücklich bestand, deren Bürger, im Vereine mit den Lübeckern, den offenen Kampf mit Dänemarks Flotte nicht scheuten und die, nächst Braunschweig, die letzte Stadt des welfischen Erbes war, welche sich der fürstlichen Uebermacht beugte.

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

112. Stück.

Den 13. Julius 1844.

---

L o n d o n.

Published by John Murray, Albemarle Street 1840. The Vishnú Purána, a system of Hindu Mythology and Tradition, translated from the Original Sanscrit, and illustrated by notes derived chiefly from other Puránas, by H. H. Wilson M. A. F. R. S., member of the Royal Asiatic Society, and of the Asiatic Societies of Bengal and Paris; of the imperial Society of Naturalists, Moscow; of the royal Academies of Berlin and Munich; Phil. Dr. in the University of Breslau; and Boden Professor of Sanscrit in the University of Oxford; etc. etc. XCI und 704 Seiten in Quart.

Das hier rubricierte Werk macht zum erstenmahl eins der indischen Puranen — dieser zweyten Classe der religiösen Literatur der Hindus — seinem ganzen Umfange nach bekannt und einem um so größeren Kreise von Lesern zugänglich, da es der Hr Herausgeber in einer Uebersetzung vorführt. Daß diese zuverlässig seyn werde, dafür darf uns

der Name des Hn Uebersetzers, bekanntlich eines der größten Kenner des Sanskrits, bürgen. Wie die Vorrede mittheilt (p. LXXIV), sind bey Ausarbeitung derselben sieben Handschriften zu Rathe gezogen; drey davon standen dem Hn Verf. schon bey dem Beginn seiner Uebersetzung zu Gebot; eine vierte kam im Fortgang derselben hinzu; und während des Druckes der zweyten Hälfte des Werkes wurden noch drey Handschriften aus der Bibliothek der East-India-Company verglichen. Alle diese Handschriften stimmten genau mit einander überein, wie Hr Wilson berichtet, indem sie keine andere Varianten darboten, als solche, die sich leicht als Schreib- oder Unachtsamkeits-Fehler zu erkennen gaben. Vier Handschriften sind von einem Commentar begleitet; auch diese Commentare stimmen im Wesentlichen zusammen und weichen nur gelegentlich von einander ab; als ihre Verfasser werden zwey verschiedene Scholiasten bezeichnet. Der Commentar zum 1sten, 2ten und 5ten Buch wird in 2 Mscpten Crīdhara Jati, einem Schüler von Parānanda zugeschrieben, der diesernach mit Crīdhara Swāmī, dem Commentator des Bhāgavata Purāna, identisch ist. Der Commentator zum 3ten, 4ten und 6ten Buch wird in denselben zwey und noch zwey anderen Mscpten Ratnagarbha Bhat'ta genannt und in den letzteren beiden Mscpten befindet sich auch sein Commentar zum 1sten, 2ten und 5ten Buche. Den seine Scholien einleitenden Versen zufolge war er Schüler von Vidyavakāspati, Sohn von Hirañjagarbha, Enkel von Mādhava, und faßte seinen Commentar auf Begehren des Sūrjākara ab, des Sohnes des Ratānath Miçra, Enkels des Chandrākara, erblicher Minister irgend eines Fürsten, welcher nicht genauer bezeichnet wird. Beide Erklärungen stimmen so sehr überein, daß

einer den andern sehr benutzt haben muß. Beide berufen sich auf ältere Commentatoren. Crīdhara citirt K'it-sukha-joni und U.; seinen Commentar nennt er Ātma- oder Sva-prakāṣa 'Selbst-Erläuterer'; Ratnagarbha den feinigigen Vaishṇavā-kūta k'andrikā, was Herr Wilson übersetzt the moonlight of devotion to Vishṇu (einfacher wird der Sinn, wenn man ऋक्त in der gewöhnlichen Bedeutung Sinn, Bedeutung nimmt). Die Zeit dieser Commentare genauer zu bestimmen, boten sich Hr Wilson keine Momente dar.

Etwa zu gleicher Zeit mit dieser Uebersetzung begann in Paris die Herausgabe des Textes eines andern Puranen — des Bhāgavata — mit französischer Uebersetzung und Noten von der Hand eines der allergrößten Orientalisten, Herrn Eugène Burnouf. Diese beiden Werke, durch die Anmerkungen und Einleitungen dieser, in jeder Hinsicht ihrem Unternehmen gewachsenen, Männer erläutert und in ein richtiges Licht gesetzt, machen uns fähig, unsern Begriff von diesen eigenthümlichen und umfangreichen Compositionen, für dessen Aufhellung Hr Wilson schon so viel durch Analysen anderer Puranen in einzelnen Aufsätzen, auch durch kurze Auszüge in der Vorrede zu dem anzuzeigenden Werke (p. XVI sqq.) geleistet hat, noch mehr zu berichtigen. Für die Zukunft verspricht Hr Wilson außerdem eine ziemlich umfassende und zusammenhängende Analyse aller Puranen (p. XV), von welcher wir bey den Hilfsmitteln, welche ihm zu Gebote stehen, und der Art und Weise, wie er sie zu benutzen versteht, die größten Erwartungen hegen dürfen und sicherlich befriedigt sehen werden.

Man zählt bekanntlich, jedoch mit Varianten (Wils. p. XIV) 18 Werke, welche den Namen

Purāna (alt: Tradition) führen, und sowohl dem Inhalt als der Form nach aus sehr verschiedenen Zeiten zu stammen scheinen, obgleich sie sich im Allgemeinen als jünger, wie die beiden großen Epopöen — Rāmājana und Mahābhārata, mit denen sie, insbesondere mit letzterem, trotz ihrer besondern Eigenthümlichkeiten, im engsten Zusammenhange stehen — kund geben. Bezüglich ihrer Stellung zur religiösen Entwicklung der Inder ist zu beachten, daß sie nicht, wie die Vedea, als Autoritäten für alle orthodexe Religionsformen Indiens betrachtet werden, sondern je nach ihrem speciellen Inhalt nur für die eine oder die andere Hauptsecte — Sivaiten, Vishneviten — heilig und maßgebend sind.

Als Charakteristika eines Purana werden von Amara Sinha fünf Punkte angegeben: 1) Darstellung der Schöpfung, 2) der Zerstörungen und Wiederer neuerungen des Geschaffenen, 3) Genealogien der Götter und Seher, 4) Herrschaften der Manu's (Manwantara's), 5) Geschichte der Könige der Sonnen- und Mond-Dynastie. Allein diese Charakteristika passen, wie Herr Wilson in Folge seiner genauen Kenntniß und der Beschreibung anderer Kenner der Puranen bemerkt, für keines der uns erhaltenen Puranen vollständig; am meisten, obgleich auch nicht ganz, treffen sie noch bey dem in diesem Werke übersetzten zu, was ihm eine nicht zu übersehende Autorität gibt. Die übrigen weichen, nach des Herrn Verfs Mittheilung, so wesentlich von Amara Sinhas Beschreibung ab, daß Hr Wilson dadurch auf die Ansicht geleitet ward, daß jetzt andere Werke unter dem Namen Puranen cursieren, als die waren, welche Amara Sinha im Sinne hatte. Diese Ansicht glaubt er auch durch viele Einzelheiten bestätigt zu finden; for although,



heißt es p. VI, they have no dates attached to them, yet circumstances are sometimes mentioned or alluded to, or references to authorities are made, or legends are narrated, or places are particularized, of which the comparatively recent date is indisputable, and which enforce a corresponding reduction of the antiquity of the work in which they are discovered. Auch manches andere schien ihm dafür zu sprechen, daß der jetzigen Puranensammlung eine ältere voran gegangen sey (p. IV, XI sonst); doch ließ sich dies, wie Hr Wilson selbst anerkennt, nicht zu einer überzeugenderen Sicherheit erheben. Ref. will sich bey seiner geringen Kenntniß der Puranen darüber kein Urtheil anmaßen; doch muß er die Wichtigkeit des Schlusses, daß dem Amara Sinha wesentlich andere Puranen vorgelegen haben, noch in Zweifel ziehen. Es entsteht die Frage, ob Amara Sinhas Beschreibung verbotenus zu nehmen sey; wir wissen, daß die Inder bey ihrer Systemensucht vieles in der Theorie anders ansehen, als es in Wirklichkeit ist. Daß aber, selbst wenn dieser Schluß nicht richtig wäre, die Puranen bedeutend an Alter gewinnen würden, ist, nach des Ref. Ansicht, eben so wenig wahrscheinlich. Herr Wilson setzt zwar, der Ueberlieferung folgend, Amara Sinha 56 vor Chr.; allein ob diese Ueberlieferung Glauben verdiene, ist dem Ref. noch sehr zweifelhaft. Allein wie man auch einst über diese Fragen, von größeren Hilfsmitteln und genauerer Kenntniß aller Puranen unterstützt, entscheiden möge, so scheint doch schon für jetzt gewis, daß einerseits ein großer, wenn nicht der größte, Theil des Inhalts bey weitem älter sey, als die abgeschlossene Form, in welcher die Puranen auf unsere Zeit gekommen sind, andererseits, daß alter Inhalt und auch Form

durch Interpolation und Umgestaltungen im Fortgange der Zeit vielfach verändert und endlich, daß die Abschließung zu Ganzen in der jetzigen Form in relativ ziemlich moderner Zeit gegeben sey. Nach Hn Wilsons ansprechender Ansicht fand letzteres, wenigstens für mehrere der Puranen, zur Zeit der großen religiösen Bewegungen Indiens, in denen sich die jetzigen Gestalten der indischen Religionsformen fixierten, zwischen dem 8ten und 14ten Jahrhundert nach Chr. Statt (p. IX: It is highly probable, that of the present popular forms of the Hindu religion, none assumed their actual state earlier than the time of Çankara Āk'ārja, the great Saiva reformer, who flourished, in all likelihood, in the eighth or ninth century. Of the Vaishnava teachers Râmânug'a dates in the twelfth century, Madhavâk'ārja in the thirteenth and Vallabha in the sixteenth; and the Purânas seem to have accompanied or followed their innovations, being obviously intended to advocate the doctrines they taught).

Alle Puranen haben die dialogische Form; irgend ein Weiser erzählt ihren Inhalt, als Antwort auf die Fragen eines andern; in diese Antworten sind wiederum andere Dialoge eingewebt, welche bey andern Gelegenheiten gehalten seyn sollten. In den meisten Puranen ist Lomaharshana, angeblicher Schüler des Vjâsa, der unmittelbare Erzähler; im hier übersetzten Parâçara.

Den allgemeinen Inhalt dieses letzteren bestimmt die Frage des Maitreja (S. 3): 'Maitreja sagte: Lehrer! ich bin von Dir unterrichtet in dem Ganzen der Beden, in den Sâzungen des Rechts und der heiligen Wissenschaft —. Setzt bin ich begierig — von Dir zu erfahren, wie diese Welt ward, und

in Zukunft seyn wird; was ihre Substanz ist; woher belebte und unbelebte Wesen; in was sie aufgelöst ist und wieder aufgelöst werden wird; wie die Elemente manifestiert wurden; woher die Götter und andere Wesen gekommen sind; welches die Lage und Ausdehnung des Oceans und der Berge und der Erde, der Sonne und der Planeten; die Familien der Götter und anderer, die Manus, die Perioden, welche Manvartara's genannt, die welche Kalpa, ihre Unterabtheilungen, und die vier Zeitalter: die Begebenheiten, welche am Ende eines Kalpa eintreten, und die Beendigungen der verschiedenen Zeitalter: die Geschichten der Götter, der Weisen und Könige; wie die Weisen sich in Zweige (Schulen) theilten, nachdem sie von Wisäsa angeordnet waren; die Pflichten der Brahmanen, und andern Kasten, so wie derer, die die verschiedenen Stufen des Lebens durchmachen.' Die Antworten auf diese Fragen und Episoden bilden nun den Inhalt der 6 Bücher dieses Purana. Das erste Buch berichtet die Urschöpfung aus dem Einen durch das Eine und ist wesentlich eine populärere, mit dem Glauben an Vishnu, als dieses Eine, vermittelte Auffassung der hierher gehörigen Lehren der Sankhja = Philosophie; ferner berichtet dasselbe Buch über die Zerstörungen und Reorganisationen (sowohl die elementaren am Ende von Brahma's Leben, als die untergeordneten, nur die niedern Wesen betreffenden, am Ende eines Brahmatags, Kalpa) im Allgemeinen, und über die Reorganisation im Beginn des jetzigen Kalpa insbesondere; hier beginnt die Aufzählung der Schöpfung der einzelnen Wesen, und diese Aufzählung gilt zugleich für die übrigen Kalpas, da der Charakter der Wesen in allen derselbe ist; es wird die Schöpfung der geistgebornen Kinder des Brahma, des doppelgeschlechtigen

Rudra, endlich der geschlechtlich geschiedenen: des Manu und seiner Frau erzählt, womit die Fortsetzung der Geschöpfe durch Zeugung und die Geschichte der ersten Manu-Periode (Manvantara) beginnt, aus welcher Könige und die Anfänge der Cultur erwähnt werden. Das zweyte Buch setzt die Aufzählung der Könige des ersten Manvantara bis auf Bharata fort, nach welchem Indien Bhārata genannt wurde und dessen Nachkommen bis zum Schluß des ersten Manvantara herrschten. Daran wird nun eine Beschreibung der Erde geknüpft, der HölLEN Sphären, der Sonne, der Planeten, der Aethera und des Mondes. Nach Abschluß derselben folgt die Fortsetzung von Bharatas Geschichte. Das 3te Buch läßt zunächst auf die bis zum Schluß geführte Geschichte des 1sten Manvantara, die Aufzählung der 6 übrigen schon existirt habenden Manus und der 7 zukünftigen folgen. Dann beginnen Mittheilungen über die religiösen Institute der Inder: Beden Gottesdienst, Ceremonien, religiöse Pflichten, Opfer u. s. w. Das 4te Buch enthält die Königsgeschlechter Indiens. Das 5te erzählt das Leben Krischnas. Das 6te und letzte endlich bespricht die Auflösungen der Welt. Am Schluß erklärt sich Maitreja durch die gegebene Beantwortung seiner Fragen völlig befriedigt, indem er ihren wesentlichen Inhalt folgendermaßen zusammenfaßt: 'Ich habe nichts weiter zu fragen. Die Zweifel, welche unzertrennlich vom Geist der Menschen, sind von Dir gelöst und durch Deine Unterweisung bin ich bekannt gemacht mit dem Ursprunge, der Dauer und dem Ende der Wesen; mit Vishnu in seiner vierfachen Form (Geist, Materie, Form, Zeit); seinen drey Energien (Fähigkeiten: 1) den absoluten Geist zu erkennen, 2) den bekörpernten Geist, 3) Unwissen-

heit); und mit den drey Arten den Gegenstand der Contemplation (den Geist) zu begreifen (geistige, werththätige Verbindung von beiden). Von allem diesen habe ich durch Deine Gunst Kenntniß erlangt; und sonst ist nichts werth gewußt zu werden, so bald einmahl erkannt ist, daß Vishnu und diese Welt nicht gegenseitig verschieden sind u. s. w.' In der Antwort hierauf recapituliert Parâçara nochmahl kurz die Hauptpuncte dieses Purana.

Daß dasselbe älter sey, als die meisten andern Puranen, glaubt Hr Wilson annehmen zu dürfen. It is a distinguishing feature of the Vishnu Purâna, sagt er p. LXIII sqq., and it is characteristic of its being the work of an earlier period than most of the Purânas that it enjoins no sectarial or other acts of supererogation; no Vratas, occasional self-imposed observances; no holidays, no birthdays of Krishná, no nights dedicated to Lakshm'i; no sacrifices nor modes of worship other than those conformable to the ritual of the Vedas. It contains no Mâhâtmyas, or golden legends, even of the temples in which Vishnu is adored. Data, welche eine genauere Zeitbestimmung seiner Abfassung folgern ließen, erkannte Hr Wilson nicht in ihm (p. LXXI); doch glaubt er sie etwa um 1045 setzen zu dürfen.

Die Masse der Belehrung, welche dieses umfassende Werk in der ihm von Herrn Wilson gegebenen Gestalt darbietet, die unendlich vielen Gelegenheiten, die es zum Denken und Discutieren gibt, machen es unzulässig, Einzelnes heraus zu heben. Durch die reichen Bemerkungen, Vergleichen mit den übrigen Puranen und andern Erzeugnissen der indischen Literatur ist es eine wahre Fundgrube für die Kenntniß des indischen Alterthums geworden. Wir müssen es wohl zu-

nächst den Studien dieser Art überlassen, den umfangreichen Stoff, der hier aufgehäuft und in vielem Betracht schon von dem unermüdlischen Herrn Bearbeiter gesichtet ist, im Einzelnen zu verarbeiten; alsdann werden wir wohl nicht selten Gelegenheit haben, auch in diesen Blättern auf das Wischnu-Purana zurück zu kommen und des Hn Herausgebers große Verdienste auch im Einzelnen kennen zu lernen. Für ein diesen speciellen Studien entfernter stehendes Publicum erlauben wir uns auf desselben Bemerkungen über den Zusammenhang der Häresien des Ammonius Sakkas mit Indien (p. VIII) aufmerksam zu machen. Für Göthes Verehrer bemerken wir, daß S. 402 aus dem Mahábhárata, zugleich mit Angabe der übrigen Stellen, wo sie sich findet, die Legende mitgetheilt ist, welcher wir das schöne Göthefche Gedicht 'Legende' (Göthes Werke 1840. I, 200) verdanken. Zum Schluß füge ich noch hinzu, was übrigens auch wohl andern Lesern nicht entgangen seyn wird, daß sich S. 112 die richtige Lesart für उर्मोवृत्तातिगं in Lassen's Anthol. sscr. p. 58. 3. 9, deren Falschheit Hr Lassen erkannte ohne sie bessern zu können, findet, nämlich उर्मोवृत्कातिगं.

Th. B.

### N e u e n b u r g.

In der Petitpierrezchen Buchdruckerey 1843. Le Miroir de Souabe, d'après le manuscrit français de la bibliothèque de la ville de Berne, publié par G. A. Matile, docteur et professeur en droit à l'Académie de Neuchâtel (Suisse). Groß Quart.

Erfreulich ist allerdings der Umstand, daß in unserer sehr geschäftigen Zeit mehrere Länder Cu-

ropaß — die Schweiz mit eingerechnet — in einem wissenschaftlichen Aufschwung begriffen sind, der von der soliden historischen Basis ausgehend, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Ein vorzüglicher Zweig wissenschaftlicher Bestrebung, der gegenwärtig mit Vorliebe gepflegt wird, ist unstreitig der der Quellenforschung, nicht bloß auf dem Gebiete der Geschichte, sondern auch auf dem mit ihm so nahe verwandten Felde des Rechtes.

Die französische Revolution, welche eine neue Ordnung der Dinge und der politischen Verhältnisse vorbereitete, schien mit der Vorzeit förmlich brechen zu wollen. Das neue Geschlecht nahm freudig von dem mittelalterlichen, d. h. Nationalalterthume Abschied. Dies war eben nicht sehr weise. Schreitet doch die Völkerbildung von Anbeginn der Welt immer fort. Das Neue ist eine Folge des Alten, und steht mit ihm in gefälliger Harmonie. Durch die Vergangenheit wird die Gegenwart am besten und gründlichsten durchforscht und erfaßt. Wer nicht beides durchschauet, vermag auch nicht in die Zukunft zu blicken.

In Frankreich, wo, nach der Veranstaltung des bürgerlichen Gesetzbuches lange die Meinung galt, es mache dasselbe die Bekanntschaft mit den alten Gebräuchen entbehrlich, hat man seit der Gründung einer neuen historischen Schule diesen Irrthum eingesehen. Es haben hervorragende Männer darauf aufmerksam gemacht, und durch gediegene Arbeiten dargethan, wie nothwendig es sey neben den Quellen der Geschichte auch die des Rechtes zu durchforschen, wie gewichtig die Kenntniß der alten Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten sey, da sie einerseits einen richtigern Begriff von den früheren politischen Zuständen gewähre, andererseits das Verständniß des neueren,

zum Theil aus dem herkömmlichen Rechte geschöpften, bürgerlichen Gesetzbuches oder allgemeinen Landrechtes um ein Beträchtliches erleichtere. — Die französischen coutumiers sind heut zu Tage sehr gesucht; mehrere Sammlungen von alten Rechtsvorschriften werden zum Druck befördert. Die Errichtung eines Lehrstuhles für das mittelalterliche Landrecht neben dem für Erklärung des Code Napoléon ist schon zur Sprache gekommen. — Auch in der Schweiz, namentlich im Canton Waadt, wo ein bürgerliches Gesetzbuch das alte Landrecht ersetzt hat, werden, seitdem die vaterländische Geschichte viele Freunde gefunden, die rechtlichen Gewohnheiten mehrerer Orte mit Eifer durchforscht, und es gereicht der Regierung zur Ehre, daß sie voriges Jahr einen einheimischen Rechtsgelehrten beauftragt über dieselben, in der Academie zu Lausanne, Vorlesungen zu halten, welche fleißig besucht wurden. Was deutsche Gelehrte im Fache der alten Rechtswissenschaft Rühmliches geleistet, ist zu bekannt als daß es in diesen Blättern einer Erwähnung aus der Fremde bedürfte.

Die Sammlungen von Rechtsvorschriften entstanden aus einem dringenden Bedürfnisse. Sie waren den Beamten und den schlichten Bürgern unentbehrlich. Daß ohne dieselben die Laien sich in dem Labyrinth des alten Civil- und Strafrechtes leicht verirren konnten, bedarf wohl keines Beweises. Wir erinnern bloß an den öfters in 'Nugsburg' von Maister Hansen Dtnar, auch in 'Meynk' durch J. Schöffler, gedruckten, mit 'Addition' u. s. w. vermehrten, und mit Holzschnitten verzierten, Layen Spiegel von rechtmässigen ordnungen in burgerlichen vnd peinlichen Regimenten, der ein wahres Volksbuch war.



Unter den für die Rechtsgeschichte wichtigen Denkmahlen nehmen die zwey berühmten, im Mittelalter veranstalteten Sammlungen von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten wohl die ersten Stellen ein. Ob sie gleich, aus bekannten Gründen, nie Gesetzeskraft bekommen, d. h. nie streng wie ein heutiges Gesetzbuch angewandt wurden, da sie mehr dazu bestimmt waren zu Rathe gezogen als pünctlich befolgt zu werden, so sind sie doch schon deshalb von großem Werthe, weil sie einst von practischer Giltigkeit waren, und ihnen manche landesrechtliche Vorschriften entnommen wurden. Mehrere um das deutsche Recht verdiente Männer haben darauf hingewiesen, welcher Schatz in jenen Rechtsquellen liege, und die critische Bearbeitung derselben veranlaßt. Beide Sammlungen bieten vorzüglich den deutschen Juristen ein großes Interesse dar; sie sind aber auch, besonders die zweyte, für die Rechtsgeschichte der Schweiz und Frankreichs höchst wichtig. Denn, wenn auch der Schwabenspiegel, wie Sachkundige behaupten, nie das Ansehen des Sachsenspiegels erhielt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er in den südlichen und wälschen Landen des deutschen Reiches, namentlich in Elsaß und Hochburgund, in einem beträchtlichen Theile Lothringens und der Schweiz, rechtliche Kraft hatte, also in Gegenden giltig war, wo die romanische Sprache entweder vorherrschte oder, neben der deutschen, im Munde der Landesbewohner war. Es darf daher nicht wundern, wenn er zum Behufe irgend eines Landesherrn, oder vielmehr gewisser Gerichtshöfe, Kanzleyen oder Amtschreibereyen, aus der Ursprache in die romanisch redender Völkerschaften übertragen ward.

Indessen scheint es, man habe von einer auf der Bibliothek der Stadt Bern befindlichen Uebersetzung

des Schwabenspiegels in altfranzösischer Sprache keine Notiz genommen, bevor der Freyherr von Laßberg dieselbe in seinem Verzeichnisse der Handschriften des Schwabenspiegels bekannt machte. Freyherr von Löw hat sie im ersten Hefte der Zeitschrift für deutsches Recht noch genauer beschrieben, in der Absicht der Herausgabe jenes merkwürdigen Denkmahls, welche, wie dieser Gelehrte hoffte, einst würde veranstaltet werden, eine günstige Aufnahme vorzubereiten. Der, auf deutschen Universitäten gebildete, um das jetzt noch geltende Neuchâteller Landrecht wohlverdiente Prof. Matile hatte diese Arbeit schon unternommen: von Löws Worte bestärkten ihn in seinem Vorsatze.

Diese wichtige Publication bietet den Freunden der Rechtswissenschaft, der Geschichte und der alten Sprachen ein großes Interesse dar. In Hinsicht des Rechtes muß bemerkt werden, daß sie schon deshalb für deutsche Juristen einen Werth hat, weil in mehreren Stellen der Uebersetzung des Urtextes eine Erklärung oder Interpretation hinzu gefügt ist. Ihre Wichtigkeit wird aber noch dadurch erhöht, daß die Aehnlichkeit der Sprache mit der lateinischen den deutlichsten Beweis von der Fortdauer des römischen Rechtes im Mittelalter liefert. Dieß ist, wie ein Sachverständiger in einem Aufsatze (im *Nouvelliste Vaudois*, nr. 26 d. J.) über diese Arbeit bemerkt, schon von Hn Geheimenrath Mittermaier anerkannt worden, und gilt bloß von dem ersten Theile des Schwabenspiegels, nämlich dem Landrechte (*jus provinciale*), keinesweges aber von dem Lehenrechte (*jus feudale alemannicum*). — In Rücksicht der Sprache ist unser Denkmahl sehr schätzenswerth, und eben sie hat ganz besonders Herrn Matile zur Herausgabe veranlaßt. Ueber den Ursprung und das Alter der Uebersetzung läßt sich zwar nichts Bestimmtes

sagen. So viel ist jedoch gewiß, daß die Berner Handschrift das Eigenthum eines Peterman Gudrifin war, der seinen Namen am Ende der letzten Spalte derselben geschrieben. Vermuthlich ist das ganze Werk eine Copie von seiner Hand. Dieser Mann war, wie sich aus den Forschungen des Hu Matile ergibt, der Bruder des als Stadtschreiber (Canzler) zu Freyburg im Uechtland, von 1395 — 1409, bekannten, ums Jahr 1416 verstorbenen, Pierre Gudrifin oder Gudresin, und folgte ihm in dessen Amt, welches er noch im Jahre 1429 verwaltete. Er starb den 1. Januar 1442. Demnach rührt jenes Manuscript sehr wahrscheinlich vom Anfange des 15. Jahrhunderts her. Es gehörte, mit einer jetzt noch in Freyburg befindlichen, sehr schönen und schätzbaren im J. 1410 gefertigten, deutschen Handschrift des Schwabenspiegels, der Büchersammlung dieser Stadt an, und kam, man weiß nicht wie und wann, in die Bibliothek der Stadt Bern.

Da es keinem Zweifel unterworfen ist, daß der Schwabenspiegel in wälschen Landen des deutschen Reiches practische Giltigkeit hatte, so darf man voraussetzen, daß die besprochene Handschrift nicht das einzige Exemplar einer französischen Uebersetzung desselben gewesen sey. Der Verf. des im Nouv. Vaud. erschienenen Aufsatzes vermuthet, nicht ohne Grund, es möchten sich in mehreren Gegenden, z. B. in wälsch Flandern, in Greyerz, in Wallis einige auffinden lassen. Er selbst sah vor wenigen Jahren ein Exemplar, das von Leuk nach Belgien auswanderte. Es ist zu bedauern, daß der Herausgeber dieser Uebersetzung nicht mehrere Abschriften zur Einsicht bekam. Die Vergleichung derselben möchte verschiedene Lesarten und erhebliche Varianten darbieten, und eine critische Bearbeitung des französischen Textes veranlassen.

Hr Matile hat dem von ihm heraus gegebenen Miroir de Souabe eine sehr interessante Vorrede voran geschickt, p. I—XXVII. Darauf folgen die Sommaires des chapitres, ein Facsimile der schönen Handschrift, der Text, in LXXXVI Blättern; jede Seite in 2 Spalten von 40 Zeilen; zusammen 13,720 Zeilen enthaltend. Zwischen beiden Spalten ist ein enger Raum aufgespart, in welchem die Zeilen von 5 zu 5 numeriert sind; was das Nachschlagen erleichtert. Der Herausgeber hat den Text selbst copiert und mit einer diplomatischen Treue abdrucken lassen, welche, mit Ausnahme der Schrift und des Schreibmaterials (das Mscpt ist auf Pergament, der Druck auf feinem weißen Papier) das Original vollkommen dargestellt und ersetzt. Auf den Text folgen zuerst Noten und Varianten, dann Tabellen über den Hauptinhalt des Werkes, und endlich die Concordanz der Kapitel des französischen Textes mit der deutschen Freyburger Handschrift und den von Laßberg und Schilter besorgten Ausgaben des Schwabenspiegels. Die Ausgabe, welche Hr Prof. Wackernagel veranstaltet, konnte hier nicht angeführt werden, weil sie noch nicht vollständig war, da bisher bloß das Landrecht erschien.

Diese Anzeige reicht hin um einen Begriff von dem Ernst und der Sorgfalt zu geben, womit Hr Matile die besprochene Arbeit unternommen und ausgeführt hat. Sie gereicht ihm zur Ehre. Die Freunde der Rechtswissenschaft, der Geschichte und der alten Literatur werden diesem wackern Gelehrten ihren aufrichtigen Dank zollen. Kein Zweifel, daß der, obgleich für ein gewisses Publicum bestimmte, Miroir de Souabe um so mehr Ankäufer finden werde, da dieses sowohl seiner Ausstattung nach schöne, als seinem Inhalte nach reiche und wichtige Werk nur zehn französische Franken kostet.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

## 113. Stück.

Den 15. Julius 1844.

---

P a r i s ,

bey Arthus Bertrand 1842. Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses Voyages. Par M. le Vicomte de Santarem, membre de plusieurs Académies etc. XVI und 284 Seiten in Octav.

Die neuerdings über die Reisen des Vespucci angestellten gründlicheren Untersuchungen sind besonders deshalb auch von allgemeinerem Interesse, weil sie aufs neue recht deutlich gezeigt haben, von welchen kleinlichen Zufälligkeiten der Nachruhm solcher Männer abhängig ist, welche durch Entdeckungen im Gebiete der physischen Welt dem Menschengeschlechte die wichtigsten Dienste geleistet haben. Der Umstand, daß auf dem Titel einer im Jahre 1507 zu Vicenza heraus gekommenen Sammlung von Reisebeschreibungen \*), welche u. a. mehrere Reisen des Columbus und des Vespucci umfaßte, nicht der Name des ersteren, sondern der

\*) Mondo novo e paesi nuovamente ritrovati da Alberico Vespuzio Fiorentino.

des letzteren genannt wurde, hat es bewirkt, daß schon im Anfange des 16. Jahrhunderts der volksthümliche Ruhm des eitlen Florentiners den des hochherzigen Genuesen bey weitem überstrahlte, und einem Vorurtheile oder einem Irrthume, jedenfalls dem Einflusse eines Buchhändlers zu Saint Die in Lothringen ist es zuzuschreiben, daß in der Benennung eines ganzen Welttheils der Name eines Mannes verewigt wurde, der neben dem wahren Entdecker desselben in der That nur eine sehr kleine Rolle gespielt hat. — Zwar ist auch hier die Weltgeschichte das Weltgericht gewesen; eine spätere Nachwelt hat den zurück gesetzten Columbus nach Verdienst bewundert und gefeyert, während sie den Vespucci strenge, selbst zu strenge gerichtet hat; gleichwohl ist es, obgleich je länger je mehr die öffentliche Meinung sich für Columbus erklärte, bis auf unsere Tage nicht möglich gewesen mit triftigen Beweisen in dieser Sache zu entscheiden. Erst vor wenigen Jahren sind uns durch die Liberalität, mit welcher die spanische Regierung die bis dahin in den Archiven verschlossenen reichhaltigen Urkunden über die Entdeckungen der Spanier im 15. und 16. Jahrhunderte veröffentlichen ließ, mit dieser Sammlung von kostbaren Quellen zur Entdeckungsgeschichte der neuen Welt überhaupt, zugleich die zur Entscheidung dieser speciellen Frage nothwendigen Actenstücke gegeben worden.

Um den eigentlichen Gegenstand der Untersuchungen unseres Verfs näher zu bezeichnen, müssen wir daran erinnern, daß die entschiedenen Lobredner des Vespucci, diejenigen welche ihm auf Kosten des Columbus die Entdeckung des Festlandes von Südamerika (dem zuerst der Name Amerika beygelegt wurde) zuschreiben und deshalb die Benennung des Welttheils nach seinem Namen als eine ihm ge-

bürende Anerkennung darstellen, den Beweis ihrer Behauptungen auf die eigenen Aussagen des Vespucci gründen, nach welchen er vier Reisen nach Süd = Amerika gemacht haben will, nämlich in den Jahren 1497, 1499 (oder 1498 nach einer andern Lesart) 1501 und 1503, und zwar die beiden ersten auf Befehl des Königs von Spanien, die beiden letzteren im Auftrage des Königs von Portugal. Die Berichte des Vespucci über diese vier Reisen erschienen anfangs einzeln in kleinen Heften, allgemeiner bekannt wurden sie erst, als sie zum erstenmale gesammelt im Jahre 1507 \*) von einem Buchhändler der kleinen Stadt Saint Dié publiciert wurden, der sich in der zweyten zu Strassburg 1509 erschienenen Ausgabe Martinus Ilacomylus nennt und der, wie Hn v. Humboldts Nachforschungen gezeigt haben, kein anderer ist, als der als gelehrter Kosmograph bekannte Martin Waldseemüller aus Freyburg im Breisgau (Alex. v. Humboldts Krit. Untersf. II. S. 358—371). In diesem Werke wird auch, wie der gelehrte Director des hydrographischen Depots zu Madrid, Don Martin Fernandez de Navarrete (Coleccion de Viages III. 184) dargethan hat, zuerst der Name Amerika für die neue Welt vorgeschlagen (Quarta orbis pars, heißt es darin, quam quia Americus invenit, Amerigem quasi Americi terram sive Americam nuncupare licet), und der großen Verbreitung und

\*) Das Werk führt den Titel: *Cosmographiae Introductio, cum quibusdam Geometriae ac Astronomiae principiis ad eam rem necessariis.* — Insuper quatuor Americi Vespucci navigationes. — Die Vorrede dieser ersten sehr seltenen Ausgabe, welche sich auf der Bibliothek zu Berlin befindet, ist datirt: 1507, ex Sancti Deodati Oppido.

dem Ansehn der Schriften des Hylacomylus ist es zuzuschreiben, daß dieser Name sehr bald allgemein angenommen wurde. — Nun ist ausgemacht, daß Columbus (obwohl er schon mit Cuba ein Festland, nämlich Asien, aufgefunden zu haben glaubte) das wahre Festland von Amerika (die Küste von Paria) erst auf seiner dritten Reise, im August des Jahres 1498 entdeckte, und demnach würde Vespucci diese Entdeckung vor Columbus gemacht haben, wenn seine erste Reise nach der Küste von Süd-Amerika, seiner Behauptung zufolge, in der That im Jahre 1497 Statt gefunden hätte. Deshalb ist auch über diese Reise bey den Untersuchungen über die Priorität der Entdeckung immer am meisten gestritten worden, wiewohl ohne Erfolg, da mit Gründen sich weder hinlänglich ihre Echtheit noch das Gegentheil davon beweisen ließ. Gegenwärtig kann darüber mit völliger Gewisheit abgeurtheilt werden, denn Hr von Navarrete hat aus den in den spanischen Archiven aufbewahrten Urkunden den Beweis geführt, daß Vespucci im Jahre 1497, wo er Chef des in Sevilla etablierten florentinischen Handlungshauses von Johann Berardi war, keine Reise nach der neuen Welt gemacht hat, sondern zu der Zeit, wo er das Festland von Amerika entdeckt haben soll, sich zu Sevilla befand, und daselbst im Auftrage der spanischen Regierung die Ausrüstung der Flotte für die dritte Reise des Columbus betrieb, welche ihn vom April 1497 bis May 1498 beschäftigte (Navar. III. p. 317). Navarrete hat ferner nachgewiesen, daß Vespucci seine erste Reise nach Amerika erst im Jahre 1499 gemacht hat und zwar unter dem Oberbefehle des berühmten Alonso de Hojeda, der seiner eigenen, in dem Proceße des spanischen Fiscus gegen die Erben des Columbus zu Protokoll



gegebenen Aussage zufolge, zuerst nach dem Admiral das Festland von Südamerika entdeckte (vgl. die interessanten Probanzas del Fiscal del Rey en el pleito, que siguió contra el Almirante de Indias D. Diego Colon etc. Pregunta 5a, Navar. III. p. 544).

Nach Entscheidung dieser Hauptfrage kann ein abermahliges Aufnehmen der Untersuchungen über Vespucci im Wesentlichen nur dessen persönlichen Charakter betreffen und als Hauptsache nur die Beantwortung der Fragen zum Zwecke haben, ob die in Vespuccis Berichte über seine erste Reise enthaltenen falschen Daten, denen zufolge dieselbe vor der dritten Reise des Admirals Statt gehabt hätte, einer absichtlichen Fälschung von Seiten des Vespucci zuzuschreiben seyen, ob derselbe dadurch sich auf Kosten des Columbus die Ehre der ersten Entdeckung habe anmaßen wollen, und ob Vespucci selbst auf den Vorschlag seines Namens für die neue Welt Einfluß gehabt habe. Und in dieser Beziehung verdiente die Untersuchung allerdings wieder aufgenommen zu werden, da Alex. von Humboldt, welcher nach Navarrete und auf die Autorität der von diesem bekannt gemachten Urkunden die Sache wiederum untersucht hat, mit seinem Vorgänger freylich in der eben angeführten Hauptsache vollkommen übereinstimmt, im Urtheil über den persönlichen Charakter des Vespucci aber von jenem gelehrten Forscher in so fern abweicht, als er denselben gegen die Beschuldigung Navarretes, Vespucci habe aus Eitelkeit und um den dem Columbus gebührenden Ruhm zu usurpieren, seine erste Reise (die vom Jahre 1497) erlogen, ganz und gar zu rechtfertigen sucht. Zwar muß dem, der die hier bezeichneten Untersuchungen des Hn von Humboldt genauer studiert hat — beynähe

die Hälfte seiner bis jetzt bis zum fünften Bande erschienenen *Hist. de la Géogr. du Nouv. Continent* ist diesem Gegenstande gewidmet — die Wiederaufnahme dieser Angelegenheit ohne Beybringung neuer Actenstücke ein gewagtes Unternehmen erscheinen. Der Vicomte von Santarem hatte indes dazu schon dadurch eine gewisse Befugnis, daß er selbst auf das Urtheil des Hn von Navarrete über Vespucci bedeutenden Einfluß gehabt hat. Unser Verf. hatte nämlich schon im J. 1826 auf Ersuchen des Hn von Navarrete in den an Urkunden über die im 15. und 16. Jahrhunderte ausgeführten Entdeckungsbereisen ungemein reichen portugiesischen Archiven, denen er damahls als Generaldirector vorstand, die genauesten Nachforschungen angestellt nach einer Nachricht über die beiden Reisen, die Vespucci im Auftrage des Königs von Portugal gemacht zu haben behauptet, und, da er davon keine Spur fand, in einem an Hn v. Navarrete gerichteten Berichte über seine Nachforschungen zu beweisen gesucht, daß Vespucci gar keine Reisen auf Kosten der portugiesischen Regierung gemacht habe, was Hn v. Navarrete in seiner ungünstigen Meinung von Vespucci befestigte. Diesen Bericht, der auch vom Hn v. Navarrete unter die auf Vespucci bezüglichen Documente aufgenommen wurde (*Zbl. III. S. 309*), publicierte unser Verf. im *Bulletin de la Soc. de Géogr. de Paris* (Jahr 1835), und später ließ er demselben, zur Bestätigung des darin ausgesprochenen Urtheils, von Zeit zu Zeit Noten und Nachträge folgen. Der Hauptsache nach sind nun diese jetzt vorliegenden *Recherches* nur ein Abdruck jener Aufsätze, neu hinzu gekommen sind nur einige Noten und ein ausführliches Namenregister, und sehr zu bedauern ist es, daß der Verf. uns statt

dieses Abdruckes der einzelnen in Zwischenräumen von mehreren Jahren abgefaßten Memoirs, die hier wieder als Lettre à Mr. de Navarrete (p. 1), Notes additionelles (p. 17), Continuation des not. addit. (p. 71) und Suite de notes addit. (p. 122—256) erscheinen, nicht ein daraus umgearbeitetes Ganze gegeben hat, welches die Resultate seiner Untersuchungen viel kürzer und klarer dargestellt haben würde. Indes verdienen dieselben auch in dieser unvollkommenen Form als ein dankenswerther Beytrag zur Geschichte der geographischen Entdeckungen jener Zeit alle Berücksichtigung, weil sie die Nachforschungen eines Mannes darlegen, dem vermöge seiner Stellung dazu die reichsten und seltensten Hilfsmittel zu Gebote standen und der sein Talent zu dergleichen Arbeiten auch schon anderweitig glänzend bewährt hat. Deshalb sey es erlaubt dabey noch einen Augenblick zu verweilen.

Um jedoch den Gang und das Endresultat dieser Recherches in Kürze darlegen zu können, müssen wir zuvor noch bemerken, daß die Untersuchungen des Hn von Humboldt es höchst wahrscheinlich gemacht haben, daß Vespucci, freylich nie als Oberbefehlshaber einer Flotte, doch in der That vier Reisen nach der Küste von Südamerika ausgeführt hat, nämlich zuerst vom May bis October 1499, als Begleiter des Alonso de Hojeda, die zweyte vom December 1499 bis September 1500 unter dem Commando des spanischen Capitains Vincente Yanez Pinzon (desselben der den Admiral schon auf seiner ersten Reise begleitet hatte), die dritte, welche wie die folgende, nach der Küste von Brasilien gerichtet war, vom May 1501 bis September 1502 auf einer portugiesischen Flotte,

deren Oberbefehlshaber aber nicht bekannt ist, und die vierte vom May 1503 bis Junius oder Julius 1504 unter dem Portugiesen Gonzalo Coelho. — Ein sicheres urkundliches Zeugnis hat man jedoch nur für die erste dieser Reisen. Es ist nämlich nicht daran zu zweifeln, daß Vespucci den Hojeda auf seiner Fahrt im Jahre 1499 begleitete, es bleibt nur die Frage über, ob Vespucci aus dieser einen Reise in seiner Erzählung zwey verschiedene gemacht hat, ob, wie häufig und schon von Las Casas behauptet worden, die erste ins Jahr 1497 gesetzte Reise eine bloße Erdichtung Vespuccis ist, zu der er die Materialien hergenommen aus der im Jahre 1499 mit Hojeda gemachten, auf die sich in Wahrheit die Erzählung der zweyten (nach Vespuccis Berichte) bezöge. Hr von Humboldt hat durch die genaueste Vergleichung aller der reichhaltigen Nachrichten, welche über die um jene Zeit gemachten spanischen Reisen vorhanden sind, bewiesen, daß die Berichte Vespuccis über seine beiden ersten Reisen sich in der That auf zwey verschiedene Reisen beziehen, und daß in dem über die erste allerdings das Datum 1497 zu verwerfen, dieselbe aber in Wirklichkeit diejenige sey, welche Vespucci 1499 mit Hojeda gemacht hat, während die nach seiner Erzählung 1499 Statt gehabte eine andere, nämlich die unter Pinzon ausgeführte sey. So überzeugend Hr von Humboldt aber auch dies dargethan hat, so bleibt doch auch nach dieser Auseinandersetzung noch eine Menge von Widersprüchen in den Reiseberichten des Vespucci unaufgelöst.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

114. 115. Stück.

Den 18. Julius 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses Voyages. Par Mr. le Vicomte de Santarem, membre de plusieurs Académies etc.'

Herr von Humboldt, der dies nicht verbirgt, ist geneigt diese Widersprüche denselben zufälligen Ursachen zuzuschreiben, welche in andere gedruckte Reiseberichte aus jener Zeit so viele Fehler und Irrthümer gebracht haben. Hr von Santarem ist anderer Meinung. Er bemüht sich vielmehr die nicht aufzulösenden Widersprüche in den Berichten des Vespucci als Zeichen ihrer Unechtheit darzustellen, und so sucht er darzuthun, daß, um aus jenen Berichten die groben Widersprüche in so weit zu entfernen, daß sie den Charakter der Authenticität erhielten, man in denselben so viele Aenderungen machen müsse, daß sie dadurch eigentlich neu gemacht (refait) würden. Der Verf. sucht ferner zu beweisen, daß man nach dem Charakter des Vespucci, wie er sich aus seinen eigenen Briefen

und Berichten ergibt, von demselben, ohne ihm Unrecht zu thun, wohl annehmen dürfe, er habe direct oder indirect darauf Einfluß gehabt, daß Hylacomylus die neue Welt nach ihm benannt hat, und daß das um so wahrscheinlicher sey, da es fast unmöglich gewesen, daß Hylacomylus von der Entdeckung durch Columbus nicht gewußt haben sollte. Nebenbey bekämpft er besonders Baudini und Canovai, die beiden bekannten Lobredner des Vespucci, wodurch aber der Gang seiner Untersuchung, in welcher er nach und nach die von mehr als 200 Schriftstellern über Vespucci gefällten Urtheile vorführt und beleuchtet, so verwickelt wird, daß man große Mühe hat, den Faden zu behalten, und bedauern muß, daß der Verf. dasjenige, was nach den vorhandenen Materialien zu beweisen, und das, was nur wahrscheinlich zu machen war, nicht mehr auseinander gehalten hat. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir den Gang dieser Untersuchung auch nur andeuten. Auch genügt es hier anzuführen, daß der Verf. manche gewichtige Gründe für seine Behauptungen beybringt, und dieselben geschickt benutzt, so daß es schwer ist, sich nicht mit hinreißen zu lassen von der Begeisterung mit welcher er die Sache des Columbus führt, nicht Partey zu nehmen gegen Vespucci, indem man zu fortwährenden Vergleichen der im Stil eines Romanschreibers abgefaßten pomphaften aber fast inhaltleeren Berichte des Vespucci mit denen des Columbus geführt wird, welche in der schmucklosen aber das Gepräge der Wahrheit tragenden Sprache des einfachen biedereren Seemannes eine reiche Fülle der wichtigsten Entdeckungen und Beobachtungen darlegen. Erst wenn man dies Buch gelesen hat, kann man die strenge Unparteylichkeit recht ermef-

sen, welche Herrn von Humboldt in seinen Untersuchungen über Vespucci und Columbus geleitet hat, kann man die Unbefangenheit und Klarheit des Urtheils recht würdigen, welche ihn, bey der Bewunderung die ihm der Held seiner Geschichte, der Admiral, einflößen mußte und eingeflößt hat, davor bewahrt haben, sich dazu hinreißen zu lassen den Vespucci nach den vielen sich vorfindenden Indicien als einen eiteln Usurpator des Ruhmes des Columbus zu verdammen. Hr von Santarem, so unparteyisch, wo es sich zwischen seinen Landsleuten, den Portugiesen, und den Spaniern handelt, hat gegen den Florentiner sich doch, wie uns scheint, die Freyheit des Urtheils nicht in dem Maße zu bewahren gewußt. Alle die von ihm vorgebrachten Thatsachen und Beweise beweisen wohl, daß die beiden Hauptadvocaten des Vespucci, Bandini und Canovai, und namentlich der letztere, sehr uncritisch verfahren sind und nicht auf die ehrenvollste Weise die Sache des Vespucci gegen die des Columbus geführt haben, sie zeigen auch wohl, daß Vespucci gegen Columbus gehalten eitel, ruhmredig, kleinlich war, und daß er wohl des Verbrechens gegen Columbus dessen man ihn oft beschuldigt hat, fähig gewesen seyn möchte; dennoch scheinen sie uns nicht vollkommen hinzureichen das Schuldig auszusprechen über einen Mann, 'der allerdings nur ge- glänzt hat im Wiederscheine eines Jahrhunderts des Ruhmes', der aber doch nicht ohne Einfluß gewesen ist auf die Fortbildung der Geographie und der Nautik. Die Frage, welche nach den hierher gehörigen Untersuchungen der Hn von Navarrete und von Humboldt allein zu beantworten übrig blieb, nämlich die, ob und welchen Einfluß Vespucci auf die Einführung des Namens Amerika

gehabt hat, scheint uns durch diese Recherches nicht beantwortet. Wenn aber somit das Resultat derselben auch nur ein negatives ist, so ist es dessenungeachtet doch von Wichtigkeit für die Sache, weil ein solches Resultat einer mit so großen Hilfsmitteln und so vieler Sachkenntnis angestellten Untersuchung hinlänglich beweist, daß nach den jetzt vorhandenen Materialien völlige Gewisheit über die angeführte Frage nicht zu erlangen ist, und daß man dieselbe auf sich beruhen lassen muß, so lange nicht neue Actenstücke neue Aufklärungen geben. Schon aus diesem Grunde und mehr noch wegen des in demselben mitgetheilten großen Schazes von Nachrichten über die von den Portugiesen und Spaniern zu Anfang des 16. Jahrhunderts ausgeführten Entdeckungreisen verdient dies Werk zu den wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der geographisch-historischen Literatur der neueren Zeit gezählt zu werden.

Wp.

### K i e l.

In der Schwerfischen Buchhandlung 1843. De collegiis et sodalitiis Romanorum scripsit Th. Mommsen. Accedit inscriptio Lanuvina. 129 Seiten in Octav.

Daß der wichtige Gegenstand dieses Werkchens von dem Verf. nicht erschöpft sey, gibt derselbe selbst zu: si qui negabunt a nobis perfectum esse, tantum abest ut eos inter malignos censores habeamus, ut lubentissime iis ipsi assentiamur; doch soll uns dieses nicht hindern es als eine recht verdienstliche und erfreuliche Erscheinung zu begrüßen, in welcher sich die Frische und Selbständigkeit des jugendlichen Urtheils mit einem so richtigen



Blicke auf der einen und einer so gediegenen Belesenheit auf der andern Seite vereinigt, daß wir nur wünschen können, der Verf. möge die Gedanken, die er hier oft nur in leeren Umrissen andeutend hingeworfen hat, recht bald zu einer umfassenden Durchdringung des reichen und dankbaren Stoffes verarbeiten. Nur das können wir ihm nicht einräumen, daß derselbe zu denjenigen Dingen gehöre, quibus termini sunt aut ex arbitrio statuendi aut nulli, und deshalb an eine Erschöpfung desselben nicht zu denken sey, weil er seine Wurzeln so tief in das ganze römische Leben getrieben habe, ut perpetuam interpretationem vix recipiat; vielmehr dürfte darin gerade ein Hauptfehler der vorliegenden Arbeit liegen, der ihr mehrfach wenigstens in einzelnen Theilen einen fragmentarischen und unproportionierten Charakter aufgedrückt hat, und der bey einer neuen Bearbeitung leicht zu vermeiden wäre, daß sich der Verf. nicht von vorn herein über den Gesamtbegriff klar geworden ist, der die hier betrachteten scheinbar ganz heterogenen Gegenstände vereinigt, und der dann auch leicht den Umfang und die Grenze dieser Betrachtung bestimmt haben würde. Statt von der ganz äußerlichen Erklärung der Wörter sodalis und sodalicia auszugehen, die bald in engerem bald in weiterem Sinne genommen werden und in ihrer speciellen so zu sagen technischen Bedeutung selbst wieder nur eine Unterabtheilung des Gesamtstoffes bilden, mußte er den Begriff collegium erläutern, den er um so mehr an die Spitze zu stellen berechtigt war, als er p. 32 selbst gegen Savigny u. A. den Ausdruck collegia sodalicia gerechtfertigt hat, wodurch also auch diese nur als eine Art jener allgemeinen Gattung erscheinen; und

indem er diesen Gattungsbegriff in allen seinen besonderen Aeußerungen verfolgte, würde er sowohl für die einzelnen Gesichtspuncte, die er mit großem Glücke aufgestellt hat, ein organisches Band gefunden, als auch im Ganzen einen Maßstab erhalten haben, nach welchem sich die Ausdehnung dieses Bandes beurtheilen ließ. Hier würde auch die Frage ihre Erledigung gefunden haben, deren Beantwortung Hr Mommsen jetzt auf eine andere Zeit verschiebt, in wie fern Magistrate als ein Collegium betrachtet werden können; hier hätte sich der Unterschied von collegium und societas vielleicht noch schärfer bestimmen lassen, als es p. 39 geschehen ist; namentlich aber kam hier das Verhältnis und die Nothwendigkeit einer cooptatio zu einem collegium in Betracht, die jedenfalls eines der wichtigsten Momente in dem formalen Organismus einer Körperschaft bildet, von welcher aber Hr Mommsen eben so wenig wie von der inneren Gliederung dieser Körper überhaupt spricht, weil es ihm durchgehends nur um das historische Sach- und Rechtsverhältnis der einzelnen Erscheinungen zu thun ist, die er mehr instinctmäßig als mit klarem Bewußtseyn zu einer gemeinschaftlichen Betrachtung vereinigt hat. Sein Tact ist allerdings so richtig, daß er auch diesen Mangel fühlt und es für nöthig hält, sich deshalb zu entschuldigen, daß er diesen, wie er sagt, schon fast ausgearbeiteten Theil zurück gelassen habe; aber die Gründe, die er dafür angibt, zeigen wieder nur, daß ihm die Methode der wissenschaftlichen Behandlung einer solchen Lebensphäre im Ganzen noch nicht geläufig ist, wenn er meint, er habe sich und seine Leser mit solchen Kleinigkeiten, als da sind *de populo et plebe collegii, de immunibus, de de-*

curionibus et magistratibus, de partibus collegiorum decuriis et centuriis, nicht langweilen wollen, da dergleichen sich beßer einmahl bey einem Corpus inscriptionum latinarum gelegentlich abfertigen lassen werde; und diese geniale Leichtfertigkeit ist dann auch selbst auf die vorliegenden sachlichen Abschnitte nicht ohne nachtheilige Wirkung geblieben. Hat ihm auch unverkennbar eine organische Anordnung der Theile vorgeschwebt, welche sich in der voraus geschickten Disposition des Ganzen kund gibt, so fehlt diesem Baurisse doch der Schlußstein der Begriffseinheit, und gerade je vollständiger das Gerippe in so fern seyn mag, als sich alle Aeußerungen dieses Begriffes darin unterbringen lassen, desto bedauerlicher ist es, wenn gleichwohl weder alle diese Aeußerungen berührt noch selbst die berührten mit der Gleichmäßigkeit behandelt sind, die einen Eindruck harmonischer Befriedigung zurück ließe, so daß schier die Hälfte des Ganzen von den beiden unter einander gar nicht zusammen hängenden Untersuchungen über die *lex Licinia de sodaliciis* und über die *collegia fune- raria* eingenommen wird, und es gerade so heraus kommt, als wenn jemand bey uns ein Werk über geschlossene Gesellschaften, insonderheit verbotene Verbindungen und Leichencassen ankündigte!

Diese Bemerkungen voraus zu schicken war Ref. seinen Lesern schuldig, um diese nicht durch das Lob, welches der vorliegenden Abhandlung in ihren einzelnen Theilen gebührt, zu dem Glauben zu verleiten, als ob hier im Ganzen das geleistet wäre, was der Titel verspricht; und am Wenigsten konnte ihn davon der Nachspruch des Werks abhalten, durch welchen er seinen Beurtheilern gegenüber das Recht in Anspruch nimmt, in omnibus

rebus scriptoris esse, quid tractare velit; denn wenn auch die Wahl des Gegenstandes frey ist, so unterwirft sich der Schriftsteller doch eben durch diese Wahl dem Maßstabe, der aus der Natur des Gegenstandes hervor geht. Um jedoch auch andererseits das Nöthige zu thun, um unsere Leser mit uns auf den persönlichen Standpunct des Verfs zu versetzen, so bemerken wir dazu gleich weiter, was freylich der Verf. offener und seinem eigenen Vortheile gemäßer selbst bekannt haben würde, daß uns diese ganze Arbeit zunächst nur aus der Erklärung einer höchst interessanten Urkunde der römischen Kaiserzeit, den im Jahre 1816 zu Civita Lavigna (Lanuvium) gefundenen und zuerst von Ratti, dann von Campanari in den Atti dell' Accademia pontificia d'Archeologia heraus gegebenen Statuten einer antiken Sterbecasse hervor gegangen zu seyn scheint, deren Vorarbeiten aber dem Verf. bald so vielen selbständigen und ergiebigeren Stoff abwarfen, daß er die ursprünglich beabsichtigten Prolegomenen zur Hauptsache machte, und das frühere Principale jetzt nur als Accessorium einen kleinen Theil ausmacht; und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet steht dann allerdings nichts mehr im Wege anzuerkennen, daß er seine Aufgabe nicht nur befriedigend gelöst, sondern auch in vielen Stücken zum wahren Gewinne der Wissenschaft überboten habe. Er spricht zuerst de sodalitatibus sacris, und weist nach, wie mit jedem neuen Cultus auch entsprechende Bruderschaften eingeführt worden seyen, wobey wir nur das Collegium Capitolinum bey Livius V. 50 vermissen; schließt aber eben daraus, daß solche nach römischem Begriffe zu jedem Cultus nöthig gewesen seyen, und findet dieselben dann theils in den Prie-

stercollegien, theils in den einzelnen Familien, welche das Priesteramt erblich ausübten, und deren Entstehung er auf ähnliche Art erklärt, wie dieses D. Müller Prolegg. zur wissensch. Mythologie S. 249 flg. für Griechenland gethan hat. Was er bey dieser Gelegenheit über die *sacra popularia* in der bekannten Stelle des Festus p. 253 ed. Mülleri gegen Savigny Zeitschrift Bd. II. S. 385 und Dirksen civilist. Abhh. S. 8 bemerkt, ist gleichzeitig auch von Wöniger (das Sacralsystem und das Provocationsverfahren der Römer, Leipzig 1843. 8) S. 62 fgg. und 178 fgg. in ähnlichem Sinne behandelt und namentlich auch der Gegensatz der *sacra publica* und *gentilicia*, wie ihn Hr Rommensen p. 14 festhält, gleichfalls vertheidigt worden; wenn aber Wöniger S. 65 *sacra publica* und *popularia* so scheidet, daß jene Handlungen des Staates 'als der Einheit, der Persönlichkeit des Volkes', diese 'Handlungen der Einzelnen im Staate' seyen, und S. 157 die Worte des Labeo bey Festus: *popularia sacra sunt, quae omnes cives faciunt, nec certis familiis attributa sunt*, so auffaßt, daß die Vielheit der einzelnen Bürger (*omnes cives*) den Einzelnen (*certis familiis*) entgegen gesetzt werde, so ist unstreitig unseres Verfs Auslegung p. 9 richtiger: *sacra publica sunt sacra pro populo, opposita sacris pro singulis hominibus communibusve consiliis; popularia sacra per populum facta, opposita sacris, quae familiaribus sacerdotiis attributa sunt*, obgleich er eben darum die *popularia* nicht wieder unter den *publicis* begreifen sollte. Auch was er p. 15 — 22 bey Gelegenheit der *sodales Augustales* über die Verehrung und Vergötterung des Augustus sagt, ist, wenn auch zur Sache nicht we-

sentlich, doch willkommen; eher hätten wir die folgende Vergleichung mit den griechischen Orgeonen u. s. w. missen können, zumahl da Hr Mommsen hier doch lediglich auf Meier (oder wie er schreibt Meyer) de gentilitate Attica verweist, und am Ende doch einräumen muß, daß die Orgeonen mit den Sodalitäten, welche er in diesem Kapitel beschreibt und die sich zunächst auf den öffentlichen Gottesdienst beziehen, nichts gemein haben. Cap. II spricht er dann p. 27 — 32 von den collegiis opificum, freylich etwas kurz, doch so daß er ihr Verhältniß zu den übrigen Bürgereintheilungen scharf bezeichnet; er widerlegt Plutarch's Angabe im Numa c. 17 von einem neunten Collegium, welche alle umfaßt habe, die nicht in den acht übrigen gewesen, unterscheidet diese dann von den centuriis opificum des Servius Tullius, und stellt über ihr Verhältniß zu den Tribus folgende jedenfalls beachtenswerthe Ansicht auf: *tribus initio solos rusticos complectebantur, ne urbanis quidem exceptis. Initio enim singulis urbis domibus heredia singula adjecta fuisse consentaneum est, ut aedificia urbana non essent nisi agrarium villae. Tribubus constitutis placuit ut etiam plebs operaria atque . . . solis operibus mercenariis destinata suas partes suamque constitutionem haberet. Ex iis igitur artibus, quae tum in usu erant neque a familia exercebantur, octo collegia constituta sunt cautumque est ne ordo collegiorum, quem cum ordine tribuum recte compones, mutaretur neve nova opificia reciperentur u. s. w.* Anderes, was eben dahin gehört, bespricht er bey späteren Abschnitten, wie er z. B. p. 73 fgg. darthut, daß die von Bielen (noch Creuzer Abriss S. 204 und Drumann Bd. II,

S. 240) angenommene Aufhebung der collegia opificum durch Senatsbeschluss im Jahre 690 v. St. und nachmalige Wiederherstellung derselben durch Clodius eine bloße Verwechslung mit andern Genossenschaften sey, die sich unter jenem Namen gebildet hatten; nur daß er letztere compitalicia nennt, können wir, obgleich auch Götting röm. Staatsverf. S. 480 sich ähnlich ausdrückt, nicht unbedingt billigen, da er der Stelle des Aesconius zu Cic. in Pis. c. 4: solebant magistri collegiorum ludos facere, sicut magistri vicorum faciebant compitalicios, praetextati, durch Interpunction nach vicorum und Ergänzung von utrique zu faciebant offenbar Gewalt anthut, und die coincidierende Bemühung des S. Clodius für Wiederherstellung der ludi compitalicii, deren Verbot in ein ganz anderes Jahr (685 u. c.) fiel, keinesweges die Identität beider Institute beweist. Vorher aber behandelt er Cap. III erst noch mit besonderer Ausführlichkeit die sodalicia im engeren Sinne des Wortes, oder die behufs des ambitus gebildeten Hetären, denen er p. 60 zweyerley Gattungen, factiones und decuriatos, scheidet, und hieran knüpft sich dann die vorhin bereits erwähnte Erörterung über die lex Licinia vom Jahre 698, worin er namentlich den von Wunder zur Planciana p. LXXIV fortgepflanzten Irrthum bey Sigonius widerlegt, daß der Unterschied des crimen sodaliciozum von dem ambitus darin bestanden habe, daß dort neben der Bestechung eine vis gegen die Tribulen geübt worden sey. Hinsichtlich des erstern Punctes bedauern wir, daß ihm die Abhandlung von Weismann de divisoribus et sequestribus, ambitus apud Romanos instrumentis, Heidelberg 1831, nicht bekannt gewesen ist,

da eine wesentliche Modification seiner Ansicht p. 51, daß alle Tribus legitimis divisores gehabt hätten, daraus hervor gegangen seyn würde; hinsichtlich des andern aber können wir ihm nur völlig beypflichten, daß die Klage wegen ambitus nur gegen den gesetzwidrigen Bewerber selbst, die andere de sodaliciis dagegen auch gegen alle seine Helfershelfer gerichtet war, und billigen dieses um so mehr, als aus Ascon. ad Milon. p. 54. Orell. außs deutlichste hervor geht, daß sich die Klage de sodaliciis eben so sehr von der de vi als von jener de ambitu unterschied, und der Begriff, welchen der Römer mit vis verband, in dem höchstens moralischen Zwange, welchen die sodalicia den Tribulen anthun konnten, gar nicht lag. Pag. 61 fgg. bespricht er dann noch die eigenthümliche Einrichtung des Richterpersonals in diesem Prozesse gleichfalls gegen Wunder, der unter den von dem Ankläger vorzuschlagenden Tribus Volksabtheilungen verstand, während sie Hr Mommsen mit Götting auf die decuriae der Richter bezieht, und berichtigt dabey gelegentlich auch einige Irrthümer Drumanns hinsichtlich der Anklage des Antonius (p. 66) und des Vatinius (p. 72), obgleich ihm selbst dabey das Versehen begegnet ist, p. 70 die lex Licinia in das Jahr 700 zu verlegen, wo Crassus längst abgereist war! Hierauf folgt p. 73 fgg. das vierte Kapitel de legibus contra collegia latitis, wo zuerst die bereits erwähnten Clodianischen Collegia und dann die kaiserlichen Verbote besprochen werden, diese selbst jedoch fast mehr noch hinsichtlich der Ausnahmen, die fortwährend durch Senatsbeschlüsse und kaiserliche Erlaubnis gewährt wurden; und daran schließt sich dann sofort Cap. V de collegiis licitis sub imperatoribus, dessen Haupt-



gegenstand wiederum die gleichfalls oben erwähnten Leihencassen ausmachen. Selbst einen großen Theil der übrigen Collegien, die unter dem Schutze und den Namen von allerley Gottheiten erwähnt werden, führt er p. 97 auf diese Bestimmung zurück, und wirklich fehlt es auch uns nicht an Urkunden aus dem Alterthume, die nicht nur das Daseyn solcher Gesellschaften bezeugen, sondern auch über ihre innere Organisation und Verwaltung größeres oder geringeres Licht verbreiten, wie namentlich eine Inschrift bey Orelli Ampl. Coll. nr. 2417, ferner das edictum magistri collegii Jovis Cerneni zu Alburnum in Pannonien gefunden und in Maßmanns Libellus aurarius mitgetheilt, über welchen Hr Mommsen bey dieser Gelegenheit p. 93 ein ziemlich hartes Urtheil fällt; insbesondere aber die Inschrift von Lanuvium, die, wie oben bemerkt ist, ursprünglich die Veranlassung zu der ganzen vorliegenden Arbeit gegeben zu haben scheint und demgemäß auch p. 98 bis 115 am Weitläufigsten commentiert ist. Hiermit stehen wir jedoch auch bereits an der Grenze des Buches, dessen sechstes und letztes Kapitel de jure collegiorum p. 117—127 diesen Gegenstand begreiflicherweise auf eilf Seiten nicht so behandelt haben kann, daß er eine nähere Relation verdiente; statt dessen wollen wir lieber diesen Anlaß benutzen, um die Aufmerksamkeit unserer Leser wenigstens noch mit zwey Worten auf ein anderes Schriftchen zu richten, das zwar einen verwandten Gegenstand, aber von einer so ganz verschiedenen Seite betrachtet, daß es dem vorliegenden wesentlich zu Ergänzung dienen kann. Das-

selbe ist zu

## B o r d e a u x

bey H. Faye, imprimeur de l'académie et des facultés 1841 unter dem Titel: Recherches sur les Dendrophores et sur les corporations Romaines en général, pour servir à l'explication d'un basrelief trouvé à Bordeaux, par J. Rabanis, doyen de la faculté des lettres etc. auf 71 Seiten in Octav erschienen und fast namentlich den staatswirthschaftlichen Gesichtspunct der Handwerkercollegien in der späteren Kaiserzeit ins Auge, der von Hr Mommsen gar nicht berührt worden ist, so wie er überhaupt seit dem zweyten Kapitel die eigentlichen Opifices ganz aus dem Auge verloren und damit der Vollständigkeit und Allseitigkeit seiner Darstellung nicht wenig geschadet hat. Der französische Gelehrte ist allerdings auch wie Hr Mommsen durch ein einzelnes Denkmahl des Alterthums zu seiner Arbeit veranlaßt worden, und läßt in so fern eben so wenig Erschöpfung seines Gegenstandes erwarten; doch hat er von vorn herein seine Grenzen enger gezogen, und dadurch ein zwar höchst speciell, aber desto abgeschlosseneres Bild geliefert, das zugleich durch die Methode der Forschung und die Präcision des Urtheils einen befriedigenderen Eindruck zurück läßt, als man ihn von den meisten französischen Monographien ähnlicher Art empfängt. Den nächsten Gegenstand seiner Erklärung bildet, wie schon der Titel besagt, ein in Bordeaux gefundenes Relief, das er für ein Stück eines alten Frieses hält und auf welchem wir mit der gemeinen aber ausdrucksvollen Naturtreue des zweyten Jahrhunderts der Kaiserzeit vier muskulöse Männergestalten in kurzer und ihrem oberen Theile nach halb ausgezoge-

nen Tunicas mit Fortschaffung eines schweren Baumstammes angestrengt beschäftigt erblicken; diese Vorstellung aber bringt ihn von selbst auf das Collegium Dendrophorum, das wir mehrfach aus Inschriften kennen; und so sehr auch der Mangel jeder näheren Beyschrift diese Beziehung gerade für das vorliegende Denkmahl ungewis macht, so ist sie doch wenigstens möglich und hat ihm zum Anknüpfungspuncte einer lehrreichen Erörterung gedient, die auch dem deutschen Gelehrten wenn nicht Neues, doch Begründung und Erweiterung des Bekannten bieten wird. Was er über die Dendrophori insbesondere sagt, ist gleichsam ein bestätigender Commentar zu den Worten Dressis Ampl. Coll. T. I, p. 415: *hi dendrophori ad religiones pertinent; alios profanos agnoscas necesse est, ubi v. c. junguntur fabris*: er muß allerdings auch eine gottesdienstliche Dendrophorie anerkennen, die z. B. bey Strabo IX, p. 468 mit *χορείαις καὶ τελεταῖς*, wie das *δενδροφορεῖν* bey Artemidor II. 37 mit *χορεύειν τῷ θεῷ ἢ θυροσοφορεῖν* verbunden wird; wenn aber Salmasius zu Spartians Caracalla c. 9 alle Erwähnung von Dendrophoris auf diesen Gebrauch bezog, so bringt er dagegen mit vollem Rechte die eben so gewisse Verknüpfung dieses Namens mit *tignariis, fabris, centonariis* in Anschlag, und bemerkt mit Recht, daß selbst wo letztere gleichfalls in gottesdienstlicher Beziehung vorkommen, dieses in der Regel entweder in der doppelten Eigenschaft des Erwähnten als Priester und Mitglied der Dendrophorenzunft, oder darin seinen Grund haben werde, daß jede dieser Zünfte selbst wieder ihre Schutzpatrone und ihre gemeinschaftlichen *sacra* zu deren Ehre hatte. In den östlichen Provinzen schein

allerdings auch namentlich im Cultus der großen Göttermutter die Dendrophorie selbst als eine gottesdienstliche Leistung vorgekommen zu seyn; auf lateinischen Inschriften aber sey diese Bedeutung immerhin selten (vergl. z. B. Drelli n. 1602) und werde vielmehr in der Regel an collegiatus oder corporatos ähnlicher Art zu denken seyn, wie sie überhaupt in der Kaiserzeit zu den zunächst für öffentliche Anstalten und gemeinnützige Zwecke erforderlichen Handwerkerdiensten und Einrichtungen als Kastenartige Genossenschaften bestanden, und über deren Entstehung und Bestimmung sich der Verfasser dann bey dieser Gelegenheit weiter verbreitet. Für den Leser des Codex Theodosianus, auf welchem unsere Kenntnisse von diesem Verhältnis vorzugsweise beruhen, hat er davon freylich wohl eben nicht viel Neues gesagt, wie denn auch Walter in seiner Geschichte des römischen Rechts S. 379 die Sache auch für das größere Publicum übersichtlich dargestellt hat; gleichwohl aber fehlen hier gerade unsere Dendrophori, die für die Herbeyschaffung des Materials zu öffentlichen Gebäuden und dergl. eben so organisiert gewesen zu seyn scheinen, wie es die Saccarii, Caudicarii u. s. w. für andere Gegenstände des Transports waren; und jedenfalls hat der Verfasser dem Gegenstande, wie bemerkt, namentlich auch eine staatswirthschaftliche Seite abgewonnen, die um so verdienstlicher ist, als sein Landsmann Düreau de la Malle, wie er selbst wiederholt rügt, in seiner fast gleichzeitig erschienenen *Economie politique des Romains* diesen Punct gar nicht berührt hat.

R. Fr. H.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

116. Stück.

Den 20. Julius 1844.

---

G e l l e.

Verlag von Schulze 1843. Unionsgedanken. Ein Friedensruf an beide evangelische Kirchen von L. Hugues, evangel. ref. Prediger. 36 Seiten in Octav.

Einleitend wird erzählt, daß auch im nordwestlichen Deutschland in den Gemeinen eine der Vereinigung günstige Richtung sich nicht habe verkennen lassen. Der Union indes stelle der dogmatische Widerspruch streng kirchlich gesinnter Lutheraner, außer schon früher vorhandenen, ein neues, bedeutenderes Hinderniß in den Weg. Diese neue Opposition sey daraus hervor gegangen, daß das Märtyrerthum Verehrung erwecke. Denn kaum seyen die lutherischen Gemeinen in Schlessien vom Glanze des Märtyrerthums umflossen gewesen, so seyen auch hier Angriffe gegen die Union und gegen die reformierte Kirche, zunächst als Critiken des Verfahrens der preussischen Behörden erfolgt. Wo und wie solches geschehen, ist Ref. unbekannt. Wenn es jedoch weiter heißt: 'Später fand sich

eine Gelegenheit, den Feind in größere Nähe zu ziehen', so bedarf das einer Berichtigung. Nicht haben die 'streng kirchlich gesinnten Lutheraner' den Feind, nämlich die Unionsbestrebungen, in größere Nähe gezogen; was hätte sie dazu bewegen und wie hätten sie das anfangen sollen? sondern der Feind kam von selbst näher, indem von Hamburg aus die Aufforderung zum Beytritt zu der zu bildenden 'unierten' Norddeutschen Missionsgesellschaft erging; da galt es, abzulehnen und dawider zu zeugen, was indes nicht durch öffentliche Schriften geschah. Der öffentliche Streit ward eben durch Hugues selbst hervor gerufen, indem er in einem Missionsberichte drucken ließ: 'Es hat sich in Dresden die Missionsgesellschaft als eine lutherische constituirt und die Symbole der lutherischen Kirche zur Grundlage bey Erziehung ihrer Zöglinge und bey Gründung der aus den Heiden zu sammelnden Gemeinen zu machen beschlossen, so daß zuerst (?) durch die Ausfendung ihrer Boten jene confessionelle Scheidewand draußen in der Heidenwelt aufgerichtet ist. — Das sind schmerzliche Erscheinungen, die uns zwar nicht entmuthigen, aber wohl demüthigen sollen vor Gott in Buße und Gebet.' Diese Worte, und nicht, wie der Verf. irriger Weise angibt, die Behauptung, daß aus der Gemeinschaft, womit die Gläubigen dies Werk zusammen treiben, die rechte Union gewonnen werden möchte, erregte den Widerspruch Petris.

Indem nun der Verf. die Thunlichkeit einer Union darthun will, sollte man erwarten, daß er vor Allem gesagt hätte, was denn eigentlich die Union sey. Das sagt er aber nicht, eben so wenig, was die Kirche sey, und was die Einheit der Kirche begründet. So will er denn dem Leser etwas be-

weisen, ohne es bestimmt zu sagen, was er beweisen wolle. — Es sollen die factischen Zustände der beiden Kirchen beachtet werden (wobey freylich öfters von der Kirche ausgesagt wird, was nur von Einzelnen in derselben gilt), und da soll jetzt die Union möglich seyn, weil zunächst die lutherische Kirche 'jetzt eine andere ist, als sie war, da die Trennung von der reformierten Statt fand.' Dies gehe daraus hervor, daß, durch den Einfluß des Rationalismus überall, auch in lebendig christlichen Gemeinen, die Stellung der Kirche, der Geistlichen und der Gemeinmitglieder zu den symbolischen Büchern, die Form des Cultus, die Form der Predigten, die Stellung des Geistlichen zu der Gemeinde, sogar die Hierarchie und das Kirchenregiment anders geworden seyen (S. 7 — 13). Namentlich das Erste müssen wir leugnen, denn die Kirche sieht jetzt noch eben sowohl wie im Anfange der Reformation die Symbole als Lehrnorm an, und in unserm Lande, um nur davon zu reden, besteht Gottlob! die Verpflichtung auf dieselben noch; daß auch die einzelnen Geistlichen mit herzlicher Einstimmung des Glaubens dieselben noch als Lehrnorm ansehen, wem liegen davon die manigfaltigsten Zeugnisse nicht klar vor? Gesezt aber, der Verf. hätte Recht, so ist seine Folgerung falsch. Ruhet denn die Kirche auf dem Verhältnisse zum Symbol? Machen die Form des Cultus, die Form der Predigt, die Verfassung das Wesen der Kirche aus, so daß diese eine andere würde, wenn jenes anders wird? Keinesweges, sondern der Glaube, das Bekenntniß, die Verwaltung der Sacramente sind es, worauf die Kirche beruhet; so lange diese dieselben bleiben, so lange ist auch die Kirche dieselbe. Das ist mit der lutherischen Kirche aber der Fall; oder wo und wann

hat sie ihr Bekenntniß und die Verwaltung der Sacramente geändert? Vom Cultus heißt es ausdrücklich Form. Conc. II, 10: Credimus, docemus et confitemur, quod ecclesia Dei quibusvis temporibus et locis pro re nata liberrimam potestatem habeat in rebus vere adiaphoris (i. e. ceremoniis ecclesiasticis) aliquid mutandi, abrogandi, constituendi. Wenn es Apol. IV heißt: ad veram unitatem ecclesiae satis est, consentire de doctrina evangelii et administratione sacramentorum, nec necesse est, ubique similes traditiones humanas esse seu ritus et ceremonias ab hominibus institutas: so können und müssen wir daß satis est auch auf die Verfassung der Kirche beziehen. Möchte also in alle dem, was der Verf. anführt, auch Einiges anders geworden seyn; da derselbe Glaube noch jetzt in der lutherischen Kirche lebendig ist, wie zur Zeit der Reformation, so ist auch die Kirche noch dieselbe und nicht eine andere geworden.

Die reformierte Kirche soll ebenfalls eine andere geworden seyn (S. 13—15), 'denn sie sey nicht zu der alten calvinistischen Form des Dogmas und des kirchlichen Lebens zurück gekehrt.' Eine Aenderung in der Form des Dogmas, worunter doch wohl nur die Art und Weise es vorzutragen, verstanden werden könnte, würde noch keine Aenderung im Wesen, in der Sache selbst beweisen. Aber der Verf. meint das Dogma selbst nach seinem Inhalte, denn er fährt fort: 'So wenig man Calvins Prädestinationslehre als Lehre der deutsch-reformierten Kirche bezeichnen kann, so wenig ist es möglich gewesen, die alte Strenge der Disciplin, wie sie in der Genfer Kirche geübt worden, wieder herzustellen.' Die Strenge der Genfer Kirche ist wohl nie, die Prädestinationslehre Cal-



vins erwiesener Maßen nie in allen reformierten Gemeinen eingeführt gewesen. Letztere hat übrigens auch jetzt so wenig ihre Geltung verloren, daß sie u. a. in manchen Gemeinen im Wupperthale mit großer Strenge und Entschiedenheit fest gehalten wird. Wenn aber auch jene Behauptung des Verfs vollkommen wahr wäre, so müssen wir wieder fragen: Machen denn die Prädestinationslehre und die Strenge der Kirchenzucht, wie sie in Genf geübt worden, so wie der auch hier genannte Cultus das Wesen der reformierten Kirche aus? — Noch hält die reformierte Kirche ihre Weise, auf die Schrift als Princip der Lehren und Glaubenssätze zurück zu gehen, noch ihr Bekenntnis von den Sacramenten, namentlich vom Abendmahl, von der Person Christi u. s. w. fest, und ist somit auch nicht eine andere geworden, sondern dieselbe geblieben, wie zur Zeit der Reformation.

Da nun die Prämissen, daß die lutherische wie die reformierte Kirche eine andere geworden sey, ungegründet sind, so kann auch die daraus gezogene Folgerung, daß eben dies Andersgewordenseyn die Möglichkeit einer Union statuieret, nicht als richtig zugegeben werden. Der Verf. indes hält die Union für möglich und sucht sie weiter als wünschenswerth darzustellen, um die durch den Rationalismus verwüsteten beiden Kirchen zu stärken, und die Completierung der einen durch die andere herbey zu führen; ja es scheint ihm sogar, wenn er auf die unleugbaren Gebrechen der Kirche hinschaut, daß eine Abhilfe zunächst nur durch ihre Union herbey zu führen sey (S. 15). Statt aber, wie es nun hätte geschehen müssen, zu zeigen, wie die jetzigen, durch den Rationalismus herbey geführten Gebrechen also den Unglauben und die Lüge, und was sich daraus weiter entwickelt, nur

durch Union überwunden werden könne, erinnert der Verf. an die von Anfang an bestehende Grundverschiedenheit der beiden Kirchen, welche eben die Trennung herbey geführt und bis jetzt erhalten hat; daran zuvörderst, 'daß in der lutherischen Kirche das traditionelle Princip eine allzu große Geltung behalten hat und das Dogma oft höher gestellt ist, als der einfache Ausspruch des Wortes Gottes' \*). Da 'wagt' denn der Vf. zu behaupten, daß bey uns die dogmatische Tiefe von jener 'starren, unfruchtbaren Orthodoxie, von jener Starrheit und unfruchtbaren Dürre' wie sie in der Zeit vor und zu der Zeit Speners herrschte, nur durch Union mit der reformierten Kirche und durch Aufnahme ihres Schriftprincips frey bleiben könne. Daß wagt der Verf. allerdings zu behaupten, den aus dem Wesen der lutherischen Kirche herzulehrenden Beweis aber dafür, daß wir ohne Hilfe der reformierten Kirche jener unfruchtbaren Dürre unrettbar wieder anheim fallen müßten, ist er schuldig geblieben. Die Geschichte bezeugt das Gegentheil; denn man wird nicht behaupten können, daß in der lutherischen Kirche vor jener Zeit, noch daß bey den jetzigen gläubigen Theologen derselben jene Starrheit und unfruchtbare Dürre geherrscht habe oder herrsche. Der Verf. behauptet aber noch weiter, daß eine solche Verbindung bereits zum Heile beider Kirchen geschlossen ist (S. 18). Dies fol-

\*) Der Verf. spricht hier aus seiner reformierten Anschauung heraus; wir behaupten, daß bey uns Lutheranern die Tradition nur die ihr nothwendig zukommende Geltung habe, und daß dem Dogma nur als nothwendiger Entwicklung der in der heiligen Schrift enthaltenen Lehren sein Recht zugestanden werde. Wo hat die lutherische Kirche das Dogma jemahls höher gestellt als die einfachen Aussprüche des Wortes Gottes?

gert er daraus, daß auf den Universitäten die Union bereits vollzogen sey, indem reformierte Facultäten lutherische Theologen aufgenommen haben, lutherische aber gewiß 'von jenem reformierten Princip nicht unberührt geblieben wären' und in Erlangen auch der reformierte Dr Krafft wirke. So sey auch die Theologie jetzt uniert, es gebe 'nicht mehr eine lutherische und reformierte, sondern nur noch eine evangelische, der Katholischen gegenüber.' Ist denn die Theologie die Kirche? Oder sind die Universitäten die Kirche? Oder gilt von dieser so ohne Weiteres nothwendig, was von jenen gilt? Als die Theologie dem Unglauben verfallen war, war da etwa auch die Kirche ungläubig geworden, so daß ihr Credo eine Lüge war? Aber der Verf. irret auch in seinen Gründen. Es gibt noch eine lutherische Theologie, denn es gibt noch 'entschieden lutherische' Theologen, von denen der Verf. selbst an Dr Harleß erinnert, die ihrem Bekenntniß gemäß in lutherischen Zeitschriften und in wissenschaftlichen Werken das Leben einer lutherischen Theologie bewähren. Sodann irrt der Verf. darin, daß die lutherischen Facultäten jetzt unierte wären; denn eben in Erlangen z. B., worauf er sich beruft, werden die Professoren eben wie die Doctoren der Theologie auf die lutherischen Symbole, mit namentlicher Nennung auch der Form. Conc. vereidet. Es ist der lutherischen Facultät aber ein Reformierter beigeordnet, weil es in Bayern viele reformierte Gemeinden gibt, deren Geistliche auch in Erlangen gebildet werden.

Bey der Einigung der Confessionen soll übrigens die Lehrfreyheit nicht beschränkt werden, so daß in der unierten Kirche der Eine lutherisch, der Andere calvinisch, der Dritte zwinglisch lehren kann (S. 19). Der Verf. übersieht, daß hier nicht von einzelnen

Theologen, sondern von der Kirche die Rede ist. Wenn die Diener derselben sie fragen: Was sollen wir in deinem Namen lehren? so kann sie nicht antworten: Lehrt wie Ihr wollt: lutherisch, calvinisch oder zwinglisch; sie kann sie auch nicht einfach auf die Schrift verweisen (S. 20), denn sie wollen eben wissen, welche Auslegung der Schrift die rechte sey; sondern sie muß ihnen ein festes Bekenntniß geben. Sonderbar scheint uns der Grund, weshalb lutherische Theologen 'willig und gern die reformierte Kirche in ihre innigste Gemeinschaft aufnehmen müssen: weil sie nämlich nicht daran zweifeln dürfen, daß dann bald jene lutherische Kirchenlehre, in so fern sie die Lehre der Schrift ist, die ihr entgegen stehende reformierte überwinden und berichtigen werde.' Aus dem gleichen Grunde könnten wir uns auch mit den Katholiken, mit Wiedertäufern und Quäkern unieren! Es wäre doch gar gefährlich, wenn sich Einer einen Krankheitsstoff einimpfen wollte in der Hoffnung, seine Gesundheit würde ihn schon überwinden. Oder wäre es so gewis, daß der Irrthum nicht die Wahrheit unterdrücken würde? Die katholische Kirche mag uns warnen. Auch würde durch eine solche Gemeinschaft, wo nicht zuvor eine Einheit des Bekenntnisses sich findet, die Kirche geradezu ihren Dienern das Recht ertheilen, Irrthum und Gottes Wort widersprechende Lehren (denn dafür erkennt sie die abweichenden reformierten Lehren) in ihrem Namen zu verbreiten und geltend zu machen. Wenn dann sogar behauptet wird, 'in Bezug auf die dogmatische Verschiedenheit bieten sich der Union keine Schwierigkeiten dar; auf diesem Theile des kirchlichen Gebietes ist sie factisch vorhanden \*), und

\*) S. 17 sagt der Verf.: die dogmatische Verschie-

wird sie nicht mehr zu stören seyn' (S. 20), so muß dem durchaus widersprochen werden. Es ist schon gezeigt, daß es noch eine lutherische Theologie gibt; es bestehen noch streng lutherische und reformierte Gemeinen; es sind bis jetzt noch nicht an lutherischen Gemeinen reformierte Prediger angestellt; aber um nur an das Nächstliegende zu erinnern, wo, wenn irgendwo, die behauptete Einheit auf dogmatischem Gebiete sich offenbaren würde, die Norddeutsche Missionsgesellschaft zeugt klar genug dagegen, ich meine die confessionellen Kämpfe innerhalb derselben, der Austritt mehrerer lutherischer Prediger, eben wegen der Verschiedenheit des Bekenntnisses, die ernstesten und entschiedenen Verwahrungen der lutherischen Prediger, welche die wärmsten Anhänger jener Gesellschaft sind, daß sie auf keine Weise eine Union in der heimischen Kirche wünschten oder erstrebten, geschweige daß sie dieselbe durch ihren Anschluß an jene Gesellschaft als vollzogen erklären wollten.

Hier ist auch eben der Punct, wo sich zeigt, daß der Verf. nicht von einem richtigen Begriffe der Union ausgegangen ist. Er meint nämlich, daß die beiden Kirchen mit ihren confessionellen Verschiedenheiten, wobey jedoch Lehrsreyheit Statt finden müsse, sich nur zusammen thun möchten, (worin eigentlich?) und zwar, wie es scheint, auf Grund des gemeinschaftlichen Grundsatzes, daß der lebendige Glaube an das geoffenbarte Gotteswort ihr Lebensquell sey \*\*). Zunächst ist übersehen, daß hierbey eine solche Verschiedenheit im Bekenntnisse

denheit der beiden Kirchen sey noch vorhanden, hier sey die Union schon vorhanden.

\*\*\*) Der Unterschied, der sich in beiden Kirchen in Betreff dieses Grundsatzes findet, ist ganz außer Acht gelassen.

bestehen könne, daß eine Union durchaus unmöglich ist, wie der Verf. selbst mit Wiedertäufern z. B., die bekanntlich jenen Grundsatz streng festhalten, gewis keine Union eingehen würde. Sodann bestände bey einer Union im bezeichneten Sinne eben im innersten Leben der Kirche, in ihrem Glauben, eine Spaltung fort, und es wäre wohl ein irgendwelches äußerliches Zusammenseyn, nicht aber eine Union, ein Einsseyn da. Im Bekenntnisse der Kirche (nicht einzelner Theologen) hat die Spaltung ihren Sitz; da muß sie gehoben seyn, soll eine Union erfolgen.

Der Verf. sucht dann noch auszuführen, wie auch in Bezug auf Verfassung und Cultus eine Union segensreich wirken müßte. Es würde durch Einführung der Synodalverfassung (durch die Union auch in der lutherischen Kirche) das christliche Leben der gesammten Kirche geweckt und erhöht, es würde die Kirche dadurch aus der Abhängigkeit von der weltlichen Macht heraus gerissen werden\*). Es könnte auch die lutherische Consistorial-Verfassung mit der reformierten Presbyterial- und Synodal-Verfassung so verschmolzen werden, daß jene die Uebergriffe des demokratischen Princips dieser und diese die willkürlichen Eingriffe der Staatsgewalt in das kirchliche Leben verhinderte. — In Betreff der Liturgie kann für die reformierte durch die Aneignung der lutherischen Cultusschätze nur ein Gewinn erwachsen; die lutherische Kirche kann von der reformierten manche Lieder bekommen und ebenfalls liturgische Elemente\*\*), z. B. aus der angli-

\*) Ob die evangelische Kirche in Preußen, wo sich die Synodal-Verfassung vorfindet, wohl unabhängiger vom Staate ist, als die lutherischen Kirchen mit reiner Consistorial-Verfassung anderswo?

\*\*) Wenn hier auch das Singen des Segens durch die

canischen Liturgie sich aneignen. Wir wollen hier auf das Einzelne nicht näher eingehen, sondern nur darauf zurück weisen, daß selbst eine völlige Einheit in Verfassung und Cultus eine Einheit der Kirche noch keinesweges begründet, vielweniger das Herübernehmen einzelner Elemente aus denselben.

Zulezt wird die Union deshalb als nothwendig dargestellt, damit sie der Welt d. h. der katholischen Kirche, dem Nationalismus und allem andern, der ganzen Welt, so fern sie wider das Reich Gottes sich auflehnt, gegenüber erfolgreicher und kräftiger kämpfen könne. Wir aber meinen, daß eine rechte Festigkeit, Entschiedenheit und Klarheit des Glaubens und Bekenntnisses, auch wenn der Kampf von Wenigern, von denen aber in völliger Einheit, geführt wird, weit mehr Hoffnung auf Sieg gewähre, als eine numerisch größere Zahl solcher, die wohl einem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber stehen, aber unter einander uneins sind, und, je lebendiger ihr Glaube wird, und je bestimmter er sich gestaltet, desto bestimmter ihrer Uneinigkeit sich bewußt werden müssen.

### L o n d o n,

bey Longman &c. 1837. Visit to the great Oasis of the Libyan desert etc. by G. A. Hoskins, Esq. author of 'Travels in Ethiopia.' With a map, and twenty plates etc. 338 Seiten in Octav.

Ist uns gleich diese Reise in die große Dase der libyschen Wüste im October und November 1832

Gemeine zur Nachahmung empfohlen wird, so ist dabey das Wesen und die Bedeutung der Ertheilung des Segens gewiß ganz verkannt.

erst jetzt zu Gesicht gekommen, so gewährt sie doch dem Kenner, wie dem Laien, in der Kunde Aegyptens ein zu großes Interesse, als daß sie nicht noch in möglichster Kürze angezeigt zu werden verdiente. Wir lesen darin nicht nur, was der allein von uns bemerkte Haupttitel besagt, und schon deshalb von hohem Werthe ist, weil die auf drey besondern Seiten am Ende zugegebene kurze Nachricht Ponce's, welcher die große Dase am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts besuchte, die einzige ist, welche wir bis zum gegenwärtigen Jahrhunderte darüber besitzen; sondern von den sechs- und zehn Kapiteln des Buches enthalten die letzten sechs alle ältere und neuere Berichte über sämtliche Däsen, welche jetzt unter der Herrschaft des Pascha von Aegypten stehen, und die beygefügte Karte mit dem Laufe des Nils von der Gegend oberhalb Theben bis zu den Mündungen umfaßt, von Herodot bis auf unsere Zeiten in einer kurzen Uebersicht. Ein Anhang liefert auf den letzten 38 Seiten sechs griechische Inschriften, welche der Verf. an den Tempeln zu El Kargeh, dem Hauptorte, El Zian in der Mitte, und in Dusch, dem südlichsten Punkte der großen Dase fand, mit den Restaurationen der Herren Petronne und Dr Young in den Noten, und den englischen Uebersetzungen am Schlusse. Die große 66zeilige Inschrift aus der Zeit des römischen Kaisers L. Sulpicius Galba, welchem wohl nur durch falsche Lesung der Name Livius beygelegt ist, nimmt vierzehn Seiten im Originale und elf Seiten in der Uebersetzung ein; die übrigen Seiten enthalten fünf kleinere Inschriften, deren erste und zweyte dem neunten Jahre des Kaisers Tib. Claudius Caesar, die dritte dem dritten Jahre des Kaisers T. Aelius Adrianus Antoninus Pius, die



vierte dem neunzehnten Jahre des Kaisers Nerva Adrianus, Nachfolgers des Nerva Trajanus, deren ersten Namen der Verfasser irrig Nero las und übersehte, die fünfte sehr unvollständige aber vermuthlich demselben Kaiser, wie die dritte, angehört.

Die ungefähr nur anderthalb hundert englische Meilen westlich von Theben entfernte große Dase, deren Denkmähler bis in die Zeiten des Christenthums herunter gehen, ist nach des Verfassers Bemerkungen doch erst unter der persischen Herrschaft bebauet, und, wenn gleich schon dem Herodot bekannt und von Strabo in die Geographie aufgenommen, weder von Cambyses, noch von Alexander eines solchen Besuches werth geachtet, wie der Tempel des Jupiter Ammon auf Siwah. Am Tempel zu El Kargeh, dessen Zeichnung das Titeltupfer ziert, fand der Verfasser den König Darius abgebildet, wie er dem Amun Ra, dem Osiris und der Isis opfert, und auf einer großen Hieroglyphentafel sah er dessen Namen viermahl mit den Titeln eines Sohnes des Pharaos, der Isis und des Osiris, geliebt von Amun, wiederholt, so wie nicht nur die Kaiser Hadrianus und Antoninus verschiedenen Gottheiten opfernd mehrfach dargestellt sind, sondern auch Domitianus im Tempel zu Dusch dem Horus, dem Osiris und der Isis opfert. Mag man nun auch dem, was der Verfasser von Darius meldet, seine Beystimmung versagen, und dem auf dem Einbände abgebildeten Namen eher auf den äthiopischen König Tirhaka als den persischen Darius beziehen, immerhin gewähren die Kupfertafeln, welche mit Ausnahme der letzten aus Minutolis Werke entlehnten Abbildung des Ammonstempels auf Siwah die beschaueten Tempelreste, Grabmäh-

ler und dergl. nach des Verfassers eigenhändigen Zeichnungen vermittelst der Camera lucida darstellen, nebst den zahlreichen Sculpturen und Hieroglyphen ägyptischer Gottheiten und Ritus auf den drey größern Tafeln, für Kenner und Laien ein eben so großes Interesse, als die manigfaltigen Bemerkungen, wodurch der Verf. theils künftigen Reisenden nützlich zu werden, theils die Erzählung der an sich sehr trockenen Reise in der Wüste unterhaltender zu machen suchte. In den Vorbemerkungen über seine Wohnung und Lebensweise während eines fünf monatlichen Studiums der Alterthümer und Gräber von Theben erwähnt er eines Umstandes, wodurch sich die Bewunderung erregende Geschicklichkeit der Schlangenbeschwörer in eine Teuschung durch schlaue Vorkehrungen auflöset. Von mehreren andern Bemerkungen begnügen wir uns nur noch die eine anzuführen, daß den Verfasser, als er seine Wohnung in den großen Propyläen von Karnak aufschlug, weder ein Fliegennetz, noch die Höhe der Schlafstätte vor den Muskitos schützte, sondern nur Entzündungen von Schießpulver allnächtlich die nothwendige Ruhe verschafften.

G. F. Grotefend.

### P a r i s,

bey Firmin Didot 1843. Histoire de Joseph II., empereur d'Allemagne, par Camille Paganel. 572 Seiten in Octav.

Referent gesteht, daß er nicht ohne Spannung diese Biographie eines Kaisers zur Hand genommen hat, dem in begeisterter Liebe einst Klopstock zurief: 'Wer hat geendet, wie Du begannst!' Es bedarf noch mehr als ein Punct in der Regierungsgeschichte

Josephs II. der historischen Begründung und Entwicklung, die ganze Persönlichkeit dieses seltenen Mannes, der mehr als ein anderer für studium und ira scharf gesonderter Parteyen den erwünschten Hintergrund bot, der genügenden Beleuchtung. Daß aber in dem Lande jenseits des Rheins der Biograph erstand, konnte in nahe liegenden Gründen seine Erklärung finden. Jedenfalls hat man ein gewisses Recht voraus zu setzen, daß der Verfasser über die geheimen Bewegungen der Parteyen am Hofe zu Wien, über die Persönlichkeit des Kaisers und seiner Ráthe, endlich über die Stellung, welche die Provinzen im Laufe der Zeit zu den Regenten einnahmen, auf ähnliche Weise wie dieses von Gore geschehen, eine Menge von neuen Aufschlüssen und Ansichten geben werde. Von alle dem geschieht nichts. Der Verfasser begnügt sich mit einer nicht eben scharfsinnigen Zusammenstellung der Erzählungen von Flasan, Schöll und Koch (*abrégé de l'histoire des traités de paix*), die er mit Auszügen aus dem bekannten Werke von Gore und aus den Memoiren von Friedrich II. und dem älteren Ségur verwebt. Wenn — wir werden später darauf zurück kommen — ein einziges Mahl einer nicht veröffentlichten Abhandlung über Joseph II. Erwähnung geschieht, so ist das aus dieser Quelle Gebotene so dürftig, so allgemein gehalten, daß die Anführung desselben besser unterblieben wäre. Diese bittere Armuth kann durch den Pathos des Stils, durch ein mattes Raisonnement, das in gedrängte Sätze, mit der Kürze Napoleonscher Aussprüche, gekleidet wird, nicht versteckt werden.

In der Einleitung geht der Verf. bis auf die Zeit zurück, in welcher das Herzogthum Oestreich errichtet wurde, so daß mit der Aufzählung allbekanntester Thatsachen ein Drittel des Werkes hinge-

nommen wird. Glaubte man nun nach dem Schlusse der Einleitung geradezu dem Sohne von Maria Theresia entgegen geführt zu werden, so sieht man sich statt dessen wieder in die Geschichte Oestreichs zur Zeit des Todes des letzten Habsburgers versetzt und erst mit der zweyten Hälfte des Buches beginnt die Erzählung der selbständigen Thätigkeit Josephs. Auf welchen Grundlagen diese Darstellung beruhe, ist bereits früher bemerkt. Hier sey zur Erläuterung des oben Gesagten nur der nachfolgende Zusatz verstattet. S. 329 heißt es: 'Réformateur de l'état et de l'église, il importait à Joseph de bien faire comprendre à tous ses sujets, les graves inconvénients des institutions et des usages qu'il abolissait. Encourageant donc l'esprit de recherche et d'examen, il élargit le champ de l'étude; de nouveaux auteurs, jusqu'alors à l'index, devinrent accessibles. Dès lors, une foule d'idées saines et nouvelles se répandirent dans toutes les classes de la société.' Zur Begründung dieses möglichst allgemein gehaltenen Raisonnements, dessen Einzelheiten sich in einer Menge deutscher Geschichtswerke verständig erörtert finden, wird nachfolgendes Citat gegeben: 'Ces details et plusieurs autres sont extraits d'un manuscrit inédit intitulé: Recherches sur l'état actuel de la monarchie autrichienne, redigées à Vienne, vers la fin de 1819. Ce manuscrit appartient à la bibliothèque de la Chambre des Députés.

Die am Schlusse befindlichen Pièces justificatives enthalten nichts anderes als einen Abriß der Capitulation Karls V., Bruchstücke aus dem Friedensschlusse von Münster und Osnabrück und aus den Grundgesetzen von Ungarn, Auszüge aus den Memoiren Friedrichs II. und dem bekannten Werke Flassans.

Hay.

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

117. Stück.

Den 22. Julius 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften ist am 24. Junius von dem Prof. Wöhler eine Vorlesung: 'Untersuchungen über das Chinon' vorgelegt worden, aus der wir hier einen gedrängten Auszug mittheilen.

Die Thatsachen, die den Gegenstand dieser Arbeit ausmachen, sind ursprünglich aus einer Untersuchung der Destillationsproducte der Chinasäure hervor gegangen. Das nähere Studium der so genannten Brenzchinasäure führte auf die Entdeckung von Körpern und Verwandlungs = Erscheinungen, deren merkwürdiger Zusammenhang mit dem von Wofkresensky entdeckten Chinon \*) sogleich in die

\*) Annalen der Chemie und Pharmacie 27. S. 268. Der von W. für diesen Körper vorgeschlagene Name Chinoyl kann nicht beybehalten werden, da mit der Endigung yl jetzt allgemein ein organisches Radical bezeichnet wird, was das Chinon nicht ist. Ich gebe daher dem letzteren, von Berzelius vorgeschlagenen Namen den Vorzug.

Augen fiel und Veranlassung gab, dieses zu dem eigentlichen Mittelpunct der Untersuchung zu machen.

1) Destillationsproducte der Chinasäure. Krystallisierte Chinasäure, in einer Retorte bis zum Schmelzen erhitzt, fängt bey ungefähr 280° an gelb und braun zu werden unter beständigem Kochen, herrührend theils von Wasser, theils von der Entwicklung eines blaßblau brennenden Gases. Bey Erhöhung der Temperatur erscheint ein gelbliches, sehr krystallinisches Sublimat, welches allmählich wieder schmilzt, in öligen Streifen als Liquidum überdestilliert und zu einer blaßgelben, körnigen, sehr leicht schmelzbaren Masse wieder erstarrt. Der schwarzbraune Rückstand in der Retorte bläht sich zuletzt so stark auf, daß die Zersetzung nicht ganz bis zu Ende geführt werden kann.

Das so erhaltene Destillat ist ein Gemenge von mehreren Körpern; es enthält, außer einer nicht näher untersuchten theerartigen Substanz, Benzoesäure, Carbonsäure, salicylige Säure, Benzol und als Hauptbestandtheil einen neuen, krystallisierenden Körper, der unter dem Namen farbloses Hydrochinon weiter unten näher beschrieben wird.

Die Trennung dieser Stoffe wurde dadurch bewirkt, daß das Destillat zunächst in Wasser aufgelöst, von dem sich dabey abscheidenden Theer getrennt und die Lösung dann der Destillation unterworfen wurde, wobey Carbonsäure, salicylige Säure und Benzol übergingen. Aus der zurück bleibenden Lösung krystallisierte beym Erkalten die Benzoesäure und aus der Mutterlauge davon zuletzt das farblose Hydrochinon, das durch wiederholtes Umkrystallisieren gereinigt wurde. Der näheren Beschreibung dieses Körpers mußte eine nähere

Betrachtung der Zusammensetzung des Chinons voraus geschickt werden.

2) Chinon. In Betreff der Darstellung dieses merkwürdigen Körpers, die der Verf. umständlich beschreibt, bemerkt er, daß dabey, wenn sie gut gelingen soll, genau die von Wostkresensky angegebenen Gewichtsverhältnisse von Chinasäure, Braunstein und Schwefelsäure beobachtet werden müssen. Der Verf. hebt es hervor, daß es wohl wenige Körper geben möge, die eine so große Krystallisations-Fähigkeit besitzen, wie das Chinon. Bey der Sublimation sowohl als aus seiner heißen Lösung in Wasser erhält man es leicht in zolllangen Prismen von sehr schön gelber Farbe. Auch nach dem Schmelzen erstarrt es zu einer höchst krystallinischen Masse. Sein Gas reizt äußerst stark Nase und Augen und hinterläßt eine ähnliche Wirkung wie Jod oder Chlor.

Aus den Resultaten dreier sehr gut überein stimmender Analysen hat Wostkresensky die relative Atom-Zusammensetzung des Chinons zu  $C^5HO$  berechnet, und nach späteren Untersuchungen \*) scheint er als den Ausdruck des absoluten Atomgewichtes die Formel  $C^{12}H^4O^4$  anzunehmen. Allein der gefundene Kohlenstoffgehalt war in allen Analysen größer, als der nach jener Formel berechnete. Dieser Umstand, so wie die mit dieser Formel weniger gut in Einklang zu bringende Zusammensetzung der folgenden Verbindungen, machte es wahrscheinlich, daß für das Chinon eine andere Formel berechnet werden müsse. Eine neue, mit großer Sorgfalt angestellte Analyse gab einen noch etwas höheren Kohlenstoffgehalt, als die nach  $C=75,12$  umgerechneten Analysen von Wostkresensky

\*) Journal für pract. Chemie 18. S. 419.

im Mittel gegeben hatten. Die daraus erhaltenen Zahlen entsprechen am besten der Formel  $C^{25}H^8O^8$ , die der Verf. für den richtigeren Ausdruck der Zusammensetzung des Chinons hält.

3) Farbloses Hydrochinon. Dieser Körper ist, wie bereits erwähnt, das Hauptproduct von der trockenen Destillation der Chinasäure. Mit der größten Leichtigkeit kann es aber auch unmittelbar aus Chinon hervor gebracht werden, wenn man diesem Wasserstoff zuführt.

Es entsteht, wenn man eine gesättigte Chinonlösung mit Jodwasserstoffsäure vermischt, wobey sich die Flüssigkeit durch Abscheidung von Jod sogleich braun färbt. Beym Verdunsten bleibt es in farblosen Krystallen zurück.

Es entsteht ferner, wenn man in eine Chinonlösung Tellurwasserstoffgas leitet, wobey sogleich reines Tellur als graue schwammige Masse gefällt wird. Aus der abfiltrirten farblosen Flüssigkeit krystallisiert bey dem Verdunsten das Hydrochinon.

Am besten bereitet man es, indem man in eine warm gesättigte Chinonlösung, worin noch ungelöstes Chinon suspendirt seyn kann, schwefligsaures Gas leitet, bis die Lösung entfärbt oder alles Chinon aufgelöst ist. Nach dem Verdunsten in gelinder Wärme krystallisiert das Hydrochinon, ohne daß die schwefelsäurehaltige Mutterlauge zersetzend darauf einwirkt. Trockenes schwefligsaures Gas ist ohne Wirkung auf Chinon.

Das Hydrochinon krystallisiert in farblosen, durchsichtigen, sehr regelmäßigen sechsseitigen Prismen mit schief angelegter Endfläche; es ist ohne Geruch, es schmeckt süßlich, reagiert nicht sauer, ist in Wasser und Alkohol leicht löslich, und bedeutend mehr in der Wärme. Es ist leicht schmelzbar und erstarrt sehr krystallinisch. In einem Rohr erhitzt



zieht es sich an den Wänden hinauf, aber zwischen zwey Schalen geschmolzen, sublimiert es sich in glänzenden Krystallblättern ganz wie Benzoesäure. Plötzlich über seinen Verflüchtigungspunct erhitzt, zerfällt es sich partiell in Chinon und in grünes Hydrochinon.

Mit Ammoniak färbt sich die Lösung des Hydrochinons an der Oberfläche sogleich braunroth, was sich dann rasch durch die ganze Flüssigkeit forsetzt. Beym Verdunsten bleibt eine braune, huminähnliche Masse. Auch mit anderen Basen konnten nicht constante Verbindungen hervor gebracht werden.

Eine Lösung von essigsaurem Kupferoxyd färbt sich mit Hydrochinon-Lösung sogleich tief safran-gelb. Beym Erhitzen scheidet sich daraus rothes Kupferoxydul ab, unter Verflüchtigung von Chinon.

Die Analysen dieses Körpers gaben für seine Zusammensetzung die Formel  $C^{25}H^{12}O^8$ .

Er ist also Chinon plus 4 Aequiv. Wasserstoff.

4) Grünes Hydrochinon. Diese schöne Substanz entsteht, wenn man der vorher gehenden Wasserstoff entzieht oder dem Chinon Wasserstoff im Ausscheidungsstande zuführt, aber nicht so viel, daß sich das farblose Hydrochinon bilden kann. In allen Fällen, wo das grüne entsteht, scheidet es sich krystallisiert ab, indem sich die Flüssigkeit momentan schwärzlich roth färbt und dann auf ein Mahl mit den prachtvollsten grünen, metallglänzenden Prismen erfüllt, die selbst bey kleinen Mengen nicht selten zolllang werden. Sind die auf einander wirkenden Flüssigkeiten zu verdünnt, so scheidet es sich nicht ab, es zerfällt sich dann und man bemerkt den Geruch des Chinons. Man filtriert die Krystalle ab, wäscht sie aus und läßt sie an der Luft oder über Schwefelsäure trocknen.

Folgende Arten seiner Bildung sind von dem Verf. beobachtet worden :

Aus dem farblosen Hydrochinon entsteht es am leichtesten und sichersten, wenn man seine Lösung mit Eisenchlorid vermischt. Es entsteht ferner, wenn man in diese Lösung Chlorgas leitet oder sie mit Salpetersäure, salpetersaurem Silberoxyd oder chromsaurem Kali vermischt. Aus dem Silbersalz wird dabey Silber metallisch gefällt, aus dem chromsauren Salze grünes Chromoxyd abgeschieden. Es entsteht sogar, wenn man mit jener Lösung Platinschwamm oder Thierkohle benetzt und der Luft aussetzt.

Aus dem Chinon erhält man es, wenn man seine gesättigte Lösung mit schwefliger Säure vermischt, die man zur Bildung von größeren Krystallen auf einmahl, jedoch nur in solcher Menge zusetzen muß, daß noch etwas Chinon unverändert bleibt, weil sonst die Wirkung weiter geht bis zur Bildung des farblosen Hydrochinons. Die arsenensäurehaltige Chinonlösung, die man bey der Bereitung des Chinons erhält, verwendet man sehr zweckmäßig zu dieser Darstellung des grünen Hydrochinons; das farblose ist damit weniger leicht zu bekommen.

Es bildet sich ferner, wenn man die Chinonlösung allmählich mit Zinnchlorür vermischt, oder wenn man Krystalle von schwefelsaurem Eisenoxydul hinein legt, oder wenn man, nachdem man sie mit Schwefelsäure schwach sauer und leitend gemacht hat, Zink hinein stellt oder den galvanischen Strom hindurch leitet.

Die merkwürdigste Bildungsweise des grünen Hydrochinons ist die durch wechselseitige Einwirkung des farblosen und des Chinons. Vermischt man die Lösungen beider, so vereinigen sie sich au-

genblicklich zu den grünen Krystallen, ohne Bildung eines andern Productes. Aehnlich wirkt Alloxantin, welches dabey in Alloxan umgewandelt wird.

Das grüne Hydrochinon ist einer der schönsten Stoffe, welche die organische Chemie aufzuweisen hat. Es ist dem Murexid sehr ähnlich, übertrifft es aber wohl noch an Glanz und Schönheit der Farbe. Am ähnlichsten ist es hierin dem metallischen Goldgrün der Goldkäfer oder der Colibrifedern. Die Krystalle sind stets sehr dünn, aber oft sehr lang. Bey starker Vergrößerung zeigen sich die feineren mit einer rothbraunen Farbe durchsichtig. Es hat einen stechenden Geschmack und einen schwachen Geruch nach Chinon. Es ist leicht schmelzbar zu einem braunen Liquidum und sublimiert sich dabey partiell in grünen Blättchen, zum Theil aber zersetzt es sich und entwickelt Chinon, welches sich in gelben Krystallen sublimiert. In kaltem Wasser ist es wenig löslich, in heißem in bedeutender Menge und mit braunrother Farbe; bey dem Erkalten krystallisiert es wieder heraus. Kocht man aber diese Lösung, so wird es ganz zersetzt, es destilliert Chinon über und es bleibt eine dunkel rothbraune Flüssigkeit zurück, die als Hauptbestandtheil farbloses Hydrochinon enthält. Zugleich enthält sie aber noch, ohne Zweifel als secundäres Zersetzungsproduct, eine braune, theerartige Substanz, die sich theils bey dem Erkalten, theils bey dem Vermischen mit Wasser abscheidet und die mit derjenigen identisch zu seyn scheint, die man in dem rohen Destillationsproducte von der Chinasäure findet. — In Alkohol und Aether ist das grüne Hydrochinon mit gelber Farbe leicht löslich; bey dem Verdunsten bleibt es mit seinem grünen Metallganz unverändert und krystallinisch zurück, was

besonders auf weißem Porzellan eine sehr auffallende und schöne Erscheinung darbietet.

In Ammoniak löst es sich mit tief grüner Farbe, die aber an der Luft sogleich in eine dunkel rothbraune überzugehen anfängt. Beym Verdunsten bleibt dann eine braune, ganz amorphe Masse.

Von schwefliger Säure wird das grüne Hydrochinon leicht aufgelöst und in farbloses verwandelt. Dieselbe Verwandlung erleidet es unter allen den Umständen, unter denen aus dem Chinon das farblose Hydrochinon gebildet werden kann. Hiervon machen nur Sod- und Tellur-Wasserstoff eine Ausnahme, die das Chinon unmittelbar in farbloses Hydrochinon überführen.

Die Analysen dieses Körpers gaben für seine Zusammensetzung die Formel  $C^{25}H^{10}O^8$ . Er ist also Chinon plus 2 Aequiv. Wasserstoff. Er könnte auch betrachtet werden als  $C^{50}H^{20}O^{16}$ , nämlich als eine Verbindung von Chinon mit dem farblosen Hydrochinon.

5) Chlorhydrochinon. Chinon, mit concentrirter Chlorwasserstoffsäure übergossen, wird sogleich grünlichschwarz und löst sich dann auf zu einer anfangs röthlichbraunen, nachher farblos werdenden Flüssigkeit. Es entwickelt sich hierbey kein Gas, man bemerkt keinen besonderen Geruch. Beym Verdunsten in gelinder Wärme bleibt eine farblose, strahlig krystallinische Masse zurück. Diese ist das Chlorhydrochinon. Es ist schwer, dasselbe vollkommen farblos zu erhalten, gewöhnlich bekommt es einen Stich ins Braune, denn schon während des Abdampfens pflegt sich die Flüssigkeit bräunlich zu färben.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

118. 119. Stück.

Den 25. Julius 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung des Professor Wöhler: 'Untersuchungen über das Chinon.'

Das Chlorhydrochinon bildet strahlig vereinigte Prismen, es riecht schwach, eigenthümlich und schmeckt süßlich und zugleich brennend. Es ist sehr leicht schmelzbar und erstarrt sehr krystallinisch. Etwas weiter erhitzt, verflüchtigt es sich und sublimiert sich in farblosen, glänzenden Blättern, jedoch stets unter partieller Zersetzung und Verkohlung, selbst in einem Strome von Kohlensäuregas. In Wasser, Alkohol und Aether ist es sehr leicht löslich, in letzterem so leicht, daß es schon in seinem Gase zerfließt. Seine Lösung in Wasser, mit salpetersaurem Silberoxyd vermischt, reducirt sogleich metallisches Silber, welches sich theils als Spiegel, theils in Krystallflittern abscheidet; zugleich bemerkt man den Geruch des Chinons. Mit Eisenchlorid färbt sich die Lösung dunkelbraunroth, wird dann milchig und setzt dunkelbraune Deltropfen ab, die sich nach kurzer Zeit in schwarzgrüne Krystallpris-

men verwandeln. In kauftischem Ammoniak löst es sich mit tiefblauer Farbe, die jedoch sogleich in Grüngelb und zuletzt in Braunroth übergeht.

Die Analysen dieses Körpers gaben dafür die Formel  $C^{25}H^{10}O^8Cl^2$ .

Es ist also grünes Hydrochinon plus 2 Aequiv. Chlor.

Es wurde bereits angeführt, daß eine analoge Verbindung mit Sod nicht hervor gebracht werden kann. Cyanwasserstoffsäure ist ohne Wirkung auf Chinon.

6) Sulfohydrochinon. Mit diesem allgemeinen Namen bezeichnet der Verf. einige Körper, deren merkwürdige Bildungsweise deutlich zeigt, daß sie zu den vorher gehenden in einer sehr einfachen Beziehung stehen, die aber so leicht in einander übergehen, daß es nicht gelang, sie völlig unvermengt und unverändert zu erhalten. Dies hält er für den Grund der schlechten Uebereinstimmung der Analysen mit der berechneten wahrscheinlichen Zusammensetzung dieser Körper.

Braunes Sulfohydrochinon. Es entsteht, wenn man in eine gesättigte Lösung von Chinon in Wasser bey gewöhnlicher Temperatur Schwefelwasserstoffgas leitet. Durch die ersten Blasen färbt sich die Flüssigkeit schön roth, dann tritt eine bräunliche Trübung ein, die bald bis zum starken, flockigen, rein braunen Niederschlag zunimmt. Man filtrirt ihn sogleich ab, wäscht ihn aus und trocknet ihn. Durch weitere Einwirkung des Gases würde er in die folgende Verbindung überzugehen anfangen. — Trockenes Chinon wird durch trockenes Schwefelwasserstoffgas nicht verändert.

Es ist eine dunkelbraune, pulverige, ganz amorphe Substanz, ohne Geschmack und Geruch. Es ist sehr leicht schmelzbar, es verbrennt unter Bildung

von schwefliger Säure. In Alkohol ist es sehr leicht löslich mit einer tief gelbrothen Farbe; bey dem Verdunsten bleibt es amorph, glänzend und durchscheinend zurück.

Die Analysen dieses Körpers führten zu der Formel  $C^{25}H^{11}O^7S^4$ .

Ist diese Zusammensetzung, wie man aus der Bildungsweise vermuthen kann, die richtige, so entsteht er dadurch, daß zu 1 Aequiv. Chinon 4 Aequiv. Schwefelwasserstoff hinzu treten und 1 Aequiv. Wasserstoff mit 1 Aequiv. Sauerstoff als Wasser ausgeschieden werden. Er ist so zusammen gesetzt, als wäre er eine Verbindung von 3 Aequiv. Schwefelwasserstoff mit einem Chinon, worin  $\frac{1}{8}$  des Sauerstoffes durch Schwefel vertreten ist =  $C^{25}H^8O^7S + 3HS$ .

Gelbes Sulfohydrochinon. Es entsteht, wenn man das braune in Wasser suspendiert, dieses bis etwa  $60^{\circ}$  erhitzt und Schwefelwasserstoffgas hinein leitet. Es verwandelt sich dann rasch in ein unbestimmt blaßgelbliches Pulver, indem die ganze Flüssigkeit das Ansehen von Schwefelmilch annimmt. Eine partielle Verwandlung beginnt selbst schon bey gewöhnlicher Temperatur, daher es so schwer ist die braune Schwefelverbindung frey von der gelben zu erhalten. Leitet man das Gas in eine fast siedende Chinonlösung, so tritt im ersten Augenblick eine braune Trübung ein, die dann rasch in die gelblich weiße übergeht, während sich zugleich ein Theil der hellen Schwefelverbindung in Gestalt einer bräunlichen, halb geschmolzenen, klebenden Masse absetzt.

Diese milchige Flüssigkeit läßt sich nicht filtriren, sie läuft milchig durch das Filtrum. Unter starker Vergrößerung sieht man, daß der gefällte Körper aus Kügelchen besteht, die in ungewöhnlich hohem Grade die so genannte Molecular-Bewegung

zeigen. Mischt man aber zu der Flüssigkeit einige Tropfen Salzsäure, so gerinnt sie gleichsam und läßt sich nun vollkommen klar filtrieren. Die Molecular-Bewegung hat nun ganz aufgehört und man sieht, daß die kleinen Theilchen sich nun gruppenweise an einander gelegt haben. Es sieht also fast aus, als ob der Zustand von Bewegung die Ursache seyn könne, warum die kleinsten Theilchen gewisser Substanzen durch die Poren von Papier dringen.

Die so dargestellte Schwefelverbindung ist nach dem Trocknen ein unbestimmt gelbliches Pulver, daß an der Luft gewöhnlich einen Stich ins Graugrüne annimmt. Sie ist bey ungefähr 100° schmelzbar und erstarrt zu einer braunen, amorphen Masse. Beym Verbrennen riecht sie nach schwefliger Säure. In Alkohol, Aether und Essigsäure ist sie ohne Rückstand mit röthlich gelber Farbe löslich; bey dem Verdunsten bleibt sie amorph zurück. Auch in Wasser ist sie löslich, besonders in siedendem; bey dem Erkalten trübt sich diese Lösung milchig, indem sich der größte Theil der Verbindung wieder abscheidet. Beym Verdunsten dieser Lösung erleidet sie aber bald eine Zersetzung, es scheidet sich ein grünlicher schwefelhaltiger Körper ab und man bekommt zuletzt farbloses Hydrochinon.

Aufgelöst in Wasser ist dieser Körper ausgezeichnet durch die Eigenschaft, sich mit einer Chinonlösung in das braune Sulfohydrochinon zu verwandeln, welches sich bey dem Vermischen der beiden Auflösungen in Gestalt eines voluminösen, flockigen Niederschlags von rein brauner Farbe abscheidet.

Das gelbe Sulfohydrochinon wird auch gebildet, wenn man Chinon mit gesättigtem farblosem Ammonium-Sulphydrat übergießt, womit es sich, unter Erhitzung, in eine gelbe Masse verwandelt, die



sich in ausgekochtem siedendem Wasser mit tief rothgelber Farbe klar auflöst. Aus dieser Auflösung wird es durch Salzsäure als gelblich weißer flockiger Niederschlag gefällt. Es entsteht ferner, wenn man in grünes Hydrochinon, in Wasser suspendiert, Schwefelwasserstoffgas leitet.

Die Analysen dieses Körpers führten zu der Formel:  $C^{25}H^{12}O^7S^5$ .

Die Annahme dieser Formel gründet sich auf die Bildungsweise dieses Körpers aus dem braunen durch Einwirkung von Schwefelwasserstoffgas in der Wärme, wobey der letztere die Elemente von noch 1 Aeq. Schwefelwasserstoff aufnehmen würde. Auch ist mit keiner anderen Formel die Bildung des braunen Körpers aus dem gelben und Chinon in Einklang zu bringen. Es vereinigen sich hierbey die Elemente von 4 Aeq. des gelben Körpers mit denen von 1 Aeq. Chinon, und bilden, unter Ausscheidung von 1 Aeq. Wasser, 5 Aeq. der braunen Verbindung. Die gelbe kann also betrachtet werden als eine Verbindung von 4 Aeq. Schwefelwasserstoff mit dem Chinon, worin  $\frac{1}{3}$  Sauerstoff durch Schwefel vertreten ist =  $C^{25}H^8O^7S + 4HS$ .

7) Chlorsulfochinon. Es gibt zwey Verbindungen dieser Art, die, außer den Elementen des Chinons, noch Schwefel und Chlor enthalten. Die eine ist braun, die andere orangeroth.

Das braune Chlorsulfochinon entsteht als brauner, flockiger Niederschlag, wenn man die Auflösung des gelben Sulfohydrochinons oder die Flüssigkeit, die nach seiner Fällung durch Schwefelwasserstoff übrig bleibt, mit Eisenchlorid vermischt, oder wenn man bis zu einem gewissen Grade Chlorgas hinein leitet. Nach dem Trocknen ist es ein hellbraunes Pulver, leicht schmelzbar und mit roth-

gelber Farbe löslich in Alkohol, nach dessen Verdunstung es amorph zurück bleibt.

Das orangerothe Chlorsulfochinon sieht ganz wie gefälltes Schwefelantimon aus. Es entsteht aus dem vorigen, wenn man Chlorgas im Ueberschuß in die Flüssigkeit hinein leitet, wobey sich die braune Farbe des Niederschlages allmählich in eine orangerothe umändert, ohne daß es nachher durch überschüssiges Chlor eine weitere Veränderung erleidet. In Wasser ist es mit bräunlich gelber Farbe etwas löslich, die Lösung reagiert sauer, ohne Schwefelsäure zu enthalten. In Alkohol löst es sich mit gelber Farbe und bleibt amorph zurück. Beym Erhitzen schmilzt es und verkohlt sich unter Entwicklung eines starken Geruchs, der an den gewisser flüchtiger organischer Chlorverbindungen erinnert.

Dieser Körper ist, wie die Analysen zu zeigen scheinen =  $C^{25}H^6O^8S^4Cl$ .

Es wurde bereits angeführt, daß Tellurwasserstoffgas mit Chinon keine ähnliche Verbindungen hervor bringt, sondern daß es dasselbe, unter Abscheidung von Tellur, in farbloses Hydrochinon verwandelt. Arsenik- und Phosphorwasserstoffgas sind ohne alle Wirkung auf Chinon.

Zur Uebersicht der Zusammensetzung der in dem Vorhergehenden abgehandelten Gruppe von Körpern folgen hier ihre Formeln unter einander aufgestellt, und darunter auch das von Wostkresensky entdeckte, ebenfalls in diese Reihe gehörende Chlorchinon\*).

\*) Journ. für pract. Chemie, 18. S. 419. Nach seiner Analyse gibt Wostkresensky dafür die Formel  $C^{12}HO^4Cl^3$ ; allein eben so gut stimmt damit die obige Formel. Was die Analyse, nach  $C = 75,12$  berechnet, an Kohlenstoff zu wenig gibt, hat gewis auch hier in einer unvollständigen Verbrennung dieser nicht leicht verbrennbaren Körper seinen Grund.

Chinon	— — — —	$C^{25}H^8O^8$
Grünes Hydrochinon	—	$C^{25}H^{10}O^8$
Farbloses Hydrochinon	—	$C^{25}H^{12}O^8$
Chlorhydrochinon	— —	$C^{25}H^{10}O^8Cl^2$
Chlorchinon	— — —	$C^{25}H^2O^8Cl^6$
Braunes Sulfohydrochinon		$C^{25}H^{11}O^7S^4$
Gelbes	—	$C^{25}H^{12}O^7S^5$
Braunes Chlorsulfochinon		$C^{25}H^8O^8S^4Cl$
Drangerotheres	—	$C^{25}H^6O^8S^4Cl$

Auf die Namen, die er gebraucht hat, legt der Verf. wenig Werth, er sieht sie nur als proviso-  
rische an, denn er glaubt nicht, daß man das  
grüne und das farblose Hydrochinon als Wasser-  
stoff-Verbindungen, als Hydreta vom Chinon be-  
trachten dürfe, so sehr auch die Art, wie sie sich  
bilden und wie sie in einander verwandelt werden,  
für eine solche Vorstellung sprechen mag. Gewiß  
ist es, daß in allen drey Körpern das relative Ver-  
hältnis zwischen Kohlenstoff und Sauerstoff unver-  
rückt bleibt und nur das des Wasserstoffes sich än-  
dert, von dem 2 oder 4 Aequivalente hinzu gefügt  
oder weg genommen werden können. Aber dieser  
hinzu kommende Wasserstoff fügt sich dem übrigen  
in derselben Bedeutung hinzu, die dieser hat, er  
tritt zu diesem in dieselbe Atom-Gruppierung, es  
ist ein jeder dieser Körper eine Verbindung sui  
generis, sie sind nicht ungleiche Wasserstoff-Ver-  
bindungsstufen von einem und demselben zusammen  
gesetzten Körper; oder um eine andere Ausdrucks-  
weise zu gebrauchen, Chinon und die beiden Hy-  
drochinone sind die Dryde von drey verschiedenen  
Radicalen, Chinon =  $C^{25}H^8 + 8O$ , grünes Hy-  
drochinon =  $C^{25}H^{10} + 8O$ , farbloses Hydrochinon  
=  $C^{25}H^{12} + 8O$ .

## Z ü r i c h.

Verlag von Meyer und Zeller 1843. Entwickelungsgeschichte der Cephalopoden. Von Dr Albert Kölliker. Mit 6 lithographirten Tafeln. 180 Seiten in Quart.

Die vorliegende Schrift bringt sowohl schätzbare Aufschlüsse über die morphologische Entwickelung der Cephalopoden, als beachtenswerthe Beobachtungen und Reflexionen über das Zellenleben.

Die Hauptgegenstände der Untersuchung waren *Sepia officinalis* und *Loligo sagittata*. Mehr anhangsweise sind dann noch *Argonauta argo* und *Tremoctopus violaceus* verglichen. — Der erste Abschnitt behandelt das Ey vor der Befruchtung. Der Verf. bestätigt die ihm von Krohn mitgetheilte Ansicht, daß die Dotterhaut sich zu einer bestimmten Zeit der Entwickelung des Eyes in Duplicaturen in den Dotter einfenkt, woraus die von Mehreren bemerkte, eigenthümliche (bey *Sepia* und *Sepiola* nebartige) Zeichnung entsteht, welche man bey Beschauung des Dotters von außen bemerkt. Die Falten verstreichen sich wieder, wenn die Eyer sich lösen. Die Befruchtung scheint, nach dem Verschwinden des Keimbläschens zu urtheilen, in der Eyerstockskapsel zu geschehen. Wie das Sperma dahin gelangen könne. — Die Umhüllungen des Eyes beym Legen und deren verschiedene Formen.

Im zweyten Abschnitte (S. 17 — 40) die Furchung des Dotters, welche sich auf einen Pol desselben beschränkt. Die Ansichten des Verfs über diesen Punct richtig aufzufassen, muß man sich an dessen schon bekannt gewordene Beobachtungen über die Vorgänge im Dotter befruchteter Eyer erinnern. Nachdem nämlich Ref. früher gezeigt hatte, auf welche Weise bey *Rana* die Furchung des Dot-

ters in Zellenbildung übergeht, und daß sich aus den auf solche Weise entstandenen Bildungsselementen der Embryo zusammen setzt — nachdem dann C. Vogt (vgl. diese Anz. 1842. S. 1162 f.) in den Kernen der Zellen, aus welchen sich der Embryo bey *Alytes* obst. bildet, die Keimflecke wieder zu finden behauptet hatte — nachdem Bagges interessante Dissertation (vergl. ebendasselbst) erschienen war, konnte man annehmen, daß die Vertheilung der Keimflecke im Dotter (wenn ihrer mehrere sind) oder die binäre fortschreitende Spaltung eines einfachen Keimfleckes die begleitende Ursache der Dotterzerklüftung sey. Ref. hat dann, unter Voraussetzung der Richtigkeit von Vogts Angaben über die Identität jener Kerne mit den Keimflecken, die Vermuthung aufgestellt, auch der Körper, dessen Vervielfältigung Bagge innerhalb des Dotters verfolgte, sey der Keimfleck gewesen. Bischoff hat dann geradezu gesagt, Bagge habe diese Beobachtung am Keimfleck gemacht, obgleich derselbe sich durchaus nicht hierüber erklärt hatte. Bischoff sieht dann die Sache bey dem Säugethierey eben so an: der Keimfleck liefert die Kerne für die späteren Zellen.

Nun erklärt Kölliker, daß jene von Vogt behauptete Uebereinstimmung zwischen den Keimflecken und Kernen nicht Statt finde. Derselbe hat ferner (Müllers Arch. 1843) an ganz durchsichtigen Dottern von Entozoen geglaubt sich völlig überzeugen zu können, daß Keimfleck wie Keimbläschen nach der Befruchtung völlig verschwinde und daß dann eine Zelle mit Kern im Dotter auftritt, (entsprechend dem von Bagge beobachteten Körperchen) deren binäre Vermehrung durch endogene Bildung von je zwey neuen Zellen, nicht durch Spaltung (worin sich Bagge geteuscht habe) von der Dotterzerklüf-

tung begleitet werde, wo der letztere Proceß überhaupt Statt finde. Bey einigen Thieren, besonders wo der Dotter wenig feste Theilchen enthält, findet eine Furchung gar nicht Statt, sondern die erste neu gebildete Zelle nimmt schon allen Dotter in sich auf und so die folgenden. Bey andern wird der Dotter nicht so rasch, aber doch auch ohne sich vorher um die einzelnen Zellen gruppiert zu haben, in dieselben aufgenommen.

Da der Verf. nun von diesen Beobachtungen ausgegangen ist, da sie ihm als neu besonders interessant seyn mußten, so ist es begreiflich, wie er dazu kommt, jene Zelle und die aus ihr hervorgehenden Embryonalzellen zu nennen, obwohl dieser Name unpassend wird bey denjenigen Eiern, welche eine wirkliche Dotterzurfurchung zeigen. Denn hier werden die Belegmassen, welche der Dotter um die so genannten Embryonalzellen bildet, am Ende selbst Zellen, sie gehen in die Zusammensetzung des Embryo ein, es entstehen Gewebe desselben wesentlich aus ihnen. Wenn man also auch zugibt, daß die Zellen bey den Eiern, welche keine Furchung darbieten mit den inneren Zellen, um welche sich bey andern der sich furchende Dotter gruppiert, bedeutender Analogien halber einen gemeinschaftlichen Namen verdienen dürften, so wird man doch diesen Namen nicht gerade von ihrer Verwendung zur Bildung des Embryo hernehmen dürfen, da sie sich gerade in dieser Beziehung unterscheiden, wie Kölliker selbst in diesem Werke bestätigt.

Bey *Sepia* soll denn auch Keimbläschen und Keimfleck völlig verschwinden und darauf eine Zelle sich dort zeigen, wo die Furchung beginnen muß. Ist die erste Furche quer über den Keim gegangen, so findet man zwey Zellen, jede an dem mittleren

Theile eines der beiden Ränder, welche die Furche begrenzen. Die Zellen vermehren sich und die Furchung folgt dieser Vermehrung. Anfangs bilden sich nur radiale Furchen, dann wechselt die Bildung derselben mit der von concentrischen ab, so daß einmahl die nach dem Mittelpuncte des Feldes gekehrten Spizen sich absondern, bey dem folgenden Fortschritte der Furchung sowohl diese abgesonderten Theile als die Segmente, von welchen sie sich getrennt haben, in radialer Richtung abermahl zerfällt werden. Ist auf die Weise die Furchung bis zur Bildung einer bedeutenden Anzahl von kleinen Feldern fortgeschritten, so beginnt auch eine Spaltung parallel der Dotteroberfläche, durch welche dann erst eigentliche Furchungskugeln, gesondert vom übrigen Dotter, dargestellt werden. Ein interessantes Resultat läßt sich aus den Messungen des Verfs ableiten. Derselbe sagt S. 29 'Die größten (Furchungskugeln) die ich beobachtete maßen 0,096"', die kleinsten 0,012 — 0,009"', von den zwischen diesen beiden Zahlen inne liegenden fanden sich nur gewisse, nämlich 0,048 und 0,024 oder denselben nahe kommende Größen.' Wenn nun hiernach die Durchmesser der nach einer binären Spaltung entstandenen Kugeln nur halb so groß sind als die Durchmesser der Mutterkugeln, so beträgt der Inhalt nur  $\frac{1}{8}$  oder der Inhalt beider neu entstandenen zusammen  $\frac{1}{4}$  des Inhaltes der Mutterkugel. Also müßte mit fortschreitender Furchung eine Veränderung, Verdichtung, vielleicht Wasserverlust in den Furchungskugeln vor sich gehen. Das stimmt freylich auch mit der bey der Spaltung zunehmenden Zähigkeit der Klumpen des Batrachierdotters zusammen, so wie auch die bey diesen im Dotter sich bildende, mit uncoagulabler Flüssigkeit gefüllte Höhle auf einen solchen Lebensvorgang der Klumpen hinweist. Doch ist freylich

diese Contraction auf ein Viertel des Volumens immer noch auffallend. — Der Verf. hat auch eine sichtbare Veränderung des Dotters in den Furchungskugeln beachtet. Der Dotter enthielt zur Zeit der Reife nur blasse, rundliche oder rundlicheckige, vielleicht fettartige Körperchen von 0,003'' bis 0,009''. Wo sich dann aber die Furchung einstellt, treten diese wieder zurück, verschwinden in den eigentlichen Furchungskugeln gänzlich: es finden sich hier nur kleinere Molekeln.

Aus den Furchungskugeln setzt sich der Embryo zusammen. Allmählich umwächst der Keim den Dotter, während sich (Abschnitt III) an dem dazu vorbereiteten Dotterpole die Anlagen der Organe zeigen, oder auch früher noch; so bey Loligo. — Eine mittlere flächenhafte Erhebung auf dem Keime wird Mantel. Die Ränder lösen sich von der Umgebung und beginnen demnächst die ebenfalls früh vorhandenen Anlagen von Kiemen und Trichter theilweise zu überwachsen. Im Umkreise des Mantels treten dann die Rudimente der Arme, der Mund, einige Wülste als Andeutungen des Kopfes u. s. w. hervor. Eine kleine Erhebung könnte das Arterienherz bezeichnen. — Die Form des Thieres tritt hervor, wenn der Rand des Keimes sich verengert, so daß ein innerer und äußerer Dotter zu unterscheiden ist. Was Mitte des Keimes und des Mantels zugleich war, wird hinteres Ende des Thieres, der zusammen gezogene Rand vorderes Ende.

Das Merkwürdigste möchte es leicht in diesem Werke seyn, daß der Verf. ein Verhältnis des Dotters zur Bildung des Darmes, wie es sonst ein Grundzug der Organogenese ist, in Beziehung auf die Cephalopoden entschieden in Abrede stellt. Zwar bildet sich Darm sowohl als Leber in naher Berührung mit dem Dotter, aber der Darm ist ein solider Strang, welcher durch innere Auflösung



eine Höhle bekommt, und somit durchaus nicht seine Innenfläche dem Dotter zugehört. Kölliker ist offenbar ein zu guter Embryologe, um eine solche Angabe anders als nach sehr sorgfältigen Untersuchungen zu wagen.

Der Dotter geht allmählich in den Leib über und nimmt darin eigenthümliche Umrisse an, welche leicht zu dem Glauben verführen können, daß sich Organe, z. B. Leber, daraus entwickeln wollen. Diese Formen werden aber vielmehr von den umliegenden Organen bedingt. Bey dem Uebergange des Dotters in den Leib möchten wohl contractile Fasern thätig seyn, welche Verf. an dem Dottersacke auffand. Derselbe bemerkte auch unter Umständen Contractionen (dafür ist die Vergleichung der von Vanbeneden u. Windischmann in Müllers Arch. 1841 beschriebenen Beobachtungen interessant). — Der Dottersack hat keine Gefäße und so kann der Dotter wohl nur im Leibe verbraucht werden.

Als besonders interessanter Beytrag zur Organbildung ist noch zu bemerken, daß nun auch hier die Entstehung der Linse des Auges in einer Einstülpung der äußeren Haut beobachtet worden ist. Die Deffnung bleibt hier sehr lange, so daß der Proceß besonders gut nachzuweisen ist. — Die Bildung des Geruchsorganes (über dessen Entdeckung Kölliker schon in Frorieps N. Notiz. 1843. May S. 166 geschrieben). — An der Gehörblase wurde ein Canal beobachtet mit Wimperbewegung im Innern, den Verf. für ein Analogon der Tube zu halten geneigt scheint. Eine Ausmündung desselben nach außen hat indessen zur Zeit nicht nachgewiesen werden können und daher möchte es fast zulässiger scheinen an einen Vergleich mit Anhangshöhlen des Vestibulum zu denken.

Ueber die Herzen finden wir die sonderbare Angabe, daß sie runde oder rundliche geschlossene Bla-

sen sind, ehe sie mit den Gefäßen in offener Verbindung stehen, daß sie aber schon in diesem Zustande sich langsam und selten, aber kräftig zusammen ziehen. Wo bleibt denn wohl während der Contractionen der flüssige Inhalt?

So weit der Verf. ein Urtheil über die Bildung der Capillargefäße gewinnen konnte, stimmt sie mit der Schwannschen Annahme überein: Verschmelzung von Zellenhöhlen, Darstellung von Netzen durch hohle Ausläufer der verschiedenen Zellen und Verschmelzung der sich berührenden Enden. Auch die innere Membran der größeren Gefäße könne entstehen durch solche Zellenverwachsung, wobey die innere Zellenwand innere Gefäßwand wird: die Hauptarterien und Venen reifer Embryonen sind erst doppelt so weit, als die Furchungszellen.

Die Faser der willkürlichen Muskeln bildet sich durch Auswachsen der Zellen in die Länge. Sie erhält auch keine Querstreifen. Ähnlich ist die Bildung des Zellgewebes. Auch die Nervenfasern bildet sich durch Verlängerung von Zellen. — Bey Bildung des Knorpels verschmelzen die Furchungszellen zu homogener Grundmasse, während die in ihnen enthaltenen primären als Knorpelkörper zurück bleiben. Bey Bildung der Kiefer aus sich verlängernden Epithelialzellen schwinden dagegen zuerst die primären Zellen und dann vermischen sich auch die Begrenzungen der Epithelialzellen, welche modificierte Furchungszellen sind. Bey Bildung der Venenanhänge dagegen erkennt man die primären Zellen noch, wenn die secundären schon verschwunden sind. In wie fern die Bildung der Schale, abgesehen von faserhaltigen Schichten derselben, mit der Thätigkeit von Zellen zusammen hängt, war nicht zu ermitteln. Es ließe sich aber wenigstens denken, daß eine anliegende Zellschicht den Kalk absonderte und zwar bald auf ihrer ganz-

zen Fläche, so daß sich eine zusammen hängende Schicht bildete, bald an zahlreichen beschränkten Stellen, wodurch die Säulchen entständen, welche die Schichten verbinden. — Manches über die Ausdehnung der Wimpererscheinung. — Haare auf der Haut von Argonauta p. 165. — Bildung der Pigmentflecke. Die ausgebildeten sollen keine nachweisbare eigenthümliche Hülle besitzen.

Die allgemeinen Ansichten des Verf. über die Zelle lehnen sich an die Theorie von Schwann. Er erkennt als Elemente an: einen Kern, welcher häufig mit dem nucleolus von Schwann und Schleiden identisch ist. An diesen bildet sich die primäre Zelle, welche dann wieder als Kern für die secundäre dienen kann. Sie ist ursprünglich stets ein Bläschen, kann sich aber auch in die Form des körnigen Kerns umwandeln.

Bogts Angaben über manigfaltiges Verschwinden des Zellenbaues in der Entwicklung und Wiederauftreten der Zellen aus der so gewordenen homogenen Grundmasse werden in Zweifel gezogen. Bildung von Zellen in freyem Blastem habe Verf. nie beobachtet. Vermehrung der Zellen durch Spaltung vorhandener schein nicht beglaubigt. — Seite 156 finden sich Beobachtungen über Saftströmungen in thierischen Zellen.

Ein Urtheil über das System des Verf. können wir uns begreiflich für jetzt nicht erlauben.

Schließlich muß Ref. noch auf eine Stelle aufmerksam machen, welche Aufklärung über eine früher besprochene auffallende Mittheilung von Bogt gibt. Dieser sagte: bey Alytes begleite die Dotterhaut durch Einfaltungen die Furchung des Dotters, und erlaubte sich die Vermuthung, daß Ref., durch einen ähnlichen Vorgang bey Kana geteuschet, den Dotterklümpchen eigene Membranen zugeschrie-

ben habe. Ref. hat dann bemerklich gemacht, daß (abgesehen von der sonstigen Unmöglichkeit sich auf solche Weise zu teuschen) 'es Bogt hätte bekannt seyn dürfen, wie solche Falten der Dotterhaut sich bey Rana durchaus nicht bilden, was ja hinreichend gesehen worden ist, während man freylich für den Augenblick nicht umhin konnte die Richtigkeit von Bogts Wahrnehmungen an der Dotterhaut des Alytes anzunehmen. — In diesem Buche von Kölliker (S. 7) wird nun aber eine 'schriftliche Mittheilung' von Bogt beygebracht, nach welcher auch bey Alytes jene Falten gar nicht existieren.

C. Bergmann.

### H a n n o v e r.

1844. Verzeichniss der Handschriften und Incunabeln der Stadt-Bibliothek zu Hannover, von Dr. C. L. Grotefend. 62 u. 38 S. in Octav.

Wer die Genauigkeit der Critik kennt, welche jede Arbeit des oben genannten Verfassers auszuzeichnen pflegt, wird mit vollster Anerkennung derselben auch in diesem Büchlein wieder begegnen. Die Aufzählung einer überraschend großen Menge von Handschriften und Incunabeln, welche in der Stadtbibliothek zu Hannover aufbewahrt werden, erfolgt bey den ersteren nach dem Inhalte, bey den anderen nach dem Druckorte geordnet. Historische Erläuterungen sind zweckmäßig beygegeben, Hinweisungen auf die Werke von Panzer, Ebert u. dem Verzeichnisse der seltenen, theils im Besitze der Stadt, theils in den Händen des Herrn Buchdruckers Gulemann befindlichen, Drucke hinzu gefügt. — Auffallend ist die geringe Zahl von Chroniken, welche sich über die Geschichte der Stadt Hannover und der ihr zunächst gelegenen Landschaften verbreiten.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

120. Stück.

Den 27. Julius 1844.

---

G r e i f s w a l d e.

Universitätsbuchhandlung (C. A. Koch) 1843.  
Codex Pomeraniae diplomaticus oder Sammlung  
der die Geschichte Pommerns und Rügens betref-  
fenden Urkunden. Nach den Originalen, Trans-  
sumten und alten Copien, mit Anmerkungen, Schrift-  
proben und Siegelzeichnungen, herausgegeben von  
Dr K. F. W. Hasselbach, Dr J. G. F. Kose-  
garten und Friedrich Baron von Medem. Er-  
ster Band. Erste Lieferung. XXIV und 168  
Seiten, mit 5 lithographierten Tafeln in Quart.

Gern erkennt Ref. die Nützlichkeit des bedeuten-  
den Unternehmens an, durch welches, wenn es  
glücklich ausgeführt wird, nicht bloß die Geschichte  
Pommerns eine sichere Grundlage bekommt, son-  
dern aus dem, bey seiner eigenthümlichen Einrich-  
tung, mehr als aus ähnlichen Urkundensammlungen  
auch in andern Beziehungen zu lernen ist; doch er-  
laubt sich derselbe bey der Anzeige dieses Werkes  
zunächst einige fromme Wünsche auszusprechen. Es  
kann nur erfreulich seyn, daß sich jetzt ein lebendi-

ger Eifer für die Bearbeitung und Herausgabe von Urkundensammlungen regt, und wir wünschen jeder Provinz und jeder einigermaßen bedeutenden Stadt in Deutschland ein solches patriotisches Denkmahl, daß vielleicht dauerhafter ist, als manches von Stein oder Erz, jedenfalls aber nützlicher; doch sähen wir es nicht ungern, wenn dabey weniger Luxus getrieben würde, nicht bloß in der äußeren Ausstattung, sondern auch in der inneren Dekonomie. Als ein Denkmahl des Patriotismus mag freylich der Nachbar nicht gern einen schlichten Bau auführen, wenn der Nachbar einen Palast erbauet hat; dabey wird nicht berücksichtigt, daß das hohe Miethgeld für eine Wohnung in dem Palast wenige erschwingen können, daß auch mancher Prachtbau unvollendet geblieben ist, weil die Mittel der Bauherren zur Vollendung des Baues nicht ausreichten, oder die Baulust sich verlor. *Fiat applicatio!* Viele Gelehrte, welche den besten Gebrauch von jenen großen Urkundenwerken machen würden, sind nicht im Stande, dieselben anzuschaffen, namentlich wenn sie dabey oft doppelt und mehrfach anschaffen müssen, was sie schon längst in andern Werken besaßen. Es genügte, sollte man meinen, in solchen Sammelwerken Urkunden, die anderswo in leicht zugängigen Büchern abgedruckt sind, zu citieren und die besseren Lesarten und Berichtigungen anzugeben. Nur wenn eine wichtigere Urkunde bisher in gar zu vernachlässigter Gestalt erschien, möchte ein neuer sorgfältiger Abdruck der ganzen Urkunde vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Von vielen Urkunden, auch aus dem 12. und 13. Jahrhundert, genügen gute Auszüge. Freylich ist es bey weitem schwerer, solche Auszüge gut und brauchbar zu machen, als vollständige Urkundenabdrücke zu liefern, und über das Neußere der

Originalurkunden oder der Copialbücher zu berichten, etwa über die Art und Größe des Pergaments, über die Gestalt der Buchstaben, Farbe der Dinte, Zahl der Zeilen, die gezogenen Linien oder die Nadelstiche am Rande und dergleichen Dinge, welche allerdings dem Diplomatiker zuweilen wichtig seyn können. Zur Anfertigung guter Auszüge ist außer hinreichender Sachkenntnis viel Besonnenheit und Umsicht erforderlich. Seltsam ist es, die Zeit hier allein entscheiden zu lassen, und etwa alle Urkunden bis 1300 vollständig zu liefern, die spätern aber im Auszuge. Gar manche spätere Urkunde, selbst aus dem 15. und 16. Jahrhundert, verdient vollkommen eine vollständige Mittheilung, und manche andere (z. B. manche päpstliche Bulle oder bischöfliche Urkunde über Ablass, Fundation eines Altars und dgl.) wird durch ihr höheres Alter nicht wichtig, und ein ganz kurzer Auszug derselben von 2 oder 3 Zeilen könnte vollkommen ausreichen. Von andern Stücken müßte der Auszug freylich etwas umfassender seyn: Namen, Ort und Zeit, Hauptinhalt, eigenthümliche und bemerkenswerthe Ausdrücke, auch die Zeugen, sind vorzüglich zu berücksichtigen. — Die großen, kostbaren Urkundensammlungen sind nur für größere Bibliotheken und für wenige reiche Privatpersonen; für den allgemeineren Gebrauch werden theils speciellere, theils allgemeinere Directoria diplomatica anzufertigen seyn, auf welche man aber vielleicht noch lange wird warten müssen. — Wir brechen hier ab, um zur Anzeige des vorliegenden Werkes überzugehen.

Die Vorrede vom 21. Februar 1843 ist von den drey auf dem Titelblatte genannten Herausgebern unterzeichnet, obgleich der Archivar Hr v. Medem mit dem bey der Herausgabe der Urkunden befolgten Verfahren (aus leicht zu errathenden und an-

zuerkennenden Gründen) nicht einverstanden seine Theilnahme auf eine Vergleichung der im Stettinischen Provinzialarchive befindlichen Originale mit den davon hier gegebenen Abdrücken beschränkt hat. Der Zweck bey Herausgabe dieser Sammlung ging dahin, den Freunden der vaterländischen Geschichte die Urkunden, welche Pommern und Rügen betreffen, sowohl die in vielen Büchern zerstreut gedruckten, wie die bisher noch nicht gedruckten möglichst vollständig in einem Werke vereint, nach den Originalen, Transsumten und Copiarien berichtigt, zu übergeben. Das Werk konnte keine bloße Fortsetzung seyn von dem ersten Theile des Codex Pomeraniae diplomaticus, welchen Friedrich von Dreger 1740 heraus gab und 1768 mit einem Anhange und einem neuen Titel versah, da hier viele alte Urkunden, als anderswo abgedruckt, ausgelassen waren, oder fehlten, weil Dreger sie nicht kannte, auch die Texte viele Berichtigungen erforderten. Den Herausgebern wurde von dem königl. Ministerium die Benutzung des Provinzialarchives gestattet, und die Magistrate der Städte wurden aufgefordert, aus den städtischen Archiven die gewünschten Mittheilungen zu machen. Die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, von den altpommerschen Ständen durch eine Summe von 100  $\text{R}$  unterstützt, erhielt aus Königsberg Abschriften der im dortigen Archive befindlichen, die Geschichte Pommerns betreffenden, Urkunden. Zwey Bände Abschriften von meist Rügen betreffenden Urkunden aus Kopenhagen verstatete ebenfalls das königl. Ministerium zu benutzen. Die Dreger'schen Papiere, jetzt der genannten Gesellschaft gehörig, boten manche brauchbare Copie, und in- und ausländische Archivvorstände gewährten Beyträge. Die Auffindung der bereits ge-



druckten Urkunden erleichterte das Inventarium diplomaticum ducatus Pomeraniae etc. von J. G. G. Delrichs, Msript der Delrichs'schen Bibliothek auf dem Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Außer den verglichenen Originalen, Transsumten und einzelnen alten Copien ist eine Anzahl größtentheils im pommerschen Provinzialarchive zu Stettin befindlicher älterer und neuerer Copiarien oder Matrikeln einzelner Stiftungen oder Corporationen benutzt worden.

Bey den einzelnen Urkunden ist möglichst sorgfältig angegeben worden, woher der Text entnommen wurde, und über die Beschaffenheit der Charte und Schriftart, der Siegel und Rubriken Bemerkungen beygefügt, so auch über die Varianten in andern Abdrücken. Die Interpunction ist berichtigt, nicht aber sind offenbar fehlerhafte Lesarten nach bloßer Muthmaßung geändert. Die zahlreichen Anmerkungen zu den Urkunden suchen besonders die Lage der in den Urkunden erwähnten Ortschaften zu bestimmen, die Bedeutung der slawischen Namen zu erörtern\*) und historische Erläuterungen zu geben; denn diese Sammlung ist 'nicht bloß für Gelehrte und Historiker vom Fache bestimmt, sondern auch für alle Landsleute der Herausgeber, welche Sinn und Theilnahme für die Geschichte der Heimath hegen.' Die Herausgeber rechtfertigen dieses Verfahren durch das Beyspiel anderer Herausgeber von Urkunden. Uns will es bedünken, als sey eine andere Behandlung geeigneter für einen Codex diplomaticus. Für einen solchen ge-

\*) Dabey wurden die Herausgeber sehr wesentlich unterstützt von zwey Kennern der slawischen Sprachen, Herrn Konewka, Controleur der academischen Administration zu Greifswalde, und Herrn Dr Cybulski, Lehrer der slawischen Sprache an der Universität Berlin.

nügt möglichst sorgfältiger Abdruck der Stücke nach den Originalen, nur wo diese fehlen, nach den vorhandenen besten Abschriften oder resp. Drucken, in diesem Falle auch mit den erheblichsten Varianten. Zu diesen Abdrücken sind in einem etwas reichern Codex diplomaticus sorgfältig gearbeitete und nicht zu dürftige Register der Personen, Orte und Wörter eine fast unentbehrliche Zugabe. Ein solches Werk wäre dann die bleibende Grundlage für manigfache, in ihrer Art vielleicht höchst verdienstliche Erläuterungsschriften, von denen freylich manche bald vollständiger und bessern Platz machen müßte. Wo die Benutzung der Archive schwer, ja (aus publicistischen Rücksichten) fast unmöglich ist, da ist die Zeit für einen Codex diplomaticus noch nicht gekommen: man muß damit warten. — Indessen würde man das Verfahren der Herausgeber des vorliegenden Werkes bey dem oben angegebenen Zwecke desselben doch wohl mit Unrecht tadeln, und nur der Titel hätte vielleicht statt Codex Pomeraniae diplomaticus lauten sollen: Sprach- und Sacherklärungen der auf Pommern bezüglichen oder darauf bezogenen Urkunden, nebst den möglichst berichtigten Texten derselben, von . . . K. und . . . H.

Gefördert wurde das Werk durch Bewilligung 1) einer Summe von 200  $\mathfrak{R}$  von den altpommerschen Ständen als Beyhilfe zu den Kosten, 2) einer Summe von 100  $\mathfrak{R}$  von den neuvorpommerschen Ständen zu demselben Zwecke, 3) durch Subscription Sr Majestät des Königs auf 50 Exemplare. — Die Zahl der übrigen verzeichneten Subscriptionen beträgt 115. — Der Antheil der beiden Herausgeber, des Hn Prof. Rosgarten und des Hn Director Hasselbach, an der Arbeit ist besonders angegeben.

S. X folgt die Beschreibung der benutzten Copiarien, welche S. XXIV abbricht, um in der zweyten Lieferung fortgesetzt zu werden. Auch von diesen Schilderungen vindiciert sich ein jeder der beiden Herausgeber durch ein hinzu gesetztes H. oder K. seinen Antheil. Die in einer gewissen Ausführlichkeit beschriebenen Codices sind: 1) Liber S. Jacobi — Copialbuch des Jacobiklosters zu Stettin, angelegt 1468 (auch für Bamberg von Interesse), 2) Matrikel des Klosters Grobe (auf der Insel Usedom), 3) Matrikel des Klosters Bergen auf Rügen, 4) Matrikel des Klosters Colbaz (nach einer incorrecten Abschrift, da das 1740 im Regierungsarchiv vorhandene Original noch nicht wieder aufgefunden ist), 5) Matrikel des Klosters Belbuck, 6) Samminer = Matrikel, 7) Matrikel des Klosters Berchen (in Dregerscher Abschrift), 8) Matrikel des Klosters Bukow, 9) Matrikel des Klosters Pyritz, 10) Matrikel des Klosters Tasenik. — Hier bricht der Vorbericht zur ersten Lieferung ab. Irrig stehen Nr. 5 und 6 beide mit 5 bezeichnet, und so die folgenden mit 6 — 9 (statt 7 — 10).

In dieser ersten Lieferung sind 70 Urkunden mit vollständigen Ueberschriften und manigfachen Anmerkungen und Erläuterungen enthalten. Die erste ist Carls des Großen Stiftungsbrief für das Bisthum Verden von 786, abgedruckt aus Lappenbergs erst 1842 erschienenem Hamburgischen Urkundenbuche. Eben daher sind auch die beiden folgenden Urkunden entnommen, Ludwigs des Frommen Stiftungsbrief für das Erzbisthum Hamburg von 834 und die päpstliche Bestätigung des Erzbisthums Hamburg (835?). Nr. 4 ist die interessante und viel besprochene verdächtige Urkunde des Kaisers Lothar vom 20. Merz 844, wonach derselbe dem Kloster Corvey die Insel Rügen schenkt, in Scha-

ten. Ann. Paderb. I, 128, nach dem Transsumt im Provinzialarchive zu Münster. Nr. 5, K. Ludwig läßt den Markgrafen Arbo die Zölle in den Donauländern bestimmen, auch für die Slawen in den Rugis und Baemanis, aus Monum. boic. XXVIII, II, 203, ist schwerlich auf Pommern und Rügen zu beziehen, wie auch die Herausgeber selbst anerkennen. Nr. 6, Kaiser Ottos Stiftungsbrief für das Bisthum Havelberg vom 9. May 946, nach einer Abschrift im Havelberger Hausbuche von 1720, mit Varianten aus zwey ältern Abdrücken. Der Abdruck bey Lünig XVII, 80 wird nicht angeführt. Statt Ind. II wird Ind. IV zu lesen seyn. Nr. 7, Kaiser Ottos Stiftungsbrief für das Bisthum Brandenburg vom 1. October 949, nach einer Abschrift vom Originale zu Brandenburg, aber ebenfalls bereits gedruckt. Auch die folgenden drey Kaiserlichen Urkunden für Magdeburg (a. 965. 973. 975) waren schon gedruckt, und die päpstliche Nr. 11 (a. 1055) steht in Lappenbergs Hamburg. Urkundenbuche. Sie ist die einzige aus dem elften Jahrhundert, welche wir hier finden. Erst im 12. Jahrhundert, aus welchem die nun folgenden 59 Urkunden sind (1133 — 1191), geht die Sonne der Urkunden für Pommern auf, aber der pommerische Patriotismus hat die Sonne vor ihrem wirklichen Aufgange erscheinen lassen, was ja bekanntlich natürlich zugeht. Mit Nr 70 (a. 1191) bricht diese erste Lieferung ab. Daß diese ältesten pommerischen Urkunden sich zunächst auf kirchliche Verhältnisse beziehen, war zu erwarten. Sie sind größtentheils von Päpsten und Bischöfen ausgestellt, doch auch von deutschen Königen und einheimischen Fürsten. Die Erklärungen enthalten viel Schätzbares, besonders die sprachlichen (aus dem Slawischen).

Tafel A liefert eine Zeichnung der alten pom-

merschen Burg Tribbsees an der Siemersdorfer Scheide (zu S. 34), Taf. B enthält Schriftproben von 2 Urkunden (a. 1159. 1168), Taf. C drey Siegel pommerscher Fürsten (Bogislaus I. 1170, Casimir I. 1170, Bogislaus I. 1182 (die beiden letzten defect), Taf. D Schriftprobe einer Urkunde von 1176 und Taf. E dergleichen einer Urkunde von 1181 (Anfang und Schluß). Die äußere Ausstattung des Werkes ist gut. G. G. F.

### L o n d o n,

bey John Murray, Albemarle Street 1843. The history of India. By the Hon. Mountstuart Elphinstone. Second Edition. Two Voll. Vol. I: XIX, 619 S. mit einer Karte von Indien, gezeichnet und gestochen von J. u. C. Walker; Vol. II: XXXVIII, 686 Seiten in Octav.

Der Hr Verf. dieses Werkes gehört bekanntlich zu den ausgezeichnetsten Kennern Indiens und des Orients überhaupt; er hat sich als Staatsmann, Gelehrter, Reisender einen hohen Namen erworben, der diesem Werke vorweg als eine bedeutende Empfehlung dienen mag. Die erste Ausgabe dieser Geschichte von Indien ist uns nicht zur Hand gekommen; schwerlich jedoch wird die zweyte vorliegende bedeutend von ihr abweichen, sonst würde sich darüber wohl irgend eine Mittheilung finden. Das Werk selbst gehört unter die besten seiner Art; hinsichtlich der Kürze, bey relativ umfassender Vollständigkeit, vollendeter Klarheit in der Darstellung, Sorgsamkeit in der Anordnung möchte es allen seinen Competenten vorzuziehen seyn. Zu bedauern ist nur, daß der Hr Verf. seine Aufgabe selbst und die Ausführung derselben nicht nach einem größeren Maßstabe angelegt hat; seine tiefe

Kenntniß des Landes, so wie die ihm zu Gebote stehenden, sowohl angebornen und ausgebildeten als erworbenen Hilfsmittel würden ihn sicher in den Stand gesetzt haben, ein Werk zu liefern, welches eine höchst ehrenvolle Stelle neben den umfassenden Arbeiten von Mill u. A. eingenommen und sie in vielen Beziehungen ergänzt haben würde. Doch wir sind nicht berechtigt, dem Hn Verf. ein weiteres Gebiet, eine andere Aufgabe anzumuthen, als er selbst in Anspruch nehmen wollte, oder sich gestellt hat; wir müssen vielmehr dankbar hinnehmen, was er in den selbst gesteckten Grenzen geleistet hat. Indem er ohne Rückhalt die Verdienste von Mill, Murray, Gleig anerkennt, nimmt er, und mit vollem Recht, jedoch sehr bescheiden, für sich die Vortheile in Anspruch, welche ihm sein Aufenthalt in Indien gewährte. But the excellence of histories (heißt es Pref. p. XVII) derived from European researches alone does not entirely set aside the utility of similar inquiries conducted under the guidance of impressions received in India; which as they rise from a separate source, may sometimes lead to different conclusions. Durch diese an Ort und Stelle empfangenen Eindrücke hat nicht bloß die Form, sondern auch der Inhalt des Werkes bedeutend gewonnen, und Ref. wenigstens muß gestehen, daß ihm durch dasselbe eine Menge Verhältnisse klarer und schärfer vor Augen geführt sind, als durch jene und andere hierher gehörige Arbeiten geschehen war. Er hebt in dieser Beziehung die Darstellung der Arten des Landeigenthums (I, 141 sqq.), so wie der Communalverfassung überhaupt (I, 122 sqq.) und die Schilderung der Sitten (I, 330 sqq.) insbesondere hervor und könnte auch vieles Einzelne dazu stellen. Bezüglich der Darstellung der alten

Geschichte Indiens weichen zwar des Ref. Ansichten vielfach von denen des Hn Verfs ab; allein ich bin weit entfernt, zu verkennen, daß bey der Dunkelheit dieser Zeit manches vielleicht eine größere Berechtigung verdient als ich ihm, nach meinen Grundsätzen historischer Forschung, einräumen zu dürfen glaubte. Doch will Ref. nicht bergen, daß ihm hier gerade der Hr Verf., obschon er mehr Hilfsmittel benutzt hat als seine Vorgänger, doch auch manche übersehen oder nicht gehörig gewürdigt zu haben scheint, z. B. die chinesischen Reiseswerke, welche von Abel Rémusat, Klaproth und Landresse ediert sind, u. a. Dagegen entschädigen für diese Mängel manche feine Bemerkungen, z. B. I, 21 bezüglich der Gesetze des Manu: It seemed rather to be the work of a learned man, designed to set forth his idea of a perfect commonwealth under Hindú institutions; I, 87: the general tendency of the Bramin morality is rather towards innocence than active virtue, and its main objects are to enjoy tranquillity and to prevent pain or evil to any sentient being u. a. Die Geschichte der mohammedanischen Herrschaft in Indien ist, so weit es der heutige Zustand der Kenntniß und der Benutzung der Quellen verstattet, zumahl bey der vom Hn Verf. erstrebten Kürze, genügend behandelt; daß hier unendlich viel erst von der Zukunft zu hoffen ist, von tieferem Eindringen in die vorhandenen mohammedanischen Quellen, von Eröffnung neuer, deren von Tag zu Tag hinzu kommen, von Combination derselben mit Inschriften, selbst indischen Chroniken, Sagen u. a., ist jedem, welcher sich mit diesem Theile der Geschichte beschäftigt hat, bekannt. Genauer in Einzelnes einzugehen, erlaubt der Umfang dieser Zeitschrift nicht, und es ist um

so weniger nothwendig, da sich voraus setzen läßt, daß dieses Werk in die Hände aller Derer seinen Weg finden wird, welche sich specieller für den Gegenstand seiner Aufgabe interessieren. Wir beschränken uns daher auf eine allgemeine Uebersicht seines Inhaltes und seiner Anordnung.

Die vorliegenden beiden Theile behandeln die Geschichte und Zustände Indiens von der ältesten Zeit bis zur factischen Auflösung des Reiches der so genannten Groß = Mogul (1761), jedoch mit Ausscheidung aller hierbey wirksamen europäischen Elemente, so daß z. B. der Name Britanniens kaum auch nur erwähnt wird. Ref. kann nicht bergen, daß ihm in dieser Beschränkung ein nicht unbedeutender Mangel zu liegen scheint. Denn, obgleich eine Entfaltung der britischen Thätigkeit in größerem Maßstab erst etwa um diese Zeit beginnt (Clive war 1756 nach Indien gekommen, Warren Hastings 1772 Gouverneur von Bengalen geworden, und von diesen beiden, insbesondere von letzterem, datiert sich bekanntlich eigentlich die Gründung des großen Indischen Reiches der Briten), so waren doch sowohl sie als andere europäische Nationen schon früher von so bedeutendem Einfluß auf das Schicksal der mohammedanischen Herrschaft, daß eine Geschichte der letzteren, welche so sehr davon absieht wie die vorliegende, nothwendig unvollständig wird. Folgende Theile, oder besondere Behandlung der englisch = indischen Geschichte mögen diesen Mangel ergänzen, aber in dem vorliegenden zweyten Bande bleibt er dennoch fühlbar.

Der bezeichnete Inhalt wird in 12 Büchern und mehreren Anhängen behandelt. Eine Einleitung (p. 1 — 18) gibt eine allgemeine geographische, climatische und statistische Schilderung Indiens. Die 4 ersten Bücher (p. 19 — 434) und 5 Anhänge



(p. 435 — 496) enthalten die alte Geschichte und Zustände Indiens bis zu den arabischen Eroberungen. Das erste Buch, Zustand Indiens zur Zeit des Manuschen Rechtsbuches: Kasten, Regierung, Recht, Religion, Sitten und Civilisation; das zweyte und dritte, Veränderungen seit dem erwähnten Rechtsbuche und Zustand der Inder in späterer Zeit; die einzelnen Kapitel fast in derselben Ordnung wie im ersten Buche, nur daß die Civilisation specieller behandelt wird; im letzten Kapitel des zweyten Buches die Philosophie, in denen des dritten Astronomie und Mathematik, Geographie, Chronologie, Medicin, Sprache, Literatur, schöne Künste, andere Künste, Ackerbau, Handel, Sitten und Charakter. Das vierte Buch ist überschrieben: Geschichte der Hindus bis zum Einfall der Araber, und behandelt die Sagen und historischen Ueberlieferungen theils im Allgemeinen, theils in geographischer Ordnung. Die 5 Anhänge besprechen das Zeitalter des Manuschen Rechtsbuches und der Beden, die Veränderungen in den Kasten, die Erzählungen der Griechen über Indien; das griechische Reich in Baktrien, und geben Bemerkungen zu dem Text bezüglich des Finanzsystems. Das fünfte Buch ist überschrieben: vom Anfang der arabischen Eroberungen bis zur Errichtung einer mohammedanischen Herrschaft in Indien; und behandelt die ersten Einfälle der Araber in Indien, die Ghaznaviden und Ghuriden bis 1206. Das sechste Buch (II, 1 — 92) behandelt die verschiedenen Dynastien von Delhi bis zur Festsetzung der Mongolen unter Baber (1206 — 1526). Das siebente Buch führt die Geschichte bis Akber (1556). Das achte schildert den Zustand Indiens bey Akbers Regierungsantritt. Das neunte enthält Akbers Regierung (1556 — 1605); das zehnte die

Geschichte Jehángirs und Shah Jeháns bis zu des letzteren Absetzung (1658); das erste die des Aurangzib (von 1658 — 1707). Das letzte Buch erzählt die Schicksale der Nachfolger desselben bis zur factischen Vernichtung des Reiches (1761). Der Anhang bespricht die Staaten, welche sich bey der Auflösung des Reiches von Delhi bildeten (von 1347 an) und erst zum größten Theil unter Akber mit dem großen Reich wieder vereinigt wurden: nämlich die Bahmani = Dynastie im Dekhan, die Dynastie von Bijapur, von Ahmednagar, Golconda, Berar, Bidr, Guzerát, Malwa, Candesh, Bengal, Tnanpur, Sind, Multan. Th. B.

### S a l b e r s t a d t,

bey C. H. F. Dölle 1844. C. G. Heiland  
 Quaestionum de dialecto Xenophontea  
 capita selecta. 20 Seiten in groß Quart.

Alle Grammatiker rechnen den Xenophon, die *Ἀττικὴ μέλιττα* begeisterter Verehrer klarer Nüchternheit, mit nichten unter die Muster des lautern Atticismus. Abgesehen von gewissen ursprünglich Dorischen, aber in den allgemeinen Attischen Gebrauch aufgenommenen Ausdrücken und Wortformen hat allein unter allen namhaften Attischen Prosaikern Xenophon durch fremde dialectische Formen und locale Ausdrücke die Reinheit der Attischen Rede getrübt. Schon Helladios leitet das Bunt-scheckige seiner Sprache von dem langen Aufenthalt unter Ausländern ab. Man darf weiter gehen und muß außerdem seine bekannte Hinneigung zu Sparta in Anschlag bringen; sein Lakonismus verleugnet sich sogar in der Sprache nicht, worauf Haase in der vorzüglichen Bearbeitung der Schrift *de rep. Lacedaem.* vielfältig aufmerksam gemacht hat, obschon er in manchen Punkten zu weit zu gehen scheint.

Es zeigt sich auch hierin Xenophons Unselbstständigkeit und die Mattheitigkeit patriotischer Gesinnung so wie Gleichgiltigkeit gegen formelle Vollendung der Darstellung. Der gelehrte Herausgeber des Agesi- laos erörtert im ersten Kap. obigen Schriftchens die Spuren des Lakonischen und überhaupt Dorischen Dialectes in den Werken des Xenophon, woran sich eine Behandlung der aus Dorischen Schriftstellern von ihm citierten Stellen und der Dorisch formier- ten Eigennamen anreicht. Dabey kommen beach- tenswerthe Nachträge zu Ahrens fleißig benutztem Werke de dial. Dorica zum Vorschein.

Hr Heiland greift mitunter im Aufspüren Dori- scher Formen fehl, wie p. 7., wo er *μαγάδι* Anab. VII, 3, 32 als Dorische Declination anspricht, was nicht nöthig ist; aber gar omnino illud nomen ad Dorienses refero, offenbar weil es bey *Alkman* vor- kommt. Aber die *Magadis* ist bekanntlich ein Lydi- sches Instrument, dessen Gebrauch bey dem Lydischen *Alkman* nicht auffallen darf. Auch kann nicht zuge- geben werden, daß, wie p. 5 behauptet wird, alte Etymologen mit Recht in dem Namen *Σιουφος* einen *θεόσοφος* erkannt haben. Das duldet schon die Nachricht des Xenophon nicht, Hell. III, 1, 8., *Derkylidas* von Sparta habe diesen Beynamen ge- führt. *Σιουφος* ist vielmehr Reduplication von *σοφος* (*ούφος*) und bedeutet einen Erzschelm, Welcher Tril. S. 550. Denselben Spottnamen meint aber offenbar Ephor. Ath. XI, 500, C. *Ἦν γὰρ οὐδὲν ἐν τῷ τρόπῳ Λακωνικὸν οὐδ' ἀπλοῦν ἔχων, ἀλλὰ πολὺ τὸ πανοῦργον καὶ θηριῶδες· διὸ καὶ Σκύ- θον αὐτὸν προσηγόρευσαν.* Hr Heiland versteht sich, wenn er meint, der Name sey ihm a ferocitate gegeben, was ja schon der Begründung des Beyna- mens widerspricht, um Anderes zu übergehen. *Σκύ- θον* ist *Σιουφον*: in Athenäus Worten *ἐκαλεῖτο*

*Ἀερκυλίδας ὁ Λακεδαιμόνιος* steht *Σκύφος* in den codd. und nur die Epitome und Eustath. haben den stärkern Schreibfehler *Σκύθον*, woraus Jemand sogar neulich ein äolisches *σκύθος* für *σκύφος* gefolgert hat.

In einem zweyten Kap. 'Epica poesis quid valuerit ad Xenophontem quaeritur', wird die schon von Hemsterhuis gemachte Beobachtung ausgeführt, daß Xenoph. poetische Wörter und Wendungen nicht verschmähe. Lobeck hatte ad Phryn. p. 89 sq. eine Anzahl solcher Beyspiele nach den alten Grammatikern zusammen gestellt. Namentlich klingen Homerische Reminiscenzen vielfach durch, wie Hr Heiland mit Belesenheit nachweist. Diese poetischen Fehlen nehmen sich wunderlich genug aus, da Xenoph. sich doch nicht leicht von gerader Erde erheben kann, während hingegen poetische Wendungen bey Platon eine natürliche Consequenz geistiger Erhebung und poetischen Schwunges sind. Auch hier wieder Mangel an Sinn für reine vaterländische Sprache.

Kap. 3. De formis Ionicae dialecti, quibus usus est Xenophon. Zieht man auch einzelne Fehler der an Homerische Formen gewöhnten Abschreiber und einige zu starke Zumuthungen späterer Grammatiker ab, so bleiben doch noch genug Paranomieen *εἰς τὴν πατριον διάλεκτον* über, die hier kundig zusammen gestellt sind. Mit einigen Annahmen kann Ref. freylich nicht einverstanden seyn, empfiehlt aber allen Freunden des Xenophon und dialectologischer Forschungen die wackere Schrift zu weiterer Prüfung. Daß natürlich manche Stelle des Xenophon belehrend beleuchtet wird, versteht sich von selbst. Fernere ähnliche Untersuchungen heißen wir im voraus willkommen.

F. W. S.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

121. Stück.

Den 29. Julius 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurden am 8. Julius von dem Prof. Wöhler die Resultate mehrerer in dem academischen Laboratorium vorgenommenen Untersuchungen vorgelegt. Wir geben in dem Folgenden einen kurzen Auszug daraus.

1) Ueber das Athamantin. Dieser Stoff ist vor einiger Zeit von Winkler in den Wurzeln und den halbreifen Samen von Athamanta Oreoselinum L. entdeckt worden. Zu einer näheren Untersuchung desselben hat sich Hr Winkler mit Hn Schnermann vereinigt. Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß das Athamantin in seinen Eigenschaften sich den Fetten anschließt, indem es durch Einwirkung verschiedener Agentien, namentlich auch der Alkalien, in Valeriansäure und einen anderen Körper zerlegt werden kann, der die Stelle des Glycerins in den gewöhnlichen Fetten zu vertreten scheint.

Man erhält das Athamantin am besten aus der getrockneten Wurzel von Ath. Oreoselinum, indem man dieselbe mit 80 procentigem Weingeist in der

Wärme auszieht, von dem filtrirten Auszug den Alkohol und das Wasser abdestillirt, und den Rückstand mit dem sechs- bis achtfachen Gewicht Aether behandelt, welcher daraus unreines Athamantin auszieht. Die Aether-Lösung wird mit Thierkohle behandelt, und der Aether davon abdestillirt, worauf man den Rückstand in Weingeist von 60° bis 65° in gelinder Wärme auflöst. Wird diese Auflösung an einen kalten Ort hingestellt, so scheiden sich daraus nach und nach weiße, haarfeine, biegsame, strahlig gruppierte Nadeln ab, die oft mehrere Zoll lang sind, und womit allmählich die ganze Flüssigkeit sich anfüllt; sie sind mit bräunlichen öllartigen Tropfen vermischt, welche man so viel wie möglich absondert, und wovon man sie durch wiederholtes Auflösen und Krystallisieren vollständig befreyet.

Das so erhaltene Product ist eine sehr lockere und leichte, blendendweiße, atlasglänzende Masse von zusammen gewebten, biegsamen, höchst feinen Krystallen, ähnlich dem langfaserigen Asbest. Die Verf. haben es lange für das reinste Athamantin gehalten, und es als solches zu den meisten ihrer Versuche angewendet, bis sie fanden, daß das Athamantin auch große solide Krystalle bilden kann, und daß diese von der fein krystallisierten Masse durch eine etwas andere Zusammensetzung und niedrigeren Schmelzpunkt abweichen, wonach es scheint, daß der letzteren trotz ihres reinen homogenen Ansehens noch eine fette Substanz beygemischt ist. Es gelang den Verfassern nicht, die großen Athamantinkrystalle beliebig hervor zu bringen. Am schönsten erhielten sie dieselben aus einem in ölliger Form aus Alkohol abgeschiedenen Athamantin, als dieses bey Sommertemperatur längere Zeit mit dem überstehenden Alkohol gestanden hatte; die öllartige

Masse hatte sich dann zum Theil in diese Krystalle umgesezt, die aber nachher unter anscheinend gleichen Verhältnissen sich nicht wieder bildeten. Einige Mahle erhielten sie dieselben auch aus Alkohol zugleich mit der gewöhnlichen Krystallisation, aber immer nur in geringer Menge. Die Krystalle waren zum Theil fast zolllang, vollkommen farblos, und bildeten vierseitige, anscheinend rechtwinklige Prismen mit abgestumpften Ecken, an denen zwey gegenüber liegende Abstumpungsflächen gegen die beiden anderen sehr vergrößert waren. Einzelne Krystalle erschienen als Octaeder, deren vier in einer Ebene liegende Ecken stark abgestumpft waren. Die Grundform schien ein Quadratoctaeder zu seyn. Eine Messung der Krystalle war wegen mangelnden Glanzes nicht ausführbar.

Das Athamantin hat einen eigenthümlichen ranzig seifenartigen, vorzüglich in der Wärme bemerkbaren Geruch, und ranzig bitterlichen, hinterher schwach frakenden Geschmack. Es ist unlöslich in Wasser, leicht löslich in Weingeist, Aether, Terpentinöl und fetten Oelen. Aus seiner in der Wärme gesättigten Auflösung in Alkohol oder Aether scheidet es sich beym Erkalten in öartigen Tropfen aus, die gewöhnlich längere Zeit weich bleiben, und dann krystallinisch erstarren. Beym Erwärmen schmilzt es zu einem gelblichen, in Wasser zu Boden sinkenden, öartigen Liquidum, welches nach dem Erkalten eine klare terpentinähnliche Masse bildet, die erst nach längerer Zeit wieder erstarrt, indem sich darin wawellitähnliche Krystallsterne bilden, in welche nach und nach die ganze Masse sich verwandelt. Der Schmelzpunct des reinen Athamantins liegt sehr nahe bey  $79^{\circ}$ , die fein krystallifizierte Masse dagegen schmilzt schon bey  $59^{\circ}$  bis  $60^{\circ}$ . Das Athamantin läßt sich nicht unzersezt verflüchtigen, ver-

trägt indes ohne Zersetzung eine ziemlich hohe Temperatur. Bey der trocknen Destillation gibt es neben anderen Producten eine reichliche Menge Valeriansäure. Es enthält keinen Stickstoff. Die Verbrennungsanalysen, mit den soliden Krystallen angestellt, ergaben für dasselbe die Formel  $C^{24}H^{15}O^7$ , welche, wie weiterhin angeführt, auch anderweitig sich bestätigte.

Das fein krystallisierte Athamantin zeigte bey den Analysen constant eine abweichende Zusammensetzung. Nach dem Mittel derselben enthält es 1,9 Procent Kohlenstoff und 0,5 Proc. Wasserstoff mehr wie die großen Krystalle. Gleichwohl wurde es von den Verfassern zu den sämtlichen nachfolgenden Versuchen angewandt, im Anfange, weil sie es für ganz rein hielten und die größeren Krystalle noch nicht kannten, und nachher, weil ihnen von den letzteren kaum mehr, wie zu den Analysen erforderlich war, zu Gebote stand.

Verhalten des Athamantins zu Chlorwasserstoffsäure. Wird über Athamantin bey gewöhnlicher Temperatur trockenes salzsaures Gas geleitet, so absorbiert es dasselbe, fängt bald an zusammen zu backen, und schmilzt nach und nach, ohne sich dabey merklich zu erwärmen, zu einem klaren gelbbraunen öligen Liquidum, welches alsbald wieder zu erstarren anfängt, indem sich darin feine, weiße, strahlig grupplerte Nadeln bilden. Dieses Erstarren beginnt schon, während ein Theil des Athamantins noch ungeschmolzen und unverändert ist, und die Einwirkung des Gases auf dasselbe wird dann dadurch verhindert oder erschwert, weshalb man, um letztere möglichst vollständig zu machen, das Gas rasch zuströmen lassen, und die Masse, sobald sie zu schmelzen beginnt, durch Drehen und Bewegen des Gefäßes möglichst über die



Wände desselben auszubreiten suchen muß. Bey gelindem Erwärmen der flüssig gewordenen Masse sieht man daraus Gasblasen sich entwickeln, die immer häufiger werden, je mehr man die Temperatur steigert, und die bey 100° ein förmliches Kochen veranlassen; zugleich destillirt eine klare farblose Flüssigkeit davon ab, die wasserhaltige Valeriansäure ist; die Masse verdickt und trübt sich nach und nach durch Abscheidung eines festen Körpers, wird endlich ganz starr und trocken, und gänzlich in diesen Körper verwandelt. Es ist dies der Körper, welcher in dem Althamantin die Stelle des Glycerins vertritt. Die Verfasser schlagen für ihn den Namen Droselon vor.

Läßt man die liquid gewordene Masse wieder erstarren, und erwärmt sie erst dann auf 100°, so zergeht sie wieder zu einem nicht ganz dünnflüssigen, durch Abscheidung von Droselon getrübten Liquidum, welches dieselbe Gasentwicklung und Abscheidung von Valeriansäure zeigt, und sich nach hinreichendem Erhitzen ebenfalls gänzlich in Droselon verwandelt.

Das Droselon bleibt als eine amorphe poröse Masse von grauweißer Farbe zurück. Es wird durch Auflösen in Alkohol und Krystallisieren gereinigt, welches indes nur unvollkommen gelingt. In Alkohol löst es sich, selbst in der Wärme, ziemlich schwer auf; die Auflösung hat eine gelbe Farbe. Beym Erkalten der siedend gesättigten Lösung scheidet es sich in warzenförmigen Massen aus, welche an die Gefäßwände sich ansetzen, und aus concentrischen Anhäufungen feiner Krystallnadeln bestehen. Am schönsten wird es erhalten, wenn man die auf dem Sandbade stark eingedunstete Lösung mit demselben langsam erkalten läßt; es scheidet sich dann in lockeren blumentohlähnlichen Massen ab, die

unter der Loupe als Aggregate kugelig gruppierter feiner biegsamer Nadeln erscheinen. Durch Waschen mit wenigem Alkohol wird es weißer und von anhängendem Athamantin befreuet. Es behielt indes immer eine schwach gelbliche Farbe, welche ihm nicht entzogen werden konnte, wiewohl es im reinen Zustande ohne Zweifel ganz weiß ist; dieses scheint theils von der unvollkommenen Reinheit des angewandten Athamantins, theils davon herzurühren, daß es bey dem Verdunsten seiner Lösung eine Veränderung erleidet, indem dieselbe dabey eine grünlich braune, nach und nach rothbraun werdende Farbe annimmt. Das Droselon ist geschmack- und geruchlos, unlöslich in Wasser, und wird von Aether ungefähr in demselben Grade, wie von Alkohol, und mit gelber Farbe aufgelöst. Mit verdünntem Kali oder Ammoniak übergossen, färbt es sich gelb, und löst sich in geringer Menge mit rein und lebhaft gelber Farbe darin auf. Von concentrirter Kalilauge wird es in der Wärme in reichlicher Menge mit rothbrauner Farbe aufgelöst. Säuren bewirken in diesen Lösungen einen gelblichweißen Niederschlag. Bey ungefähr  $190^{\circ}$  schmilzt es zu einem gelben klaren, bey dem Erkalten zu einer bernsteingelben nicht krystallinischen Masse erstarrenden Liquidum, welches bey weiterem Erhitzen verkohlt und zerstört wird. Es verliert bey diesem Schmelzen nicht merklich an Gewicht, erleidet aber dabey eine Veränderung der Art, daß es nachher nicht mehr krystallisierbar ist, sondern bey dem Verdunsten seiner Lösungen in ganz amorphen gelben Tropfen sich ausscheidet. Das Droselon enthält kein Chlor. Die Verfasser nehmen für dasselbe die Formel  $C^{14}H^5O^3$  an, die einzige, welche, mit Rücksicht auf die Zusammensetzung des Athamantins, die Zersetzung desselben genügend erklärt. Die von

ihnen angestellten Analysen stimmen mit dieser Formel sehr nahe überein, gaben indes immer einen etwas zu großen Kohlenstoffgehalt, was wahrscheinlich in der nicht vollkommenen Reinheit des Droselons seinen Grund hat. Sie beabsichtigen indes hierüber noch fernere Versuche anzustellen, um so mehr, da das Droselon, nach dieser Formel zusammen gesetzt, mit wasserfreier Benzoesäure isomerisch seyn würde.

Die bey der Zersetzung des Athamantins durch Salzsäure abdestillierende Flüssigkeit stimmt mit der Valeriansäure in Geruch, Geschmack und übrigen Eigenschaften vollkommen überein. Ihre Identität mit derselben wurde überdies durch die Analyse bestätigt; dieselbe ergab, daß sie wasserhaltige Valeriansäure,  $C^{10}H^9O^3 + H$ , ist.

Um über die Natur des Gases, welches beym Erwärmen des durch Behandeln mit Salzsäure-Gas flüssig gewordenen Athamantins sich entwickelt, Auskunft zu erhalten, wurde dasselbe in einem Versuche in einer mit Quecksilber angefüllten Glocke aufgefangen, und zu demselben ganz wenig Wasser gebracht; das Gas wurde davon augenblicklich und vollständig absorbiert. Dieses Resultat scheint mit Sicherheit auszuweisen, daß das entwickelte Gas bloß aus Salzsäure besteht.

Das Athamantin zerfällt hiernach bey dieser Zersetzung ganz einfach in wasserhaltige Valeriansäure und Droselon. 1 Atom Athamantin =  $C^{24}H^{15}O^7$  gibt

$$\begin{array}{r}
 1 \text{ At. wasserhaltige Valeriansäure} = 10C + 10H + 40 \\
 1 \text{ — Droselon — — — — —} = 14C + 5H + 30 \\
 \hline
 \qquad \qquad \qquad \qquad \qquad \qquad 24C + 15H + 70
 \end{array}$$

Nach der Rechnung sollte man hiernach von 100 Theilen Athamantin 52,7 Theile Droselon erhalten.

Die Verfasser suchten in einem Versuche die Quantität des letzteren zu bestimmen, und erhielten 56,2 Proc. vom Gewicht des Athamantins. Dieses weicht zwar von der Rechnung bedeutend ab, indes erklärt sich der gefundene Ueberschuß genügend aus der nicht vollkommenen Reinheit des Athamantins, und daraus, daß es kaum zu vermeiden ist, daß nicht etwas Athamantin unzerseht und dem Droselon beygemischt bleibt.

Das Athamantin erleidet dieselbe Zersetzung, wenn es, gleich von Anfang an fortwährend auf 100° erhitzt, der Einwirkung von salzsaurem Gas ausgesetzt oder wenn es mit concentrirter wäßriger Salzsäure erhitzt wird. Dieses Verhalten scheint einige Beachtung zu verdienen; keines der gebildeten Producte enthält Chlor, und es hat hier ganz den Anschein, als ob die Wirkung der Salzsäure zu den katalytischen gehöre, da sie hierbey anscheinend keinerley Art von chemischer Wirkung ausübt. Letzteres ist hier gleichwohl der Fall; die Salzsäure geht nach den Versuchen der Verfasser mit dem Athamantin eine Verbindung ein, die aber in der Wärme, und selbst bey gewöhnlicher Temperatur, in Salzsäure, wasserhaltige Valeriansäure und Droselon sich zerseht.

Sie halten die liquide Masse, in welche das Athamantin bey Behandlung mit salzsaurem Gas sich verwandelt, und die alsbald zu erstarren anfängt, für diese Verbindung. Im erstarrten Zustande besteht sie an den Stellen, wo sie die Gefäßwände in einer dünnen Schicht bedeckt, aus feinen weißen sternförmig gruppirten Nadeln, die Hauptmasse indes zeigt nichts deutlich Krystallinisches, sie hat ein amorphes Ansehen, graue Farbe, ist durch und durch feucht und riecht stark nach Valeriansäure.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

122. 123. Stück.

Den 1. August 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Bericht des Professor Wöhler über mehrere im academischen Laboratorium vorgenommene Untersuchungen.'

Beim Oeffnen des einige Zeit verschlossen gewesen Gefäßes treten Dämpfe von Salzsäure heraus, selbst wenn vorher lange Zeit kohlen-saures Gas durch den Apparat geleitet wurde. Die Verfasser leiten dieses Verhalten daraus ab, daß die Salzsäure-Verbindung des Uthamantins sich außerordentlich leicht zersetzt, und daß sie schon während des Erstarrens zum Theil in Salzsäure, Valerian-säure und Droselon zerfällt. Ein einziges Mal glückte es ihnen, dieselbe einigermaßen rein zu erhalten. Sie behandelten die erstarrte Masse mit Aether, welcher den größten Theil auflöste, einen Theil aber als ein weißes krystallinisches Pulver zurück ließ. Dasselbe wurde rasch abfiltriert und mit wenigem Aether abgospült. Durch die Loupe oder das Mikroskop betrachtet, erschien es ganz homogen, und bestand aus kleinen tafelförmigen

perlmutterglänzenden Krystallen von unbestimmter Form. Alkohol und Aether lösten es mit Leichtigkeit auf, und ließen nach dem Verdunsten zum Theil nadelförmige Krystalle, zum Theil eine Masse von amorphem Ansehen zurück, letztere in größter Menge oder ausschließlich, wenn das Verdunsten in der Wärme geschah. Es schmolz schon unter  $100^{\circ}$  zu einer ölartigen Flüssigkeit, die aber, indem sich Gasblasen daraus entwickelten, sehr bald weißlich trübe, und darauf ganz starr wurde, indem sie sich in Droselon verwandelte. Mit Wasser zum Kochen erhitzt, schmolz es ebenfalls zu öligen Tropfen, die nach und nach verschwanden, und sich ganz aufzulösen schienen; aus dem Wasser schied sich dann beym Erkalten ein krystallisirter Körper ab, von welchem weiterhin die Rede seyn wird. Eine von den Verfassern angestellte Analyse dieser Substanz, bey welcher sie den Chlorgehalt bestimmten, gab ihnen ein Resultat, welches mit dem nach der Formel  $C^{24}H^{30}O^7 + HCl$  berechneten Chlorgehalt nahe übereinstimmt. Es scheint hiernach keinem Zweifel unterworfen, daß bey der Einwirkung von Salzsäure auf Athamantin 1 Atom des letzteren mit 1 Aequivalent der ersteren sich verbindet, und daß die Valeriansäure und das Droselon erst als Zersetzungsproducte dieser Verbindung auftreten.

Bey späteren Versuchen gelang es den Verfassern nicht, diesen Körper in einiger Menge wieder zu erhalten. Nur Spuren davon, und nicht im reinen Zustande, blieben zuweilen beym Schütteln mit Aether zurück. Die ganze erstarrte Masse löst sich in Alkohol und Aether mit größter Leichtigkeit auf, woraus hervor geht, daß wenigstens ein großer Theil derselben nicht aus Droselon besteht, indem dieses ziemlich schwer löslich ist. Beym freywillig-

gen Verdunsten nimmt diese Flüssigkeit einen starken, angenehm obstartigen Geruch an, der mit dem des Valerianäthers ganz übereinstimmt, und läßt eine krystallinische Masse zurück, die nur Spuren von Chlor enthält und der Hauptsache nach aus Droselon besteht. Beym Verdunsten in der Wärme bemerkt man denselben Obstgeruch, und es scheidet sich Droselon in blumenkohlähnlichen Massen ab, welches indes, wie die Analyse zeigte, noch etwas von der Salzsäure-Verbindung beygemischt enthielt. Die Verbindung des Athamantins mit Salzsäure zerlegt sich hiernach mit Alkohol mehr oder weniger vollständig in Salzsäure, Valerianäther und Droselon. Dieselbe Zersetzung findet Statt, wenn in die Alkohol- oder Aether-Lösung des Athamantins salzsaures Gas geleitet wird. Beym Verdunsten der Flüssigkeit riecht sie stark nach Valerianäther und es bleibt Droselon zurück.

Vorhin wurde angeführt, daß die Salzsäure-Verbindung des Athamantins beym Kochen mit Wasser sich darin auflöst, und daß beym Erkalten dieser Auflösung ein krystallisierter Körper sich abscheidet. Die Verfasser erhielten diesen Körper, den sie zur Abkürzung mit a bezeichnen, in zu geringer Menge, um ihn genau und vollständig untersuchen zu können. In Bezug auf seine Bildung finden die größten Anomalien Statt; einige Male erhielten sie ihn durch Auskochen der mit Salzsäuregas behandelten rohen Masse, in anderen Fällen erhielten sie nichts davon, sondern es bildete sich Droselon. Der Körper a krystallisiert aus der Auflösung in kochendem Wasser bey dem Erkalten derselben in feinen Nadeln, die unter dem Mikroskop als lange prismatische Krystalle erscheinen. Getrocknet bildet er eine lockere weiße seidenglanzende Masse. Kochendes Wasser löst ihn in ziemlicher Menge auf,

in kaltem Wasser ist er sehr wenig löslich. Alkohol und Aether lösen ihn leicht auf, und bey dem Verdunsten bleibt er in feinen Nadeln oder schuppigen Krystallen zurück. In verdünntem kauftischen Kali löst er sich mit schön gelber Farbe auf, und wird daraus durch Säuren wieder in feinen Nadeln gefällt, wobey die Flüssigkeit zugleich die gelbe Farbe verliert. Auch von Ammoniak wird er, jedoch in geringerer Menge, mit gelber Farbe aufgelöst; diese Auflösung gibt mit essigsauerm Bley einen schön gelben Niederschlag. Er enthält kein Chlor. Die von den Verfassern angestellte Analyse scheint auszuweisen, daß er aus dem Droselon durch Aufnahme von 1 Atom Wasser entsteht, oder daß er eigentlich der Körper wäre, welcher in dem Athamantin mit wasserfreyer Valeriansäure verbunden ist. Er wäre hiernach mit wasserhaltiger Benzoesäure gleich zusammen gesetzt, von welcher er jedoch sowohl durch die gelbe Farbe seiner alkalischen Lösungen, wie dadurch, daß er anscheinend nicht ohne Zersetzung sich verflüchtigen läßt, verschieden ist.

Verhalten des Athamantins zu schwefliger Säure. Schweflige Säure wirkt auf das Athamantin ganz ähnlich wie Salzsäure. Wird über dasselbe bey gewöhnlicher Temperatur trockenes schwefligsaures Gas geleitet, so schmilzt es darin nach und nach zu einer klaren, gelbbräunlichen, öligen Flüssigkeit, die zuweilen Tage lang anscheinend unverändert bleibt, und dann zu einer krystallinischen, in der Wärme flüssig werdenden Masse erstarrt, meistens aber schon nach mehreren Stunden sich zersetzt, indem Droselon in kleinen Krystallen sich abscheidet, und die Masse einen starken Geruch nach schwefliger Säure und Valeriansäure annimmt. Wird das Athamantin während und nach der Behandlung mit schwefliger Säure durch



Eis und Wasser abgekühlt, so bilden sich in der anfangs liquiden Masse nach und nach kleine weiße Krystallsterne, womit sich zuletzt die ganze Masse, wie mit einer Rinde, bedeckt, während der übrige Theil noch längere Zeit seine ölige Form beybehält. Die krystallisierte Masse ist trocken, wachsartig, verliert bey dem Stehen fortwährend an Gewicht, und riecht nach schwefliger Säure und Valeriansäure. Sie schmilzt schon unter  $100^{\circ}$ , wird aber, indem sie stark nach Valeriansäure riecht, während des Erhitzens nach und nach wieder starr, indem Droselon zurück bleibt. Alkohol löst sie mit Leichtigkeit auf, und bey dem freywilligen Verdunsten dieser Lösung schien sie unverändert zurück zu bleiben; bey dem Verdunsten in der Wärme roch die Flüssigkeit stark nach Valerianäther, und es blieb Droselon zurück. Dieses Verhalten zeigt, daß sich hier, ganz so wie bey der Salzsäure, eine Verbindung von Athamantin mit schwefliger Säure bildet, die sich sehr leicht in schweflige Säure, wasserhaltige Valeriansäure und Droselon zersetzt. Die Verfasser haben diese Verbindung ihrer geringen Beständigkeit wegen nicht analysiert, dagegen suchten sie durch Wägung vor und nach der Behandlung mit schwefliger Säure die von dem Athamantin aufgenommene Quantität der letzteren zu bestimmen. Das erhaltene Resultat führt zu dem Schluß, daß die Verbindung aus 1 Atom Athamantin und 1 Atom schwefliger Säure besteht.

Einwirkung von Schwefelsäure auf Athamantin. Athamantin, mit reiner concentrirter Schwefelsäure zusammen gebracht, löst sich darin unter Erhitzung zu einer klaren bräunlichen Flüssigkeit auf, indem zugleich ein kräftiger Baldriangeruch sich entwickelt. Wird die Säure vorher mit wenigem Wasser verdünnt, und durch Eis

abgekühlt, so ist die Auflösung fast ganz farblos. Beym Vermischen derselben mit Wasser, entsteht ein starker gelblich weißer Niederschlag, der nach dem Auswaschen und Trocknen ein gelblich oder grauweißes Pulver bildet. Dieser Körper enthält keinen Schwefel. Er ist ein durch die Einwirkung der Schwefelsäure mehr oder weniger verändertes Droselon, weshalb er auch bey den Analysen keine constante Resultate gab. Er löst sich wie das Droselon in Alkohol und in Kali mit gelber Farbe auf, unterscheidet sich aber von demselben dadurch, daß er durchaus nicht krystallisiert, sondern ganz amorph ist.

Die von diesem Körper abfiltrirte klare und farblose Flüssigkeit gibt bey der Destillation ein stark nach Valeriansäure riechendes Destillat, welches durch eine darin schwimmende weiße flockige Substanz getrübt ist. Die Menge derselben ist indes sehr gering. Abfiltrirt und getrocknet, bildet sie eine leichte, weiße, krystallinische Masse, die sich in Aether und Alkohol leicht auflöst, und bey dem Verdunsten der Lösung in feinen Nadeln zurück bleibt. Sie schmilzt über 100°, und erstarrt bey dem Erkalten zu einer krystallinischen Masse. Die Verfasser lassen es unentschieden, ob diese Substanz mit dem Körper a identisch ist.

Die von dieser Substanz abfiltrirte Flüssigkeit wurde mit Alkali neutralisirt, die Flüssigkeit durch Verdunsten concentrirt, und dann mit salpetersaurem Silber vermischt. Es entstand ein starker weißer Niederschlag, welcher bey dem Kochen sich auflöste, worauf bey dem Erkalten feine silberglänzende Blättchen sich ausschieden, welche in ihren Eigenschaften, und, wie die von den Verfassern angestellten Analysen zeigten, auch in ihrer Zusammensetzung mit dem valeriansauren Silberoxyd vollkommen überein stimmten.

Verhalten des Athamantins zu Alkalien. Durch kausische Alkalien wird das Athamantin ebenfalls unter Abscheidung von Valeriansäure vollständig zersetzt, ein Verhalten, durch welches es sich ganz den bekannten fetten Körpern anschließt. Erhitzt man dasselbe mit Kalilauge, so löst es sich darin mit tief rothbrauner Farbe auf; ist die Kalilauge recht concentrirt, so geht die Auflösung fast schon ohne Anwendung von Wärme vor sich. Wird die klare rothbraune Auflösung mit Schwefelsäure sauer gemacht, so nimmt sie einen kräftigen Baldriangeruch an, und es scheidet sich ein gelblich weißer Niederschlag in reichlicher Menge ab, der von der klaren und farblosen Flüssigkeit sich leicht abfiltrieren läßt. Nach dem Auswaschen und Trocknen hat dieser Körper (b) von verschiedenen Bereitungen ein abweichendes Ansehen, was in den Versuchen der Verfasser zum Theil davon herrührt, daß sie zu seiner Bereitung das fein krySTALLISIRTE, DAMAHL FÜR REIN GEHALTENE Athamantin anwandten', was aber auch in einer Veränderung, welche dieser Körper durch den Einfluß des Alkalis erleidet, seinen Grund hat. Möglichst rein bildet er eine gelblich weiße Masse von erdigem Ansehen, gewöhnlich aber hatte er nach dem Trocknen eine bräunliche ganz unansehnliche Farbe. Beym Verbrennen ließ er stäts eine geringe Menge Asche zurück. In möglichst reinem Zustande ist er in Wasser fast ganz unlöslich, und wird auch von Alkohol ziemlich schwer gelöst. Die Auflösung hat eine gelbe Farbe, und läßt nach dem Verdunsten den Körper als ein gelblich weißes amorphes Pulver zurück. Die Analysen dieses Körpers gaben den Verfassern, wenn er von verschiedenen Bereitungen herrührte, variierende Resultate, indes scheinen sie doch auszuweisen, daß er aus dem Droselon durch Aufnahme

von Wasser entsteht, welches letztere aber weniger als 1 Atom zu betragen scheint. Dieses folgt auch aus der Analyse des Niederschlages, welchen Säuren in der Alkali-Auflösung des Droselons hervorbringen. Dieser Niederschlag stimmt mit dem Körper b in seinen Eigenschaften überein, zeigte indes bey dem Verdunsten seiner Alkohol-Auflösung eine un- deutlich krystallinische Beschaffenheit.

Der Körper b löst sich in frisch gefälltem Zustande in Ammoniak mit gelber Farbe auf. Diese Lösung, die etwas trübe und opalisierend, und auch durch Filtrieren nicht klar zu erhalten ist, gibt mit essigsaurem Bley einen reichlichen flockigen Niederschlag von schön gelber Farbe, der nicht leicht von constanter Zusammensetzung zu erhalten, der aber nach den Versuchen der Verfasser im reinen Zustande wahrscheinlich nach der Formel  $2 \text{Pb} + \text{C}^{14} \text{H}^5 \text{O}^3$  zusammen gesetzt ist.

Durch den Einfluß des Alkalis erleidet der Körper b, wie angeführt, eine Veränderung, in Folge deren er eine bräunliche Farbe annimmt, und weit leichter in Alkohol löslich wird. Dabey ändert sich zugleich seine Zusammensetzung; der Kohlenstoff-Gehalt wird kleiner, der Wasserstoff-Gehalt größer. Diese Veränderung findet vorzüglich Statt, wenn das Alkali in der Wärme darauf einwirkt. Der Niederschlag aus der Alkali-Lösung des Droselons erleidet sie gleichfalls.

Bey dem Destillieren der von dem Körper b abfiltrierten Flüssigkeit geht Valeriansäure über, getrübt durch denselben flockigen Körper, welcher aus der Einwirkung von Schwefelsäure auf Athamantin hervor geht, dessen Menge hier aber noch geringer ist.

Durch Kochen mit Kalkmilch oder Barytwasser erleidet das Athamantin dieselbe Zersetzung, wie durch Kali. Es scheidet sich der Körper b ab, von

welchem ein kleiner Theil mit schön gelber Farbe sich auflöst, und durch Zusatz von Säure entwickelt die Flüssigkeit einen starken Baldriangeruch. Flüssiges oder gasförmiges Ammoniak hat keine merkliche Einwirkung auf das Athamantin.

Ueber das ätherische Del von *Athamanta Oreoselinum*. Die Verfasser vermutheten, daß das ätherische Del von *A. Oreoselinum* zu der Valeriansäure in irgend einer Beziehung stehe, oder diese vielleicht daraus sich bilden könne, und fanden sich dadurch zu einigen Versuchen mit demselben veranlaßt, bey denen indes diese Vermuthung sich nicht bestätigte. Das Del wurde aus dem frischen Kraut durch Destillation mit Wasser dargestellt. Es hat einen starken aromatischen etwas wacholderähnlichen Geruch, siedet bey  $163^{\circ}$  und hat ein spec. Gewicht von 0,843. Es wurde für sich destillirt, und das zuerst und das zuletzt übergehende Destillat jedes für sich gesammelt und analysirt. Die Analysen ergaben, daß das erste Destillat sauerstofffrey, und nach der Formel  $C^5 H^4$  zusammen gesetzt ist. Das letzte Destillat enthielt nach der Analyse 0,71 Proc. Sauerstoff. Das Del der *Athamanta* ist hiernach mit dem Terpentinsel gleich zusammen gesetzt, und enthält bloß eine sehr geringe Menge eines, wahrscheinlich erst durch Einwirkung der Luft entstandenen, sauerstoffhaltigen Dels.

Salzsaures Gas wird von dem rectificirten, und zu Anfang übergegangenem Del in reichlicher Menge und unter starker Erhitzung absorbiert. Es wurde mit salzsaurem Gas gesättigt, indem es während des Hineinleitens auf  $-15^{\circ}$  abgekühlt erhalten wurde; es nahm dabey eine dunkelbraune Farbe an, und setzte eine geringe Menge einer harzartigen Materie, aber nichts Krystallinisches, ab. Das

erhaltene Product, mit kohlensaurem Natron gewaschen, und mit Wasser überdestillirt, bildete eine klare farblose Flüssigkeit, die nach und nach eine bräunliche Farbe annahm, einen starken terpentinartigen Geruch hatte, bey ungefähr  $190^{\circ}$  siedete und auf Wasser schwamm. Die von den Verfassern angestellten Analysen ergaben, daß es nach der Formel  $C^{20}H^{16} + HCl$ , also wie der Terpentincampher, zusammen gesetzt ist.

Die Verfasser beabsichtigen, ihre Versuche über das Athamantin noch fortzusetzen, um wo möglich die noch zweifelhaft gebliebenen Punkte zu erledigen.

2) Ueber das Limon, von Dr G. Schmidt aus Kurland. Dieser Stoff ist vor Kurzem von Bernays in den Kernen der Citronen und Apfelsinen aufgefunden und als eine stickstoffhaltige vegetabilische Base bezeichnet worden. Wahrscheinlich ist er in den Samen aller Aurantiaceen enthalten. Aus der Untersuchung des Hn Schmidt geht hervor, daß er weder eine Base ist, noch Stickstoff enthält. Man erhält ihn in Gestalt eines weißen krystallinischen Pulvers. Die Krystalle gehören dem rhombischen (I und Iaxigen) System an, und zeigen als Grundform ein gerades rhombisches Prisma ( $\infty P. oP.$ ) von  $125^{\circ}$  (approximativ mikroskopisch gemessen), meist jedoch dasselbe in Combination mit einigen horizontalen makrodiagonalen und brachydiagonalen Prismen als Abstumpfungen der von  $oP$  und  $\infty P$  gebildeten Ecken und den gleichnamigen Flächenpaaren als Abstumpfungen der scharfen und stumpfen Seitenkanten der Grundform. Pyramiden der Haupt- oder einer Nebenreihe konnten nicht wahrgenommen werden. Diese Substanz ist sehr schwer löslich in Wasser, Aether und Ammoniak, etwas leichter in Mineralsäuren, viel leichter in Alkohol und Essigsäure, am leichte-

sten in Kali, aus welcher Lösung sie durch Säuren unverändert wieder gefällt wird. Concentrierte Schwefelsäure löst sie mit blutrother Farbe, Wasser fällt sie aus dieser, so wie aus der alkoholischen und essigsauren Lösung unverändert; in der Wärme erfolgt Verkohlung; mit kohlensaurem Baryt neutralisiert, bleibt kein Baryt in Lösung. Aus Essigsäure krystallisiert diese Substanz leicht; die Krystalle haben die Form der aus Alkohol erhaltenen, und sind frey von chemisch gebundener Essigsäure. Die alkoholische Lösung reagiert neutral — sie gibt weder mit Platinchlorid noch mit Quecksilberchlorid, weder mit Bley = noch mit Silber =, Kali =, Baryt = und anderen Salzen Niederschläge (wobey letztere natürlich in Alkohol gelöst seyn müssen, da sonst die reine Substanz durch das Wasser der Salzlösung gefällt wird). Sie kann bis auf 200° ohne Veränderung oder erheblichen Gewichtsverlust erhitzt werden; in höherer Temperatur wird sie gelblich, und schmilzt bey 244° zu einem gleich gefärbten, schmelzendem Harz ähnlichen Liquidum, das amorph wieder erstarrt, und selbst nach mehreren Tagen keine Spur krystallinischer Structur zeigt, jedoch in Essigsäure durch längeres Erwärmen wieder gelöst, in der Form und mit den Eigenschaften der ursprünglichen ungeschmolzenen Substanz krystallisiert. Die Indifferenz dieses Stoffes gegen Drydationsmittel ist merkwürdig, concentrirte Salpetersäure löst ihn, namentlich in der Wärme, die Lösung ist schwach gelblich, und selbst nach längerem Erwärmen wird er durch Wasser im unveränderten Zustande aus der Lösung gefällt. Beym Kochen mit einer concentrirten Lösung von saurem chromsaurem Kali keine Veränderung, eben so wenig durch freye Chromsäure, d. h. Schwefelsäure und chromsaurem Kali, in deren Lösung er selbst

nach stundenlangem Kochen unverändert herum schwimmt. Die essigsaure Lösung schmeckt stark bitter, doch scheinen die physiologischen Wirkungen eben nicht bedeutend: 60 Milligramme in Essigsäure gelöst, und früh Morgens nüchtern eingenommen, brachten beym Verfasser keine erhebliche Wirkung hervor; im Harne konnte nichts nachgewiesen werden; eben so erfolglos wurden einem nüchternen Hunde 25 und einem Hänfling (*Fringilla cannabina*) 10 Milligramme beygebracht; 10 Milligramme in Kali gelöst und einem Frosch ins hintere Lymphherz (in der regio ischiadica unter der Haut) injiciert, bewirkten genau dieselben Symptome, die in Folge derselben Operation mit der gleichen Menge reinen Kalis bey einem andern Frosche auftraten.

Die Elementarzusammensetzung ergab vollkommene Identität des aus Citronen- und Apfelsinensamen bereiteten Stoffes, und zwar im Mittel mehrerer Analysen in 100 Th.:

Kohlenstoff	66,09
Wasserstoff	6,55
Sauerstoff	27,36

Mit  $C^{42}$  als Basis läßt sich die Formel  $C^{42}H^{25}O^{13}$  berechnen, wonach

C 66,17

H 6,55

O 27,32

erhalten werden mußten, d. h. die Formel des bey  $100^{\circ}$  getrockneten Phloridzins plus 2 Aequivalent Sauerstoff; directe Versuche mit Reductionsmitteln, wie schwefliger Säure, Chlornasserstoff, Schwefelnasserstoff, Wasserstoff im Entstehungsmoment und dem electrischen Strom ergaben jedoch durch negative Resultate den Beweis, daß dieser Stoff der Phloridzinreihe nicht beyzuzählen sey, zumahl die charakteristische Zersetzung des Salicin durch Chromsäure



hier fehlte. Das Mischungsgewicht konnte nicht bestimmt werden, da es unmöglich war, Verbindungen dieser Substanz mit andern Stoffen zu erhalten, daher der Verfasser, um nicht unnütz ins Gebiet unbegründeter Hypothese zu gerathen, sich vorläufig weiterer Folgerungen aus erwähnten Thatsachen enthält.

3) Analyse einer thierischen Concretion; vom Prof. Wöhler. Klaproth \*) hat unter dem Namen Belugen = Stein eine thierische Concretion analysirt, über deren Ursprung Pallas in seiner Reise folgende Nachrichten mittheilt: 'Auf den Fischereyen am Caspischen Meere wird in den größeren Haufen (Acipenser Huso) nicht selten der so genannte Belugenstein gefunden, der unter den russischen Hausmitteln in großem, wiewohl unverdientem Ansehn steht. Nach dem Bericht der Fischer findet sich dieser Stein stäts in einer von den Höhlen, die bey der Afteröffnung, durch welche der Fisch den Urath und die Eyer ausläßt, auf jeder Seite am Gedärm zu sehen sind. Auch in den größeren Stören kommen diese Steine zuweilen vor. Man findet sie von einer bis zu drey ja bis zu sieben Unzen Gewicht. Ihre Gestalt ist verschieden, bald oval, bald ziemlich platt und etwas eingebogen. Ihre Farbe ist Knochenweiß, in ihrem Bruche zeigen sie lauter glänzende, spathartige Strahlen, welche von der Oberfläche einwärts gehen.' An einer andern Stelle heißt es: 'Er liegt in demjenigen rothen, drüsenhaften Fleische verborgen, welches auf dem hintern Theile des Rückgrathes anliegt und bey den Fischen die Stelle der Nieren vertritt, innerhalb einem besondern Häutchen, welches das Innere des gedachten drüsigem Theiles einnimmt.' Aus diesen Angaben kann man

\*) Beyträge VI. S. 218.

vermuthen, daß dieser Stein eine Concretion der Harnwege bey diesen Fischen ist.

Klaproth fand darin:

phosphorsauren Kalk	71,5
Wasser und Cyweiß	26,0
schwefelsauren Kalk	0,5
	<hr/>
	98,0

Mehrere solcher Steine befinden sich im königlichen Museum zu Berlin. Ihre sehr krystallinische, ungemengte Beschaffenheit zeigt, daß sie aus einer bestimmt proportionierten Verbindung bestehen; schon aus physiologischem Gesichtspuncte schien es der Mühe werth zu seyn zu untersuchen, welche diese ist, indem das gewöhnliche, im Thierkörper vorkommende phosphorsaure Kalksalz stets unkrystallisiert vorkommt. S. Müller hatte die Güte das Material dazu zu geben, wahrscheinlich von demselben Exemplare, welches Klaproth untersucht hat.

Unter dem Mikroskop zeigen sich feine Splitter von dieser Concretion vollkommen durchsichtig, farblos und homogen. Beym Erhitzen werden sie undurchsichtig, weiß, unter Verlust von reinem Wasser. Beym Glühen schwärzen sie sich schwach, unter Entwicklung emphyreumatischer Producte. Vor dem Löthrohr sind sie schmelzbar, wodurch sich dieses Kalksalz wesentlich von der gewöhnlichen Knochenerde unterscheidet. Von Salzsäure wird diese Concretion ohne alle Gasentwicklung sehr leicht aufgelöst, mit Hinterlassung einer organischen Substanz von dem Umfange und der Form des angewandten Stückes, die jedoch äußerst weich und aufgequollen ist und nach dem Trocknen nicht mehr als 0,74 Procent betrug. Fällt man die Lösung mit Ammoniak, so bleibt phosphorsaures Ammoniak aufgelöst, ebenfalls eine wesentliche Verschiedenheit

zwischen dieser Substanz und der Knochenerde. Sie enthält weder Kalkerde noch ein Alkali.

Beim Glühen an der Luft verlor diese Concretion 27,0 Procent an Gewicht. Im gepulverten Zustande längere Zeit bis zu  $200^{\circ}$  erhitzt, verlor sie 19,93 Proc. Wasser. Durch die Analyse wurden darin 31,66 Proc. Kalkerde gefunden. Diese Concretion hat also folgende Zusammensetzung:

			berechnet nach	
				$\text{Ca}^2 \ddot{\text{P}} + 5 \text{H}$
Phosphorsäure	—	41,34	—	41,57
Kalkerde	—	31,66	—	32,48
Wasser	—	26,26	—	25,95
Organische Materie	—	0,74		

Sie besteht also aus so genanntem neutralem phosphorsaurem Kalk mit 5 Atomen Wasser, während die gewöhnliche Knochenerde  $\approx \text{Ca}^8 \ddot{\text{P}}^3$  oder vielleicht richtiger  $= \text{Ca}^2 \text{H} \ddot{\text{P}} + 2 \text{Ca}^3 \ddot{\text{P}}$  ist.  $\frac{1}{3}$  des Wassers entweicht erst bey Glühhitze. Das gewöhnliche Kalksalz von dieser Sättigungsstufe ist bekanntlich  $= \text{Ca}^2 \ddot{\text{P}} + 4 \text{H}$  und enthält nur 21,9 Proc. Wasser. Es wäre die Frage, ob nicht auch die Knochen jener Fische statt der gewöhnlichen Knochenerde dieses Kalksalz enthalten.

### L e i p z i g,

bey Gebauer 1844. Curtii Sprengelii Facultatis medicae Halensis Senioris Opuscula academica collegit, edidit, vitamque auctoris breviter enarravit Julius Rosenbaum, Dr. XX und 155 Seiten in Octav.

Die Leistungen Sprengels, besonders in der Geschichte der Medicin, sind so groß, daß Alles, was er in dieser Beziehung geliefert hat, für die Literatur von Wichtigkeit ist. Dahin gehören nun auch die kleinen academischen Gelegenheits-Schriften, welche

hauptsächlich historisch = medicinische oder auch critische Gegenstände behandeln, die jedoch außer dem Kreise, worin sie erschienen sind, nur Wenigen bekannt seyn und als fliegende Blätter einzeln und für sich bald aus dem literarischen Verkehr verschwinden möchten. Es ist deshalb mit Dank anzuerkennen, daß Hr Dr Rosenbaum, welcher mit einer neuen Ausgabe des größeren Sprengelschen Geschicht = Werkes beschäftigt ist, sich der Mühe unterzogen hat auch die kleineren Schriften jenes Autors zusammen heraus zu geben. Als willkommene Zugabe ist von demselben beygefügt ein Lebens = Abriss des Verfassers und eine Uebersicht der von jenem theils selbständig verfaßten, theils bearbeiteten oder übersehten Werke.

Die hier abgedruckten lateinischen Schriftchen sind: 1) Prolegomena zu einer dynamischen Grundlage der Nosologie (S. 1—41); 2) Ueber das Alterthum der Getreide = Arten, besonders des Roggens (42 — 46); 3) Zur Geschichte des Quecksilbers (47 — 50); 4) Ueber das älteste Weihgeschenk des Aegyptischen Königs Pheron (50 — 52); 5 — 7) Ueber die Anfänge der chemischen Kunst; 8) Ueber den Aberglauben vorzüglich der Gelehrten und Aerzte (65 — 68); 9 — 10) Ueber die homöopathische Lehre; 11) Ueber die Vorstellungen des Empedokles von der Protogaea (77 — 80); 12) Was haben die geheimen Verbrüderungen zur Beförderung der Medicin beygetragen? (80 — 84); 13) Ueber die rohe und doch schwache und unvollständige Chirurgie im Mittelalter (85 — 89); 14) Ueber die im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit des St. Anton = Feuers (89 — 92); 15) Ueber Alter und Herkunft des Hippokratrischen Büchleins von der Natur der Knochen (93 — 96); 16 — 17) Ueber eine neue Ausgabe des Dioskorides (96 — 105); 18) Ehrenrettung des Avicenna (106 — 110); 19) Ueber den Bithynischen Pferdearzt Apfyrtus (110 — 116); 20) Ueber den Mathäus Sylvaticus, Arzt des 16. Jahrhunderts (116—131); 21) Ueber die verschiedenen Formen der syphilitischen Krankheit (131 — 133); 22) Ueber die Hundswuth (134—136); 23) Ueber den Einfluß der Cartesianischen Philosophie auf die Umgestaltung der Medicin (136 — 139); 24) Ueber die Bedeutung des Arztes (129 — 142); 25) Ueber das menschliche Sprachorgan (134 — 155).

Nr. 20. 21. 22. 23. 24. sind hier zuerst abgedruckt und von dem Sohne des Verfassers dem Herrn Herausgeber mitgetheilt worden.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

124. Stück.

Den 3. August 1844.

---

S e n a ,

bey Friedrich Frommann 1843. Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung von Carl Wilhelm Göttling. 18 Seiten und zwey Bildtafeln in Querfolio.

Daß das vielfach gedeutete antike Colossalbild einer ausdrucksvollen, gleichwohl aber ihrer Kleidung wegen weder als Römerin noch als Griechin zu betrachtenden Frau, das zu Florenz in der von Orcagna (nicht wie der Verf. schreibt Orcagna) erbauten Loggia de' Lanzi \*) aufgestellt ist, die Gattin des großen Eberuskerherzogs als römische Gefangene darstelle, hat Hr Göttling bereits in den Annalen des Instituts für archäologische Cor-

\*) Herr G. übersetzt: 'Waffenhalle der Lanzknechte'; nach der gewöhnlichen Annahme war es vielmehr eine Tribüne zu öffentlichen Handlungen der Staatsbehörde und erhielt jenen Beynamen nur von der nahen Caserne jener Schaar.

respondenz Bd. XIII zum Gegenstande einer höchst ansprechenden Erörterung gemacht, deren auch wir in diesen Anzeigen 1843, S. 487 mit gebührender Anerkennung gedacht haben; weil er sich aber später überzeugte, daß die Abbildungen, welche jener lateinischen Abhandlung beygegeben waren, Manches zu wünschen übrig ließen, so beschloß er, das Ganze noch einmahl ausführlicher deutsch und in einer besseren Abbildung seinen Landsleuten darzubieten, und hat sich dann bey dieser Gelegenheit insbesondere auch noch weiter über den Verfertiger jener Statue so wie über die zweyte dort nur anhangsweise geäußerte Vermuthung verbreitet, daß auch von Thusneldens in der Gefangenschaft geborenem Sohne Thumelikus in einer englischen Sammlung ein Bildnißkopf erhalten sey, dessen Familienähnlichkeit mit jenem Bilde über seine Bedeutung keinen Zweifel übrig lasse. Dies ist der Inhalt dieser Blätter, welche der Verf. in dankbarer Erinnerung an seine Reise in Griechenland Sr Majestät dem Könige Otto gewidmet hat, 'der mit deutscher Treue tapfer ausharrend eine sorgenvolle kampfbewährte Jugend seinem neuen schönen Vaterlande weihet und unerschüttert mitten in den Stürmen eines werdenden Volkes den festen Blick nach den Höhen des echten Olymps richtet, von wannen allein wahrer Ruhm Sterbliche zu krönen vermag'; zum Schlusse gibt er als Vergleichung alter und neuer Plastik eine doppelte Ansicht und den Kopf der lebensgroßen Marmorstatue Thusneldens, welche der Bildhauer von Bandel kürzlich für Se Durchl. den regierenden Fürsten von Lippe ausgeführt hat; und wie dieses Blatt dem Ganzen wesentlich zur künstlerischen Zierde gereicht, so ist auch dessen übrige Ausstattung eben so sehr auf den Geschmack des Kunstfreundes als auf die Be-

lehrung des eigentlichen Alterthumsforschers berechnet. Sollen wir nun aber aus dem Standpuncte des letzteren unser unbefangenes Urtheil abgeben, so können wir allerdings unsere Leser nur dringend warnen, sich durch das günstige Vorurtheil, das nicht nur der Name und wissenschaftliche Charakter des Verfs überhaupt, sondern auch der überraschende Scharfsinn seiner Combinationen und die Zuversicht, womit er diese vorträgt, für seine Beweisführung erwecken muß, nicht gegen die Schwächen dieser blind machen zu lassen, welche leider in demselben Maße zunehmen, als der Verf. alle Mittel seiner glänzenden und geistreichen Darstellungsgabe entfaltet. Gegen den ersten Theil der Abhandlung freylich, der ursprünglich auch die Hauptsache war, läßt sich nur die allgemeine Möglichkeit einwenden, daß dieses Bild, in welchem jedenfalls der germanische Habitus entschieden nachgewiesen ist, auch eine andere Gefangene dargestellt oder nur den abstracten Typus einer deutschen Frau ausgeprägt haben könne; und da sich aus der Zeit, welcher Styl und Arbeit dieses Bild zuweisen, kaum eine andere Beziehung desselben als auf den Triumph des Germanicus finden läßt, so räumen wir gern ein, daß die Deutung auf Thusnelda selbst so viele Wahrscheinlichkeit für sich habe, als man von einer archäologischen Conjectur irgend verlangen kann; wenn nun aber Hr Götting so weit geht, auch den Namen des Künstlers in dem Kleomenes, der den s. g. Germanicus des Pariser Museums gefertigt hat, nachweisen, und aus dem Kopfe eines Gladiators den Sohn der Thusnelda, ja diesen selbst zum Gladiator machen zu wollen, so hat uns dieses Uebermaß die Freude an seiner scharfsinnigen Entdeckung mehr getrübt als erhöht. Wir wollen nicht einmahl darauf Gewicht legen,

daß es noch gar nicht ausgemacht ist und sowohl von Winkelmann als von Visconti als zweifelhaft betrachtet wird, ob jene ideale Hermesbildung der Pariser Statue, als deren Verfertiger sich Kleomenes des Kleomenes Sohn genannt hat, wirklich einen Germanicus vorstelle; aber gesetzt auch die neuen Gründe, welche Hr Götting bey dieser Gelegenheit für die traditionelle Bezeichnung vorbringt, seyen stichhaltig, was hier zu erörtern uns zu weit führen würde\*), so ist es doch wahrlich eine starke Zumuthung, daß wir aus diesem einzigen Grunde, weil eins der vielen Bilder, die jene statuenreiche Zeit gewiß von dem allverehrten Helden besaß, von Kleomenes ausgeführt war, auch das Bild seiner Gefangenen ohne Weiteres für ein Werk desselben Meisters halten sollen! Hr Götting sagt zwar S. 10, daß unsere Wahl auf we-

\*) Nur über die Schildkröte als Symbol der Tapferkeit, wie sie Hr Götting deutet, kann Ref. auch hier seine Zweifel nicht verschweigen. Auf den peloponnesischen Münzen steht dieses Thier gewiß nicht als Wappen 'der tapfern spartanischen Hopliten', sondern wegen seiner Beziehung auf Hermes, den Gott des Verkehrs; und so geistreich die allegorische Beziehung ist, daß man dasselbe seines Schildes nur mit seinem Leben berauben könne, so kann sie doch schon aus dem einfachen Grunde nicht antik seyn, weil die Schale der Schildkröte (*χελώνειον*, *ελυργον*) meines Wissens niemahls im Alterthume als Schild betrachtet wird. Auch ob es wirklich eine Schildkröte ist, worauf die Virtus auf römischen Münzen ihren Fuß setzt, läßt sich nach anderen Beyspielen, wo dieser Gegenstand deutlich als Helm erscheint, fortwährend bezweifeln; und jedenfalls wäre es doch seltsam, wenn das nämliche Symbol, das bey der Aphrodite des Phidias (Pausan. VI. 25) auf die weibliche Tugend der Häuslichkeit (*οικουρία*) ge- deutet ward (Wytt. ad Plut. p. 891), gleichzeitig auch die entgegen gesetzte Bedeutung männlicher Tapferkeit enthalten hätte.



nige Künstler dieser Zeit beschränkt sey; dies kann jedoch nur so viel heißen, daß uns der Zufall nur wenige Namen von Künstlern aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts p. Chr. erhalten habe, nicht daß diese Zeit selbst arm an solchen gewesen sey, was durch die zahlreichen Reste, die wir selbst noch aus derselben besitzen, hinlänglich widerlegt wird; und wenn Hr Göttling nicht behaupten will, daß auch der Liberius von Piperno und die verschiedenen Agrippinen und die Reuterstatuen der Balbi aus Herculaneum und was unsere Sammlungen sonst noch an Büsten und Porträtstatuen von Germanicus Zeitgenossen aufweisen, aus der Werkstätte dieses einzigen Kleomenes hervorgegangen sey, so wird er einräumen müssen, daß die Annahme eines andern Künstlers für seine Thusnelda nicht nur die gleiche Möglichkeit, sondern auch eine ungleich größere Wahrscheinlichkeit für sich habe. Ein Anderes wäre es, wenn sich irgend eine Andeutung fände, daß beide Statuen zu einem größeren Ganzen gehört hätten oder am nämlichen Orte gefunden worden seyen; daß sie aber beide ursprünglich zu Rom, die eine im Pallaste Capranica, die andere in der Villa Montalto gestanden haben sollen, reicht dazu begreiflicherweise nicht aus, so wie es auch von selbst einleuchtet, daß an einem Triumphmonumente, wo das Bild der Gefangenen an seinem Platze war, der Triumphator nicht in der idealen Nacktheit eines Gottes oder Heros erschienen seyn würde; und wenn Hr Göttling sich auf die plastische Vorzüglichkeit beider Werke beruft, um ihre nähere Verwandtschaft glaublich zu machen, so hätten wir lieber erwartet, daß er Aehnlichkeiten der technischen Behandlung nachgewiesen hätte, während Classicität als solche in einer Nachahmungsperiode, wo Duzende von

Künstlern aus derselben Schule hervor gegangen mit gleicher Routine nach denselben Mustern arbeiten, kein individuelles Gepräge mehr enthält.

Noch bedenklicher übrigens steht es um den dritten Theil der Abhandlung oder die Deutung des englischen Gladiatorkopfes auf Thumelikus, zu deren Ende nicht bloß in das Kunstwerk, sondern auch in die schriftlichen Nachrichten der Alten Dinge hereininterpretiert werden müssen, die ein vorurtheilsfreyer Blick selbst der Möglichkeit nach nur theilweise darin finden kann. Was den Grad der Möglichkeit als solcher betrifft, so ist dieser ungefähr derselbe, wie wenn Jemand in dem Bilde eines unbekanntes Mannes in geistlicher Tracht eine Familienähnlichkeit mit dem Porträt einer Dame zu erkennen glaubte, von welcher er wüßte, daß ihr Sohn mit drey Jahren nach Jena zur Erziehung gekommen und später zu großer Auszeichnung gelangt sey, und aus jenem Bilde nun schloße, daß dieser Sohn dort Theologie studiert hätte und ein angesehener Geistlicher geworden wäre; die näheren Umstände aber, durch welche Herr Götting diese Möglichkeit zur Wahrscheinlichkeit zu erheben sucht, sind so beschaffen, daß sie uns dadurch eher geringer als größer zu werden scheint. Außer Strabo VII, p. 292, dem wir den Namen des Knaben *Θουμυλικός* und seiner Mutter mit der Notiz verdanken, daß er als *τριετής* den Triumph des Germanicus habe zieren müssen, handelt es sich hier insbesondere um die Auslegung der Stellen bey Tacitus Ann. I. 58: *educatus Ravennae puer quo mox ludibrio conflictatus sit, in tempore memorabo*, und XI. 16: *frustra Arminium praescribi, cujus si filius, hostili in solo adultus, in regnum venisset, posse extimesci, infectum alimonio, servitio, cultu, omnibus externis,*

und da nun in Ravenna eine berühmte Gladiator-  
 schule war, und Seneca Epist. 70 einem solchen  
 Fechter, der sich vor dem Kampfe selbst umge-  
 bracht hatte, die Worte in den Mund legt: quare  
 non omne tormentum, omne ludibrium jam-  
 dudum effugis? so zweifelt Herr Göttling nicht,  
 daß in dem Gladiator der englischen Sammlung,  
 dessen germanische Gesichtsbildung allerdings nicht  
 zu verkennen ist, der Sohn der Thumelda vorge-  
 stellt sey, der als öffentlicher Slave in Ravenna  
 zum Dienste der Schaulust auferzogen, in einem  
 Kampfe des Circus oder Amphitheaters seinen Tod  
 gefunden habe. Hiergegen ist aber zuvörderst zu  
 erinnern, daß nicht einmahl das gewis ist, ob  
 Thumelikus wirklich als Slave gehalten worden  
 sey. Wenn Tacitus Ann. I. 59 sagt: Arminium  
 rapta uxor, subjectus servitio uxoris uterus ve-  
 cordem agebant, so geht das begreiflicher Weise  
 nur auf die Gefahr, daß das erwartete Kind der  
 Slavery ausgefekt sey; Arminius konnte nicht  
 wissen, was Tacitus schon vorher erzählt, daß  
 der Kaiser auf Segests Bitten dessen liberis pro-  
 pinquisque incolumitatem versprochen hatte, wor-  
 unter nothwendig auch Befreyung von der Slavery  
 als dem Verluste der Persönlichkeit zu verste-  
 hen ist, und wenn wir auch Hn Göttling einräu-  
 men wollten, daß die ausdrückliche Versicherung  
 des Flavius bey Tacitus Ann. II. 10: neque  
 conjugem et filium ejus hostiliter haberi, zu  
 doppelsinnig sey, um ihn von seiner Ueberzeugung  
 abzubringen, so würde doch schon die andere Stelle  
 XI. 16, deren gegensätzliche Beziehung auf Thu-  
 melikus seinem Vetter Italikus gegenüber Hr Göt-  
 tling selbst S. 14 anerkennt: Romae ortum nec  
 obsidem sed civem, aufs deutlichste beweisen, daß  
 auch jener nicht als Slave sondern eben nur als

Geißel gehalten ward, was doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied ist! Auch der weitere Ausdruck *infectum servitio* steht dem nicht entgegen, da er dem ganzen Zusammenhange zufolge nur auf die slavische Zahmheit der römischen Sitten im Gegensatz der kurz vorher erwähnten germanischen Freyheit zu beziehen ist; selbst wenn uns Arminius leiblicher Sohn als König geboten würde, sagen die Oherusker, so wäre es bedenklich, da er unter dem Einflusse römischer Sittenverderbnis aufgewachsen ist — gerade wie auch Juvenal II. 166 ein Beyspiel von sittlicher Ansteckung bey einem fremden *obses* in Rom erzählt; wie aber *servitium* bey Tacitus nur zu häufig nichts als den Zustand des römischen Lebens unter der kaiserlichen Despotie bezeichne, brauchen wir Hr Götting nicht erst zu sagen, und führen ein einziges Beyspiel Ann. VI. 48 nur um deswillen an, weil in derselben Rede zugleich *ludibrium* im Munde eines Mannes erwähnt ist, bey welchem an einen Gladiator nicht gedacht werden kann: *sibi satis aetatis, neque aliud poenitendum, quam quod inter ludibria et pericula anxiam senectam toleravisset* u. s. w. Welcher Hohn es freylich war, der das Ende des unglücklichen Heldensohnes begleitete, müssen wir bedauern nicht zu wissen, da die versprochene Erzählung desselben unstreitig in die Bücher fiel, welche uns aus der Mitte der Annalen fehlen; inzwischen läßt selbst die Art, wie Tacitus sich im ersten Buche darüber ausdrückt, eher ein ganz eigenthümliches Ereignis voraussetzen, das einer weiteren Darstellung bedurfte, während dasjenige, was Hr Götting darin erblickt, von dem Geschichtschreiber mit eben so vielen Worten gleich hier bemerkt werden konnte; und da wir fast gleichzeitig Ravenna auch dem flüchtigen Marbod (Tac.

Ann. II. 63) und dem Pannonier Bato (Sueton. Tib. c. 20) zum Aufenthalte angewiesen sehen, so liegt es unseres Erachtens weit näher, die Erziehung des jungen Thumelikus an diesem Orte daraus abzuleiten, daß derselbe damahls überhaupt als Depot für Gefangene fürstlichen Geschlechts gebraucht ward. Daß wir ferner *alimonium* bey Tac. XI. 16 nicht mit Hn Götting auf die Mästung (*sagiva*) der Gladiatoren beziehen, geht schon aus unserer obigen Auffassung jener Stelle hervor und wird uns hoffentlich von Niemanden verübelt werden, der auch die folgenden Worte *cultus* und *omnia externa* ins Auge faßt, die doch unmöglich den jungen Gladiator, sondern einfach den im Auslande erzogenen, an fremde Kost und Körperpflege gewöhnten Knaben bezeichnen können; es bleibt also nur noch das letzte Argument zu betrachten übrig, das Hr Götting aus der griechischen Bedeutung des Namens Thumelikus = *Θυμελικός* für seine Auffassung desselben als Gladiator herleitet. Hier gesteht aber Ref. offen, daß er nicht weiß, wie er sich einem Gelehrten von Hn Göttings Auctorität gegenüber verhalten soll. Er will die Frage abgethan lassen, ob Thumelikus wirklich Slave war, der seinen Namen nicht von den Verwandten sondern von der Herrschaft zu empfangen hatte; er will auch nicht einmahl fragen, ob denn Strabo als gleichzeitiger griechischer Schriftsteller diesen Namen, wenn er wirklich ein griechischer war, mit *ov* statt *v* geschrieben haben würde; aber wo sind denn jemahls Gladiatoren unter die *θυμελικούς* gerechnet worden? *Τοῖς ἐν τῇ μουσικῇ διαγομένοις, τοῖς καὶ θυμελικοῖς καλουμένοις*, sagt Josephus Antiqu. XV. 8; Plutarch V. Sull. c. 36 verbindet *μίμους καὶ κίθαριστὰς καὶ θυμελικοὺς ἀνδρας* als Diener

weichlicher Schaulust und Genußsucht nach griechischer Weise im Gegensatze der italischen Sitte, welcher die Gladiatoren angehörten; Vitruv V. 8 unterscheidet sogar ausdrücklich scenicos und thymelicos so, daß jene auf der Bühne, diese in der Orchestra ihre Künste producieren, und wenn auch mitunter im weiteren Sinne thymelicus jeden scenischen Künstler bedeutet haben mag (Lobeck ad Phryn. p. 164), so sind doch Gladiatoren nie in scena aufgetreten und haben mit der *θυμέλη* und allem, was mit ihr zusammen hängt, auch nicht das Entfernteste gemein. Gesetzt also auch, obschon nicht zugegeben, Thusneldens Sohn habe wirklich als Slave den griechischen Namen *θυμηλικός* als Andeutung des Geschäftes, zu welchem er erzogen ward, geführt, so würde doch auch darin kein Beweis für sein Fechterhandwerk liegen, sondern das ludibrium vielmehr darin zu suchen seyn, daß er zum Musikanten oder Possenreißer abgerichtet worden wäre; da es uns jedoch aus den angeführten Gründen überhaupt unwahrscheinlich ist, daß Thumelikus als Slave erzogen worden sey, so fällt für uns auch jeder Grund weg, den Namen als einen ihm von Römern beygelegten zu betrachten und darin ein Prognostikon seines Schicksals zu erblicken. Selbst die Art, wie Strabo ihn neben Thusnelda nennt, scheint ihn als eben so germanisch wie diesen zu bezeichnen, da der Schriftsteller sonst wohl *ὄν Θυμηλικὸν ἐκάλουν* oder dgl. gesagt haben würde. Ref. erinnert sich, ihn irgendwo durch 'Zummelich' gedeutet gefunden zu haben, und seltsam genug ist sogar Hr Götting bey seiner Ableitung auf den Gedanken gekommen, daß Zummeln und Getümmel mit dem griechischen *θυμέλη* zusammen hänge; doch darüber wollen wir den Germanisten nicht vorgreifen.

Nach allen diesem ergibt sich nun leicht, daß wir selbst die Möglichkeit einer Beziehung des englischen Kopfes auf Thumelikus nur in dem Falle zugeben können, daß Hr Göttling von seiner Grundansicht abgehend keinen Fechter, sondern eben nur einen edlen Germanen in demselben zu sehen sich entschloße; aber auch hier würde noch immer die Frage übrig bleiben, wodurch denn jener als Erwachsener dergestalt bemerklich geworden sey, daß ein Künstler seinen Kopf zum Gegenstande einer unverächtlichen Darstellung gewählt habe. Denn gerade von dem Einzigem, was wir von ihm hören, von dem *ludibrium, quo conflictatus est*, tragen diese Züge keinerley Spur; und so gelehrt auch Hr Göttling nachgewiesen hat, daß Bilder berühmter Fechter in der Kaiserzeit nicht selten waren, so können wir doch, nach Beseitigung dieser Kategorie für Thumelikus, nur auf das schon in der vorjährigen Anzeige geäußerte Bedenken zurückkommen, daß in einer Zeit, wo selbst Statuen verdienter Männer keineswegs immer auf Porträtähnlichkeit Anspruch machten (*Dio Chrysost. Or. XXXI, p. 357*), ein Künstler auf die individuelle Gesichtsbildung barbarischer Kriegsgefangener solche Genauigkeit verwendet haben sollte. Selbst was Thusnelda betrifft, so kann ich, ohne deshalb die Beziehung der fraglichen Statue auf sie zu leugnen, die Gesichtszüge keinesweges nothwendig als Porträt erkennen; noch weniger aber kann die nationale Ähnlichkeit, welche der englische Kopf mit ihr darbietet, diesen sofort zum Sohne einer Mutter stempeln, von welcher Tacitus sagt, daß sie *mariti magis quam parentis animo* gewesen sey, und von deren Sohne folglich ohnehin zu erwarten war, daß er mehr die väterlichen als die mütterlichen resp. großväterlichen Züge getragen

haben werde. Dazu kommt, daß ich jenen englischen Kopf wirklich für den eines Gladiators halte, und folglich nicht einmahl die einzige Bedingung einräumen kann, unter welcher ich selbst noch die Möglichkeit, daß er Thumelikus vorstelle, zugegeben habe; im Gegentheil, gerade je mehr ich In Götting beypflichte, wenn er S. 17 sagt: 'schon der erste Blick lehrt, daß hier ein jugendlicher Gladiator dargestellt ist', und dieses dann sowohl aus dem Schnurbarte als aus dem Ausdrucke des Gesichtes weiter nachweist, desto mehr muß ich nach dem Gesagten seine Deutung auf den Sohn des Arminius ablehnen. Nur wenn wir uns dächten, daß dieser, nachdem er als Geißel aufgewachsen, gleichwohl später von derselben Despotie, die ja selbst römische Ritter und Patricier in der Arena zu erscheinen zwang, gegen Völkerrecht und Gebühr zu einem solchem Schauspieler erniedrigt worden wäre, könnte jene Möglichkeit wieder einigen Platz greifen; daß aber zu solcher Annahme weder in den Aeußerungen der Zeugen noch in der Bildung des vorliegenden Kopfes irgend ein näherer Grund enthalten sey, glaube ich genügend dargethan zu haben, und so lange die Philologie nicht Alles als wahrscheinlich oder gar gewis annehmen soll, wovon sich das Gegentheil nicht mathematisch erweisen läßt, wird auch die gegenwärtige Deutung von keinem vorsichtigen Forscher auch nur in hypothetischer Weise angeeignet werden dürfen.

K. Fr. H.

### W i e n,

bey Carl Gerold 1844. Practische Monographie der Bandwurmkrantheit durch 206 Krankheitsfälle erläutert von Andreas Ignaz Waw-



ruch weiland ordentl. öffentl. Professor der medicinischen Klinik für Chirurgen an der Universität Wien. Mit einem Vorworte von Dr J. K. Bischoff Edlem von Altenstern. XX und 212 Seiten in Octav.

In dem Vorworte gibt der Herr Herausgeber an, daß diese Schrift die letzte seines Freundes und Amtscollagen an der Wiener Universität gewesen sey, und daß seine Erfahrungen in Betreff der Behandlung der in ihr dargestellten Krankheit ganz mit der hier angegebenen übereinstimmten. Die Schrift zerfällt in 9 Hauptstücke: 1) Nachlese aus älteren Erfahrungen der Indier, Griechen, Römer; 2) physiologische und nosologische Beziehung; 3) Diagnose; 4) Aetiologie als Disposition und erregende Ursachen; 5) Ausgänge der Krankheit; 6) Prognose; 7) Behandlung; 8) Umriss der Krankheitsgeschichten; 8) Ergebnisse der behandelten Fälle.

Wir heben als wichtigstes Resultat das therapeutische Verfahren heraus, das zwar an sich weder neu noch eigenthümlich, doch durch seine Einfachheit und durch seine, hier mit mehreren hundert Fällen, die meist glücklich abgelaufen sind, beglaubigte Sicherheit wohl verdient die Aufmerksamkeit der Aerzte zu erwecken.

Die Cur zerfällt a) in die Vorbereitungs- oder Hungercur, indem der Kranke 3 — 4 Tage gar keine solide Nahrung, sondern bloß eine klare Rindsuppe und dazu noch eine leicht auflösende Arznei bekommt. Von dieser vorgängigen Entziehung der Speisen hänge der günstige Erfolg der nachherigen Behandlung vorzüglich ab. b) In die eigentliche Abtreibecur. Hierzu werden zuerst die Mittel angewandt, welche den (durch die Vorbereitung unruhig gewordenen und aus seinem Neste aufgestö-

berten) Wurm tödten. Hierzu dient das Pulver der Farnkraut = Wurzel und das Ricinus = Del (das aus den Samen des Wunderbaumes mit den Hülsen möglichst frisch ausgepreßt seyn muß). Sodann die Mittel, welche ihn entfernen, was durch Kalomel in Verbindung mit Gummigutt am besten bezweckt wird. Das Einzelne über die Folge, Stärke, besondere Wirkungen der Gaben, über die Beschwichtigung der zuweilen eintretenden heftigen Zufälle, über die Nachcur mit einhüllenden, anti-phlogistischen Mitteln ist in der Schrift ausführlich behandelt.

Die ganze Cur ist in der Regel in 6 — 8 Tagen beendet. Der Wurm geht ganz oder stückweise ab. Natürlich ist hiermit keine Garantie seiner Wiedererzeugung gegeben. Hinsichtlich der Zeit, binnen welcher die Wiedererzeugung zu erfolgen pflegt, wird bemerkt, daß man als ausgemacht annehmen dürfte, daß der Patient hoffen könne von seinem Uebel befreuet worden zu seyn, wenn sich nach dem Ablaufe von 10 Wochen keine Wurmglieder mehr zeigen.

Der Verf. hat bey allen Kranken = Geschichten auch den Stand des Mondes angegeben, indem er bemerkt haben will, daß die glücklichsten Fälle dann eintreten, wenn die Cur zur Zeit des abnehmenden oder Neumondes vorgenommen wurde.

Derselbe hat auch das Filizin statt des Pulvers der Wurzel anzuwenden versucht, aber wegen der heftigen Nebensymptome, die es hervor ruft, davon abstehen müssen. (Was hier unter 'Filizin' verstanden ist, wird nicht angegeben. Bekanntlich gibt es einen besonderen Stoff dieses Namens nicht. Wahrscheinlich ist das ätherische Wurzelextract gemeint.)

Ein Fall wird erwähnt (S. 80), wo eine schwangere Frau zu gleicher Zeit von einem Mädchen und einer ausgebildeten Lanie entbunden wurde. Das neugeborne Kind verrieth durch den Abgang einzelner Glieder im ersten Kindespech die Gegenwart dieses Parasiten.

### M i t a u,

bey Friedrich Lucas 1844. Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jacob. Mit Rückblicken in die Vorzeit. Von Otto von Mirbach. Theil I. XIV und 331 S. Theil II. XII und 312 Seiten in Octav.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn Briefe im modernen Stil und — wenn auch wider Willen — in modernen Anschauungen, untermischt mit Originalmittheilungen in der Sprache des 17. Jahrhunderts, mit dem Alter eines Datums von fast zwey Jahrhunderten zu uns reden. Ohnstreitig eine leichte und für solche, die den mühseligen Weg ernster Studien scheuen, bequeme Methode, sich mit den Erscheinungen der Vergangenheit bekannt zu machen. Andererseits engen den Verfasser keinerley Schranken ein; er ergeht sich in seinen Erzählungen ungehindert nach allen Richtungen und indem keinerley Zwang ihn an eine systematische Ordnung fesselt, läßt er, nach zusagender Auswahl, hier und da gruppenweise oder in einzelnen Portraits die Erscheinungen der Vergangenheit sichtbar werden. Seine Schilderungen beginnen mit dem Jahre 1672 und erstrecken sich bis zur Mitte des Jahres 1677. Sie verbreiten sich theils über den französisch-holländischen Krieg, an welchem drey von den Staaten

in Dienst gezogene kurlische Regimenter Theil nahmen, theils über das Hof- und Volksleben in England und Frankreich, wo der Brieffsteller längere Zeit weilte, über Westphalen, dessen Adelsfamilien bekanntlich meist mit denen Kurlands in den engsten verwandtschaftlichen Beziehungen stehen, sodann über die politischen Verhältnisse, in welchen Herzog Jacob und dessen Vorgänger zu den Nachbarreichen Polen, Schweden und Rußland standen.

Von bey weitem größeren Interesse sind die aus Kurland gerichteten Briefe. Beschreibungen von Schlössern und Städten dieses Landes, von Persönlichkeiten des Regentenhauses, von dem Zustande der dortigen Industrie und des damahls keinesweges unerheblichen, nach kurlischen Colonien in Afrika und Amerika sich erstreckenden, Handels wechseln hier mit Notizen über einige durch Alter und Ansehen hervor ragende Adelsfamilien, mit Schilderungen der Sitten und Lebensweise in den verschiedenen Ständen, der politischen Verhältnisse und der Verhandlungen auf dem Landtage, häufig mit Rückblicken auf die ältere Geschichte Kurlands. In diesem Theile seiner Darstellungen unterstützt den Verfasser eine genaue Kenntniß der im Allgemeinen wenig bekannten Geschichte Kurlands. Manche für die Culturgeschichte jener Zeit wichtige Actenstücke sind von ihm geschickt in die Erzählung eingewebt und es hält schwer, den Wunsch zurück zu drängen, daß der Verfasser sich ausschließlich auf die Mittheilung solcher Gegenstände beschränkt haben möchte, welche sich unmittelbar auf die äußere und innere Geschichte seiner Heimath beziehen. Hav.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

125. Stück.

Den 5. August 1844.

---

B e r l i n.

Verlag von Veit und Compagnie 1843. Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath u. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage. 437 S. in Octav.

Die Bekanntschaft, die das forstmännische Publicum mit diesem Werke des Hn Verfs bereits gemacht hat, wird uns entschuldigen, wenn wir uns bey der Anzeige der zweyten, durchaus umgearbeiteten Auflage mehr auf eine Darstellung der geistigen Physiognomie desselben beschränken, als auf eine ausführliche Vorlage seines Inhalts einlassen. Dieser wird sich sogar zum Theil aus jener, wie Wirkung aus Ursache, ergeben.

Der Geist, der dies ganze Buch wie Seele den Leib durchdringt, ist: alle Waldschätzungen, sie mögen von einem Grundsatz ausgehen, von welchem sie wollen, können nie den wahren Holztertrag richtig voraus bestimmen; am allerwenigsten haben diese Schätzungen Werth, wenn sie sich auf junges Holz, was erst nach Verlauf einer unbestimmten

Reihe von Jahren haubar wird, beziehen; es sind dies Voraussetzungen, die die Natur in jedem Augenblicke über den Haufen werfen kann; es ist daher 'lächerlich' (der eigene Ausdruck des Hn Berfs) auf die genaue Erforschung des Holztrages so viel Zeit und Kräfte zu verwenden, als hin und wieder wirklich geschieht, noch lächerlicher aber, sich an die Resultate einer vorgenommenen Waldschätzung so zu binden, daß man davon unter keinerley Umständen abweichen wolle; die echte, wahre und nachhaltige Forstwirthschaft sey eine solche, die sich auf die Ertrags- (Productions-) Fähigkeit des Waldes stütze, diese müsse man nie aus dem Auge verlieren und diese, nicht die 'papiernen' Resultate einer künstlichen Taxation, durch alle Zeitalter hindurch zum Grunde legen und sie den jedesmahligen Zeit- und Waldzuständen geschickt anpassen u. s. w.

Vermöge dieser Ansicht will denn der Hr Berf. auch nicht die Zahl der Waldschätzungs- Lehren, von denen keine noch bis jetzt untrüeglich befunden, mit einer neuen vermehren, sondern nur beschreiben, wie verfahren werden muß und verfahren worden ist, um zu irgend einem genügenden Resultate zu gelangen; er will sich eigentlich weder für das rationelle (Hundeshagensche), noch für das empirische (Hartigische) Verfahren unbedingt aussprechen, obwohl er sich doch hinsichtlich der Staatsforsten auf Seite des letzteren neigt, sondern es einem Jeden überlassen eine Methode, wie sie ihm nach Zeit und Umständen angemessen erscheint, auszuwählen und anzuwenden, (zu welchem Ende er denn Vorschriften, mit Prüfung ihres practischen Werthes, für jede dieser Methoden hinzu fügt) und zuletzt nur noch Anwendungen seiner Lehren auf Waldwerthberechnung unter verschiedenen Umständen hinzu fügen zc.

Ref. kann nicht in Abrede stellen, daß er diesen Ansichten des Hn Berfs im Allgemeinen vollkommen beypflichte. Er hat es, auf die Gefahr hin unrichtig beurtheilt zu werden, bey vorkommenden Gelegenheiten nie unterlassen auf die absolute wissenschaftliche Unmöglichkeit, durch Rechnung oder durch Erfahrung, auf dem rationellen oder empirischen Wege, die wahrhafte, vollständige Entwicklung eines organischen Körpers oder, was Eins ist, eines Waldes, anders als durch einen glücklichen Zufall aufzufinden, aufmerksam zu machen; er ist jederzeit bemüht gewesen zu zeigen, daß aller Waldbewirthschaftung, wissenschaftlich und durch alle Zeitalter hindurch, kein anderes Princip untergelegt werden könne, als die Productionsfähigkeit des Waldes, eines Datums, was in der That für diesen Zweck so schwer nicht zu erforschen ist, als man es hin und wieder wohl hat glauben machen wollen; und er hat es auf das innigste bedauert, daß so viele treffliche, vorzüglich mathematische Köpfe, ihre herrlichen Kenntnisse und so viele wohlwollende Gouvernements ihre pecuniären u. Mittel zur Findung eines unmöglichen Problems, zur Füllung des Fasses der Danaiden, wo Zeit und Geld unten immer wieder heraus läuft, wahrhaft verschwendet haben! Wie bey weitem besser hätten die Wälder sich dabey gestanden, wenn jene geistigen und materiellen Kräfte auf die Fixirung der Belastungen der Wälder, auf die Entwerfung von Betriebsplänen und auf den Anbau der Blößen verwandt worden wären; dadurch hätte ihr innerer Werth und das National-Vermögen wahrhaft gewonnen, während sie, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, durch die ewigen formellen Taxationen, gleich einem Kranken, der vielen Aerzten

durch die Hände läuft, nicht selten immer nur noch tiefer herab kommen!

So weit kann man mit dem Hn Verf., was die wissenschaftliche Grundlage aller und jeder Waldschätzungs-Vorschriften überhaupt und ihre Anwendung auf die Bewirthschaftung und Benutzung der Wälder, insbesondere der Staatswälder, betrifft, vollkommen einverstanden seyn. Allein weiter möchten wir auch nicht gehen. — Es gibt eine Menge von Erscheinungen in der Natur, von denen wir die letzten Ursachen nicht kennen und vielleicht auch nie kennen lernen werden, die wir also auch mit unserem Verstande nie werden construieren können. Nichts desto weniger ist der menschliche Geist beständig angetrieben ihnen nachzuspüren; er mag so oft zurück geschlagen werden, wie man wolle; immer kömmt er zum Angriffe wieder zurück, und das ist ein großer Gewinn für ihn und für die Wissenschaft! Wie würde es um die Wissenschaft stehen, wenn die Forschung, abgeschreckt durch die Schwierigkeiten gleichsam, wie jener griechische Philosoph vor der Ebbe und Fluth, umkehrte und sich der Verzweiflung übergäbe! sie würde nicht weiter gebracht worden seyn, während sie jetzt bey jedem Schritte, den die Forschung vorwärts thut, eben so viel Terrain in ihrem Felde gewonnen hat, den Vortheil der Schärfung des menschlichen Verstandes nicht einmahl in Anschlag gebracht.

Eben so verhält es sich auch mit der Nachforschung nach den Wachsthums- und Entwicklungs-Gesetzen der Bäume und der Wälder oder, was einerley ist, den letzten Gründen der Waldtaxations-Lehre. Schwerlich werden wir sie jemahls von vorne herein entdecken, aber nichts desto weniger können und müssen wir ihnen beständig und zwar auf dem Wege der Beobachtung, damit der Rech-



nung ein Fundament verschafft werde, nachspüren' sonst verfallen wir in die Zeiten der Taxation durch Köhler und Holzhauer oder des starren Empirismus.

Anderß ist es mit der Anwendung des Erforschten und Bekannten zc. auf das practische Leben. Hier treten materielle Gründe und materielle Zwecke ein; die wirkliche Darstellung des höchsten Wissenschaftlichen kann mit so vielen Schwierigkeiten und Verlusten auf der andern Seite verbunden oder auch von so wenigem practischen Nutzen für das Ganze seyn, daß es, wenn nicht thöricht, mindestens rein pedantisch seyn würde, unter allen Umständen danach zu streben. Ist es uns erlaubt hier zur Erläuterung ein Gleichniß anzuführen, so wollen wir es von der Abmessung der Zeit durch die Uhren entlehnen. — Im gemeinen Leben wird man recht gut durch eine hölzerne Wanduhr oder, eine Stufe weiter, durch eine gute Taschen- oder Thurm-Uhr fertig; die Dinge gehen ihren Gang, die Zeit mag einige Minuten früher oder später abgelaufen seyn als recht ist. Damit ist aber der Physiker oder der Astronom, der den Eintritt einer Erscheinung am Himmel oder auf der Erde beobachten will, nicht zufrieden; er will eine gute Sekunden-Uhr oder eine astronomische Uhr haben, sonst sind seine Rechnungen nicht richtig; in den Händen des Landmanns wäre sie etwas wahrhaft 'Lächerliches'!

So ist es auch ferner mit der Forsttaxationslehre!

Für die Forstbewirthschaftung oder für das gewöhnliche Forstbetriebsleben ist ein Verfahren, wie es der Hr Verf. vorschreibt (wir wiederholen es mit Ueberzeugung), nicht allein zureichend, sondern das einzig zweckmäßige; aber es ist nicht durchaus ausreichend, wenn es auf eine möglichst scharfe

Scheidung des Mein und Dein ankommt; hier will das Gesetz oder das Interesse, daß man an die äußerste Grenze des Wissens gelange, und dazu kann man öfter die genauesten Nachforschungen, damit wenigstens das Formelle beobachtet werde, nicht entbehren.

Dieserhalb hätten wir gewünscht, daß der Herr Verf., dessen Meinung in der forstlichen Welt mit Recht von Gewicht ist, in dem Vortrage seiner Lehren den Schein vermieden hätte, als wäre er aller wissenschaftlichen Nachforschung nach den Taxations = Gesetzen oder aller rein wissenschaftlichen Begründung derselben abhold. Das ist sicher nicht der Fall. Aber die Worte, mit denen er solche Nachforschungen bezeichnet, möchten den Schüler glauben lassen, er möchte unter allen Umständen mit dem Erlernten ausreichen und brauche nicht weiter zu streben. Dabey würde die Wissenschaft und er selber sich aber sehr übel stehen!

Nachdem wir so den Geist, der dies Buch beherrscht, bezeichnet und unsere Ansicht darüber ausgesprochen haben, können wir den Inhalt desselben mit größerer Kürze darstellen.

Der Hr Verf. theilt sein Werk in vier Abtheilungen. In der ersten werden die allgemeinen Grundsätze des Verfahrens bey der nachhaltigen Ertragsberechnung, in der zweyten die bey der Ertragsberechnung und Betriebsregulierung vorkommenden Arbeiten, in der dritten die Lehren von der Waldwerth = Berechnung und in der vierten die Grundsätze der Taxation, behuf Begründung einer Walddevastation abgehandelt. Von jeder Abtheilung Einiges. Sehr interessant und lehrreich ist die in der ersten Abtheilung vorkommende geschichtliche Darstellung, wie sich die Lehre der Waldtaxation nach und nach ausgebildet hat. In

den ersten Zeiten der aufkeimenden regelmäßigen Behandlung der Wälder, zu den Zeiten der ältesten Forstordnungen (im 16. Jahrhundert), kannte man noch keine eigentliche Forsttaxation; man beschränkte sich auf eine Eintheilung der Fläche in Schläge, und allerdings wäre dadurch eine nachhaltige Bewirthschaftung am besten gesichert gewesen, hätte sie sich unter allen Umständen bewährt erwiesen. Das war aber nicht der Fall, deswegen mußte man vom Boden auf den Wald, vom Producenten auf das Product übergehen und sehen, wie beide in Uebereinstimmung ständen oder auf ewige Zeiten in Uebereinstimmung gebracht werden könnten. Der Hr Verf. führt nun, von Beckmann bis zu Smalian herab, alle die Männer namentlich auf, deren Bemühungen zur Lösung jener Aufgabe öffentlich bekannt geworden sind, und charakterisiert und würdigt deren Verfahren mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinn. Wir können ihm darin nicht folgen, sondern bemerken nur, daß im Allgemeinen alle Taxations = Vorschriften sich auf zwey Classen, auf eine empirische, die das Bestehende zur Grundlage nimmt, und auf eine rationelle, die von der möglichen Productivität des Bodens *z.* ausgeht, zurückführen lassen. Die erste ist conservativ, sie will vom Bestehenden zur Besserung fortschreiten; die letztere ist reformativ, sie will den fehlerhaften Zustand der Dinge auf einmahl aufheben und einen Waldbestand darstellen, den sie normal nennt. Der Hr Verf. erklärt sich für das erstere Verfahren mit angemessenen Modificationen und führt nun (S. 103), nachdem er so die Leser in den Stand gesetzt hat, selber zu urtheilen, die Länder auf, worin das Forsttaxations = Wesen systematisch und mit einiger Allgemeinheit, mindestens für die Domainal = und Staatsforsten, durchgeführt worden ist.

Preußen steht hier an der Spitze; dann folgen Sachsen, Baden, Württemberg und Bayern; in jedem Lande wird das Taxationsverfahren mit großer Unparteylichkeit geprüft und gewürdigt; namentlich erhält das Sächsische (Gottaische) die verdiente Anerkennung. Aus der am Schlusse dieser Abtheilung geschehenen Zusammenstellung der bey der nachhaltigen Ertragsberechnung bisher gemachten Erfahrungen ergibt sich, im Sinne des Hn Verfs, das allgemeine Resultat, 'daß alle diese Berechnungen einen schwankenden Boden unter sich haben.'

In der zweyten Abtheilung: Von den bey der Ertragsberechnung und Betriebsregulierung vorkommenden Arbeiten (S. 145), werden die Begründungen der Forsttaxation abgehandelt. Zuerst von der Forstvermessung. Sechs verschiedene Karten sollen angefertigt werden: eine Grenz-Karte, Terrain- oder Boden-Karte, Bestandes-Karte, Wirthschafts-Karte, Hauungs-Karte und Situations-Karte! Der Revier-Verwalter soll die Taxation vornehmen (S. 160). Eine ganz in der Natur der Sache begründete Forderung! Niemand kann die Verhältnisse des Waldes besser kennen, als gerade dieser; es ist zu verwundern, daß von dieser Forderung anders, als wenn der Revier-Verwalter gänzlich unfähig ist, eine Ausnahme gemacht werden will. S. 164 u. f. von der Eintheilung der Forsten in Wirthschafts-Figuren, Bestandes-Figuren, Jagen, Blöcke; in mathematische oder physikalische (Proportional-) Schläge zc. Alles mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit und mit vorzüglicher Hinsicht auf die preussischen Forsten, in denen die Eintheilung in 'Jagen' recht zu Hause.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

126. 127. Stück.

Den 8. August 1844.

---

B e r l i n .

Schluß der Anzeige: 'Die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange. Von Dr. W. Pfeil, Oberforstrath u. c. Zweite durchaus umgearbeitete Auflage.'

S. 190. Von der Anfertigung der Erfahrungstafeln; dieses hochwichtigen Datums aller Betriebs- und Abgaben-Regulierung! Die dabey eintretenden Schwierigkeiten werden hervor gehoben; da aber dabey nothwendig die Rede vom Wachsthumsgange der Bäume ist, so wird in einer Anmerkung ein Seitenhieb auf Hn Oberforstmeister Smalian's Taxationslehre, die mehr oder weniger auf den Wachsthumsgang einzelner Bäume begründet zu seyn scheint, ausgeführt, der uns in Bezug auf das, was wir oben über das nothwendige Bestreben des menschlichen Geistes, die Taxationslehre immer mehr auf feste unwandelbare Grundsätze zurück zu führen bemerkt haben, unverdient zu seyn scheint. — Von der Anwendung der Erfahrungstafeln im Allgemeinen und was dadurch

bezweckt werden soll; wobey mit Recht auf die Nothwendigkeit, auch die Durchforstungs=Erträge zu ermitteln, aufmerksam gemacht wird. — S. 216. Von der Aufnahme der vorhandenen Bestände nach ihrem Vorrathe und Zuwachse. Hier werden die verschiedenen Arten dieser Aufnahme, einmahl durch Auszählung zc. der einzelnen Bäume und dann durch Ausmessung mit Massen auf Flächen als Einheit, recensiert und die Königschen Tafeln mit Recht empfohlen. Die Schätzung der Höhe der Bäume ist immer mit Schwierigkeit und Unsicherheit, selbst nach der Methode des Hn Berfs durch angelegte Stangen zc. verbunden; eine Schätzung nach dem Verhältnisse des Durchmesser zur Höhe, was zwar keinesweges ein constantes, aber in vielen Fällen ein bestehendes ist, möchte vielleicht eben so weit führen. Die Lösung der Frage S. 240, welchen Grad der Genauigkeit man bey der Schätzung des haubaren Baumholzes fordern könne, scheint uns verfehlt oder vielmehr gar nicht geleistet, denn wir finden diesen Grad, objectiv, gar nicht angegeben. Verhältnismäßig leicht ist die Aufnahme vorhandener regelmäßiger zc. Bestände, aber schwieriger ist sie bey lückenhaften jungen Beständen, bey Beständen von ungleichem Alter, von verschiedenen Holzgattungen u. s. w. Für alle diese, in den Wäldern so häufig vorkommenden Fälle wird das Aufnahme=Verfahren mit großer Sachkenntnis vortragen. — S. 260 geht nun der Hr Verf. zur Schätzung der Niederwaldbestände und des Unterholzes im Mittelwalde, so wie S. 266 und 268 zur näheren Ausführung der Berechnung des nachhaltigen Ertrages des Kopfholzes und zur Schätzung des Ertrages einzelner Pflanzstämme, über. Die Erträge des Kopfholzes hat er mit besonderer Ausführlichkeit, nach unserem Bedünken sogar mit zu

großer, behandelt, denn im Allgemeinen kommen sie selten in großer Ausdehnung vor und kommen sie vor, so gehören sie doch immer in die Classe der Schlaghölzer, denn auch bey diesen fallen die Mutterstücke doch zur endlichen Benutzung.

§. 268 wird die Berechnung des Zuwachses, des gegenwärtigen und künftigen, (des großen Räthsels der Bäume, was die Forstverständigen bald durch eingehauene Kerben, bald durch in einander geschobene Cylinder zc., bald durch angelegte Formeln zc. zu lösen suchen), nach Masse und nach Procenten, mit Anwendung auf junge Hochwaldsbestände, auf den Niederwald und wiederum auf das Kopfholz, gelehrt und dabey immer auf die Unsicherheit aller dieser Berechnungen, insbesondere wenn sie den Charakter der Voraussagung auf eine entfernte Zukunft annehmen, hingewiesen. Ref. kann nur wünschen, daß die Bemerkungen des Hn Verfs, die auf den eigentlichen Stützpunkt der Taxationen gerichtet sind, in Forstbetriebs = Hinsicht recht ernstlich erwogen werden möchten! — §. 280 rückt der Hr Vf. dem Zielpuncte aller Waldtaxationen in Betriebs Hinsicht, nämlich der Berechnung des nachhaltigen Abgabefahes, gegründet auf die Aufnahme des vorhandenen Holzvorrathes und dessen Zuwachses, näher, und handelt mit besonderer Vorliebe, dem Geiste seines Buches gemäß, (§. 285) von der 'Lächerlichkeit' einen erforschten Abgabefah unbedingt durch alle Epochen, zum Nachtheile der Gegenwart und zum Besten der Nachkommenschaft, durchführen und innehalten zu wollen; weswegen denn auch (§. 287) der Fachwerksmethode in dieser Beziehung der Vorzug eingeräumt wird, weil sie den Wald so benutzen und die Bedürfnisse so bestreiten lasse, als es die Wald = und die Gesellschafts = Bedürfnisse erheischen.

Hier ist abermahls eine von denjenigen Stellen, wo der Hr Verf. Anlaß zu Mißdeutungen seiner eigenen Ansichten geben und als ein Lobredner der Lehre: 'après moi le déluge!' angesehen werden könnte. Sicherlich wird ihm Jeder, der nur einigermaßen mit dem Lebenslaufe der Wälder bekannt ist, darin Recht geben, daß es unmöglich sey, einen erforschten Abgabesaß unter allen Umständen einzuhalten; auch wird Niemand, zum Besten der Nachkommenschaft, unter freyem Himmel liegen, todt frieren oder rohe Speisen essen wollen; aber die Nachkommenschaft hat dieselben Ansprüche an uns, die wir an unsere Vorfahren so gerne geltend machen; die Wälder sind, wie die Bergwerke, ein National-Gut, was von Geschlecht auf Geschlecht gebracht werden muß; es muß Sorge der Regierung seyn, diese Uebertragung so sicher für die Zukunft als unnachtheilig für die Gegenwart einzurichten; thut sie das nicht, so würde ihr der Vorwurf des Zulassens eines forstlichen 'Raubbaues' treffen, der in der That gegründeter erscheinen möchte, als bey dem Bergbau, weil hier der Ertrag doch einmahl zu Ende geht und an einen Wiederwuchs nicht zu denken ist u. s. w.

Begreiflich will der Hr Verf. so etwas durchaus nicht, aber die Fassung seiner Gedanken könnte zu dem Glauben veranlassen, als sähe er den Abgabesaß nur so als einen guten Rath an, den man bald aus den Augen setzen, bald befolgen könne, so wie es das gegenwärtige Interesse erheische. Davor möchten wir warnen und im Gegentheile den Abgabesaß oder, was einerley seyn dürfte, die Productionsfähigkeit des Waldes, als einen Leitstern dargestellt sehen, der den Betriebsbeamten durch die Ansprüche der Gegenwart und der Zukunft sicher hindurch führt. — S. 289 wird



noch von dem Werthe der Hiebs- und Wirthschaftspläne und S. 292 von den Reserven gehandelt und dann S. 295 zu der Lehre von der nachhaltigen Ertragsberechnung im Mittelwalde geschritten. Hier will der Hr Verf., was die Eintheilung betrifft, Proportional-Schläge erst nach mehrmahligen Abtrieben gelten lassen und meint mit Recht, daß bey dem Normalbestande diese wirklichen Abtriebe die besten Anhaltspuncte zur Ertragsberechnung, sowohl des Unter- als Oberholzes, lieferten. Ist der Bestand des Oberholzes nicht normal, unterscheidet der Hr Verf. drey Fälle, nämlich: 1) wenn bloß das haubare Holz berechnet und vertheilt werden soll, das Oberholz und die Laßreiser nicht; 2) wenn auch die Oberständer und Laßreiser abgeschätzt werden sollen und 3) wenn keine jährliche, sondern nur eine periodische Eintheilung im Mittelwalde vorgenommen worden ist, und liefert für alle drey Fälle erläuternde Tabellen. Diese Behandlung führt S. 305 (nach des Ref. Ansicht) ziemlich natürlich zu der Ertragsberechnung des Plenterwaldes, wobey die Regel gegeben wird, 'daß der Etat nur für eine solche Zeit berechnet werden solle, wie er aus dem Holze erfüllt werden kann, was schon jetzt benutzbar ist, bey welchem sich der Zuwachs mit genügender Sicherheit bestimmen läßt und von welchem also auch die Holzmasse, die er liefern wird, so weit dies überhaupt bey jeder Taxation möglich ist, mit Sicherheit voraus bestimmt werden kann.' — Ob diese Regel hinlänglich klar, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Uns dünkt, da ein ängstliches Classenverhältniß im Plenterwalde schwerlich wird durchgeführt werden können, daß die Feststellung eines Nutzungsprocentß oder der mittleren u. Ertragsfähigkeit, die beste Regel zur Bewirthschaftung

des Plenterwaldes sey; weswegen uns hier auch die Ablehnung der Vorwürfe, die man bey der Umwandlung des Plenterwaldes in einen reinen Hochwald der Fachwerksmethode macht, nicht ganz gelungen zu seyn scheint. Von der Anordnung der Holzung (des Abtriebes) nach dem berechneten Abgabefake (S. 309). So wie der Taxation ein Betriebsplan voran gehen muß, so muß ihr eine Hiebsordnung nachfolgen; also die Lehre vom Genuß, nachdem die Lehre von der Herbenschaffung und Abmessung desselben voran gegangen! Der Hr Verf. läßt sich hier sehr ausführlich über die s. g. 'Ausgleichung der Perioden' nach ihren Material- Erträgen aus, erklärt ein zu ängstliches Bestreben danach für 'lächerlich', vindiciert S. 317 den Betriebsbeamten einen größeren Spielraum und will nur für die erste Periode einen speciellen Hiebsplan aufgestellt wissen u. — Von der Nothwendigkeit das Taxations-Verfahren jedesmahl den Verhältnissen anzupassen (S. 321). Der jedesmahlige Waldzustand, die Fähigkeit der Taxatoren u. soll das jedesmahl zu ergreifende Taxations-Verfahren bestimmen; mehrere Fälle werden zur Erläuterung aufgeführt. Dies ist dem Zwecke des Hn Verfs gemäß, der keine neue, einige Taxationslehre aufstellen, sondern nur das Bekannte zur beliebigen Auswahl nach gehöriger Würdigung vortragen wollte, wofür ihm practische Forstleute u. verbunden seyn werden. Wissenschaftlich müßte man die Sache umdrehen und von der Nothwendigkeit, die jedesmahligen Waldverhältnisse dem Taxationsverfahren anzupassen reden, denn es kann nur ein Taxationsverfahren geben, was das richtige ist, oder doch als das richtige gedacht wird. In dies müssen sich alle Waldzustände fügen, wie sich Materie in eine Form, das Concrete in das Allgemeine, fügen muß. Gib

man mehrere Verfahren zu oder bringt sie gar in Vorschlag, so sind dies eigentlich keine wahren Taxationen, sondern nur Ueberschläge, Unterordnungen von Taxationen, die, selbst nach der Ueberzeugung des Ref. in Betriebshinsicht ihren großen Werth haben, in einen rein wissenschaftlichen Vortrag aber nicht hingehören, sondern denselben nur verweiläufigen und zu einem Exempelbuche machen. — S. 325 wird von der auf die Abschätzung des Bestandes gegründeten Eintheilung des Niederwaldes gehandelt, insbesondere von der Frage, wie zu verfahren, wenn z. B. Weideberechtigungen mit Zuschlagsquoten auf Niederwäldern ruhen, wenn gleiche Materialerträge alljährlich erzielt werden sollen, wenn Ellernbrücher vorhanden, die nicht immer zufrieren u. s. w. Alles ungemein practisch.

Ueber die Einrichtung der Controle der Schätzung (S. 329), über die Form der Darstellung der Taxations-Resultate (S. 335), über die die Ertragsberechnung rechtfertigenden und die Betriebsregulierung begründenden Beylagen (S. 342), und über die Aufrechthaltung der Taxation und über die Taxations-Revisionen (S. 351), gehen wir schnell mit der allgemeinen Bemerkung hinweg, daß alle diese, gleichsam den Rahmen der eigentlichen Taxation bildenden und zum Theil sogar von der allgemeinen Forst- und Landesverfassung abhängenden Gegenstände sehr ausführlich und lehrreich und ganz in dem Geiste des Hn Verfs d. h. mit Verwerfung aller überflüssigen Weitläufigkeit und allem pedantischen Festhalten an Taxations-Resultate, die im wirklichen Forstleben nicht Stich halten u. s. w., vortragen sind. Mit vollem Rechte wird auf den großen Werth genauer Verzeichnisse wirklicher Abtriebs-Erträge, wodurch man nur zu richtigen Erfahrungstabelle gelangen könne und auf perio-

dische Taxations-Revisionen (wie z. B. im Königreiche Sachsen), wenn gleich sie kostbar seyn mögen, aufmerksam gemacht und dabey gelegentlich S. 355 die sehr wahre Bemerkung hinzu gefügt: 'Wer einmahl mit den Forsttaxationen anfängt, kann mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß sie nicht wieder aufhören werden!' Freylich! Ein Patient, der einmahl in die Hände eines Arztes verfällt, wird selten davon wieder befreyet; eine gesunde Lebensart (hier auf den Wald bezogen) würde ihn vielleicht retten!

In der dritten Abtheilung (S. 360) wird nun zur Lehre von der Waldwerthberechnung übergegangen. Die Waldwerthberechnung hört, gleich dem Forsttheilungsgeschäfte, auf ein rein forstwissenschaftlicher Gegenstand zu seyn, er ist gemischter Natur; ja die Berechnung des Werthes eines Waldes, wenn der Forstmann allein alle Data dazu gegeben haben sollte, ist ein Rechenexempel, was jeder Andere, mit dieser Rechnungsart Vertraute, auch lösen kann. Sobald ein Wald eine 'Waare' wird, die in den bürgerlichen Verkehr übergeht, treten dabey alle Rücksichten ein, die den Werth derselben überhaupt bestimmen und die wir in national-ökonomischen Schriften ausführlich entwickelt lesen können. Der Werth eines Waldes, als Waare angesehen, wird aber nicht bloß durch sein Holzzeugnis ausgedrückt, seine Bodenbenutzung, seine Nebenbenutzungen (Weide, Mast, Streu, Leseholz zc.), seine Lage (ob z. B. isoliert, anschließend, an Flüßezc. Eisenbahnen zc. grenzend zc.), seine künftige Benutzung, ja sogar seine Gelegenheit zur Jagd u. s. w. kommen dabey in Betracht und machen ihn zum Gegenstande, bey dessen Wertherforschung ökonomische, staatswirthschaftliche, industrielle, juristische, selbst Vergnügens-Rücksichten zc. in Betracht kom-

men müssen. Deswegen sagt unser Hr Vf. S. 378 auch nicht mit Unrecht: 'der wahre Waldwerth ergibt sich nur durch öffentliche Versteigerung, die Taxation, den Einsatz &c.'

Für den Forstmann, als solchen, zerfällt die Waldwerthberechnung eigentlich nur in zwey verschiedene Arten, nämlich: 1) wenn der zu veräußernde Wald Wald bleiben und 2) wenn er aufhören soll Wald zu bleiben und in Ackerland &c. verwandelt werden soll. Im ersten Falle treten rein forstliche &c., im letzteren aber, neben forstlichen, wesentlich ökonomische Rücksichten ein &c. Unser Hr Verf. definiert die Waldwerthberechnung als 'Ermittelung eines Capitals, welches durch seine Zinsen dieselben Einnahmen gibt, die man aus dem Walde, welcher verkauft wird, bey einer voraus gesetzten Art seiner Benutzung zu erwarten hat', und liefert, ehe er zur Anwendung dieses Principes auf die verschiedenen Arten der Waldwerthberechnung schreitet, eine kurze Geschichte der Waldwerthberechnung. Dem sel. und wohlverdienten Professor der Cameral = Wissenschaften in Göttingen, Beckmann, gebührt die Ehre zuerst die Waldwerthberechnung angeregt zu haben; dann folgen Bechstein, Hofffeld, der Begründer der Discontierungs = Grundsätze, Krause (im Preussischen), Hartig, Cotta, der Zinsezinsen nicht gelten lassen wollte und daher etwas Imaginaires, Mittelzinsen, vorschlug; Hundeshagen, Winkler (in Mariabrunn), denen Ref. Smalian noch hinzu fügen will. Hierauf geht der Hr Vf. zu Eintheilungen und zur Werthberechnung der Wälder nach diesen Eintheilungen, z. B. wenn sie fortdauernd nachhaltig benutzt, wenn sie ausgerodet und theils als Land, theils als Holz veräußert werden sollen u. s. w. über und lehrt das dabey

zu beobachtende Verfahren, zu welchem Ende (S. 393 u. f.) eine Tabelle, welche den Werth eines preussischen Morgens Kiefernforst, welcher jetzt angelegt wird, für die Gegenwart nachweist, wenn das dafür zu zahlende Capital mit Zinseszinsen à 5 Proc. *zc.* berechnet wird, hinzu gefügt worden ist.

Wir können uns leicht mit den hier aufgestellten Grundsätzen und mit der Ansicht über Cottas Mittelzinsen einverstanden erklären und wollen den Streit über Anwendung von Zinseszinsen hier nicht weiter aufnehmen. So wie wir uns aber oben einige Bemerkungen über die Methode des Herrn Berß, für jeden verschiedenen Waldzustand gewissermaßen auch ein besonderes Taxations-Verfahren vorzuschreiben *zc.* erlaubt haben, eben so müssen wir uns auch einige ähnliche Bemerkungen gegen die hier hinter einander aufgeführten verschiedenen Berechnungsweisen des Werthes der Wälder, je nachdem sie innerlich oder äußerlich unter verschiedenen Verhältnissen belegen sind, in wissenschaftlicher und Vortrags-Hinsicht, erlauben. Die Erträglichkeit eines Waldes ist nur eine 'einige' und sein Werth, als Waare, auch nur ein 'einiger', es lassen sich nicht zwey verschiedene Erträglichkeiten und auch nicht zwey verschiedene Waldwerthe denken, wohl aber verschiedene in ihrem Erfolge zusammen fallende Wege, um zu dem einen oder dem anderen dieser beiden absoluten Gegenstände zu gelangen. Unendlich groß indessen ist die manigfaltige Verschiedenheit der Waldzustände und der Verhältnisse, unter denen sie belegen sind oder bewirthschaftet oder veräußert werden sollen. Wollte man auf alle diese Verschiedenheiten, auf alle diese Fälle in concreto, Rücksicht nehmen, so würde man (wie wir schon oben bemerkten) nicht ein wif-

fenschaftliches Lehrbuch, was allgemeine Grundsätze aufstellt, unter welche jeder besondere Fall subsumiert werden kann und muß, sondern ein Exempelbuch schreiben, bey welchem leicht dies oder jenes Exempel noch vergessen seyn könnte, was jedenfalls aber zu einer ungemeinen Breite und Wiederholung im Vortrage führt. Wohl kann es seyn, daß die Praxis von der Rigueur der Wissenschaft keinen Gebrauch machen, sondern davon ablassen will; dann ist es leicht mitigantia im Verfahren und in der Rechnung eintreten zu lassen; der Hr Verf. hat selbst neben strengen Taxationen Ueberschläge, Massenerträge u. s. w. aufgeführt; das Augenmaß kann leicht (wie einstens vorgeschrieben wurde) etwas erweitert werden!

Im vierten Abschnitte endlich (S. 421) gelangt der Hr Verf. zu der Taxation zur Widerlegung einer behaupteten Walddevastation.

Da diese Taxation einen von dem vorigen ganz verschiedenen Zweck hat und zwar meistens von außen (von gerichtlichen Behörden etc.) veranlaßt wird, in ihrem Verfahren aber im Grunde rein forstlich ist, so kann man es nur billigen, daß der Hr Verf. ihr einen besonderen Abschnitt gewidmet hat. Auch weiß Ref. nichts gegen die dabey aufgestellten Grundsätze zu erinnern. Nur einen Wunsch kann er bey diesem Anlasse nicht zurück halten, nämlich den:

daß der Begriff, was eigentlich eine Walddevastation sey und darunter verstanden werden solle, unter den Forstverständigen und in den Gesetzbüchern scharf bestimmt werden möge.

Es ist hier nicht der Ort alle die verschiedenen Definitionen einer Walddevastation aufzuführen. Aber jeder Wissenschaftskundige kennt ihre Manigfaltigkeit und mancher unter ihnen gewis auch die

Processe, die in Folge einer falschen, zweydeutigen und insbesondere zu weiten Definition gewonnen oder verloren worden sind. Unser Hr Verf. definiert eine Walddevastation folgendergestalt:

‘Walddevastation oder Waldverwüstung findet Statt, wenn durch willkürliche Handlungen die Holzbestände eines Waldes in einem solchen Umfange verödet oder verschlechtert werden, daß dadurch die Rechte eines Dritten (oder des Staates) gefährdet werden.’

Wir wollen es dem Hn Verf. überlassen, die Angriffe, denen diese Definition, wie viele andere, ausgesetzt seyn dürfte, zu vertheidigen und dagegen von seinem lehrreichen und wahrhaft practischen Buche mit dem Wunsche scheiden, daß es ihm gefällig gewesen seyn möchte, auf den Stil desselben hin und wieder mehr Aufmerksamkeit zu verwenden. S. 291 z. B. heißt es: ‘die ganze Ertragsermittlung besteht eigentlich, wenn man den Fachwerkmethoden folgt, nur darin, daß man voraus bestimmt, wie alt ein Ort werden wird, um bey dem alten Holze, nach der gefundenen Masse und dem ermittelten Zuwachse, bey dem jungen Holze nach den Erfahrungstafeln, die Abtriebserträge (so wie die bis dahin erfolgte Durchforstung) für diese Zeit voraus bestimmen zu können.’ Wir fragen: ob dieser Satz gut und deutlich construiert sey?

### B r ü s s e l.

Gedruckt bey M. Hayez 1844. *Johannis de Los, abbatis S. Laurentii, prope Leodium, chronicon rerum gestarum ab anno MCCCCLV ad annum MDXIV. Accedunt Henrici de Merica et Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium anno MCCCCLXV — VII. Edidit*



P. E. X. de Ram. (Collection de chroniques belges inédites, publiée par ordre du gouvernement)\*). XXVI und 964 Seiten in Quart.

Jean Peecks, genannt de Los, geboren zu Borchloen im Jahre 1459, hatte als siebenjähriger Knabe seine Aeltern nach Lüttich, deren alter Heimath, begleitet, als diese vor der Pest und den das flache Land verheerenden Parteykämpfen in der bischöflichen Residenz Rettung suchten. Hier begann er seine Studien, trat später in das dortige Lorenzkloster und betrieb, obwohl er sich mit Liebe in die Theologie hinein versenkte, gleichzeitig die Wissenschaft der Geschichte und Astronomie, ohne deshalb seiner Lieblingsbeschäftigung, der Malerey, zu entsagen. Daß er in dieser Kunst mehr als das Gewöhnliche leistete, ergibt sich daraus, daß er auf Betrieb des hoch gebildeten, kunstsinigen Bischofs Eberhard von der Mark die Anfertigung der für die Kirche der Citadelle von Lüttich bestimmten Gemälde übernahm. Nach dem im Julius 1508 erfolgten Tode seines Abtes Heinrich d'Orey wurde Bruder Johann durch den Convent einstimmig zum Vorsteher des Klosters St. Lorenz erwählt, welchem Amte er bis zu seinem Tode (1516) gewissenhaft vorstand, eifrig auf die Verschönerung des Gotteshauses und die Vermehrung der dort gesammelten Bibliothek bedacht. Während dieser Zeit vollendete er die schon in der Zeit, da er als schlichter Mönch lebte, begonnene, von 1455 bis 1514 sich verbreitende Chronik, welche der Hauptsache nach sich allerdings auf das Lütticher Land und das Herzogthum Brabant beschränkt, mit besonderer Vorliebe jedes auf das Kloster St. Lorenz bezügliche Ereigniß mittheilt, nebenbey aber auch fern liegende Begebenheiten nicht ungeschickt in die Erzählung eingewebt

\*) Vergl. Jahrgang 1842 Stück 154 dieser Blätter.

zeigt. Dem hier gegebenen Abdrucke liegt das auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel befindliche Manuscript von 91 Blättern Folio zum Grunde. Der Erzähler beginnt mit der Entfagung auf den bischöflichen Thron von Seiten Johannis von Heinsberg zu Gunsten Ludwigs, des Sohnes von Herzog Carl von Bourbon, und geht hierauf alsbald zu den Bewegungen über, welche durch die untersten Stände (*viles et inopes personae, homines rurales, homunciones temerarii, se vocitantes teutonice dy cluppelsclagers*) gegen geistliche und weltliche Inhaber des Regiments in Lüttich erregt wurden, Bewegungen, an denen bekanntlich das genannte Hochstift vorzugsweise reich ist. Dann folgen die Verhandlungen und die aus diesen sich ergebenden Zerwürfnisse des meistentheils in Utrecht residirenden Bischofs mit seinen Ständen, der Ausbruch des Bürgerkrieges, die Bildung der Genossenschaft *de viridi tentorio (colubrinarii, coulevriers)*, die Eröffnung der Fehde mit Herzog Carl von Burgund, welche letztere allerdings nicht in der Umständlichkeit vorgetragen wird, wie solches von Barante geschehen ist, aber gleichwohl die Darstellung des Letzteren mehrfach ergänzt. Das politische Getriebe, welches die sämtlichen burgundischen Provinzen nach dem Tode ihres letzten Herzogs in Bewegung setzte, wird weniger beachtet, als man erwarten sollte. Mehr Aufmerksamkeit wendet der Chronist auf Erzherzog Maximilian, vornehmlich — was freylich nicht anders seyn kann — auf den tollen Wilhelm von der Mark und auf Johann von Horne, den Nachfolger des Bourbon im Hochstifte. Die Erzählung der Begebenheiten während der letzten zwanzig Jahre ist ungleich gedrängter als die der voran gegangenen Zeit.

Was die zweyte Chronik anbelangt, so ist der Verfasser derselben Heinrich de Merica (Van der

Heyden), 1479 als Prior des bey Löwen gelegenen Augustinerklosters Bethlehem aus dem Leben gegangen. Als während der Unruhen unter der Regierung Ludwigs von Bourbon zahlreiche Lütticher, welche fest an der Sache des Bischofs hingen, nach Löwen auswanderten, lebte der Chronist mit ihnen in dem freundschaftlichsten Verkehre. Auf diese Weise mußte ihm eine ins Einzelne sich erstreckende, wenn auch natürlich einseitige Kenntniß der in Lüttich geltenden Verhältnisse zu Theil werden. Auf Grundlage derselben verfaßte er 1468 die hier zum ersten Male veröffentlichte Chronik, dessen Autographum (auf der königlichen Bibliothek zu Brüssel) es wahrscheinlich ist, welches dem Drucke zum Grunde liegt. Gleich dem oben genannten Johann de Vos beginnt auch der Augustiner seine in Kapitel getheilte Erzählung mit der Abdankung Sohannis von Heinsberg. Aber er begnügt sich nicht mit der Aufzählung der äußeren Begebenheiten. Er entwickelt die Gründe der Zwistigkeiten, durch welche Lüttich während einer Reihe von Jahren zerrissen wurde, schildert die Bestrebungen, Umtriebe und Kräfte der verschiedenen Parteyen und setzt die Verhältnisse des Hochstifts zu dem Hause der Herzöge von Burgund, zu dem Herzoge von Cleve und dem Drossen (drossatus) von Brabant aus einander und läßt sich gern in die Einzelheiten der Kämpfe selbst ein. Die Darstellung ist fließend, an einzelnen Stellen höchst lebendig.

Die sehr ins Detail sich erstreckenden Erzählungen von Dietrich Pauli (S. 186 bis 232), der, 1416 zu Gorkum geboren, als Vicedechant des Capitels von St. Martin in seiner Vaterstadt hochbetagt starb, verbreiten sich nur über die Unternehmungen Herzog Karls des Kühnen während der Jahre 1465 bis 1468 und beruhen in den wesentlichsten Theilen auf Mittheilungen eines Kriegsgenossen des

Herzogß, viri honesti Jacobi Deyn, qui est juratus balistarius et custos corporis principis Karoli ducis, ac etiam ballivus de Arden, in comitatu de Ghisen (das durch die Zusammenkunft von Franz I. und Heinrich VIII. so bekannte Ardres in der Grafschaft Guisne).

Den bey weitem größeren Theil dieser Sammlung (S. 232 bis zum Schlusse) nehmen die *analecta Leodiensia* ein. Sie zerfallen, dem Inhalte nach, in zwey Abtheilungen, von denen die erste Urkunden und Auszüge aus Chronisten bietet, die sich auf die Einnahme Lüttichs durch Carl den Kühnen beziehen, die zweyte eine von 1433 bis 1505 sich erstreckende Reihe von chronologisch an einander gereihten Actenstücken enthält, welche zur Ergänzung der Regierungsgeschichte der Bischöfe Ludwig von Bourbon und Johann von Horne dienen. Hier stoßen wir zuerst auf eine historische Beleuchtung des im Auszuge mitgetheilten, schon durch Martene und Durand veröffentlichten Gedichtes von Angelus de Curribus Sabinis 'De excidio civitatis Leodiensis' das, ziemlich bar an poetischem Gehalt, für die Geschichte keinesweges ohne Werth ist. Der unverkürzt erfolgte Abdruck des Gedichtes von Bartholomäus von Lüttich 'De guerra Leodina' ist nach einer Abschrift geschehen, welche der um die *Monumenta Germaniae* so hoch verdiente Dr Bethmann von der auf der königl. Bibliothek zu Paris aufbewahrten Handschrift genommen hat. Hierauf folgt ein französisches Gedicht, 'La correxion des Liègois' überschrieben, welches durch Ton und Haltung an das bey Leibniz abgedruckte, gegen Bischof Johann von Hildesheim und dessen Anhänger gerichtete, *Carmen* erinnert. Den nämlichen Gegenstand behandeln ein Schlachtlied (*La bataille de Liège en 1468*) und *Les sentences de Liège*. Auszüge aus Chroniken, Urtheilsprüchen, städtischen u. fürstlichen Urkunden machen den Beschluß des trefflich ausgestatteten Werkes.

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

128. Stück.

Den 10. August 1844.

---

M a g d e b u r g,

bey Heinrichshofen 1844. Predigten für Unbefangene von F. W. Hildebrandt, Diaconus an der St. Ulrichkirche in Halle. X und 197 Seiten in Octav.

Während man bey so manchem Buche durch die Frage gequält wird, für wen es wohl eigentlich bestimmt, an welchen Theil des Publicums es adressiert sey? — während der Beurtheiler bey so vielen literarischen Producten lange zweifelhaft bleibt, welchen Ausgangspunct sein Referat zu nehmen habe, wird männiglich bey diesen höchst interessanten Kanzelvorträgen eines reich begabten Predigers durch die offensten Erklärungen seines Buches selbst über alle diese Bedenklichkeiten hinweg gehoben.

Diese Predigten sind 'für Unbefangene' bestimmt. In der That mir schlug recht das Gewissen, als ich darin lesen wollte. Es ist mit der Unbefangenenheit eine so eigene Sache, wie mit dem bekannten Mantel am Hofe des Königes Artus, der nicht einmahl der Ginevra paßte, wer recht

scrupulös ist, kann dies imaginaire Ding kaum in Anspruch nehmen, und demnach hätten jene Predigten zum Entsetzen des Hn Heinrichshofen gar kein Publicum. Aber so ist es nicht gemeint. Sene Unbefangenen im Sinne des Verfs sind es natürlich nur im relativen, subjectiven Sinne, nach dem Dafürhalten einer theologisch = philosophischen Richtung. Dies unbefangene Publicum fragt bey einer Predigt nicht zuerst danach, ob sie texterschöpfend, schriftmäßig, erbaulich sey; es geht auf den Geist, auf das Princip, auf die Tendenz ein (Vorwort S. VII); es ist nicht im Starrglauben, in allerley superstitiösen Rücksichten gehalten. Es will nicht einen buchstäblich verknöcherten Christus, bey dem auf übernatürliche Geburt, Zeichen und Wunder, Auferstehung und Himmelfahrt Accent gelegt wird, sondern einen geistig verklärten (S. 11). Dies Publicum verliert den Kopf nicht, wenn in dieser so bewegten Zeit Vieles fällt was sich nicht mehr halten läßt (S. 13); unwandelbar davon überzeugt, daß der Geist des Christenthums nichts antasten kann, spricht es mit dem Verf.: falle denn was fallen muß (S. 26). Es ist mit einem Worte unbefangen. Weil indessen Referent mit demselben bey aller Anerkennung nur einzelne Berührungspuncte gemein hat, so konnte er sich nur an die besondere Autorisation des ihm befreundeten Verfs zu diesem Berichte halten, und sollte er nicht der Mann seyn, das Rechte zu treffen, so hat er es doch treffen wollen (Vorw. S. VIII), und jede Beurtheilung, aus welcher Weltgegend der heutigen vielstrahligen Windrose das Wort auch kommen möge, soll ja dem Verf. willkommen seyn (Vorwort S. VII).

Hätte nun Hildebrandt nicht auch den Recensenten vorgeschrieben, worauf sie besonderes Augen-

merk haben sollten, so würde ich vor Allem auf die formale Abrundung dieser Predigten hinweisen. Alle breiten, langweiligen und formlosen Prediger können hier von dem Verf. unendlich viel lernen. Seine Vorträge, deren viele Ref. selbst gehört, interessiren meist von Anfang herein und lassen die Aufmerksamkeit bis zum Ende hin nicht erschlafen. Die Entwicklung geht Schlag für Schlag in einer Schärfe, Klarheit, Bündigkeit und Präcision vor sich, die in manchen Fällen förmlich überraschend ist. Die Darstellung ist zwar nicht von den wunderbaren Lichtern einer kühnen Phantasie durchzuckt, wie man ihr denn auch immer ansieht, daß sie zunächst vom Verstande ausgeht und an den Verstand sich wendet; — aber was man durch stilistische Gewandtheit, geschmackvolle Anordnung, glückliche Combinations- und Vergleichungsgabe, auch ohne solche Bilder, Blitze und Blumen, leisten und erreichen kann, davon geben viele Vorträge des Verfs Zeugnis. Nur muß an sie gerade nicht mit einem nach einfacher ascetischer Speise verlangenden Herzen heran gegangen werden, eine Gedankenschlacht gibt es. Der Redner fragt weniger danach, daß der Zuhörer am Ende begeistert ausruft: Mein Herze brennt! — Nein von dieser Schlüsse-Phalanx, deren Glieder an einander rühren, 'daß auch kein Lüftlein dazwischen geht', besiegt, vor dieser mächtigen Verstandesgewalt, die mit unbarmherziger Consequenz jeden Ausweg verlegt hat, überwältigt, soll er die Fahne senken und bekennen: Domine concedo.

Aber auch dem Rec. ruft der Verf. zu: 'Gehen Sie vor allen Dingen auf den Geist, auf das Princip, auf die Tendenz ein. Weisen Sie dem Büchlein auf der großen Tabelle der im gegenwärtigen Reiche Gottes sich kreuzenden Richtungen

die Rubrik an, unter welche es gehört' (Vorw. S. VII). Um dies saure Geschäft zu erleichtern, schiebt denn auch Hildebrandt in der Voraussetzung, daß doch die meisten Leser am Kopfsende der Bücher einsehen, drey Tendenzpredigten voraus: die erste über Luc. 10, 23. 24. Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Diese Augen sehen aber in der Gegenwart a) des Gottessohnes geistige Verklärung, b) des Gottesreiches entschiedenen Sieg. Die zweyte richtet den strafenden Ruf: Was suchet ihr den Lebendigen bey den Todten? an alle Ungläubigen, Scheingläubigen, Starrgläubigen, Kleingläubigen. Die dritte wendet wieder ein Strafwort (denn der Redner liebt zu strafen) an den trotz aller Aufklärung nicht aus der Welt weichenden Glauben, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von denen sich die Philosophie nichts träumen läßt: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Aus dieser Trias muß besonders das Princip und die Richtung des Redners erkannt werden.

Aber wie wir schon oben andeuteten, das ist keine leichte Sache. Sehen wir zuerst aus der geführten Polemik was Hildebrandt nicht seyn kann. Da finden wir ihn denn in unzähligen Stellen entschieden gegen allen Supranaturalismus zu Felde ziehen, in den verschiedenen Formen gilt er ihm als Buchstabenglaube, als Schwachheit, Beschränktheit, Verknochung. Der Redner ist in diesem Strauß nicht ohne feindselige Befangenheit; er, der so richtiges Augenmaß hat, zeichnet sich hier wohl Caricaturen, wie den verquickten Pietisten auf S. 37, der immer auf den Durchbruch der Gnade wartet, und eine bis zur Vision gesteigerte Gemeinenschaft mit Gott erwartet. Keinen Feind weiß



Hildebrandt weniger in seinem Wesen zu erfassen und zu würdigen, und ist zuweilen nicht von jener Polemik fern, die sich für die realen Feindesleiber Figuren von papier maché unterschiebt und denen gemächlich Arme und Beine herunter säbelt. Doch so viel ist gewis, Supernaturalist ist Hildebrandt nicht. So erwartet er vielleicht — dafür scheint schon der Schematismus jener Predigten zu sprechen — ‘die Verklärung des Gottessohnes’ von der neueren Philosophie. Auf diesem Flecke springt allerdings die suchende Wünschelruthe in meiner Hand, aber zur Gewisheit komme ich doch nicht. In der ersten Predigt sieht Hildebrandt des Gottesreiches endlichen Sieg — nach einer späteren fehlt es gerade jetzt der Welt an kirchlichem Sinne, der Kirche an friedlicher Gemeinschaft, der Gemeinschaft an christlicher Liebe, der Liebe an heiliger Gluth. Wie reimt sich das zusammen? Ja auf S. 21. 22 eifert Hildebrandt gewaltig gegen die ganze Christologie jener Schule. Eitelkeit, Thorheit, Unverstand und Hochmuth — diese Eigenschaften muß sie von sich für ihre Verwerfung des historischen Christus prädicieren lassen. So bleibt vielleicht der Rationalismus über? Nun ja, an ihn erinnert so manches selbst in der dogmatischen Terminologie und Sprache. Aber an vielen Stellen thut der Redner doch auch gegen ihn etwas vornehm, auch fehlt ihm in jenen Tendenzpredigten ganz die ehrenwerthe, practische Richtung jener Schule. Nun — so ruft uns der Verf. vielleicht nicht ohne heimliches Wohlgefallen in der Vorrede zu — ‘finden Sie keine Richtung für mein Buch vor, so schaffen Sie eine.’ Aber —

Kann man Tendenzen aus der Erde stampfen,  
 Wächst ein Princip mir in der flachen Hand?  
 Um unsere Meinung in einen Satz ohne Hörner

und Zähne zu fassen, so liegt in der Sammlung noch gar kein mit Consequenz durchgeführtes Princip vor. Mehr Consequenz, und der Redner wird schon in eine der drey Rubriken hinein passen. In welche, das wollen wir nicht verrathen, wir haben dafür auf Anlaß jener Tendenzpredigten mit dem Verf. noch zwey andere Kapitel durchzugehen.

Als einen unendlichen, nicht genug zu rühmenden Vorzug der heutigen philosophischen Opposition sehe ich ihre ungezwungene, offene, ehrliche Stellung zur Bibel an. Nur nicht Ansichten und Theorien auf die Bibel basiert, von denen sie doch gar nichts weiß, das geben wir auch unserem Hildebrandt zu bedenken. Weil der Herr einmahl unter besondern Verhältnissen gesprochen hat: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht, — so soll das Pointieren auf eine übernatürliche Grundlage des Christenthums eigentlich ein unchristliches und unbiblisches seyn, oder wenigstens dem innersten Sinne Christi nicht angemessen. Als hätte derselbe Christus vor andern Individualitäten nicht auch auf seine Wunder und Zeichen gedrungen. Er hatte den Umständen gemäß zwey Predigtformen; neben den Worten an den Königlichen steht auch die Predigt: Er fing an die Städte zu schelten, in welchen am meisten seine Thaten geschehen waren, und hatten sich doch nicht gebessert. Dem Diaconus Hildebrandt würde der Herr gewiß vor der Hand die zweyte Predigt halten und ihn vielleicht gleich bey der Gelegenheit wegen des letzten Vortrages unserer Sammlung vornehmen. Text: Jesus weint über Jerusalem. Thema: Wie Jesus an den öffentlichen Angelegenheiten seines Volkes sich betheiligte, a) durch einen hellen Blick, b) ein tiefes Mitgefühl, c) ein freyes Wort,

d) eine kräftige That. Nein, ein Prediger wie Hildebrandt kann allerdings, wie wir oben sahen, nie langweilig oder absurd seyn, er ist es auch in dieser Predigt nicht — aber daß er so das Kukucksey der Tagespolitik gerade in dieß schöne Evangelium hinein gelegt hat, kann ihm nimmermehr verziehen werden.

Nun ein Anderes. Wir glauben gern, daß solche Tendenzpredigten für vereinzelte Christen unserer Tage von Nutzen seyn können, für solche Gemüther, die völlig mit dem positiven Christenthume zerfallen nur durch Prediger, wie Hildebrandt einer ist, wenigstens noch in einem gewissen Verhältniß zur Kirche erhalten, vielleicht sogar wieder näher an sie heran gezogen werden können. Wir wissen ferner, wie anziehend diese Vorträge für Theologen ex professo sind, wie der Gelehrte erwartend das Fenster des Kirchstübchens aufschiebt, der Literat, der Studierende gespannt dem Kanzelpfeiler näher tritt, wenn unser Redner erscheint. Aber — aber Hildebrandt ist doch Prediger einer Gemeine, die hoffentlich nicht aus so genannten Mündigen und Wissenden oder — Unbefangenen besteht. Was soll diese mit solchen Tendenzpredigten? O ich sehe sie stehen die guten Bürger, ich sehe sie sitzen die ehrsamten Frauen in ihren sonntäglichen Flügelhauben, wie sie gekommen sind, ein kräftig Stück Hausbrod aus dem Reiche Gottes in Empfang zu nehmen, wie sie warten, daß Hildebrandt seine milde Hand aufthun und sie sättigen soll mit Wohlgefallen — und nun fällt ihnen von der Kanzel ein spiritualisierter Christus herunter, mit dem sie gar nicht wissen was zu thun — nun rauscht vor ihren Ohren der Strom moderner Terminologie, nun hören sie, daß noch Vieles fallen müsse u. dgl. m. Wie können sie

das Alles würdigen und verstehen? Und wenn einmahl ein armes Gretchen die ganze Pointe verstände, würde sie nicht auch wie ihre Namensschwester zu dem Redner sprechen:

Wenn mans so hört, möcht's leidlich scheinen,  
Steht aber doch immer schief darum —

Der Mensch ist ein wunderliches Wesen, das über sich selbst am schwersten zur Klarheit kommt. Der alte Göthe meinte zu den Naturwissenschaften noch weit mehr berufen zu seyn, als zur Poesie, und über seine Farbenlehre freute er sich mehr, als über alle Dramen und Gedichte zusammen. Ein berühmter Componist wollte weit lieber durch einige Zeichnungen oder Krizeleyen seinen Namen auf die Nachwelt gebracht wissen, als durch seine unsterblichen Tonschöpfungen. So hält nun auch Hildebrandt seine Tendenzpredigten für die besten, darum hat er sie an das Kopfende gestellt. Er hält sich für berufen, ein theoretisirender Principprediger zu werden. Gott behüte! Seine besten, seine unleugbar trefflichen Predigten sind die in bescheidene Mitte gestellten, die Neujahrspredigt über die Zeichen der Zeit, Weihnachten das Fest der Wahrheit, der Vortrag über den Vertrag von Verdun, Simon der Zauberer, Elias auf Carmel u. s. w. Mit einem Worte, Hildebrandt ist eine durchaus practische Natur. Mit dem Scharfblick eines geistigen Falken überschaut er das Leben in seinen verschiedensten Beziehungen, in allen seinen Verhältnissen, in allen Höhen und Tiefen, seine psychologischen Winke sind oft meisterhaft. Alles weiß er zu gruppieren, zu ordnen, Alles mit dem Lichte des Evangeliums zu beleuchten, über das kein Streit ist. Was Vielen so schwer wird, zu individualisieren, concrete Gestalten zu schaffen, ist ihm leicht, er wird, wie wir vermuthen, ein

trefflicher Casualprediger seyn. Darum verkenne der Verf. seine Aufgabe nicht! Zum Tempel — ja zum Tempel des Herrn — hinaus mit jenen Tendenzpredigten, sie gehören als Vorlesungen auf das Katheder, oder in einen mit Gebildeten und Unbefangenen gefüllten Salon. Weg mit diesen Bildern, die, mögen sie so trefflich seyn als sie wollten, höchstens Ahlbornsche Winterlandschaften sind. Anderes thut uns bey der Masse unpractischer, im Allgemeinen verschwimmender Vorträge Noth; frische; scharf gezeichnete, glühend warme, christliche Lebensbilder wollen wir haben, und Hildebrandt ist der Mann dazu, sie zu liefern. D.

### G r i m m a.

Impensis Jul. Maur. Gebhardt 1843. *Lectio-  
num Venusinarum libellus.* Scripsit  
Augustus Weichert. VIII und 115 Seiten  
in groß Octav.

Ein kurzer Bericht über den reichen Inhalt dieser Schrift des um die Römischen Dichter hochverdienten Verfassers wird hinreichen, die Verehrer des Venusinischen Dichters auf diese gediegenen Abhandlungen von Neuem aufmerksam zu machen. Sie waren schon früher einzeln erschienen, allein den Meisten unzugänglich geblieben, und selbst die Herausgeber des Dichters scheinen dieselben nur zum Theil gekannt und benutzt zu haben. Namentlich finde ich, daß der gelehrte neueste Herausgeber der Satiren, Prof. Wüstemann, nicht durchgängig auf diese höchst schätzbaren Erörterungen verwiesen hat. Daher ist es alles Dankes werth, daß Hr Weichert dem Wunsche des Verlegers und Anderer nachgegeben und den Wiederdruck obenein durch manche Bemerkungen neu ausgestattet hat.

Die zuerst 1829 erschienene Particula I. behandelt Sat. 1, 3, 24 sq. und sucht die alte Annahme zu begründen, daß Horaz in den dort gezeichneten Zügen auf Virgilius deute und daß der Zweck der Satire darauf hinaus gehe, ein näheres Verhältniß zu Mäcenäs einzuleiten und diesem deshalb zu zeigen, *commodum se fore candidumque familiarem*. Die Beziehung auf Virgilius scheint in der That viel natürlicher und angemessener, als mit Bentley, dem Wüstemann folgt, ein Selbstbild des Horatius anzunehmen. — Die zweyte zuerst 1833 ausgegebene Particula prüft die Stellen des Dichters, durch die man ihn zu einem ungerechten Tadler des Juristenstandes hat stem-peln wollen. Zunächst sieht Hr Weichert in dem Sat. I, 2, 46 genannten Galba den bekannten *scurra* der Zeit, nicht einen Juristen. Uns scheint die gelehrte Begründung noch nicht ganz überzeugend, zumahl die Uebereinstimmung der Quellen bey Juvenalis, Martialis und Plutarch beweiset, daß der Name richtiger Gabba geschrieben wird. Bey Horatius scheinen alle Handschriften in Galba zu stimmen. Allein das ist zuzugeben, daß ein Jurist des Namens nicht nachweisbar ist. Dem-nächst weist Hr Weichert den Sat. I, 1, 11 und 2, fin. verspotteten Fabius als stoisierenden Aretalogen nach, nimmt hingegen den 1, 3, 82 durchgezogenen Labeo allerdings für den nachmahls als Haupt einer Juristenschule berühmt gewordenen M. Antifsius Labeo, den Gegner des Atejus Capito. Eben so soll der B. 130 sq. namhaft gemachte Alfenus mit den alten Erklärern für den berühmten Juristen gelten, der trotz Apelles den Leisten weggeworfen und sich dem *ius* zugekehrt hatte. Indessen weist Hr Weichert klar nach, daß der harmlose Dichter durchaus nirgend eine beson-

dere Bosheit gegen den Stand der Prudentes blicken lasse, ja daß er von einzelnen Männern mit warmer Liebe und Hochachtung rede, wie das an den Beyspielen des M. Cascellius A. P. 366 sq. und C. Trebatius Testa Sat. II, 1 dargethan wird.

So weit reichen diese schätzenswerthen Beyträge zur Horazischen Prosopographie. Ihnen schließen sich noch drey Excurse an, deren zweyter Sat. I, 5, 37 bespricht, der dritte über M. Valerius Messala Corvinus handelt. Ich will bey dieser Gelegenheit ein eben erschienenenes Werkchen kurz berühren, welches den Zweck verfolgt, sämmtliche in Horazens Gedichten berührte Persönlichkeiten zu charakterisiren und dadurch ein eindringendes Auffassen der oft nur feinen Andeutungen des Dichters zu fördern. Dieses Schriftchen erschien zu

### A m s t e r d a m ,

bey Fr. Müller 1844, unter dem Titel: *Horatianae Prosopographiae capita duo*. Scripsit J. G. F. Estré, Amstelodamensis. VIII und 168 Seiten in groß Octav. Herr Estré beschränkt sich nicht etwa auf die Zeitgenossen des Dichters, die zunächst von den alten Grammatikern, die de personis Horatianis schrieben, nachgewiesen seyn werden, sondern er bespricht in den vorliegenden Abschnitten die bey Horatius vorkommenden Griechischen und Römischen Dichter und darauf die Philosophen. Das Schriftchen ist nicht eine gewöhnliche Compilation bekannter Dinge: so viel sich im Einzelnen zusehen und aussetzen ließe, wird es doch den Lesern des Dichters gute Dienste leisten, indem es manche für das Verständniß nicht gleichgiltige, von den Commentatoren bisher übersehene Stellen alter Auctoren aus fleißigem Stu-

dium gewonnen hat. Freylich sind die rückständigen Kapitel ungleich wichtiger, deren baldige Nachlieferung wir deshalb sehr wünschen.

Der letzte Theil des Weichertschen Werkes enthält die *Prolusio de Horatii Epistolis*, die, zuerst 1826 erschienen, die Behauptung zu erhärten sucht, Episteln und Satiren, zusammen *Sermones* benannt, seyen nicht innerlich nach Zweck und Anlage, sondern lediglich durch den Titel und das sehr divergierende Lebensalter des Dichters verschieden. Diese Ansicht ist, wie Referent dünkt, mit gutem Grunde von mehreren Gelehrten, namentlich von K. Passow, bestritten worden, weshalb wir nicht weiter darauf eingehen wollen. Auch hier machen sechs Excursus den Beschluß: 1) *De puteali Scriboniano*. 2) Ueber Ep. I, 19, 13. 3) *De Horatio Archilochi imitatore*. 4) *De Epp. I, 19, 37.*, der reichhaltigste und gelungenste von allen. 5) *De Epp. I, 10, 39 sq.* und 6) *De Epp. I, 13, 11 sq.*

Die Person des A. Gabba hat Herrn Weichert veranlaßt, auch auf dessen Erwähnung bey *Martial. I, 41* einzugehen und ein eigener kleiner Excursus p. 58 — 60 theilt zu dem schönen Epigramme des *Bilbilitaners* gelehrte Explicationen mit. Einigen Behauptungen will ich in Kürze meine abweichende Auffassung entgegen stellen. Erstens kann ich nicht beystimmen, wenn B. II ein bestimmter Dichter *Urbicus* verstanden wird: *id sane evidens est*, sagt der Hr Verf., *Urbici nomen esse proprium poetae cuiusdam non ita clari, quem Martialis in transcurso carpat, et idem esse videtur, qui ab Juvenale memoratur VI, 71 u. s. w.* Ich sehe, daß sich auch G. Munk de *Atellan. p. 128* zu derselben Meinung bekennt. Eine schlagende Widerlegung scheint mir schon der



Zusammenhang des Gedichtes zu liefern. Martialis macht dem Cäcilius, der Anspruch darauf machte für einen urbanus zu gelten, begreiflich, wie er nur die Caricatur eines solchen und in der That ein elender verna sey. In beliebter Art zählt er nun eine ganze Musterkarte von Handthierungen auf, deren Vertreter ein dem Cäcilius analoges verniles Wesen auszeichne. Da ist es nun nicht denkbar, daß inmitten dieser ganzen Classen ein Vergleich mit einem einzelnen namentlich genannten schlechten Vankelsänger Platz haben sollte. Außerdem würde in diesem Falle die Charakteristik non optimus Urbicus eben so matt seyn, wie non optimus urbicus poeta picant ist, in so fern Cäcilius dadurch selbst den bessern urbici poetae nachgestellt wird. Du bist, sagt der Dichter, nicht einmahl so gut wie einer der bessern urbici poetae. Ferner hat aber schon Turnebus Adverss. III, 17 die Benennung des urbicus poeta durch den urbicarius mimologus bey Fulgent. Myth. II, 17 vollkommen überzeugend belegt und auch in der Stelle des Juvenalis, die freylich ihre besondern Schwierigkeiten hat, darf man schwerlich einen andern Weg der Erklärung einschlagen. Der Grund der Benennung ist nicht ganz klar.

Martialis schließt das Gedicht: Quare desine iam tibi videri Quod soli tibi, Caecili, videris, Qui Gabbam salibus tuis et ipsum Posses vincere Testium Caballum. Hier muß ich, und das ist ein zweyter Punct, gegen die Beybehaltung des wider alle Quellen seit Canter und Scriver gesetzte possis Einsprache thun. Allein posses kann vom Dichter seyn. Cäcilius, der Zeitgenosse des Dichters, berühmte sich, er hätte die alten berühmten Spasmacher Gabba und Testius besiegen können, nämlich hätte er damahls gelebt und mit ihnen

in einen Wettstreit sich eingelassen. Hingegen würde *possis* besagen, daß er im Stande zu seyn sich brüste, es den Alten gleichzuthun. Hätte der Dichter den *Cæcilius* das sagen lassen wollen, so müßte er nothwendig sagen: *qui vincas*, nicht *possis vincere*. Warum that er es denn nicht, wenn er sich fühlte? Ist dies evident, so folgt, daß wir die Zeit des *Testius* zugleich erfahren; denn Herr Weichert sagt: *qua aetate vixerit ignoratur*. Offenbar war er ein Zeitgenosse des *Gabba* oder etwas jünger. Von der Seite stände also *Kaders* Annahme nichts im Wege, daß *Sestius Gallus* bey *Sueton. Tiber. 42* zu verstehen sey, noch auch der von Herrn Weichert angenommenen Conjectur *Wernsdorfs*, der den vom *Cicero* wegen seiner *dicta* aufgezogenen *Sestius* zu erkennen glaubte. Wenn nur überhaupt von einem *Sestius* die Rede seyn könnte! Herr Weichert hat die critische Lage unserer Stelle zu erwägen versäumt. Sämmtliche Quellen schließen den *Sestius* ganz entschieden aus, indem sie, obgleich in *Testius*, *Tettius*, *Tectius*, *Tertius* auseinander gehend, doch kein anlautendes *S* gestatten. Die *Vulgata* stammt aus ganz willkürlicher *Correctur* einiger alten Ausgaben. Zu den schon früher angeführten Zeugen kommt jetzt noch der alte *Edinburger Codex*, der mit *Perottus Tettius* bestätigt; *Testius* merkt *Scriver* in seinem *Handexemplare*, das zu meiner großen Freude vor mir liegt, aus einem *MS. an*. Der Name *Tettius* ist aus *Inschriften* und *Schriftstellern* bekannt: bey *Cic. Verr. I, 28, 71* herrscht gleiches Schwanken in den *Codd.*, die *Tectius*, *Tertius*, *Cestius* — wie *Aldus* auch bey *Martialis B. 20* geschrieben hat — bieten. Aber auch *Testii* gibt es und es kommt nur darauf an, unter den von den *Schriftstellern* genannten den rechten

Mann für Martials Epigramm heraus zu finden. Davon im Commentar das Nähere.

Möge der würdige Verfasser, dem jetzt nach 34 mühevollen, aber segensreichen Jahren des Wirkens ein otium honestissimum vergönnt ist, sich einer dauerhaften Gesundheit erfreuen, um zunächst sein Werk über Caesar Augustus vollenden und andere in seinen scriniis ruhende Schriften der Deffentlichkeit übergeben zu können.

F. W. S.

### K a r l s r u h e.

Auf Kosten des Verfassers 1844. Das Gebiet der deutschen Reichsstädte, von Gustav Wilhelm Hugo. 14 Seiten in Octav.

Der Verfasser, welcher dem historischen Publicum schon durch seine größere Schrift: 'die Mediatisierung der deutschen Reichsstädte, Karlsruhe 1838', bekannt ist, wünscht diesen Gegenstand durch diese kleine, nicht in den Buchhandel gegebene Schrift noch einmahl von einer andern Seite anzuregen, was gewis als verdienstlich alle Anerkennung verdient. Darüber nämlich, was das Territorium der 140 bekannt gewordenen Reichsstädte betrifft, herrscht ein fast völliges Dunkel, weil noch Niemand sich die Mühe gegeben hat, die unglaublich zerstreuten Einzelheiten zu sammeln. Eine genaue Angabe des Gebietes derselben würde auch schon um deswillen ein wichtiger Beytrag zur inneren deutschen Geschichte seyn, weil dabey die Art und Weise des Ab- und Zuges einzelner Städte so wie die eigenthümliche Art der oft merkwürdig genug zusammen gewürfelten Communal-Verfassung unmöglich übergangen werden könnte.

Durch den Reichsdeputations-Hauptschluß vom 25. Februar 1803 wurden allein 41 Reichsstädte mediatisirt, von denen unter andern 15 an Bayern, 9 an Württemberg, 7 an Baden, 3 an Preußen und 1 an Hessen = Darmstadt fielen. Es mußte den occupierenden Fürsten viel daran liegen, über die ihnen zugetheilten Reichsstädte möglichst genaue Nachrichten zu erhalten, und solche konnte Niemand besser geben als die bisherigen reichsstädtischen Regierungen. Hiernach dürften in in den Acten über die Occupation der einzelnen Reichsstädte in den Archiven zu München, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin und Darmstadt die genauesten und glaubwürdigsten Nachrichten über den Umfang ihres Gebietes zu finden seyn, und es ist wohl der Mühe werth, daß der Verf. die Archivare auf diesen noch nicht gehobenen Schatz aufmerksam macht.

Alle hierher gehörigen Einzelheiten zusammen zu bringen, wird auch noch um deswillen schwierig und mühsam, weil manche Reichsstadt zwar ihre Chronik hat, diese aber selten bis über die Zeit des 30jährigen Krieges, bey manchen sogar nicht einmahl über das 16. Jahrhundert hinauf geht.

Der Verf. hat hier versuchsweise nur ganz kurz die Größe des Gebietes von 70 ehemahligen freyen Reichsstädten zusammen gestellt, und will diesen Versuch als eine Einladung an alle Sachverständige angesehen wissen, eine größere Arbeit in diesem Fache durch Mittheilungen aller nur hierher gehörigen Nachrichten zu unterstützen, um demnächst dem Publicum über diesen Gegenstand etwas weniger Unvollkommenes vorlegen zu können. Ref. scheint eine solche Arbeit eine höchst verdienstliche, so daß er ihr jede nur irgend mögliche Förderung von Herzen wünscht.

Schaumann.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

## 129. Stück.

Den 12. August 1844.

### G r e i f s w a l d e ,

bey C. A. Koch 1844. Des Aeschylos Gefesselter Prometheus. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem Gelösten Prometheus. Von G. F. Schoemann. VIII u. 350 Seiten in Octav.

Ref. ist gewohnt eine jede Arbeit von Hn Schoemann mit den besten Erwartungen in die Hand zu nehmen und mit Befriedigung weg zu legen. Aber bey der vorliegenden dünkt ihn eine solche Bezeichnung des Eindruckes, den ihr sorgfältiges Studium hinterlassen hat, viel zu nüchtern. Es ist ein ganz vortreffliches Werk, welches durch gründliche Gelehrsamkeit, besonnene Klarheit und geistreiche Tiefe die reichste Belehrung gewährt, während zugleich der überall ausgeprägte Stempel einer Gesinnung, die allein das Verständnis der Aeschyleischen Dichtung und einer fast ganz verkannten Seite des Griechischen Alterthums hat erschließen können, zu der Hochachtung für den Schriftsteller auch die Verehrung des Menschen

fordert. Nicht bloß den Philologen, die der Verf. auch nicht ausschließlich im Auge gehabt hat, sondern allen, denen die köstlichste Frucht der Griechischen Poesie und das Verhältniß des geistreichsten aller Völker zu der höchsten Frage der Menschheit der Betrachtung werth scheinen, insbesondere allen denkenden Theologen muß Ref. dieses Werk aufs dringendste empfehlen.

Die Einleitung S. 1 — 89, der eigentliche Kern des Werkes, beginnt mit der Behauptung, daß unter allen auf uns gekommenen Werken der Griechischen Poesie keines an Großartigkeit und Bedeutsamkeit mit dem Prometheus des Aeschylos verglichen werden könne, daß aber auch keines vielfältiger mißverstanden und auf eine der Denkart und Gesinnung seines Urhebers so ganz entgegen gesetzte Weise aufgefaßt sey. Die Schwierigkeit, welche diese Mißverständnisse hervor gerufen hat, liegt hauptsächlich in dem Charakter des Zeus, wie er in dem Verhältnisse zum Prometheus erscheint. Wenn er den Wohlthäter des Menschengeschlechtes, das er selbst vernichten wollte, aufs härteste für seine Menschenliebe straft, trotz dem daß er ihm sogar seine Herrschaft verdankt, so kann man kaum umhin in ihm einen grausamen, undankbaren Tyrannen zu erblicken. Wie konnte aber gerade Aeschylos den höchsten der Götter so darstellen, während kein Dichter des Alterthums reicher ist an Ausdrücken der innigsten und tiefsten Frömmigkeit gegen eben die Götter, die sein Volk verehrt; während keiner die Ehrfurcht vor ihnen, die Anbetung ihrer Weisheit, Gerechtigkeit und Güte mit kräftigern Worten predigt; während keines andern Dichtungen in höherem Maße erfüllt sind von einem Geiste der festesten Religiosität, die auch uns, die wir die Form sei-

nes Glaubens nicht theilen, doch mit verwandten Tönen anspricht und unsere wärmste Sympathie erweckt'; während Aeschylos seine fromme Verehrung vorzugsweise eben dem Zeus zuwendet und z. B. Suppl. 527. Ag. 160 in einer Weise zu ihm betet und ihn preiset, die jeden christlichen Hymnus zieren würde? Man hat die verschiedensten Lösungen versucht, zum Theil ohne die geringste Rücksicht auf die unverkennbare religiöse Gesinnung des Dichters, wie denn z. B. Prometheus mit dem leidenden Christus, sein Gegner Zeus mit dem Satan verglichen ist. Hr Schoemann verwirft mit überzeugenden Gründen alle bisherigen Auffassungen, nur die des früh verstorbenen Klausen ausgenommen, welche in den Hauptpunkten als richtig anerkannt und auf die fruchtbarste Weise weiter ausgeführt wird.

Das Gefühl des Hasses gegen Zeus, welches uns im gefesselten Prometheus aufgedrungen wird, entspringt fast ausschließlich aus den Aeußerungen und Mittheilungen des Prometheus. Aber dieser ist selbst Partey und verdient auch dann keinen unbedingten Glauben, wenn man ihm die volle Ueberzeugung von seinem Rechte und der tyrannischen Ungerechtigkeit des Zeus zutraut. Es bleibt die Möglichkeit, daß die harte Bestrafung des Prometheus vollkommen gerecht und daß der scheinbar entgegen gesetzte Eindruck des erhaltenen Stückes nur eine Wirkung der ungemeynen Kunst sey, mit welcher der Dichter in diesem absichtlich auf den Standpunct des Prometheus gestellt hat, während die beiden andern Stücke der Trilogie die richtige Einsicht in das wahre Verhältniß gewährleisten. — Daß dem nun so sey, zeigt Hr Schoemann zunächst durch die Betrachtung des Mythos vom Prometheus in der ältesten überlieferten Ge-

stalt bey Hesiod , wo die richtigste Einsicht in das wahre Verhältnis des Menschen zur Gottheit gleichsam stammelnd in vielfach unpassender Form und Flußschmückung ausgesprochen wird. Denn Prometheus, sammt seinen Brüdern unstreitig eine Personification des menschlichen Dichtens und Trachtens , zeigt in seinem Thun und Leiden 'die Unzulänglichkeit des Menschen, seine Abhängigkeit von der göttlichen Gnade in jedem Stücke und dagegen seine böse Neigung der Gottheit ihre Ehre zu entziehen und auf die eigene Kraft und Klugheit zu vertrauen.' Daß aber Aeschylos diese Bedeutung des Mythos nicht in das Entgegengesetzte verdreht, sondern mit religiösem und poetischem Tiefsinne den innersten Kern aus der harten Schale gelöst habe, wird dann durch schärfere Analyse nachgewiesen. Das punctum saliens liegt in der Frage: ist denn der Prometheus des Aeschylos wirklich der Wohlthäter des Menschengeschlechtes? Allerdings hat er die thierisch bewußtlosen Menschen vor der von Zeus beabsichtigten Vernichtung gerettet, hat ihnen Vieles gegeben, was das irdische, materielle Leben erträglicher und genußreicher macht, Alles, was der menschliche Verstand ersinnen kann: aber die höchsten und edelsten Güter der Menschheit sind, wie schon der Platonische Protagoras bemerkt, nicht unter seinen Gaben, nicht die Sittlichkeit, deren höchste Blüte im Staate erscheint, nicht frommes Vertrauen zum göttlichen Walten, nicht erhebende Zuversicht auf ein Jenseits. Und gerade der einseitig entwickelte, nur auf das Irdische gerichtete Verstand entfremdet die Menschheit ihrem höheren Berufe und der Gemeinschaft mit dem Göttlichen, je mehr er sie mit selbstzufriedenem Vertrauen auf eigene Kraft erfüllt. Das liegt klar genug in dem Hesiodischen Mythos und



auch in der Aeschyleischen Darstellung, nach der die Menschen vom Prometheus den Göttern nur um der Zeichendeutung willen opfern lernen, also aus selbstsüchtigen Absichten. 'Prometheus ist, wie der Entwilderer der Menschen so auch zugleich ihr Verföhler' und spielt in Wahrheit dieselbe Rolle, welche nach der christlichen Idee, zumahl in der Auffassung einiger Kirchenväter, dem Diabolo zugetheilt ist. — Zeus dagegen wollte das elende Menschengeschlecht, das er bey seiner Thronbesteigung vorfand, vernichten um ein höher begabtes, göttlicheres zu schaffen; daran durch Prometheus gehindert beabsichtigte er unzweifelhaft in göttlicher Liebe dasselbe wenigstens zu dem erreichbaren Grade von Vollkommenheit zu erheben. Sein Plan ward durch das vorwichtige Beginnen des Prometheus durchkreuzt, der in seiner eiteln Selbstüberschätzung keine Ahnung von der höheren göttlichen Weisheit und Liebe hat. Mit vollem Rechte trifft den klugen Thoren, der trozig sich noch seiner That rühmt, harte Strafe. Aber während für die gefallenen Engel, wenigstens nach der Ansicht einiger, keine Veröhnung möglich ist, steht dem Prometheus eine solche bevor (in Wahrheit eine christlichere Idee) und diese bildete den Inhalt des gelösten Prometheus. Sie kann aber, wie Hr Schoemann zeigt, nur dann Statt finden, wenn Prometheus sein Unrecht und des Zeus Gerechtigkeit wahrhaft erkennt und der göttlichen Gnade sich unbedingt vertrauend ergibt. Und das wird, wie vortrefflich nachgewiesen ist, hauptsächlich durch Herakles vermittelt. Dieser Sohn des Zeus und Repräsentant der durch des Zeus Liebe wahrhaft veredelten Menschheit überführt durch seine Erscheinung den Prometheus, mit welchem Unrechte er sich als den Wohlthäter, Zeus als den Feind des

Menschengeschlechtes betrachtet. 'Der gottentfremdete, einseitig verstockte Menscheng Geist, der die Götter nur als feindselige Wesen, ihre Macht nur als Fesseln fühlt, kann nur dadurch frey werden, daß ihm die Anschauung der gottbefreundeten und eben deshalb wahrhaft freyen und starken Menschheit vor die Augen tritt, ihn sich selbst erkennen lehrt und das Bewußtseyn seiner eigentlichen Bestimmung in ihm weckt.'

Spezieller zu berichten, wie das Verständnis des gefesselten Prometheus von dem Verf. erschlossen und der Verlust des gelösten Prometheus durch die überzeugende Nachweisung seines wesentlichen Inhaltes weniger fühlbar gemacht ist, muß Ref. sich versagen. Aber die Prometheusische Trilogie, welche schon trotz der Verkennung ihrer wahren Bedeutung Bewunderung abzwang, erscheint durch Hn Schoemanns ausgezeichnetes Verdienst in der That als ein Werk, dem kein poetisches Werk der Griechen oder auch, möchten wir hinzu setzen, irgend eines andern Volkes an erhabener Bedeutsamkeit verglichen werden kann. Wie sehr stehen zwey mit Recht hochgefeyerte Werke der neuesten Zeit, die sich einen ähnlichen Vorwurf genommen haben, Goethes Faust und Byrons Manfred, an wahrer Tiefe dem Aeschyleischen nach! Nicht dankbar genug kann man dem seyn, der diese Tiefe ergründet und zugleich auf den innersten Geist des Griechischen Alterthums ein neues Licht geworfen hat. Denn mit Recht hegt der Verf. die Hoffnung: 'dieses viel verkannte Werk werde einen neuen Beleg der Wahrheit geben, daß die vorragendsten Geister des Alterthums meistens auch die frömmsten der Gesinnung und die erleuchtetsten der religiösen Erkenntnis nach gewesen sind, und daß überhaupt die antike Welt nicht als der Gegensatz

des Christenthums, sondern als eine Vorbereitung zum Christenthume angesehen zu werden verdient, und jene Heiden, da sie höherer Offenbarung entbehrten, dennoch durch den ihnen verliehenen Geist edlerer Menschlichkeit und das davon unzertrennliche Sehnen und Streben nach dem Göttlichen wenigstens zu einer Vorahnung der Wahrheiten geführt worden sind, deren trostreiche Gewisheit erlangt zu haben eine spätere Zeit sich schwerlich zum Verdienst anrechnen darf.'

Besondere Anerkennung verdient noch die Besonnenheit und Mäßigung, die Hr Schoemann in Bezug auf Reconstruction der verlorenen Stücke zeigt. Das tiefere Eindringen in das Wesen der Aeschyleischen Kunst, insbesondere die Entdeckung der trilogischen Composition, Welkers unschätzbare Verdienst, hat sehr natürlich auf den Versuch geführt aus den übrig gebliebenen Trümmern den Prachtbau der Aeschyleischen Tempel möglichst wieder zur Anschauung zu bringen. Aber leider ist dieses lobenswerthe Streben mehr und mehr, und nicht bloß bey Aeschylos, in eine krankhafte Sucht ausgeartet die lustigsten Hypothesen zu haltlosen Gebäuden auf einander zu thürmen. Ueber solche Versuche, zunächst in Beziehung auf Droysens eben so detaillirte als unbegründete und geradezu unmögliche Reconstruction des *Προμηθεὺς Τηροφώρος*, urtheilt Hr Schoemann sehr gut S. 38, daß man sich dieselben gefallen lasse, so lange sie keine andere Ansprüche machen als für geistreich und *lusus ingenii* zu gelten; daß man sich aber versucht fühle sie zu bestreiten, so bald sie Entdeckungen seyn wollen und sich auf Forschungen berufen. Er selbst bekennt offen nicht ein solches zuversichtliches Vertrauen in seinen Genius zu besitzen, um aus den schwachen Spuren den Gang

jenes Stückes erkennen zu wollen, und läßt auch bey dem gelösten Prometheus, über dessen Inhalt sich bey weitem sicherer urtheilen läßt, viele Fragen offen. Eben so frey ist Hr Schoemann von einer andern seit einiger Zeit grassirenden Sucht, nämlich überall in den Tragödien Anspielungen auf Zeitverhältnisse zu wittern, und zeigt die von Droysen beym gefesselten Prometheus gemachten derartigen Combinationen in ihrer fast überraschenden Richtigkeit.

Die Anmerkungen zur Einleitung S. 90 bis 155 gewähren insbesondere für Mythologie und Geschichte des Griechischen religiösen Glaubens eine reiche Ausbeute, auf welche hier nur hingedeutet werden kann. Es folgen Text und Uebersetzung des gefesselten Prometheus nebst dem gelösten Prometheus S. 157 — 267. Ueber diesen äußert sich der Verf. in der Vorrede und S. 67 mit der lebenswürdigsten Bescheidenheit. Er protestirt lebhaft gegen die Annahme, als habe er den unnachahmlichen Aeschylos nachahmen wollen und spricht sich selbst jedes dichterische Verdienst ab. Nur um seiner Ueberzeugung von dem Inhalte des verlorne Aeschyleischen Stückes mehr plastische Anschaulichkeit zu geben, habe er ihn in eine dramatische Form gekleidet, welche sich der Aeschyleischen wenigstens annähere, dabey alle wesentlichen Gedanken aus Aeschylos und seinen Zeitgenossen entlehnt, so daß, wenn Einkleidung und Ausführung auch noch so verfehlt seyn sollten, doch der Inhalt nicht als der antiken Denkart fremd verworfen werden dürfe.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

150. 151. Stück.

Den 15. August 1844.

---

## G r e i f s w a l d e.

Schluß der Anzeige: 'Des Aeschylos Gefesselter Prometheus. Griechisch und Deutsch mit Einleitung, Anmerkungen und dem Gelösten Prometheus. Von G. F. Schoemann.'

Ref. hätte einige Lust sich des Werkes gegen die strenge Selbsterkritik anzunehmen und namentlich dem Verf. malgré lui eine poetische Ader zu vindicieren; hat doch auch Lessing den Namen eines Dichters nicht wegprotestieren können. Aber Hr Schoemann meint es zu ernstlich, als daß man ihm nicht den Willen lassen sollte, und daher begnügt sich Ref. mit der Versicherung, daß er den gefesselten Prometheus mit wahren Genuße gelesen und in ihm eine Erläuterung der Ansicht des Verfs gefunden hat, wie sie keine abhandelnde Exposition gleich klar zu geben vermöchte.

Die Uebersetzung des gefesselten Prometheus zeichnet sich vor ihrer nächsten Vorgängerin, der Droysenschen, die übrigens mit verdientem Lobe erwähnt wird, durch manche Vorzüge aus, nament-

lich im genauen und feinen Verständniß des Originals. Auch solche, denen dieses nicht zugänglich ist, werden durch sie das Aeschyleische Meisterwerk wahrhaft genießen können. Sehr wahr ist, was in der Vorrede über die Gesamttreue des Uebersetzers im Gegensatz gegen Kleinliche Nachäfferey im Einzelnen gesagt wird. Am meisten ist Ref. an einigen Nachlässigkeiten im Versbau angestossen z. B. am Iambus im anapaestischen Verse

D hätt' er mich tief in der Erde Schooß  
wo schon die alte Form Erden dem Rhythmus  
mehr Halt geben würde.

Der Text wird nur als eine Zugabe zur Uebersetzung bezeichnet. Hr Schoemann ist deshalb auf eine durchgreifende und consequente Reform desselben ausgegangen, sondern hat sich begnügt in einer beträchtlichen Zahl von Stellen den Wel-lauerschen Text nach andern Ausgaben oder eigenem Ermessen aus Handschriften oder Conjectur zu verbessern. Zuweilen sind, um nur eine Uebersetzung möglich zu machen, sogar solche Conjecturen aufgenommen, welche der Herausgeber selbst für sehr unsicher erklärt, ein Verfahren, dem Ref. nicht ganz seinen Beyfall schenken kann. Warum sollte nicht in der Uebersetzung der muthmaßliche Sinn einer Stelle ausgedrückt, im Texte die Corruptel bezeichnet und in einer Note die nöthige Erläuterung gegeben werden? Uebrigens findet man zwar keine durch überraschende Wahrheit ausgezeichnete neue Emendationen (wie neulich von Meineke *ψήγειν* vs. 695, von Wieseler *γέννησι' ἄφῶν* vs. 852 gefunden sind, vom Herausgeber noch nicht gekannt), aber ein gesundes und besonnenes kritisches Urtheil, dem man fast überall beystimmen kann. Ref. will nur bey einer schwierigen Stelle seine abweichende Ansicht mittheilen.

Die im Texte gegebene Constitution von vs. 420 sq. ist in der Note zurück genommen und Hermanns ältere Emendation adoptirt: "Ατλανθ' ὄς αἰὲν ὑπείροχον σθένος καρτύνων (für κραταιόν) οὐράνιον τε πόλον νότοις ὑποστεγάζει (für ὑποστενάζει). Ref. kann das von Hermann selbst später verworfene καρτύνων durchaus nicht wahrscheinlich finden, da durch die nicht leichte Wendung ein bedenklicher Ausdruck, καρτύνειν σθένος, und eine jedenfalls seltene Anakoluthie erzeugt werden. Vielleicht gefällt der Vorschlag "Ατλαντα als ein Glossem zu Τιτᾶνα auszuwerfen, das vorher gehende θεῶν von σθένος abhängen zu lassen und κραταιοῖς zu schreiben, also Τιτᾶνα λύμαις εἰσιδόμεαν, θεῶν ὄς αἰὲν ὑπείροχον σθένος κραταιοῖς οὐράνιον τε πόλον νότοις ὑποστεγάζει. Atlas trägt mit dem Himmel natürlich auch die himmelbewohnenden Götter.

Die Anmerkungen S. 279 — 348 sollen keinesweges einen vollständigen Commentar geben, sondern nur des Herausgebers Auffassung zweifelhafter und schwieriger Stellen darlegen und, wo es nöthig schien, rechtfertigen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß man auch in ihnen viele werthvolle Belehrungen findet. H. L. Ahrens.

### L e i p z i g.

Weidmannsche Buchhandlung 1843. Theodor Beza, nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Joh. Wilh. Baum, Lic. der Theol. a. o. Prof. am protest. Seminar und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm in Straßburg. Erster Theil. Mit Bezas Bildniß. XVI u. 525 Seiten in Octav.

Das lange und bedeutungsvolle Leben des Beza,

nächst Calvin die Hauptstütze der französisch reformirten Kirche, ist an vielen Stellen noch mit unbegreiflicher Dunkelheit bedeckt: man kennt es entweder gar nicht oder von einer schlimmen Seite. Anton Fayus schrieb mit befreundeter Hand de vita et obitu Bezae, wie wir für die Reformatoren der deutschen Kirche die Schriften des Mathesius haben. Natürlich fehlt es auch nicht an recht bösen Darstellungen seines Lebens aus den Federn der Gegner: wir nennen nur Bolsec und Laingäus. Nur ist es so auffallend als beklagenswerth, daß die Feinde mit ihren Entstellungen und Verleumdungen so ziemlich das letzte Wort behalten haben. Denn Bayle hat sie zwar mit dem 'Höllenstein' seiner Critik geächt, aber nur stellenweis. Und Schlosser — der einzige, welcher in neuerer Zeit das Leben des Beza behandelt hat — war auf zu dürftige Quellen beschränkt und zu wenig auf die Gesichtspuncte des Theologen hingewiesen, um überall den Zusammenhang richtig zu treffen. So finden wir denn neuerdings noch bey Hase die naive Zusammenstellung Bezas und Abälards, die Guerike gläubig abgeschrieben hat.

Beza ist der einzige unter den reformatorischen Männern, der das 17. Jahrhundert erreicht hat. Länger als 50 Jahre stand er neben und nach Calvin an der Spitze der Genfer Kirche. Und was hieß das für jene Zeit! Außerdem war er classisch gebildet, wie kein Mann seiner Confession. Ist er darin dem Melanchthon ähnlich, so gleicht er ihm noch mehr in der rastlosen Liebe zur Einigung. Wie dieser war er häufig berufen, als Gesandter und Unterhändler bedeutende Vereine oder Menschen anzugehen. Und mehr als Melanchthon ist er als seiner Franzose von vornehmer Geburt und



Erziehung dazu im Stande \*). Dies Alles muß uns geneigt machen, eine Schrift über Bezas Leben im Voraus mit freudiger Erwartung zu begrüßen.

Hr Baum hat sich als ein fleißiger und treuer Forscher schon längst um die Reformationsgeschichte der französischen Kirche verdient gemacht. Er schrieb *origines evangelii in Gallia restaurati*, und seines 'Franz Lambert von Avignon' ist auch in diesen Blättern seiner Zeit gedacht. Er wie mehrere seiner Collegen beweist, daß die deutsche Theologie in Straßburg noch immer eine feine Stätte hat. Wir können ihn nicht besser ehren, als daß wir ihn einen Schüler Ullmanns nennen, den er in diesem Werke über Beza zu erreichen im Begriff ist. Wegen dieser Vortrefflichkeit des Buches beeilen wir uns, den ersten Theil sofort anzuzeigen. Wir finden darin einen kräftigen, tapfern Geist, der die Wahrheit unverdrossen aufsucht, unbefangen ausspricht. Eine Menge handschriftlichen Materials besonders aus der Schweiz ist aufgesucht und benutzt; die Beylagen eines jeden Buches S. 82 bis 102, 357 bis 525) geben daraus reiche, dankenswerthe Mittheilungen. Die Nachlese in Deutschland kann voraussichtlich nur gering seyn und wird noch immer eine passende Stelle finden; nur hätten wir gern gesehen, wenn eine vollständige Nachforschung in Paris möglich gewesen wäre. Dasselbe Lob was die unermüdliche, erfolgreiche Forschung, verdient die frische, kräftige und treue Darstellung. Uebrigens gehört der Verf. der französisch-reformierten Kirche nicht an. — Wir betrachten nun den reichen Inhalt des Buches etwas genauer.

\*) Bezas Bild zeigt mehr den strengen calvinistischen Hugenotten, als den feinen Theologen. Wir hätten es lieber am Schlusse des Werkes gesehen.

Der vorliegende erste Band erzählt das Leben Bezas bis zu seiner Uebersiedelung von Lausanne nach Genf im Jahre 1558 in zwey Büchern, deren Theilung durch die Flucht Bezas aus Frankreich nach der Schweiz sich von selbst ergibt. So nach ist das erste Buch eine Jugendgeschichte und umfaßt die Zeit 'von der Geburt bis zur Wiedergeburt.' — Theodor Beza war der dritte Sohn Peters von Bèze, Landvogts (Bailly) von Bezelay im ehemahligen Herzogthume Burgund. Seine früheste Erziehung empfing er in Paris, im Hause seines Oheims, welcher Parlamentsrath war. Schon im zehnten Jahre aber ward er nach Orleans in das Haus eines Verwandten gegeben, um mit dessen Sohn zusammen von einem Deutschen — Melchior Wolmar — erzogen zu werden. Als dieser Letztere bald nachher von Margaretha, künftigen Königin von Navarra, als Lehrer der alten Sprachen nach Bourges berufen ward, nahm er den Beza mit sich und las mit ihm sieben Jahre lang die Werke des classischen Alterthums. Zugleich legte er in ihn den Samen eines reinen christlichen Glaubens, dem die französischen Philologen, ungleich den deutschen, damahls vorzugsweise sich zuwendeten. Wolmars Haus ward öfter von dem jungen Calvin besucht, der sich, damahls noch Rechtsgelehrter, in Bourges aufhielt. Doch schon 1535 hörte dieses geistig und gemüthlich fruchtbare Leben für Beza auf. Die scharfen Maßregeln Franz I. trieben seinen väterlichen Freund Wolmar sich in Deutschland zu bergen; während er nach Tübingen wandert, geht Beza auf den Wunsch seines Vaters nach Orleans, um dem Rechtsstudium obzuliegen. Aber der Verf. hat wohl Recht, wenn er sagt: 'nur gewöhnliche wissenschaftliche Tagelöhner oder frühreife nach Ehre und Gut gei-

zende Utilitätsmenschen können in diesem Jugendalter an dem positiven Theile des Rechts ein aus Berechnung entspringendes Interesse finden? Beza aber war weder das Eine noch das Andere. Er bleibt den Mufen des Alterthums, den Pflegerinnen seiner geistigen Kindheit um so mehr treu, als er in der Nichte eines Professors das Ideal seiner ersten Liebe findet. Aber Maria Stella (de l'Estoile) starb früh und einige Verse auf ihrem Leichensteine sind vielleicht die erste ausgesprochene Liebeserklärung des schüchternen Studenten. Doch fortan wirft er sich, um sein Liebesleid zu vergessen, mehr in das academische Treiben. Er bekleidet die Charge eines Procurators der burgundischen Nation — ein Beweis, daß er geistig und persönlich hervor ragte. Der Verf. gibt uns bey dieser Gelegenheit sehr dankenswerthe Schilderungen des Treibens auf den französischen Universitäten jener Zeit. Auch das Gemählde der reformatorischen Zustände in Bourges ist sehr gelungen; nur vermisst man bisweilen die Quellenangaben. 'So saß Beza — schließt dieser Abschnitt — noch nicht 20 Jahre alt in dem academischen Rathe, als Vertreter seiner Corporation, war thätig in Besprechung der allgemeinen Universitätsangelegenheiten, in den Rectorwahlen, welche sich jedes Jahr erneuerten, ein eifriges Mitglied der damaligen trotz aller Unvollkommenheiten für das Gesamtleben der Wissenschaften und Studien höchst vortheilhaften, im eigentlichen Sinne des Wortes noch frey dastehenden Gelehrtenrepublik. Ein Bild, das uns jetzt in Frankreich um so mehr anlächelt, je höher der administrative Unterrichtsdespotismus in neuerer und neuester Zeit gesteigert worden und in vieler Rücksicht für die allgemeine freye wissenschaftliche Entwicklung hemmend an die Stelle jenes

Lebens getreten ist.' So redet der Verf., Professor an einer französischen Universität — in guter deutscher Sprache. Wir können nur französisch hinzu setzen: c'est tout comme chez nous!

Im Jahre 1539 geht Beza als Licentiat der Rechte nach Paris, theils um die letzten (practischen) Weihen des Juristen zu empfangen, theils um eine Würde und Stelle aus erster Hand zu erlangen. Aber er geht mit innerem Widerstreben. Leider fließen über diesen Pariser Aufenthalt, der neun Jahre dauerte und für das fernere Leben entscheidend ist, die Quellen nur spärlich. Der Verf. orientiert uns auch hier zunächst über die 'Pariser Zustände unter Franz I.', besonders in Betreff der Universität und der religiösen Bewegung. Beza findet mancherley Versuchung; der Einfluß hochstehender Verwandten gibt ihm alsbald eine mühelose, reiche Pfründe und verheißt dem Ehrgeize eine glänzende Zukunft in der juristischen Carriere. Aber dagegen lehnt sich die Schöngesteirey auf, die sich in beschaulicher Stille gefällt — solche Stille mit solcher Pfründe thut nicht gut! Daneben sind die Freunde fern, selbst die treuen, aber in Paris verdächtigen Bücher dürfen nicht aus Orleans nachkommen. So kann es uns nicht befremden, den frischen Jüngling schwanken zu sehen. Bald fleht er kland und mit Thränen zu Gott, diesem Zwange zu entkommen und (etwa bey Wolmar in Tübingen) seinem Gewissen leben zu dürfen, bald lockt ihn poetischer Erfolg und fröhliche Gesellschaft, bisweilen geht er auch den Vorstellungen der Verwandten folgend ans Zus. Auch hier bildet sich die Zukunft aus den Gegensätzen der Gegenwart: der Musendienst ward von den Verwandten getadelt und die Hugenotten verfolgte der König — Beza ist Dichter und wird

Hugenott. Aber der Geist Gottes klärt die Gegensätze ab, und wenn es die Todesnähe wäre, er leitet zu neuem Leben, und wäre es die irdische Liebe — er führt sie zur himmlischen. Eine Krankheit ist es, in welcher Beza sein besseres Selbst zu einem seiner würdigen Entschlusse sammelt: mit seiner (zwar heimlich, doch in Gegenwart zweyer angesehenen Freunde) Verlobten Claude Desnoz flieht er nach Genf, dem Sammelplatze der Diaspora des neuen Glaubens für Frankreich — 1548, während er seiner Pfründen verlustig und sogar in absentia zum Tode verurtheilt ward.

Hier schließt Bezas Jugend. Fortan ist er wenn nicht ein anderer Mensch, doch ein Mann. Was er sey und was er wolle hat er nun erkannt. Fortan ist sein Leben aus Einem Gusse. So war es natürlich, daß alle spätere Anfeindung auf diese schwankende Jugendzeit ihre Angriffe richtete. Und bey großen und guten Menschen ist es der Feindseligkeit nie genug, zu zeigen, daß sie Schwächen hatten, — Verbrechen müssen es seyn. Bezas Verhältnis zu seiner Verlobten wird als das schmutzigste geschildert: — während er in der That sofort sich in Genf mit ihr trauen ließ und in langer vierzigjähriger Ehe glücklich mit ihr lebte. Auch das ist nicht genug: — er soll Päderast gewesen seyn. Man hat nur vergessen, daß Niemand solchen Sinnes und in solcher Lage aus Paris entflieht, um in dem freudenleeren Genf Armuth und Verfolgung zu leiden. Der einzige Schein so schändlicher Anklagen wird aus Bezas Gedichten (die s. g. Juvenilia) hergenommen. Der Verf. hat wohl gethan, sie ausführlich zu besprechen. Tene Zeit der neu erwachten Liebe für das Alterthum gefiel sich bekanntlich in Nachahmung seiner Formen. So finden wir auch bey unserm Beza Ge-

dichte, die an die erotischen der Römer erinnern. Aber so wenig man bey dem niedlichen Gedichte ad bibliothecam, welches eine längere Vernachlässigung entschuldigt, das Versprechen wörtlich nimmt, Beza wolle künftig keinen Tag, keine Stunde, keinen Augenblick von seinen Büchern entfernt seyn, so wenig sind erotische Ausdrücke in der Poesie buchstäblich zu nehmen. Die Poesie, ungleich dem Rausche, erfindet mehr als sie ausschwaht. Für jeden Unbefangenen sind Bezas Gedichte noch immer genußreich, weil sie zart und nicht bloße Form sind, sondern dichterischen Geist enthalten. Die ganze schöngeistige Welt hatte sich daran erfreut, so lange der Dichter in Paris harmlos seine Pfründe genoß. Erst seit er in Genf war, beutete sie der Haß aus. Und doch muß hier wohl der Grund liegen, warum selbst Geschichtschreiber unserer Kirche sich bewogen fanden, Beza mit Abälard zusammen zu stellen. Beza hat nie ein geistliches Gelübde verlegt, nie ein Kind erzeugt, Abälard unsers Wissens nie Verse gemacht, nie in der Ehe gelebt. Die Parallele ist also nicht mehr werth, als so viele ihres Urhebers, die sich nur dadurch auszeichnen, daß man die Pointe nicht finden kann. — Der Hauptgrund der ganzen Verleumdung ist unstreitig, daß Beza selbst und zwar zuerst anfing, von diesen Ergüssen seiner heidnischen Dichterader gering zu denken. Mehr als in seiner eigenen Gemüthsrichtung lag es in der seines späteren Freundes Calvin und des von diesem abhängigen Kirchenwesens, alles weltlich Schöne als einen Schmuck des Lebens zurück zu stellen. Aber in Beza kam die freudige Dichternatur immer wieder hervor, und immer reiner und gläubiger. Das Hauptwerk religiöser Poesie in den Calvinischen Kirchen waren lange Zeit die Psalmen — Bezas.

Das zweyte Buch beginnt mit einer Schilderung der Genfer Zustände. Die so genannte reformirte Kirche ist in den Bergen der Schweiz geboren. Daraus erklären sich zwey ihrer Eigenthümlichkeiten: in den Riesendomen der Alpen wagt sie nicht, Gott mit Menschenwerk zu ehren — sie versucht es, ihn im Geiste anzubeten. Sodann hat sie von Geburt an eine Neigung, den Staat von sich abhängig zu machen. Dies ist ein durchgreifender Unterschied zwischen der Reformation Deutschlands und der Schweiz. Die deutschen Fürsten nehmen sich der wiedergeborenen Kirche an, — und diese weiß es ihnen Dank. In der Schweiz verbindet sich meist mit der religiösen Reaction eine politische gegen die Aristokratie der Patricier. In Frankreich und Schottland will die Kirche den Fürsten selbst in ihre Zucht nehmen; hier gelingt es, dort nicht. Der Calvinismus, aus französischem und Schweizerblute entsprossen, weiß es zu gut, daß die Republik in sich keine Garantie hat, um nicht in jegliche Staatsform ein theokratisches Gemenge oder noch lieber volle Unterwürfigkeit unter die theokratische Zucht zu bringen. Hieraus erklärt sich mehr als man gewöhnlich glaubt: zunächst die Laueheit zwischen den alten Zwinglischen Cantonen und Genf. Von Genf aber geht die französische Kirche aus. Sodann liegt hier eine Wurzel des alten Hasses zwischen Lutheranern und Calvinisten. Wollten diese keine Ubiquität im Abendmahle, so waren sie um so geneigter eine Ubiquität der Kirchenzucht zu begehren.

Als Beza in Genf eintraf war Calvin im vollen Schaffen. Nur in sich war er klar, um ihn her überall Trübung: eine starke und frivole politische Gegenpartey, allzu hitzige Freunde, Erkäl-

tung der Zwinglischen Cantone. Der neue stammverwandte Genosse war ihm in mehr als einem Sinne willkommen: er war fein gebildet, ausdauernd, aber innerlich gemäßigt. So bildet er bey seiner Geistesgröße für Calvin diejenige gleichsam weibliche Ergänzung, deren große und schroffe Charaktere von außen her bedürfen, wenn sie ihnen innerlich abgeht. Er ist im vollsten Sinne Calvins Melanchthon. — Aber längere Zeit verfließt, ehe er die Schwierigkeiten seiner neuen Stellung überwindet. Für die verlorene Liebe seiner Familie tröstet er sich mit dem Troste der Freundschaft in der Gemeinsamkeit des Glaubens. Biret, der Calvin Lausannes, welches damahls zu Bern gehörte, brachte daselbst eine Art hoher Schule zu Stande, und Beza wird für die griechische Sprache angestellt 1549. Er debütierte mit seiner wenig bekannten Zoographia Cochlaei. Dieser Geistesverwandte des Dr Eck hatte Calvins beißende Satire auf den Reliquienhandel sehr plump erwidert und Beza registriert ihn nun als eine merkwürdige Bestie in die Naturgeschichte des Conr. Gesner. Die Schrift ist voll classischen Witzes, der fortan dem Beza in manchem unerfreulichen Kampfe treffliche Dienste leistet. Nehnlich tritt auch die poetische Ader alsbald wieder hervor in dem sacrifice d'Abraham, einem dramatischen Stücke, das die Schüler aufführten. Wir danken es dem Verf., daß er so ausführlich davon handelt, weil es an der Zeit ist, Bezas Verdienst um französische Sprache und Poesie wieder anzuerkennen. Er ist sicherlich dicht neben Rabelais zu stellen. — Mitten in seiner Lehrthätigkeit und im Kampfe für strengere Kirchenzucht befällt ihn die Pest. Alle zagen um ihn und er selbst gibt sich auf. Da sammelt er noch einmahl die unverlorene Dichterkraft und 'hier



auf diesem Schmerzenslager, von dem er kein Aufstehen mehr hoffte, an dem er nebst der ihn pflegenden Gattin nur von Zeit zu Zeit seine wenigen Getreuen, die den Tod nicht scheueten, erscheinen sah, entstanden zwey der schönsten Gedichte, die je aus seiner Seele kamen.' S. die vortreffliche Darstellung S. 154 ff. Aber er sah sich dem Leben wieder gegeben, Badens Heilwasser stellt seinen Körper wieder her. Doch schon nahen andere Kämpfe, die ihn aus dem Frieden seiner Classe oftmahls unfroh hinaus treiben. Es ist zuerst der überläuferische Bolsec, der mit Calvin über die Prädestination hadert, wodurch Beza sich an diesem Dogma betheiliget. Was oft unbegreiflich scheint, daß sanftere Naturen diese Strenge sich aneignen, das zeigt sich in Bezas Auffassung natürlich, und man ist nicht selten versucht, ähnlich dem Agrippa auszurufen: es fehlt nicht viel, du überredest mich, daß ich ein — Prädestinatianer würde. Sodann gilt es, dem Berner Rathe eine strengere Studien-disciplin abzurufen. Aber man sah diese Sympathien Lausannes mit Genf in Bern nur ungern und konnte einiges Mißtrauen in Beza und seine Genossen als heißblütige Franzosen nie ganz los werden. Mochte es immer heißes Blut seyn, das in ihnen wallte, edles war es gewis! das beweisen die Schaaren glaubensfreudiger Jünglinge, die aus der Lausanner Schule nach Frankreich zogen, um ihr Evangelium zu predigen, und von denen schon 1552 zwey der besten in Lyon sich der Ehre des Scheiterhaufens würdig erwiesen, S. 174—81. Inzwischen beendete Beza die von Marot angefangene Uebersetzung der Psalmen, und welchen Anklang diese Töne fanden zeigt sich am besten daraus, daß sie in die Kirchen drangen und dort lange Zeit allein die verbannte kirchliche Kunst

darstellten. Der Verf. wirft bey dieser Gelegenheit einen allgemeinen Blick auf den reformirten Kirchengesang, S. 182 -- 91.

Doch 'Bezas Leben beginnt von Tag zu Tag an jener Köstlichkeit reicher zu werden, von der es heißt, daß sie in Mühe und Arbeit bestehe.' Er ist von jener glücklichen Elasticität des Geistes, die nie gebrochen wird, und die, auch wenn sie sich beugen muß, unerwartet aus einer neuen Quelle sprudelt. 'Wenn Calvin entrüstet, wenn Biret niedergeschlagen und trübsinnig war, und Beide in gerechtem Unmuthe das Schicksal der neuen, von allen Seiten angegriffenen Kirche beklagten, so war er mit dem immer frischen Troste der zärtlichsten Freundschaft und Verehrung oder mit der muntersten Laune bereit. So wie ihm denn, wenn je irgend Einem, bey der Freude oder bey der Trauer das gute Wort zu rechter Zeit nie mangelte' S. 191 f. Welch erquickliches Laugenbad von Satire und Spott wird In Peter Lizet bereitet, der als Präsident des Pariser Parlaments Haupturheber der *Chambre ardente* gewesen war und der nun in seinem Ruhestande als theologischer Schriftsteller gegen die Ketzer kämpfen wollte. Diese Schrift des Beza schließt sich auch äußerlich an Rabelais' *Gargantua* und der Stil übertrifft die berühmten Episteln der *Dunkelmänner*. — Aber bald muß Bezas Feder statt eines scherzhaften Angriffs eine ernstliche Vertheidigung führen: nach Servets Hinrichtung unternimmt er es, diese Art der Todesstrafe, die von Seb. Castellio angegriffen war, zu rechtfertigen, S. 201 ff. Ueber die That, welche Anlaß dieses Streites wurde, ist nur Ein Urtheil: ist das Reich des Herrn nicht von dieser Welt, so darf es auch die Waffen dieser Welt nicht zu den seinigen machen. Davon

aber abgesehen, so können wir die Bewunderung für Castellios Buch, die der Verf. hegt S. 223., nicht theilen. Es ist da eine Toleranz um jeden Preis, wie sie die Aufklärer des vorigen Jahrhunderts wollten; das ist die Toleranz des Scepticismus, nicht der Liebe. Darum ist es allerdings nicht ohne Erheblichkeit, was Beza dagegen aufbringt. Und wenn die That an Servet immerhin eine schwere Sünde des irrenden Gewissens ist, die Glaubensstärke, deren übler Ausdruck sie ist, hat dennoch ein größeres Recht, als die trostlose Toleranz der Baseler Antitrinitarier, denen die Kirche Christi wie die Arche Noä ist, die auf einem Meere von Ungewisheit steuerlos umtreibt und deren Inzassen wohl oder übel sich vertragen müssen, da Keiner fester steht, als der Andere. — Fein ist es, wenn der Verf. darauf hinweist, daß Beza, wie Calvin, die Rechte studiert hatte und daher an einer Klippe Schiffbruch litt, die Luther bey Beurtheilung des Bauernkrieges vermied, vielleicht weil er sie nicht kannte.

Das Jahr 1554 bringt eine Entscheidung für Bezas inneres Leben: nach einer ergreifenden Zusammenkunft mit seinem Bruder und Vater scheidet er sich völlig von ihnen geschieden. Er mußte den Herrn mehr lieben, als Vater und Mutter. Daneben aber gelingt es ihm, für das neue Vaterland zu sorgen; das zu Ende gehende Bündnis Berns mit Genf, die Hauptstütze der wiedergeborenen Kirche, wird mit durch Bezas Bemühen erneuert. Doch die Kirche ist größer als das Vaterland, und so sehen wir ihn seit 1557 längere Zeit rastlos umgetrieben, um den gedrückten Glaubensbrüdern und Glaubensverwandten in der Ferne hilfreich zu seyn. Zunächst erschallt über die Berge von Piemont her der alte Waldenser Hilferuf. Frankreich wollte sie politisch und kirchlich zugleich unterwerfen. Da

durchzieht Beza mit dem alten Farel (jetzt in Neuenburg) erst die evangelischen Cantone der Schweiz, um sie zu einer Gesandtschaft an den französischen König für die Waldenser zu einigen, dann die protestantischen Länder Süddeutschlands, um auch ihre Fürsprache zu gewinnen. Er ist hier ganz an seiner Stelle und hätten die Gesandten seine umsichtige Instruction (S. 257 ff.) genauer befolgt, so würden sie nicht so, wie es geschah, mit leeren Worten am französischen Hofe abgewise seyn. Aber Beza hatte auch außer dieser Erfolglosigkeit viel Kummer von dieser Reise. Am Pfälzischen und Würtemberger Hofe nämlich hatte er auch mit Lutherischen Theologen z. B. Heshusius und Andrea verhandelt. Man fand gegenseitig an sich so viel Freundlichkeit und Einigkeit, daß selbst die Abendmahlsdifferenz zur Sprache kam. Beza hoffte viel für eine künftige Verständigung und gab eine diplomatische Bekenntnisschrift über das Dogma seiner Kirche vom Abendmahle. Später in Zürich und Bern gedachte er nur im Allgemeinen der Unionshoffnungen, für die man dort seit dem Marburger Gespräche die ganze Kälte des Republicanismus hegte. So entstand denn für Beza viel Verdruß, als die Confession nun doch bekannt wurde. Schon jetzt war er berufen, das Loos eines Melanchthon der Schweiz zu fühlen. Unser Verf. verdient für die sorgsame Erforschung und gewiegte Darstellung dieser ganzen Sachlage großes Lob. Die deutschen Schweizer trauten seit Buzers Einigungskünsten den französischen Theologen ihrer Kirche eben so wenig, als die festen Lutheraner dem Melanchthon und seinen Genossen seit dem Interim. Frieden konnte da draußen nicht werden, weil daheim kein Frieden war.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

152. Stück.

Den 17. August 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Theodor Beza, nach handschriftlichen Quellen dargestellt von Joh. Wilh. Baum, Lic. der Theol. a. o. Prof. am protest. Seminar und Vorsteher des Studienstiftes St. Wilhelm in Straßburg. Erster Theil. Mit Bezas Bildniß.'

Neue Verfolgung der Glaubensfreunde in Frankreich, in Paris selbst heischte neue Versuche zur Hilfe. Heinrich II. ließ es zu, daß man die Reformierten bey Hunderten einkerkerete, daß selbst die Inquisition eingeführt ward ihnen den Proceß zu machen. Uebermahlß und in derselben Absicht wie früher machte Beza sich auf den Weg; außer Farel begleitete ihn noch Caspar Carmel, entkommener Prediger der Pariser Gemeinde. So eifrig und freundlich die Intervention namentlich von den deutschen Fürsten betrieben ward, — der Erfolg war wie früher. Viel theures Blut ward vergossen; aber eine religiöse Gemeinschaft ist immer ihrer Dauer gewiß, wenn sie Martyrer hat. Bezas

Reise führte auch nach Worms, wo die Lutheraner Melanchthon an der Spitze mit den Katholiken colloquirten. Wie sehr beide Männer alsbald die Geistesverwandtschaft in sich erkannten, zeigt ein Gedicht Melanchthons an Beza, astrologischen Inhalts. Selbst diese Schwäche Herrn Philippi muß also in Beza Duldung, vielleicht Sympathie gefunden haben. Die Unionsprojecte führten zu einem neuen Bekenntnißschriftchen Bezas. Er wollte ja so gern die große Zwietrachtswunde beider Kirchen heilen, und er glaubte noch an die Einigungsmacht der Colloquien. Es ist rührend zu sehen, wie er bey den Synoden der alten Kirche verweilt, die den Glauben uniform machten, wie er alle Häresie und Spaltung erst von der Zeit datiert, wo die Synoden aufhörten. Bullingers republicanischer Verstand bleibt dagegen mehr bey der Gegenwart, wie durch alle Colloquien das Unheil nur größer geworden und die Lutherischen des Sinnes wären, daß eine Union nur möglich sey, wenn die Conf. Aug. über den Consens. Tigur. gestellt werde. Es hätte nicht einer neuen Aufregung des Prädestinationsstreites bedurft, um diese Zeit für Beza schwer und schmerzlich zu machen. Aber in schwerer Zeit stählt sich ein starker Geist. — Noch eine Reise wird unternommen, da die helvetische Gesandtschaft in Paris gar nichts ausgerichtet hatte, vielmehr die Inquisition inzwischen öffentlich eingeführt war. Und wirklich senden die süddeutschen Fürsten eine männliche Botschaft an den Franzosenkönig, aber es war ein Streich in die Luft. Es war dem Evangelium in Frankreich bestimmt, vielerley Gewalt zu leiden. Und als Beza heimkehrte, brannte es fast im eigenen Hause. Biret wollte endlich die ganze Strenge kirchlicher Zucht durchsetzen und eher das Abendmahl nicht austhei-

len oder sein Amt verlieren, als die Zuchtlosigkeit länger ungestraft lassen. In Bern aber dachte man milder: die Geistlichen wurden vor den Rath geladen, auf ihren Eid verwiesen und — fügten sich. Beza war mit innerem Schmerze dem alten Freunde Biret gefolgt, aber er konnte in dem starren Menschenwillen den heiligen Gotteswillen nicht finden. Als nun Calvin zu gleicher Zeit um ihn warb für das neu gegründete Genfer Collège, da schüttelte er den Lausanner Staub von seinen Füßen um nach Genf überzusiedeln. Lausanne geht von da an kirchlich in Trümmern. — So weit führt der vorliegende erste Band.

Dürfen wir uns bey Einzelheiten noch ein wenig aufhalten, so bedauern wir zunächst, daß beide Mable als Beza nach Genf kam (auf der Flucht aus Frankreich und jetzt nach Verlassung Lausannes) die Verhältnisse nicht ganz deutlich sind. Das erste Mable offenbar aus Mangel an Quellen; aber für den endlichen Abschied von Lausanne vermiffen wir des Verfs sonstige Offenheit, die jedes Ding gern bey dem rechten Namen nennt. Die Darstellung hat sonst eine fast französische Kürze und Kraft, wozu deutscher Ernst wohl paßt. Die sachliche Polemik in den Noten macht sich gegen Schlosser in Kleinigkeiten ein wenig zu oft und zu viel hörbar. — In Bezug auf Geist und Gedankengang des Werkes wüßten wir kaum eine Ausstellung. Nur da, wo die innere Entfremdung der deutschen Cantone bezüglich der französischen betrachtet wird, S. 277, war nicht zu vergessen, daß jene mehr Republicaner, diese mehr Demokraten waren und daß politisches und religiöses Glaubensbekenntniß einander vielfach modificieren. — S. 138 finden wir erwähnt, daß die Sitte, Bücher der Schrift vor einem größern Publicum auch außerhalb der Kirche

populär zu erklären, durch welche Beza in Lausanne für die gute Sache viel wirkte, damahls 'ungewöhnlich' gewesen sey. Dies ist richtig, in so fern fast überall, wo sie vorkommt, einzelne Reformatoren sie als etwas Neues aufbrachten. Aber reformatorische Männer kommen ganz unabhängig von einander darauf. Um die Brüder des gemeinsamen Lebens nicht zu erwähnen, erinnern wir nur an Dekolampads Vorlesungen über Jesaja, die von Basels Bürgern besucht wurden, an Melancthons Erklärung der Perikopen — Sonntag Nachmittags —, woraus die Postille entstand. Dies alles sind die Formen desselben Geistes, der nachmahls die collegia pietatis und das collegium philobiblicum hervor trieb — aber in den Reformatoren war dieser Geist zusammen gedrängt und beherrscht, später über die Menge ausgegossen, wie ein Fieber, ist er verdünnt und verfälscht. — Reich ist unser Werk auch an erquicklichen Einzelzügen z. B. Bezas Schätzung des 91. Psalms, S. 114. Ueber seine Krankheit S. 154 ff. haben wir schon geredet; eben so über die Episode von den Waldensern und den Martyrern in Lyon. Es sey uns nur gestattet zugleich als eine Probe der Darstellung das auszuschreiben, was gleich anfangs von Bezas Mutter erzählt wird. Sie hatte ihren Theodor, als er kaum entwöhnt war, nach Paris begleitet ins Haus seines Oheims. 'Nicht lange nach ihrer Rückkehr in das für eine Mutter nun verödete Haus, fiel sie auf einem Ritze vom Pferde und brach das Bein oberhalb des Knies, aber sie gebrauchte zu ihrer Heilung keine andere ärztliche Hilfe, als ihre eigene. Denn sie hatte von Natur einen für Frauen ungewöhnlich starken Hang zur Heilkunst und hatte sich von Jugend auf gerne mit dergleichen Beschäftigungen und



Curen abgegeben. Es war ihr eine Freude, den Armen der Umgegend ihre Hilfe auch in diesem Stücke, nicht ohne eine gewisse selbst mechanische Fertigkeit in den verschiedenen Krankheitsfällen angedeihen zu lassen. Diese Hilfsleistungen geschahen aber von der vornehmen Dame auf eine solche gutmüthige Weise, daß sie von allen Dürftigen und Nothleidenden weit und breit als eine Mutter geliebt und verehrt wurde, und auch Beza in späterem Alter noch Gott dankte, daß er das Glück hatte, von einer solchen Mutter geboren worden zu seyn. Bald darauf wurde die treffliche Hausmutter von einem heftigen Fieber befallen und in der Blüte des Frauenalters im 32. Jahre plötzlich dahin gerafft, — ein großer Verlust für die ganze Familie, eine Trauer für die ganze Gegend, deren Vorsehung sie gewesen war', S. 7 f.

Der Stil ist nicht ohne Eigenheiten (Elsaismen?): vergl. S. 8. 'dahinserbte' — S. 243. 'Abwillen' = Abneigung. S. 106. 109 u. ö. 'bereits schon' u. s. w. Druckfehler sind nicht selten, wie neuerdings häufig in Brockhaus'schen Drucken; störend ist S. 126. 'dreyßig' statt dreyzehn.

Wir sehen der Fortsetzung dieses trefflichen Werkes mit Erwartung entgegen. R. Kd.

## S t u t t g a r t.

Gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins 1843. Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Louise. Herausgegeben von Wolfgang Menzel. (Sechste Publication des literarischen Vereins in Stuttgart) XVIII und 527 Seiten in Octav.

Elisabeth Charlotte, Tochter des Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und der Charlotte, einer

Tochter der muthigen Landgräfin Amalia von Hessen = Cassel, vermählte sich 1671 mit Philipp von Orleans, dem jüngeren Bruder Ludwigs XIV. Die mit vielem Verstande und mit einer raschen, scharfen Auffassung begabte Frau konnte die am französischen Hofe gewonnenen Eindrücke, die täglich sich ihr aufdrängenden Bemerkungen nicht zurück halten; sie mußte dieselben unverzüglich ihren Lieben mittheilen. Deshalb und weil ihr Herz der deutschen Heimath, vorzüglich allen Gliedern des pfälzischen Hauses, angehörte, war ihr eine unausgesetzte Correspondenz mit den Freunden jenseits des Rheines Bedürfnis. Davon geben die vorliegenden, an die Raugräfin Louise gerichteten Briefe ein beredtes Zeugnis. Reichhaltiger noch, ununterbrochener an einander gereiht, war ihr schriftlicher Verkehr mit der edlen, hochgebildeten Sophia, der Gemahlin von Ernst August, dem ersten Kurfürsten von Hannover, in welcher sie die Schwester ihres Vaters verehrte. 'Nun lebe Ich ohne trost undt habe auch Keinen Nirgendts zu hoffen' schreibt sie in bitterem Schmerz über die Nachricht vom Tode Sophias. Die Veröffentlichung dieser, unstreitig auf dem königl. Archive zu Hannover befindlichen Correspondenz mit der Kurfürstin würde von hohem Interesse seyn; mehr noch die Bekanntmachung der Briefe Sophias an ihre Nichte, falls letztere nicht ihrer an König Georg I. gegebenen Zusage nachgekommen ist und jene Schreiben ihrer Lante der Vernichtung übergeben hat.

Die oben genannten Briefe an die Raugräfin Louise, eine Tochter des Kurfürsten Carl Ludwig und dessen zweyter Gemahlin, der zur Raugräfin erhobenen Louise von Degenfeld, sind, wie Wolfgang Menzel sich in der Vorrede darüber ausspricht, dem literarischen Vereine durch den Gra-

fen von Degenfeld aus dessen Familienarchive mitgetheilt. Daß der Herausgeber in den chronologisch geordneten Schreiben die Orthographie der Brieffstellerin streng beibehalten hat, verdient mit Dank hervor gehoben zu werden.

Man würde sich sehr geteuschet sehen, wenn man in diesem vom April 1676 bis zum September 1722 sich erstreckenden Briefwechsel bedeutende Aufschlüsse über die wichtigsten Begebenheiten jener Zeit erwarten wollte. Nur hin und wieder stößt man auf einige, trotz ihrer Abgerissenheit nicht völlig unerhebliche, Aeußerungen über die politischen Verhältnisse der Höfe zu Heidelberg, Herrenhausen, Wolfenbüttel und London; aber um so reichhaltiger ist die Charakteristik fast aller einflussreichen Männer eben daselbst und vorzüglich der Hofleute von Versailles. Der Vorwurf, daß die Mittheilungen oft gedehnt sind, daß die Schreiberin sich über kleine Vorgänge in den Prachtzimmern von Paris, Versailles und Marly in weitläufigen Berichten ausspricht, daß sie von wiederholten Klagen über körperliche Leiden nicht absehen kann, wird hundertfach durch den Reichthum ihrer Bemerkungen, durch die glücklichste Laune und eine unvergleichliche Gabe der Darstellung aufgewogen.

Mit Sehnsucht gedenkt die Herzogin der deutschen Heimath; sie kann sich einer tiefen Wehmuth nicht erwehren, wenn ihr die Ufer des Neckar, das väterliche Schloß zu Heidelberg vor die Seele treten. Sie fühlt sich fremd, unbehaglich in dieser französischen Umgebung. Und diese Stimmung ändert sich auch dann nicht, als ihr Sohn, über dessen Belastung mit Geschäften sie mehr spricht als über seine verworfene Lebensweise — von letzterer scheint die Mutter niemahls vollständige Kennt-

nis genommen zu haben, wenn sie auch mehrfach sein Haschen nach sinnlichen Genüssen beklagt — die Regentschaft des französischen Reiches übernommen hat. Das Land der Kindheit, ihre frohen Jugendträume kann sie nie vergessen. Mit rührender Treue erkundigt sie sich nach alten Dienern ihres Vaterhauses, nach allen Jugendgespielen in Heidelberg. 'Alle gutte pfälzer von alter Kundtschafft' bittet sie zu grüßen. Sie erinnert sich mit Liebe der alten Lieder und Volksweisen, die, da sie noch Mädchen war, an ihr Ohr schlugen; sie verhehlt ihre Freude nicht, wenn Deutsche, welche durch ihr Erscheinen der Heimath Ehre machen, am Hofe vorgestellt werden. 'Alle teutschen, insonderheit Ehrliche pfälzer, haben Einen freyen Zutritt bey mir' schreibt sie 1709.

So eigenthümlich auch das Gemisch des pfälzischen Dialects mit französischer Redeweise in ihrem Stil hervor tritt, der Grundton bleibt ein rein deutscher, weil die innerste Natur der starken Frau dem französischen Wesen widerstrebt. Eine unverwüßliche Heiterkeit, häufig mit derben Zusätzen versehen, spricht, trotz ihrer körperlichen Leiden, aus fast allen Briefen. Sie bleibt auch dann, wenn die Erinnerung an eine fröhlichere Vergangenheit die Seele mächtig ergreift. 'Ihr seydt woll glücklich noch lachen zu Können, schreibt sie 1699 an die Raugräfin; mir ist Es ganz Vergangen, ob ich Zwar vor dießem mehr als jemandes gelacht habe; wer daß lachen Vertreiben will mag sich nur In Frankreich heürathen, Es wird Einem baldt genung vergehen.' Daß die herrschenden Moden nicht völlig unberücksichtigt bleiben, die kleinen Hofanecdoten ihr Unterkommen finden, wird der Erwähnung kaum bedürfen. Die Kenntniß der Herzogin von der Genealogie deutscher Fürstenhäu-

fer und vieler adligen Geschlechter zeigt sich bey Gelegenheit der Berichte über fast alle Fremde, denen die Gnade der Vorstellung am Hofe zu Versailles zu Theil wurde. In diesen Beziehungen ist Elisabeth Charlotte streng fürstlich und erinnert an ihren mütterlichen Urgroßvater, den König Jacob I.; sie hält auf reines Blut, verzeiht, die sonst so nachsichtige Frau, keine Mißheirath. Daher die Bitterkeit, mit welcher sie der Ehe des würdigen Georg Wilhelm von Celle gedenkt. Man darf annehmen, daß wer in ihre Nähe kommt, in den nächsten Briefen an die Raugräfin mit geübter Hand, in leichten Skizzen, portraitiert wird und meist mit Laune. So heißt es z. B. (S. 210): ‘Man führte Zwey Neue printzen ein, Ein Fürst von anhalt undt Einer von ostfrießlandt, welche die wahrheit zu bekennen 2 so heßliche schatzger sein alß Ich mein leben gesehen habe; der Erste ist dür wie Ein holz, hatt Eine ganz weiße crepirte peruque undt feuer rohthe augen, undt voller Kinderblattern mähler, Eine Naht an die ander, Er ist so mager daß Er darüber gebogen ist, undt hatt Ein abscheulich maul, undt gar wüschte Zähn; der von ostfrießlandt ist dick, den Kopf in Axellen, undt daß ganze gesigt Im fett Versunken, die Naß dick undt blatt, Summa sie seindt beyde gar heßlich.’

In allen Briefen bittet Elisabeth Charlotte um Mittheilungen über Deutschland. Sie kann sich des Mergers über das auch am Neckar aufkommende Franzosenthum nicht erwehren. ‘Es ist Eine thorheit Zu glauben, ruft sie unwillig aus, daß man nichts hübsches noch magnifiques alß In franckreich machen könne.’ ‘Ich höre alß recht gern wie Es in teutschlandt Zu geht, sagt sie ein anderes Mahl, bin wie die alten Kutscher, oder

fuhrleütte die noch gern die peitsch Klacken hören, wen sie nicht mehr fahren können.' Es drückt ihr das Herz, daß die Verworfenheit des französischen Lebens auch in Deutschland Nachahmung finden könne: 'Es ist mir als bang, daß man mit den moden die laster von hir auch wird In unser Vaterlandt bringen.' Die steife Etikette Frankreichs ist ihr in den Tod zuwider. 'Ich Eße, klagt sie (S. 120), daß ganze Jahr durch Zu mittag Mutter allein, Gylle mich so viel möglich, den Es ist Verdrießlich allein Zu Eßen undt 20 Kerls umb sich haben, so Einem In's Maul sehen undt alle bißen Zehlen.' Mit keiner Neuerung kann die am Alten hängende Fürstin sich versöhnen, am wenigsten mit dem Gebrauche des Tabacks und des Kaffees. 'Es ist Eine abscheüliche sach mit dem Tabaque, Ich hoffe daß Ihr Keinen Nehmt, schreibt sie an die Raugräsfin; Es ärgert mich recht, wen Ich hir alle weibslütt mit den schmutzigen Nasen, als wen sie sie In Dreck mit Verlaub gerieben hetten, daher Kommen undt die finger In alle der Männer Tabactiere strecken sehe; den Muß ich gleich speyen so Eckelt Es mir.' Und (S. 177): 'Ich bin als Bewundert wie so Viel leütte den Caffee Lieben der Einen so bitter übelen geschmack hatt, Ich finde daß Er Eben schmeckt wie Ein stinckendter ahtem, der Verstorben Erzbischoff von paris hatt Eben so gerochen, deß Eckelt mich.'

Achtung vor Männern zu gewinnen, mochte freylich in dem Frankreich jener Zeit schwer fallen. 'Es ist woll war daß der ledige standt der beste ist, undt der beste Man daucht den teüffel nicht' ruft sie unmuthig aus. Es geht ein Grauen erregendes Gemählde des unzüchtigen Lebens von Paris und Versailles in diesen Briefen an uns vorüber, schärfer, als selbst ein Richelieu oder St. Simon es zu

zeichnen vermochten, da, was bey Männern dieses Schlages wenig Anstoß erregte, hier von der deutschen, ehrliebenden Frau mit derben Worten ausgesprochen wird. So stoßen wir wiederholt auf die Klage, daß Frauenliebe durch unnatürliche Wollust verdrängt werde. 'Solte der König, heißt es S. 42, alle die abstraffen nach verdienst so lasterhaft sein, würde Er ohne fürsten, Edelleüte undt bedinten bleiben, ja kein hauß In Frankreich würde ohne trawer sein.' Diese Frauen von Versailles, die für alle gebildeten Höfe Europas das Muster des feinen Tones abgeben, gleichen bey genauer Beobachtung mehr den Damen des Brockenweges zwischen Schiercke und Glendt, als den verzagten Schäferinnen der römischen Octavia. 'Das Sauffen, berichtet die Herzogin von Orleans (S. 83), ist Nur gar Zu sehr In der mode unter den Jungen weibßpersonen' und bald darauf: 'Die cavalier trüncken so woll mitt der Camermagt alsß Ihrem freüllin, wen sie Nur coquet ist; Sauffen haben sie auch gern, aber die wahrheit Zu bekennen so seindt Es nicht mägte so sich hir voll Sauffen, sondern leütt von gar großer qualitet.' Wie garstig die gute Herzogin durch ihre Offenheit die moralischen Tendenzen so mancher neuen und alten, deutschen und französischen Anstandsbromane aus dem goldenen Zeitalter feiner Sitte zu Schanden macht!

Ueberall blickt uns aus diesen Briefen eine kräftige, gesunde Natur entgegen. Die Schreiberin klagt, daß es mit der alten Einfalt aus sey, daß Kinder von neun Jahren so superklug zu reden wüßten, als ob sie sich dreyßig Jahre im Leben umgeschaut hätten. Ihre Ironie verkehrt nicht, sie bleibt vielmehr immer gleich gutmüthig. Und eben dieser Ironie gibt die Herzogin so leicht gegen sich selbst Raum, wie gegen Andere. 'Ihr müßt, schreibt

sie schon 1698, meiner sehr Vergessen haben, wenn ihr mich nicht mitt unter den heßlichen rechnet; Ich bin Es all mein tag gewesen undt noch ärger hir durch die blattern worden. Zu dem so ist meine taille monstreuse In dicke, ich bin so BierEck wie ein würffel, meine hautt ist retlich mit gelb vermisch, Ich fange an graw Zu werden, habe ganz vermischte haar schon, meine stirn undt augen sindt sehr runkelicht, meine Nase ist Eben so scheff als sie gewesen, aber durch die Kinderblattern sehr brodirt, so woll als beyde backen; Ich habe die backen blat, große Kinbacken, die Zän Verschliffen, das maul auch Ein wenig VerEndert In dem Es größer und rontzeleicher geworden. So ist meine schöne figur besteht.' 'Ich bin noch dazu, sagt sie 17 Jahre später, gritlich wie Eine wandtlauf.'

Aus dem hier Mitgetheilten ergibt sich, daß der Leser ein Abwägen der Ausdrücke von Elisabeth Charlotte nicht erwarten darf. Wie ihr der Eindruck geworden, so gibt sie ihn mit naiver Bequemlichkeit, und immer verständlich, wieder. Sie vergißt selten, der jungen Raugräsln zu erzählen, wer am Hofe 'die frantzosen' habe. Das nennt sie 'Folgen der kleinen gallanterie.' Als Probe der Bezeichnung empfiehlt sich das Schreiben vom 27. Julius 1700 (S. 52).

Einer Persönlichkeit, wie der von Elisabeth Charlotte, mußte vorzugsweise die glatte, heuchlerische Maintenon zuwider seyn. 'Das alt weib' oder 'die alt Zott' nennt sie die mit gesenkten Blicken zur Messe schleichende Sünderin, deren Schmuß Capefigue, trotz aller seiner Farbentöpfe der Historik, nicht hat überstreichen können und deren Verkehr auch eine Sévigné erfreute. Der Herzogin galt Wahrheit über Alles; ihr war der Glaube kein Spiel, wenn sie schon die Grundzüge desselben



weniger aus fest stehenden Dogmen, als aus dem Gefühl, aus den unauslöschlichen Erinnerungen der Kindheit entnahm. 'Man kann, sagt sie, auch ohne den Heidelberger Catechismus lernen, nicht zu fest an der Welt zu hangen'; und: 'Wer seine Sünde recht bereuen will, hat nicht nöthig, nach Rom zu rennen; in der Kammer ist die Reue eben so gut.' 'Meinem Gott diene ich wie ichs kann und verstehe, lasse ihn im Uebrigen walten,' sagt sie bey anderer Gelegenheit. Eine gründliche Verachtung der Eitelkeiten des sie umgebenden Lebens führte sie dem Höheren entgegen. 'Wer Einnen festen glauben auf jene welt haben kan, schreibt sie der Raugräfin, ist woll glücklich, den In dießer ist wenig trost undt vergnügen weder Zu hoffen noch Zu finden.' Noch schärfer sagt sie später (S. 206): 'Ist es ein Zeichen, daß man von Gott geliebt wird, wenn man der Welt überdrüssig ist, so hat mich Gott der Allmächtige gewiß sehr lieb, denn man kann der Welt nicht überdrüssiger sein, als ichs bin.' Wie mehr und von tiefer Frömmigkeit zeugend lauten ihre Worte (S. 82): 'Ich gestehe, daß das Zeitliche nicht viel werth ist, aber das Ewige und Himmlische ist schwer zu verstehen und halte ich es für eine pure Gnade Gottes, wenn der Allmächtige erleuchtet das Himmlische zu verstehen und die Seligkeit dazu zu erlangen. Ich glaube man muß Gott fleißig darum bitten, hernach aber sich nicht viel quälen, was Andere thun.' 'Ob ich in der Kirche schlafe oder nicht, sagt sie an einer andern Stelle, wird den Teufel wenig kümmern; denn Schlafen ist eine indifferente Sache, nicht Sünde, sondern nur eine menschliche Schwachheit.' Man möchte behaupten, daß die Herzogin schon aus Opposition gegen eine Umgebung, die eben so ausgelassen der rohesten Sinnlichkeit fröhnte, als

sie, weil der Anstand es erheischte, den Gottesdienst nicht versäumte, nur selten die Kirche betrat. Daß 'die herrn prediger seindt ordinari nicht sehr Zeit vertreiblich' wird sie nicht allein davon abgehalten haben.

Die Notizen historischen und genealogischen Inhalts, welche der Herausgeber hin und wieder dem Texte beygefügt hat, sind mitunter etwas leicht hingeworfen. Das Verhältnis der Kurprinzessin Sophia Dorothea zum Grafen Königsmark so positiv zu bezeichnen, wie es (S. 70) geschieht, liegt, nach den darüber bekannt gewordenen Aufschlüssen, kein Grund vor. Unbedingt falsch ist die hier angegebene Todesart des Grafen. Noch eigentümlicher ist die Behauptung (S. 151), daß Anton Ulrich von Wolfenbüttel aus Dankbarkeit für die ihm widerfahrne Ehre der Vermählung seiner Großtochter mit Kaiser Carl VI. zum katholischen Glauben übergetreten sey. Am auffallendsten, daß die nach französischen Memoiren ausgearbeitete Novelle Zschokkes von der Flucht und dem nachmahligen Aufenthalte in Amerika der Gemahlin von Alexei Petrowitsch hier (S. 167) als ein constatiertes historisches Ereigniß aufgetischt wird. Hav.

### D f t h a z,

bey Aldecops Erben 1844. Neue Römersfeldzüge in Deutschland, z. B. thüringische Jesuiten im Sturm auf die preussische Stadt Mühlhausen. Von F. Stephan. 96 Seiten in Octav.

Behufs der Feyer des 14. September 1842, an welchem Tage vor 300 Jahren die Einführung der Reformation in Mühlhausen Statt gefunden, hatte der Stadtrath und Archivar F. Stephan eine kleine Schrift (16 S. in Quart) vertheilt, welche die Bewegungen in Mühlhausen während des thüringischen Bauernkrieges, die Zeit der Unterjochung und

der gewaltsamen Reformation (1525 bis 1547) und schließlich die aus dem Innern hervor gehende Umgestaltung des dortigen kirchlichen Lebens bis zu dessen vollständigem Siege erörtert. Diese kurze Abhandlung, welche dem buchhändlerischen Verkehr nicht übergeben wurde, sollte nur als Vorläufer eines größeren, den nämlichen Gegenstand umfassenden, Werkes gelten, dem der gelehrte Vf. seit geraumer Zeit seine spärlichen Mußestunden zugewendet hatte und dessen Vollendung Hindernisse verschiedener Art entgegen getreten waren. Und in der That trägt sie das Gepräge einer gedrängten, an neuen Ansichten und rasch hingeworfenen Andeutungen reichen Skizze, wie sie nur auf der Basis eines ernstlichen Durchdringens der kirchlichen und weltlichen Verhältnisse Thüringens und der freyen Reichsstadt Mühlhausen erwachsen konnte. Fassen wir hier vor Augen, daß der Vf. sich bey mehr als einer Gelegenheit als ein gründlicher Kenner der Geschichte seiner Heimath bewährt hat, daß seine Stellung als Beamter eines bis dahin wenig benutzten Archives ihm gestattete, den ersten Grund, die Entwicklung und den Ausgang der Bewegungen Mühlhausens überall quellenmäßig zu verfolgen, so darf nicht wundern, wenn Färbung und Zusammenhang der Thatsachen sich häufig bey ihm anders heraus stellen, als sie in gangbaren, jene Zustände im Allgemeinen erzählenden Werken uns vorgeführt werden. Denn wenn in den kirchlichpolitischen Ereignissen jener Lage im Großen und Ganzen überall eine unverkennbare Aehnlichkeit hervor tritt, weil die Bedingungen und Ansprüche meist dieselben waren, so wird doch jeder, der sich mit der Specialgeschichte eines Weichbildes zur Zeit der Einführung der Reformation beschäftigt hat, die Erfahrung gemacht haben, wie wesentlich verschieden sich überall die, localen Stimmungen und

Verhältnissen entsprechenden, Formen gestalteten. So konnte nicht fehlen, daß der Vf. auf den Grund von noch nicht veröffentlichten Recessen und anderweitigen Urkunden des ihm untergegebenen Archives manche von der Darstellung Menzels und des gelehrten Wolf wesentlich abweichende Ansicht bot, daß namentlich die Charakteristik Pfeiffers und Münzers mit der gewöhnlichen Auffassung dieser merkwürdigen Männer nicht immer überein stimmte, daß beide, ähnlich wie z. B. die Stellung Bodensteins zu der Reformation erst durch Ranke in das gehörige Licht gebracht ist, nur durch bepläufige Aehnlichkeit an das gewöhnlich von ihnen entworfene Gemählde erinnern.

Gegen dieses Schriftchen wurde in den historisch-politischen Blättern eine heftige Stimme laut, die, gleichwie eine in ihnen enthaltene Abhandlung über die Reformation der Stadt Hildesheim das Geschehene nur nach den Berichten einer Religionspartey wieder gibt, ohne die von den Gegnern aufgestellten urkundlichen Beschwerden und Thatsachen irgend einer Prüfung zu unterziehen, durch Verdrehung von Worten und eigenwillige Interpretation der aus dem Zusammenhange heraus gerissenen Sätze eine unwürdige nur allzu häufig beobachtete Methode s. g. kritischer Widerlegung anwendet. Der dabey vorliegende Zweck ist freylich unverkennbar und spricht sich in unsaubern Ergüssen über das Reformationsfest als solches aus; selbst das nicht immer erfolglose Mittel der politischen Verdächtigung, und hier eines Mannes, der es wagte, ein wahrheitsgetreues Bild von Pfeiffer zu entwerfen, ist nicht verschmäht. Ref. hat einen großen Theil der Aufsätze in den genannten Blättern mit Interesse durchlesen; er konnte nicht umhin, auch wenn ihm vorwaltende Tendenzen mitunter schmerzlich berührten und die Besprechung protestantischer Zustände fast nie von dem streng historischen Standpunkte herab erfolgte, viel Geist und viel Gelehrsamkeit in ihnen zu erkennen. Um so mehr schmerzt ihn, auf Abhandlungen zu stoßen, die, wie die oben genannte in Heftigkeit und Eifern aufgehen. Gegen sie ist die vorliegende beachtungswerthe kleine Schrift gerichtet. Aber der Verf. geht weit über die nächste Widerlegung hinaus. Er führt die Stellung, welche der Protestantismus in der neuesten Zeit dem Katholicismus gegenüber, namentlich in Preußen, einnimmt, in einzelnen Richtungen scharf und klar und mit dem Freymuth, welchen der Gegenstand erheischt, an uns vorüber und manche Frage, deren Bedeutsamkeit nicht immer gehörig gewürdigt ist, wird durch ihn in die Discussion hinein gezogen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

155. Stück.

Den 19. August 1844.

---

S t u t t g a r t ,

bey Ebner und Seubert 1842. Ueber spontane und congenitale Luxationen, sowie über einen neuen Schenkelhalsbruch-Apparat von J. Heine.

Der Verf. theilt in dieser kleinen Schrift eine Anzahl von Krankheitsgeschichten mit, welche von wesentlich practischem Interesse sind und deshalb eine aufmerksame Prüfung von Seiten der Chirurgen erheischen. Besonders beachtenswerth sind die 4 Fälle von Heilung in Folge von s. g. spontaner Luxation verkürzter Extremitäten, wodurch die Erfahrungen vermehrt werden, welche uns schon von manchen anderen Seiten mitgetheilt sind, nämlich über Reposition des durch Coxalgie luxierten Schenkelkopfes in die Gelenkpfanne.

Wir wollen kurz die 4 Fälle anführen.

Der erste betrifft ein 17jähriges Individuum, welches dem Verf. nach 8 monatlicher Dauer des Hüftgelenkleidens vorgestellt wurde. Die Verkürzung betrug 2 Decimalzoll (Würtemb.) und Verf. fand den Gelenkkopf vom Acetabulum gerade nach

oben auf das Darmbein gewichen. Der Gelenkkopf war beweglich und keine Zeichen noch dauernder Entzündung wahrzunehmen. Nachdem 4 Wochen lang eine mäßige, allmählich steigende Extension unterhalten war, gelang es durch kräftigere Extension, die Reposition zu bewirken, wobey der Kranke, der auf ein solches mögliches Ereigniß gehörig aufmerksam gemacht war, das Einschnappen des Schenkelkopfes fühlte. Gleichzeitig hatte die Hand des Operirenden, welche drückend auf den Brochanter wirkte, 'plötzlich das Gefühl, wie wenn Etwas von einer Erhöhung in eine Vertiefung hinein geglitten wäre, und fühlte zwey Rucker.'

Das Bein blieb jetzt in seiner gestreckten Lage und zeigte nur noch eine Verkürzung von 3 Linien. Nach einem Monate begannen nun die Gehversuche und allmählich gewann der Mensch den Gebrauch seines Gliedes so weit wieder, daß er nach 2 Jahren, als Verf. ihn wieder sah, Fußtouren von 6 bis 8 Stunden machen konnte. Jede Abweichung des Schenkels vom normalen Verhältnisse war verschwunden.

Der zweyte Fall betrifft einen 19jährigen Zimmergesellen. Das Uebel hatte unter schleichendem Verlaufe und mit Intermissionen fast 2 Jahr gedauert. Die Verkürzung betrug  $1\frac{1}{2}$  Decimalzoll (Würtemb.) und der Schenkelkopf war nach oben auf das Darmbein verschoben, wo er aber beweglich war. Das Verfahren war wie bey dem vorigen Falle und das Resultat bey einer nach 4 Wochen angewendeten kräftigen Extension gleich befriedigend. Der Patient 'fühlte und hörte plötzlich, daß Etwas, jedoch nicht schnell, sondern mehr langsam hinein geschnappt sey.' Das Bein war nur noch 3 Linien zu kurz. Nach einem halben Jahre ging Patient 4 Stunden weit zum Verf.

ohne besonders zu ermüden. Der Normalzustand war hergestellt.

Der dritte Fall betrifft ein Mädchen von 16 Jahren. Die Krankheit hatte vor  $1\frac{2}{3}$  Jahren begonnen. Die Verkürzung betrug beynabe 2 Zoll, der Schenkelkopf war nach oben und hinten auf das Darmbein getreten und zeigte daselbst eine große Beweglichkeit. Nachdem durch die allmähliche Extension binnen 3 Wochen schon eine bedeutende Verlängerung der Extremität erreicht war, die sich jedoch beym Nachlassen der Extension immer wieder verlor, erfolgte die Reposition eines Morgens, als die Kranke durch Hinaufziehen ihres Oberkörpers das Bein selbst strecken wollte. Die Kranke fühlte es und eine in dem Zimmer anwesende Person hörte 'wie etwas hinein geschnappt sey.' Das Bein behielt nun dieselbe Länge wie das andere, und nach 3 — 4 Wochen konnte Patientin Gehversuche machen, ohne daß sich Neigung zur Verkürzung zeigte. Der Erfolg blieb dauernd gut.

Der vierte Fall betrifft ein 16jähriges Individuum. Die Krankheit hatte, nach der Aussage des behandelnden Wundarztes, ihre Stadien durchgemacht und war in 4 Monaten zu einer Verkürzung von  $\frac{1}{2}$  Zoll gediehen, als in Folge eines Falles auf das kranke Bein eine Verkürzung von 2 Zoll sich einstellte. Eine Versammlung von Wundärzten, welcher den Kranken vorzustellen sich Gelegenheit fand, bestätigte die Diagnose. Man nahm an, daß der, in Folge von luxatio spontanea, bis auf den Rand des Acetabulum vorgerückte Kopf durch den Fall weiter auf das Becken geschoben sey. Unser Vf. bekam den Patienten einige Tage darauf in seine Behandlung, fand die Verkürzung, aber zugleich den Schenkelkopf auf dem Darmbein durchaus unbeweglich und von den sehr straffen

und gespannt beschaffenen Muskeln festgehalten. Entzündungserscheinungen waren nicht vorhanden. — Nach 10tägiger allmählicher Extension konnte man den Schenkel schon fast so lang strecken, als der gesunde war, aber er wich immer wieder zurück. Trotz dem konnte der Kranke schon besser stehen und gehen. Nach 5 Wochen wurde die Reposition bewirkt, welche ohne wahrnehmbares Geräusch erfolgte, aber daraus geschlossen wurde, daß der Schenkel sich nicht mehr verkürzte. Die Brauchbarkeit der Extremität wurde immer besser, so daß er nach 2 Monaten schon einen 4 Stunden weiten Weg in einem Tage zurück legte.

Ein besonderes Interesse gewährt dieser Fall noch dadurch, daß der Patient kurz darauf starb und sich so eine Gelegenheit zur Section darbot. Die Todesursache war eine Geschwulst im mediastinum anterius (der Beschreibung nach wahrscheinlich eine Degeneration der thymus). Die Untersuchung des Hüftgelenkes ergab Folgendes. Die Muskeln im gewöhnlichen Zustande, nur die 3 Glutäen etwas welk und schlaff. Keine Spuren eines unterminierten Zustandes oder eines Eindruckes auf dem Darmbein. Die Gelenkkapsel entschieden schlaffer als im Normalzustande, sonst äußerlich ganz unverändert. Sie enthielt  $1\frac{1}{2}$  Löffel voll einer gelben, mit Lymphe (?) vermischten Flüssigkeit. Die innere Seite der oberen Hälfte des Kapselbandes war dunkel geröthet und mit einer verdickten Membran überzogen; das untere Segment normal. Spuren eines Risses u. konnten nicht entdeckt werden. Nach gänzlich durchschnittenem Kapselbande suchte Verf. den Gelenkkopf, der sich vollständig in der Pfanne befand, heraus zu ziehen, fühlte dabey aber einen entschiedenen Widerstand von Seiten des ligamentum teres (?), welches sich,



nachdem der Schenkelkopf ganz heraus genommen war, 2 Zoll lang fand. Der Grund des Acetabulum hatte ein dunkelblaues Ansehen, das ligamentum teres und die corpora Haversi waren dunkel geröthet. Der Schenkelkopf, obwohl er sonst die gehörige Größe hatte, besaß nicht genau die sphärische Form, sondern war nach der Richtung des Schenkelhalses etwas länglich. Auf der oberen Fläche zeigte er mehrere, nach verschiedenen Seiten gehende längliche Erhabenheiten und Furchen. Der Knorpel war an diesen Stellen durchaus unversehrt, aber unter den Kerben war die spongiöse Knochen- substanz im Umfange von mehreren Linien und in der Tiefe von einer halben Linie etwas erweicht.

Außer den genannten Fällen, welche ein günstiges Resultat gaben, sind dem Verf. 5 andere zur Behandlung gekommen, bey denen aber nichts gegen das Leiden auszurichten war.

Es ist unnöthig auf die practische Wichtigkeit dieser Erfolge aufmerksam zu machen. Abgesehen von jeder theoretischen Erklärung steht so viel fest, daß hier 4 Fälle geheilt sind, welche sonst ein lebenslängliches Hinken zur Folge gehabt hätten, Fälle, in denen man noch ganz allgemein eine Verkürzung durch wirkliche Luxation des Schenkelkopfes annimmt. Ob diese in den vorliegenden Fällen wirklich Statt gefunden habe, steht mir nicht zu beurtheilen. Ich halte es für eine Unmaßung über Fälle, welche man nicht selbst gesehen hat, aburtheilen zu wollen. Darüber aber können wir urtheilen, ob in mitgetheilten Krankengeschichten die charakteristischen Merkmale mit solcher Bestimmtheit wieder gegeben sind, daß kein Zweifel über die Richtigkeit der Diagnose obwalten kann. Die mitgetheilten Beschreibungen entsprechen hierin

nicht allen Anforderungen. Ganz besonders scheinen mir die Messungen nicht mit gehöriger Bestimmtheit wieder gegeben, und doch liegt darin fast das einzige einigermaßen sichere Mittel gegen Täuschung.

Wenn ich etwas näher auf diesen in den letzten Jahren öfter besprochenen Punct eingehe, so geschieht es ohne Beziehung auf die oben mitgetheilten Krankheitsgeschichten, welche zu verdächtigen keinesweges meine Absicht seyn kann. Ich will die Frage zu erörtern suchen, mit welcher Genauigkeit wir uns durch Messung über die Länge der Extremitäten vergewissern können.

Zuerst sollte man bey jeder Beschreibung immer streng zwischen relativer und absoluter Länge einer Extremität unterscheiden. Die erstere Art, wobey die Differenz der Länge des gesunden und kranken Schenkels durch gegenseitige Vergleichung bestimmt wird, ist allgemein als höchst unzuverlässig anerkannt. Jeder gesunde Mensch kann, während er auf dem einen Schenkel ruht, den andern, ohne ihn zu biegen, leicht gegen 2 Zoll verkürzen. Dies geschieht allein durch Schiefstellung des Beckens. Ich kann mich wenigstens nicht überreden, daß durch ein Aneinanderdrängen der Gelenkflächen im Knie und Hüftgelenke die Verkürzung vermehrt werden könne. Die Gelenkflächen sind ja immer in inniger Berührung und die Knorpel nicht bedeutend compressibel. Wenigstens kann eine Verkürzung durch etwa mögliche Compression der Knorpel nicht in unsere Wahrnehmung fallen. Somit kann eine mehrzöllige willkürliche Verkürzung des gestreckten Schenkels nur durch Schiefstellung des Beckens hervor gebracht werden. Aus einer relativen Vergleichung beider

Schenkel würde man in einem solchen Falle einen durchaus irrigen Schluß auf seine absolute Länge machen. Bey krankhafter Schiefstellung des Beckens natürlich eben so gut.

Es bleiben somit nur die directen Messungen der beiden Extremitäten übrig und wir wollen untersuchen, welchen Grad von Sicherheit sie gewähren. Um zuerst die Größe der Beobachtungsfehler zu bestimmen, habe ich Versuche an Leichen angestellt, wo das Object unveränderlich ist und die Messungen mit gehöriger Sorgfalt und Ruhe angestellt werden können. Noch vor einigen Tagen habe ich solche Messungen mit 5 Zuhörern vorgenommen und die Resultate notiert. Am gewöhnlichsten wählt man zu solchen Messungen ein nicht eben dehnbares Band, weshalb wir uns auch eines solchen Materials bedienten. Um Selbsttäuschung zu vermeiden, wurde nicht dasselbe Band benutzt, sondern jeder maß von der spina ant. sup. zur unteren Spitze des malleolus internus und schnitt daselbst das Band ab, dessen Länge auf einem Maßstabe gemessen wurde. Jeder maß jeden Schenkel drey-mahl, so daß wir 36 Maßbänder erhielten. Es ergab sich, daß unter je 3 Messungen desselben Schenkels von demselben Beobachter eine Differenz von wenigstens  $\frac{1}{4}$  Zoll P. M. Statt fand; die größte Differenz desselben Beobachters bey den 3 Messungen eines Schenkels war  $\frac{1}{2}$  Zoll. Die größte Differenz der Messungen desselben Schenkels bey den verschiedenen Beobachtern betrug 11 Linien. Hieraus geht hervor, daß eine einmahlige Messung eines Schenkels niemahls ein Resultat geben kann, welches vor einem Beobachtungsfehler von  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Zoll sichert; nur das Mittel aus wiederholten Messungen kann ein Resultat geben, des-

sen wahrscheinliche Unrichtigkeit die Grenzen einiger Linien nicht überschreitet.

Ein solches Resultat der Versuche ist mir durchaus nicht überraschend gewesen, da weder die spina anter. sup. nach der malleolus so scharf begrenzte Punkte darbieten, daß ein Irrthum von einigen Linien an jeder Stelle leicht zu vermeiden stände. Dennoch sind sie wegen ihrer Lage und anatomischen Gestalt noch die besten Punkte zur Anlegung des Maßes. Wenn nun solche Beobachtungsfehler selbst bey der Leiche nicht zu vermeiden sind, so fallen sie bey dem Lebenden noch viel größer aus, einestheils wegen der Schwierigkeit, die Maßpunkte genau zu fühlen, anderntheils, weil selbst eine geringe Lagenveränderung des Körpers die Maßpunkte in eine verschiedene gegenseitige Lage bringt. Es ist besser, sich hiervon durch Versuche zu überzeugen als sich durch eine zu große Zuversicht auf unsere Hilfsmittel selbst zu truschen.

Angaben über die Verlängerung oder Verkürzung einer Extremität geben also gar keinen Aufschluß über den Zustand des Hüftgelenkes, wenn sie nur auf einer Vergleichung des Standes beider Extremitäten gestützt sind; sie unterliegen einer Unsicherheit von  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{2}$  Zoll, wenn sie durch einzelne directe Messungen gewonnen, nicht etwa die Mittelzahl aus vielen einzelnen Messungen sind. Unsicher sind auch solche Messungen, wenn man sich desselben Bandes zur vergleichenden Messung beider Schenkel bedient, woran die Marken der vorigen Messung sichtbar sind. Bey dem besten Willen sind dann Selbsttruschungen nicht zu vermeiden.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

134. 135. Stück.

Den 22. August 1844.

---

S t u t t g a r t.

Schluß der Anzeige: 'Ueber spontane und congenitale Luxationen, sowie über einen neuen Schenkelhalsbruch-Apparat von J. Heine.'

Eine zweyte Frage ist die, wie groß die Längenveränderung des Schenkels durch eine veränderte Lage des Schenkelkopfes in der Gelenkpfanne seyn könne. Die oft gefundene Verlängerung des Schenkels im zweyten Stadium der Coxalgie wird bekanntlich einem Vorrücken des Schenkelkopfes nach unten und außen zugeschrieben. Die mögliche Verlängerung des Schenkels durch dieses supponierte Vorrücken des Kopfes läßt sich mit mathematischer Genauigkeit bestimmen. Der überknorpelte Gelenktheil des Schenkelkopfes bildet  $\frac{2}{3}$  einer Kugel von (im Mittel) 21 Linien Durchmesser. Das Acetabulum mit dem labrum cartilagineum entspricht genau der Form des Kopfes; bey 21 Linien Durchmesser ist seine Tiefe nahe an 13 Linien. Rückt also der Schenkel 3 Linien vor, so tritt schon ein Segment des Schenkelkopfes in

die äußere Apertur der Pfanne, welches dieselbe nicht mehr genau zu schließen vermag, und man muß also sagen, daß er schon aus der Gelenkhöhle ausgetreten sey. Das Vorrücken geschieht nach der Axe des Acetabulum, welche mit der senkrechten Körperaxe einen stumpfen Winkel bildet, der bey dem männlichen Becken gegen 130 Grad, bey dem weiblichen gegen 110, also dem Winkel des Schenkelhalses beynahе entsprechend ist. Daß bey dem Vorrücken des Schenkels in dieser Richtung nur ein Theil auf die senkrechte Verlängerung kommt, lehrt eine einfache Betrachtung, und die Größe ist so gering, daß sie bey dem Vorrücken des Kopfes um 3 Linien ganz in den Beobachtungsfehlern aufgeht. Auch durch directe Messungen habe ich mich davon überzeugt. Präpariert man die Hüftgelenkgegend bis auf die Kapsel rein, bohrt das Acetabulum von der Beckenhöhle aus so an, daß man die superficies lunata trifft (denn in der fossa acetabuli hindern die weichen Gebilde das Eindringen der Luft) und versucht den Schenkel zu luxieren, so wird man keine meßbare Verlängerung zu Wege bringen. Um die Beobachtungsfehler möglichst zu vermeiden, bezeichnet man am besten die Meßpunkte an der spin. ant. sup. dem condyl. int. und dem malleolus int. Deffnet man nun die Gelenkkapsel im ganzen Umfange, so tritt der Schenkelkopf mit Leichtigkeit hervor und man kann die Messungen in jeder beliebigen Lage vornehmen. Zieht man den Kopf so weit hervor, daß er unter dem supercilium acetabuli steht (weiter nach außen läßt ihn das ligam. teres nicht kommen), so erreicht man dadurch noch nicht die geringste Verlängerung. Die Maße sind, bis auf Schwankungen von etwa einer Linie, dieselben, als wenn der Kopf fest ins Acetabulum eingedrückt wird. Aller-

dingß kann man eine Verlängerung von beynahe einem Zoll hervor bringen, wenn man den Kopf gerade nach unten so weit luxirt, als es das lig. teres (wenn es gegen 1 Zoll lang ist) erlaubt. Aber eine solche Lage wird sich in der Natur schwerlich je finden, da der Kopf an dieser Stelle nicht den geringsten Halt findet und alle Momente, die Muskelkraft, die Körperschwere u. s. w. dahin wirken, den Kopf nach oben zu dirigieren. Außerdem müßte eine Zerstörung des Kapselbandes vorher gegangen seyn, da dieß unten gerade durch eine Duplicatur so kurz und so straff angeheftet ist, daß eine Ausdehnung um 1 Zoll sehr unwahrscheinlich seyn dürfte.

Die Annahme einer absoluten Verlängerung des Schenkels im zweyten Stadium der Coxalgie verschwindet schon jetzt immer mehr unter den Chirurgen und wenn wir auch nicht andere Gründe und Thatsachen zu ihrer Widerlegung besäßen, so müßte die einfache Betrachtung der anatomischen und mechanischen Verhältnisse zu ihrer Auflösung führen.

Nun die Verkürzung. Ich rede hier natürlich nicht von der Verkürzung, welche in Folge von cariöser Zerstörung und Vereiterung der weichen Gelenktheile eintritt; die ist durch Präparate hinreichend erwiesen. Ich will nur auf die anatomischen Schwierigkeiten aufmerksam machen, welche der Annahme einer absoluten Verkürzung des Schenkels ohne Zerstörung der festen und weichen Gelenktheile entgegen stehen.

Unser Vf. theilt z. B. einen Fall mit, wo eine 2 zöllige Verkürzung Statt gefunden hatte, welche reponiert wurde und wo die Section ergab, daß keine eigentlichen Zerstörungen in den Gelenktheilen Statt gefunden hatten, nur das Kapselband schlaff und das lig. teres statt eines Zolles 2 Zoll lang war.

Bedenken wir aber, welche Veränderung das Kapselband und lig. teres erlitten haben mußten, während der Schenkelkopf 2 Zoll höher stand, als im Normalzustande, so grenzt dies fast an Unglaubliche. Construiert man sich künstlich diese angegebene Stellung und mißt dann die Wege, welche das Kapselband zu machen hätte, so findet man, daß die obere Wand desselben von  $1\frac{1}{2}$  auf 4 Zoll, und die übrigen natürlich in ähnlichem Verhältnisse ausgedehnt seyn mußten. Das lig. teres hat in demselben Falle einen Weg von  $3\frac{1}{4}$  Zoll zurück zu legen. Ob solche Ausdehnungen bey dem Hüftgelenke vorkommen können, läßt sich natürlich a priori nicht bestimmen. Anzunehmen ist es aber kaum, bis thatsächliche Beweise dafür vorliegen. Man darf sich dabey nicht auf die Analogie des Kniegelenkes berufen. Einestheils ist bey der dünnen Kapsel desselben eine Ausdehnung sehr viel leichter möglich, als bey dem mehrere Linien dicken Kapselbande des Hüftgelenkes. Anderntheils aber ist die Ausdehnung gewöhnlich gar nicht so abnorm, wie man glauben möchte. Bey der künstlichen Injection dieses Gelenkes sieht man deutlich, welchen großen Raum die Gelenkkapsel hier von Natur einnimmt, und wenn gar, wie ich dies in einigen Fällen gesehen habe, der Schleimbeutel unter den Extensoren des Unterschenkels mit der Gelenkkapsel zusammen hängt, so gewährt die Injection das vollkommenste Bild eines großen hydrops art. genu. Ich glaube recht gern, daß auch im Hüftgelenke Wasserausschwitzung vorkommt, kann mir aber nicht denken, daß eine beträchtliche Ausdehnung dieses festen Gelenkes dadurch veranlaßt werde.

Die oben angeführte Section hat auch kaum noch Spuren einer so enormen Veränderung ange-  
troffen. Das Kapselband war schlaff, aber es hätte



mehr als sackartig ausgedehnt seyn müssen. Allerdings kann es sich nach der Reposition wieder zusammen gezogen haben, aber eine solche Zusammenziehung von 4 auf etwa 2 Zoll wäre eben so merkwürdig als die vorherige Ausdehnung. Auch das lig. teres müßte sich um  $\frac{1}{4}$  Zoll wieder verkürzt haben. Die Möglichkeit aller dieser Annahmen ist natürlich nicht zu leugnen, aber zu einem Beweise scheint mir auch diese Krankengeschichte mit dem Sectionsbefunde nicht hinreichend.

Endlich muß ich noch einige Worte über die Zuverlässigkeit der Messungen bey Verkürzung des Schenkels sagen. Die Beobachtungsfehler werden dabey leicht noch größer, als bey den oben angeführten Messungen, denn wenn man vergleichungsweise den gesunden gestreckten und den kranken leicht gebogenen Schenkel mißt, so ist es sehr schwer, die Leitung der Meßschnur und die Meßpunkte genau correspondierend zu machen. Die Distanz zwischen Trochanter und crista oss. ilium als Maß zum Grunde zu legen, scheint mir eine durchaus fehlerhafte Methode, der aber auch unser Verf. gefolgt ist. Wie kann man die Stellung des Trochanters unter den dicken Glutäen auch nur mit einiger Genauigkeit bestimmen? Wie erhält man einen sichern Punct an der crista oss. ilium zum Gegenmaße? Offenbar ist die Wahl beider Punkte zu sehr der Willkür unterworfen um genaue Resultate geben zu können. Aber es tritt noch eine andere Quelle der Fehler bey dieser Art zu messen hinzu. Je nachdem der Schenkel mehr nach außen oder nach innen rotiert ist, verändert sich der Stand des Trochanters zu der crista oss. ilium bedeutend. Stellt man bey einem, nach der oben angegebenen Art, präparierten Cadaver die Fußspitze mäßig nach außen und mißt von der

Spitze des Trochanter nach der Stelle des Hüftbeinkammes senkrecht über demselben, so findet man diese Dimension um 1 Zoll länger, als wenn man die Messung nach derselben Methode bey einwärts stehender Fußspitze vornimmt. Von der spin. ant. sup. ist die Differenz der Entfernung bey beiden Stellungen nur 8 Linien. Bey der in Frage stehenden Erkrankung des Hüftgelenkes finden wir regelmäßig eine Rotation des Schenkels nach innen und daher bey der angegebenen Art zu messen eine Fehlerquelle bis zu 1 Zoll. — Aber auch bey einer sorgfältigen Messung von der spin. zum condyl. und malleol. darf man, wenn man ein geringeres Maß erhält, nicht bestimmt auf absolute Verkürzung des Schenkels schließen. Geringe Verschiedenheiten in der Adduction oder Abduction des Schenkels oder in der Rotation bringen schon Unterschiede in dem Längenmaße hervor; ganz besonders aber wirkt die Flexion des Schenkels ein. Die Differenz der Entfernung zwischen spin. und condyl. bey sitzender und stehender Stellung ist gewöhnlich über 3 Zoll. Eine Flexion des Schenkels um 30 Grad bringt also schon 1 Zoll scheinbare Verkürzung. Mißt man beym künstlichen Skelett die besagte Entfernung und drängt nun das Becken so nach hinten, daß es eine stärkere Neigung mit der Horizontalebene macht, so kann man leicht eine Verkürzung zwischen den Maßpuncten von 8 — 10 Linien hervor bringen. Nun finden wir bey den besagten Krankheiten regelmäßig eine nicht unbeträchtliche Flexion des Oberschenkels und darin schon eine Fehlerquelle bey den Messungen, welche auf  $\frac{3}{4}$  Zoll angeschlagen werden kann.

Unter solchen Umständen ist es wohl kein Wunder, wenn mitunter bey den Messungen große

Irrthümer untergelaufen sind. Schiefstellung des Beckens um 1 Zoll, scheinbare Verkürzung durch Flexion 9 Linien, Beobachtungsfehler von 3 Linien, gibt ein Resultat von 2 zölliger Verkürzung, obwohl der Schenkel die Gelenkpfanne nicht verlassen hat.

Die Bestimmung der Stellung der spin. ant. sup. ist bey jeder Messung des Schenkels von der größten Wichtigkeit. Mit ziemlicher Genauigkeit kann man diese durch Messung von der Mitte der incisura jugularis sterni bis zur spin. bestimmen, so lange die Wirbelsäule ihre senkrechte Richtung nicht verlassen hat. Daß hierbey Beobachtungsfehler von  $\frac{1}{4}$  Zoll bey einzelnen Messungen unvermeidlich sind, ist aus der Veränderlichkeit der Thoraxwölbung, über welche weg gemessen wird, allein schon erklärlich; bey Weibern, wo die Brüste im Wege liegen, ist die Unsicherheit noch weit größer. Durch wiederholte Messungen wird man im Mittel die Fehler bis auf  $\frac{1}{4}$  bis  $\frac{1}{8}$  Zoll vermeiden können und dies ist hinreichend, wenn man anerkennen muß, daß auf Differenzen, welche innerhalb der Grenzen von  $\frac{1}{2}$  bis  $\frac{3}{4}$  Zoll liegen, in Bezug auf eine absolute Verkürzung keine Schlussfolgerungen gebaut werden dürfen.

Ich habe hier nur die Grundzüge, welche bey Beurtheilung der Zuverlässigkeit angestellter Messungen leiten können, aufgestellt; sie weiter auszuführen, möchte hier nicht am Orte seyn. Jedenfalls wird daraus zu entnehmen seyn, daß ich dem Verf. nicht Unrecht thue, wenn ich in seiner Mittheilung der Messungen eine hinreichende Genauigkeit vermissen.

Wenn man sich erst gewöhnt haben wird, die Schwierigkeiten der Diagnose höher anzuschlagen, die genauesten Messungen der Beurtheilung vorher

gehen zu lassen, von der relativen Verkürzung gänzlich zu abstrahieren und die Beobachtungsfehler gehörig in Rechnung zu bringen, dann werden die Beobachtungen über Reposition spontan luxirter Gelenkköpfe eine größere Garantie gewähren, und es wird dann vielleicht möglich seyn diese, practisch so wichtige, Frage mit genügender Sicherheit zu entscheiden.

Außer den mitgetheilten Beobachtungen über Coxalgie enthält des Verf's Schrift noch einen kurzen Aufsatz über luxatio congenita, wobey ein Sectionsbefund mitgetheilt ist, und die Construction eines Bettes, welches bey dem Schenkelhalsbruche angewandt werden soll und einmahl mit günstigem Erfolge angewandt ist, wo der Dzondische Apparat die Theile nicht in der gehörigen Lage zu erhalten vermochte. Es ist mit geringen Veränderungen dasselbe Extensionsbett, auf welchem Verf. die Reposition der Luxationen vornahm. Die Art, wie die Extension vorgenommen wird, ist von keinem wesentlichen Belange; man kann sie auf verschiedene Weise recht gut erreichen. Die Contraextension nur macht Schwierigkeiten und da findet sich hier die Eigenthümlichkeit, daß als Contraextensionspunct ein gepolsterter Querbalken dient, gegen welchen die tubera ischii sich anstemmen. Das Becken wird natürlich festgeschnallt, so daß es nicht über den Balken weggleiten kann. Sollte die Erfahrung bestätigen, daß dadurch der lästige Contraextensionsriemen, welcher sonst zwischen den Schenkeln durchgeführt werden muß, vermieden werden kann, so wäre dies ein großer Gewinn; sonst aber ist die ganze Einrichtung überflüssig. In Hospitälern möchte es zweckmäßig seyn Versuche mit dem Apparate anzustellen. Für die Privatpraxis wird man ihn schwerlich einführen können, obwohl der

Verfasser ihn auch dafür zu vertheidigen sucht. Es ist nicht zu erwarten, daß die Aerzte sich ein theures Bett construieren lassen, um etwaige Kranken hinein zu legen. Wenn sich aber der Nutzen des Querbalkens bestätigt, so kann man nach dem Muster des Verfassers eine zweckmäßige Einrichtung an jedem Bette treffen. Der Querriegel läßt sich anschrauben; ein Paar daran befestigte Stangen können den Befestigungsriemen tragen und die seitliche Verschiebung des Beckens verhindern. Der Extensions-Apparat kann durch das Fußbrett des Bettes geführt und durch einen Knebel, oder eine beliebige Extensionsvorrichtung gespannt werden. Dies alles läßt sich in ein Paar Tagen herbey schaffen, und so lange hat man ja Zeit. Ein Defalcations-Apparat läßt sich freylich nur sehr schwierig an einem gewöhnlichen Bette anbringen, ist aber auch gar nicht so wesentlich nothwendig, wie die Erfahrung lehrt.

Die 4 ersten Tafeln der Abbildungen hätten gespart werden können; aus solchen Zeichnungen ist nichts zu ersehen. D. Koblrausch.

### L e i p z i g.

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel 1843. Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands, von Dr. Ludolf Stephani. IV und 107 Seiten mit sechs Stein-drucktafeln in Octav.

Dieses kleine aber anziehende und leicht geschriebene Buch schließt sich würdig und willkommen an die Reiseberichte, durch welche in neuester Zeit der classische Boden Griechenlands, den wir sonst nur aus großen und theueren, englischen oder französischen Werken kennen lernen konnten, auch für das

Bedürfnis deutscher Leser zugänglich geworden ist; und nimmt in dieser Hinsicht für den Nordosten des hellenischen Königreichs eine ähnliche Stelle ein, wie sie Ulrichs für die westlichen, Ross für die südlichen Bestandtheile desselben ausfüllt. Des Verfs Weg geht von Athen aus zwischen Marathon und Dekeleia hindurch nach Dropos und von da über Nulis nach Euboia, das fortwährend durch eine Brücke über den Euripos mit dem Festlande zusammen hängt. Chalkis wird S. 13 — 24 ausführlich beschrieben; dann reitet er auf den schmalen Pfaden, die bisweilen hart über dem Meeresufer hin über die höchsten Bergzüge der Insel führen, nach Dreos (S. 36) und setzt von hier wieder auf das Festland über, wo er von dem Landungsplaz Stylida aus binnen drey Stunden längs dem südlichen Abhange des Othrys nach Lamia oder dem heutigen Zeitun gelangt. Dieser wichtige Plaz, die nördliche Grenzfestung des hellenischen Königreichs, wird auch der Grenzpunkt für seine Reise; doch wendet er sich zunächst landeinwärts nach dem Badeorte Hypata, der, wie er S. 54 sagt, reich an Resten des altgriechischen Lebens ist, und kehrt darauf erst nach der Küste und den Thermopylen zurück, von wo ihn dann sein Weg über Elateia nach Chaironeia führt, auf dessen Ruinen jetzt das Dorf Kaprena erbaut ist. Hier beginnt eine neu angelegte mit wenigen Unterbrechungen fahrbare Straße über Lebadeia und Theben bis Athen, die jedoch nur in der Nähe vor Athen von Wagen benutzt wird, weil man nur dort deren besitzt; unser Verf. beschreibt diesen Weg, auf welchem er u. A. auch die Lage der alten Orte Malkomenai und Dinoe bestimmt, und knüpft, nachdem er an 'den großartigen Trümmern der alten Eleusis' vorbehey und über die 'größten-

theils gut bebaute thriasische Ebene' geritten ist, an das Kloster Daphni, worin er mit Leake (die Demen von Attika übers. von Westermann S. 147 ff.) die Stätte des von Sophokles Oed. Col. v. 1049 angedeuteten Pythion zu erkennen glaubt, einen ausführlichen Excurs über die Metropolitankirche zu Athen selbst, die ihm, wie jenes Kloster, unter der fränkischen Herrschaft erbaut scheint, übrigens aber eine ziemliche Anzahl antiker Ueberreste enthält. Den Schluß machen Bemerkungen über Anchesmos und Lykabetos, worin Hr Stephani mit Forchhammer übereinstimmt; und sodann insbesondere über die Vertlichkeiten des alten Kolonos und seiner Umgebungen mit Rücksicht auf die Scene des Sophokleischen Oedipus, die er S. 104 fgg. in allen Einzelheiten ausführt, und namentlich die Lage des poseidonischen Heiligthums und des Ortes, wohin Oedipus seine Töchter zum Wasserholen schickt, genauer nachzuweisen sucht.

Dies ist jedoch nur ein kleiner Theil der lehrreichen oder wenigstens anregenden Bemerkungen, die durch das ganze Buch zerstreut sind, und von welchen wir gern noch einige Proben aus dem Vorhergehenden ausheben. Namentlich verfolgt er mit Recht den Gedanken, daß sich 'dem Beobachter griechischer Sitte und griechischer Natur eine Menge Dinge darbieten, welche ihm das griechische Leben in der Wirklichkeit so zeigen, wie er es aus den Schilderungen der Schriftsteller oder den Bildwerken der Künstler kennt, und namentlich die Auffassungsweise der Letzteren da rechtfertigen, wo wir geneigt seyn könnten an ihrer Treue zu zweifeln', und gibt davon S. 5 fgg. und 38 fgg. theilweise zwar bekannte, aber jedenfalls anschauliche und lebendige Beispiele, zu welchen sich auch S. 31 eine artige Probe neugriechischer Poesie gesellt.

Nach was er S. 29 von dem heutigen Volksgesange sagt: 'von dem man glauben möge, diese Töne seyen nur erfunden, um jedem von unserer ausgebildeten Musik befolgtten Gesetze Hohn zu sprechen', dürfte sehr geeignet seyn manche Bedenken zu verschuchen, welche die neuere musikalische Theorie gegen die überlieferten Vorstellungen von antiker Rhythmik erhoben hat, und zumahl den Anhängern moderner Tactgleichheit zu beweisen, daß es nicht nur in allgemeiner Möglichkeit, sondern gerade in der griechischen Nationalsitte begründet liege, wenn wir selbst größere Strophen nicht wieder in gleiche Zeitabschnitte zerlegen, sondern wie einen einzigen Tact betrachten, der erst in der Antistrophe sein entsprechendes Gleichgewicht findet: 'zunächst vermißt man jeden Tact; erst nach wiederholter sorgfältiger Beobachtung erkennt man, daß allerdings gewisse Zeitabschnitte zu Grunde liegen; allein diese sind größtentheils von einer solchen Länge, daß sie unserem an kleinere Abschnitte gewöhnten Ohre erst ganz versteckt bleiben, wozu allerdings noch kommt, daß sie durch ein häufiges langes Ueberhalten der Töne sehr verdeckt werden, und daß die in dieselben vertheilten Töne ohne irgend eine bestimmte Zeitbegrenzung auf einander folgen' u. s. w. Andere Bemerkungen betreffen topographische Punkte, in welcher Hinsicht das Urtheil über Kiepert's Atlas beachtenswerth ist: 'so gerne ich auch anerkenne', sagt er S. 26, 'welches Verdienst sich Kiepert durch die Herausgabe seiner Karten von Griechenland erworben hat, und um wie viel dieselben alle früheren übertreffen, so kann doch auch nicht geleugnet werden, daß diejenigen, welche sich nach seinen Karten eine in das Einzelne gehende Vorstellung von den Gebirgen Euboiäs so wie des übrigen nördlichen Griechenlands bilden



wollen nothwendig von der Wirklichkeit weit abweichen müssen' — und spricht dann S. 33 noch besonders über den Namen Drymos, der bey Kiezpert — freylich mit einem Fragezeichen — ungewis ob als Bezeichnung eines Berges oder eines Flusses oder einer Stadt stehe, während es doch aus Strabo X. p. 445 sicher sey, daß so der Berg, auf welchem Dreos lag, geheißen habe, eben deshalb aber jener Name jedenfalls an eine ganz andere Stelle zu setzen gewesen wäre. S. 57 wird auch die Lage von Herakleia aus erhaltenen Mauerstücken bestätigt und näher bestimmt; S. 64 die Trümmer des Löwen von Chaironeia erwähnt, dessen Theile so eben der Bildhauer wieder aufzusuchen und möglichst herzustellen beschäftigt sey; insbesondere aber S. 66 fgg. bey Gelegenheit des Aufenthaltes in Lebadeia über das Drakel des Trophonios eine Vermuthung aufgestellt, die, wenn sie begründet ist, die Mittheilungen von Ulrichs und Göttling sehr wesentlich ergänzen würde: 'Unmittelbar über der Quelle Herkyna erhebt sich ein hoher Felskegel, und auf dessen Gipfel die Ruinen einer mächtigen Festung, die sich durch ihre Bauart deutlich genug als ganz dem Mittelalter angehörend zu erkennen geben; in denselben aber, senkrecht über den früher erwähnten Höhlen der Herkyna, findet man eine kleine zerstörte Kirche mit Malereyen, in deren Boden zwey viereckige Löcher sind; blickt man in diese, so sieht man, daß man auf einer großen in dem Felsen mit vieler Kunst ausgearbeiteten Höhle steht, welche ganz regelmäßige Wände und Pfeiler hat, deren Boden aber einige Fuß tief mit Wasser bedeckt ist; und erinnert man sich nun des allgemein verbreiteten Gebrauches, christliche Kirchen auf die Stelle alter Heiligthümer zu bauen, und vergleicht man mit

dieser Dertlichkeit daß von Pausanias und Philo-  
 strat uns über das Drakel des Trophonius Gesagte,  
 so kann man nicht mehr zweifeln, daß dies der noch  
 von keinem Reisenden aufgefundene Ort ist' u. s. w.  
 Auch über den Berg, auf welchen die Sage den  
 Sitz der Sphinx auf dem Wege des Oedipus von  
 Delphi über Daulis nach Theben verlegte, erhal-  
 ten wir S. 72 ziemlich genaue Bestimmungen;  
 und wenn gleich dasjenige, was er über die To-  
 pographie des Oedipus auf Kolonos sagt, theil-  
 weise auf falschen exegetischen Voraussetzungen be-  
 ruht, so wird es doch einem Erklärer, der diesen  
 Gegenstand allseitig zu beleuchten wünscht, man-  
 chen fruchtbaren Wink an die Hand geben. Nur  
 von der fortwährenden Beziehung des *πάγος ἐπό-  
 ψιος εὐχλόου Δήμητρος* v. 1600 auf die *Δη-  
 μήτηρ γλῶη* am Rande der Akropolis, gegen welche  
 sich schon Müller in dem Briefe an Forchhammer  
 S. 22 und Ref. Quaest. Oedipod. p. 69 entschie-  
 den erklärt haben, wird inskünftige um so mehr  
 abzustehen seyn, als Hr Stephani auch bey ihr  
 doch mit dem Texte nicht zurecht kommt und *πη-  
 γήν* für *πάγον* zu corrigieren genöthigt ist; und  
 ob die alternative Stellung der *πυθιαί* und *λαμ-  
 πάδες ἀκταί* v. 1049 es erlaube, beide Dertlich-  
 keiten auf derselben heiligen Straße nach Eleusis  
 anzunehmen, scheint uns wenigstens noch nicht so  
 unzweifelhaft wie Hn Curtius, welcher in seinen  
 Inscr. Att. nuper repertis duodecim p. 5 das  
 nach Reisig auch von Müller Dor. Bd. I. S. 239  
 und Preller de via sacra Eleusinia disp. II. p. 13  
 angenommene Pythion bey Dinoe auf dem Wege  
 nach Delphi geradezu für nullum erklärt, ob-  
 schon die Vergleichung mit dem Delion bey Mara-  
 thon für Philochoros Grund genug seyn konnte, auch  
 jenes bey Gelegenheit der Tetrapolis zu erwähnen.

Ganz vorzüglich aber muß die Wissenschaft dem Verf. für die Aufmerksamkeit dankbar seyn, welche er allerwärts auf die Inschriften verwendet hat, die sich ihm auf seinem Wege darbotten und deren Facsimiles, 85 an der Zahl, fünf der beygegebenen Steindrucktafeln — die sechste enthält eine Karte des Weges zwischen Lamia und Chaironeia — einnehmen. Freylich könnte man wünschen, daß er auch sonstige Reste alter Kunst, die er z. B. S. 55, 98, 103 beschreibt, in ähnlicher Art durch Verbildlichung näher gerückt hätte; doch gibt auch schon die Bereicherung oder Berichtigung unserer epigraphischen Schätze dem Werke einen selbständigen Werth, bey welchem nur das zu bedauern bleibt, daß der Verf. nicht immer die nöthige Uebung zum ergänzenden Verständnis seiner Entdeckungen mitgebracht hat. Vor Allem zeigt sich dieses in der Kymäischen Inschrift n. 18, die jetzt aus derselben Quelle im Corp. Inscr. n. 3523, aber dergestalt abgedruckt ist, daß Herr Stephani selbst nicht in Abrede stellen wird, sie nach Form und Inhalt von Anfang bis zu Ende mißverstanden zu haben; aber auch bey n. 3 scheint er weder über den Sinn noch über die ursprüngliche Breite des Steines recht im Klaren gewesen zu seyn, und außer den lamischen Inschriften, auf die wir nachher kommen, lassen n. 9 und 85 noch ziemlich handgreifliche Verbesserungen zu. Was n. 3 betrifft, die besonders durch die Erwähnung einer abantischen Phyle in Chalkis interessant ist, so dürfte Folgendes der ursprünglichen Fassung wenigstens nahe kommen: ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Ζώσιμον Εὐτύχου τὸν λαμπάδα(ρχον) τῆς Ἀβαντίδος (λαβόν)τα τὸ πρωτεῖον τῆς (τῶν) φυλῶν λαμπάδος (ἐν τῷ με)γάλῳ πενταετη(ρικῷ) τῶν Σεβαστήων (ἀγῶνι κτλ.): in n. 9 aber, einer Inschrift des byzantinischen Mittelal-

ters in den bekannten politischen Skazonten ist v. 3 gewiß nicht *πειρών*, was zu dem Objecte *τὸ κῦμα ῥευστὸν καὶ τὸν ἄστατον σάλον* ein schiefes Bild gäbe, sondern *πεδῶν τέχνης βία* und eben so sicher v. 5 *οἰκείοις πόνοις* zu schreiben; n. 85 endlich, wo Herr Stephani S. 103 unbegreiflicher Weise so interpungiert hat:

*Ἀσώπιος, Δημόκλεια, Ἀριστοφῶν*  
*Ἀλαιεύς, Ἀριστοδήμου, Κυθωκίδης*  
*Κυθωκίδου*

bietet offenbar nur drey Namen dar, die so zu lesen sind:

*Ἀσώπιος            Δημόκλεια            Ἀριστοφῶν*  
*Ἀλαιεύς            Ἀριστοδήμου        Κοθωκίδης*  
*Κοθωκίδου.*

Inzwischen trifft diese Rüge jedenfalls den Wf. nur als Ausleger; die Verdienstlichkeit seiner Copien als solcher leidet darunter nicht, wie denn in dem letzten Beispiele sein Facsimile selbst die richtige Form *Κοθωκίδης* darbietet; und in so fern bleiben sie immer schätzbare Beyträge zur Epigraphik, aus welchen Böckh selbst mitunter ergänzt oder berichtigt werden kann. So ist gleich n. 1 ein interessanter Nachtrag zu C. I. n. 989 sqq. indem sie ganz mit derselben Beschwörungsformel eine Weihetafel des Herodes Attikos zu Ehren seiner Gemahlin Regilla gibt; berichtigt aber wird C. I. n. 1742, wo nach Hn Stephani vielmehr so zu lesen ist: *ἐπὶ Μ(ενε)λάω Φυλῶ Καλλιδώρου*, und n. 1667, wo wenigstens so viel erhellt, daß die von Böckh angenommene Vocativform *σωτῆρος* schwerlich haltbar ist: Hr Stephani liest *χαίροις σῶτιππε*, was aber sprachlich und metrisch unmöglich ist; vielleicht *χαίροις ᾧ ἀγαπητῆ καὶ ἐν θνητοῖσι ποθητῆ?*

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

136. Stück.

Den 24. August 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands, von Dr. Ludolf Stephani.'

Auch von C. I. n. 217. 247. 652. 789. 797 erhalten wir? S. 94 fgg. neue Vergleichenngen, worunter besonders die der ersten Nummer mit der Copie von Leake Travels in northern Greece n. 58, die neuerdings Keil Schol. Arat. p. 5 benutzt hat, zusammen gehalten werden muß: die Namen *Κλειθμιος Μειδωνος* hat Zener deutlicher als Hr Stephani, dagegen bestätigt letzterer B. 4 einerseits das η in 'Αργήιος, wofür er nur 'Αορηιος gelesen hat, und andererseits die Unleserlichkeit der Flexions-sylben nach *HT*, so daß fortwährend ηύλει mindestens eben so berechtigt als Leakes ηύληος seyn wird. Von solchen Inschriften endlich, die bey Böckh noch nicht stehen, sind vor allen die lamischen hervor zu heben, die allein schon hinreichen würden, diesem Büchlein die Aufmerksamkeit des Alterthumsforschers zuzuwenden.

Der größere Theil derselben ist zwar schon in der athenischen *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* vom Jahre 1838 veröffentlicht und sechs davon inmittelst auch in Curtius Anecd. Delph. p. 14 wegen des mit den delphischen Manumissionsurkunden verwandten Inhalts abgedruckt worden; ihre Gesamtzahl aber beläuft sich bey Hr Stephani auf siebenzehn, worunter allerdings auch Ehrendecrete und Grabschriften begriffen sind, und wenn gleich Hr Curtius p. 16 wenigstens die Monatsnamen, die wir aus diesen Inschriften kennen lernen, vollständig nach der *Ἐφημερίς* angegeben hat, so bietet auch gegen diese Hr Stephani eine Vermehrung von zweyen dar, so daß wir von Lamia jetzt nachst Athen und Macedonien den vollständigsten Kalender besitzen, dessen Anfang und Reihenfolge sich auch mit ziemlicher Sicherheit aus den vorliegenden Actenstücken ermitteln läßt. Doch über diesen Gegenstand hat Ref. theils de anno Delphico p. 28, theils in der demnächst erscheinenden Abhandlung über griechische Monatskunde weiter gesprochen, und bemerkt nur noch einstweilig, daß die a. a. D. gegebene Tabelle vielleicht auch so modificiert werden kann: 1) Βώμιος, 2) Ἄρεος, 3) Γενσιός, 4) Θριξάλλιος, 5) Χρυταῖος, 6) (Κ)ρόνος? 7) Λύκεος 8) Ἰπποδρόμιος, 9) Πάναμος, 10) ungewiß, 11) Ἀπελλαῖος, 12) Βουκάτιος: dagegen ist hier allerdings die glänzende Bestätigung nicht zu übergehen, welche eine Vermuthung Niebuhrs über den Gewinn aus der armenischen Chronik des Eusebius in s. Kl. Schriften Bd I. S. 245 durch eine dieser Inschriften erhalten hat. Unter den Strategen des befreiten Thessaliens nach Flamininus nämlich zählt Eusebius auch einen Theodorus Alexandri F. Argivus auf, dessen Gentilname mit Recht Bedenklichkeit erregt hat;

Niebuhr rieth auf die Stadt Atrox, die nach Steph. Byz. das *ἔθνικόν Ἀτροάκιος* bildete, von Manchen aber auch mit *γ* flectiert ward; und wirklich lesen wir jetzt bey Hr Stephani n. 27: (*στραταγέοντος*) *τῶν Θεσσαλῶν Θεοδώρου . . . . .* *τραγίου*, wo demzufolge ganz unbedenklich *Ἀλεξάνδρου Ἀτραγίου* zu ergänzen seyn wird. Auch was Niebuhr weiter bemerkt, daß mit dem Verzeichnisse des Eusebius die Zahl der Strategen keinesweges erschöpft sey, findet sich durch die Ueberschriften von n. 20 und 22 bestätigt, deren jene einen *Ἀγαθάνωρ . . υδαμάντος Γομφεύς*, diese nach Hn Curtius unzweifelhafter Ergänzung einen *Ἰσαγόρας Λυσάνδρου Λαρείσιαιος* darbietet; nur in n. 19, wo Hr Stephani *στραταγέοντος Ν . . . . . ος Λεοναίου* liest, sein Facsimile aber nur *. . . αγεοντος νων . . . . . ος λεονιου* gibt, dürfte mit derselben Wahrscheinlichkeit schon einer der Pheräer, welche Eusebius nennt, Pausanias Echecratis, Laontomenes Damothonis, oder Pausanias Damothonis substituiert werden können. Von sonstigen Ergänzungen hat bereits Curtius das obige *υδαμαντος* richtig *Κλυδάμαντος* und eben daselbst 3. 2 *ἀπελεύθεροι δωκότες* und 3. 5 *Πύθωνος τοῦ Ἀντιμάχου*, desgleichen n. 22 3. 2 und 11 *Νικαισιβούλου* gelesen; eine ziemlich sichere glauben wir auch zu n. 17 vorschlagen zu können, wo einer *. . . ανα Ἀμύντα Σμυρναία ἐξ Ἰωνίας ποιήτρια* wegen der Gedichte, die sie auf das Volk der Aetolier und die Vorfahren des Demos gemacht hat, sammt ihren *ἐκγόνοις* Proxenie und die sonst mit dieser verknüpften Privilegien ertheilt werden; darauf folgt nach einer Lücke noch einmahl: *τας καὶ ἐκγόνοις αὐτοῦ προξενίαν, πολιτείαν* u. s. w., unstreitig: *εἶναι δὲ καὶ τῷ δεῖνι ἀδελφῶ αὐτᾶς*

καὶ ἐκγόνοις κτλ. Mit kleineren Verbesserungen, wie n. 31 Σωσιπαιτρος für Σωσιπάτιος, wollen wir unsere Leser nicht aufhalten; wohl aber wünschten wir, daß der schöne Stoff, der hier für die innere Kenntniß samischer Zustände vorliegt, einen jungen Philologen bestimmen möchte, diese Stadt, die schon durch ihre Lage keine unwichtige Stelle in Griechenland einnimmt, hinsichtlich deren aber die alte Geographie noch nicht einmahl enig ist, zu welcher Landschaft sie gehört habe (vergl. Müller zur Karte des nördlichen Griechenlands S. 10 und dagegen Kriegel de Maliensibus p. 34), zum Gegenstande einer monographischen Forschung zu machen.

K. Fr. H.

### B e r l i n .

Verlag von Veit und Comp. 1841. Die Elemente der Joachimischen Constitution vom Jahre 1527. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Deutschen Rechts von Dr Ludw. Eduard Heydemann, Königl. Kammergerichts = Assessor und Privatdocenten (jetzt außerordentl. Professor) an der Universität zu Berlin. XXIII und 416 Seiten in Octav.

Bey Anwendung particularrechtlicher Vorschriften ist kein Satz mehr in dem Munde der Juristen, als daß die Particularrechte aus dem gemeinen Rechte zu erklären seyen. Dieser an sich ganz richtige Satz ist aber, besonders in früheren Zeiten, leider oft ganz falsch angewandt, und dadurch jenen Vorschriften ein Sinn untergelegt, der ihnen in der That ganz fremd ist. Das Mißverständniß beruht darauf, daß man bey Anwendung desselben unter dem gemeinen Rechte nur die fremden Rechte, insbesondere das Römische Recht ver-



steht, während doch das eigenthümliche deutsche Recht eben so gut die Grundlage unserer Particularrechte bildet. Belege hierzu enthält die vorliegende Schrift in Menge. So z. B., um nur einen anzuführen, hat die Joachimische Constitution das ältere deutsche Recht, welches bekanntlich auch in der geraden Linie kein s. g. Repräsentationsrecht anerkannte, in so fern beybehalten, daß sie nur die Kindeskinde mit den noch lebenden Kindern zugleich zur Succession beruft, den entfernten Descendenten des Erblassers aber ausdrücklich das Repräsentationsrecht versagt. Die Praxis von dem Grundsätze ausgehend, daß die Particularrechte aus dem Römischen Rechte zu erklären seyen, hat aber dies ganz unbeachtet gelassen, und gestattet dem klaren Buchstaben des Gesetzes zuwider den Descendenten des Erblassers in infinitum das Repräsentationsrecht. — Seitdem man eingesehen hat, wie falsch es sey, die Particularrechte bloß den Grundsätzen des Römischen Rechtes gemäß auszulegen, ist man schon mehrfach bemüht gewesen, in unseren deutschen Rechtsquellen dasjenige, was dem Einfluß des fremden Rechtes beyzumessen ist und daher allein aus diesem erklärt werden darf, von den echt deutschen Bestandtheilen derselben, die den Grundsätzen des deutschen Rechtes gemäß ausgelegt werden müssen, auszusondern. Indessen hat man dies Verfahren bisher weit mehr auf die älteren Rechtsquellen angewandt, als auf die jetzt geltenden, während es doch bey diesen noch von weit größerer Wichtigkeit und für die Praxis unentbehrlich ist. Es ist daher ein sehr verdienstvolles Unternehmen des Verfs der gegenwärtigen Schrift, daß er in derselben eins der wichtigsten Gesetze für die Mark Brandenburg, die s. g. Joachimische oder Märkische Con-

stitution, welche, da in der Preussischen Monarchie die Particularrechte neben dem Allgemeinen Landrechte beybehalten sind, noch jetzt die Hauptquelle für die Beurtheilung der dortigen erbrechtlichen Verhältnisse bildet, auf ihre Elemente zurück zu führen, und auf diese Weise die wahre Bedeutung der einzelnen Bestimmungen derselben fest zu stellen gesucht hat.

Mit dieser Constitution verhält es sich aber folgendermaßen. Nachdem das Römische Recht in der Mark mit dem einheimischen Rechte schon längere Zeit gekämpft und das letztere allmählich immer mehr in den Hintergrund gedrängt hatte, wurde es in einer Ordnung, welche Kurfürst Joachim I. für sein Kammergericht im Jahre 1516, oder vielleicht auch erst im Jahre 1526 erließ, förmlich als gemeines subsidiarisches Recht für die Mark Brandenburg anerkannt, jedoch mit Ausnahme des Erbrechtes, in welchem es bey den alten Gesetzen und Gewohnheiten bleiben sollte. Aber auch das Römische Erbrecht wurde bald darauf aufgenommen, und zwar in weit größerer Ausdehnung, als das übrige Römische Recht, indem die Römischen Gesetze über das Erbrecht eine nicht bloß subsidiarische, sondern principale Geltung haben, und das Gewohnheitsrecht, mit Ausnahme des in Betreff der Ehegatten-Erbfolge geltenden, beseitigen sollen. Dies nun geschah durch jene Constitution, welche am 9. October 1527 von dem erwähnten Kurfürsten, von welchem sie auch ihren Namen führt, mit Einwilligung der Landstände erlassen wurde. Leider ist sie aber gerade in dem, was sie von dem Gewohnheitsrechte beybehielt, über die Maßen dunkel, indem sie, wie nach dem Märkischen Rechte die Ehegatten succedieren, als be-

kannt voraus setzt, und die Succession derselben gewissermaßen nur beyläufig berührt, während diese doch gerade die schwierigste und eigenthümlichste Seite des Märkischen Erbrechtes bildet. Der Vf. hat daher mit Recht der ersten Abtheilung seiner Schrift, in welcher er die deutschen Elemente jener Constitution entwickelt, bey weiten den größten Raum gewidmet, ohne deshalb in der zweyten Abtheilung, in welcher er sich mit der Entwicklung der Römischen Elemente derselben beschäftigt, zu kurz zu seyn. Als Anhang hat er seiner Schrift eine Abhandlung über den erst im zweyten Jahrzehend dieses Jahrhunderts untergegangenen Brandenburgischen Schöppenstuhl hinzu gefügt, welche in so fern mit dem Hauptgegenstande derselben in Verbindung steht, als der fünfte Titel der Joachimischen Constitution der feyerlichen Bestätigung des alten Brandenburgischen Schöppenstuhls gewidmet ist. Es ist diese Zugabe um so schätzenswerther, als der Verf. in derselben mit Hilfe von reponierten Acten des Kammergerichts zu Berlin und des königlich Preussischen Justizministeriums bisher noch nicht zur öffentlichen Kenntniss gekommene Aufschlüsse über die Art und die Zeit des Unterganges jenes Schöffenstuhls gibt. — Was die vorliegende Schrift besonders auszeichnet, ist eine sehr genaue Kenntniss des in der Mark Brandenburg geltenden Rechtes und eine überaus gründliche, oft fast etwas zu sehr gedehnte Behandlung des betreffenden Gegenstandes. Dabey leistet sie in der That weit mehr, als der Titel andeutet, indem der Verf. nicht allein die Joachimische Constitution auf ihre Elemente zurück führt, sondern sich auch auf die manigfaltigen Controversen, welche bey Auslegung derselben entstanden sind, einläßt, und erörtert, ob und in wie weit die

in ihr enthaltenen Sätze noch heut zu Tage anwendbar sind. Auf diese Weise hat er in diesem Werke außerordentlich Vieles zur richtigen Auffassung und Anwendung des Brandenburgischen Particularrechtes beygetragen. Aber auch dem deutschen Rechte überhaupt hat er durch dasselbe Nutzen geschafft. Zwar ist durch ihn nicht der eine oder der andere Punct der deutschen Rechtswissenschaft aufgeklärt oder neu begründet worden; vielmehr wendet er nur schon die längst bekannten Sätze auf seinen Gegenstand an. Allein für die practische Anwendbarkeit des deutschen Rechtes ist sein Werk von der größten Wichtigkeit, indem sich darin eine Masse von Belegen für die Behauptung findet, daß in unserem heutigen Rechte noch außerordentlich Vieles vorkommt, was man bisher entweder aus dem Römischen Rechte hat ableiten wollen, oder auch als ein in der Praxis einmahl geltend gewordenes Mißverständniß desselben betrachtet hat, während es der That nach mit den älteren deutschen Rechtsätzen aufs Engste zusammen hängt. Denn je mehr dieses erkannt wird, um so mehr muß auch die practische Anwendung des deutschen Rechtes wieder Leben gewinnen, und es die Anwendung des Römischen Rechtes in die gehörigen Schranken zurück drängen. Wir möchten in dieser Beziehung das deutsche Recht mit einem kräftigen Eichenstamme vergleichen, neben welchen man Staliänische Pappeln gepflanzt, und, um Raum für diese zu gewinnen, allmählich ihm einen Ast nach dem anderen genommen hat, dergestalt daß er dadurch in den Augen des großen Haufens schon als verdorrt erschien, welcher aber durch geschickte Behandlung auf einmahl wieder neues Leben gewinnt, und, indem er einen Ast nach dem anderen treibt, für jene Pappeln nur noch da Platz läßt, wohin

seine Zweige nicht reichen. Da die Grundsätze des noch heut! zu Tage geltenden deutschen Rechtes größtentheils dem Particularrechte angehören, oder doch sich an particularrechtliche Institute anschließen, so müssen, wenn dem deutschen Rechte wieder die ihm gebührende Geltung verschafft werden soll, zu der Bearbeitung des gemeinen deutschen Rechtes nothwendig Bearbeitungen der einzelnen noch geltenden Particularrechte von des deutschen Rechtes kundigen Verfassern hinzu kommen. Wo nicht etwa wie in Württemberg und Sachsen für das ganze Land gültige Rechtsquellen mit einer, wenigstens zum Theil echt deutschen Grundlage vorhanden sind, wird sich jener Zweck schwerlich schon jetzt durch eine Bearbeitung des im ganzen Lande geltenden Particularrechtes erreichen lassen. Vielmehr muß man hier mit der Bearbeitung des Particularrechtes einer einzelnen Provinz, wie in dem vorliegenden Werke, oder auch nur des Particularrechtes einer einzelnen Stadt den Anfang machen, da in solchen Ländern das, was von dem deutschen Rechte noch in dem ganzen Lande gilt, im Verhältnis zu dem, was sich in kleineren Bezirken erhalten hat, nur gering seyn wird. Leider ist aber gerade in diesem Stücke bisher noch wenig geschehen, und es ist sehr zu beklagen, daß so manche, eine Masse echt deutschen Rechtes in sich enthaltenden Rechtsquellen, wie namentlich das Lübbische Recht, noch heut zu Tage nach der Erklärung angewandt werden, welche ganz in den Römischen Rechtsansichten befangene Rechtsgelehrte, zu welchen auch der berühmte Commentator des Lübbischen Rechtes, Mevius nicht weniger, als alle seine Zeitgenossen gehört, ihnen gegeben haben. Erst wenn man auch auf diese Weise das deutsche Recht gehörig bearbeitet, und so gewis noch

viele jetzt noch unbemerkt da liegende Goldkörner ans Tageslicht gefördert haben wird, läßt sich wünschen, daß man an die Abfassung eines Gesetzbuches denke. Es wird dann aber auch nicht fehlen können, daß man manchen deutschen Rechtsatz, welcher sich vielleicht nur an einem einzelnen Ort erhalten hat, wieder Giltigkeit für das ganze Land beylegt, weil er dem Rechtsgefühl und den Bedürfnissen des Volkes mehr entspricht, als das bis dahin in diesem geltende gemeine Recht, ganz so wie man bey Abfassung des Code Napoléon nicht selten das bis dahin nur in den Coutumes einzelner Provinzen oder Städte sich findende Recht aus gleichem Grunde zu einem Recht für ganz Frankreich erhoben hat. Sene Arbeit müssen aber vorzugsweise in die Praxis auf die eine oder die andere Weise eingeweihte Rechtsgelehrte übernehmen, da ein bloßer Theoretiker selten die Mittel besitzen wird, um sich die hierzu erforderlichen Kenntnisse zu verschaffen, und eben so oft ihm ganz der Sinn für dergleichen Studien fehlt. Es besaß daher der Verf. der vorliegenden Schrift, da er Theoretiker und Practiker zugleich ist, ganz die Eigenschaften, welche zu einer solchen Arbeit erforderlich sind, und wir können sie mit voller Ueberzeugung als ein Muster für Arbeiten dieser Art empfehlen. Sehr zu bedauern ist es, daß er seinem Werke nicht wenigstens ein Quellen-Register hinzu gefügt hat, da es bey den vielen Stellen aus den verschiedenartigsten Rechtsquellen, die er in demselben oft nur beyläufig erklärt, hierdurch sehr an Brauchbarkeit gewonnen haben würde. Auch wird das Nachschlagen sehr durch den Mangel von Columnen-Titeln erschwert. — Gewissermaßen als ein Vorläufer zu dem vorliegenden Werke kann desselben Verfassers Inaugural-Dissertation: De

iure successionum ex statutis Marchicis antiquioribus (Berolini 1840. 8.) betrachtet werden, auf welche wir hier nachträglich aufmerksam machen.  
Kraut.

### L e i p z i g,

bey K. Fr. Köhler 1844. Die rechte Union. Eine offene Erklärung von Dr. H. C. F. Guericke, Professor der Theologie zu Halle. 23 S. in Octav.

Vorstehendes Schriftchen ist nach der Lage der Verhältnisse gewis Manchem sehr unerwartet gekommen. Der Mann, der nächst Scheibel sich als den entschiedensten Gegner der Union bewiesen, zeigt in ihm nicht nur die Nothwendigkeit der Union, sondern er vertheidigt sie. Seine Hauptgründe sind die, daß die lutherische und die reformirte Kirche von je Eins gewesen, Rom gegenüber, daß Rom sie auch seinerseits so angesehen, daß man sie im Westphälischen Frieden politisch so ansah, daß keine von den theologischen Bewegungen in der anderen Kirche, weder auf dogmatischem noch auf practischem Gebiete, unberührt geblieben, vielmehr und namentlich in neuerer Zeit, jede von den destructiven, wie conservativen Bestrebungen in der anderen aufs tiefste erschüttert oder glücklich erregt und gestärkt worden sey, wozu endlich die Union als Factum komme, welcher nur der 'Separatismus' widerstreben könne. Diese Betrachtungen sind nun freylich nicht neu, und schon lange (namentlich von Pischon, auch vom Referenten) so ausgesprochen gewesen, eben so wenig der Vorschlag des Verfs einer Union auf Grund der Conf. Aug. v. 1530. Dazu lassen die Clauseln, welche der Verf. für die Union macht, daß sie den 'wesentlichen Grundsätzen' der lutherischen Kirche

nicht widersprechen dürfe, keine positiv antilutherische Lehre im Abendmahl, über das Schlüsselamt, keine Verpflichtung auf das Gemeinsame der Bekenntnisse, keine Subsumtion beider Bekenntnisse unter eine unvermittelte und unvermittelbare Einheit u., gerechten Grund zur Befürchtung übrig, daß dogmatisch die wahre Einigung in der vom Verf. vorgeschlagenen Weise nicht wohl zu erreichen sey. Wir unsererseits sehen in der Union der reformierten und lutherischen Kirche und deren Fortbildung und Fortentwicklung zur wahren (evangelisch-) katholischen Kirche eine Lebensfrage und das alleinige Heil des evangelischen Bekenntnisses, wenn wir die politisch-kirchliche Seite der Frage betrachten, und halten in der dogmatischen allerdings eine Verständigung für möglich. Aber eben so entschieden achten und ehren wir die Ueberzeugung der so genannten starren oder Alt-Lutheraner, gern bekennend, daß sie kirchenrechtlich in gutem Rechte sind, daß Gewalt gegen sie das beklagenswertheste Mittel zur Union gewesen, und daß der Segen ihrer Renitenz und zwar ein großer Segen darin gelegen und liege, daß man die Union nicht ohne Bewußtseyn des wahren Werthes der Differenz vollziehen könnte und vollziehen dürfe.

Je mehr wir aber, wie das Streben der ganzen Parthey, auch bey abweichender Ansicht über die Wichtigkeit der Differenzpunkte, so auch den Charakter und die offene glaubensmuthige Haltung der Führer, und namentlich auch des Verfassers, achten, um so mehr freuen wir uns über die vorstehende Erklärung des Verfassers. Sie beweiset, daß auch das strengste (alt-) lutherische Gewissen durch die Macht der Ereignisse und die factische



Fortentwicklung der kirchlichen Verhältnisse über sich selbst hinaus getragen wird, und daß — wo einzelne nach einzelnen überschätzten Momenten ihrer subjectiven Ansicht sich nicht mit neuen Entwicklungen befreunden können, — eine höhere Hand nach den practischen Momenten das Gute gedeihen läßt, und der Subjectivität nur übrig bleibt, sich mit der Objectivität der real gewordenen Idee wieder auszugleichen. Köllner.

### L e i p z i g.

In Commission bey Eduard Kummer 1843.  
Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas = Gemme. 15 Seiten in groß Quart.

Diese kleine Schrift, ein Brief des Hn Staatsraths und Ritters Carl Morgenstern zu Dorpat an Hn Staatsrath und Ritter Johann Friedrich von Recke in Mitau, zeichnet sich eben so wohl durch Umsicht der Forschung aus, als sie ein seltenes Zeichen eines auch in höherem Alter und in ehrenvoller Muße jugendlich thätigen Strebens für die Wissenschaft ist.

Wo sich das Original der in der Schrift erläuterten, auf dem Titelblatte abgebildeten Gemme, eines Doppelintaglio, wie der Hr Vf. mit Recht behauptet, befindet, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Die Hn Morgenstern vorliegende Gypsform erstand einst Hr von Recke in Dresden aus einer Doubletten = Versteigerung der königlichen Kunstsammlungen. Inzwischen gab ein dabey liegender Zettel über Fundort und Beschaffenheit der Gemme in folgenden Worten Auskunft: 'Abdruck eines Steins, welcher bey Pleskau in Livland (so!) im Acker gefunden worden; er war gelb, halb durch-

sichtig, dem Bernsteine ähnlich und sieben bis neun Linien dick.' Wir haben es nach des Hn Verfassers unzweifelhaft richtiger Bemerkung mit einem gnostischen Denkmahl zu thun, welches nach der Bellermannschen Charakteristik nicht sowohl Abraxas als Abraxoid zu nennen wäre, und, wie auch die eben angegebene Farbe wahrscheinlich macht, einst als Amulet diente. Als der Ort, woher die Gemme stamme, wird Alexandria vermuthet, als die Zeit, in welcher sie gearbeitet worden seyn möge, das vierte Jahrhundert nach Chr. Geb. angenommen. Letztere Annahme basiert einzig auf der Hauptdarstellung der Gemme einerseits und der Kunde von der enthusiastischen Verehrung des Helios durch den Kaiser Julianus andererseits, dessen hoher Geist nach des Herrn Verfassers Ueberzeugung 'bey seinem Helios vor Allem an den höchsten Urgott, übrigens in Verbindung mit der Götter- und Dämonenschaar im Reflex der in seiner Zeit vorzüglich von Alexandria aus verbreiteten Emanationslehre,' dachte. Indessen gesteht der ehrwürdige Veteran selbst ein, daß in Hinsicht der nicht schlechten Zeichnung und Gravierung der Figuren und der Bilderschrift das Werk sich wohl anderthalb hundert Jahre hinauf rücken ließe. Die Darstellungen auf unserer Gemme sind folgende: Auf der vorderen Seite finden wir 'zu oberst einen Profilkopf des Helios, dessen Haarwulst von sieben Strahlen umgeben, und dessen Büste von einem nach oben offenen Halbmond geschlossen ist. Unmittelbar darunter erscheint ein Adler mit aufgeschlagenen Flügeln, auf dessen Haupte sich eine runde Scheibe oben mit zwey Federn, auf jeder von beiden Seiten aber mit einer hornförmigen Krümmung befindet, und zwar so, daß auf jeder der beiden Seiten des in Profil gesehenen Adlerkopfes drey

Pfeile hervor gehen, die somit eine Art von Nimbus oder aureole um dasselbe bilden. Auf jeder von beiden Seiten des frey, ohne Basis, dastehenden Königes der Vögel erblickt man neben ihm eine ihm zugewandte, mit einer Windung sich empor ringelnde Schlange.' Auf der Dicke des Steins sind einige Schriftzeichen eingegraben, in welchen der Hr Verfasser mit Scharffsinn jenes allbekannte IAW sucht. Besonders reich an Zeichen ist die Rückseite. Darunter ist, wie auf Werken dieser Art nicht selten, Räthselhaftes und Unverständliches. Anderes hat durch die Gelehrsamkeit und den Scharfblick des Erklärers eine wahrscheinliche Deutung erhalten. So erkennt Hr Morgenstern die Zeichen der Trias, Heptas und Pentas, das Fünfeck bey oder auf einer geraden Linie, das gehenkelte Kreuz, die Zodiakalzeichen der Herbstmonate, Waage, Skorpion, Schütze und überdies das des Steinbocks.

### D o r p a t,

bey Fr. Kluge. 1844. Die Quellen des Revaler Stadtrechts. Herausgegeben von Dr F. G. von Bunge. Dritte Lieferung: Ordnungen des Rathes der Stadt Reval (Schluß). XII und Seite 321 bis 511.

Ueber die beiden ersten Lieferungen dieses Sammelwerkes wurde im 88. Stück unserer Anzeigen berichtet. Mit der 3. Lieferung ist der erste Band der Quellen des Revaler Stadtrechts geschlossen, dessen Haupttitel auch hier beygegeben ist.

Nach dem Vorworte des Herausgebers soll der 2. Band enthalten: die Schragen der wichtigsten Corporationen (namentlich der großen und der St. Ganutigilde, so wie des Schwarzenhäuptercorps), die Verträge zwischen Rath und Bürgerschaft, die landesherrlichen Privilegien und die übrigen für Reval erlassenen singulären Gesetze. Die verheißene Ein-

leitung (Geschichte sämmtlicher Revaler Rechtsquellen) soll, so wie ein alphabetisches Register, dem 2. Bande beygegeben werden.

Die Sammlung wird für Reval große Vollständigkeit erhalten, da der Herausgeber seinen Wohnsitz in dieser Stadt genommen und (als Syndicus) in den Rath eingetreten ist, in welcher Stellung ihm das reichste Material zu Gebote steht; doch der ursprüngliche umfassendere Plan der damahls als Professoren vereinigten Herausgeber (Bunge und von Madai) zu einer Sammlung der Rechtsquellen Liv-, Esth- und Curlands scheint aufgegeben zu seyn.

Die vorliegende 3te Lieferung enthält, nach dem Schlusse des Berichtes des Rathes über das gerichtliche Verfahren vom 8. Nov. 1784: N. Kastenordnungen (aus dem 16. und 17. Jahrhundert). O. Instructionen für die Vorlegungskammer, bis zur Allerhöchsten Genehmigung. P. Handelsordnungen (aus dem 17. und 18. Jahrhundert). Q. Reglement für die Handwerksämter der Gouvernementsstadt Reval vom 19. September 1822, mit Anhängen. R. Bauordnung für die Stadt Reval und deren Vorstädte vom 14. April 1825. S. Feuer- und Brandordnung vom 14. August 1825.

Wenn auch viele der in dieser Sammlung enthaltenen älteren Verordnungen und Gesetze nicht ausdrücklich aufgehoben sind, so gelten sie doch gewis de facto nicht mehr. Wir führen nur eine Stelle an aus der Gemeinen Gotteskastenordnung S. 357: ‘. . . Ueber vorgesezte Stipendiaten sollen 6 Knaben, so der Unteutschen und Schwedischen Sprache kundig, zur Beförderung der Kirchenceremonien angenommen, in der Schule fleißig unterwiesen und alle Vierteljahr mit 1½ Thaler nebst freyer Institution verehret, und ins Künftige, ihrer Qualität nach, weiter befördert werden.’

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

157. Stück.

Den 26. August 1844.

---

Z ü r i c h,

bey S. Höhr und Meyer und Zeller 1844. Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zweiter Band. XXXVII und 414 Seiten in Octav.

Wir haben in diesen Blättern (Jahrgang 1843. St. 208. S. 2070 fgg.) die Erscheinung des ersten Bandes dieses Archives begrüßt, und den zweyten Band für die erste Hälfte des vorigen Jahres angekündigt. Die Redaction und Herausgabe desselben wurden aber aus verschiedenen Ursachen, hauptsächlich durch die eintretende Krankheit eines Mitarbeiters, nachdem die aufzunehmenden Stücke schon bestimmt waren, um einige Monate verspätet.

Dieser Band enthält —, außer der Vorrede des Hn Prof. J. J. Hottinger, dem Protocoll der zu Basel am 20. Herbstmonat 1843 gehaltenen Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, den (sechs) Berichten der

Cantonalgesellschaften, dem Arbeitsplane für die Regesten und der Fortsetzung des Verzeichnisses der Mitglieder — die eigentlichen historischen Materialien, nämlich:

1) Eine Arbeit des Herrn Baron Fr. von Gingins-La-Sarraz unter dem Titel: Développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais (S. 1 — 26). Walthers von Supersax (auf der Flue) Besteigung des bischöflichen Stuhles in Sitten bezeichnet den Anfang einer neuen Periode in der Geschichte von Wallis. Unter der festen und weisen Regierung dieses Prälaten entwickelte sich die Nationalität der Walliser, und indem diese das Joch der Schirmvogten, unter welcher das mächtige Savoyen sie bisher gehalten, abschüttelten, erhob sich ihr Land zum Range eines Freystaates. Seine bis dahin schwankenden Verhältnisse zu den Eidgenossen dauerten in der Folge ohne Unterbrechung fort, und bereiteten dessen Aufnahme in den Bund vor.

Ueber diesen wichtigen Moment der Geschichte von Wallis, so wie über dessen Verhältnisse, sey es zu den Cantonen der Schweiz, oder zu den angrenzenden Staaten, besaß man bis jetzt bloß unvollständige und zum Theil unzuverlässige Berichte. In dieser Hinsicht bot die allgemeine Geschichte der Eidgenossenschaft zahlreiche Lücken dar, welche der durch mehrere gediegene Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte rühmlichst bekannte Hr von Gingins theilweise auszufüllen unternahm. Dieser ausgezeichnete Gelehrte gibt uns im gegenwärtigen Bande des 'Archives' die erste Hälfte einer interessanten Abhandlung über die frühere Geschichte von Wallis, nämlich über den politischen Zustand des bischöflichen Wallis vor der Erhebung des Bischofes Walthers von Supersax, — welcher

beträchtliche, bis jetzt nicht veröffentlichte Urkunden als Belege beygefügt sind, die über das besprochene Moment der Geschichte von Wallis ein helleres Licht verbreiten. Die zweyte Hälfte, nebst urkundlichen Beylagen, ist dem dritten Bande des Archives aufgespart.

Die weltliche Herrschaft der Bischöfe von Sitten bestand ursprünglich aus einer Zusammensetzung verschiedener, in Ober- und Nidewallis zerstreuter Lehenbesitzungen, welche, weit entfernt ein geschlossenes Territorium zu bilden, durch die mittelbar oder unmittelbar von Savoyen abhängenden Lehen von einander getrennt und durchschnitten waren. Die Mischung von Gerichtsbarkeiten in Bezirken, welche in dem Gebiete von zwey verschiedenen Oberherren an einander grenzten, oder sogar in einander eingeschlossen waren, konnte nicht anders als dem Lande und dessen Bewohnern äußerst nachtheilig seyn. Der scharfe Blick des Grafen Peter von Savoyen, den man nicht ohne Grund *le petit Charlemagne* genannt hat, durchschaute leicht die Vortheile, welche aus einer Vertauschung mit dem Bischofe von Sitten entspringen könnten, und traf 1260 mit demselben einen Vergleich, der jedoch 1268 durch seinen Nachfolger, den Grafen Philipp, mit Zustimmung des Prälaten aufgehoben ward. So blieb noch über ein Jahrhundert bey dem Alten, bis der Vertrag von 1384, welchen der von 1392 bestätigte, dem Uebelstande abhalf. Durch diesen Vergleich, der von beiden Fürsten, nicht ohne Zustimmung und Mitwirkung der dabey betheiligten Landesgemeinden, getroffen wurde, trat der Bischof mit seinem Domcapitel die alten Rechte auf die kirchlichen Besitzungen in Unterwallis und Chablais dem Grafen von Savoyen ab, der seinerseits auf die Lehen seines

Hauseß in Oberwallis verzichtete. So wurde gegen das Ende des XIV. Jahrhunderts Wallis sowohl geographisch als politisch in zwey Theile abgetheilt.

Aus der neueren Geschichte der Walliser läßt sich leicht vermuthen, daß die erwähnte Trennung ihres Landes in zwey, in Hinsicht des Umfanges, der Politik und der Sprache, ungleiche Theile, zu wiederholten Reibungen Anlaß gab. Wirklich entstand in jedem Theile eine vorherrschende Partey, welche ihren Einfluß im ganzen Lande zu gründen suchte. Die bischöfliche oder savoyische, auch die romanische Partey genannt, fand in Bern und den westlichen Cantonen Unterstützung; die patriotische oder deutsche Faction hingegen hatte die Waldstätte auf ihrer Seite. Die sich entgegen wirkende Gemischung der Eidgenossen in die Angelegenheiten der Walliser war nicht dazu geeignet die Erbitterung zu besänftigen und einen fortdauernden Frieden zu stiften: sie nährte vielmehr das Feuer des Bürgerkrieges. — Der Verfasser der Abhandlung, welcher wir Einzelnes entnommen, um unsere Leser auf deren Werth aufmerksam zu machen, hat in derselben die Verhältnisse von Wallis zu Bern, zu den vier alten Orten und zu Mailand, aus einander gesetzt und urkundlich beleuchtet. Durch die Entwirrung der früheren, sehr verwickelten Zustände von Wallis, so wie durch die Erörterung der Rechte, welche der Bischof von Sitten, einerseits, und der Graf von Savoyen, andererseits, in demselben ausübten, hat sich Hr. von Gingins den verbindlichsten Dank der Geschichtsfreunde erworben.

Auf diese Arbeit folgen, S. 29 — 176:

2) Regesten des Archives der Stadt Baden im Aargau, zusammen getragen durch



Hn Carl von Reding, alt = Reg. Rath in Baden, umgearbeitet und heraus gegeben durch Hn Th. von Mohr, alt = Bundesstatthalter von Chur. Diese Arbeit enthält in gedrängter Kürze den Hauptinhalt von 543 Urkunden, von 1286 bis 1520. Ihr ist ein Personen = und ein Ortsregister beygefügt S. 177 — 198.

3) Urkunden oder Beylagen zu der Abhandlung des Hn von Gingins S. 201 — 248.

4) Facsimile von Bruder Clausens Dankschreiben von St. Barbarentag 1482. Mitgetheilt und mit Erklärung begleitet von J. Amiet, Fürsprech und Notar in Solothurn S. 249 — 269.

‘Veranlaßt durch ihren verdienstvollen Vorsteher ließ die geschichtsforschende Gesellschaft in Verbindung mit der antiquarischen Gesellschaft in Zürich zu Solothurn ein Facsimile des in neuerer Zeit viel besprochenen Dankschreibens des sel. Bruders Nicolaus von Flue verfertigen.’ Es mag für die Eidgenossen erfreulich seyn zu vernehmen, daß der in Bullingers Historien der Stadt Zürich mitgetheilte Brief von Bruder Claus noch in Originali existiert. Diese schätzbare Reliquie liegt jetzt im Staatsarchive des Cantons Solothurn. Der Brief ist auf Papier geschrieben, seit langer Zeit aber auf ein Pergamentblatt und dieses wieder auf ein dünnes, tannenes Brettchen geklebt, so daß die ursprüngliche Ueberschrift nicht mehr ermittelt werden kann. — Mehrere Schriftsteller, unter andern Busfinger und J. v. Müller, behaupten Nicolaus von der Flue habe weder schreiben noch lesen können. Hr Amiet hat die doppelte Frage, an welchen Stand das Schreiben gerichtet, und ob es von Bruder Clausens eigener Hand sey, einer neuen Prüfung unterworfen. Da Bern, nach der Tag=

satzung in Stanz, dem Eremiten einen Brief mit einer Gabe an seine Capelle überbringen ließ, und ihrerseits Solothurn und Freyburg ihm auch jeder ein Dankschreiben mit einem Geschenke übersandten, als Anerkennung für die wichtigen Dienste, welche er der Eidgenossenschaft, und ihnen insbesondere erwiesen hatte, da sie durch seine Fürsprache in den Bund aufgenommen worden, so ließ sich vermuthen, daß Dankschreiben des frommen Unterwaldners, in welchem die Eidgenossen wiederholt zur Erhaltung des Friedens ermahnt werden, sey nicht speciell an diesen oder jenen Stand gerichtet, sondern für die oben erwähnten bestimmt gewesen, welche es einander mittheilen sollten. Hr Amiet ist, aus mehreren Gründen, der Ansicht, der Brief sey an Bern gerichtet gewesen, von der dasigen Obrigkeit den Solothurnern zur Einsicht übersandt, hingegen niemahls zurück gefordert worden. — Man glaubte bisher der selige Bruder im Ranst habe jenen merkwürdigen Brief entweder seinem vertrauten Freunde Heinrich am (oder im) Grund, Pfarrer zu Stanz, oder seinem Sohne, dem Landammann Johann von der Flüe, dictiert. Dem Hn Amiet scheint dies unwahrscheinlich, weil Claus (der übrigens ein eigenes Sigill hatte) als Landrath und Richter 19 Jahre seinem Vaterlande diente; und er neigt sich zu der Annahme hin, der im Facsimile mitgetheilte Brief dürfte ein eigenhändiges Schreiben des urkundlich anerkannten Rathgebers und Mittlers, von jedem Eidgenossen hoch verehrten Friedensstifters seyn.

Wenn die Abhandlung des Hn Amiet für die eigentliche Geschichte auch keinen vorzüglichen Werth hat, so ist sie doch, als ein pietatis opus betrachtet, den Vaterlandsfreunden eine willkommene

Gabe, welche auch im Auslande vielleicht sich einer günstigen Aufnahme erfreuen dürfte.

5) Relation de ce qui s'est passé en Suisse depuis la résidence de Monsieur Miron, à savoir depuis le 17 Novembre 1617 jusqu'au 2 Mars 1624, et continuée jusqu'en Décembre 1627. S. 270 — 321. Dieses Actenstück, welches mit einer statistischen Uebersicht der XIII Cantone und der zugewandten Orte beginnt, ist ein ausführlicher Bericht über die schweizerischen Angelegenheiten und die Verhandlungen des französischen Gesandten, um den Einfluß Frankreichs in der Schweiz zu gründen oder zu erhalten.

6) Beiträge zur Geschichte des letzten Decenniums der alten Eidgenossenschaft (Fortsetzung) S. 321 — 344. — 'Noch gegen Ende des Jahres 1791 sah sich die Eidgenossenschaft ernstlich durch die Vorgänge im Bisthum Basel bedroht.' Der eidgenössischen Correspondenz über die Vorfälle jener Zeit sind die bedeutendsten Actenstücke enthoben, und der Inhalt der übrigen summarisch angegeben.

7) Endlich die Literatur von 1841 als Fortsetzung zu G. G. von Hallers Bibliothek der Schweizergeschichte. Von Herrn Gerold Meyer von Knonau. S. 347 — 414.

Man erstaunt bey dem Umfange dieser Rubrik! Die zahlreichen hier bezeichneten Schriften, welche Hr Meyer, des goldenen Spruches: *ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ* eingedenk, mit einer ihm Ehre machenden Humanität, und in wenigen Worten, beurtheilt hat, verdanken großentheils ihr Daseyn dem Kampfe der politischen und religiösen Parteyen. Ihre beträchtliche Anzahl (gegen 300) ist eben kein Beweis einer zunehmenden Geistesbil-

dung im Schweizerlande. Hier mögen einige wichtige Worte des Herrn Meyer folgen: 'Wie glücklich war Haller! Sein Werk schrieb er in einer Zeit, in welcher jenes herrliche Aufblühen der profaischen wie der poetischen Literatur sich auch in unserm Vaterlande Bahn gebrochen hatte, wozu sein Vater, mit Recht der Große genannt, mächtig mitgewirkt, und in der, ungeachtet die Presse noch sehr überwacht war, manch' freyes Wort nicht nur geschrieben, sondern gedruckt werden durfte, was jedoch stäts mit Würde geschah. Daher kömmt es, daß er in seiner Arbeit nie Schriften aufzeichnen mußte, die anzuführen uns vor dem deutschen Publicum mit Scham erfüllt, noch mehr aber vor kommenden Geschlechtern, die erstaunen werden, daß die Presse einst so entfesselt war, und daß erbärmliche Papierverderber auf die Entfittlichung des Volkes planmäßig hinsteuerten. Non si male nunc et olim sic erit.'

Nachdem wir den Inhalt des gegenwärtigen Bandes angezeigt, erlauben wir uns noch einige Bemerkungen. — Mit Freude erfahren wir aus der Vorrede des Herrn Gottinger, daß in der zu Basel gehaltenen Versammlung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Beschluß der Herausgabe eines besonderen Regestenwerkes gefaßt wurde, durch welchen für die Zukunft eine wesentliche Veränderung in der Anlage des Archives eintritt. Es wird nämlich dasselbe mehr den Charakter einer Zeitschrift annehmen können und für Abhandlungen ein größerer Raum gewonnen werden.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

138. 139. Stück.

Den 29. August 1844.

---

## B ü r i c h.

Schluß der Anzeige: 'Archiv für Schweizerische Geschichte, herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zweiter Band.'

Wenn die Redactions-Commission es sich angelegen seyn läßt, der Gesellschaft bey ihren zweyjährigen Zusammenkünften die Berichte von den Arbeiten der historischen Vereine in einzelnen Cantonen mitzutheilen, so erhält ein solcher Entschluß gewiß allgemeinen Beyfall, weil der Hinblick auf das rege Leben und die Thätigkeit in mehreren Theilen des gesammten Vaterlandes auf andere Gegenden desselben eine rühmliche Nacheiferung wecken, und die Wirksamkeit der Geschichtsfreunde auf diesen oder jenen Gegenstand gelenkt werden kann. Daß aber Berichte, wie die mitgetheilten, in das Archiv aufgenommen werden, können wir schon deshalb nicht billigen, weil deren Herausgabe der Abtheilung des Archives vorgreift, welche eine möglichst vollständige Anzeige der Literatur

für schweizerische Geschichte und Landeskunde je eines Jahres enthalten soll, und wir also den meisten, wo nicht allen, in den Berichten angezeigten Schriften in einem folgenden Bande noch einmahl begegnen. Und diese Rubrik ist schon übermäßig groß, und möchte es auch noch lange seyn. Jedensfalls sollten aber, nach unserer Ansicht, in den Berichten bloß die auf die Schweiz sich beziehenden Arbeiten erwähnt werden. Nun haben wir in diesem Bande des Archives einen 10 Seiten langen 'Bericht über die Thätigkeit der historischen Gesellschaft zu Basel während des Zeitraumes 1840 — 1843', in welchem nur wenige Abhandlungen über schweizerische Geschichte und Alterthumskunde, mehrere aber über Gegenstände erwähnt sind, welche das Vaterland nicht berühren: Abhandlungen über den Propheten Samuel und seine Zeit; über Ursprung und Bedeutung homerischer Religion; über die deukalionische Fluthsage; über die Zünfte in Rom; über Kunst, Literatur und Philosophie; über Mahommed, u. s. w. Wir fragen: Was hat das Alles mit der Geschichte und Alterthumskunde des Vaterlandes gemein? Basel ist allerdings einer der bedeutendsten Sitze schweizerischer Bildung. Diese alte Universitätsstadt besitzt vortreffliche Lehrkräfte, von deren Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft wir gerne hören. Sed nunc non erat his locus.

Schließlich drücken wir den Wunsch aus, daß unsere Bemerkungen nicht als Tadel, sondern als ein Beweis aufrichtiger Theilnahme am glücklichen Erfolge einer vaterländischen Unternehmung mögen betrachtet werden.

Die Ankündigung der für den dritten Band des Archives bereit liegenden Materialien berechti-

get zu der Hoffnung, daß derselbe sehr interessant seyn wird.

H — y.

### L e i p z i g,

bey K. Fr. Köhler 1843. *Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis.* XII und 98 Seiten in Octav.

Schwerlich darf man hoffen, der reizenden, aber namentlich durch ihre enge Verbindung mit der Musik erschwerten Forschung über die Attische Dithyrambik noch viel neue und fruchtbare Seiten abzugewinnen. Manche Andeutungen der Alten behalten immer etwas Räthselhaftes, oft lassen sie im Stiche; die Bruchstücke sind dünn gesäet. Eine Betrachtung einzelner Meister des dithyrambischen Stils der Lyrik kann nicht wohl mehr als die hervortretendsten Züge zeichnen, da die ganze Gattung durch zu bunte und feine Fäden in die ganze Bildung und Sitte des Athensischen Volkes zur Zeit seiner im Laufe des großen Principienkampfes beginnenden Abweichung von alter Sitte und altem Geschmacke verwoben ist. Die speciellen Unterschiede in der Kunst und Art der Individuen treten hier durchaus nicht mehr in so kenntlichen Umrissen hervor, als es in der Zeit der harmlosen, naturgemäßen alten epichorischen Lyrik der Fall ist. Denn obschon die meisten der zunächst für Athen thätigen Dithyrambiker Einwanderer aus meist Dorischen oder Aeolischen Ländern waren, so zwang sie doch die Rücksicht auf Erfolg, sich den Launen des verwöhnten Publicums und

der einmahl geheiligten Norm im Ganzen zu fügen. Nachdem in Attika der Aeolisch=Dorische Festgesang auf Bakchos zur Tragödie herangereift war, da sehen wir freylich den alten Stamm neben dem frisch empor wachsenden Senker fortleben, wie bey andern Gattungen dieselbe Erscheinung wiederkehrt. Der Bakchische Cult forderte einmahl neben den scenischen Darstellungen den kyklischen Festchor. Aber die Versuche, der vor dem Glanze der Tochter erbleichenden Mutter durch neuen Schmuck aufzuhelfen, konnte nur zu allerley Neuerungen führen, um einigermassen mit der bevorrechteten neuen Art Schritt zu halten und dem überreizten Gau-men durch schärferes Gewürz einen neuen Kizel zu schaffen. So erklärt sich, warum Lasos von Hermione, dessen Aufenthalt in Athen den Anfängen des Drama ziemlich gleichzeitig ist, neue Bahnen für den Dithyrambus einschlug und von den Alten gar als Erfinder des (Attischen) Bakchusliedes angesehen werden konnte, dem er namentlich durch die Einführung regelmäßiger Wettkämpfe neuen Reiz und gleiche Berechtigung mit dem Drama zu verleihen wußte. In ähnliche von der Natur der Dinge angewiesene Richtungen gedrängt mußten sich die folgenden Dichter der einmahl gebildeten Manier bequemen und so kommt es, daß man die Einzelnen fast nur nach dem höheren oder geringeren Grade der Keckheit im Neuern des Musica-lischen und Rhythmischen und des immer maßlose-ren Ueberladens mit Schwulst in Inhalt und Form zu beurtheilen im Stande ist, wozu die Zeitfolge und Pherokrates berühmte Klage einen sicheren Leit-faden an die Hand gibt. An Lobern und Tadlern fehlt es Allen nicht, wie es der Fall zu seyn pflegt, wo ein großes, gemischtes Publicum zu Gericht sitzt; was im Augenblicke der Schöpfung Manz



chem, der mit dem Strome zu schwimmen zu verständig war, einen Seufzer abpreßte, erschien kurz nachher muthwilligerm Schalten gegenüber noch mäßig und nüchtern. Es ist ein stätes Ueberbieten der Dichter unter einander, die auch die Interessen und Controversen ihrer Kunst und die ästhetische Beurtheilung derselben vor den Augen des Publicums, um dessen Gunst sie buhlten, in den Dithyramben verhandelten, wie namentlich den Vorzug der Flöten vor den Kitharen oder umgekehrt. Man denke an Melanippides Marsyas Ath. XIV, 616, E. und die verächtliche Behandlung der Auletik, deren sich dann Telestes mit aller Kraft annahm. Das Princip der Neuerungen spricht Timotheos recht unumwunden aus Ath. III, 122, D. *Οὐκ αἰῶν τὰ παλαιά· καινὰ γὰρ ἄσματα (oder μέτρα) κρέσσον· νέος ὁ Ζεὺς βασιλεύει· τὸ παλαιὸν δ' ἦν Κρόνος ἀρχὼν· ἀπὶ τῷ Μοῦσῃ παλαιά*, eine Stelle, die zugleich zeigen mag, wie nach dem Aufgeben der alten sicheren Haltung die spätere Dithyrambik zu Extremen getrieben bald in weitschichtigsten Satzmassen sich verläuft, bald in zerhackten Gliederchen Abwechslung sucht. Aber obwohl wir von dem stufenmäßigen Fortschritte zu immer frecherer Ausgelassenheit und größerem Borgreifen der musicalischen Begleitung im Ganzen unterrichtet sind, so bleibt doch das Bild von der Dithyrambik noch immer ein sehr unvollkommenes. Jeder Versuch, unsere Erkenntnis auf diesem Felde zu fördern, muß deshalb doppelt willkommen seyn.

Der bescheidene Verf. der vorliegenden Schrift wurde durch eine im Jahre 1837 den Studierenden der Universität Jena gestellte Preisaufgabe zu seiner Schrift veranlaßt, die im folgenden Jahre den ersten Preis erhielt. Aber erst nach Beendi-

gung seines in Berlin und Leipzig fortgesetzten akademischen Cursus im Jahre 1840 ging er daran, seiner Arbeit die Feile angedeihen zu lassen, die sie der Herausgabe würdig mache. Nun zwang aber ein hartnäckiges Augenübel die Arbeit abubrechen, die erst im vergangenen Sommer beendigt wurde, so daß Müllers Litt. Gesch. und Bergks Poetae Lyrici zu benutzen noch gestattet war. Unseres Berglein Abhandlung über Philoxenos konnte erst nach Abschluß des Ganzen verglichen werden, weshalb einige Hauptdifferenzpunkte nachträglich im Vorworte zur Sprache gebracht werden. Wie die Schrift nun vorliegt, verdient sie das Lob einer fleißigen Erstlingschrift, deren Verfasser ein besonnenes Urtheil zeigt und sich einer kurzen, ansprechenden Darstellung befleißigt. Wichtige neue Aufschlüsse wolle man in solchem Schriftchen nicht suchen: wir erhalten eine gedrängte Uebersicht der Hauptsachen nach ziemlich sorgfältig benutzten Quellen und mit Berücksichtigung der neueren Forschungen. Manche Punkte würden anders gefaßt seyn, hätte nicht Herrn Bippart manches Buch gefehlt, aus dem er mit Nutzen hätte lernen können, wie z. B. Meinekes und Bergks Schriften über die Komödie ihm nicht zur Hand gewesen sind. Auch hat das an sich preiswürdige Bestreben nach einer gefälligen Darstellung Herrn Bippart abgehalten, manche philologische Nebenfragen aufzuwerfen und namentlich die Quellen überall critisch und exegetisch mit schärfster Akribie zu untersuchen. Wären die Stellen der Alten immer vollständig mitgetheilt, wie es für Specialuntersuchungen Gesetz seyn muß, so würden sie ihn oft gezwungen haben, auf eine genauere Prüfung einzugehen. So aber eilt Herr Bippart über Schwierigkeiten oft hinweg oder gibt die Zeugnisse in corrupter Gestalt, die ein philolo-

gisches Auge beleidigt, wie p. 64 die Stelle des Alexander Metolus und manche andere. Hätten solche Stellen genauer betrachtet werden sollen, so konnte dagegen manche ganz bekannte Sache wegbleiben, wie z. B. das p. 84 sqq. über die Flötenmusik Gesagte und manche Bemerkungen zu den Fragmenten.

Eine Einleitung geht die Hauptstadien der Entwicklung des Dithyrambus in Kürze durch, wobey Hr Bippart mit Recht sich eng an Welckers schöne Untersuchungen anschließt. Den Lasos hebt er als Ausbildner der Gattung gut hervor, wobey indes einige Aeußerungen unterlaufen, die nicht Stich halten, wie z. B. p. 7 ihm ein Hymnus auf Diana zugeschrieben wird statt auf Demeter und Meliboia, wie denn Lasos ganze Poesie im Cerealischen und Bakchischen Cultus seiner Vaterstadt Hermione wurzelt. Daß er bereits die strophische Responzion aufgegeben habe, ist p. 8 übereilt behauptet und richtig im Vorworte einer spätern Zeit und namentlich dem (jüngern) Melanippides zugeschrieben. Freylich war Lasos ein schöpferischer Mann und ein Neuerer schon indem er den dithyrambischen Ton überhaupt in die Lyrik einführte und ein freyeres Schalten mit den Rhythmen und der Musik aufbrachte. Aber obschon von ihm der Anstoß ausging, der Dithyrambik allmählich alle übrigen Arten der Lyrik unterthan zu machen, so wird er doch nirgend von den Alten den verderblichen Neuerern zugezählt. Die Vermuthung, Lasos habe wohl besonders Anlaß gegeben, Lieder dithyrambischen Stils, auch wenn ihr Inhalt nicht Bakchisch war, Dithyramben zu nennen, wie Simonides Memnon, scheint unbegründet. Denn der dem Lasos beygelegte, aber, was Herr Bippart nicht hätte unbemerkt lassen sollen, von den Alten

ihm, wahrscheinlich mit Recht, abgesprochene Dithyrambos *Κένταυροι* läßt sich leicht mit Bakchus in Verbindung setzen, s. meine Abhandlung de Laso Hermionensi p. 13., und es ist gar nicht ausgemacht, ob Simonides Memnon nicht ebenfalls mit Bakchus näher oder entfernter zusammen hing, s. M. Schmidt Emendationes Fortuitae, Schweidnitz 1843 p. 7., dessen Vermuthung freylich sehr ungewis ist. Hätte Hr Bippart die oben genannte Abhandlung über Lasos benutzt, so würde er p. 8 nicht ganz falsch gesagt haben: Minus liquet, quid Lasus per *ἑριστικοὺς λόγους* assecutus sit, quos choro dithyrambi dicitur (?) tribuisse. Fortasse ad actionem dithyrambis illatam referri possunt. Aber jene haben mit den Dithyramben gar nichts zu schaffen, s. de Laso p. 18 \*). Was vom Simonides bemerkt ist: victoriam de Laso cum cyclicis (cycliis) choris deportavit, ist nicht bestimmt überliefert, wir erfahren nur, daß Beide den Wettstreit bestanden haben, ohne den Sieger zu kennen. Daß Pindar die strophische Responzion bereits hätte fallen lassen, wie p. 10 zweifelnd vermuthet wird, ist um so weniger glaublich, je strenger Pindar am Alten und Einfachen festhält und je gewisser es ist, daß Dionysios bekannte Worte: *παρά γε τοῖς ἀρχαίοις τεταγμένος ἦν ὁ διθύραμβος* im Gegensatz eines Philoxenos, Timotheos, Telestes, auf Simonides und Pindar zunächst gehen. Auch hat Bergk den Versuch gemacht, ein Paar Pindarische Stücke in Responzion zu bringen, s. Fragmm.

\*) Gelegentlich bemerke ich, daß von den eben da angeführten Gnomen die zweyte: *Ἐρωτηθεὶς κτλ.* bey Stob. Floril. XXIX, 91 dem Demades zugeschrieben wird, wodurch das dort ausgesprochene Urtheil auch äußere Bestätigung erhält.

Pindari 48. 49. (47. 48. Boeckh). Zu den älteren Athenischen Dithyrambikern rechnet Hr Bippart noch Pratinas, Lamprokles, Kekeides, Likhymnios. Ueber Lamprokles kann jetzt M. Schmidt Emend. Fort. p. 10 sqq. nachgesehen werden, dem übrigens meine im Ganzen auf die nämlichen Resultate hinaus laufende Erörterung zu Eustath. Prooem. Pind. p. 20 entgangen ist. Vom Kekeides sagt Hr Bippart viel zu zaghaft: De nomine ambigitur, num (utrum) Cecidas, an potius Cydias habeat. Fortasse his nominibus diversis diversi poetae audiebant. Ohne Zweifel. Kekeides, ein alter schon vom Kratinos (Panopt. fr. 6) als altfränkisch betrachteter Dithyrambopöös, war wohl aus Athen; denn sonst würde er, falls er Dorier war, wie die meisten, *Κηκεΐδας* heißen; Kydias aber war ein Lyriker von Hermione, dessen Lieder den alten Athenern große Freude machten und viel gesungen wurden. Nach einer guten Entwicklung über die allmähliche Erweiterung der Herrschaft des Dithyrambus bey zunehmender Pracht und Ausdehnung der Dionysischen Feste den Apollinischen gegenüber, widmet Hr Bippart den drey letzten großen Meistern eine sorgfältigere Betrachtung.

Zuerst Philoxenos von Kythere, seine Lebensverhältnisse und seine Kunst. Mit Vergleins Abhandlung hält das hier Gegebene die Vergleichung nicht aus. In manchen Punkten weichen die Ansichten beider von einander ab; Einzelnes hätte sollen von Hr Bippart gründlicher untersucht werden. Ueber den Beynamen *Μύρμιξ* läßt sich Hr Bippart gar nicht aus. Schon Winkelmann zu Plut. Erotik. S. 202., dessen gelehrte Auseinandersetzung über den Dichter auch Hr Berglein entgangen ist, hat den Anlaß in den künstlich ver-

schlungenen Windungen der Dithyramben zu finden geglaubt und gut an Pherokrates dem Timotheos vorgeworfene *ἐκτραπέλους μορμηκιάς* erinnert, wobey sich Herr Berglein p. 8., dem die Beziehung ebenfalls nicht verborgen geblieben war, hätte beruhigen sollen. Aehnliches hat Meineke p. 330 angeführt. In der Unterscheidung der Homonymen gehen Beide aus einander. Während Hr Bippart, dem neuere Forschungen über die schwierige Frage nicht zu Gebote standen, es nur für probabel erklärt, daß Philoxenos Leukadios und Eryxis Sohn dieselbe Person sey und darin mit Berglein stimmt, so versäumt er es, den Parasiten, mit dem Beynamen *περνοκοπίς* (nicht *περνοκόπις*; wie *Χαιρεφῶν ἡ νυκτερίς*, *Εὐρυμεδοντιάδης ἡ ποντοχάρυβδης* u. s. w.) abzusondern, was Berglein richtig gethan hat p. 76. Auch über den Aufenthalt des Kytheriers bey Dionysios und namentlich über die schwierige Frage nach dem berühmtesten Gedichte desselben *Κυθίων* sind die Ansichten verschieden. Herr Bippart läßt den Dichter mit einigen hyperbolisirenden Alten das Gedicht in den Steinbrüchen dichten, während doch viel glaublicher klingt, was die gelehrten Scholl. Arist. Plut. 290 berichten, daß er nach glücklicher Flucht *εἰς τὰ μέρη Κυθήρων* sich am Tyrannen gerächt habe. Suidas läßt ihn nach Tarent, die von Hr Bippart übersehenen Scholl. Aristid. p. 264 nach Kroton entkommen; an den oben angeführten Worten der Scholl. Aristoph. nimmt Herr Bippart keinen Anstoß. Der codex Venetus bietet *εἰς τὰ ὄρη Κυθήρων*. Mit Beidem ist nichts anzufangen. Sicher ist *Κυθήρων* aus unzeitiger Reminiscenz der Heimath verschrieben. Ich vermuthete, daß es heißen sollte *εἰς τὰ περὶ Κρότωνα*, wohin auch andere vom Dio-

nysios Verbannte geflohen seyn sollen. Ueber die Tendenz des Kyklops kann nach den Zeugnissen kein Zweifel seyn, aber die Vorstellungen über die ganze Anlage sind sehr unbestimmt. Schon die Alten schwanken in der Benennung Drama, Dithyrambos, Tragodia, Komodia. Herr Bippart denkt sich p. 34 ein dithyrambisches Gedicht von einer indoles plane dramatica: ein Chor von Satyrn (??) nunc fabulam cantibus intercepisse, nunc cum ipsis personis egisse putandus est. So sieht er im Kyklops ein Beyspiel, wie der Dithyrambus auch das Gebiet des Drama an sich gerissen habe. In diesem Punkte stimmt Herrn Bergleins Ansicht von der Sache: einige Differenzen bespricht Herrn Bipparts Vorwort p. IX sq. Darin scheint uns nun Herr Berglein, um andere streitige Punkte zur Seite zu lassen, entschieden richtiger zu urtheilen, daß er ein Auftreten der Galateia durchaus verwirft, wofür Herr Bippart eifrig sacht. Die Vergleichung von Theokrits dem Kyklopen nachgebildeten Gedichte spricht für jene Annahme und Philoxenos ließ ja selbst den Kyklopen den Delphinen auftragen, der Nymphe Galateia im Meere zu melden, daß er seine Liebe durch die Musen heile, Scholl. Theocr. 11, 1. \*). Auch besagen die Worte des einsichtigen Erklärers des Aristophanes: εἰς ἠνεγκε τὸν Κύκλωπα ἐρωῶντα τῆς Γαλατείας streng gefaßt dasselbe. Erscheint

\*) Auf die Worte Μούσαις εὐφρόνις ἰώμενος τὸν ἔρωτα zielt der bisher vernachlässigte Philodemus de Musica Col. XV. p. 67. Καὶ μὴν οὐδὲ παραμυθεῖσθαι δύναιται μουσικῇ τὰς ἐν ἔρωτι δυσπραξίας· λόγου γὰρ μόνου τὸ τοιοῦτον. — Ποιήματα δ' εἰ προαιρεῖται, δεδούσθω καὶ Φιλόξενον, εἰ τοῦτ' ἤνιπτετο, μὴ τελέως ψεύδεσθαι. In einer lückenhaften Stelle Col. XIII. p. 59 kommt ein Urtheil über Timotheos nur durch die Musik gehobene Gedichte vor, dem der Epikureer widerspricht.

doch die Liebe zur Galatea nur als Nebensache für die Intention des Dichters, den ungeschlachteten Riesen durch den schlauen Odysseus, d. h. den Dionysios durch seine eigene Schlaubeit, überlistet darzustellen. Herr Berglein verwirft die Vorstellung von einem Chore und hält den Kyklops für ein Lesestück, das sich für öffentliche Schaustellung nicht wohl eignete, gleich wie Chäremon und Likhymnios von Aristoteles Rhet. III, 12. ἀναγνωστοί genannt werden. Dagegen verlangt Herr Bippart für einen dithyrambus publice editus durchaus einen Chor, allein die gegen obige Vorstellung beygebrachten Gründe wollen nicht viel bedeuten und namentlich kann man auf die Worte eines Scholiasten zum Plutos, der von einem auftretenden ὑποκριτῆς redet, gar nichts geben. Ich halte das für ausgemacht, daß der Dichter den Polyphemos ganz nach der Homerischen Darstellung und nach den Andeutungen im Plutos inmitten seiner Herde auftreten ließ und daß ein solches Zweckgedicht nicht nach den gewöhnlichen Anforderungen zu betrachten ist und als ein Zwitterding gewiß nicht zur Aufführung geeignet war. Man kann damit die chorischen Partey = Gedichte des Timokreon von Rhodos vergleichen, die gewiß niemahls von einem Chore dargestellt worden sind. Auch von dessen κωμῳδίαι reden die Alten. Dabey muß man aber doch zugeben, daß der Kyklops von einzelnen Künstlern vorgetragen zu werden pflegte, so daß auf ihn, als ein bekanntes Stück, Aristophanes anspielen konnte.

In der Behandlung der geringen Fragmente bleibt Manches zu wünschen übrig. Zu fr. 4 heißt es: Scripsi συγκατεῖοξεν pro vulg. συγκατεῖοξεν. Dies muß ein Versehen seyn, da nirgend so steht. Fr. 5. Εὐρείας (vielleicht ἐυρείας) οἶνος



πάμφωνος wird erklärt durch Πινδαρὸς φιάλαν ἀμπέλου καχλάζουσαν δρόσω. Allein dann ist εὐρείτας nicht wohl zu verstehen. Herr Berglein p. 62 mit Meineke Com. 3, 645. vinum largiter fusum et clamosum combibonum tumultum excitans, wofür man Sonß von Chios ἀδιοτον πρόπολον βαρυγδούπων ἐρώτων anführen könnte. Doch dünkt es mir wegen εὐρείτας wahrscheinlicher, daß der Dichter die vom Son so sinnreich Eleg. fr. 1. durchgeführte Allegorie von den Kindern der Rebe im Sinne hatte: παῖδες φωνήεντες, ὅταν πείσῃ ἄλλος ἐπ' ἄλλω, — πανοἰμένοι δὲ βοῆς νέκταρ ἀμέλγονται. — Fr. 6 widerspricht auch Hr Bippart der Annahme Herrn Bergk's, daß dieser Vers, den Hr Berglein p. 34 am richtigsten geschrieben hat, zum Κύκλωη gehöre. Hierin hatte übrigens Herr Bergk einen Vorgänger in Winckelmann l. c. Allen Herren ist eine Stelle des Dionys. Hal. C. V. p. 5. Rsk. unbekannt geblieben, in welcher M. Schmidt l. c. p. 17 sehr gut die Anspielung auf dieselben Worte erkannt hat: *Eis δὴ τοῦτο τὸ μέρος, ὃ δεῖ πρῶτον νέοις ἀσκεῖσθαι, συμβάλλομαί σοι μέρος εἰς τὸν ἔρωτα*, wo Hr Schmidt richtig μέλος verbessert. — Fr. 7 gehörte, als ein Witzwort, nicht in die poetischen Fragmente. Bey fr. 8 fehlen einige Zeugnisse und überhaupt ist es zu arglos hingeseht. S. Berglein p. 37 sq. Aber fr. 9 muß gestrichen werden, da nach Meineke Hist. Crit. p. 89 Hemsterhuisens Conjectur der Zeit wegen nicht zutrifft, Berglein p. 63. Eben so können die Worte, die hier als fr. 10 erscheinen, nicht vom Philoxenos herrühren, an den die Scholiasten zu den Wolken zuerst denken mußten, da er aus dem Plutoß ihnen am bekannteste-

sten war, s. Meineke l. c. p. 228. und Dindorf zu den Scholl. Nubb. l. c. Noch weniger sollte fr. 11 eine Nummer erhalten haben, da es nur durch einen Gedächtnisfehler von Grotius dem Philoxenos statt dem Aristias beygelegt ist. Daß fr. 12 nicht vom Kytherier seyn kann, hat Herr Berglein p. 63 so evident gezeigt, daß die Praef. p. XII offen gelassene Ausflucht nicht helfen kann. Auch hat Berglein sehr richtig eingesehen, daß die hier und bey Bergk als Epigramm aufgeführten Zeilen fr. 13 Iyrisch sind. Außer ein Paar Stückchen, die weder hier noch bey Bergk sich finden, die man aus Berglein p. 36 sqq. ergänzen mag, ist noch aus Plin. N. H. 37, 2. Sol Elector (man sehe M. Schmidt l. c. p. 20) und aus Antiphanes Ath. X, 446, A. (3, 120. Meineke) οἶνος ἀρκεσιγυιος nachzutragen und zu fragen, warum fr. 12 bey Bergk: *Γάμος θεῶν λαμπρότατε* gänzlich mit Stillschweigen übergangen ist? Richtig hat Berglein p. 74 sq. erinnert, daß Bergk eignen früher ausgesprochenen bessern Ansichten zuwider Unrecht gethan hat, diesen Anfang eines alten Liedes von einem unbekanntem Verfasser dem Kytherier zuzuschreiben.

Das *δειπνον*, welches ganz nach Bergk abgedruckt ist, ohne sich in der Restitution zu versuchen, erklärt Hr Bippart p. 49 als einen langweiligen Küchenzettel des Dichters für unwürdig und will es mit Andern dem Leukadischen Gourmand abtreten. Ueber diesen Punct hat aber Hr Berglein so umsichtig und überzeugend verhandelt, daß es Wunder nimmt, wie Hr Bippart trotz dem seine Ansicht in dem Vorworte festhalten konnte. Daß Athenäus durchaus keinen Zweifel an der Autorschaft des Kytheriers andeute IV, 146, F. ist von

Berglein klar gezeigt, wie denn Athenäus sonst überall den Kytherier ohne Weiteres nennt. Wenn man sich über die dithyrambische Behandlung eines solchen Inhalts verwundert, so bedenke man, daß wir gar nicht wissen, welcher Zufall oder Scherz dem Dichter zu dem trockenen Spiel Anlaß gegeben haben kann.

Es folgt Timotheos von Milet. Die wichtige Stelle des Alex. Aetolus ist erst von Meineke Anal. Alex. p. 227 sqq., wo er auch eine Beziehung auf Timotheos Hymnos auf Artemis von Ephesos bey Hesych. s. v. Πολυθύσανε vermuthet, überzeugend aufgeklärt und Niemand wird ferner, wie Hr Bippart p. 59 an dem Ausdrucke des Macrobius *dedicato templo anstoßen*, auch nicht sagen: *Ephesii illum hymnum mille aureorum praemio dignum censuerunt*, da die *ἑσθὴ χιλιάς* sich auf die tausendjährige Jubelfeyer des Tempels bezieht. Die Lebensnachrichten, die wir sonst haben, sind gering. Ueber das Epigramm, welches ihm nach Steph. Byz. s. v. *Μίλητος* in Makedonien, wo er wie Euripides und Agathon bey Archelaos sich aufhielt, gesetzt war, s. Passow's Opuscc. p. 254.

Außer den Iyrischen Gedichten des Timotheos nennt Suidas noch *νόμοι μουσικοί* in Hexametern, *προοίμια, διασκευαί*; Stephanus hingegen *νόμων κιθαρῳδικῶν βιβλοὶ ὀκτωκαίδεκα εἰς ἐπῶν ὀκτακιοχιλίων τὸν ἀριθμὸν, καὶ προοίμια ἄλλων χίλια*. (Die *νόμοι κιθαρῳδικοί* erwähnt auch Ezekeß de metr. Pindaricis, Cramer's Anecd. Par. I, 64, 22., wo er sie aus Confusion als Beyspiel der *μέτρα ἀπολελυμένα* auführt). Mit den letzten, offenbar corrupten Worten des Stephanus kommt Hr Bippart p. 67 nicht

ins Reine: daß er *προνόμια* nicht in *προοίμια*, wie man gewollt hat, verwandelt, ist gut; man vergleiche Dio Chrys. Or. 5. p. 189. Rsk. *Τόδε μὲν δὴ προοίμιον, ὡς ἔφη τις, τοῦ νόμου.* Auch das ist gut, daß er die arge Verschlimmbeßerung *αὐλῶν*, die bey Westermann in den Text gedrungen ist, nicht angenommen hat. Denn der *κιδάρας δεξιὸς ἡνίοχος* hat mit Flöten nichts zu thun. Es ist zu schreiben *καὶ προνόμια ἄλλα ὡς χιλίων, scil. ἐπῶν.* Die *διασκευαί* beurtheilt Hr Bippart ähnlich wie Meineke Hist. Crit. p. 32: *de iis aliorum poetarum carminibus intelligenda videntur, quorum modos Timotheus refinxerat et ad eam, quam ipse sequebatur, in re musica rationem attemperarat, wie es auch dramatische διασκευαί in Menge gab.*

Timotheos Weisen gehörten zu den auch noch später geschätzten; seine berühmte *Σεμέλης Ὀδὴν* wurde als Flötenstück später mit großer Kraftanstrengung der Gesichtsmuskeln vorgetragen, s. Dio Chrysost. LXXVII. p. 426. Rsk. und Meineke Hist. Crit. p. 280. Erwähnung verdiente auch die Belobung eines Menekles von Teos von Seiten der Kosmen und der Gemeine der Knossier, weil er die Gedichte des Timotheos und seines Nebenbuhlers Polyidos so wie der alten Kretischen Dichter *μετὰ κιδάρας πλεονάκις ἐπεδείξατο, καθὼς προσῆκον ἀνδρὶ πεπαιδευμένῳ,* Corp. Inscr. 3053. Diese Zusammenstellung erinnert an ähnliche beider Meister, die bey Welcker Trag. 3, 1043. und Meineke Hist. Crit. p. 239. zu finden sind.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

140. Stück.

Den 31. August 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Philoxeni, Timothei, Telestis Dithyrambographorum Reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Dr. Georgius Bippart, Societatis Graecae Lipsiensis sodalis.'

Nur vermisset man eine Stelle, über die von jeher hin und her gerathen ist, Incert. post Censorin. IX. Hos secuti sunt Musici Timotheus et Pondos et Hyperides et Follis et clarissimus cum peritia tum eloquentia Aristoxenus, modulati protinus cantus. Ruhnken corrigierte Connus, worauf auch M. Schmidt l. c. p. 18 verfallen ist; zu meiner Freude sehe ich jetzt aus Burmanns Bemerkung zu Vales. Emendatt. p. 118, daß längst J. Scaliger nach handschr. Notiz Polyidos (Pondos ist aus Polidos entstanden) erkannt hat. Im Hyperides hat Hr Schmidt den Theorenides von Siphnos, genannt 'Προρονιδης, zu finden geglaubt. Schwerlich. Aber Follis ist

schon von Cauchius richtig in Phyllis verbessert, der auch Scholl. Plat. p. 341 mit Aristorenos zusammen gestellt wird. Vielleicht schreibt man indes richtiger Phillis, wie denn bey Athenäus immer *Φίλλις* steht, s. Meineke Delect. Epigr. p. 134, dem entgangen ist, daß in Bekkers Anecd. 2, 783 schon von Mijsch Melett. Hom. 1, 79. richtig *Φίλλις ὁ Δήλιος* und außerdem sehr probabel *ἐν τῷ περὶ χορῶν* statt *περὶ χρόνων*, emendiert war. Einen *Φιλλέας* Inscr. Delph. 9, 13 wollte Curtius mit Unrecht in *Φιλέας* ändern.

Die Fragmente konnten wohl sorgfältiger behandelt werden. Das erste aus dem *Κύκλωψ* kann unmöglich richtig so geschrieben seyn:

*Ἐχευε δ' ἐν μὲν δέπας κίσεινον  
μελαίνας σταγόνος ἀμβρότας, ἀφρῶ βρονάζον,  
εἴκοσι δ' ὕδατος μέτρον ἀνέχευεν.  
ἔμισγε δ' αἶμα Βακχίου  
νεορόντοις δακρύοισι Νυμφᾶν.*

Die Quellen geben *ἔχευεν δέ, ἔχυνε δέ, ἔχυνεν δέ*, die Epitome läßt es weg. Bergk vermuthet *Ἐν μὲν ἦν δέπας*. Aber eine Vergleichung der Musterstelle Odyss. I, 208. *ἐν δέπας ἐμπλήσας, ὕδατος δ' ἀνά εἴκοσι μέτρα* Xesüs zeigt, daß Timotheos schrieb: *ἐπλήσε δ' ἐν κτλ.* *Ἐχευε* hat sich aus dem Folgenden irrthümlich eingeschlichen. Das im dritten Verse stehende *ὕδατος* ist wohl unwillkürliche Zuthat Hn Bipparts, da im Athenäus nichts davon steht. Mit dem Ausdruck *νεορόντα δάκρυα Νυμφᾶν* vergleicht Meineke Euphor. fr. 91. Anall. Alex. p. 123. *πολύτροφα δάκρυα Βύνης*. — Fr. 3 steht nicht Cramer. IV, 72, wie Hn Bergk falsch nachgeschrieben ist, sondern IV, 12, und nicht *διὰ μυελοτροφῆς*, wie gleichfalls nach Hn Bergks Angabe gesagt wird, sondern *δμοελοτροφῆς*. Auch ist zu 4, 1 Hn

Bergk nachgesagt, Casaubonus habe καινῶ emendiert, während so schon Aldus hat (VL). — Fr. 8. "Αρης τύραννος· χρυσὸν Ἑλλάς δ' οὐ δέδοικεν ist wohl nicht der Gegensatz fortitudo und opes, sondern habitus auro ornatus, wie so oft der Hellenischen schmucklosen Bewaffnung das Goldtragen der Orientalen entgegen gesetzt wird, z. B. bey Simonides χρυσοφόροι Μῆδοι. Vergl. Iliad. B, 873 sq. — Fr. 11 zu verbessern bin ich durch die unerschöpfliche Güte unsers berühmten Landsmanns Carl Bened. Hase zu Paris in Stand gesetzt. Der alte Thuanes des Macrobius, aus dem ich schon manche Graeca hergestellt habe, liest, im Uebrigen nur unbedeutend von der Vulg. abweichend, zum Schlusse CACAIIONΘΥΡΑCΩΙΕ ΠΑΙΑΝ, statt der Vulg. σᾶς ἀπὸ νευρᾶς, παιάν. Ein zweyter weit jüngerer Codex, nr. 8678. saec. XV, bietet, wie mir mein Freund Dr Pressel mittheilt, νεῦρας ὦ παιάν. Es ist zu schreiben:

Σὺ τ' ὦ τὸν αἰεὶ πόλον οὐράνιον  
ἀκτίσι λαμπραῖς Ἥλιε βᾶλλον,  
πέμπσον ἑκαβόλον ἐχθροῖς βέλος  
σᾶς ἀπὸ νευρᾶς, ὦ ἰὴ παιάν.

So gewinnen wir das stehende Pāanephymnion, wie im Pāan auf Eysandros Plut. Lys. 18. Τὸν Ἑλλάδος ἀγαθείας στραταγὸν ἀπ' εὐρυχόρου Σπάρτας ὑμνήσωμεν, ὦ ἰὴ παιάν! — Fr. 12, das Bergk wegläßt, ist wohl im ersten Verse so zu schreiben: Μακάριος ἦσθα, Τιμόθεε, ὅτε κᾶρουξ ἀνεῖπεν oder εἰπεν. — Fr. 13 steht nicht Append. Flor. 8, 3., wie wiederum Bergk nachgesagt ist, sondern 8, 2. p. 23, 8. Im zweyten Verse ist Κύπριδος zu lesen. — Fr. 14 ist der angeführte Grund, die zwey Verse seyen ganz vom Timotheos, was die Dorische Form διανεκῆ beweise, nicht richtig, da das auch Attische Form

ist. — Fr. 15 ist " *Ἀσος* und *γιάλα* zu schreiben. Das Erstere bemerkt auch nach codd. Arist. Rhet. 3, 4. Meineke Com. 3, 58. — Daß Epigr. 16 gegen Bergk lieber dem Timotheos als dem Thukydides vindiciert wird, kann man nur gut heißen; aber B. 2 ἢ καὶ zu schreiben ist ganz unnütz, da die handschr. Lesart ἢ γὰρ völlig tadellos ist.

Der letzte bedeutende Meister ist Telestes von Selinus, über den Meineke Com. 2, 793 eine eigene Untersuchung ankündigt. Ueber seine Lebensumstände haben wir nur sehr dürftige Andeutungen. Nicht einmahl durfte Hr Bippart p. 83 sagen: Plinius narrat (XXXV, 56.) poetam apud Aristratum, Sicyoniae tyrannum, vixisse, quem non ante Olymp. CIV. hunc dominatum occupasse verisimile est. Letztere Zeitbestimmung glaubt Hr Bippart aus Xenophons Hell. 7, 1, 44 zu gewinnen, nach welchem Euphron Ol. CIII, 3 sich an die Spitze von Sikyon gestellt habe, tunc primum dicit tyrannum in hac civitate existisse. Aristratos werde sonst nirgend erwähnt, so viel er wisse. — Hier irrt Hr Bippart in vielfacher Hinsicht. Erstlich erzählt Plinius nichts von einem Aufenthalte des Telestes bey Aristratos, sondern daß Nikomachos, Aristodemos Sohn, den Auftrag des Tyrannen, quod is faciebat Telesti poetae monumentum, zu mahlen, erstaunlich schnell ausgeführt habe. Das setzt einen Aufenthalt bey Aristratos, wenigstens seitdem er die Tyrannis an sich gerissen, durchaus nicht voraus und ein solcher ist schon wegen der Zeitverhältnisse nicht wahrscheinlich. Telestes Blüte wird Ol. 94 oder 95 vom Marm. Par. und Diodor ange setzt: Aristratos aber heißt bey Plut. Arat. 13. ὁ κατὰ Φιλίππον ἀκμύσας und als dessen Parthey erge-



ben wird er vom Demosthenes de Cor. p. 242. neben Epichares als Landesverräther dargestellt, der jetzt, wo Demosthenes redet, mit vielen Andern zur Seite geworfen und verachtet sey, p. 324. Plutarch läßt uns wie Plinius den kunst sinnigen und prachtliebenden Tyrannen in ihm erkennen; ein schönes Gemählde des Melanthos, dem selbst Apelles geholfen haben sollte, stellte ihn dar ἄρματι νικηφόρον παροιστώτα: Aratos wollte bey der Befreyung Sikyons aus Haß gegen den Tyrannen das Bild vernichten, s. Preller zu Polemon. fr. p. 47. Herrn Bipparts Behauptung aber, erst nach 104 könne er Tyrann geworden seyn, ist nun freylich sehr wahr, aber aus Xenophons Stelle — nach Diodor. XV, 70. ward Cypbron schon Ol. 102, 4 Tyrann — geht was er behauptet nicht hervor. Denn weder liegt in dessen Worten noch kann es bekannten historischen Verhältnissen nach darin liegen, daß Sikyon bis dahin keiner Tyrannis verfallen gewesen sey, worüber an die bekannte Stelle des Aristoteles bey Plut. Arat. 2. zu erinnern genügt. Aristratos Macht fällt in die Zeit des Philippos und da müßte Telestes sehr alt geworden seyn, wenn er bey dem Tyrannen von Sikyon sich aufgehalten hätte. Dies zu glauben ist nicht nöthig, da der Tyrann eine nicht so nahe Veranlassung, ein Gemählde zur Erinnerung an den beliebten Dichter zu stiften, haben konnte.

Die Bruchstücke sind umfangreicher als die der meisten übrigen Dithyrambiker. Die Critiker haben neuerdings viel zu ihrer Herstellung gethan. Fr. 1 ist von Meineke Com. 3, 637 sq. großentheils berichtigt. B. 10 ist mit Jacobs & γε geschrieben, wofür richtiger vielleicht von Dobree

Adverss. 2, 347. ἄπερ oder ἄ — so hat Bergk auch geschrieben — vorgeschlagen ist. B. 12 ist bey Herrn Bergk βροτοῖς wohl nicht mit Vorbedacht weggefallen. B. 13 ist die Vermuthung τὰν οὖν ἐριβρομωτάταν nicht übel; näher liegt den Zügen Emperius Versuch Zimmermanns Zeitschrift 1835. p. 8. γάνους μερίδ' ἰσοτάταν dulcedinis sanctissimam partem, obwohl dagegen sich Einwendungen machen lassen. — Fr. 2 ist nicht glücklich constituirt: viel besser hätte Herr Bippart sich an Bergk gehalten, dessen Fassung er nicht einmahl erwähnt. Huschke zum Tibull. p. 361. hat den richtigen Weg gezeigt: die richtige Aenderung νόμιον αἰολον bey Hn Bergk war längst von Dobree p. 347 gefunden. Außer Μούσας muß übrigens dem Dialect zu Liebe ἄμοιουσε hergestellt werden, was auch Bergk unterlassen hat, obschon er B. 3 Ἑλλάων richtig setzt. — Fr. 4 constituirt Meineke Com. 3, 180 etwas anders und entschieden besser als Hr Bippart und Bergk thun.

Der Druck ist gut und im Ganzen fehlerfrey. Der Lateinische Stil ist fließend ohne durchweg rein zu seyn: adiuvasse p. 35. liest man hier nicht zum ersten Mahle. F. W. S.

### Paris und Hamburg,

bey Cherbuliez und Compagnie und Herold 1844. Histoire de la vie et de la philosophie de Kant, par Amand Saintes. Ornée du portrait et d'un facsimile du philosophe. XX und 487 Seiten in Octav.

Mit je größerer Theilnahme wir die in neuester Zeit vervielfältigten Bestrebungen, der deutschen

Philosophie in Frankreich einen ausgebreiteteren Kreis der Bekanntschaft zu erringen, verfolgen müssen, desto mehr müssen wir auch wünschen, daß ein Gedankenkreis, dessen allseitige richtige Würdigung ohnehin bey unserm Nachbarvolke ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten finden wird, diesem wenigstens in einer möglichst genauen objectiven Darstellung dargeboten werde, die sich nicht nur von jeder Parteyfarbe frey hält, sondern auch einer übrigens parteylosen Critik nicht die leise Einwirkung auf die Relation des wirklich Vorliegenden verstattet, durch welche so oft alle Verhältnisse eines Lehrgebäudes verfälscht werden. Wenn der Verf. dieser Schrift sich von dem letztern Vorwurf ziemlich frey gehalten hat, obwohl ein leichter Anflug jener Polemik, die von der feyerlichen Stimmung des Glaubens aus alle Philosophie zuletzt mit einer gewissen Behmuth sich in ein ergebnisloses Spiel auflösen sieht, durch das ganze Werk hindurch geht, so kann man dagegen von Seiten der Genauigkeit in der Darstellung des vorliegenden Stoffes so wie rücksichtlich der Ungemessenheit der Auswahl schwerlich mit ihm sich einverstanden finden.

Die äußerliche Veranlassung zur Abfassung dieses Werkes war, wie die Vorrede sagt, das Vorurtheil, welches der Verf. in Frankreich gegen Kant als einen pedantischen Träumer herrschend gefunden haben will. So wie er vor zwey Jahren durch das Leben Spinozas denjenigen geantwortet habe, die diesen für einen atheistischen Philosophen ausgegeben, so solle dieses Werk anderen Landsleuten ihre ungünstige Meinung von Kants geringer Beweglichkeit und Eleganz im Leben zu benehmen suchen. Und fast allerdings scheint es,

als habe der Verf. diesen Theil seiner Aufgabe ganz besonders im Auge gehabt, denn mit großer Ausführlichkeit und nicht selten in unangenehm mahlerischer Weise finden wir den biographischen Theil des Werkes abgefaßt; daß Kant in Königsberg der schöne Magister hieß, daß er sehr gut über Spitzen und Damenkleider zu sprechen wußte, findet sich allzu oft erwähnt, und daß er den Freuden der Tafel nicht abgeneigt war, brauchte wohl nicht S. 307 und 315 durch die doppelte Anführung einer und derselben Specialität eindringlich gemacht zu werden. Wenn solche Dinge zu den *longueurs* gehören, die dem Buche nicht fehlen, so scheint uns ein eben so überflüssiger Auswuchs das Bestreben, Kants Eigenthümlichkeit aus allerley äußern Umständen erklären zu wollen, deren an sich geringe Bedeutsamkeit ganz verschwindet, wenn wir bedenken, wie wenig wir von Kants innerem Bildungsgange im Verhältnis zu dem Großen seiner Leistungen wissen. Die aus Rosenfranz entlehnte Schilderung von Königsberg steht müßig, sie erklärt nichts in Kants Charakter; eben so müßig ist die Annahme, daß die Provinz Preußen vermöge ihrer großen Sandflächen und ihrer Einförmigkeit besonders geeignet sey, Philosophen zu producieren; wenn endlich aus der Bekanntschaft mit dem Seeleben und dem Treiben der Matrosen sich *bien des comparaisons*, *bien des images* erklären sollen, die Kant in seinen Schriften gebraucht habe, so fehlt zur vollendeten Feinheit dieser Bemerkung nichts als der Nachweis, daß Kant wirklich solche Bilder mit Vorliebe gebraucht habe; und dieser dürfte schwer seyn. Wenn wir in diesen Betrachtungen nur jene *Hypercritik* unserer Zeit ausgedrückt finden, die mit

geringen Mitteln und auf einer nadelspitzigen Basis eine vollkommene durchdringende Menschenkenntnis entwickeln möchte, so wollen wir doch nicht länger mit dem Verf. rechten über dasjenige, was in seinem Werke überflüssig ist, sondern lieber zu dem kommen was uns zu fehlen scheint.

Für jeden, der Kants Philosophie, namentlich die Critik der reinen Vernunft für Ausländer darstellen will, ist die schwierigste Frage die, welchem Gange des Gedankens er folgen soll. Die Entwicklung der Ansicht ist in Kants Werke keinesweges selbst so klar, so ohne alle überflüssige Längen und dunkle Knoten, daß man es für ersprießlich halten könnte, ihm hier Kapitel für Kapitel zu folgen. Immer vielmehr wird zu einer gelungenen Darstellung eine durchdringende Kenntniß des Ganzen erforderlich seyn, die mit dem völlig bezwungenen Stoffe in freyerer Weise zu schalten verstattet. Der Verf. hat es vorgezogen, dem Philosophen Schritt für Schritt zu folgen, und nur in wenigen Fällen hat er die Ordnung verlassen, in der sich bey Kant die Gedanken entwickeln, aber wir zweifeln, ob gerade in diesen Fällen mit Glück. Wie dies aber auch sey, einen sehr ernsten Tadel verdient der Verf. deswegen, weil er, obwohl er durch eine Darstellung der bedeutenderen Resultate eben so viel erreichen konnte, als durch Wiederholung aller einzelnen Gedanken Kants, sich dennoch vielmehr diesen letztern angeschlossen hat, in ihrer Relation aber so flüchtig gewesen ist, daß das Meiste, was sich auf jenes Detail bezieht, als ganz unbrauchbar betrachtet werden muß. Dieses harte Urtheil mögen folgende Proben aus der Darstellung der ersten Theile der Vernunftcritik rechtfertigen. Nachdem Verfasser

S. 91 den Satz, daß alle Radien des Kreises gleich seyen, als ein synthetisches Urtheil aufgeführt, ohne zu zeigen, wie wohl ein von ihm vorgestellter Kreis aussehen mag, bevor er dieses in ihm nicht enthaltene Merkmal synthetisch hinzugefügt, nachdem er S. 92 behauptet, daß der Unterschied zwischen sentir und penser den Unterschied zwischen transcendentaler Elementarlehre und transcendentaler Methodenlehre begründe, beginnt er S. 93 die transcendentale Aesthetik mit den Definitionen: 1) l'intuition (Anschauung) c'est l'impression que le moi humain reçoit d'un objet quelconque, obwohl in den ersten Zeilen der Aesthetik Kant genau dieselbe Definition für die Empfindung gibt, die ihm gewis nie gleichbedeutend mit Anschauung war; 2) la sensation c'est l'effet de l'intuition, c'est la puissance de recevoir de telles impressions, eine Definition, die nicht nur Sinnlichkeit und Empfindung in dem Ausdruck sensation vermengt, sondern uns auch lehrt, daß ein Effect zugleich das Vermögen sey, diesen Effect zu erleiden. Sehr unpassend hat nun der Verf. zwischen diese leichten Präliminarbemerkungen Kants hier den Satz eingeschoben: lorsque l'impression d'un objet nous fait apercevoir son état, nous donne connaissance de quelque changement qu'il éprouve, nous disons alors que nous en avons le sentiment, et l'objet qui nous le fait éprouver, et qui est la cause de cette sensation, se nomme lui même phénomène. Man weiß hier wirklich nicht, was der Verf. sich unter jenem objet denkt, da es als Gegenstand der Erfahrung doch eben nur in der Wahrnehmung die Eigenschaften annimmt, die es zu einem objet machen, also als

objet nicht wieder die Ursache dieser Wahrnehmung seyn kann. Abgetrennt von diesen Eigenschaften aber als Ding an sich betrachtet kann es gewis nicht Kants Sinne gemäß als la cause de cette sensation betrachtet werden.

Vom Raume behauptet der Verf.: tout ce qui désigne un rapport des phénomènes en dehors de nous mêmes, ou en dehors les uns des autres, nous le saisissons dans l'espace par l'intuition, ein mindestens ganz zweydeutiger Ausdruck, der Lockes Meinung vom Raume eben so gut bezeichnen könnte, als die Kants. Eben so unpassend ist es, Kant die Bemerkung unterzuschreiben: l'espace est la forme, dont notre sens intérieur (ein übel gewählter Ausdruck bey der Beziehung, die nach Kant der Raum ausschließlich zu den äußern Sinnen hat) a besoin, pour regler ses sensations; d'ou il s'en suit que nous ne pouvons pas appliquer l'idée de l'espace aux objets mêmes, mais seulement aux rapports dans lesquels ils se trouvent envers nous. Den Beziehungen der Dinge zu uns hat Kant gewis keine räumliche Gestalt gegeben, höchstens den Dingen, so fern sie in ihnen stehen. Verf. fährt fort: nous ne pouvons pas dire: cet objet est dans l'espace; pour parler exactement il faudra dire: cet objet nous apparait dans l'espace. Dieser Ausdruck würde im Gegentheil sehr ungenau seyn; denn jenes cet objet, das im Raume zu seyn uns nur scheinen sollte, müßte ein Ding an sich seyn, dann wäre es aber kein objet in Kants Sinne, nämlich kein Gegenstand der Erfahrung; am allerwenigsten könnte es ein cet objet seyn, als vermöchte man es mit Fingern zu weisen, so wie es nicht im Raume ist,

und dann mit der andern Hand die Stelle im Raume zu bezeichnen, die es einzunehmen scheint. Wenn nun der Verf. unmittelbar darauf fortfährt: de sorte qu' après Kant l'idée de l'espace n'a qu'une réalité empirique et une idéalité transcendentale, so wird man sehr zweifelhaft, wie weit Verf. den Sinn dieser beiden Prädicate und die Natur der Kantischen Philosophie überhaupt oder des transcendentalen Idealismus begriffen hat.

Nicht weniger flüchtig sind die Beweise für die apriorische Natur des Raumes erwähnt. Comme il n'est donné à personne, de se représenter un objet sans un espace qui le contienne, bien que l'on puisse concevoir un espace sans objets, il s'ensuit que son idée est une intuition nécessaire a priori. Also: Niemand kann sich ein Dreieck ohne Winkel vorstellen, aber sehr wohl einen Winkel ohne Dreieck, also ist der Winkel eine nothwendige Anschauung a priori. Solche Fehler sind unbegreiflich; der Verfasser hätte nur zu übersetzen brauchen, was Kant sehr präcis sagt: man kann sich niemahls eine Vorstellung davon machen, daß kein Raum sey; auf die Unmöglichkeit den Raum weg zu denken, nicht auf die Denckbarkeit des leeren Raumes gründet er seine Ansichten.

Doch genug hiervon. Diese Bemerkungen sollten nur zeigen, daß der Verfasser übel gethan hat, in ein Detail einzugehen, das er nicht genau genug darstellt. Fragen wir jetzt, in welchem Lichte das Gesammturtheil des Verfassers Kants Lehre erscheinen läßt, so können wir nach den S. 165 ff. geäußerten Ansichten über die Cri-



tik der reinen Vernunft nicht sehr in Zweifel seyn. Kants Ankämpfen gegen den Skepticismus sey vergeblich gewesen; ne voyez vous pas, qu'il se relève de toute votre foiblesse, si vous n'avez pas encore la philosophie de la foi, qui commence par une affirmation du sens commun? Auch habe Kant eigentlich wenig Neues gebracht, Aristoteles, die Scholastik, die schottische Schule gegen Locke und Hume enthielten den Keim zu seiner ganzen Vernunftcritik. Das Resultat endlich so angestrenzter Arbeiten sey trostlos, denn wenn Kategorien und Anschauungen nur subjective Auffassungsformen sind, il s'en suit, que toutes les notions généralement admises et que le sens commun de l'universalité des hommes a toujours accepté et accepte encore comme vraies, ne doivent plus revêtir que des formes subjectives, varier, comme varient les subjectivités humaines, et dépendre ainsi des caprices de l'individualité. Dies ist des Verfassers Verständnis vom transcendentalen Idealismus. Es ist wirklich merkwürdig noch die Fortsetzung zu vergleichen: si c'est une illusion, d'appliquer aux objets l'intuition du tems et de l'espace, parcequ'une pensée subjective réalise seule tout le mouvement du monde phénoménal, si toutes les notions de l'unité et du multiple, de substance et d'inhérence, de positif et de négatif, de cause et d'effet ne sont que des concepts de notre entendement, vous dérobez à l'esprit humain toute connaissance réelle, vous le plongez dans un scepticisme plus radical que celui de Hume, dont on pouvait encore sortir par les lois de l'induction et de l'analogie. Néan-

moins il sera toujours juste, d'apprécier et d'admirer la tendance éminemment morale du philosophe etc. Und hiermit kann wohl unser Urtheil über dieses Werk geschlossen seyn; der Verfasser, der nur die moralische, nicht die speculative Seite des Kantischen Systems zu appreciiren vermag, würde ohne Zweifel auch jene darzustellen im Stande gewesen seyn, während ihm die Darstellung dieser mißlungen ist. Wir erwähnen nur noch, daß sich von Kants übrigen Werken kürzere Analysen finden und das Ganze mit einigen Betrachtungen über Nachwirkungen und Veränderungen der Kantischen Philosophie in den neueren Systemen schließt. L.

### N o t i c e,

bey J. M. Deberg. 1843. Beiträge zur Geschichte Europas im sechszehnten Jahrhunderte aus den Archiven der Hansestädte, von Dr. G. C. H. Burmeister. 194 Seiten in Octav.

Die Veröffentlichung dieses Büchleins hat der Vf., welcher seit einer Reihe von Jahren mit unermüdetem Fleiße für die Geschichte seiner Heimath (Wismar) arbeitete, und dessen kleine Abhandlung über die Sprache der Obodriten=Wenden auch in diesen Blättern (Jahrgang 1842. St. 9) eine Anzeige gefunden hat, leider nicht erlebt. Der Bruder des thätigen Mannes ist es, der dem Publicum die letzte Arbeit des zu früh Verstorbenen übergibt. Trotz der Forschungen von Sartorius und besonders des gelehrten Lappenberg, wird sich jeder kleine Beytrag für die Entstehung, Fortbildung und den Untergang der Hanse einer freund-

lichen Ausnahme zu erfreuen haben, besonders wenn, wie hier, die gebotenen Ergänzungen und Ausführungen auf archivalischen Quellen beruhen.

In der 'Uebersicht' bekämpft der Verf. die verschiedentlich hingestellte Ansicht, daß durch das zur Zeit der Reformation hervortretende demokratische Element der Untergang der Hanse herbey geführt sey und fügt die begründete Erklärung hinzu, daß zu keiner Zeit die Geschlechter, auch wenn sie allein im Rathe saßen und sich selbst ergänzten, der Beaufsichtigung der Gemeinde entzogen gewesen seyen. Die wachsende Macht der Fürsten, die aus bekannten Gründen sich ergebende Umgestaltung der Bedingungen des Handels, die selbständige Entwicklung, welche außerdeutsche Reiche nahmen, mußten den Verfall des mächtigen Städtebundes herbey führen. Die Abhandlung mit der Ueberschrift 'Handelspolitik und Diplomatie der Hansestädte' gibt eine, allerdings nicht durchaus neue, Beschreibung der hanfischen Handelsstraßen zu Land und Meer und der Maßregeln, die man zur Sicherstellung derselben anwandte. Interessanter und reichhaltiger ist die Erörterung über das Gesandtschaftswesen im 16. Jahrhundert, hauptsächlich nach den in Wismar aufbewahrten Rechnungen zusammen gestellt, welche sich auf die durch Gesandtschaften verursachte Ausgaben beziehen. Hiernach wendet sich der Verf. zu der Stellung, welche die Hanse im 16. Jahrhundert in den verschiedenen europäischen Reichen einnahm. Er beginnt mit Deutschland und verbreitet sich über die angeknüpfte Verbindung der Hansestädte mit deutschen Reichsstädten, über den Inhalt des 1606 zwischen ihnen eingegangenen Vertrages, besonders über die Verhältnisse während der Zeit des dreyßigjährigen

Kriegeß. Kurze und aphoristisch hingeworfene Bemerkungen, unter denen besonders die aus dem Tagebuche des Bürgerworthalters entnommene Uebersicht der Bedrängnisse Wismars in den Jahren 1627 bis 1632 die besondere Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen wird. Von geringerer Bedeutung, meistentheils bekannten Inhaltes und nur hin und wieder durch kleine Zusätze aus dem Wismarer Archive gewürzt, sind die Mittheilungen über die eigenthümlichen Berührungen der Hanse mit den scandinavischen Reichen, mit Frankreich, Polen und Rußland, Portugal, Spanien und Italien, bey welcher letzteren Gelegenheit namentlich die Unrichtigkeit der Angabe Fischers hervor gehoben wird, wonach das deutsche Haus in Venedig eine Niederlage der Hanse bezeichnet habe; eine Unrichtigkeit, die übrigens schon früher aufgedeckt war. Bedeutender sind die Mittheilungen über England und Schottland, wo namentlich über das Comptoir zu London sich manche werthvolle Erörterungen finden. Dasselbe gilt von der auf die Niederlande bezüglichen Abhandlung.

Was die Beylagen anbetrifft, so gibt die erste einige artige Beyträge für den Handel der Hanse mit dem Inneren von Deutschland, die zweyte für das in den Hansestädten geltende Zunftwesen. Von den zehn vollständig abgedruckten Urkunden, welche den Schluß bilden, kann der in der Vorrede besonders hervor gehobenen Nr. 8, auf den Kampf der Stadt Braunschweig mit dem Herzoge Heinrich Julius bezüglich, kein besonderer Werth bemessen werden.

Hav.

**Göttingische**  
**gelehrte Anzeigen.**

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

**Der dritte Band**

auf das Jahr 1844.

---

**Göttingen,**  
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

# Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1844

by unknown author

Göttingen; 1844

---

## Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: [gdz@sub.uni-goettingen.de](mailto:gdz@sub.uni-goettingen.de)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

141. Stück.

Den 2. September 1844.

---

P a r i s.

Librairie encyclopédique de Roret, Rue Hautefeuille, Nr. 10 bis. 1843. Nouvelles Suites à Buffon. Histoire naturelle des Zoophytes. Acalèphes, par René-Primevère Lesson, membre correspondant de l'Institut etc. Ouvrage enrichi de douze planches. VIII und 596 Seiten in Octav.

Ref. trug anfangs Bedenken, das angeführte Werk in diesen Blättern anzuzeigen, da schon die flüchtigste Durchsicht hinreicht, den Unwerth desselben zu erkennen, so daß man hoffen kann, es werde bald einer verdienten Vergessenheit anheim fallen. Doch sind auf der anderen Seite die Suites à Buffon, von denen die vorliegende Naturgeschichte der Akalèphen einen Band bildet, fast überall verbreitet und der Name des Verfs ist den Fachgenossen zu bekannt, als daß man sich nicht dadurch bestechen und zum Ankauf des Buches verleiten lassen sollte. Wenn wir daher unternehmen, einige Worte über das, was uns in diesem Werke geboten wird, zu veröffentlichen, so leitete uns nur

der Wunsch, im voraus aufmerksam gemacht zu haben, welches Material für die Naturgeschichte der Akaelephen uns hier vorgelegt wird und in welcher Form. Dabey müssen wir bekennen, daß wir nicht von jenem revolutionären Geiste beseelt sind, welcher in blinder Hast nieder reißt, was Andere aufgebauet haben, sondern daß wir vielmehr lieber aufbauen helfen, als nieder reißen, insbesondere wo es gilt, auf einem unsicheren, schwankenden Boden ein Gebäude aufzurichten.

Das Ziel, welches sich die Verf. und der Herausgeber der Suites à Buffon gesetzt haben, ist bekanntlich die Lieferung einer vollständigen allgemeinen Naturgeschichte. Es versteht sich von selbst, daß sowohl das ganze Unternehmen, als auch die einzelnen Abtheilungen eine vollständige Entwicklung des Gegenstandes bis zu der Zeit der respectiven Publication in einer nußbaren und genießbaren Form geben. Wir können mit Recht verlangen, daß uns die Naturgeschichte der einzelnen Thierclassen in dem Zustande vorgeführt werde, bis zu welchem sie durch die vereinten Kräfte aller Naturforscher ausgebildet worden sind. Auch darf in einer allgemeinen Uebersicht, wie sie uns in den Suites à Buffon geboten werden soll, das Material nicht formlos auf einander gehäuft oder mit einem schwachen Faden schlotterig zusammen geflickt, sondern muß nothwendig gesichtet, geordnet und zu einem Ganzen verbunden seyn. Von diesen beiden Anforderungen hat der Verf. keiner auch nur annäherungsweise Genüge geleistet. In der Vorrede sowohl, als auch auf S. 242 bekennet der Verf., daß er die deutsche Sprache nicht versteht und daß er keinen Uebersetzer habe finden können, der ihm die Benutzung deutscher Arbeiten möglich gemacht hätte (?). Wir ehren ein so offenes Geständniß; um so mehr, weil der Verf. da, wo er



deutsche Arbeiten durch französische Uebersetzungen oder Bearbeitungen kennen lernte, immer gewissenhaft die Quellen citiert. Aber wir erlauben uns doch die Frage: Konnte sich der Verf. unter solchen Verhältnissen berufen fühlen, die Bearbeitung eines Gebietes zu übernehmen, zu dessen Ueberwältigung die Deutschen nicht eben den geringsten Theil beygetragen haben? Ferner wie kommt es denn, daß der Verf. in der geschichtlichen Uebersicht dennoch viele deutsche Werke, welche nie ins Französische übersetzt worden sind, anführt und über ihre Bedeutung für die Ausbildung der Naturgeschichte der Alkalephen spricht? — Dem sey doch, wie ihm wolle; aber dagegen müssen wir uns feyerlichst verwahren, wenn der Vf. sagt, daß, was in Meckels vergleichender Anatomie Bd. VII über die Medusen gesagt ist, sey der Ausdruck der Kenntnisse, welche die Deutschen von den Alkalephen haben. Ich darf wohl nur an die Arbeiten von Ehrenberg (die der Verf. nur zum Theil kennt) von v. Siebold, R. Wagner, Kölliker u. A. erinnern, um den völligen Irrthum des Verfs hinreichend darzuthun. Ist denn nicht gerade durch die Entdeckung der Duplicität des Geschlechtes der Medusen, durch die Beobachtung ihrer ersten Entwicklung, ferner durch die Auffindung von Sinnesorganen und durch die Untersuchung der Gewebe Wesentliches für die Naturgeschichte der Alkalephen geleistet worden? — Dies Wenige mag wohl genügen, um darzuthun, daß der Verf. der ersten Anforderung, die man an sein Buch stellen kann, nicht Genüge geleistet hat, denn er kennt ja nicht einmahl den Stand der Disciplin. Eben so wenig kann uns aber die formelle Behandlung dessen, was uns geboten wird, befriedigen. Alle allgemeinen Uebersichten über die Organisation der verschiedenen Familien fehlen entwe-

der ganz, oder bestehen aus einigen längst verbrauchten Phrasen. Dafür gibt uns der Verf. mit der größten Gewissenhaftigkeit bey jeder Art die anatomischen Details, welche einer oder der andere Naturforscher gerade von dieser Art publiciert hat. So kommt es denn, daß wir alle möglichen Ansichten, alte und neue, richtige und falsche, nach einander wörtlich zu lesen bekommen. Dabey ist noch der große Uebelstand, daß erstens auch das minder Wichtige aufgenommen ist, so daß die Excerpte über Gebühr lang sind und nicht selten ganze Bogen umfassen, zweytens, daß Alles ohne Ordnung durch einander läuft und daher das Nachschlagen sehr schwierig, ja fast unmöglich ist und drittens, daß kaum Spuren einer Critik der heterogensten Ansichten zu finden sind. Es ist, um es kurz zu sagen, die Behandlung der Anatomie so formlos, daß wir bey der Durchsicht kaum den Gedanken unterdrücken konnten, der Verf. biete uns nur die Studien, die er mit Hilfe eines seiner Eleven für die Ausarbeitung einer Naturgeschichte der Akalephen gemacht habe; wir hatten immer Mühe, den Gedanken fest zu halten, daß wir uns mitten in einem ausgearbeiteten Werke befinden. Dies Urtheil dürfte vielleicht zu hart scheinen, wenn wir aber sehen, daß fast Alles, was in den letzten Jahren in Frankreich über Akalephen publiciert wurde, sey es als Originalarbeit, sey es als Uebersetzung vom Anfang bis zum Ende abgedruckt ist, wenn wir sehen, daß drey- und viermahlige Wiederholungen derselben Gegenstände nicht eben selten vorkommen, (so hat z. B. der Verf. die Beschreibung von Strobila, von der doch Sars selbst sagt, daß es nur ein Entwicklungszustand der *Medusa aurita* sey, drey-mahl gegeben, zweymahl mit den lateinischen Worten von Sars, und einmahl französisch, S. 351 und 481),

wenn wir sehen, daß trotz der von den ersten Beobachtern zugestandenen Unsicherheit in Bezug auf die Feststellung einer Art, wie es z. B. bey *Cydidippe dimidiata* Eschsch. der Fall ist, dennoch nicht nur die Species unbedenklich aufgenommen, sondern sogar mit einem neuen Namen versehen und zur Gattung erhoben wird, wenn wir sehen, daß trotz der gründlichsten Nachweise eines Beobachters über die Identität zweyer oder mehrerer Arten der Verf. mit einem einfachen 'wir glauben es nicht' oder 'es ist uns nicht wahrscheinlich,' was doch nicht als Widerlegung betrachtet werden kann, auf seiner Speciesmacherey beharrt, so können wir nur bey dem oben ausgesprochenen Urtheil stehen bleiben.

Wenn der Verf. in Bezug auf die Anatomie sagt, daß es schwer sey, aus den Angaben der einzelnen Beobachter allgemeine Resultate zu ziehen, so stimmen wir ihm gern bey, halten es aber dennoch für möglich, solche allgemeine Darstellungen zu geben, was denn auch bereits Eschscholtz, Blainville, Brandt u. A. durch ihre Arbeiten hinreichend bewiesen haben. Ja gerade die jüngsten Arbeiten zeigen eine entschiedene Tendenz, die Organisation der Akalephen nach ihrer typischen Entwicklung zu erkennen. Es ist gegenwärtig z. B. gewis nicht unmöglich, aus den Beobachtungen von Eschscholtz, Mertens, delle Chiaje und Milne Edwards über die Rippenquallen, Resultate zu ziehen, welche der Wahrheit sehr nahe kommen. Und wir wiederholen, daß uns solche Resultate das Ziel eines allgemeinen Werkes über die Naturgeschichte einer Thierklasse zu seyn scheinen.

Der Verf. hat wohl, als er S. VI und VII die Hoffnung aussprach, daß sein Werk 'das Nachschlagen von hunderten von Büchern erspare' und 'daß es ein unentbehrliches Handbuch für reisende

Naturforscher werden werde', nicht bedacht, wie nutzlos der Abdruck von Originalabhandlungen über die Anatomie der Akalephen ohne Hinzufügung der treffenden Abbildungen sey, weil der bey weiten größte Theil ohne die letzteren gar nicht zu verstehen ist. Was hilft uns z. B. ein Abdruck der vor-  
trefflichen Abhandlung von Milne Edwards über Lesueuria, Beroe ovatus u. s. w., sammt der Bezifferung, welche Lesson beyzufügen nicht unterlassen hat, wenn wir die Abbildungen nicht zur Hand haben, auf welche sich die Ziffern beziehen? Wir sind demnach genöthigt, das Original nachzusehen, wenn wir vergleichen, wenn wir uns belehren wollen. Was nützt es, wenn wir ohne Führer die einzelnen Abhandlungen durchgehen? Wir stoßen anf Widersprüche, die wir, ohne selbständig gearbeitet und uns damit ohnedies ein selbständiges Urtheil gebildet zu haben, nicht lösen können.

Was nun den zoologischen Theil der Arbeit betrifft, so verspricht der Verf. 'eine neue Anordnung der Familien und Gattungen zu geben' und hält dies für das einzige, eigene Verdienst seines Werkes. Es ist wohl verzeihlich, wenn uns bey der totalen Vernachlässigung des anatomischen Materials im voraus die neue Classificationsmethode etwas verdächtig vorkommt, denn so sehr wir auch in der Zoologie den Werth äußerer Kennzeichen anerkennen, so kann doch eine natürliche Abtheilung und Anordnung größerer Gruppen nur auf anatomische Charaktere gegründet werden. In der That aber hat der Verf. seine 8 großen Familien nur durch äußere Kennzeichen charakterisiert, die weder durchaus stichhaltig sind, noch eine natürliche Aneinanderreihung gestatten. Es sind z. B. die Diphyiden zu weit getrennt von den Belesen, obgleich beide einander durch ihre vielen Mägen sehr nahe stehen; auf der anderen Seite

sind die Beellen mit den Porpiten vereinigt, während sie doch durch die Beschaffenheit ihrer Verdauungsorgane weit genug aus einander liegen, und dergl. m. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Unhaltbarkeit der Anordnung in ihrer ganzen Ausdehnung nachweisen. Es genüge zu bemerken, daß uns hiermit zwar eine dem Verf. eigenthümliche Anordnung, aber keinesweges eine natürliche, eine zwingende vorgelegt wird. Durch einige geringe Abänderungen könnte man eben so leicht nicht nur eine, sondern wohl noch mehrere solcher Classificationen schaffen, gegen oder für die sich eben so viel oder eben so wenig, als gegen oder für die vorliegende sagen läßt. In der Charakteristik der Gattungen gibt uns der Verf. ebenfalls vieles Eigenthümliche, aber wir müssen gestehen, daß uns auch hier sehr oft die nöthige Begründung zu fehlen, daß vielmehr eine große Vorliebe für die Aufstellung neuer Gattungen oder für die Umänderung der alten Namen hervorzustechen scheint. Ref. hält es z. B. für rein unmöglich, die Gattungen Chiaja, Bolina und Eucharis generisch von einander zu trennen und findet eben so wenig die von dem Verf. aufgestellten Gattungen Eschscholtzia und Mertensia hinreichend charakterisirt, um sie von Cydippe zu scheiden. Ref. weiß sehr gut aus eigener Erfahrung, daß eine treffende Charakteristik der Akalephen keine leichte Arbeit und daß man sich dabey öfter als einmahl versucht fühlt, den gordischen Knoten, welcher durch die unzureichenden Beschreibungen früherer Beobachter geschürzt wurde, mit dem Schwerte entzwey zu hauen; aber durch unbegründete Aufstellung neuer Gattungen und Arten wird der Uebelstand eher vermehrt, denn vermindert. Die Synonyme sind ohnedies schon zu einer solchen Höhe gediehen, daß sie eben kein erfreuliches Bild gewähren.

Der beygegebene Atlas besteht aus 12 Tafeln, welche gegen 40 Abbildungen von Akalephen aus den verschiedenen Abtheilungen und einige Detailfiguren enthalten. Die Ausführung der Figuren bleibt weit hinter der zurück, welche wir sonst in französischen Werken zu finden gewohnt sind und läßt sehr viel zu wünschen übrig.

Schließlich können wir nicht umhin zu bemerken, daß wir uns bey der Durchsicht des vorliegenden Werkes vergeblich bemüht haben, demselben eine vortheilhafte Seite abzugewinnen. Je weiter wir in derselben fortschritten, desto klarer trat es hervor, daß die vorliegende Naturgeschichte der Akalephen unter allen Abtheilungen der Suites à Buffon, die wir kennen, sowohl in Bezug auf den Text, als auf die Abbildungen weit aus die schwächste ist. Wir begreifen nicht, wie Vf. und Verleger ihre Reputation und ihr Interesse nicht besser zu wahren verstehen.

Friedrich Will.

### B e r l i n ,

bey Trowitsch 1843. Züge aus dem Leben des heiligen Nilus, oder: Das Christenthum, ein Licht auch in den Zeiten der größten Finsterniß. Von Dr August Neander. 16 Seiten in Quart.

Zur Feyer der Stiftung der Bibelgesellschaft zeichnet der ehrwürdige Vf. das Bild eines frommen Mönches in Calabrien, im 10. Jahrhundert, der eben, erfüllt von dem Geiste des wahren Evangeliums, 'ein Licht auch in den Zeiten der größten Finsterniß' war. Die kleine Schrift soll ein Beytrag seyn, das Bewußtseyn des großen Leibes, dem alle, die zu dem einen Glauben an Jesus, als unseren Heiland, in allen Jahrhunderten und an allen Orten sich bekannt haben, als Glieder angehören, und das Bewußtseyn des einen diesen Leib zu allen Zeiten, an allen Orten beseelenden Geistes immerdar in uns zu erhalten, und immer von neuem in uns anzufrischen, und hat in ihrem Resultate, daß die evangelisch-katholische Kirche alle die Träger des wahren Geistes Christi als die Ihrigen ansieht, wenn sie auch äußerlich einer anderen Gemeinschaft angehören, große Bedeutung nicht nur für die Gläubigen der evangelischen, sondern auch der römischen, mißbräuchlich so genannten katholischen Kirche. Man hat neuerlich in römischen Journalen von Trübungen der Kirchengeschichte durch unseren Neander gesprochen, hat man vielleicht die Trübung gemeint, die, wenn volles Licht auf dunkle Stagnationen fällt, der Ab- und Aufklärung vorangeht?

Köllner.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

142. 143. Stück.

Den 5. September 1844.

---

H a m b u r g ,

Verlag bey Friedr. Perthes. 1842. Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung, insbesondere aus dem Gesichtspunkte des Cultus. Von Gerh. Chryno Hermann Stip. In zwei Abtheilungen. VI und 606 Seiten in Octav. — Musikbeilagen vom Ritter Siegmund Neukomm. VII und 77 Seiten in Octav.

Man kann es eine besondere Gunst des Zufalls nennen, daß in dem Vaterlande dieser Blätter das s. g. alte Kirchengesangbuch nur wenig Zeichen jener Entstellung und Erniedrigung trägt, über welche in anderen Provinzen und ganzen Landeskirchen neuerdings so viel Klage geführt wird. Aber man hat nicht bloß geklagt. Berufene und Unberufene wetteiferten nach Kräften auch zu bessern. Viel Gutes ist dadurch schon geschehen oder doch in Anregung gebracht; viel Uebles ist aber auch ärger geworden. Sedenfalls gibt es gegenwärtig eine ganze Literatur über Gesangbuchreform, die nicht selten an Alexandrinische und Byzantinische Zustände er-

innert. Man kann sich nur schwer darin orientieren und ist für die darauf gewandte Mühe nicht immer erfreulich belohnt. Um so mehr verdient der Verf. des vorliegenden Werkes, dessen Absicht es ist, von den neueren Bestrebungen, die Gesangbücher zu bessern, eine Geschichte und Critik zugleich zu geben und dabey eigene Ansichten aufzustellen und zu begründen. Es fehlt dem Werke nicht an erfreulicher und erbaulicher Gelehrsamkeit, nicht an treffender (nur bisweilen zu derber) Polemik, nicht an kirchlicher Erfahrung, endlich vorzüglich nicht an Geist und Glauben. Wenn wir noch hinzu fügen, daß der Verf. äußerlich und innerlich Bunsen nahe steht, so geschieht es, weil auch dadurch für das Werk ein günstiges Vorurtheil erregt wird. Dürfen wir freylich nicht verschweigen, daß sich bisweilen große Einseitigkeit zeigt und daß der Vf. im Glauben mehr das ältere Einheitliche herstellen, als das gegenwärtige Gemeinsame auffuchen will, so ist uns doch eine solide Einseitigkeit lieber, als eine wässerige Flachheit. Und das gläubige Herz ist in dieser Zeit immer ein Schatz, auch wenn man darin nicht Altes und Neues, sondern nur jenes fände. — Indem wir den Inhalt des Werkes besprechen, wird sich Gelegenheit finden, unser Urtheil zu begründen.

Der Verf. datiert den Anfang der Gesangbuchbesserung aus dem Jahre 33, in welchem das Bunsensche Gesang- und Gebetbuch erschien. Das Stiersche Buch über Gesangbuchsnoth bildet eine zweyte Epoche, weil es, nachdem die Besserung auf dem practischen Gebiete, die Bunsen anfang, nicht durchgreifen wollte, einen Ueberblick des Verderbnisses zu gewinnen trachtete. Wackernagels Nationalwerk endlich zeigt den Reichthum der Vergangenheit, bey der die Armuth der Gegenwart



Rath und That findet. Auf diesem thatsächlichen Fundament der 'Besserung' erhebt sich unser Werk, um den Wald der Literatur, die sich in den letzten 7 Jahren mit den Gesangbüchern beschäftigt, zu lichten und zu lüften. Auswahl der Lieder, Besserung des Textes, Anordnung der Gesangbücher sind die leitenden Gesichtspuncte, wonach das Werk in drey Abschnitte zerfällt. Die innere Deconomie der Haupttheile basiert nicht immer auf strenger Disposition, oft verwickelt sich der Faden in episodischen Expectorationen; doch lassen sich meist folgende drey Fragen heraus finden, wenn schon nicht immer in derselben Reihenfolge: wie stand es einst? wie jetzt? wie soll es seyn?

S. 23—186 wird von der (I) Auswahl der Lieder gehandelt. Unter einer Zahl von beynähe 100,000 geistlichen Liedern, deren sich die Deutsche Kirche zu rühmen hat\*), ist es zunächst schwer, die für ein Gesangbuch nöthigen Principe der Sparsamkeit zu finden. Aber welche Verschiedenheit schon darin! Bunsen hat noch nicht 700, Knapp kann sich mit 3500 noch nicht begnügen. Der Verf. thut wohl, nach den Ursachen der Zahlen- und Massenliebhaberey zu forschen. Zunächst wollte man recht viele 'Rubriken' ausfüllen können und machte eher ein Lied für eine leere Rubrik, als daß man die letztere wegließ. Selbst der Würtemberg. Gesangbuchsentwurf bringe unter der Rubrik 'Fürst und Vaterland' wenig mehr, als den Unsinn eines 'reimvergnügten Schulmeisters.' —

\*) Wenn der Verf. ein 'goldenes Zeitalter' der kirchlichen Lieder aufzufinden trachtet, so ist es doch mindestens sehr unpoetisch, daß er dasselbe 'die glückliche Zeit' nennt, 'wo man das kirchliche Gesangbuch noch nicht zum Abtritt machte, auf dem jeder Poet seine geistige Nothdurft verrichten müsse.' S. 31.

Man will ferner der 'subjectiven Sentimentalität,' die unsere neuere Poesie durchweg charakterisiert, auch in den Gesangbüchern Raum geben. Endlich will man bey Auswahl der Lieder selbst die Glaubensdifferenzen thunlichst berücksichtigen, daß Jeder für den Gaumen seines Glaubens eine Speise finde. Manche Gesangbücher sind deshalb nicht weit entfernt von den Andachtsbüchern, denen ihre Verleger zu besonderem Lobe nachsagen, daß sie für 'Christen aller Confessionen' seyen. — Der Vf. will nun, daß ein Lied sich dadurch fürs Gesangbuch entscheide, daß es einen kirchlichen Charakter habe, also auch eine Geschichte. Denn das Gesangbuch sey kirchlich d. h. für den Cultus bestimmt. Was ist aber Cultus? Die ref. Kirche wolle nur das Wort d. h. die Predigt; daher ihre Liederscheu, ihr fast epischer Cultus. Die lutherische Kirche fasse dagegen alle Theile des Cultus als gleich berechtigt in ihrer 'großen Idee des sacramentum und des sacrificium im Gottesdienste' S. 56 ff. Beides ist der Begriff des evang. Gottesdienstes: 'der Dienst, damit Gott uns dienet, wie der Dienst, damit wir Gotte dienen.' So die Predigt, so der Gesang. Dieser hebt da an, wo sacram. und sacrific. in einander eingehen. Eins kann über das andere vorherrschen, aber ohne Eins von Beiden kann ein geistlich Lied nicht seyn. Und in der luther. Kirche herrscht der sacramentale Charakter des Liedes vor. 'Himmelan geht das Gebet, hernieder kommen die heiligen Lieder.' Sonach ist das kirchliche Lied auf Seiten der Gemeinde, was ihr gegenüber die Predigt ist. Es ist die Gemeindepredigt, deren Berechtigung in dem allgemeinen Priesterthume Aller gegeben ist, — die Gesangspostille des Volkes.

Der Verf. hat diese Gedanken sehr ausführlich

behandelt und sowohl aus den Schriften der älteren Theologen als aus seinem eigenen Glaubenszusammenhange nachgewiesen. Dadurch kommen wir oft weitab von der Liederauswahl, um die es sich handelt. Denn die Ergebnisse der Verhandlung über das Charakteristische des Cultus unserer Kirche werden nicht zum Zweck der Liederauswahl schließlich klar genug zusammen gefaßt. Nur so viel ist uns deutlich, daß die älteren Lieder in Beziehung auf ihren Inhalt und noch mehr in Betreff ihrer Geschichte befragt werden sollen, ob sie reich sind an sacramentum und sacrificium. Aber weiter kommen wir nicht. Entweder nun will der Verf. keine neue Lieder — er begünstigt allerdings die älteren sichtlich — oder sein Auswählungsprincip reicht für die Lieder der Gegenwart nicht aus. Das möchten wir in der That dagegen einwenden, daß dies Princip der Auswahl zu eng ist und zu weit. Denn es duldet an sich als Ergänzung kein Geschmacks- oder anderes äußeres Criterium. Davon will der Verf. so gut wie nichts wissen. Und doch glauben wir dabey beharren zu müssen, daß bey der Gesangbuchsredaction neben der Theologie als erster Instanz auch die Beachtung der Form, Sprache und Qualificierung zur Musik vertreten sey. Der Verfasser nimmt jedes Lied, dessen Geschichte oder Inhalt es zeigt, daß die Gläubigen darin den Ausdruck des sacram. und sacrif. finden können. Und so ist dies Princip auch zu weit, wenn keine Häßlichkeit der Form den wohlgemeinten Gedanken aus dem Liederbuche der Christen verbannen darf. — Wir wollen dem Verfasser die Trefflichkeit seines Principes als solchen nicht verkürzen, aber die Ausschließlichkeit desselben müssen wir bestreiten. So wie es ist, ist es einseitig und unpractisch, bedarf also der Ergänzung. Diese ist

freylich nicht unmöglich, nur würde sie uns hier zu weit abführen. Manches modificiert sich auch noch bey Feststellung des Textes der Lieder.

Noch ein anderer Einwand darf hier nicht übergangen werden. Auch wenn man nämlich das Wesen des Cultus als eine Verschmelzung des sacram. und sacrif. zugeben will, obschon dies aus der heil. Schrift meist sehr allegorisch und typisch nachgewiesen wird, so scheint diese Zweyheit von Elementen doch für die heiligen Lieder nicht auszureichen. *Ύμνοι, ὕμνοι, ὠδαί* u. s. w. sind doch immer poetisch = musicalische Ergüsse des frommen Gefühles und insofern wird die von dem Verf. beliebte Ausschließung aller Geschmackscrierien, sofern diese nicht bloß das rohe Belieben ausdrücken, nicht völlig zu rechtfertigen seyn. Das geistliche Lied in aller Willkür der Form wird nicht viel besser seyn, als die Glossolalie des N. T. ohne *ἔρημνεία*.

Wir fühlen uns indessen noch besonders gedrungen, auf treffliche Einzelheiten aufmerksam zu machen. Alles über das Wesen des Cultus Gesagte würde selbständig noch bedeutsamer auftreten, als hier, wo es sich um eine Folgerung daraus handelt, die ihrer Seits durch das Gewicht der Prämisse fast erdrückt wird. Außerdem ist die Darstellung so reich mit interessanten historischen Belegen durchwebt, daß sie fast mehr anregt als hinreißt. Endlich theilen wir folgende Stelle mit als Beweis, wie schön und warm der Verf. seinen Gegenstand erfaßt hat. 'Mit ihren Liedern sowohl, als mit ihrem Katechismus hat sie (die lutherische Kirche) die Hausväter und das Gefinde gesegnet. Mit ihren Liedern hat sie begleitet die Reisenden, besucht die Kranken, mit ihren Liedern hat sie Wunder gethan an Sündern und an begnadigten

Seelen; Morgens und Abends ist sie gekommen mit ihren Liedern zu Allen, die der Dpfer begehreten, und noch an die Betten, darauf ihre Kinder zum Sterben sich anschickten, ist sie mit Liedern getreten und hat die Heimgehenden mit Mutterliebe in den letzten Schlaf gesungen und dahinaus geführt, von wo die ewigen Lieder erklingen, wo die ewigen Harfen stehen und goldene Schalen voll Rauchwerk. Sie hat Kinder wehrhaft gemacht mit ihren Liedern, Lämmer zu Löwen, aus Löwen Lämmer. Sie hat den Schächer nicht verlassen, ist nicht vom Helden gewichen, wenn er sein Schlachtroß bestieg, und mit ihren süßen Himmelsliedern hat sie selbst der Hölle Dpfer weggelockt. Sie hat von Gottes Gnaden das Eine sacrif. Christi zum sacramentum; und hinwiederum opfert sie in ihren Liedern sacrificia laudis, die fast zu Gnadenmitteln werden. Wie die Bibel ihr in Wort Gottes und Predigt Christi und der Apostel übergeht, wie ihre Predigt ein Dpfer ist und dennoch von dem Herrn gesegnet, den Glauben zu wirken, so opfert sie auch in den Liedern nicht ohne zu segnen. — Vielleicht hat sie nicht so eifrig und ernst in den Privatschriften ihrer Theologen das Dpfer im Cultus festgehalten, als es die Theologen ihrer reformierten Schwester, die auch hier oft wie eine treue Martha verfuhr und oft Ursache fand, sich ihres Dienstes zu rühmen, gethan haben. Sie hat sich stille zu Jesu Füßen gesetzt und da ein Theil empfangen, das nicht allein nicht wieder von ihr genommen ist, sondern sich auch als das gute dargestellt und bewährt hat.' S. 60 f.

S. 187—386 behandelt den (II.) Text der Lieder. Der Verf. geht historisch zu Werke und führt uns an gut gewählten Beyspielen das Besserungsverfahren der neueren Gesangbücher kritisch

vor. Doch werden auch allgemeine Grundsätze aber nur gelegentlich besprochen. So reich nun diese historische Musterung ist, so hätten wir doch gewünscht, daß sie mehr als Grundlage für allgemeine Sätze (Canones) benützt wäre, wie Bunsen dazu den Versuch gemacht hat (Anhang III, S. 552 ff.). — Um die neuere Textescritik der Gesangbücher zu charakterisieren sind zwey Wege möglich, je nachdem man entweder ein Gesangbuch (auch wohl mehrere) im Zusammenhange durchgeht, oder einzelne Lieder in Betreff ihrer Texteschicksale durch viele oder alle Gesangbücher begleitet. Der Verf. hat den letzteren Weg gewählt. Hätte er nur daneben den ersteren wenigstens so weit beschritten, um zu zeigen, wie die meisten Gesangbücher der neuesten Zeit so oft ihre eigenen Grundsätze verleugnen, d. h. inconsequent werden. Aber freylich die ganze Arbeit der Textcritik nach allen Seiten ist so unermesslich, daß dem Verf. für den Reichthum und die Umsicht, die wir doch bey ihm finden, der beste Dank gebührt. Zunächst wird an einzelnen, allgemein gebräuchlichen Liedern gezeigt, welch ein Babel die deutsche singende Kirche sey. Die Soldatenuniformen, die Münzen, die Maße und Gewichte, die Titel — nichts kann so bunt und verschieden seyn in Deutschland, als die Gesangbuchtexte, so daß der Evangelische Brandenburger anders singt, als der in Schwaben oder am Rhein; ja Städte von nur wenig Stunden Entfernung loben Gott in ganz verschiedenen Zungen. Und doch sollen es dieselben Lieder seyn, die Alle haben. Wie glücklich sind doch unsere neueren Dichter daran, die bloß nachgedruckt werden. Schadet das auch ihrem Geldbeutel, es nimmt doch nicht vom Blut und Leben ihrer Dichterader. Wer möchte Schiller umdichten oder Göthe durch eine

Commission redigieren lassen! Aber Klopstock, Paul Gerhard, Luther — ei! da ist fast Keiner so sehr Consistorialrath oder Generalsuperintendent, daß er nicht aus seinem Leder ein Paar Riemelein und Reimelein an den Kopf und Zopf der Alten binden dürfte. Selbst dem alten Urndt hilft es nichts, daß er noch nicht todt ist — er wird schon gefangebucht (S. 207 f.) — Der Verf. führt uns namentlich 10 Lutherische Lieder vor, die verhältnißmäßig am wenigsten gelitten haben und doch in einzelnen Schönfärbereyen so appretiert sind, daß man sie — nicht wieder erkennt. — Diese Critik ist interessant und belehrend, aber sie führt zu keinem festen Abschlusse. Wo das Unrecht ist und wie groß — das bleibt nicht zweifelhaft; aber wie muß es nun seyn? Aesthetische oder poetische Kriterien läßt der Verf. nicht zu, sprachliche nur selten, dogmatische immer. Aber diese kommen doch nicht immer in Frage. Mit einem Worte: es zeigt sich hier, daß das obige Princip der Auswahl in seiner jetzigen Gestalt und in seiner Alleinigkeit nicht ausreicht. Außerdem fehlt die Erörterung der Frage: wann und wie weit sind Aenderungen eines gegebenen Textes überhaupt zulässig?

Das Dogmatische kommt besonders in Frage bey dem Christologischen. Der Verf. will sich das 'Gott wird gefangen' oder 'Gott selbst ist todt' nicht nehmen lassen. Er führt sogar die Concordienformel an. Gottlob hat der Glaube an die Gottheit Christi noch stärkere Stützen als die Concordienformel, und um den allein handelt es sich hier nach dem Verf. Aber das glauben wir nicht. Kann nicht ein Gedanke dogmatisch gerechtfertigt, poetisch nicht unerlaubt und für das Kirchengesangbuch des Volkes doch unangemessen seyn? Wer

möchte Christum des Teufels Teufel nennen? Ich habe es zwar Alles Macht, sagt der Apostel, aber es frommt nicht Alles. Mehr als der dogmatische Gedanke hat hier die poetische Form gegen sich, in die er eingekleidet ist. 'Den aller Welt Kreis nie beschloß, der liegt in Marien Schooß' ist dogmatisch derselbe Gedanke, poetisch ohne Anstoß. Ganz anders ist es mit dem 'Teufel'. Wer möchte sich das: 'Und wenn die Welt voll Teufel wär' — nehmen lassen? Der Teufel ist eben so sehr und noch mehr eine poetische Figur, als er ein dogmatischer Gedanke ist. Denn mehr als in der Dogmatik kann er im Gesangbuche die Eigenthümlichkeit seiner neutestamentlichen Stellung bey behalten.

Eine ausführliche und höchst interessante Geschichte finden wir von dem Lutherschen 'Kinderlied': Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort — S. 249 — 382. Für das 16. und 17. Jahrhundert hatte dieß Lied größere Bedeutung, als selbst die 'feste Burg'. Es ward jedesmahl nach der Predigt oder Communion gesungen, eben so in den täglichen Wochenbetstunden, ja in den Schulen als alltägliches Schlußlied. Es war das Streit- und Bundeslied der evangelischen Kirche; daher auch die Gegner nicht geringen Grimm dagegen äußerten. Als im Jahre 1558 der Gesandte einer großen katholischen Macht bey Herzog Ernst von Braunschweig und Lüneburg dem Gottesdienste mit beygewohnt hatte, wollte er das Lied abgeschafft wissen. 'Aber der fromme christliche Fürst gab diese merckliche Antwort: 'Ey, mein Prediger ist nicht darauff berufen, daß ich ihm sagen soll, was er predigen und singen solle, sondern darzu ist er beruffen, daß er an Gottes Statt und aus seinem Worte, mir und allen den meinen sa-



gen soll, was wir gläuben und thun sollen, daß wir selig werden —'. Wir enthalten uns bey solch fürstlicher Frömmigkeit der Vorzeit jeglicher Bemerkung.

Bis in das 18. Jahrhundert reicht der allgemeine Gebrauch dieses Liedes, das jetzt von keiner Gemeinde mehr gesungen werden könnte, auch wenn man wollte, da die Melodie nicht mehr bekannt ist. Der Verf. gibt häufige Auszüge aus älteren Kirchenordnungen, die von noch allgemeinerem Interesse sind, als für die Geschichte dieses Liedes. Da sieht man, wie das Lied selbst nicht fortzubringen ist; denn der Protestantismus ist zäher als die Protestanten. Aber seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts fängt man an, die Lesarten zu ändern. Erst bleibt der 'Kaiser' fort, dann der 'Papst' endlich der 'Teufel'. 1782 ist das Lied so zahm, daß es nur bittet: 'Und steure deiner Feinde Mord, die gleichsam Christum deinen Sohn vom Throne frech zu stürzen drohn!' das war 'Aufklärung' nach dem 'Bedürfnisse des Zeitgeistes.' Bey den Pietisten und Herrnhutern, die damahls die Reste des Protestantismus aufbewahrten, beschränkte sich der Gesichtskreis zu sehr auf das fromme Ich, um die objective Macht dieses Liedes würdigen zu können. So kommt endlich das 'Publicum' an die Stelle der 'Kirche'. Als neuerdings in der Gesangbuchredaction eine Reaction eintritt, will man zwar Luthers Gesänge als 'historische Denkmähler unverändert belassen', thut's aber doch nicht. Als wenn, sagt unser Verf. stark aber wahr, Einer, der den Löwen von Waterloo in einen Hasen oder Esel redigierte, behaupten dürfte, das historische Denkmahl sey von ihm unverändert belassen. — Wir sind so sehr der Ansicht, daß Luthers Gesänge unverändertes

Eigenthum unserer kirchlichen Liederbücher bleiben müssen, daß wir das Erhalt uns, Herr, bey deinem Wort — auch dann nicht möchten fahren lassen, wenn längst kein Papst und keine Türken mehr seyn werden. Denn diese Lieder sind ein gut Theil des Bewußtseyns der Reformation in unserem deutschen Volke, sind die Leitfäden, die unsere Jugend immer wieder zu der großen That Gottes im 16. Jahrhundert hinführen und dabey festhalten. Sie sind für unsere Kirche, was für eine Nation die Muttersprache ist.

Die zweyte Abtheilung unseres Werkes redet von der (III) Anordnung des Gesangbuche, S. 387 — 504. Zunächst erfolgt ein historischer Ueberblick; sehr gründlich und lehrreich. Die ersten Gesänge unserer Kirche stellte das Bedürfnis oder der Zufall auf fliegenden Blättern zusammen. Aber bald kommt bewusste Ordnung, nach den Theilen entweder des Gottesdienstes oder des Katechismus. Erst die Lieder für Privatverhältnisse bringen Rubriken hervor und diese endlich haben neue Lieder zur Folge. So wird aus dem Gesangbuche ein 'Gesängebuch.' Dies Gebrechen ist zum Theil auch Folge der immer mehr zerfahrenden Predigt. Denn der Gesang sollte den Predigtinhalt gleichsam 'wiederkauen', wie man naiv genug war einzugestehen. Dies Rubrikenwesen verhält sich zum rechten Gesangbuche, wie die Casuistik zur gesunden Moral. Die gründliche Besserung der Gesangbuchsanordnung läßt der Verf. mit Bunsen beginnen, dessen leitendes Princip das Kirchenjahr ist. Schleiermacher hat sich dagegen, Marheineke dafür ausgesprochen. Die Praxis seit 1833 ist auf Schleiermachers Seite. Bevor wir urtheilen, wollen wir den Verf. vernehmen.

'Wie das Kirchenjahr eine Darstellung der großen

Zeiten ist, in denen sich der Dreyeinige Gott mittheilt und offenbart, so ist das Gesangbuch insbesondere die Darstellung des gesungenen annus Dei, aus einem Gusse und rein gegliedert. Der ewig reiche, sich selber offenbare Gott wird in der Zeit offenbar, und wie es in dieser Zeitlichkeit auch zu einem Reiche des Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes kommt, so wiederholt sich alljährlich, in Hoffnung immer wachsenden Reichthums an Liebe und Erkenntnis, die Darstellung des Einen göttlichen Jahres in den drey Zeiten, Advent, Christzeit und Trinitatis, die wir die Zeiten des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes nennen können.' Hiernach schlägt der Verf. folgenden Schematismus vor:

- I. Zeit des Vaters, Rüstzeit zum Reiche Gottes auf Erden.
  - A. Von der Zurichtung der Welt.
    1. Schöpfung, Regierung. 2. Ehe. 3. weltliches Regiment.
  - B. Buße. C. Zukunft Christi.
- II. Zeit des Sohnes; die Einteilung ergibt sich durch das Kirchenjahr von Weihnachten bis Himmelfahrt.
- III. Zeit des heil. Geistes, Kirchenzeit für das Reich Gottes.
  - A. Erbauung der Kirche; Pfingstlieder, Trinitatislieder, von der Rechtfertigung durch den Glauben.
  - B. Leib der Kirche; vom Haupte und den Gliedern, von den Gliedern unter einander.
  - C. Opfer und Gottesdienst der Kirche; bey den heiligen Handlungen der Kirche, zu gewissen Zeiten, im Allgemeinen d. h. im ganzen Leben.
  - D. Streit der Kirche; Streit unter gewissen

Verhältnissen, im ganzen Leben, mit dem letzten Feinde.

E. Sieg der Kirche; Gericht, Seligkeit.

Ob schon wir in dieser Anordnung eine gewisse Tiefsinnigkeit und selbst Wahrheit nicht verkennen, so halten wir doch die Ausführung derselben nicht für rathsam. Zunächst weil sie auf einer Scheidung des kirchlichen und häuslichen Gesangbuches basiert. Jenes will der Verfasser einem 'Kirchenbuche' einverleibt wissen, nach Art des englischen Common Prayer-Book. Müssen wir nun bey dieser ganzen Erörterung das Volk nicht aus dem Auge verlieren, — bey dem der Gebildete immer geistig zu Tische gehen kann, aber nicht umgekehrt, — so fragt sich zuerst: kann und wird es sich zwey Bücher anschaffen? Man bedenke doch, aus welcher Noth unsere Bibelgesellschaften entstanden sind. Sodann unterstützt diese Scheidung das Vorurtheil, als sey die Religion der Kirche eine andere, als die des Lebens, des Sonntags eine andere, als in der Woche. Diese Verdrehtheit steckt unbewußt tief im Volke, und nicht bloß in dem ungebildeten. — Doch die Anordnung des Verf. basiert ferner auf einer besonderen Ansicht von den kirchlichen Perikopen. In ihnen sollen die oben gegebenen Grundgedanken des Gesangbuches für das Kirchenjahr vorliegen, ja der Verf. nennt sie 'ein Wunderwerk, kunstlos gefügt zu einem unvergleichlichen Ganzen.' Ist auch die Geschichte der kirchlichen Perikopen noch keinesweges genügend aufgeklärt, so viel wissen wir doch, daß sie weder zu einer Zeit noch nach einem Plane ausgewählt sind. Daß sie auch nicht immer oder nicht für immer passend seyen, scheint wenigstens von denen angenommen zu werden, die neuerdings andere Perikopen in Vorschlag gebracht oder eingeführt

haben. Hieraus dürfen wir gewis so viel schließen, daß in unserm Perikopensysteme kein solider Grund für ein Gesangbuch gegeben ist. — Doch wir haben noch ein letztes Bedenken gegen des Verfassers Anordnung und nicht das unwichtigste. Soll das Gesangbuch die Laienbibel seyn, so muß die Anordnung gänzlich durchsichtig und verständlich seyn, sich wie von selbst ergeben, auch in dem einfachsten Verständnisse haften. Gesteht man dies zu — und ich weiß in der That nicht, was sich Erhebliches dagegen sagen läßt — so müssen wir des Verfassers abstract speculatives System aufgeben. Der Bauer, dem Buße und Vertrauen auf Gottes Gnade in Christo nicht zu trennen gelehrt ist, wird es nicht einsehen, wie die 'Buße' in die 'Zeit des Waters' fallen könne, auch wenn er damit Unrecht hat. Eben so wird es ihm unverständlich seyn, warum die Ehe nicht zu den heiligen Handlungen der Kirche gestellt ist. Um es kurz zu sagen: wir halten die vorgeschlagene Anordnung für unpractisch. Sie ist ein neuer Beweis, wie schwer es ist, dem Gesangbuche eine nach allen Seiten genügende Disposition zu geben.

Diese Schwierigkeit ist so sehr anerkannt, daß man die Gesänge sogar nach dem A B C zusammen gestellt hat. Will man eine sachliche Did-  
nung — und dafür scheint nicht weniger denn Alles zu sprechen — so empfiehlt sich die des Katechismus am meisten, weil sie dem Volke schon geläufig ist. Aber leider gibt es eben so wenig für den Katechismus eine absolute Anordnung, als für das Gesangbuch. Und neuerdings zumahl wird es alsbald eine Katechismusnoth geben, wenn sie nicht schon da ist. Auch ist die Trennung der Glaubens- und Sittenlehre, die der Katechismus sich gestatten darf, für das Ge-

sangbuch fast schlechthin unthunlich. Sonach scheint es, daß wir zu dem apostolischen Glaubensbekenntnisse zurück müssen. In der That sind wir nicht abgeneigt, danach das Gesangbuch anzuordnen. Wir finden dann die wesentlichen Gedanken unsers Verfassers wieder und sind frey von der Sorge um Mißverständnis oder Mißdeutung, die bey der obigen scheinbaren Theilung des göttlichen Wesens nach gewissen Zeiten so leicht sind. Was aber die Uebersichtlichkeit und Behaltbarkeit, mit einem Worte die Popularität gewinnt, darf nicht erst erörtert werden.

In vier Anhängen S. 505 — 606 wird noch Folgendes mitgetheilt: 1 und 2. Die beiden ersten Anhänge aus Bunsens Gesangbuche. Dies ist ganz erwünscht, theils weil der Verf. sich sehr oft darauf bezieht, theils weil das Bunsensche Buch vergriffen ist und nicht wieder aufgelegt werden soll, S. 442. — 3. Vom Opfer im Cultus. Hier wäre mehr zu erwarten gewesen als eine Zusammenstellung aus Symbolen und Theologen für die Ansicht des Verfs, die wir oben wenigstens angedeutet haben und die neuerdings in der Theologie doch nicht gerade die herrschende ist. 4. Ein Abschnitt aus der Desterreich. Agende von 1561 über liturgische Handlung. Die vielfachen Mittheilungen aus älteren Agenden auch im Werke selbst sind sehr dankenswerth. — Ueber die musicalischen Beygaben des Ritter Neukomm erlauben wir uns kein Urtheil. Correct gedruckt sind sie nicht. Unangenehm auffallend sind außerdem zwey Druckfehler im Motto des Titels: infirmitis st. infirmitatis und oppresseri, st. oppresseris. S. 4. 3. 5 v. u. steht Schneider st. Schmieder.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

144. Stück.

Den 7. September 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Am 21. August d. J. wurde die Universität eines ihrer ältesten und rühmlichst bekannten Mitglieder, des Hofraths George Friedrich Benecke, Inhabers des königl. Guelphen = Ordens vierter Classe, durch den Tod beraubt. Geboren zu Mönchsroth im Dettingischen 10. Junius 1762, seit 1792 Secretair der hiesigen Bibliothek, deren ersten Vorstand er später abgeben sollte, gewann derselbe als Begründer des wissenschaftlichen Studiums der mittelhochdeutschen und als feiner Kenner der englischen Sprache, vor allen Dingen als Vorgesetzter der Bibliothek, in deren Verwaltung er sich durch eine seltene Umsicht und Treue und das liebenswürdigste Eingehen auf alle billigen Wünsche von Fremden und Einheimischen auszeichnete, einen weit verbreiteten Namen, der selbst den Ruf nach einer der ersten englischen Hochschulen zur Folge hatte.

## H a m b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Beleuchtung der Gesangsbuchsbesserung, insbesondere aus dem Gesichtspunkte des Cultus. Von Gerh. Chrysto Hermann Stip. In zwei Abtheilungen.'

Dürften wir bey diesem lehrreichen Werke noch länger verweilen, so würden wir besonders den gelegentlichen Wunsch angelegentlicher befürworten, daß auf den Universitäten besondere Vorlesungen über die Gesangbücher gehalten werden möchten, vergl. S. 25. 177. 383 ff. Der Prediger hat nächst der Bibel für die Gemeinde nichts nöthiger, als Kenntniß des Gesangbuches und der Liedergeschichte. Sie ist ihm, was dem Arzte die *materia medica*. Und dennoch ist dem jungen Theologen, wenn er ins Amt kommt, das Gesangbuch nicht viel mehr, als eine unbekante Welt. Oft wird er vor den Bauern seines Dorfes, vor den Missethättern eines Gefangenhauses zu Schanden. — Ferner zeigt dies Werk Jedem, der Ohren hat zu hören, daß eine Gesangbuchsreform nicht übereilt werden darf, daß, wenn noch so viele und wichtige Fragen schweben, nicht sofort ins Blaue redigiert und corrigiert werden darf. In der That gibt es sonst nur allzu viele 'Verbesserungen', die jener bekannten Fibel ähnlich sind. — Nicht weniger endlich warnt dies Buch davor, die Aenderungen des Gesangbuches unbefugten Händen zu überlassen. Wenn demnächst die deutschen Bibelgesellschaften auch dem Texte der lutherischen Bibel einige Aufmerksamkeit zuwenden werden, so wird sich zeigen, was dabey heraus kommt, wenn die Bücher fürs Volk dem guten Willen und Verständnisse der Buchdrucker überlassen bleiben, die abgenutzte Typen noch einmahl nutzen, um —



Gesangbücher zu drucken. — Hiermit glauben wir dem Verfasser unsern Dank und unsere Achtung bezeugt zu haben. Sein Werk hat nicht alle Zweifel erledigt und nicht allen Streit beseitigt und nicht alle Bedürfnisse befriedigt, aber es ist mehr, als was es seyn will — 'ein vorübergehendes Blatt' S. 504 — es ist von bleibendem Werthe. Wir wünschen ihm unter den Predigern aller deutschen Länder die weiteste Verbreitung.

K. Kd.

### L o n d o n,

bey Baillièrè 1840 — 1843. Sir W. J. Hooker  
 Icones plantarum or Figures with brief descriptive characters and remarks of new or rare plants, selected from the author's herbarium. Vol. II—VI. Jeder Band mit 100 Steindrucktafeln in Octav.

Der würdige Verfasser dieses bereits zu dem Umfange von 600 Tafeln fortgeführten Werkes, in Verbindung mit eifrigen Pflanzensammlern und Forschern auf der ganzen Erdkugel, an reichern Quellen schöpfend als jemahls irgend einem Botaniker zu Gebote gestanden haben, bedient sich rasch gezeichneter Steindrucktafeln, um die bedeutendsten unter den im Ganzen nicht mehr von einem Einzelnen zu überwältigenden Entdeckungen seiner Reisenden und Correspondenten, namentlich aus dem Gebiete sämtlicher englischer Colonien, sofort bekannt zu machen. Wir dürfen die Form des Werkes als bekannt, den Gehalt desselben als im voraus zugestanden voraus setzen und beabsichtigen nur einzelne Gegenstände zu besprechen, welche theils ein allgemeineres Interesse vom systematischen Standpuncte verdienen, theils zu einer criti-

sehen Betrachtung in höherm Maße auffordern, als bey Publicationen von neu entdeckten Pflanzenarten sonst der Fall zu seyn pflegt.

Drey Steinplatten sind der Magnoliacee *Talauma* gewidmet, von welcher Gardner eine prächtige Art auf den Orgelbergen bey Rio sehr vollständig gesammelt hat. Diese Gattung unterscheidet sich von *Magnolia* durch die Frucht, die unreif einem Coniferenzapfen gleicht, an welchem die Carpelle verwachsen sind. Später reißt die obere Seite sämmtlicher Carpidien im Zusammenhange ab und läßt die untern Theile mit dem Samen zurück, die nun wie in Alveolen dem Receptaculum aufsitzen. Die Ähnlichkeit in der Frucht der Coniferen und Magnoliaceen ist bisher zu wenig berücksichtigt worden. Auch die Nebenblätter der letzt genannten Familie deuten mit Bestimmtheit auf eine Verwandtschaft mit weniger entwickelten, dicotyledonischen Formen hin. Hooker bemerkt in der Beschreibung von *Talauma* ausdrücklich, daß die axillären Stipulen ursprünglich die Terminalknospe einhüllen. Ganz dieselbe Bestimmung hat das axilläre Nebenblatt von *Houttuynia*, welches der *Dhrea* bey den Polygoneen in seiner Entwicklung entspricht. Diese ist allerdings früher da, als das Blatt, welches aus dem Rande derselben erst hervor wächst, während sie alle jüngern Knospentheile als röhrige Scheide noch umschließt. In andern Familien entstehen die Nebenblätter gleichzeitig mit den Blättern und sehr häufig später, indem sie, als die letzte Bildung aus dem basilaren Vegetationspuncte des Blattes, sich alsdann zu diesem gerade so verhalten, wie die Seitenblättchen des zusammen gesetzten Blattes zu den über dem Petiolus liegenden Vegetationspuncten. Das Vorkommen der Nebenblätter bey den *Magnolia*-

ceen ist daher in dem Verwandtschaftskreise der Ranunculaceen keine Abnormität, weil sie hier eigentlich nur als scheidenartig erweiterte Blattstiele anzusehen sind. Sie verhalten sich zu den Blattstielen von *Ranunculus*, wie die von *Houttuynia* zu *Saururus*. Ueberhaupt gehört der von de Candoille an die Spitze des Systems gestellte Typus der Ranunculaceen nicht bloß zu den natürlichsten, sondern die Formen, welche er umschließt, sind auch größtentheils leicht als solche einzuschalten. Indessen ist es dem Verf. doch begegnet, eine solche Form zu verkennen, indem er die von Gunn in Van Diemens Land entdeckte Gattung *Tetracarpaea* zu den Cunoniaceen zählt. Endlicher hat sie unserer Ansicht zufolge mit Recht zu den Dilleniaceen gebracht. Sie besitzt zwar nur 8 Staminen, aber eine analoge Abweichung zeigt *Myosurus*. Die 4 völlig getrennten Carpelle, so wie die hypognische Inflection sprechen bey jener Gattung entscheidend für Endlicher, so schwer es übrigens hält den Typus der Saxifrageen auf eine bestimmte Weise zu charakterisieren.

Diese Schwierigkeit ist durch mehrere neue Entdeckungen bedeutend vermehrt worden. Namentlich sind es Formen aus der Verwandtschaft der Escallonien, welche den Systematiker gegenwärtig hart bedrängen. Hooker bildet eine von Berlandier in Mexico gefundene Pflanze unter dem Namen *Microsperma* ab, welche er zu den Loaseen rechnet. Endlicher hat dieselbe mit der Loasee *Mentzelia* vereinigt. Diese Pflanze gleicht im Habitus einer Saxifrage, von der sie der einfache Griffel zunächst unterscheidet. In dieser Rücksicht stimmt sie mit *Escallonia* überein. Endlicher hat bereits die Vermuthung geäußert, daß die Loaseen irrig in die Nähe der Cucurbitaceen gestellt seyen.

Bey keiner andern parietalen Familie finde man eine septicide Dehiscenz der Kapsel. Er halte die Poaseen den Papaveraceen näher verwandt. Von hier bis zu den Saxifrageen ist der Abstand nicht mehr so groß, wie bisher. Der Syncarpie liegt wahrscheinlich nicht in allen Familien dieselbe Entwicklung des Ovariums zu Grunde. Sonst würde sie schwerlich in den parietalen Familien so einförmig und in dem Kreise der Saxifrageen so veränderlich seyn. Wenn *Chrysosplenium* oder *Drummondia* den einfachen Griffel von *Escallonia* besäßen, so würden sie mit *Microsperma* im Fruchtbau sehr nahe übereinstimmen. Die einfachen, nebenblattlosen Blätter würden den Saxifrageentypus auch dann noch von jenen parietalen Familien mit unterm Ovarium unterscheiden, wenn man die Poaseen in jenen Kreis aufnähme. Denn die interpetiolaren Stipulen der Cunoniaceen scheinen uns mit Unrecht so genannt zu seyn. Derselbe von den Blättern hergenommene Charakter bleibt auch von einer andern Seite fast allein übrig, um die Escallonien von dem Typus der Celastrineen abge sondert zu erhalten. Zwey neue Familien, welche aus der Schwierigkeit diese Typen zu unterscheiden entstanden sind, die Legnotideen und die Carpodeteen, finden wir hier erläutert, die erstere durch eine von Imrey aus Dominique eingesandte *Cassipourea*. Hooker trennt diese Nubletsche Gattung zwar noch nicht von den Rhizophoreen, aber schon R. Brown hat deren Verwandtschaft mit den Cunoniaceen angegeben. Der hier abgebildete Baum stimmt in den Structurverhältnissen größtentheils mit *Weinmannia* überein, nur daß der Griffel einfach ist, wie bey den Escallonien. Die Inserterion auf der Außenseite eines mit der Basis des Kelchs verbundenen Ringes rings um ein freyes

Ovarium deutet eine wirkliche Verwandtschaft beider Gattungen an. Daß *Carpodetus* zunächst an die *Escallonien* grenze, hat Fenzl in einer scharfsinnigen Abhandlung dargethan. Hooker, welcher die von Colenso neuerlich in Neu-Seeland wieder gefundene Gattung abbilden läßt, bekennt sich zu der Ansicht, daß sie zu den *Gelastrineen* gehöre. Denn bey den *Rhamneen*, wohin sie de Candolle bringt, bemerkt er, können sie nicht bleiben, weil, wie Fenzl schon nachwies, die Stamina mit den Petalen abwechseln. Aber schon wegen der fehlenden Nebenblätter müßte man der so gründlichen Auseinandersetzung Fenzls beytreten; auch wenn man seine *Carpodeteen* als besondern Typus nicht anerkennt, sondern bewogen durch den übereinstimmenden Habitus sie geradezu als australische *Escallonien* betrachtet, gebührt ihm das Verdienst diese Verwandtschaft geltend gemacht zu haben. — Auch mit der Stellung von *Pappea* unter den *Sapindaceen* können wir uns nicht einverstanden erklären. Diese von Ecklon und Zeyher am Cap entdeckte Gattung stimmt im Habitus, namentlich in der Blattbildung, ganz mit *Erythroxyton* überein und ist als eine diclinische Form der aus dieser Gattung gebildeten Familie anzusehen.

Zu dem Verwandtschaftskreise der *Hypericineen* scheinen uns zwey australische Gattungen zu gehören, deren Stellung bisher als völlig zweifelhaft betrachtet ist. Ein blattloser Strauch, den v. Hügel an King George Sund entdeckte und *Macarthuria* genannt hat, ist auch von Drummond am Swan River gefunden und auf Taf. 408 abgebildet. Endlicher brachte diese ausgezeichnete Gattung, von welcher er nur durch Zufall die Blätter verloren glaubte, anfangs zu den *Byttneriaceen*, worin ihm auch Sir W. Hooker gefolgt ist. Allein

in der Folge hat Endlicher selbst diese Meinung aufgegeben und die Stellung unter den Gattungen unbekannter Verwandtschaft gewählt. Die Frucht, welche v. Hügel noch nicht hatte, ist eine Kapsel mit loculicider Dehiscenz. Ihr Bau erinnert an die Hypericineen und wir würden kein Bedenken tragen, diese Pflanze neben die Gruppe von *Reaumuria* zu stellen, so wie auch in der Unterdrückung der Blätter eine Aehnlichkeit mit *Tamarix* ausgesprochen ist. Dagegen scheint uns die zweyte Gattung, welche wir mit den Hypericineen vergleichen, als erstes Glied einer besondern Familie gelten zu müssen, die wir *Ixerbeaceen* nennen. Die Gattung *Ixerba*, sagt Hooker mit Recht (Taf. 577. 578), ist eine der merkwürdigsten Entdeckungen im Gebiete der Flora von Neu-Seeland. Cunningham kannte nur die Blüte dieses Baumes und hielt dessen Verwandtschaft mit *Brexia* für gewis. Später war Colenso so glücklich Früchte anzutreffen und diese sind es, welche die Stellung neben den Hypericineen rechtfertigen. Zwar ist die Narbe einfach, aber durch loculicide Dehiscenz zerreißen die 5 Griffeltheile, welche bis zur Narbenspiße verbunden sind, in 10 Stücke und auf diese Weise stehen zuletzt ein- bis zweysamige Placenten auf der Mitte der Balven, wie es in parietalen Familien der Fall zu seyn pflegt. Auch die quirlförmig gestellten, nebenblattlosen, ungetheilten Blätter sind merkwürdig. Das Laub hat selbst in der Bildung der Sägezähne freylich eine große Aehnlichkeit mit *Callicoma*, aber demohngeachtet halten wir die Stellung neben den Escallonien, welche Endlicher dieser Gattung nebst *Brexia* gegeben hat, nicht für gerechtfertigt, wie schon die hypogynische Insertion, die geringe Zahl der Eyer, besonders aber der Fruchtbau dagegen sprechen. Gehört *Ixerba*

in die Reihe der parietalen Familien, wie wir annehmen, so ist sie vielleicht die Gattung, welche hier den höchsten Grad der Symmetrie erreicht. Die Glieder der vier Blütenwirtel entsprechen den Zahlen 5, 5, 5, 5 und unter diesen sind nur die Carpelle verbunden und ruhen auf einem Discus, alles Uebrige steht getrennt auf einem flachen Torus.

Die interessantesten Formen dieser Sammlungen stammen überhaupt aus Australien. Eine besondere Erwähnung verdient die neue Gattung *Miligania* aus Van Diemens Land, welche unmittelbar an *Gunnera* grenzt. Endlicher hatte die letztere in die Reihe der Urticeen gestellt, Hooker zählte sie zu den Halorageen und später ist Endlicher dieser Ansicht in so fern beygetreten, als er seine neu gebildete Familie der Gunneraceen in die Classe der Calycifloren bringt. Das untere Ovarium und die nebenblattlosen Blätter erlauben eine Verbindung mit den Urticeen hier eben so wenig, als bey *Garrya*, wovon Macfadyan eine neue Art in Jamaica entdeckt hat (Taf. 333). Die Verwandtschaft der Garryaceen scheint bisher noch nicht erkannt zu seyn, indem sie Endlicher gleichfalls zu den Urticeen stellt und Lindley eine Vergleichung mit den Cupuliferen, ja sogar mit den Chlorantheen versucht. Uns scheinen sie deutliche Calycifloren zu seyn, charakterisirt durch gegenüber stehende, erstipulierte Blätter, einfaches Carpell mit zwey hängenden Eiern und Kelchinsertion. Da die Stamina mit den Sepalen wechseln, so wären sie zunächst mit den Elaeagneen zu vergleichen, von denen sie durch Diclinie und unteres Ovarium sich unterscheiden.

Die Urticeen, welche einem ganz verschiedenen Verwandtschaftskreise angehören, scheinen durch gewisse Mittelformen an die Synanthereen zu gren-

zen, so entfernt diese Beziehung auch übrigens liegen mag. Dahin rechnen wir noch immer die viel bestrittene Stellung von *Cevallia*, wovon Hooker nun auch seine von Berlandier aus Texas eingesandten Exemplare darstellt. Er bringt sie nach Arnotts Urtheil zweifelhaft zu den Thymelaeen und erwähnt A. Grays Ansicht von der Verwandtschaft dieser Gattung mit den Loaseen, welche uns durchaus unbegründet erscheint. Fenzl hat diese Meinung zwar mit ungemeiner Sachkenntnis verfochten, aber er beschränkt die Verschiedenheit von den Synanthereen doch nur auf drey, in der That unwesentliche Punkte: auf die einfache Narbenbildung, welche wir auch bey den Dipsaceen finden, auf das hängende Gy, worin *Cevallia* mit den Calycereen übereinstimmt, und auf die Cyweißlosigkeit des Samens, wodurch sie von diesen abweicht, aber gerade den Synanthereen selbst genähert wird. Der durchaus einfache Bau des Fruchtknotens gestattet keine Vergleichung mit den Cucurbitaceen. Die *Cevalliaceen* bilden eine besondere Familie neben den Calycereen, aber wegen ihrer fehlenden Corolle können sie auch als ein Bindeglied zu den Cannabineen angesehen werden, von denen sie der Pappusähnliche Kelch, bedingt durch die Synanthereen = Inflorescenz, so wie der Hermaphroditismus und der Mangel von Nebenblättern also gerade die Charaktere unterscheiden, auf welchen die Eigenthümlichkeit des Synanthereentypus am wesentlichsten beruht.

Auf die Entwicklung der Blätter wird bey der Begrenzung der natürlichen Verwandtschaftskreise noch viel zu wenig Werth gelegt. Im ausgebildeten Zustande läßt sich oft nur wenig mehr davon wahrnehmen; alsdann beschränken sich die wesentlichsten Differenzen am einzelnen Blatte auf die



Foliolar- und Stipular-Bildung, so wie auch der basilare Vegetationspunct in enger Beziehung zu dem Stengel umfassenden Knoten steht. Aber diese Erscheinungen können auf manigfaltige Weise hervor gebracht seyn. Wer würde in der chilefischen *Fabiana*, welche Taf. 340 dargestellt ist, ohne Blüten eine Solanacee erkennen? Dieser Strauch gleicht ganz einer *Grika*. Die kleinen cylindrischen Blätter, spiralig gestellt und dachziegelförmig über einander liegend, stehen auf einem punctförmigen Knoten und sind unterhalb desselben producirt, wie bey *Sedum*. Dennoch gehört die Blattbildung der Solanaceen zu denjenigen, bey welchen der basilare Vegetationspunct sich erweitert. Um so abweichende Erscheinungen begreifen zu können, müssen wir sie von ihrem Ursprunge zu verfolgen Gelegenheit haben. Aber es gibt andere Familien, bey denen auch im ausgebildeten Zustande der Blätter ein sicherer Maßstab für die Verwandtschaft gefunden wird. Dies ist z. B. bey den *Gentianeen* der Fall und gerade diesen zu erwähnen, findet sich Anlaß in Bezug auf eine der interessantesten Entdeckungen *Burkes*, eines Sammlers des *Carl von Derby*, welcher im Innern von Süd-Afrika unter dem 26sten Breitengrade weit hin landeinwärts von der *De Lagoa Bay* viele merkwürdige Formen und namentlich eine neue *Bolivariacee* gefunden hat (Taf. 586). *A. de Candolle* hat sich zwar kürzlich gegen die Verschiedenheit dieser Gruppe von den *Tasmineen* ausgesprochen, jedoch die Gründe, welche zu deren Aufstellung führten, wie uns scheint, nicht zu widerlegen vermocht. Die Annahme eines eigenthümlichen Fruchtbaues bey *Bolivaria* stützt sich nicht bloß auf die Zahl der Eyer, sondern insbesondere auf die Bemerkung *Richards*, daß die Eyer der *Tas-*

mineen ursprünglich wie bey den Kleinen hängend sind und daß auch bey jenen immer eine wenn auch geringe Cyweißbildung Statt findet. Das Letztere ist bey den Bolivariaceen gewiß nicht der Fall. Aber alles dies ist von geringer Bedeutung, in Vergleich mit der Blattbildung, welche bey allen Jasmineen und Kleinen ihrer Anlage nach eine zusammen gefetzte ist, ein Verhältnis welches so oft nur durch gewisse Articulationen späterhin ausgedrückt ist. Die Bolivariaceen aber haben scheidende Blätter, wie die Scrophularineen und Gentianeen, deren Entwicklung von dem basilaren Vegetationspuncte allein ausgeht. De Candolle hat ferner angegeben, daß er die Nestivation des Corollenlimbus imbricativ finde, wir sahen sie contorquiert bey Bolivaria und so ist sie auch in der Hookerschen Abbildung von *Menodora africana* dargestellt, einer Pflanze, die übrigens als Typus einer dritten Gattung gelten muß, indem sie in jedem Fache der durch *Dehiscentia circumscissa* aufspringenden Kapsel 3 Samen, also wahrscheinlich 4 Eyer, wie *Bolivaria*, enthält. Im Habitus gleicht sie *Bolivaria* weit mehr als *Menodora*, kann jedoch durch den *Calyx multifidus* von den zuerst beschriebenen Bolivarien unterschieden werden. G.

### Paris,

bey Fortin 1844. De Candolle *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis*. Editore et pro parte auctore Alph. de Candolle. Pars octava. 684 Seiten in Octav.

Die nach dem Tode des berühmten Verfassers von dessen Sohne versprochene Fortsetzung des Pflanzensystems, wovon die erste Lieferung unter

dem obigen Titel erschienen ist, wird erst nach einer langen Reihe von Jahren vollendet werden können. Die Polypetalen, welche beynah die Hälfte der Phanerogamen bilden, wurden zwar in einem Zeitraume von 6 Jahren von 1824 bis 1830 bearbeitet, allein seitdem wurde der Plan des Werkes sehr erweitert und die Materialien hatten sich ungemein angehäuft. In dem gegenwärtig erschienenen Bande werden nur ungefähr 3000 Gewächse beschrieben und eben so viel Raum erforderten auch die monopetalischen Familien, welche von 1830 bis 1839 bey Lebzeiten de Candolles, des Vaters, in 3 Bänden heraus gegeben wurden. Hieraus läßt sich berechnen, daß die zweyte Hälfte der Phanerogamen eine Anzahl von wenigstens 18 Bänden erheischen wird, nachdem von den Polypetalen nur 4 Bände gefüllt worden waren. Rechnet man nun, daß im günstigsten Falle jährlich von jetzt an ein Band gedruckt wird, so ist die Vollendung des Ganzen, selbst abgesehen von den Cryptogamen, doch nicht vor 1858 zu erwarten. Es dürfte daher wohl an der Zeit seyn, daß sich schon jetzt eine Gesellschaft von Systematikern verbände, die polypetalischen Familien aufs Neue zu bearbeiten. Denn nur auf diese Weise wäre es möglich, daß zu Ende des nächsten Jahrzehnts ein gleichmäßiger Codex des Pflanzenreichs ins Leben träte, gleich wie es gerade vor hundert Jahren durch Linné geleistet ward.

Der größte Theil des vorliegenden Bandes ist von Alph. de Candolle selbst bearbeitet. Die Primulaceen von Duby und die Asclepiadeen von Decaisne bilden ungefähr ein Drittheil. Eine specielle Critik solcher Arbeiten wird nur durch die Fortbildung der Wissenschaft selbst herbey geführt. Sie in critischen Zeitschriften versuchen zu wollen, ist ganz unstatthast und würde hier noch weniger

am Orte seyn. Nur die Umgrenzung der natürlichen Familien kann als der allgemeinste Gegenstand, der in solchen Specialwerken abgehandelt wird, uns zu einigen Bemerkungen Anlaß geben. Der Verwandtschaftskreis der Primulaceen ist besonders durch seine Decandrie bestimmt. Für diesen Satz hat Alph. de Candolle eine interessante Beobachtung bey den Lentibularien angeführt. Er erklärt diese Familie für monandrisch, die beiden dem mittleren Lappen der Unterlippe opponierten Staubgefäße für dimidiert. Hierdurch ist die gewöhnlich angenommene Verwandtschaft mit den Scrophularineen beseitigt und die Lentibularien müssen künftig eine Tribus der Primulaceen bilden. Denn die asymmetrische Blüte findet sich auch bey *Coris*, das anatrophe *Cy* bey *Hottonia*. Der einzige Charakter der Gruppe beschränkt sich demzufolge darauf, daß von den fünf Primulaceen = Staubgefäßen die vier oberen verloren gehen. Auf der andern Seite entwickeln sich bey gewissen Primulaceen auch die äußern Stamina, die in den übrigen fehlen, indem sie zwar nicht abortieren, aber doch als unterdrückt angesehen werden müssen. So verhält sich *Samolus* und die Section von *Lysimachia longifolia*, welche Duby von den europäischen *Lysimachien* gehörig zu unterscheiden unterlassen hat. Betrachtet man nun die *Myrsineen*, so findet sich in ihnen dieselbe Neigung, den unterdrückten Stamina = Wirtel auszubilden, wieder. Aus diesem Grunde können wir die von de Candolle hier neu aufgestellte Familie der *Theophrastaceen* nicht anerkennen, weil sie sich ganz ähnlich zu den *Myrsineen*, wie *Samolus* zu den *Primulaceen*, verhalten. Eben so wenig erscheint uns die Aufstellung der *Legicereen* begründet, deren Unterschied von den *Myrsineen* nur auf dem Standorte dieser Bäume beruht. Sie haben kein Albu-

men, weil der Embryo schon im Samen keimt und die Placente verwandelt sich in einen Arillus des einzigen Samens, der zur Reife kommt, um diesem Raum zur Entwicklung zu gewähren. Ueber die Scheidewände der Antherenfächer kann erst ihre Bildungsgeschichte Aufschluß geben. — Die Styraceen erkennt de Candolle gewiß mit Recht als eigene Familie an, aber wenn er sie nach Sussieu und Bentham zunächst mit den Placineen vergleicht, so ist zu bemerken, daß, wenn Browns Behauptung, die letztere Familie stehe neben den Santalaceen, naturgemäß ist, ihr Kelch wie bey den Loranthaceen als Involucrum betrachtet werden müßte.

### L o n d o n,

bey John Murray 1844. Spain under Charles the second; or, extracts from the correspondence of the Hon. Alexander Stanhope. Selected from the originals at Chevening by Lord Mahon. Second edition, enlarged. XVI und 216 Seiten in Octav.

Der Vf. dieser Briefe, jüngster Sohn des ersten Grafen von Chesterfield und während der Jahre 1689—1699 englischer Gesandte in Madrid, hat, laut des kurzen Vorworts, eine noch nicht veröffentlichte Abhandlung über die Ursachen des Verfalles von Spanien unter den Königen aus dem Hause Oestreich hinterlassen, welcher der große Lord Chatham das Lob einer scharfen und glücklichen Auffassung beylegt. Die hier mitgetheilten Schreiben sind, mit wenigen Ausnahmen, an hoch gestellte englische Staatsmänner gerichtet, als an die Staatssecretaire Grafen Shrewsbury, Nottingham und Jersey, an die Unterstaatssecretaire Warre, Hopkins und Vernon und an die Gesandten Wilhelms III. in Wien und dann auch in Paris.

Der Inhalt dieser meist sehr kurz gehaltenen

Correspondenzen, von denen einige als völlig unerheblich hätten ausfallen können, bewegt sich um Politik, Hofgeschichten, Persönlichkeiten, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten Spaniens im Allgemeinen. Ueberall stößt man auf Schilderungen über die Geldnoth des Königs, die Rathlosigkeit des Hofes, die Unmöglichkeit, in Mailand und Flandern den Krieg mit einigem Nachdruck fortzusetzen, oder zur See zu handeln, indem Spanien, trotz der gegebenen Zusage 22 Kriegsschiffe zu stellen, deren kein einziges werde aufbringen können, falls es sich nicht der nach der neuen Welt bestimmten Flotte bedienen wolle. Mit Mittheilungen dieser Art wechseln Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Catalonien, in denen überall des Prinzen von Darmstadt ehrenvoll Erwähnung geschieht, Klagen über das ewige, höchstens durch ein Stiergefecht unterbrochene, Einerley des Lebens am Hofe zu Madrid, Erzählungen von der stäts wachsenden Krankheit des Königs, obgleich von den Hofzeitungen täglich das Gegentheil verkündigt werde und von den Parteyungen in der Residenz. Our court, schreibt der Gesandte im Merz 1698, is in great disorder; the Grandees all dog and cat, Turk and Moor. In der zweyten Hälfte der Briefe herrschen besonders die Successionsangelegenheiten vor, bey welcher Gelegenheit wiederholt versichert wird, daß die Stimmung im Volke für einen Bourbon sey, vorausgesetzt, daß durch diesen Spanien und Frankreich nie unter einen Herrscher kämen.

Im Allgemeinen wird man diesen Berichten das durch Lord Chatham der oben genannten Abhandlung beygelegte Lob nicht spenden können.

Hay.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

145. Stück.

Den 9. September 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Als Nachtrag zu den im 121. Stück dieser Anzeigen mitgetheilten chemischen Untersuchungen hat Prof. Wöhler der Königl. Societät der Wissenschaften die folgenden Beobachtungen über das Asaron, von Dr Schmidt aus Kurland, vorgelegt.

Die Wurzeln von *Asarum europaeum* enthalten eine so genannten Kampher, d. h. einen mit Wasserdämpfen flüchtige krystallisierbare Substanz, die schon früher von Görz, Lassaigne, Feneulle, Gräger und Blanchet u. Sell theilweise untersucht worden ist und auch in Bezug auf Krystallbildung einiges Interesse darbietet.

Die Krystalle gehören dem klinorhombischen Systeme an. Der Verfasser wird sich im Folgenden der Bezeichnungsweise von Naumann, die ihm die kürzeste zu seyn scheint, bedienen.

Genau gemessen wurden:

$$1. \infty P : \infty P = 121^{\circ}51'$$

$$2. \infty P \infty : OP = 73^{\circ}47'.$$

Die Combinationen wurden nach dem Kantensparallelismus und approximativen Messungen berechnet. Es ergab sich

a. Axenverhältniß der Grundform P:

$$a : b : c = 0,53267 : 1 : 0,53391$$

b. Verhältniß der Diagonalen:

$$\alpha. \text{ des Prismas } \infty P = 0,55604 : 1$$

$\beta.$  der schiefen Endfläche

$$OP = 0,53391 : 1 = c : b$$

(wenn a Hauptaxe, b Klinodiagonale, c Orthodiagonale).

Beobachtet wurden:

1. Combination des Prismas der Grundform  $\infty P$  mit der schiefen Endfläche  $OP$

deren Winkel:  $OP : \infty P = 82^{\circ}12' \text{ u. } 97^{\circ}48'$

$$\infty P : \infty P = 121^{\circ}51'$$

2. Combination 1 mit dem orthodiagonalen Flächenpaar  $\infty P \infty$  als gerade Abstumpfung der schärferen Kante der Grundform, demnach das Combinationszeichen  $\infty P . OP . \infty P \infty$  (häufig).

Winkel  $\infty P \infty : \infty P = 119^{\circ}4\frac{1}{2}'$

$$\infty P \infty : OP = 73^{\circ}47'$$

Ferner die Flächenwinkel von  $OP = 123^{\circ}48'$  und  $56^{\circ}12'$ .

3. Combination 2 mit dem klinodiagonalen Flächenpaar ( $\infty P \infty$ ) als gerader Abstumpfung der stumpfen Kanten der Grundform, die allmählich durch Ausdehnung der beiden Flächenpaare  $\infty P \infty$  und ( $\infty P \infty$ ) immer mehr zurücktritt, bis endlich bloß die Combination besagter Flächenpaare mit  $OP$  resultiert; sämtliche Uebergänge nicht selten, letztere (abgeleitete) Primitivform namentlich an den durch unmittelbare Destillation mit Wasser erhaltenen Krystallen.



Combinationszeichen:

$$\infty P . 0 P . \infty P \infty . (\infty P \infty) \text{ und} \\ 0 P . \infty P \infty . (\infty P \infty).$$

$$\text{Winkel: } 0 P : \infty P \infty = 73^{\circ}47'$$

$$0 P : (\infty P \infty) = 90^{\circ}.$$

4. Combination 2 mit dem Klinoprisma ( $P \infty$ ) als Abstumpfung der Combinationsecke zwischen  $0 P$  und dem stumpfen Winkel des Prismas  $\infty P$ .

Zeichen der Combination:

$$\infty P . 0 P . \infty P \infty . (P \infty).$$

$$\text{Winkel: } 0 P : (P \infty) = 135^{\circ}4'$$

$$\infty P : (P \infty) = 128^{\circ}7'.$$

5. Combination 2 mit einer Pyramide der Hauptreihe und zwar der positiven Hemipyramide  $\frac{1}{2} P$  als Abstumpfung der Combinationsecken von  $\infty P$  und  $0 P$ , demnach das Zeichen derselben:  $\infty P . 0 P . \infty P \infty \frac{1}{2} P$ . Die Flächen parallel der Combinationsecke mit  $0 P$  oder  $\infty P$  durch Aufeinanderfolge unzähliger Combinationen mit  $0 P$  gestreift.

$$\text{Winkel: } 0 P : \frac{1}{2} P = 150^{\circ}23'$$

$$\infty P : \frac{1}{2} P = 111^{\circ}49'$$

6. Combination 2 mit der Grundform  $P$  als Abstumpfung der Combinationsecke von  $0 P$  und  $\infty P$  und zwar, wie in der vorigen Combination die positive Hemipyramide; ferner mit dem orthodiagonalen Hemiprisma  $P \infty$  als Abstumpfung der Combinationsecke von  $\infty P \infty$  und  $0 P$ , letztere Fläche parallel diesen Kanten schwach gestreift. Combinationszeichen:

$$= \infty P . 0 P . \infty P \infty . P . P \infty$$

$$\text{Winkel } = P : 0 P = 128^{\circ}5\frac{1}{2}'$$

$$P : \infty P = 134^{\circ}6\frac{1}{2}'$$

$$P \infty : \infty P \infty = 104^{\circ}47'.$$

Die Krystalle schienen rein zu seyn, die Analyse ergab:

$$C = 69,50$$

$$H = 7,68$$

$$O = 22,82$$

etwas abweichend von Blanchet und Sells früheren Resultaten; der Verf. erwärmte sie daher mit starkem Alkohol bis zum Sieden des letzteren, um sie durch Umkrystallisieren zu reinigen. Letzteres mochte etwa 10 Minuten gedauert haben, als ein interessantes Phänomen eintrat: die Masse färbte sich nämlich zusehends gelb, röthlich, roth; über Nacht war nur ein Theil heraus krystallisiert, der Rest, 4 Wochen lang unter einer Glocke dem freiwilligen Verdunsten überlassen, bildete eine rothe, amorphe, harzartige Masse, die, in Alkohol gelöst, wieder amorph eintrocknete, durch Wasser aus jener Lösung in amorphem, stark lichtbrechenden, lebhaften Molecularbewegung zeigenden Kügelchen gefällt wurde, zwischen Uhrgläsern erhitzt, ohne zu sublimieren, verkohlte, demnach ihre früheren Eigenschaften fast vollständig eingebüßt hatte. Die Analyse ergab dennoch gleiche Zusammensetzung der Krystalle mit der amorphen Modification und zwar im Mittel mehrerer Analysen:

	1. Krystall.	2. Amorph. Modific.
C . . .	= 69,37	. . . 69,11
H . . .	= 7,66	. . . 7,65
O . . .	= 22,97	. . . 23,24

Die rothe Substanz scheint ein in sehr geringer Menge als färbende Materie gebildetes Drydationsproduct zu seyn, wie die späteren Versuche mit Salpetersäure, Chromsäure und anderen Drydationsmitteln direct bestätigten, das Wesentliche dieses Processes möchte aber nicht in einer den Aldehyden, Cyansäuren, Chloralen ähnlichen Umsetzung der Elemente als Bedingung des Ueberganges in den amorphen Zustand zu suchen seyn. Erhält

man nämlich die Krystalle für sich längere oder kürzere Zeit bey einer  $120^{\circ}$  mehr oder weniger übersteigenden Temperatur, so erstarren sie proportional der Zeitdauer und dem Temperaturgrade viel langsamer wieder, war beides zu hoch getrieben, gar nicht mehr; ein Beweis, daß hier die Lagenveränderung der kleinsten Theilchen gegen einander nicht plötzlich, sondern allmählich mit zahlreichen Uebergängen eintrat. Der Verf. fand die Angabe seiner Vorgänger, daß der Siedepunct dieser Substanz von  $280^{\circ}$  bis  $300^{\circ}$  steige, wo Zersetzung erfolgt, bestätigt, obschon es auf den ersten Anblick paradox erscheint, da die Krystalle zwischen Uhrgläsern leicht und vollständig flüchtig sind. Es beruht jene Erscheinung auf dem allmählichen Uebergang der krystallisirbaren in die amorphe Modification, wie der Verfasser sich durch das Mislingen einer Dampfbestimmung direct überzeugte, wo nämlich bey einer Temperatur des Metallbades von  $290^{\circ}$  leider nur der kleinste Theil der Substanz in Dampfform entwich, der Rest in dem Ballon jedoch, erst nach 4 Tagen theilweise erstarrend, offenbar aus einem Gemenge der 2 Modificationen bestand.

In Salpetersäure lösten sich die Krystalle leicht, die amorphe Modification schwerer unter anfänglicher Bildung des vorhin erwähnten rothen Harzes, beide gaben Oxalsäure ohne krystallisirbares Zwischenproduct. Mit chromsaurem Kali und Schwefelsäure erfolgte unter Reduction der Chromsäure Bildung desselben rothen Harzes, das nicht weiter verändert wurde, dasselbe Product lieferte Manganoxyperoxyd und Schwefelsäure, während Bleyperoxyd mit Säuren ohne Einwirkung war.

Durch Schmelzen in schwefligsaurem oder Chlorwasserstoff-Gas wurde das erwähnte rothe Harz

nicht verändert, eben so wenig jedoch die reinen Krystalle.

Chlor wirkte sehr energisch, im Momente des Darauffströmens schmolz Alles an den Wänden unter so heftiger Reaction, daß scheinbares Kochen eintrat, später, nachdem die erste heftige Einwirkung vorüber war, erfolgte die Absorption ruhiger, die, anfangs roth gewordene Masse wurde grün und der Verf. unterbrach die Operation, nachdem von 3,114 Gr. angewandter Substanz 1,440 Chlor aufgenommen. Für die vollständige Substitution des Wasserstoffes durch Chlor hätte jetzt die Analyse dieses grünen Productes geben müssen:

$$C = 47,4$$

$$H = 4,3$$

wäre die Absorption des Chlors jedoch ohne Austritt einer äquivalenten Menge Wasserstoff erfolgt, so hätten erhalten werden müssen:

$$C = 47,4$$

$$H = 5,2$$

der Versuch gab aber:

$$C = 47,22$$

$$H = 4,41$$

es war demnach der letztere Fall eingetreten.

Von diesem Austritte des Wasserstoffes in Form von Chlornwasserstoff kann der Verf. jedoch nicht allein die heftige Reaction im Anfange der Operation herleiten, da jener Proceß (das Austreten von Cl H nämlich) noch ein Paar Stunden in gleicher Weise, doch ganz ruhig fort dauerte, — es scheint demselben vielmehr ein, die Lagenveränderung der Elementartheilchen gegen einander, beim Uebergange aus dem krystallisierten in den amorphen Zustand charakterisierendes Phänomen zu seyn, wie wir diesen Umsehungsproceß z. B. beim Alde-

hyd, Chloral, den Cyansäuren zc. erfolgen sehen. Durch die Störung des Gleichgewichtes in einem Massendifferential dieses Körpers in Folge der chemischen Einwirkung des Chlors war so der Anstoß zur allgemeinen Umsetzung gegeben, — die folgenden Antheile Chlor wirkten nun auf die amorphe Modification, und, war die Erklärung richtig, so mußten sämtliche Producte dieser Substitution gleichfalls isomorph, d. h. amorph seyn. Der directe Versuch bestätigte diese Voraussetzung vollkommen; die Darstellung der analogen krystallisirbaren Chlorverbindungen gelang dem Verf. nicht, da bey äußerer Abkühlung von vorn herein keine Einwirkung des Chlors erfolgte. Die amorphen Chlorverbindungen waren sämtlich nicht flüchtig, grünen Harzen ähnlich, aus der alkoholischen Lösung in Wasser getropft, zahllose  $\frac{1}{100}$ '' —  $\frac{1}{800}$ '' Durchmesser haltende Kügelchen von starkem Lichtbrechungsvermögen in lebhafter Molecularbewegung zeigend, die selbst nach Wochen keine krystallinische Structur wahrnehmen ließen. Die trockene Destillation dieser Chlorverbindungen gab Salzsäure, verschiedene gasförmige Producte, ein grünes dickflüssiges Chlor haltiges Del und Kohle im Rückstande. Das bey  $220^{\circ}$  —  $224^{\circ}$  bey Destillation dieses Dels für sich Uebergegangene gab bey der Analyse:

$$C = 49,48$$

$$H = 4,85$$

$$Cl = 28,80$$

$$O = 16,87$$

Die Einwirkung von concentrirter Schwefelsäure und von wasserfreier  $SO^3$  gab sehr complicirte Producte, in allen Regenbogenfarben spielend, zu deren weiterer Untersuchung es dem Verfasser an Material fehlte. Da diese Substanz einerseits im krystallinischen Zustande dem Laurineen Kampher, andererseits im amorphen den Harzen sich anschließt,

so hält sich der Vf. für berechtigt eine Formel mit 20 Aeq. Kohle als Basis dafür aufzustellen; die Formel  $C^{20} H^{13} O^5$  entspricht vollkommen den gefundenen Zahlen, überein stimmend mit der Chlorverbindung, deren Analyse der Formel  $C^{20} H^{11} Cl^2 O^5$  entspricht.

Die Substanz enthielte danach die Elemente von 2 Atom. der so genannten wasserfreyen Kampfersäure minus 1 Aeq. HO oder ihre Formel ist aus der vieler Harze =  $C^{20} H^{16} O^2$  dadurch empirisch ableitbar, daß man 3 Aeq. H durch 3O vertreten ließe; ob rationell, kann der Verfasser nicht entscheiden, da directe Versuche in dieser Beziehung fehl schlugen, doch scheint es ihm aus eben diesem Grunde unwahrscheinlich.

Bei dieser Gelegenheit machte der Verfasser einige Beobachtungen über Krystallgenese, die ihm für die Theorie der Krystallbildung u. im Allgemeinen so wichtig scheinen, daß er hier nur die nackten Facta mittheilen, die Folgerungen sich jedoch auf umfassendere Untersuchungen versparen will; es sind folgende:

Löst man eine größere Quantität dieser Substanz in Alkohol und überläßt sie der freywilligen Verdunstung, so erhält man nur Combinationen (2, 4, 5, 6); in keinem Falle glückt es z. B. die Primitivform 1 zu erhalten.

Mischt man die alkoholische Lösung mit Wasser, so erhält man eine milchige Flüssigkeit, die, in demselben Moment auf ein Papierfilter gebracht, als Ganzes durchläuft; — bey genauerer mikroskopischer Untersuchung sieht man zahllose  $\frac{1}{300}''$  —  $\frac{1}{600}''$  große sphärische, das Licht stark brechende, kleinen Deltröpfchen sehr ähnliche Körper in starker

Molecularbewegung.  
(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

146. 147. Stück.

Den 12. September 1844.

---


G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Ueber das Asaron von Dr Schmidt.'

Hat man, um rasche Verdunstung zu verhüten, den Tropfen mit einem Glasplättchen bedeckt, so sieht man nach 5 — 10 Minuten diese Kügelchen an den durch feine Risse, Staubtheilchen u. uneben gewordenen Stellen des Glases sich gruppenweise sammeln, die Molecularbewegung wird schwächer und hört endlich ganz auf.

Ähnlich den regelmäßig geordneten Partien, die sich beim Herumfahren mit dem Magnet unter mit Eisenfeile bestreuten Papierbogen bilden, oder der regelmäßigen Vertheilung der Staubtheilchen auf dem mit geladenen Kleistischen Flaschen bezeichneten Electrophorkuchen, sieht man jetzt die Kügelchen in den anfangs regellos zusammen gehäuften Massen sich zu regelmäßigen Gruppen ordnen, wie man wohl in Arsenalen die Kugeln aufzustellen pflegt.

Beobachtet man die einzelnen Gruppen genau,

so findet man immer jede in dieser Weise:  

 an einander gelagert.

Die optische Differenz der Zwischenwände verschwindet allmählich, d. h. also, der Durchmesser der sphärischen Oberfläche der einzelnen zusammengetretenen Individuen wird immer größer und die Gruppe gewinnt das Ansehen eines schief abgeschrittenen Prismas, das an sämtliche Kanten gleichmäßig abgerundet worden.

Wird endlich der Durchmesser der Einzelindividuen =  $\infty$  d. h. übersehen wir statt der 4 Halbkugelflächen eine Ebene, so hat der Proceß sein Ende und der Krystall steht fertig da.

Es geht diese Verwandlung mit großer Schnelligkeit vor sich — mit einem Blick übersieht man alle möglichen Uebergänge, bis in Zeit einiger Minuten alle regellosen Haufen verschwunden, und durch zahllose, sämtlich die Primitivform (oP.  $\infty$  P) repräsentierende Krystalle ersetzt worden.

Doch nicht alle in dem milchigen Tropfen schwebende Molecule sammeln sich so rasch an den bezeichneten Stellen des Glases — viele schwimmen, wenn das Zerfallen in Gruppen — (es erinnert wirklich in mancher Beziehung an das Zerfallen des homogenen Dotters beim Fruchtungsproceß) — erst begonnen, rasch isoliert in der Flüssigkeit — sie zeigen so lange Molecularbewegung, bis sie in eine gewisse Nähe des werdenden Krystalls gelangt sind.

Ist dieser schon vollendet, so findet keine Verschmelzung Statt — wenigstens beobachtete der Verfasser unter Hunderten kein Beyspiel der Art — war er noch in der Bildung begriffen, so lagert sich eine gewisse Anzahl Molecule regelmäßig



um denselben, die Primitivform verschwindet und wenige Augenblicke darauf erkennt man deutlich die Configuration einer Combination, unter denen meist die unter 2 beschriebene  $\infty P. \infty P. \infty$ , zuweilen dieselbe mit dem klinodiagonalen Flächenpaar ( $\infty P \infty$ ) beobachtet wurden. Destilliert man die amorphe Modification mit Wasser, so gehen Deltröpfchen über, die zu kleinen regelmäßigen Krystallen erstarren. Auch diese zeigen sämmtlich eine Elementarform (Nr. 3 =  $\infty P. \infty P \infty$ . ( $\infty P \infty$ )) d. h. sie sind durch Zusammentreten der drey Hauptabschnitte der Primitivform entstanden.

Löst man diese Krystalle auf dem Objectträger in Alkohol und verlangsamt die Verdunstung durch Bedecken mit einem zweyten Glasplättchen, so erhält man Combinationen, — bey rascher Verdunstung eine amorphe Masse, in der sich allmählich gewisse Punkte der Anziehung, der Anhäufung der Materie zu regelmäßigen, anfangs einfachen, dann complicirtern Formen zeigen, Krystalle, wie sie sich nach dem Schmelzen der Substanz im Erstarrungsmomente bilden.

War der Alkohol wasserhaltig, so erfolgt nach dem Verdunsten dasselbe Phänomen, wie bey dem Mischen einer alkoholischen Lösung mit Wasser, — nach abgelaufenem Krystallisationsproceß sieht man keinen Krystall der Elementarform 3, sondern, wie bemerkt, anfangs lauter Primitivformen 1, dann auf die erwähnte Weise entstandene Combinationen (Nr. 2 und die Mittelformen zwischen 2 und 3).

Der Verfasser glaubt, die Darstellung dieser Erscheinungen so gegeben zu haben, daß sich von

selbst manche theoretische Schlüsse über die Erscheinungsformen der Materie im Allgemeinen ausdrücken, — dem Princip streng wissenschaftlicher Induction getreu, will er sich jedoch, wie erwähnt, auf nahe liegende Folgerungen hier noch nicht einlassen; so bald ihm eine Anzahl sicherer Beobachtungen zu Gebote stehen, hofft er wieder auf diesen Punct zurück zu kommen.

### B e r l i n.

Verlag von August Hirschfeld 1843. Die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges und deren Heilung von Dr. Karl Himly, Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Hofrath, ordentl. Professor der Heilkunde an der Georg-August-Universität zu Göttingen, Director des akademischen Hospitals daselbst &c. — Nach den hinterlassenen Papieren desselben herausgegeben und mit Zusätzen versehen von Dr. C. A. W. Himly, Professor der Heilkunde zu Göttingen. Zwei Theile in klein Quart mit dem Bildnisse des Verfassers und mit 5 Steindrucktafeln. Der erste Theil enthält 585 und der zweyte 521 Seiten.

Von Galens Zeiten bis ins 18. Jahrhundert blieb die Augenheilkunde fast ausschließlich in den Händen ungebildeter Menschen und gewinnsüchtiger Charlatans. Obgleich Galen den Bau und die Berrichtungen des Auges, und Celsus die Krankheiten desselben genauer als ihre Vorgänger beschrieben hatten, obgleich in den nachfolgenden Jahrhunderten die Augenheilkunde von einzelnen ausgezeichneten Männern vervollkommnet wurde und dieselbe besonders im 18. Jahrhundert sich einer allgemeineren Theilnahme und wissenschaftlicheren Bearbeitung erfreute, so blieb sie doch noch größ-

tentheils in den Händen roher Empiriker. Namentlich wurde Deutschland nach allen Richtungen von französischen Staarstechern und Charlatans durchzogen und in Deutschland selbst die Augenheilkunde häufig von Solchen ausgeübt, die keine andere ärztliche Kenntniß als nur die Fertigkeit den Staar zu stechen und Zähne ausziehen befaßen. In Deutschland wurde im 18. Jahrhundert eine glänzende Periode der Augenheilkunde herbey geführt, indem Richter in Göttingen durch Verpflanzung der fremden und namentlich französischen Leistungen in der Ophthalmologie auf deutschen Grund und Boden und Barth, als erster Lehrer der Augenheilkunde in Wien durch die Bildung ausgezeichnete Augenärzte ein gründliches und ausgebreitetes Studium der Augenheilkunde ins Leben riefen. Aus Barths Schule ging der berühmte J. N. Schmidt hervor, der mit Himly, dem Nachfolger Richters, die ophthalmologische Bibliothek heraus gab, wodurch beide einen mächtigen Einfluß auf die wissenschaftliche Begründung und allgemeine Ausbreitung der Ophthalmologie ausübten. Schmidt sowohl als Himly waren beide gleich ausgezeichnet als scharfsinnige und tiefdenkende Aerzte, beide bearbeiteten für den Druck nur einzelne Gegenstände, aber auf eine bis auf ihre Zeit nicht gekannte Weise, und zeigten dadurch, wie überhaupt die Augenheilkunde bearbeitet werden müsse.

Noch mehr als durch ihre Schriften nützten beide durch ihre practische Wirksamkeit und ihre Lehrvorträge. Himly stellte in seinen Vorträgen den Satz des Hippokrates, des Vaters der Medicin, oben an: daß so wie das Auge sich auch der ganze Körper verhalte. Er bewies dies auf eine eben so geistreiche, als wahre Weise. Das Auge

des Menschen stehe, ungeachtet es gleichsam in dem Gesammtorganismus vermöge seiner hohen organischen Ausbildung wieder einen sehr selbständigen und vollkommenen Organismus im Kleinen ausmache, durch seinen ausgezeichneten Nervenreichthum mit den übrigen Systemen des Körpers in einem so innigen Wechselverhältnisse, daß sich in keinem Organe des Körpers die Veränderungen des Lebens in allen seinen Formen so schnell und deutlich aussprechen, als eben im Auge, daß demnach die krankhaften Affectionen in den Systemen des Körpers auf manigfache Weise auf die Augen wirkten und diese wiederum nicht erkrankten ohne einen Reflex auf jene und Störungen in denselben zu veranlassen.

Das Auge, sagte er, sey der redendste Theil des Menschen, redender als die Zunge, denn auch des Menschen Geist liege im Auge. Die Augen seyen daher die einzigen Sinnesorgane, welche, zugleich gebend und empfangend, stark nach innen und stark nach außen wirkten. Demnach sey die Augenheilkunde ein Zweig der Heilkunde überhaupt. Die allgemein geltenden Grundsätze der Nosologie und Therapie fänden auf das Auge ihre vollständige Anwendung. Himly drang daher schon im Anfange dieses Jahrhunderts darauf, daß die Augenheilkunde, dieser bis dahin noch sehr vernachlässigte Zweig der Heilkunde, gründlicher, wissenschaftlicher und in Verbindung mit der allgemeinen Nosologie und Therapie betrieben werden solle. Bis an sein Ende strebte er unablässig, die Augenheilkunde durch Vorlesungen und practische Anleitung in seiner Klinik als einen integrierenden Theil der Heilkunde darzustellen, ihr eine echt wissenschaftliche Form zu geben und sie ihrer Vollkommenheit entgegen zu führen. Daß ihm dies bis zu einem

hohen Grade gelungen ist, dafür bürgt der europäische Ruf, in welchem er als Augenarzt stand, dafür spricht die Liebe und Achtung, die seine zahllosen Schüler noch jetzt für ihn hegen, und vor allem dies von seinem würdigen Sohne heraus gegebene Werk.

Der verdienstvolle Herausgeber sagt mit vollem Rechte in der Vorrede: 'Das Werk, welches ich aus dem Nachlasse meines Vaters der literarischen Welt übergebe, wird hoffentlich in derselben eine willkommene Erscheinung seyn. Die ehemahligen Zuhörer werden sich freuen, ihren alten Lehrer wieder zu finden. Denjenigen, welche nicht seine Zuhörer gewesen, möchte das Buch lieb seyn, weil es sie einigermaßen mit dem Geiste, sicher mit den ophthalmiatischen Ansichten und Leistungen des wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft hoch geschätzten Verfassers vertraut machen wird. Es war Grundsatz desselben, mehr durch das lebendige Wort, als durch den todten Buchstaben, thätig zu seyn. Darum widmete er seinen Vorträgen und practischen Anleitungen alle Sorgfalt. Darum lehrte er durch geist- und gemüthvolle, kurze, treffende, eindringliche, allhinreißende Worte selbst denken. Darum strebte er, aufgeweckte, scharf blickende, für ferneres Studium der hehren Wissenschaft und Kunst begeisterte Schüler zu bilden, deren viele mit warmem Danke, ja mit Verehrung seiner sich erinnern, welche in der Praxis erkennen lernten, was er ihnen war. Schriftsteller = Eitelkeit war Himly fremd.' Der Herausgeber hat sich daher ein großes Verdienst erworben, daß er sich der mühevollen Arbeit unterzogen hat, die Ansichten, die wissenschaftlichen und practischen Forschungen seines verstorbenen Vaters auf dem weiten Felde der Augenheilkunde der Nach-

welt im Druck zu überliefern. Er hat diese Aufgabe mit großem Glücke gelöst. Er hat uns ein Lehrbuch geliefert, das durch seine vortrefflichen Eigenschaften die volle Aufmerksamkeit der Practiker verdient und jedem gebildeten Arzte in fast jeglichem Falle ein nützlicher Rathgeber seyn wird. Dasselbe enthält nämlich außer den selbständigen, oft eigenthümlichen, oft neuen Ansichten, den einfachen Heilmethoden und der reichen Erfahrung Himly's, auch die besten Anderer, welche der Verstorbene stäts beachtete und beachten lehrte, und welche der Herausgeber durch eine sorgfältige und geistvolle Benutzung der neuesten Literatur vervollständigte. Geeigneten Ortes gibt das Buch ferner kurze Krankengeschichten. Es schildert gleichmäßig die medicinische und die chirurgische Seite der Wissenschaft und wägt für die einzelnen Fälle häufig die Kräfte der Arzeneien, auch den Werth der Operations-Methoden und Instrumente ab, deren es die meisten beschreibt. Auf die besten Abbildungen von Krankheitsformen und Instrumenten wird überall hingewiesen. Pathologische Anatomie, die Lehre von den Bildungsfehlern des Auges werden in ihm mehr als in irgend einem anderen Lehrbuche berücksichtigt. Ueber die durch die Schuld der Practiker so zahlreich gewordenen Synonyme findet der Leser die nöthigen Aufschlüsse. Demjenigen, welcher einzelne Krankheiten tiefer studieren will, gibt es an den zweckmäßigen Orten literarische Nachweisungen und historische Skizzen, auf welche der Verstorbene etwas hielt. Alles dies stellt es, mit möglichster Vermeidung überhäufster, an verschiedenen Stellen dasselbe sagender Schilderungen, in derjenigen einfachen Weise dar, die des Verfassers Vortrag auszeichnete. Alles dies ist endlich, theils nach dem augenärztlichen, theils

nach dem anderweitigen Nachlasse, theils nach diesen conformen Gruppierungen des Herausgebers, eigenthümlich und so eingetheilt, geordnet, mit Inhaltsverzeichnis, Columnentiteln und Register versehen, daß der Leser sich leicht zurecht finden kann.

Muß Referent auch zugeben, daß hier und da Einzelnes in dem Werke vorkommt, womit er nicht vollständig überein stimmt, so kann er doch aufrichtig und vorurtheilsfrey gestehen, daß wir bis jetzt kein besseres systematisches Werk über die Augenheilkunde besitzen und daß er es mit vollkommenem Rechte einem jeden wissenschaftlichen Arzte empfehlen darf. Knete.

### P a r i s.

Librairie encyclopédique de Roret 1842—1843. Nouveau manuel complet de l'observateur au microscope, par F. Dujardin. 1843. IV und 330 Seiten in 18. Ouvrage accompagné d'un atlas renfermant 30 planches gravées sur acier. 1842. in Octav.

Mit der immer mehr um sich greifenden Anwendung des Mikroskopes tritt auch das Bedürfnis nach Lehrbüchern zum Gebrauch desselben stärker hervor. Wenn auch bereits von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Sprachen Lehr- und Handbücher über das Mikroskop erschienen sind, so läßt sich doch bey dem großen Umfange des Gebietes, in welchem dasselbe in Gebrauch genommen wird, leicht noch ein neuer Standpunct gewinnen, von welchem aus einzelne Theile oder das Ganze genauer beleuchtet werden kann. Mit wenigen Ausnahmen sind die Schriften, welche bisher über das Mikroskop erschienen, mehr oder weniger für einen bestimmt umgrenzten Theil der Mikroskopie berechnet;

der Vf. dagegen hat sich, wie er selbst in der Vorrede sagt, bey der Herausgabe seines Buches ein dreyfaches Ziel gesetzt. Er will erstens den Gebrauch des Mikroskopes lehren, zweytens durch zahlreiche Abbildungen zeigen, wie man mit dem Instrumente sehen muß, wenn es gut ist und wenn man gelernt hat, es gut zu gebrauchen, und drittens nachweisen, welchen Grad der Vollkommenheit unsere Hilfsmittel zur Beobachtung gegenwärtig erreicht haben. Wir wollen mit dem Vf. nicht darüber rechten, wie weit es möglich ist, in dem Umfange eines Lehrbuches nach den drey bezeichneten Seiten hin in allen Theilen der Mikroskopie eine erträgliche Vollständigkeit zu erreichen und nicht zu Gunsten des einen Theiles den anderen zu verkürzen, sondern wollen vielmehr in seinen Plan eingehen und zusehen, wie er sein Ziel erreicht. Wir würden, auch ohne daß uns der Vf. ausdrücklich die Entstehung der vorliegenden Schrift schildert, dieselbe bey der Durchsicht leicht errathen haben. Es lag nämlich dem Vf. eine große Anzahl mikroskopischer Abbildungen, die Früchte lang fortgesetzter und wiederholter Beobachtung, vor. Eine Auswahl aus diesen Abbildungen in einem Atlas, auf den man sich in der Histologie berufen könnte, zu vereinigen, und denselben mit einer zusammenhängenden Erklärung zu begleiten, war wohl der Grundgedanke, dem die Schrift ihre Entstehung verdankt. Deshalb ist es auch natürlich, daß mitunter der Atlas über den Text hervor ragt und seine Erstgeburt geltend macht. Dies gewährt uns aber zugleich den richtigen Standpunct, von welchem aus die Schrift beurtheilt werden muß.

Das ganze Buch zerfällt in 4 größere Abtheilungen, in deren erster (S. 1—74) die Mikroskope mit dem Zubehör und die Anwendung derselben



beschrieben und durch 2 Tafeln erläutert werden. Die Theorie des zusammen gesetzten Mikroskopes ist ganz weg gelassen und die Geschichte von seiner allmählichen Vervollkommnung ist so kurz, daß der Vf. selbst in einem Nachtrage, der jedoch auch kaum das Allernothwendigste enthält, diesem Mangel abzubelfen sucht. Erschöpfend sind die Beleuchtungsapparate und die Blendungen beschrieben (S. 15–24). Von den übrigen Apparaten wie Mikrometer, Compressorien, Chambre claire u. s. w. sind die gebräuchlichen mit hinreichender Genauigkeit beschrieben und abgebildet. In einem besonderen Kapitel bespricht der Vf. die Apparate zur Polarisation des Lichtes, so wie die zu chemischen Untersuchungen, und die Prismen zur Umkehrung des Bildes, ohne jedoch des pankreatischen Mikroskopes zu gedenken. In dem zweyten Abschnitte (S. 48–74) der ersten Abtheilung werden nach einer treffenden Hervorhebung der Hauptmomente über die Art und Weise der Beobachtung mit dem Mikroskope die möglichen Täuschungen, so wie die Vorbereitung, Zergliederung, Aufbewahrung und Abbildung mikroskopischer Gegenstände und einige einfache chemische Reagentien besprochen. Als Zugabe sind einige Worte über die Brownsche Molecularbewegung eingefügt.

Die zweyte Abtheilung, welche von der Anwendung des Mikroskopes zum Studium der thierischen Organisation handelt, zerfällt ebenfalls in zwey Abschnitte. Im ersten werden die allgemeinen Beobachtungen gegeben d. h. die Beobachtungen über die Gewebe im engeren Sinne, über Blut, Sperma, Eyer, Keime, Embryonen, Krystalllinse, Knochen, Zähne, Haut und Haare, Federn, Schuppen der Fische, Integumente der Gliederthiere und endlich über Secrete wie Eiter, Milch, Schleim und Seide.

Im zweyten, welcher die besonderen Beobachtungen enthält, ist das erste Kapitel den Untersuchungen an Insecten im Allgemeinen, das zweyte der Structur des Flohes, das dritte der von *Acarus exulcerans*, das vierte den Mollusken, das fünfte den Würmern, das sechste den Zoophyten, das siebente den Käderthieren, Tardigraden u. s. w., das achte endlich den Infusorien gewidmet. Aus dieser kurzen Inhaltsanzeige läßt sich schon entnehmen, wie reich diese Abtheilung sey. Der Vf. hat sich überall einer treffenden Kürze befließigt. Man sieht deutlich, daß seine Beschreibungen und Angaben auf selbständige Anschauung basiert sind. Doch vermissen wir zwey Dinge, die wir nicht unerwähnt lassen können. Erstens die Schwannsche Zellentheorie ist in dem histologischen Abschnitte zwar historisch aufgeführt, aber in der ganzen Histologie wird kein Gebrauch davon gemacht. Der Vf. weicht vielmehr mittelst seiner 'Sarcodé' der Zellentheorie aus. Daher kommt es denn auch, daß der Entwicklungsformen der Gewebe nirgends gedacht ist. Zweitens scheint uns der Vf. zu fest an der bloß äußeren Auffassung der mikroskopischen Bilder zu hängen und die Deutung derselben sehr oft zu umgehen. Mag auch diese objective Behandlungsweise einen sehr großen Vortheil gewähren und namentlich ein heilsames Mittel gegen vorschnelle Deutungen seyn, so ist doch nicht zu leugnen, daß bey der Untersuchung mit dem Mikroskope die Deutung eines Bildes nicht weniger, ja gewis mehr Kunstfertigkeit verlangt, als die bloß äußere Auffassung. Aber auch diese Kunstfertigkeit muß sich der angehende Beobachter aneignen; und man kann ihm darin durch Andeutungen über Licht und Schatten u. dgl. in einem Leitfaden zum Gebrauch des Mikroskopes recht gut behilflich seyn.

In derselben Weise, wie das Thierreich behandelt ist, wird in der dritten Abtheilung das Pflanzenreich nach den verschiedenen Seiten, die es der mikroskopischen Untersuchung bietet, besprochen. Nachdem der Vf. in XXVII Kap. (S. 167—266) die Elementartheile der Pflanzen, die Structur der Organe, die Gefäße und die Saftcirculation in denselben, die Structur des Stammes u. dgl. m. in gedrängter Kürze erläutert hat, gibt er in einem zweyten Abschnitt Beobachtungen über Chara und die Saftcirculation in derselben, über Moose im Allgemeinen und über Sphagnum insbesondere, über Conserven (*Zygnema* und *Vaucheria*), *Discillatorien*, *Noctoc*, *Ulven*, *Closterien* und *Desmidien*, *Bacillarien*, über Schwämme, Schimmel, über die *Muscardine*, die Hefenpflanzen, die *Priestleysche Materie*, über farbige Wasser und über den rothen Schnee. Wie sich der Vf. in der vorigen Abtheilung von jeder Theorie frey zu halten suchte, so that er es auch hier. Er benützt, was er nothwendig braucht, um verständlich zu werden und schiebt zur Seite, was ihm noch nicht völlig eruiert zu seyn scheint. In vielen einzelnen Dingen hat er bestätigende oder berichtigende Beobachtungen geliefert, die jedoch auszuführen und zu besprechen nicht der Zweck dieser Anzeige seyn kann.

In der letzten Abtheilung, welche die Ueberschrift 'Gebrauch des Mikroskopes zu verschiedenen Zwecken' führt, ist der Vf. dem bisher befolgten Plane untreu geworden. Er faßt nämlich in derselben die Angaben über den Gebrauch des Mikroskopes bey dem Studium der Mineralogie, mit Einschluß der *Petrefactenkunde*, ferner die Anwendung desselben in der Chemie, in der gerichtlichen Medicin und endlich in der Industrie und im Handel zusammen. Abgesehen davon, daß die einzelnen Abschnitte verhältniß-

mäßig sehr kurz erscheinen, sind diejenigen, welche die Anwendung des Mikroskopes in der gerichtlichen Medicin, in der Industrie und im Handel enthalten, im Grunde nur Wiederholungen oder besser gesagt, die practische Anwendung dessen, was in der zweyten und dritten Abtheilung und in den beiden ersten Kapiteln der vierten Abtheilung abgehandelt wird. Es erschiene uns daher natürlicher, die nöthigen Angaben über diese specielle Anwendung des Mikroskopes sogleich den treffenden Abtheilungen einzuverleiben. Was z. B. über die fossilen Infusorien und Pflanzen gesagt wird, stände doch weit natürlicher bey den Angaben über thierische und pflanzliche Organisation, als in dem Kapitel über mikroskopische Mineralogie. Was ferner in Bezug auf den Gebrauch des Mikroskopes im Handel angeführt ist, bezieht sich hauptsächlich auf Fälschungen und Nachahmungen von Rohstoffen oder Kunstproducten. Alle Fälschungen können aber nur durch Stoffe Statt finden, die einem der drey Naturreiche angehören. Die Untersuchung irgend eines verdächtigen oder nachzuahmenden Objectes muß sich also auf dem einen oder dem anderen dieser drey Gebiete bewegen. Darum kann sie auch, was uns naturgemäßer erscheint, sogleich in den treffenden Abtheilungen abgehandelt werden. Indessen hat es wohl auch manchen Vorthail, wenn auf diese oder jene Seite der Mikroskopie speciell aufmerksam gemacht wird und wir wollen deshalb unsere eben ausgesprochene Ansicht nicht als einen Tadel, sondern nur als unsere Meinung, wie der Ungleichheit in der Bearbeitung und unvermeidlichen Wiederholungen hätte vorgebeugt werden können, betrachtet wissen.

Als einen wirklichen Mangel müssen wir dagegen anführen, daß der Vf. eine Seite der Mikro-

skopie nicht erwähnt, mit welcher sich gerade gegenwärtig wenn nicht mehr, doch gewiß eben so viele Beobachter wie mit den Gegenständen, die uns hier vorgeführt werden, beschäftigen. Wir meinen die Untersuchungen in der pathologischen Anatomie oder die Anwendung des Mikroskopes zur Diagnose der Krankheiten. Zwar hat der Vf. in dem Kapitel, welches von den Secreten handelt, einige Worte über Eiter gesagt, aber da er den Eiter mitten unter die normalen Secrete stellt und der pathologischen Histologie nicht weiter gedenkt, so dürfen wir wohl sagen, daß diese Seite der Mikroskopie völlig ausgeschlossen ist. Wir gestehen sehr gern zu, daß ein Grundriß der pathologischen Histologie keine leichte Aufgabe ist und vielleicht in weiterem Umfange nicht in einen solchen Leitfaden, wie er uns vorliegt, gehört, aber da der Vf. in der Vorrede verspricht, die verschiedenen Seiten der Mikroskopie zu behandeln, so konnten wir wenigstens eine Andeutung über den Gebrauch des Mikroskopes in der Pathologie erwarten. Auch mußte nach der ganzen Anlage des Werkes ein Artikel über diesen Gegenstand eben so gut Platz finden, wie das Kapitel über gerichtliche Medicin.

Uebrigens aber ist es dem Vf. gelungen, den doppelten Ansprüchen, welche man an ein solches Werk machen kann, Genüge zu leisten. Es wird uns eine große Reihe sehr sorgfältig und genau ausgeführter Abbildungen vorgelegt, die mit wenigen Ausnahmen als Vorbilder für mikroskopische Zeichnungen gelten können. Wie schon erwähnt, enthalten die beiden ersten Tafeln Abbildungen von Mikroskopen und den dazu gehörigen Apparaten; auf der 3ten bis 14ten sind Blutkörperchen, Muskeln, Zoospermen, Cilien, Eyer, Haare, Insectenschuppen, Fischschuppen, Nerven, Eiter, Zähne, Wolle, Seide, Federn u. s. w. freylich in einer ziemlich bunten

Reihenfolge, auf der 15ten ist ein Floh, auf der 16ten und 17ten *Acarus exulcerans* und *A. domesticus* abgebildet. Die übrigen 13 Tafeln sind der Phytotomie gewidmet und enthalten Abbildungen des Amylum, verschiedener Durchschnitte von Pflanzenstämmen, der Gewebe der Blumen und Früchte, des Pollens und verschiedener Cryptogamen, denen auf der letzten Tafel einige fossile Infusorien beigefügt sind. Wir finden überdies sehr lobenswerth und dem Zwecke eines Leitfadens entsprechend, daß fast durchgängig Objecte gewählt sind, die sich der Anfänger leicht verschaffen und daran seine Fertigkeit in der mikroskopischen Beobachtung prüfen kann.

So wie der Vf. sowohl durch die, gewis nicht leichte, passende Auswahl der Zeichnungen, als auch durch die gedrängte, alles Nothwendige berücksichtigende Darstellung dem practischen Zwecke seiner Schrift genügt, eben so hat er durch Bestätigung oder Berichtigung vieler Details der Mikroskopie selbst nicht unbedeutenden Vorschub geleistet. Wenn wir uns auch oben dahin aussprachen, daß der Vf. mitunter zu sehr an der bloß äußeren Auffassung der Bilder hängt und die theoretischen Einigungspuncte zu ängstlich meidet, so verkennen wir dabey doch nicht den Vortheil, den die Untersuchungen eines rein objectiven Beobachters gewähren. Es ist vielmehr erfreulich, wenn die auf verschiedenem Wege gewonnenen Resultate zusammen fallen oder eine wiederholte Prüfung des Gegenstandes veranlassen.

Wir sind überzeugt, daß dem angehenden Beobachter die Benutzung dieses Leitfadens sehr förderlich werden kann und daß die Fachgenossen uns in der Anerkennung desselben nach Form und Inhalt bestimmen werden. So viel wir gehört haben, wird auch eine englische Bearbeitung desselben erscheinen.

Friedrich Will.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 14. September 1844.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 21. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 10. März beginnenden Woche geschlossen werden.

## Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemählde-

sammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

## Vorlesungen.

### Theologische Wissenschaften.

Eine allgemeine Einleitung in das Studium der Theologie gibt Hr Lic. Hänell Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr, unentgeltlich;

Eine Einleitung in sämtliche Bücher des A. T., Hr Prof. Wüstenfeld, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Redepenning erklärt ausgewählte Weissagungen des Jesaias, 4 St. wöch. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Bertheau, den Jesaias, um 10 Uhr; Hr Prof. Wüstenfeld, die Psalmen, um 8 Uhr; Hr Prof. Wieseler, die Psalmen, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den Pentateuch, um 10 Uhr.

Die Geschichte des israelitischen Volkes, mit Berücksichtigung der wichtigsten Gegenstände der biblischen Archäologie, trägt Hr Prof. Bertheau um 2 Uhr vor.

Eine historisch-critische Einleitung in die canon. Bücher des Neuen Testaments gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist.-R. Abt Lücke erklärt die Briefe des Ap. Paulus an die Corinthen und den Brief an die Hebräer, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, das Evangelium und die Briefe des Johannes, 6 St. wöch. um 9 Uhr; die Pastoralbriefe des Ap. Paulus, Mont. und Donnerst. um 2 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Köllner, die drey ersten Evangelien, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Wieseler, die Apostelgeschichte, Dinst. und Freyt. um 3 Uhr, öffentlich; Hr Lic. Matthäi, die Briefe des Ap. Paulus an die Corinthen und den Brief an die Hebräer, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Das Leben und die Lehre Jesu, nach den vier Evangelien mit Berücksichtigung der neuesten Critiker, wird Hr Prof. Wieseler 4 St. wöch. um 2 Uhr vortragen. —



Die Hauptabschnitte aus dem Leben Jesu erläutert Hr Lic. Matthäi, Mont. Dinst. Donnerst. um 2 Uhr.

Die Lehre Jesu vom Staate und der Fürstenmacht erläutert Hr Lic. Matthäi, Mittw. um 1 Uhr unentgeltlich, mit Berücksichtigung von Eylerts 'Charakterzügen aus dem Leben Friedrich Wilhelms des Dritten.'

Die Apologetik trägt Hr Lic. Hänell anfangs 3 St., späterhin 4 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Die Geschichte der christlichen Dogmen handelt Hr Consist.=R. Gieseler 5 St. wöch. um 4 Uhr ab; Dogmengeschichte (Fortsetzung und Schluß der Vorlesung) Hr Prof. Duncker, in 2 den Zuhörern passenden Stunden, öffentlich;

Die christliche Dogmatik, Hr Consist.=R. Abt Lücke, nach seinem 'Grundrisse der evangel. Dogmatik, als handschriftliche Mittheilung für Vorlesungen', 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Eine vergleichende Darstellung der dogmat. Systeme der lutherischen und katholischen Kirche, der Reformirten und der Socinianer gibt Hr Prof. Köllner, nach Plancks 'Abriß einer histor. und vergleichenden Darstellung der dogmat. Systeme unserer versch. christl. Hauptparteyen. Göttingen 1822', 4 St. wöch. um 11 Uhr, öffentlich.

Die dogmat. Beweisstellen erläutert Hr Lic. Holzhausen um 2 Uhr, unentgeltlich.

Kirchliche Archäologie oder Ursprung und Geschichte der vorzüglichsten kirchlichen Einrichtungen und Gebräuche trägt Hr Repet. Wolde 3 St. wöch. um 8 Uhr vor.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist.=R. Gieseler trägt den ersten Theil der Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und öffentlich 5 St. wöch. um 5 Uhr den dritten Theil derselben; Hr Prof. Duncker, den zweyten Theil der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den ersten Theil der Kirchengeschichte, in Verbindung mit Repetitorien, 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Zu Examinatorien über die theolog. Wissenschaften erbiethet sich Hr Lic. Holzhausen.

Homiletik und Pastoralrechtslehre trägt Hr Prof. Redepenning 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Homiletik, Hr Prof. Köllner, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

Uebungen in der practischen Behandlung der Perikopen stellt Hr Lic. Hänell privatissime an.

Die Uebungen der Mitglieder des Königl. homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Herrn Prof. Redepenning Mittw. um 2 und 3 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die Theorie der religiösen Katechetik trägt Hr Generalsuperint. Dr. phil. Nettig, nach s. 'Grundrisse zu academischen Vorlesungen über religiöse Katechetik, Gött. bey Vandenhoeck u. Ruprecht 1843,' in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, 4 St. wöch. um 1 Uhr vor. — Die practischen Uebungen seiner Zuhörer wird derselbe Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr leiten.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Consist. = R. Abt Lücke, sowie der von Hn Consist. = R. Gieseler errichteten theologischen Gesellschaft werden ferner fortgesetzt werden.

Hr Prof. Redepenning wird die Uebungen der Mitglieder der exegetischen Gesellschaft ferner leiten.

Hr Prof. Bertheau wird die Uebungen der Mitglieder der exegetischen Gesellschaft Freytag Abends wie bisher leiten.

Die theolog. Gesellschaft des Hrn Prof. Köllner, die exegetische Gesellschaft des Hrn Prof. Wieseler, die theolog. Gesellschaft des Hrn Lic. Hänell, sowie die exeget. Gesellschaft des Hrn Repet. Wolde werden ihren Fortgang haben, letztere Dinst. Abends von 8 — 10 Uhr.

In dem Repetenten-Collegium erläutert Hr Repetent Wolde den Propheten Joel, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; Hr Repetent Dr. phil. Linemann, den Brief des Ap. Paulus an die Colosser, Dinst. und Freyt. um 3 Uhr.

### Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der 8. Ausgabe seines Lehrb., um 8 Uhr vor; Hr Prof. Zachariaä, 4 St. wöch. um 2 Uhr; Encyclopädie der Rechts- und Staatswissenschaften, nebst einer kurzen Litterär-

geschichte dieser Wissenschaften, Hr Assessor Dr Unger, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Hr Assessor Dr Unger, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Geschichte des deutschen Staats- und Privatrechts, Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der einzelnen Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut, 5 St. wöchentl. um 11 Uhr; deutsches Staatsrecht, Hr Assessor Dr Unger, 5 St. wöchentl. um 10 Uhr; Hr Dr Wippermann, mit Rücksicht auf seine 'Beyträge zum Staatsrechte, Gött. 1844', um 3 Uhr;

Das Forst- und Jagd-Recht, Hr Dr Rothamel, privatissime;

Das allgem. deutsche Criminalrecht, mit einer Vergleichung der neuern Strafgesetze, vorzüglich des neuen hannover. Strafgesetzbuches, Hr Prof. Zachariä, 6 St. wöchentl. um 11 Uhr;

Die Geschichte des römischen Rechtes, Hr Geh. J. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr; die Geschichte und die Alterthümer des römischen Rechtes, Hr Hofr. Ribbentrop, um 9 Uhr; die Geschichte des römischen Rechtes, Hr Dr Leist, um 9 Uhr.

Die Institutionen des Gajus erläutert Hr Dr Benfey, 4 St. wöchentl. um 3 Uhr.

Hr Dr Leist hält Mont. Dinst. Donnerst. um 4 Uhr ein exeget. Collegium, in welchem er zur Erläuterung der Theorie des heutigen römischen Rechtes die schwierigern Stellen aus den Quellen erläutern wird.

Die Institutionen des römischen Rechtes trägt Herr Hofr. Ribbentrop, um 11 Uhr vor; Hr Dr Wippermann, nach Mühlenbruchs Lehrbuche, um 11 Uhr; Hr Dr Leist, um 10 Uhr;

Die Pandecten, Hr Hofr. Franke, um 8 und 10 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime;

Das Erbrecht, Hr Hofr. Ribbentrop, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum hält Hr Prof. Duncker, Mont. Dinst. u. Donnerst. um 2 Uhr; Hr Dr Wolff, Mont. Mittw. Donnerst. um 5 Uhr.

Zu einem Privatissimum über das römische Recht ist Hr Dr Benfey erbötig.

Das Kirchenrecht der Katholiken so wohl als der Protestanten trägt Hr Prof. Kraut 5 St. wöch. um 3 Uhr vor; Hr Dr Rothamel, um 2 Uhr; Hr Dr Mejer, nach s. nächstens erscheinenden Lehrbuche, 4 St. wöch. um 9 Uhr;

Das deutsche Privatrecht sammt dem Lehen- und Handelsrechte, Hr Prof. Duncker, 12 St. wöch. um 8 und 10 Uhr;

Das Lehen- und Handelsrecht, Hr Dr Wolff, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Das Hannoverische Landesrecht, Hr Dr Grefe, 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das Nassauische Landesrecht, Hr Prof. Duncker, um 11 Uhr;

Die Theorie des deutschen Criminal-Processus, mit Vergleichung der Verhältnisse in England und Frankreich, Hr Dr Mejer, um 2 Uhr.

Eine Darstellung merkwürdiger Criminalfälle wird Hr Dr Mejer Mittw. um 2 Uhr geben, unentgeltlich.

Die Grundsätze des Civil-Processus trägt Hr Hofr. Franke um 2 Uhr vor; die Theorie des Civil-Processus, Hr Dr Benfey, privatissime; die Theorie des Civil-Processus, sowohl des ordentl. als des summarischen, Hr Dr Grefe, 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Geh. R. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, derselbe, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beyträge zur Einleitung in die Praxis der Civil-Proc.' und 'Anleitung zum Referieren. 2. Aufl.'

Die Extrajudicial-Jurisprudenz, d. h. die Lehre von der s. g. freywilligen Gerichtsbarkeit und der Cautelar-Jurisprudenz, handelt Hr Stadt-Synd. Dr Desserley 4 St. wöch. um 9 Uhr ab; Notariatskunst, derselbe, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Hr Dr Wolff wird die Uebungen der von ihm jüngst gegründeten juristischen Gesellschaft leiten.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Repetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr Dr Rothamel; zu Privatissimis erbietet sich Hr Dr Mejer, zu Examinatorien und Repetitorien über das röm. Recht, das deutsche Privatrecht und den Civil-Process Hr Dd Zimmermann.

## Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Histologie und Anthropochemie, erläutert durch mikroskopische Demonstrationen und chemische Experimente, trägt Hr Prof. Vogel 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Anatomische Demonstrationen gibt Hr Ob. Med. Rath Langenbeck mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln um 1 Uhr; Osteologie und Syndesmologie trägt derselbe Mont. Mittw. und Freyt. um 11 Uhr vor und bedient sich zur Erläuterung dabey seiner osteologischen Kupfertafeln. — Practischen Unterricht im Zergliedern ertheilt Hr Ob. Med. R. Langenbeck und Hr Professor Pauli von 10 — 12 Uhr und von 2 — 4 Uhr.

Die vergleichende Anatomie handelt Hr Prof. Berthold um 11 Uhr ab;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Krämer, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Geschichte der Physiologie trägt Hr Prof. Herbst 4 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Menschliche und vergleichende Physiologie mit Entwicklungsgeschichte, erläutert durch Demonstrationen und Experimente, Hr Prof. Wagner nach s. 'Lehrbuche der Physiologie. 2. Aufl. Leipz. 1843.', 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Ausgewählte Kapitel aus der Physiologie und allgemeinen Pathologie des Nervensystems, derselbe, Mittw. zu einer passenden Stunde;

Den Bau und die Verrichtung der Lymphdrüsen, Hr Prof. Herbst, Mont. um 2 Uhr, öffentlich.

Ueber Auscultation und Percussion hält Hr Dr Krämer Mont. Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends einen Vortrag, und verbindet damit practische Uebungen.

Allgemeine Pathologie lehrt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr; allgemeine Pathologie und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Marx, 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Lehre von den Wirkungen u. dem Gebrauche der Heilmittel (Pharmakodynamik oder Materia med.) so wie die Kunst, Arzneimitteln zu verschreiben, trägt Hr Hofr. Marx 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Materia medica, die Kunst Recepte zu schreiben und die Arzneyen zu dispensieren, Hr Prof. Rüete, um 4 Uhr;

Medicinische Zoologie, verbunden mit Demonstrationen im academischen Museum, Hr Prof. Berthold, Mittw. Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr;

Medicinische Botanik, Hr Prof. Grisebach, Mont. Mittw. Freyt. um 3 Uhr.

Zu Privatissimis über Pharmacie erbietet sich Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers.

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, die Fehler der Ausleerungen, die Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten ic. enthaltend, trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 4. Ausg. seines Lehrbuches um 5 Uhr vor;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, Hr Prof. Fuchs, nach s. Lehrbuche. Götting. 1844, 6 St. wöch. um 2 Uhr; den dritten Theil der spec. Nosologie und Therapie oder die Lehre von den Nerven- und Formkrankheiten (Neurosen und Morphonosen), derselbe, 4 St. wöchentl. um 5 Uhr;

Humoralpathologie, Hr Prof. Vogel, Mittw. um 3 Uhr, öffentlich;

Die Formkrankheiten des menschlichen Körpers, Hr Dr Langenbeck, um 8 Uhr, unentgeltlich;

Physiologie der Augen und Ohren und den theoretischen Theil der Krankheiten der Augen, Hr Prof. Rüete, um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Chirurgie, Hr Ob. Med.-R. Langenbeck um 6 Uhr Abends;

Den practischen Theil der Krankheiten der Augen und des Gehörs, mit Demonstrationen an Kranken und Abbildungen, trägt Hr Prof. Rüete, um 2 Uhr vor; Anleitung zur augenärztlichen Praxis gibt Hr Dr Langenbeck um 2 Uhr, und Diagnose der chirurg. Krankheiten, derselbe.

Anleitung zu Operationen bey Augen- und Gehörkrankheiten gibt Hr Prof. Rüete, privatissime; Anleitung zu Operationen bey Augenkrankheiten und zu chirurgischen Operationen, Hr Dr Langenbeck um 3 Uhr, privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die bey Zahnkrankheiten vorkommenden Opera-

tionen so wie auch die Verfertigung und Einsetzung einzelner Zähne und ganzer Gebisse aus Email, derselbe, privatissime.

Die Lehre der Geburtshilfe trägt Hr Hofr. von Siebold 5 St. wöch. um 8 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich den Besuch der clinischen Stunden so wie die Beobachtung der im Entbindungshause vorkommenden Geburten; zu den geburtshilflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Explorations- und Auscultationsübungen an Schwangeren und Beobachtung der vorkommenden Geburten gibt er um 3 Uhr und in anderen passenden Stunden Anleitung; die practischen Uebungen setzt er in den clinischen Stunden wie bisher fort. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst und Therapie der Weiberkrankheiten, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Tresurt trägt die Geburtslehre 6 St. wöch. um 8 Uhr vor. Für die Anleitung zu den geburtshilflichen Operationen bestimmt er die Stunde von 4 bis 5 Uhr. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshilfe zu geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Hofr. von Siebold, 4 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Prof. Bergmann, für Studierende der Rechte, 4 St. wöch. um 1 Uhr.

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med. R. Longenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem academischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi täglich um 10 Uhr.

Für die clinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hrn Prof. Fuchs sind die Stunden von 11 bis 1 Uhr täglich angelegt.

Zu Examinatorien u. Repetitorien in verschiedenen Zweigen der practischen Medicin erbiehet sich Hr Dr Krämer.

Die Anatomie u. Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; die allgemeine Pathologie der Hausthiere, derselbe, 4 St. wöch. um 2 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königlichen Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universi-

täts = Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, eine Vorlesung; die Reitkunst lehrt derselbe, 6 St. wöch. — Der Unterricht und die Uebungen in der niederen und höheren Reitkunst werden auf der Königl. Reitbahn wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

### Philosophische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der Philosophie trägt Hr Hofr. Ritter 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Den zweyten Theil der Geschichte der alten Philosophie, Hr Prof. Krische, 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Eine unentgeltliche Vorlesung über die Grundlage der Hegelschen Philosophie hält Hr Assessor Dr Lott, Dinst. und Freyt. um 10 Uhr.

Logik und Einleitung in die übrigen Theile der Philosophie, trägt Hr Dr Lott, 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Metaphysik, Hr Prof. Loze, 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Natürliche Theologie und Religions-Philosophie, Hr Hofr. Ritter, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr; Religions-Philosophie, Hr Prof. Bohß, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 11 Uhr;

Allgemeine Physiologie, Hr Prof. Loze, Mont. Mittw. Donnerst. um 3 Uhr;

Psychologie, Hr Prof. Bohß, Mont. Dinst. Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr; Hr Prof. Loze, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Philosophische Disputationen stellt Hr Prof. Loze an in näher zu bestimmenden Stunden.

In dem pädagogischen Seminarium trägt Hr Prof. Hermann die Geschichte und Einrichtung der Gymnasien, insbesondere der Gymn. in Deutschland, vor und leitet die Uebungen der Mitglieder des Seminars Mont. Dinst. Mittw. um 11 Uhr.

### Staatswissenschaften und Gewerbswissenschaft.

Politik und Staatsrecht der europäischen Staaten, mit einer kurzen Uebersicht der Polizey und des Völkerrechts trägt Hr Prof. Roscher um 4 Uhr vor;

Practische Politik, mit einer kurzen Darstellung des Völkerrechts, Hr Prof. Schaumann, um 2 Uhr;

Ausgewählte Kapitel der Polizey, Hr Prof. Roscher, Mont. um 1 Uhr, öffentlich;

National-Deconomie u. Finanzwissenschaft, derselbe, nach seinem Grundrisse zu Vorlesungen über die



Staatswirtschaft. Nach historischer Methode. Göttingen, bey Dieterich 1843, um 3 Uhr; National=Deconomie, Hr Dr Tögel.

Die Uebungen der staatswirthschaftlichen Gesellschaft wird Hr Prof. Roscher in passenden Stunden leiten, öffentlich.

Encyclopädie der gesammten Forstwissenschaft, umfassend: deutsche Forstgeschichte und forstliche Literatur, Forstverjüngung und Anbau, Forstbenutzung und Technologie, Forstschuß, Forstabschätzung und Einrichtung; Staats=Forstpolizey und Staats=Forstverwaltung (Staats=Forstlehre) mit Hinsicht auf das neue hannoversche Forstverwaltungs=Reglement, trägt Hr Hofr. Meyer um 11 Uhr vor;

Die Agricultur, nach Liebig, Hr Prof. Grisebach, Dinst. und Donnerst. um 5 Uhr;

Die Technologie, Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 2 Uhr.

### Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Focke, in passenden Stunden; Hr Dr Köhler, nach 'Lorenz Grundriß der reinen Mathematik', 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Wahrscheinlichkeits=Rechnung, Hr Dr Goldschmidt, um 10 Uhr;

Analysis des Endlichen und die Elemente der analytischen Geometrie, Hr Prof. Ulrich, um 2 Uhr; Analysis und die Anfangsgründe der analyt. Geometrie, Hr Dr Stern, um 2 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, und die Stereometrie, Hr Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr;

Die Methode der kleinsten Quadrate, und die Anwendung derselben in der Astronomie, höheren Geodäsie und Naturwissenschaft, Hr Hofr. Gauß, um 10 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Goldschmidt, Dinstags und Freytags.

Die practische Astronomie lehrt Hr Hofr. Gauß, privatissime;

Maschinenkunde, Hr Prof. Listing, privatissime;

Die bürgerliche Baukunst, Hr Dr Focke in passenden Stunden; die bürgerliche Baukunst, verbunden mit architectonischem Zeichnen, Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen so wohl als practischen Mathematik erbiethet sich Hr Dr Köhler.

### N a t u r l e h r e.

Entwicklungsgeschichte der Thiere, vorzüglich der Wirbelthiere, trägt Hr Prof. Bergmann Sonnabends um 2 Uhr öffentlich vor.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien hält Hr Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung. Zur Kenntniss der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt derselbe gleichfalls öffentlich Mittw. um 11 Uhr Anleitung. Die Organographie und Physiologie der Pflanzen handelt Hr Prof. Bartling, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr ab; die cryptogamischen Pflanzen, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 1 Uhr. Botanische Excursionen werden von ihm wie bisher angestellt werden.

Die Anatomie u. Physiologie der Pflanzen trägt Hr Prof. Grisebach 4 St. wöch. um 4 Uhr vor, und verbindet damit Sonnab. um 2 Uhr oder in einer andern passenden Stunde mikroskopische Demonstrationen im physiologischen Institute;

Die Mineralogie, vorzüglich in Bezug auf Metallurgie, Ackerbau, Forstwissenschaft und Pharmaceutik, Hr Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuchs, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 10 Uhr; Crystallographie, derselbe, Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr. Practisch-mineralogische Uebungen stellt derselbe Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr an.

Die Theorie des Erdmagnetismus trägt Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Die Experimental-Physik lehrt Hr Prof. Listing 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Prof. Simly, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Practisch-physicallische Uebungen stellt Hr Prof. Listing im acad. Laboratorium Freyt. von 10—12 Uhr an.

Untersuchungen und practische Uebungen in den Gebieten der Photographie, Galvanopla-

stik u. Galvanometallotik (der Kunst, Metalle mit andern Metallen auf electricischem Wege zu überziehen) wird Hr Prof. Himly privatissime anstellen.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über theoretische Chemie ist Hr Dr Stromeyer, Hr Dr Wiggers erbotig.

### Historische Wissenschaften.

Allgemeine vergleichende Geographie trägt Hr Assessor Dr Wappäus 4 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Eine Geschichte der alten Geographie verbindet Hr Dr Lion jun. mit seiner Erklärung des Dionysius Periegetes, um 11 Uhr.

Die Geschichte des israelitischen Volkes trägt Hr Prof. Bertheau um 2 Uhr vor;

Die Geschichte des Mittelalters, Hr Prof. Havemann, Mont. Dinst. Donnerst. Freyt. um 3 Uhr;

Die Geschichte Deutschlands, mit Beziehung auf die zweyte Ausgabe der 'Quellenkunde der deutschen Geschichte von Dahlmann', Hr Prof. Schaumann, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Braunschweig-Lüneburgische Geschichte, Hr Prof. Havemann, Mont. Dinst. Donnerst. Freytag um 11 Uhr;

Die Geschichte der öffentlichen Wirksamkeit Georg Canning's, Hr Prof. Schaumann, Mittw. um 2 Uhr, öffentlich.

Die Uebungen der histor. Gesellschaft wird Hr Prof. Schaumann wie bisher leiten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

### Literär-Geschichte.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Die Geschichte der griechischen Literatur trägt Hr Prof. Hermann 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

Die Geschichte der deutschen Nationalliteratur, Hr. Assessor Dr. Müller, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Geschichte der französischen Literatur, Hr. Prof. César in französischer Sprache, 4 St. wöchentl. um 4 Uhr.

Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr. Lector Dr. Melford s. Erklärung v. *Byrons Mazeppa* eröffnen.

### Schöne Künste.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst und Baukunst trägt Hr. Prof. Desterley mit Benutzung der Königl. Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 4 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch Mont. und Donnerst. von 6—8 Uhr Ab., zur Leitung academischer Uebungen erbötig. — Hr. Eberlein wird fortfahren Unterricht im Landschaftszeichnen zu geben.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr. Musik-Director Dr. Heinroth den Abend jedes Donnerstags von 6 Uhr an; in näher zu bestimmenden Stunden erläutert er die Theorie der Musik und übt Gesänge des Predigers am Altare ein. Auch erbiethet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele.

### Alterthumskunde.

Die römischen Antiquitäten trägt Hr. Prof. Hoek um 4 Uhr vor;

Die griech. und römische Kunstmythologie, Hr. Prof. Wieseler, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Mythologie und Religionsformen der alten Völker, Hr. Dr. Eckermann, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

### Orientalische und alte Sprachen.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theolog. Wissenschaften.

Die arabische Sprache lehrt Hr. Prof. Bertheau, Donnerst. und Freyt. um 1 Uhr öffentlich.

Die Erklärung arabischer Schriftsteller setzt Hr. Prof. Wüstenfeld in passenden Stunden fort, öffentlich.

Vergleichende Grammatik der griech. und

latein. Sprache und des Sanskrit trägt Hr Dr Bensley 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Die Grammatik des Sanskrit, derselbe, Mont. Dinst. und Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich.

In dem philolog. Seminarium wird Hr Prof. Hermann die Mitglieder des Seminars Ciceros Rede gegen Vatinius erklären lassen, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr; Hr Prof. Schneidewin die Disputations = Uebungen leiten, Mittw. um 11 Uhr; Hr Prof. von Leutsch, das 4. Buch des Thucydides erklären lassen, Mont. und Dinst. um 11 Uhr.

Vorlesungen über die griechische Sprache und über griechische Schriftsteller. Hr Geh. Just. R. Mitscherlich erläutert des Apollonius Argonautica und Pinbars 4. Pyth. Hymnus, in passenden Stunden; Hr Prof. Hermann, Platos und Xenophons Symposien, 5 St. wöch. um 10 Uhr. Hr Prof. Schneidewin trägt die Syntax der griechischen Sprache 4 St. wöch. um 8 Uhr vor; erläutert Aristophanes Wolken, nach einer Einleitung über die griech. Komödie, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Prof. von Leutsch, die Reden im Thucydides, 3 St. wöch. um 8 Uhr oder in einer andern gelegenen Stunde; Hr Prof. Krische, Platos Theätet, nach einer ausführlichen Untersuchung über Platos Dialoge und seine Sokratische Kunst, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Assessor Dr Bode, des Sophokles Oedipus auf Kolonos, nach vorangeschickter Einleitung über die dramat. Kunst der Griechen, um 4 Uhr; Hr Dr Lion jun. den Dionysius Periegetes, mit einer Geschichte der alten Geographie, um 11 Uhr. — Zum Privat = Unterricht im Griechischen erbieht sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion jun.

Vorlesungen über die lateinische Sprache u. über lateinische Schriftsteller. Hr Prof. v. Leutsch erläutert die Elegien des Propertius, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Lion, Virgils Aeneide, um 1 Uhr; Hr Dr Thospenn, das 1. Buch der Historien des Tacitus, 5 St. wöch. — Zum Privat = Unterricht im Lateinischen erbieht sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion jun.

Hr Prof. Schneidewin wird Philologie Studierende in der Kritik u. Auslegung alter Schriftsteller üben, privatissime.

Die Uebungen der philolog. Gesellschaft des Hn Prof. Wieseler werden fortgesetzt werden.

Ausgewählte Stücke des Gothischen u. Althochdeutschen wird Hr Ass. Dr Müller erklären, privatissime.

### Neuere Sprachen und Literatur.

Die französische Sprache, in Hinsicht auf Sprechen so wohl als Schreiben, lehrt Hr Prof. César, theils für Geübtere 5 Stunden wöch. um 5 Uhr, theils für weniger Geübte um 6 Uhr Abends. Auch ist derselbe zur Erläuterung eines beliebigen französischen Schriftstellers erbötig. Privatissima, und unter anderen über den diplomatischen Stil, werden gleichfalls von ihm gegeben werden. Zum Unterricht im Französischen erbiethet sich auch Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion.

Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Lector Dr Melford, nach seiner 'vereinfachten englischen Sprachlehre (1841)', 4 St. wöch. um 7 Uhr vor; Uebungen im Sprechen und Schreiben stellt derselbe 3 St. wöch. um 5 Uhr an.

Die Synonyme der englischen Sprache wird Hr Lector Dr Melford nach Anleitung s. 'synonymischen Handwörterbuches der englischen Sprache. Brschw. 1841', erläutern und damit practische Uebungen verbinden, 3 St. wöch. um 2 Uhr.

Sheridans Lustspiel, the School for Scandal, wird Hr Assess. Dr Bode mit Rücksicht auf englische Grammatik erklären um 2 Uhr. Nach einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren erklärt Hr Lector Dr Melford Byrons Mazeppa und Sardanapalus, 3 St. wöch. um 1 Uhr.

Zum Privat-Unterricht im Englischen erbiethet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.

Die italiänische Sprache lehrt Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Lion sen.;

Die spanische Sprache, Hr Lector Dr Melford.

Die Fektkunst lehrt der Universitäts = Fekhtmeister Hr Castrop; die Tanzkunst, der Universitäts = Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bey dem Logis = Commissär, Pedell Huch, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im voraus Bestellungen machen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

149. Stück.

Den 16. September 1844.

---

N e u f t a t e l.

Aux frais de l'auteur. Imprimerie d'O. Petitpierre 1842. Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt. — 326 Seiten in Octav. Mit 7 ausgeführten und 7 Umriss tafeln in Steindruck.

Herr Vogt, über dessen interessante Entwicklungsgeschichte des Alytes obst. schon früher von uns in diesen Blättern berichtet worden ist, hatte schon zur Zeit der Beobachtungen an jener Kröte auch die Entwicklung von Coregonus palaea seiner Untersuchung unterworfen. Verschiedene Ergebnisse dieser Forschungen waren darum auch in jenem früheren Werke schon angedeutet und in unserer Anzeige berücksichtigt, weshalb wir in Betreff dieser Punkte uns hier auf jene Anzeige beziehen können. Wir müssen jedoch erinnern, daß seit dem Erscheinen dieser Vogtschen Arbeiten die Richtigkeit mancher Beobachtungen über die Zellenmetamorphose, namentlich das Auflösen von Zel-

len im Blastem und neues Bilden von Zellen in letzterem, die spätere Bildung von Kernen in Zellen und die erste Bildung der Zellen im befruchteten Dotter von Kölliker (s. die Anzeige von dessen Entwicklungsgeschichte der Cephalopoden in diesen Blättern) theils bezweifelt, theils durch Aufstellung anderer Gesichtspuncte mehr aufgeklärt worden sind. — Das vorliegende Werk enthält aber außerdem viel schätzbare Beobachtungen, es berücksichtigt die schwierigsten und wichtigsten Puncte der Morphologie und es scheint daher angemessen eine kurze Uebersicht des Inhaltes zu geben.

Eine Eigenthümlichkeit, welche den Untersuchungen des Herrn Vogt nur zum Vortheil gereichen konnte, ist die Langsamkeit, mit welcher die Metamorphose bey der Palée vor sich geht. Die Eyer dieses Fisches entwickeln sich im Winter. Er verläßt das Ey um den sechzigsten Tag. Auch dann würde die Untersuchung noch fortzusetzen seyn, da die bleibende Form in mancher Beziehung bey dem Ausschlüpfen noch nicht erreicht ist. Es gelang aber nicht die Thierchen längere Zeit nach diesem Zeitpuncte lebendig zu erhalten. — Ein anderer besonderer Umstand ist die Verfolgung der Untersuchung ohne Oeffnung der Eyer, zu welcher sich der Verf. wenigstens eine Zeit lang genöthigt sah, weil der Eyvorrath durch Absterben so zusammen geschmolzen war, daß nicht zu jeder Beobachtung ein Ey geopfert werden durfte. Auch das hat, neben begreiflichen Nachtheilen, natürlich gewisse Vortheile, da das richtige Aneinanderreihen der verschiedenen Entwicklungsstufen zu den Schwierigkeiten der Entwicklungsgeschichte gehört, wenn man jede neue Beobachtung an einem neuen Individuum macht.



Im ersten Kapitel die Beschreibung des unbefruchteten Eyes. Der Dotter enthält wenige Körnchen, welche sich an das Keimbläschen legen. Sie sind wahrscheinlich Del, da sie mit der Ausbildung größerer Deltropfen verschwinden. Da sie das Keimbläschen einhüllen, ist das Verschwinden desselben nicht beobachtet worden, dasselbe hat 6—12 Keimflecke. Die reifen Eyer ( $\frac{5}{8}$ ''' ) fallen in die Bauchhöhle. Die Schalenhaut umgibt die Dotterhaut unmittelbar, bis die Eyer gelegt werden. Die Flüssigkeit, welche sich dann zwischen beiden ansammelt, wirkt auf den Dotter, wenn sie damit in Berührung kommt, eben so coagulierend wie reines Wasser.

Kap. 2. Fécondation; conditions du développement; maladies de l'oeuf; méthode d'observation. Kap. 3. De l'oeuf fécondé et du germe. Die ersten Veränderungen des Dotters treten bey unbefruchteten Eiern, welche die Bauchhöhle verlassen haben, eben so ein, wie bey befruchteten, bald aber halten sie inne. Wie sich der Verf. den Zusammenhang zwischen den im Keime vorhandenen Zellen und der gleichzeitig geschehenden Furchung denkt (p. 36), ist mir völlig unverständlich. Kölliker's umfassende Beobachtungen und klare Darstellung entschädigen indes hierfür. Ausgenommen daß Kölliker die Identität der Embryonalzellen mit den Keimflecken, welche Bischoff und Vogt annehmen, leugnet, lassen sich seine Ansichten sehr wohl zur Aufklärung von Vogts Beobachtungen anwenden. Es scheinen bey der Palée nämlich nicht die durch Furchung entstandenen Dotterabtheilungen sich mit Zellenmembranen zu umgeben, sondern von den in ihnen enthaltenen primären Zellen resorbiert zu werden. Nach der Furchung ist der Keim hemisphärisch, sehr erhaben, flacht sich dann

mehr ab und breitet sich aus. Eine Stelle, nicht im Centrum gelegen, bildet nun eine Verdickung, welche sowohl äußerlich als gegen den Dotter hervor ragt. Eine andere Stelle des Keimes wird sehr durchsichtig. Der Keim besteht aus körnigen Zellen, welche nur eben an dieser durchsichtigen Stelle fehlen, während dieselbe eben so wie der übrige Keim von einer mehrfachen Schicht durchsichtiger platter Zellen überzogen ist.

IV. L'embryon jusqu'à la fermeture du sillon dorsal. Die verdickte Stelle des Dotters dehnt sich rasch der Länge nach aus und Bogt betrachtet sie dann als identisch mit Bars Primitivstreifen. Die durchsichtige Stelle nennt er vessie vitellaire, (Dotterblase; vgl. Erklärung der Abbildungen h) nicht zu verwechseln mit dem Dottersack. — Die Rückenfurche. [Sie scheint sich in den Primitivstreifen Bogts einzusenken]. Am Gehirrende unterscheidet man bald einen vorderen schmalen, einen mittleren weiten und einen hintern, weniger ausgebreiteten Theil, prosencephale, mésencephale, épencephale. Die Deckung der Rückenfurche und dieser Hirnhöhlen, so wie auch der Ausstülpungen des mésencephale, welche zu Augen werden, geschieht zunächst indem sich die Schicht flacher Zellen, welche früher erwähnt wurde, von dem Boden dieser Vertiefungen löst, sich erhebt und so zu einer Decke wird. Man unterscheidet einen Streifen von Zellen besonderer Art, welche die Chorda dors. andeuten. Ohren. Die gland. pin. erscheint auf der Mittellinie zwischen mesencephalon und prosencephalon und steht längere Zeit in inniger Verbindung mit der Schädelwand (p. 116). Die Nasengruben bilden sich, das prosencephalon nähert sich ihnen um endlich in eine genaue Verbindung mit ihnen zu treten. — Rathkes Ansicht

über die Bildung der hypophysis zu prüfen eignet sich die Palée nicht, aber wohl um Reicherts Behauptungen als falsch zu erkennen. — Aus allem Detail über die Hirnbildung heben wir noch die Angabe heraus, daß gleichzeitig mit der Bildung der Brustflossen einige kleine Höcker an den Seitentheilen des vierten Ventrikels sich zeigen, welche später sich wieder verstreichen, während man ähnliche bey Fischen, welche besonders große Brustflossen haben, wie die Triglen, persistirt findet.

Auf die Beziehung dieser Höckerchen zu den Brustflossen der Triglen achtete schon Ursaky (Münters Ausgabe p. 6) und Tiedemann (Meckels Archiv. 1816). — Es ist aber kaum zu bezweifeln, daß die Beachtung der Gleichzeitigkeit in der Entwicklung von Hirn- und Körpertheilen überhaupt zu wichtigen Resultaten führen könnte].

VI. Daß bey der Entwicklung des Auges die Einstülpung der Linse sich an diesem Fische deutlich erkennen läßt, hat der Verf. schon früher mitgetheilt. Außer der Entwicklung des Auges findet sich in diesem Kap. Einiges über das Ohr und die Nase. Der Verf. hat wenig über die Bildung der halbcirkelförmigen Canäle gesehen. Was er indessen sah, vereinigt sich wohl mit Rathkes, nicht mit Valentins Ansicht. (Auch Günther hat Rathkes Ansicht, wie es scheint ohne sie zu kennen, durch seine Beobachtungen bestätigt). Vogt sah auch eine nach oben gehende Ausstülpung des Hörbläschens, welche ihn an die von Rathke beobachteten Kalksäcke bey der Natter erinnert. (Auch hier wäre an Beobachtungen von Günther zu erinnern).

VII. Skelett. Bildung der chorda; Sonderung der Scheide. Wirbeltheilung des Körpers. Der Verf. befindet sich hier in einem morphologischen

Misverständnis. Er sagt p. 106: Le développement des vertèbres osseuses, tel qu'il se montre dans la Palée, a moins de rapport avec l'apparition des divisions vertébrales, qu'on ne serait tenté de le croire. Il est vrai que leur nombre se correspond de la manière la plus exacte, puisque la Palée, ainsi que tous les poissons osseux, a autant de feuilletts fibreux dans le muscle latéral que des vertèbres; mais l'analogie cesse en partie des que l'on songe, que les feuilletts fibreux sont fixés au milieu du corps des vertèbres et des apophyses, que par conséquent chaque vertèbre osseuse correspond à deux séparations vertébrales, savoir à la moitié de celle qui la précède et à la moitié de celle qui la suit. — Es kommt hier eben nur darauf an, das Verhältnis nicht gerade so aufzufassen, wie es nicht ist. So wie die kontinuierliche Scheide der chorda die Grundlage der gegliederten Wirbelsäule bildet, so sind die von ihr ausgehenden und die Seitenmuskeln durchsetzenden fibrösen Häute die Grundlage von Wirbelfortsätzen, Rippen u. s. w. Es mangelte hier dem Verf. die Auffassung des Skelettes (so weit dasselbe als Knorpel oder Knochen auftritt) als secundärer Einlagerungen in die primäre faserige Bildung, Einlagerungen welche von jener primären Bildung häufig fast nichts weiter als Periostr und Ligamente mehr erscheinen lassen. Diese Auffassung scheint uns indessen in den Arbeiten namentlich von Rathke zu deutlich vorzuliegen und zu wohl begründet zu seyn, als daß wir hier weitere Begründung derselben nöthig haben sollten. Man darf also freylich nicht erwarten, daß die Muskelscheiben den Wirbelkörpern und die Sepimente der Interverbralmasse entsprechen, — Manche von Vogts Be-

obachtungen sind gerade für jene systematische Auffassung des Skelettes recht interessant. So (p. 107) daß er die Knorpelkörperchen innerhalb des Fasergewebes der Chordalscheide beobachtet und daß sich (p. 108) die Hauptapophysen der Wirbel in den Faserplatten bilden. — Die Ablagerungen, welche zu Wirbelkörpern werden und äußerlich so wie innerlich an der Chordalscheide auftreten, sind in diesen beiden Portionen verschiedener Natur. Die innere Ablagerung schien Knochen zu werden ohne vorher Knorpel gewesen zu seyn. — Die Grundplatte des Schädels hat hier die Eigenthümlichkeit, daß sie vor dem Vorderende der chorda nicht geschlossen ist, natürlich also auch keinen mittlern Balken hat. Die seitlichen Balken vereinigen sich weiter nach vorn (vor der Hypophysis) mit einander zur plaque faciale. — Weitere Knorpelentwicklung. — Der Schädel der Palée verknöchert nur theilweise. Der Knochen erscheint in Platten, welche auf den Knorpel gelegt sind. Das sey aber kein Grund diese Knochen mit Reichert für Hautknochen zu halten, da man alle Uebergänge bis zu völliger Verknöcherung auffinden könne. — Gegen die Theorie der 3 Schädelwirbel. Ueber diesen Punct haben wir uns in diesen Blättern schon früher ausgesprochen. — Gesichtsknochen. Kiemenbogen. Der Opercularapparat ist Hautknochen. Brustflossen (an welchen lebhafteste Bewegungen beobachtet wurden als sie noch ganz aus Zellen bestanden). In den unpaaren Flossen, welche zuerst, wie die Brustflosse, nur aus einer Duplicatur der Umhüllungszellschicht bestehen, treten dann zwischen den beiden Blättern sehr eigenthümliche Zellen auf, welche sich stark ramificieren, fast unregelmäßigere Formen darbieten als Pigmentzellen. Diese ordnen sich allmählich in

einfache Reihen: Andeutung der Strahlen. — Die Knorpelbildung soll bey der Palée etwas einfacher seyn, als bey Alytes. — Von der Verknöcherung ist nur der Anfang beobachtet worden; Verknöcherung von Intercellularsubstanz. [Verf. scheint der Meinung zu seyn, daß sich dieß nicht gut mit der Ansicht vereinige, daß die Knorpelkörperchen die Grundlage der Knochenkörperchen sind, was sich indessen nach den neueren Beobachtungen in Todd and Bowman Physiological Anatomy and Physiology sehr wohl neben einander begreifen läßt].

VIII. Haut und Muskeln. Die Epitheliumschicht, mit deren völliger Bildung zugleich die Dotterhaut schwindet, bildet vorspringende Falten und dringt als Einstülpung in den Embryo (Maul); sie ist die Decke des Herzens. Als besondere Zellenformen sind darin beobachtet: schwarze, ästige Pigmentzellen, braune Pigmentzellen, farblose, ästige Zellen. — Die Bildung der Schuppen konnte nicht beobachtet werden, da dieselben spät entstehen. Der Verf. erklärt sich nach Untersuchung junger Schuppen gegen Mandls Ansicht von der Bildung derselben.

IX. Eingeweide. Es bildet sich eine Zellschicht zu innerst am Embryo, zwischen ihm und dem Dotter, welche sich in eine obere (für die Bildung der Nieren) und eine untere umwandelt. Die untere wird zur Rinne und dann von hinten her zur Röhre, wobey die Zellen zu Fasern werden. Vorn sind die Zellen dieser Schicht angehäuft und aus dieser Anhäufung tritt ein Schenkel nach unten (Leber) und einer nach vorn (intestin buccal) bis zum Brustgürtel.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

150. 151. Stück.

Den 19. September 1844.

---

## N e u f a t e l.

Schluß der Anzeige: •Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt.

Indem sich vor diesem Theile die Kiemenhöhle bildet ist es wahrscheinlich, daß dann die Vereini-  
gung durch Verschwinden einer Zwischenwand ge-  
schieht, jedoch auch möglich, daß die Höhlenbil-  
dung vom Darm aus in den Schlund vordringt.  
— Ablagerung von Zellen, welche das Peritonäum  
bilden. — Motus peristalticus. Faeces. — Der  
Dottersack sitzt vor der Leber am Intestinum. Der  
Dotter erhält noch innerhalb der Epithelschicht eine  
Zellenlage, welche der Darmwand entspricht. —  
Die Bildung des Schlundes ist Hohlwerden einer  
Zellenschicht unter der Hirnbasis, in welche sich  
dann zugleich von außen die Kiemenspalten ein-  
senken. — 5 Kiemenspalten; 6 Paar Kiemenge-  
fäße, deren erstes von Anfang an, wie es nach  
p. 173 scheint, nicht vollständig einen Kiemenbogen  
vorstellt, was ich mit der späteren Beschreibung

der Entwicklung der Gefäße nicht zu vereinigen weiß, da nach derselben gerade das zuerst entstehende Bogenpaar, also das bedeutendste, sich an das Zungenbein anschließt, und erst später die Verbindung mit der Aorta verliert. — Embryonalzähne. — Die Canäle in der Leber bilden sich im Zusammenhange mit der Darmhöhle, während die Höhle der Schwimmblase isoliert entstehend erst später sich mit dem Darne verbindet. — Ureteren. Sie haben zu einer Zeit eine Ausblähung ihres hintern Endes, welche später (mit dem Erscheinen der Harnblase) wieder schwindet; es ist vielleicht eine Art von Allantois.

X. Die Entwicklung des Blutgefäßsystems hat der Verf. mit besonderem Fleiße verfolgt und es wird wegen der Eigenthümlichkeiten der Resultate nöthig seyn, sie hier auch etwas ausführlicher zu betrachten. Es gab natürlich die Eigenthümlichkeit der Beobachtung, welche an einem und demselben Individuum so oft wiederholt werden konnte, so wie die langsame Entwicklung gerade hier besondere Vortheile. — Das Herz ruht mit seinem einen Ende auf der Zellschicht, welche innerhalb des Epithels den Dotter umgibt, mit dem andern ist es gegen die Hirnbasis gerichtet. Es macht schon Bewegungen, ehe es hohl ist, welche sich als Krümmungen darstellen. Wie sich die Zellen bey diesen Contractionen verhalten, ist nicht zu ermitteln. Später ist das Herz hohl, aber noch nicht mit Blutgefäßen in Verbindung; dann werden durch die Contractionen freye Zellen darin umher getrieben. — Die Entstehung der Blutkörperchen scheint zwar durch Lösung von Zellen in allen Organen zu geschehen, besonders aber in der inneren Zellschicht der Dotterumhüllung: couche hématogène. [Dieses kommt denn so



ziemlich mit Reicherts Annahme über die Quelle der Blutkörperchen beym Huhne überein]. Die Blutkörperchen und Capillargefäße (wie schon bey *Alytes* angegeben). Der Verf. kommt noch später auf die Bildung der Capillaren zurück. Er meint (p. 292), daß sich Schwanns Ansicht doch nicht auf die großen Gefäße anwenden ließe, weil dieselben nicht aus einer einfachen Zellenreihe entstehen könnten. [Sey dem aber auch so, damit ist für des Verfassers und Reicherts Ansicht nichts gewonnen. Nach letzterer werden die kleinsten Blutgefäße so zusammen gesetzt, daß Zellen verschmelzen und einem zwischen ihnen bleibenden, zum Gefäß werdenden Raume ihre äußere Wand zukehren. Nach Schwanns Vermuthung (der neuerlich *Kölliker* zufällt) verschmelzen Zellen, und die Berührungsf lächen werden resorbiert, so daß das Blut sich in Zellenhöhlen befindet. Dies ließe sich leicht auch auf die größeren Gefäße anwenden, wenn man sich einen Strang von mehrfachen Zellenreihen denkt, in welchem innerlich eine Verflüssigung eintritt, nach welcher nur die Theile der äußeren Zellen übrig bleiben, welche die Begrenzung des Stranges nach außen bildeten. Auf ähnliche Weise bilden sich nach *Henle* und *Kölliker* Drüsencanäle, und es ist ganz irrig, wenn *Vogt* die Bildung dieser Canäle als analog seinem Gefäßbildungsschema ansieht. Die Entstehung der Blutkörperchen, wie sie *Vogt* beschreibt, läßt sich freylich nur mit seiner Art der Capillarenbildung vereinigen.]  
 Formen- und Lagenänderungen des Herzens. Um das Herz sammelt sich eine Flüssigkeit, aus welcher wohl die Zellen sich absetzen, welche das Pericardium vorstellen.

Erster Kreislauf. Ein einfaches Gefäß aus dem *bulbus* gibt 2 Aeste, welche an beiden Seiten des

Schlundes gegen die chorda steigen. Von jedem eine Carotis nach vorn. Jede Carotis gibt eine Hirn- und eine Augenarterie. Die beiden Hirnarterien kreuzen sich in dem Einschnitte zwischen Mesencephalon und Opencephalon, jede steigt auf der andern Seite als Vene herab und geht als Jugularis rückwärts zum ductus Cuvieri dieser Seite. Das Blut der A. ophthalmica scheint durch die Spalte der choroidea auf den Dotter zu gelangen; vordere Dottervenen, welche ebenfalls zu dem ductus Cuvieri gehen. — Nach Abgabe der Carotiden setzen die beiden Bogen, arcus Aortae, die Aorta zusammen. In dieser wurde dicht hinter den Rudimenten der Brustflossen ein Wirbel beobachtet, dessen Näheres nicht so bald klar war; später (p. 222) finden sich hier eine oder mehrere Dotterarterien. Die Aorta gibt einige Aeste an den Dotter. Hinten (etwas hinter dem After) kehrt sie in eine Vene um, welche sich in zwey spaltet. Diese laufen in einem Bogen über den Dotter und begeben sich an die ductus Cuvieri.

Änderungen. Das Blut der Aa. ophthalmicae geht in die Vv. jugulares. Die linke hintere Dottervene schwindet auch und das Blut wird von der linken Seite quer unter dem Embryo hin in die rechte hintere Dottervene geführt. Die Seitenäste der Aorta vermehren sich, so wie die Endschlingen. Die rechte Carotis wird stärker als die linke und gibt derselben Blut durch eine Anastomose, welche wahrscheinlich an der Basis des Schädels liegt. Sie gibt nun auch die rechte Cerebralvene und auf der andern Seite mit der linken Carotis zusammen die linke Cerebralvene. [Da muß also wohl eine Anastomosenbildung auf dem Hirne vorher gegangen seyn.] Die Venen sind auf der linken Seite stärker und es bildet sich hier

eine Bifurcation der jugularis. Beide Nester vereinigen sich aber wieder. Später scheinen sie verschiedenen Ursprung zu besitzen. Der linke Aortenbogen wird so schwach, daß das Blut zuweilen aus der Aorta zurück in die linke Carotis geht. — Die (rechte) hintere Dottervene hat sich dem Embryo angenähert, und schließt sich endlich der untern Fläche des Darmes an. Sie löst sich an der Stelle, wo das Rudiment der Leber liegt, in ein Netz von Capillaren auf, in welches auch die Dotterarterien eintreten. Dieses Netz ist theils in der Leber enthalten, theils auf dem Dotter ausgebreitet, aus beiden sammelt sich Blut zur Hohlvene. — Kiemenbogen. Die erst bestandenen Aortenbogen ändern sich in ihrer Richtung so, daß sie im Laufe nach oben zugleich eine starke Conexität nach vorn bilden. Innerhalb der Concavität dieses Bogens entstehen die ferneren Kiemenbögen. Also ist jener erste Aortenbogen nun vorderster Kiemenbogen. Er liegt dann am Zungenbein und wird also, wenn sein oberer Theil später schwindet, zur Zungenbeinarterie, während die Carotis nun Aft des zweiten Bogens geworden ist. Es bilden sich sechs Bogen, deren letzter erst auftritt indem der erste schwindet. Dieser sechste bleibt als solcher, bis der Dotter gänzlich resorbiert ist. Ein siebentes Paar, wie es von Baer bey Abramis Blicca gesehen, wurde bey der Palée nicht beobachtet. — Die Gefäßschlingen an den arcus branchiales bilden sich erst nach dem Auskriechen. Zuerst geht dann das Blut durch sie hindurch nicht in einen neuen Stamm, sondern wieder in denselben zurück. Es wurde nicht erkannt, wie sich Kiemenarterie und Kiemenvene sondern. [Wir können es nicht wahrscheinlich finden, daß dies durch

eine einfache Längstheilung geschehen sollte, wie Verf. p. 229 vermuthet].

Die beiden Carotiden werden sich wieder gleicher. Es bildet sich von der rechten aus ein Gefäß, welches an der Basis des Mesencephalon nach vorn und dann über dessen Wölbung nach hinten geht in die Wurzeln der Jugularvenen. — Vermehrung der Carotidenäste. — Im ausgebildeten Kreislaufe geht eine Vene, welche Blut aus dem ersten Bogen der Carotiden über dem Gehirne erhält, unabhängig von den Jugularen in die ductus Cuvieri. — Mit der Bildung der Kiemenbogen verlängert sich die Aorta rasch bis ans Ende des Schwanzes und es bildet sich die Cardinalvene unter der Aorta. Sie scheint erst nach vorn doppelt zu seyn (was jedoch schwer zu entscheiden) und geht in die duct. Cuv. — Sie führt erst nur Blut aus dem Schwanze. Dann bilden sich die Intervertebralgefäße. An jedem Wirbel ist eine Arterie oder eine Vene jederseits und vielleicht hat jeder Wirbel, welcher rechts eine Arterie besitzt, links eine Vene und umgekehrt. Später hat jeder Wirbel jederseits Arterie und Vene. Noch später reducirt sich die Anzahl wieder.

XI. Neupere Bildung des Embryo. — Reichert hat ganz Unrecht die Kopsbeugung bey den Fischen zu leugnen. v. Baer hatte sie schon bey *A. Blicca* gesehen und sie ist auch bey der *Palée* deutlich. — Ob Rathke Recht habe die Ursache der Kopsbeugung in der Bildung des mittleren Schädelbalkens zu suchen? [Wir haben uns gegen derartige Erklärungen, wie sie bey dem verehrten Rathke einige Mal vorkommen, schon ausgesprochen. Bey der Kopsbeuge sind verschiedene Theile afficiert. Einen derselben, den mittleren Schädelbalken, der in den Winkel des Hirnes vorspringt,

gerade als die Ursache zu betrachten, ist so offenbar willkürlich, daß wir auch die Art der Discussion über diese Frage, wie sie sich bey Vogt findet, nicht recht begreifen. Ist denn die Form des Schenkelkopfes Ursache der Form des acetabulum? oder umgekehrt? oder keins von beiden?] Außer Kopf- und Nackenbeuge ist noch eine dritte, die Rückenbeugung, wo später der After erscheint, zu unterscheiden. — Interessant ist die Bemerkung über die Krümmung des hintern Endes der Chorda nach oben. Diese (bey der Palée) vorüber gehende Erscheinung bewirkt, daß das Ende der Chorda nicht der Mitte der Schwanzflosse, sondern der obern Hälfte derselben gegenüber steht. Es entspricht dieselbe bleibenden Formen, welche bey fossilen Fischen sehr häufig, bey jetzt lebenden selten sind. (Plakoiden und Ganoiden liefern noch Beispiele).

XII. Die Gewebebildung im Allgemeinen. Hier besonders beziehen wir uns auf unsere Anzeige des frühern Werkes von Vogt.

XIII. *Système général de la formation embryonique.*

XIV. *Aperçu historique de la marche du développement.*

Wir erwähnen am Schlusse noch mit Vergnügen, daß die kurzen Uebersichten, welche der Verf. an mehreren Stellen gibt, vortrefflich gelungen sind. Es ist aber überhaupt die Darstellung sehr klar, wodurch denn das Werk um so mehr eine schätzbare Bereicherung der Entwicklungsgeschichte wird, deren Werth dann noch durch die Ausstattung mit Abbildungen erhöht ist. Bergmann.

Berlin, Posen und Bromberg,  
bey Mittler 1843. Die landwirthschaftliche Holz-

zucht oder Aufmunterung und Anleitung für Gemeinden, Landwirth 2c. zum Anbau und zur Benutzung ihrer, zwar nicht zum Forst gehörigen, aber doch zum Holzgewinn geeigneten Flächen und Grundstücke. Vom Revier = Förster Borchardt. Mit drey Figuren = Tafeln. 380 S. in Octav.

Für Forstgründe aller Art, Staats-, Gemeinde- und Privat-Forstgründe, haben wir Lehrbücher in Ueberfluß; man möchte sagen, es fehle den Autoren nachgerade an Forstgründen um ein Lehrbuch dafür zu schreiben. Hier haben wir nun eins für 'Nicht-Forstgründe'! Das fehlte unserer Literatur noch; denn an Aufmunterungen zum Anbau öde liegender Plätze, Gemeinheiten 2c. fehlte es zwar keinesweges, aber die Aufmunterungen waren nicht in eigene Belehrungen übergegangen; man überließ den Anbau jener Dedden 2c. den Kenntnissen der Eigenthümer selber oder des benachbarten Forstbedienten, der dazu requiriert oder committiert ward. Wenn wir nun noch ein Forstlehrbuch für große Park = Anlagen, wo öfter bedeutende Flächen von inländischen und ausländischen Holzarten, in Waldes = Art, eingenommen sind, erhalten werden (und Ref. möchte nicht zweifeln, daß es noch geschrieben werde), so weiß man nicht, welche Grundflächen, außer Forstgrund, noch übrig bleiben, wo die Forstwirthschaft sich nicht etablieren könnte; es seyen denn etwa die Kirchhöfe, für deren Verwandlung in angenehme Spaziergänge unter schattigen Bäumen gegenwärtig, und zwar mit Recht, so viele Aufmerksamkeit verwandt wird.

Die Absicht des Hrn Verf. spricht der ausführliche Titel schon aus; er schildert in dem Vorworte den Bedruck des Landmanns 2c. durch die Holznoth, die hohen Preise, die weite Anfuhr 2c., die Geldverlegenheiten und Pferde- und Geschirrvverluste

herbey führen zc., dem Könne, wenn vielleicht auch nicht ganz, doch größtentheils, abgeholsen werden, wenn solche Stellen und Flächen, die an und für sich nicht zur Holzzucht, sondern zu anderen landwirthschaftlichen zc. Zwecken bestimmt seyen und dieser Bestimmung auch treu bleiben müßten, nebenbey auf Holz benützt würden und zwar so, daß der Hauptbestimmung dadurch nicht allein kein Nachtheil, sondern vielleicht noch gar Vortheil gebracht werde. — Solche Stellen und Flächen seyen:

- 1) öffentliche und Privatwege und Alleen;
- 2) Viehtriften;
- 3) Hut- und Weide-Änger und Plätze;
- 4) Fluß zc. Ufer und deren Dämme und Vorländer;
- 5) kable Berghänge und Köpfe;
- 6) Grenzen der Feldmarken und Grundstücke; und
- 7) Brücher und Sandschollen.

Die Benutzung dieser Stellen auf Holz soll aber nicht in eine Cottaische Baum-Feldwirthschaft ausarten, im Gegentheile sich streng an den ausgesprochenen Grundsatz halten und, weit entfernt der Hauptnutzungs-Bestimmung irgend etwas, wenn auch nur temporell, entziehen zu wollen, noch, wenn möglich, dazu beytragen, daß der Ertrag derselben erhöht werde.

Zu diesem Ende hat der Hr Verf. das vorliegende Lehrbuch abgefaßt, aber, da es für den un- gelehrten Landmann bestimmt ist, ohne Einmischung von Botanik, Mineralogie und Staats-Forstwirthschaft! — Also abermahls ein populäres Forst- lehrbuch, aber ohne forstlichen Grund und Boden, für Straßen und Wege, Weide und Änger!

Wenn Ref. auch einräumen muß, daß es einigen Gegenden von Deutschland und insbesondere von dem Königreiche Hannover, für welches das Buch

doch zunächst geschrieben ist, wirklich an Holz mangelt; so kann er dies doch keinesweges für ganz Deutschland und am allerwenigsten für das ganze Königreich Hannover zugestehen. — In Europa gibt es, seines Wissens, kein anderes Land von dem Grade der Cultur und Bevölkerung, was sich, hinsichtlich seines Waldreichthums, mit dem von Deutschland messen könnte; und was insbesondere das Königreich Hannover betrifft, so ist es zwar wahr, daß die Bewaldung desselben ungleich, vermöge der eigenthümlichen Bildung seiner Oberfläche, vertheilt ist; im Ganzen aber besitzt es, im Vergleiche gegen die übrige Grundfläche, eine so große und, wie mit Vergnügen hinzu gefügt werden kann, eine im Allgemeinen so gut bestandene und so gut bewirthschaftete Forstgrundfläche, daß es in dieser Hinsicht mit den übrigen Staaten Deutschlands nicht allein auf gleicher Linie steht, sondern dieselben noch in mancher Beziehung übertrifft. — Deutschland und Hannover können, ihren Waldreichthum im Allgemeinen angesehen, nicht allein ihre Bewohner mit dem bedürftigen Nutz- und Brennholz hinlänglich versehen, sondern noch (wie sie es wirklich thun) von ihrem Ueberflusse anderen ärmeren Ländern abgeben; ja wären in beiden Ländern alle Forstgründe so angebauet, wie sie es sollten und könnten, und würden die unermesslichen Surrogate, die beide an Stein- und Braunkohlen und namentlich das letztere an Torf besitzen, gehörig benützt, so würde nicht bloß ein noch bey weiten größeres Quantum Holz ausgeführt, sondern auch noch manche Forstgrundfläche, die sich besser zum Getreide- u. Bau als Holzbau eignet, ausgerodet und für die Bevölkerung gewonnen werden können.

Ref. kann daher durchaus nicht in die Klagen



über Holzmangel in Deutschland und im Königreiche Hannover einstimmen; der schlagendste Beweis dagegen ist gerade die immer noch nicht hinlängliche Mitbenutzung der in der Erde schlafenden Surrogate; er fragt, was aus den Waldungen in den flachen Gegenden des Königreichs Hannover werden würde, wenn die unerschöpflichen Vorräthe von Torf, mit denen gerade diese Gegenden gesegnet sind, gebührend zu Märkte gebracht würden?

Wohl aber kann er, in dieser wahrhaft staatswirthschaftlichen Beziehung in das Bedauern einstimmen, daß aller Orten, namentlich aber in den Gemeine- und Privatforsten noch so viele Forstgründe öde und unbenutzt da liegen, mindestens nicht zu dem Ertrage gebracht sind, den sie abwerfen könnten!

Hierin liegt, wenn er wirklich vorhanden seyn sollte, der wahre Grund und auch die wahre Abhilfe des Holzmangels, nicht in dem Holzanbau an Wegen und Straßen, auf Weideängern und Gemeinheiten zc., und bevor jene großen Deden oder unvollständig benutzten Forstgründe nicht gehörig angebauet und benutzt worden sind, läßt sich über die Frage, ob wirklich Holzmangel vorhanden sey, gar nicht vollständig urtheilen.

Jener Anbau an Wegen und Straßen, Bächen und Flüssen zc. kömmt dem Ref. in dieser Beziehung vor, wie einstens der Anbau von fremden Holzarten zur Abhelfung der Holznoth in Deutschland. v. Burgdorf, Medicus und Consorten prophezyeten den unfehlbaren Eintritt der fürchterlichsten Holznoth, wenn man nicht ungesäumt die Akazie anbaue und die Samenlisten ankaufe, die Hr v. Burgdorf aus Nordamerika verschrieb. — Manche Forstverwaltungen ließen sich verleiten, Samenlisten anzukaufen und Akazien anzusäen.

Allein die Ruinen dieses Anbaues, die man noch hin und wieder in den Wäldern trifft, beweisen, daß es eine der verunglücktesten Ideen in der Forstverwaltung gewesen, den Holz-mangel durch Einführung fremder (s. g. schnellwüchsiger) Holzarten abzuhefen. Nur in unseren eigenen vortrefflichen Holzarten liegt die wahre Abhilfe; in Nordamerika selber findet zum Theil schon Holz-mangel Statt!

Nichts desto weniger will Ref. die Absicht des Hrn Verfs nicht tadeln, eben so wenig, wie er die Einbürgerung nützlicher fremder Holzarten durchaus tadeln will; im Gegentheile wünscht er, daß alle die Gründe und Plätze, die er namhaft gemacht hat, mit Holz angebauet werden mögen. Dadurch wird ihrer wahren Bestimmung kein Nachtheil zugesügt, immerhin eine gute Beyhilfe für den Holzbedarf (gleichsam ein Taschengeld für die Holznoth) gewonnen und, was nicht zu verkennen, die Gegend verschönert und fruchtbarer gemacht.

Wir wollen nun sehen, wie der Hr Verf. seine gut gemeinten Vorschläge auszuführen gedenkt.

Er theilt sein Werk in fünf Abschnitte und handelt in dem

- I. Von den Mitteln zur Vermehrung der Holz-erzeugung;
- II. Von der Gewinnung der nöthigen Pflanzen;
- III. Von der Cultur der mit Holz in Bestand zu bringenden Flächen;
- IV. Von der Benutzung der haubaren Hölzer; u. im
- V. Von dem Ertrage.

Anbauen will er vorzüglich folgende Holzarten:

A. Laubhölzer. Die Ahornarten (*Acer Pseudo-Platanus*; *Platanoides* und *Sacharinum*), die unechte Akazie (*Robinia Pseudo-Acacia*), die Birke (*Betula alba*), die Rothbuche (*Fagus sylvatica*), die Eiche (*Quercus Robur* und

pedunculata), die Eller (*Alnus glutinosa* und *incana*), die Esche (*Fraxinus excelsior*), die Hainbuche (*Carpinus betulus*), die Linde (*Tilia europaea*); Obstbaumsorten (*Pyrus*, *Prunus*, *Juglans*, *Castanea sativa*, *Morus*); die Pappelarten (*Populus nigra*, *alba*, *tremula*, *italica*, *canadensis*, *balsamifera*); die Platanen (*Platanus occidentalis*, *orientalis* und *hispanica*); die Roßkastanie (*Aesculus Hippocastanum*); die Ulmenarten (*Ulmus*); die Sorbusarten (*Sorbus torminalis*, *domestica*, *Aria* und *aucuparia*); die Weidenarten (*Salix alba*, *fragilis*, *vitellina*, *helix*, *viminalis* und *aquatica*).

B. Nadelhölzer: *Pinus sylvestris*, *Abies* und *Larix*.

Vorzugsweise sollen alle diese Holzarten (wie dies auch aus dem ganzen Plane des Hrn Verfs hervor geht) durch Bepflanzung angebauet werden, an einigen Stellen jedoch, wie z. B. auf Sand-  
schollen zc. auch durch Besamung; die Vorschläge zur Anzucht und Benutzung der empfohlenen Holzarten ist daher auch größtentheils auf diese Culturart gegründet.

Ref. muß gestehen, daß die von dem Hrn Verf. zu diesem Ende gegebenen Anleitungen sehr zweckmäßig sind und eine genaue Bekanntschaft mit der Natur der Holzarten und mit den forstwirthschaftlichen Regeln zu ihrem Anbau und zu ihrer Benutzung verrathen; eine Forstverwaltung kann sich freuen so unterrichtete Männer in ihren unteren Reihen zu zählen! Wo es erforderlich, sind Tabellen, Uebersichten und Zeichnungen hinzu gefügt, so, daß es in keiner Hinsicht an Mitteln zur Ausführung nach den gegebenen Vorschlägen fehlt! Nur bey einigen Gegenständen will Ref. sich ein Paar Bemerkungen erlauben.

I. Die ausländischen Holzarten, vielleicht mit Ausnahme von wenigen, würde er gänzlich weggelassen haben. — Sie sind nicht allein nicht besser als unsere einheimischen, sondern zum Theil sogar noch schlechter; ertragen nicht allgemein unser Klima und bringen (das Criterium der vollkommenen Acclimatisierung!) nicht einmahl immer reifen Samen hervor. Dahin gehört z. B. der Zuckerahorn, sämtliche Platanen, die Roskastanie u. s. w. Was soll der Landmann mit dem Zuckerahorn? Will er Zucker gewinnen, so kann er das auch aus unsern einheimischen Arten; lieber wird er einen Bienenkorb an die Stelle setzen, der Honig ist ihm mehr werth. Und nun vollends die Platanen! Die Platanen sind eine schöne Holzart, sie gelangen in ihrem Vaterlande zu einer ungemeynen Stärke und die abendländische insbesondere gedeihet auch bey uns. Für unsere forstwirtschaftlichen Bedürfnisse sind sie aber ganz unnütz; sie erfrieren sehr leicht, zumahl die orientalische, tragen nicht immer reifen Samen und haben schlechteres Holz, wie unsere Büchen zc. Man lasse sie ruhig in Lustgärten zur Zierde, es sind mahlerische Bäume! Die Roskastanie möchte Ref. auch gerne empfehlen; es ist fast nicht möglich einen ausländischen Baum zu sehen, der unser Klima besser verträge, schönere Formen in Blättern und Blüten zeigte und dabey alle Jahre so reichliche Früchte trüge! Würsten wir nur was mit den herrlichen Früchten im Großen anzufangen und könnten wir nur von seinem Holze einen besseren Gebrauch machen! — Diesem gleich zu sehen in Ausdauer, Schönheit der Formen und Samentraggsfähigkeit ist die unechte Akazie; und was das Holz betrifft, so übertrifft solches das von der Roskastanie bey weiten; an Ausschlagsfähigkeit kommen der Akazie nur wenige Holzarten gleich. —

Sie verdient daher gewiß den Anbau, aber doch nur unter Umständen! Die Akazie ist selbst in ihrem Vaterlande kein geselliger Baum, sie will sporadisch und im Schutze erwachsen, sonst bricht ihr der Wind ihre sperrigen Zweige ab, und hat sie keinen angemessenen Boden, so bleibt sie, selbst als Schlagholz, klein und unbedeutend u. s. w.

Mit welchem Nutzen und mit welcher Sicherheit treten dagegen unsere einheimischen Holzarten als Einzelnbäume und als Waldbäume auf! Unsere Eichen und Büchen übertrifft kein nordamerikanischer Waldbaum an Güte des Holzes, Brauchbarkeit der Früchte, der Rinde u. s. w.; unsere Linde kann sich der Akazie in Hinsicht des Blütenduftes und des Blüthengehaltes gleich stellen, in Hinsicht auf Nützlichkeit der Holztheile läßt sie sie weit zurück; unser Vogelbeerbaum erreicht zwar nicht den hohen Wuchs der Kastanie, wohl aber erreicht die Schönheit seines Blattes, seiner Blüte und Früchte die der Kastanie; sein Holz ist mindestens eben so gut, wie das der Kastanie, seine Ausdauer gegen Kälte ist ausgezeichnet und der Nutzen seiner Früchte allgemein bekannt u. s. w.

Dazu kommt noch, daß der Landmann (für den doch das Buch geschrieben ist) sich Sämereyen und Pflänzlinge von einheimischen Holzarten aller Orten leicht verschaffen kann; er würde überrascht seyn, wenn er zur Anlage einer Baumschule sich den Samen zc. der Platane, des Zuckerahorns, der Akazie zc. von einer Samenhandlung oder aus einer s. g. englischen Gartenanlage verschreiben sollte.

Dagegen aber hat es uns verwundert, daß der Herr Verf. bey seiner Vorliebe für ausländische Waldbäume unter dem Nadelholze nicht die Weymouthskiefer aufgeführt und empfahlen hat. — Da dieser Baum außerordentlich schnell wächst, unser Klima vortrefflich erträgt, fast alle Jahre reifen

Samen bringt, auch mit schlechtem Boden vorlieb nimmt und zwar kein sehr festes, aber dennoch zu manchen landwirthschaftlichen Zwecken brauchbares Holz liefert, so hätten wir geglaubt, daß sein Anbau gerade als ein Mittel zur Abhelfung der Holznoth empfohlen werden würde.

Hinsichtlich der Anzucht der unter dem Namen der Obstbäume, wozu der Hr Verf. auch die Wallnuß, süße Kastanie zc. rechnet, zusammen gefaßter Holzarten, ist er aber, nach unserer Ansicht, gänzlich aus seiner Rolle gefallen.

Die Anzucht, Veredelung (der Hr Verf. handelt auch ausführlich das Pfropfen, Sculieren zc. der Wildlinge ab) der Obstbäume ist Gegenstand der Gärtnerey und hin und wieder der allgemeinen Landesverwaltung zc.; fast allgemein kann man seinen Bedarf aus öffentlichen und Privat=Obstbaum=Plantagen beziehen. — Der Zweck der Obstbaumzucht ist Gewinnung von Früchten, der Gewinn von Holz nur ein beyläufiger; der Zweck der Forstwirthschaft aber und namentlich der des Hrn Verfs Gewinn von Holz zur Abhilfe des Mangels; die Zwecke beider liegen also eben so weit aus einander, wie Holz und Frucht, Noth und Luxus, und hätten, nach des Ref. Bedünken, in einem Leitfaden zur landwirthschaftlichen Holzzucht durchaus nicht mit einander verwechselt werden dürfen. — Ref. weiß sehr wohl, daß in einem Theile von Deutschland, z. B. im Brandenburgischen, Obstbäume im Walde erzogen werden sollen; im Königreiche Hannover geschieht es aber seines Wissens nicht, und wenn es geschähe, nach welchen forstwirthschaftlichen Regeln wollte man die Obstbaum=Plantagen behandeln?

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

152. Stück.

Den 21. September 1844.

---

Berlin, Posen und Bromberg.

Schluß der Anzeige: 'Die landwirthschaftliche Holzzucht oder Aufmunterung und Anleitung für Gemeinden, Landwirthe zc. zum Anbau und zur Benutzung ihrer, zwar nicht zum Forst gehörigen, aber doch zum Holzgewinn geeigneten Flächen und Grundstücke. Vom Revier-Förster Borchardt.'

Dazu kommt noch, daß die süße Kastanie und selbst der Walnußbaum nicht in jedem Stande unser Klima ertragen. Beide verlangen in der Regel einen geschützten Stand, nicht aber einen freyen, an Straßen und Wegen, Deichen und Flüssen zc.

Man bleibe doch, wenn die Rede von Holzzucht ist, bey unseren erprobten einheimischen Holzarten und hole sich nicht Krüppel und Weichlinge und Nichtsamenttragende zc. aus fremden Welttheilen!!

2. Den Anbau der Sandschollen (Sänder, wüthende Sänder, Sandwehen zc.) scheint der Herr Verf. nicht aus eigener Anschauung, wenigstens nicht im Königreiche Hannover und in dem benach-

barten Großherzogthume Oldenburg, zu kennen; er lehrt noch die Anlage von f. g. Coupier-Zäunen, Schutzwällen und Pflanzungen, Ansaat von den bekannten Sandgewächsen (*Arundo arenaria*, *Salix arenaria* u. a.) als Vorbereitung zur eigentlichen Holzcultur durch Ansaat 2c.; Unbaumittel, die Ref. zwar keinesweges allgemein verwerfen will, die aber dennoch in den genannten Ländern, wo die 'Dämpfung der Sandwehen' ins Große getrieben worden ist und, so viel Ref. bekannt, noch getrieben wird, entweder gar nicht oder doch nur selten mehr in Anwendung gebracht werden. — Hier und namentlich im Königreiche Hannover werden die Sänder gegenwärtig, nachdem man fast alle Culturarten durchlaufen hat, fast allgemein mit Kiefern, in dazu angelegten Kämpfen erzogen, bepflanzt und zwar mit einem Erfolge, der alle Erwartung übertrifft; an vorbereitende Culturen, Coupierzäune 2c. denkt man eigentlich gar nicht mehr, die Bepflanzung selber ist der beste Coupier-Zaun; Saaten werden jetzt nur in subsidium (wie früherhin die Pflanzungen) vorgenommen und dann öfter mit Zapfen u. s. w.

Die Sandculturen im Königreiche Hannover und im Großherzogthume Oldenburg verdienen nicht bloß gesehen, sondern studiert zu werden; sie bieten reichlichen Stoff zum Nachdenken über die Vegetation der Hölzer 2c. dar.

3. Eine überaus wichtige, zur Abhilfe der Holznoth und zur Herbeyschaffung mehrerer landwirthschaftlicher Bedürfnisse recht geeignete Holzerziehungsweise, also eine Weise, die ganz im Sinne des Hrn Verfs belegen ist, die f. g. 'Knickwirthschaft' ist von demselben gänzlich übergangen worden; was uns um so mehr befremdet, da sie nicht allein schon jetzt in einigen Theilen des Königreichs



Hannover geübt wird, sondern höchst wahrscheinlich in der Folge, wenn erst die Theilungen der Gemeinheiten und die darauf folgenden Verkoppelungen der Grundstücke beendigt seyn werden, noch mehr geübt werden wird.

Das wahre Vaterland dieser Knickwirthschaft ist das nordwestliche Deutschland, Schleswig, Holstein, Lauenburg, zum Theil auch Mecklenburg zc.; im Osnabrückischen und Lingenischen zc. findet man Spuren davon, sie ist hier aber noch nicht so ausgebildet, wie sie es verdiente.

Die Basis dieser Wirthschaft ist: die Einfriedigung der landwirthschaftlichen (Acker-) Grundstücke mit kleinen Erdwällen, die zu beiden Seiten mit Gräben eingefast sind.

Auf der Ebene dieser Wälle (Kappe) werden stark ausschlagende und sich leicht reproducierende Holzarten z. B. Haseln, Birken, Hainbuchen, Eichen zc. angepflanzt, als Schlag- oder Buschholz erzogen, nach einer gewissen Reihenfolge abgetrieben und entweder durch Absenker (daher der Name Knickhölzer) oder durch Nachpflanzung, verjüngt. Zu Zeiten läßt man auch wohl einzelne hochstämmige Holzarten, als Oberholz, zwischen dem Knickholze stehen; ein Verfahren, was häufig in England (dem Lande der alten Angelsachsen) Statt finden und herrliche Nußhölzer abwerfen soll (s. Kalm's Reise nach Amerika zc.). Der Wuchs und der Ertrag solcher Knickhölzer ist außerordentlich, der gute Boden (das Erdreich, was sich in den Gräben ansammelt, wird heraus gestochen und auf die Wälle geworfen), der freye Stand des Holzes zc. befördert die Vegetation ungemein; die Culturkosten dagegen sind, bey einiger Aufmerksamkeit der Besitzer, unbedeutend. — Ein Knick z. B., dessen Wallbreite 8' beträgt und in 8 bis 10 jähr. Umtriebe gelegt ist,

gibt auf 8 Ruthen Länge ein vierspänniges Fuder Buschholz.

Es ist hier nicht der Ort diesen Gegenstand in allen seinen Beziehungen weiter auszuführen. Aber man sieht auf dem ersten Blick, daß kaum eine zweckmäßigere Verbindung der Holzzucht mit der Landwirthschaft, kein besseres Mittel zur Abhelfung der Holznoth für den Landmann gedacht werden kann und daß dieser Gegenstand in allen Gegenden, wo Grundstücke getheilt und verkoppelt werden, die größte Aufmerksamkeit verdiene. — Wie klug doch unsere dummen Vorfahren im practischen Leben waren!! (Wer mehr von der Knickholzzucht lesen will, dem empfehlen wir Niemanns Forst=Statistik der dänischen Staaten, und Baur's Forststatistik von Deutschland).

4. Der Hr Vf. ist sich nicht immer consequent geblieben, weder in der Wahl der Gegenstände, noch im Vortrage. So z. B. läßt er sich Kap. VIII. über die Theorie des Mittelwaldbetriebes und Kap. IX. über die Abfindung der Hut und Weide, der Holzberechtigungen zc. aus dem Walde ganz ungemein weitläufig aus.

Der Vorwurf des Hrn Verfs waren Grundstücke, die 'nicht zur Forst gehören' und anderen als forstwirthschaftlichen Zwecken unterworfen sind. Wo aber Mittelwald erzogen und benutzt werden soll, muß stäter Forstgrund seyn und bleiben. — Zugegeben aber auch, daß Mittelwalds=Wirthschaft auf dem Terrain des Hrn Verfs eintreten könne, so gehört sie dennoch immer zu den selteneren Ausnahmen und als solche hätte sie kurz in die reine Forstwirthschaftslehre verwiesen werden müssen.

Eben so gehört die weitläufige Digression über die Abfindung von Berechtigungen zc. durchaus nicht hierher. — Wo Berechtigungen aus Forsten abge-

funden werden sollen, müssen doch schon Forsten vorhanden seyn, also ein Zustand der Dinge, der dem Hrn Vf. eigentlich fremd ist. — Außerdem liegen die Operationen der Abfindung in der Regel ganz außer dem Bereiche der Betheiligten; sie werden von öffentlichen Behörden geleitet, die die bestehenden Rechtsverhältnisse u. zur Norm ihres Verfahrens machen.

Dagegen ist er bey anderen Gegenständen, die mehr für seine Bearbeitung geeignet gewesen wären, z. B. bey der Anzucht und Behandlung von Kopfweiden (abermahls ein Beweis von dem überaus practischen Sinne unserer Vorfahren!) sehr kurz hinweg gegangen.

Zum Schlusse wollen wir die lockende Aussicht mittheilen, welche der Hr Vf. den Anbauern der bezeichneten Grundstücke nach seinem Plane aussteckt. Während der ersten Cultur-Periode von 100 Jahren werden an Material überall oder in Summa gewonnen: 746,894 C. F. oder in Sorten:

- a. 189,722 C. F. Nutzholz,
- b. 5577 Klafter Scheit- und Knüppelholz und
- c. 4886 Klafter Reiserholz.

Und was den Geldertrag betrifft, so bemerkt der Hr Vf. S. 377, 'daß schon vom 26. Jahre an, in immer steigender Größe bis zum 100. Jahre, 40,222 ₰ 15 Sgr. baar Geld und vom 30. Jahre an für 15,795 ₰ Holz an die verschiedenen Theilnehmer vertheilt werden können, so, daß also dieselben nicht nur alle ihre baaren Auslagen (sie sind vorher im 25. Jahre zu 690 ₰ baar neben 7407 Arbeitstagen berechnet worden) schon im 26. Jahre vollständig wieder ersetzt, sondern in der folgenden Zeit auch noch so viel Ueberschuß erhalten haben, daß sich jeder Vollbauer auf 1200 ₰, jeder Halbbauer auf 600 ₰ und jeder Häusler auf 300 ₰ reinen Gewinn berechnen könne.'

Wir wünschen dem Hrn Vf. und den Gemeinen Glück zu diesem außerordentlichen Erfolge, hegen aber, gestützt auf die Erfahrung, einige geheime Zweifel an seinem wirklichen Eintritte; den Gemeinen ist auf diesem Wege schwer beyzukommen, sie werden sich nicht so leicht entschließen, sich die Anleitung des Hrn Verfs aus dem Buchhandel zu verschaffen u. s. w.

Dagegen aber kann Ref. versichern, daß das Buch für den wirklichen practischen Forstmann überaus lehrreich sey und verdiene von Jedem gelesen zu werden. Alle darin enthaltenen Vorschriftenz. sind gut und anwendbar auf wirkliche Forstgründe und bezeugen die ungemeinen theoretischen und practischen Kenntnisse des Hrn Verfs.

### L e i p z i g,

bey Brockhaus 1844. Die Reform der Kirche durch den Staat. Von Dr Ph. Marheinecke. X und 178 Seiten in Octav.

Wäre es nicht das Interesse der Zeit an der durch den Titel bezeichneten Aufgabe des Buches, so wäre es schon der Name des Verfassers und die durch ihn, wenigstens nach öffentlichen Blättern, eingenommene selbständige Stellung zu den kirchlichen Fragen und Bestrebungen der Zeit nach verschiedenen Seiten, endlich auch die bereits in den Zeitungen vor dem Erscheinen gegebene Ankündigung des Buches, was demselben bey Freund wie Feind der etwa zu erwartenden Lösung der besprochenen Aufgabe eine größere Aufmerksamkeit erregen müßte. So gern nun auch Ref. dem Namen des Verfs nach seinen wissenschaftlichen Leistungen die verdiente Achtung zollt, und so gern er eingesteht, daß auch er mit großer Erwartung einem Werke, das schon vor seinem Erscheinen viel genannt wurde, und eine so wichtige Frage der kirchlichen Gegenwart bespricht,

entgegengesehen, so entschieden muß er doch auch aussprechen, daß seine Erwartung nicht befriedigt worden ist, daß ihm der Grundgedanke des Ganzen sehr verfehlt, und das eigentlich Brauchbare und Haltbare der Vorschläge des Hrn Berfs nicht sowohl consequent aus der wissenschaftlichen Grundansicht des Hrn Berfs, als dem Wunsche und Bedürfnisse der Zeit zu fließen scheint. Sehen wir zuerst, was der Hr Berf. will. Ausgehend vom Staate, als der wirklichen Erscheinung des Christenthums, und somit von der wesentlichen Einheit von Kirche und Staat, deren Wesen eben die Sittlichkeit ist, geht der Vf. über zu der Verschiedenheit und dem Verhältnis der Confessionen zum Staate, deren Glaubens-Einheit wieder in der Sittlichkeit des Staates vermittelt wird, und fordert nun, daß der Staat, als das Bewußtseyn und die Macht des Anfanges und des Zieles die Kirche in sich aus sich entlasse, damit so die Einheit aus dem und durch den Unterschied eine concrete werde, und die Kirche durch den Staat zur Selbständigkeit und freyen Selbstbestimmung gelange. Als Mittel aber zu dieser Selbständigkeit und freyen Selbstbestimmung der Kirche schlägt der Berf. eine freye organische Verfassung vor, durch Synoden, die mit der Landtagsverfassung (in Pr.) zu einem organischen Ganzen zu vereinigen wären, damit die äußere Union von Staat und Kirche (seit der Reformation) eine wahrhaft innerliche werde. Endlich kömmt der Berf. auf die freye und unabhängige Wissenschaft, und ihr Verhältnis zu Staat und Kirche. Der Hauptnerv dieses Abschnittes dürfte wohl darin zu suchen seyn, daß der Staat den Frieden zwischen Kirche und Wissenschaft nicht durch Symbolzwang erwirken dürfe, während der Vf. gleichwohl am Ende die Behauptung aufstellt, daß das Misverhältnis zwischen Wissenschaft und

Kirche durch den Staat ausgeglichen, d. h. also doch vom Staate beruhigt und aufgehoben werden müsse.

Wem schlägt nun nicht das Herz, zumahl in jetziger Zeit, bey der Nennung eines Problems, das schon über ein Jahrtausend die christliche Menschheit bewegt, das unsere Zeit wieder aufregt und wahrscheinlich noch mehr aufregen wird, und das der Hr Vf. ganz eigentlich lösen will, um es mit seinen Worten auszusprechen: das gehaltvolle Ineinanderbestehen von Staat und Kirche. Aber wie verhält sich nun die Lösung im vorstehenden Werke zu der genannten Aufgabe? Zuerst finden wir die ganze Anlage des Buches für seinen Zweck nicht recht logisch und zweckmäßig. Der Zweck ist zu zeigen, daß und wie eine Reform der Kirche durch den Staat nothwendig und möglich sey. Dazu müßte vor allem klar hingestellt werden, worin eigentlich das Wesen der Kirche, und worin das des Staates liege, was nun an der Kirche nach den wirklichen Zuständen des practischen Lebens mangelhaft, und in wie fern der Staat zu deren Reform berechtigt und befähigt sey, und darauf hätten die Vorschläge als ein nothwendig aus beiden vorher gehenden Theilen Resultierendes, die Gegensätze Vermittelndes, die Lücken Ausfüllendes folgen müssen. Wer sieht nicht, wie sehr die vom Hrn Verf. gewählte Anordnung davon abweicht, nach welcher der Staat als allein berechtigt und bestehend erscheint, dann der Dualismus der Confessionen und endlich die Wissenschaft zur Verhandlung kömmt?

Aber weit mehr, obwohl mit dem Logischen, dem Formellen, der Anlage des Werkes zusammen hängend, haben wir der Sache nach gegen die Ansichten des Vfs zu erinnern. Es ist freylich der Identitätsphilosophie wohl ihrem Wesen nach nothwendig, die Identität von Kirche und Staat zu behaupten, ihre Anhänger haben sich wahrscheinlich

auf diese Vermittelung und angeblich nachgewiesene Identität nicht am wenigsten zu Gute gethan, und man hat ja in gewissen Regionen dereinst von diesem großen Resultate noch größere Resultate für das Völker- und Staatsleben erwartet. Aber die Zeit hat jene Früchte noch nicht gereift, der Geschmack daran hat sich etwas verloren, unzählige Stimmen haben sich dagegen erklärt, und näher besehen sieht es allerdings mit jenem gepriesenen Resultate für das practische Leben, und namentlich bey practischen Vorschlägen zur Reform der Kirche gar eigen aus. Wir fragen mit Recht zuerst: wenn Kirche und Staat Eins sind, was braucht, wie soll und kann die Kirche vom Staate reformiert werden? Doch treten wir näher. Obwohl die Bestimmungen der Identitätsphilosophie über Staat und Kirche überall etwas Schwankendes und Unsicheres haben, so scheint doch sicher, daß Wesen und Gut der Kirche nach dieser Philosophie im Staate und der Philosophie aufgeht, oder, wie man schon oft mit Recht gesagt hat, daß die Philosophie und der Staat sich in den Reichthum der Kirche getheilt haben. Nach Hegel (Encyclopädie) ist die Erscheinung des absoluten Geistes besonders in der Kunst, Religion und Philosophie zu suchen, das ist das ideale Reich, die Sittlichkeit aber ist nur der objective Geist, die noch mit äußerlicher Realität behaftete Idee. Darnach scheint die Kirche als die Trägerin und Erscheinung der Religion das höhere über dem Staate als der Erscheinung der Sittlichkeit stehende Element. Aber nach der Religionsphilosophie ist denn doch wieder der Staat das Höhere, weil die im Cultus vollbrachte Bearbeitung der Subjectivität sich als Sittlichkeit vollenden müsse. Nimmt man dazu, daß nach der Rechtsphilosophie der Staat die sich wissende sittliche Wirksamkeit des Gei-

stes, daß er unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß im Staate der Gegensatz des Himmlischen und Irdischen zur marklosen Gestalt geschwunden, die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden seyn soll, bedenkt man, daß von der Offenbarung des absoluten Geistes bey der Vergötterung des (Hegelschen) Staates, als dem wahrhaft gegenwärtigen Reiche der Vernunft auf Erden, die Religion sehr entbehrlich scheint (d. h. oben nach Hegel, von ihr der Staat nicht seine Unendlichkeit zu borgen braucht), die Kunst aber wenigstens keine Kirche gibt, so bleiben freylich nur die Philosophie und der Staat übrig, und es scheint allerdings nur eine richtige Consequenz, daß die jüngere Generation, Strauß u., und namentlich die Extravaganten, vor allen Auge und seine noch extravaganteren jüngeren Mitarbeiter am Ende die Kirche nicht nur für unnöthig erklärten, sondern als 'Hemmschuh' (die Theologen nach Bruno Bauer als 'Hemmlinge') aller Bildung und Offenbarung des Geistes so extravagant bekämpften und bekämpfen.

Allerdings steht nun der Hr Vf. ganz anders da, als diese Hegelingen, deren Extravaganzen er, ein viel würdigerer Ausleger und Vertheidiger, des alten Meisters, selbst ohne Scheu und Rückhalt bekämpft. Auf welcher Seite nun für die rein speculativen Fragen, vom Centro des Identitätssystems aus gesehen, die richtige Fortführung des alten Meisterwortes liege, wollen wir nicht weiter untersuchen; dagegen sey uns vergönnt, das Mißliche auch der Ansicht des Hrn Vfs für die practischen Zwecke der Kirche und die in Frage gestellte Reform derselben noch mit einigen Worten zu beleuchten.

Wie schon angegeben, will der Vf. nicht nur eine Kirche, sondern er will eine Reform derselben durch



den Staat und dazu ein Entlassen derselben aus ihm. Aber was ist ihm nun die Kirche an und für sich? Wir gestehen, es nicht gefunden zu haben. Der Hr Bf. spricht nur vom Christenthume. Dieses ist Staatsreligion im höchsten Sinne, denn erst durch den Staat öffne sich das Reich der wahren Wirklichkeit und freyen Wirksamkeit der Religion; der Staat ist die christliche Macht aller öffentlichen Ordnung und Anordnung, daher eine gegenseitige Selbstbeziehung, eine wahre Liebe zwischen beiden. Wir lassen nun manche Folgerung über das gegenseitige Verhältnis von Staat und Religion (namentlich den Unterschied in der Einheit — ?) dahin gestellt, aber so viel scheint klar, daß der Hr Verf. nach seiner Grundansicht keine irgendwie sich besonders constituierende, auch äußerlich erkennbare Glaubensgemeinschaft der Kirche zulassen will und kann, denn sofort entstände ja ein Dualismus zwischen Staat und Kirche. Darum eifert der Hr Bf. eben so gegen die englische Staatskirche, wie gegen die römische Hierarchie. Nur in der protestantischen Landeskirche erscheine das Christenthum vollkommen (wozu dann noch eine Reform der Kirche durch den Staat?), da sey die Freyheit des Volkes gewahrt, vertreten durch die Frömmigkeit der Geistlichen und die Weisheit des Staates (was übrigens die anglicanische Kirche gewis von sich auch und zwar mit Recht behauptet), ein Abbild der Persönlichkeit Christi, der Grund des Heils ist, weil er als allgemeiner Mensch zugleich der einzelne war. Aber bey alle dem ist sehr schwer abzusehen, was eigentlich die Kirche ist, und nur über den Staat kommen dann einige nähere Bestimmungen, auf die wir noch einmahl zurück kommen.

Wie himmelweit ist aber nun diese Anschauung von der historisch = christlichen, der christlichen Kirche und Kirchen, wie des N. T., verschieden! Aller-

dingß ist nach christlicher Anschauung der eigentliche Inhalt und Gehalt der Kirche das Christenthum, als Lehre und Leben, und soll auch im Staate sich als Sittlichkeit offenbaren; aber die eigentliche Wurzel aller Sittlichkeit (also auch die im Staate) liegt im Glauben, der religiösen Idee selbst, und auch die practische Gottesgabe, die *συνειδησις*, die auch in der heidnischen Welt nach Paulus noch das Leben des Menschen der Gottesidee gemäß bestimmen sollte, und hätte bestimmen können, hat doch, losgerissen von der Erkenntnis und Verehrung Gottes, d. h. dem religiösen Glauben, die Mehrzahl, das Geschlecht nicht in der Sittlichkeit zu erhalten vermocht. Daß nach christlicher Anschauung die reine Erkenntnis Gottes immer nur Glauben und von dem so genannten Wissen der Identitätsphilosophie sehr verschieden sey, braucht kaum erinnert zu werden. Nach der eigenthümlichen Lehre des Christenthums ruht aber nun weiter alle Sittlichkeit nur auf dem Bewußtseyn der Sünde der Heiligkeit Gottes gegenüber, wie auf dem Bedürfnis der Rechtfertigung aus Gnade, und ist so allerdings die christliche Sittlichkeit das innerlichste, im Bewußtseyn der Sünde und dem Ergreifen der Gnade in Christo begründete Lebenselement, aber auch an sich das Tiefste und Innerlichste, was für Menschengestalt und Menschenleben nur gedacht werden kann, untrennbar von der ganzen christlichen Lehre. Wie verhält sich nun dazu die Sittlichkeit des Staates? Der Staat als äußerer Verband unter einerley Regierung und Gesetz, so gewis er der Stellvertreter Gottes in Handhabung des göttlichen Gesetzes für öffentliche Ordnung und Recht ist, kann doch nicht in die Tiefe der Menschenbrust hinab steigen und da den innersten Grund der Handlungsweise bestimmen; so weit reicht seine Macht nicht. Der Staat übt nur äußeren Zwang,

wie er ein äußerliches Gesetz gibt und nur die äußerliche Beobachtung des Gesetzes ins Auge faßt und faßen kann. Kurz der Staat bringt es nur zur Legalität, oder kann wenigstens nur sie controlieren; das Reich der wahren Moralität aber, d. h. der inneren Liebe und Selbstbestimmung zum Guten, der wahren evangelischen Freyheit und Freudigkeit des Gewissens und Handelns, das ist das Reich des Glaubenslebens, der christlichen Frömmigkeit, der — Kirche. Bedenkt man dazu, daß die christliche Kirche auch eine historisch bestimmte Offenbarung und historisch göttliche Stiftung in Anspruch nimmt, so ist freylich der Abstand gegen die Hegelsche Anschauung sehr groß. Es sind dann freylich die Gebiete des Staates und der Kirche nicht nur tief innerlich geschieden, sondern der Staat bekommt erst sein festes Fundament, gleichsam die ratio sufficiens für alle seine Gesetze, durch die Religion; also, wohl zu merken, ist er und sind seine Gesetze nur in so weit sittlich und recht, als sie der religiösen, und d. h. nur der christlichen Idee (denn nur die christliche Idee ist Wahrheit) gemäß sind, wenigstens nicht widersprechen; also fehlt so viel, daß der Staat (nach der Hegelschen Vergötterung) unendlich in sich ist, und auf keine Weise seine Unendlichkeit von der Religion zu borgen braucht, daß vielmehr seine wahre Sittlichkeit nur durch sein Verhältnis zur christlichen Wahrheit bedingt ist. Nun kann man zwar diese beiden Sphären, den innersten Glaubensgrund, die dann noch in der Tiefe des Herzens erfolgende Selbstbestimmung, und die darnach sich gestaltende Glaubensgemeinschaft, und die äußerliche Gesetzgebung und Handhabung des Rechts im einzelnen Fall mit einander verwechseln und vermischen, die Frage ist nur, ob und wie weit man damit Recht thue. So kann

ja allerdings ein geistig tüchtiger Mann zugleich Prediger des Wortes und Ausleger des Gesetzes seyn, aber man wird doch wohl thun, beide Sphären zu trennen. Zudem wäre und ist die Vereinigung überall nur möglich, wo die Staatsgewalt und die Unterthanen allesammt demselben religiösen Glauben angehören, wird aber sogleich eine Mißgeburt, wo dies nicht der Fall ist, und wird der Staat eben nur dadurch allen Verlegenheiten und Schwierigkeiten entgehen, wenn er sich auf die ihm eigenthümliche Sphäre des äußeren Verbandes zu öffentlicher Ordnung und Recht für das Ganze, wie den Einzelnen, beschränkt. Wir glauben gern, daß man Hegelscher Seite unsere Ansicht oberflächlich, unvermittelt zc. findet, aber um so gewisser entsprechen ihr die wirklichen Verhältnisse des Lebens. Denn sonst wäre überall keine Verschiedenheit des religiösen Glaubens in einem Staate möglich, wie es doch ist. Dazu kommt nun noch die verschiedene äußere Form der Staaten, und daß das Glaubensleben und die Glaubensgemeinschaft in ihrer Gestaltung eben so unabhängig davon sind, als eben dadurch bewiesen wird, daß beide nicht der Staat sind. Der Grundfehler der ganzen Anschauung des Hrn Verfs für die vorgeschlagene Reform der Kirche durch den Staat bleibt darum durchaus der, daß er von Anfang an und immer beide als Eins betrachtet, und daß es so überall nicht zur Klarheit und wahren Befriedigung des in Frage gestellten Bedürfnisses kommt. Was ist mit der Definition gesagt (S. 23): 'der Staat sei der sittliche Organismus, aber auch die christliche Religion schließe sich zur Sittlichkeit auf, als ihrer höchsten Blüte. In der Kirche sey die Sittlichkeit als Frömmigkeit, im Staate die Frömmigkeit als Sittlichkeit.' Nach dem wirklichen Leben sind gar viele Staaten nichts weniger

als ein sittlicher Organismus, sind es überall nur so weit als sie der christlichen Idee mit ihren Gesetzen und Einrichtungen entsprechen, und will der Verf. so verstanden seyn, daß er nur den idealen Staat meine, so würde sich freylich nur heraus stellen, wie wenig eine solche Philosophie geeignet sey, Klarheit über die wirklichen Verhältnisse zu bringen, geschweige gar practische Vorschläge zu Reformen zu machen. Dann ist — eine offenbare Folge der unseligen Identität — oben zuerst dem Staate gegenüber nur von der christlichen Religion die Rede, aber mit einem Male — ein treues Bild der Wirklichkeit — erscheint die Kirche wieder als ein Besonderes, obgleich immer, vorher und nachher, versichert wird, sie sey Eins mit dem Staate, — ähnlich der Versicherung der 'concreten Identität des Denkens und Glaubens.' Darnach begreifen sich denn auch manche den Principien der Identitätsphilosophie und der ganzen Anschauung des Hn Verfs durchaus nicht gemäße Sätze, wie z. B. S. 36, daß die Kirche das Tiefste und Heiligste des gesammten Volks- und Staatslebens enthalte; da scheint doch die Kirche wieder als ein Besonderes, vom Staate nicht allein Unterschiedenes, sondern Verschiedenes gedacht, und sich eben nach der Realität geltend zu machen, aber bald darauf (S. 42) heißt es doch wieder: der Staat sey die practische Seite der Religion, und nach S. 44 besteht die Religion des Staatsbeamten nur in Redlichkeit, Treue, Unbestechlichkeit und Gewissenhaftigkeit, was alles, wenn möglich, ohne die wahre Religion ohne Wurzel in der Luft schwebt.

Die Kirche muß gegen solche Anschauungen und Reform protestiren, so nachdrücklich, als sie nur kann; denn der Hr Vf. vermengt durchaus die ihrem Wesen nach geschiedenen, wenigstens sich ganz anders verhaltenden Sphären des Staates und der Kirche, und entreißt der Kirche vorweg den ihr eigenthümlichen Inhalt, um damit den Staat zu begütern, der sich viel besser stehen wird, wenn er die Kirche die ihre eigenen Güter selbst pflegen läßt und sich nur damit nährt und befruchtet, und so die Früchte der Kirche genießt, ohne von dem Streite der Gärtner berührt zu werden, wie die Früchte am besten gewonnen werden könnten. Namentlich gilt dies Gleichnis aber von dem Verhältnis der Confessionen und dem, was der Herr Verf. darüber sagt. Schwerlich werden sich die Confessionen mit seiner Vermittelung und Auskunft begnügen, daß die Sittlichkeit des Staates ihnen die Einheit des

Glaubens vorstelle und verbürge, im Gegentheil stürzt eine solche Anschauung den Staat in die größten Schwierigkeiten der Verschiedenheit der Confessionen gegenüber.

Sonst erkennen wir gern an, daß der Herr Verf. über die practischen Verhältnisse der Confessionen, die Anmassungen der römischen Hierarchie, die gemischten Ehen, den Beichtstuhl zc. viel Treffendes und Brauchbares gesagt hat. Eben so dürfte es Wenige geben, die nicht den Vorschlägen des Herrn Verfassers, durch Synoden und eine organische Verfassung der Kirche eine freyere Stellung und Wirksamkeit zu geben, von Herzen beystimmten, so bald nur das eigenthümliche Gebiet der Kirche, sie selbst als göttliches Institut, wie ihr göttlicher Inhalt, hinreichend und vorweg anerkannt und gewahrt werden. Ja es dürften dann die Wünsche mit Recht noch weiter gehen, und nicht allein nach unten und in die Breite eine größere Selbständigkeit und Wirksamkeit der Kirche herbey sehnen, sondern auch einen organischen Aufbau nach oben, daß auch ein wahres regimen ecclesiasticum entstehe, und die Consistorien, mit geistlicher Direction, der äußerlichen Repräsentation und Administration des Kirchlichen, umgeben und unterstützt aber von einem evangelischen Episcopat, in organischer Verbindung mit Synoden, dem kirchlichen Leben mehr Selbständigkeit, Wirksamkeit und Würde, namentlich aber auch den Bedürfnissen des Cultus, wie der Schule (die ein integrierender Theil der Kirche ist) nach allen Verhältnissen Ausdruck und Befriedigung erwirken könnten. Gewis zweckmäßiger, als der Hegelsche Staat in seiner Vergötterung, würde eine solche Gliederung und Vertretung der Kirche (die himmelweit von der römischen Monarchie und Hierarchie verschieden und keine Gefahr für die Alleinherrschaft des Staates wäre) auch den Conflict mit der Wissenschaft, wenigstens für das Glaubensleben der Gemeine, überwachen und leiten, und finden wir nur wieder eine ganz unpractische Anschauung und einen unpractischen Vorschlag darin, daß der Staat keinen Symbolzwang üben, aber doch die Ansprüche der Wissenschaft gegen die Kirche ausgleichen soll. Sieht das nicht aus wie Zwang? Soll Geistliches nicht geistlich gerichtet werden? Und wäre nicht ein Wachen und Entscheid eines evangelischen Episcopats über rein Geistliches und Kirchliches (nicht über profane Wissenschaften, wie es die Anmaßung des französischen römischen Clerus will) weit mehr im Wesen der evangelischen Kirche begründet? Wenigstens ist das entschieden die Meinung Luthers und seiner Mitreformatoren gewesen.

Köllner.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

153. Stück.

Den 23. September 1844.

---

D r f o r d.

E typographeo Academico 1841. ΑΙΣΧΥΛΟΣ.  
Aeschyli Tragoediae superstites et de-  
perditorum fragmenta ex recensione G.  
Dindorfii. Tomus II. Annotationes.  
655 Seiten in groß Octav.

So ist denn der Kreis der von Herrn Professor Dindorf annotierten Griechischen Dramatiker, welche uns die Dxforder Pressen in stattlicher Bändezahl innerhalb weniger Jahre geliefert haben, mit vorliegenden Annotationes in Aeschylum abgeschlossen. Für Deutschland sind diese wohl zunächst nicht berechnet. Eine geschickte Auswahl von erklärenden Anmerkungen zum Aeschylus müßte gewis auch uns für den Handgebrauch recht willkommen seyn. Freylich ist uns außer Wellauers brauchbarer Ausgabe, deren Verdienst eben darin besteht, den durch die Willkür und Ungenauigkeit früherer Critiker in Verwilderung gerathenen Vulgattertext mit Mänglichkeit auf die handschriftliche Ueberlieferung zurück geführt und den critischen

Apparat übersichtlich untergelegt zu haben, neben Schükens Commentar durch den Halleſchen Apparatus Criticus et Exegeticus ein nicht unansehnlicher Vorrath von Erklärungen zugänglich gemacht worden. Allein da Critik und Erklärung des Dichters allmählich eine ganz andere Geſtalt angenommen hat, ſo reichen die früheren Leiſtungen nicht mehr aus. Wellauers Ausgabe iſt nun zwanzig Jahre in den Händen der Philologen. Seit dieſer Zeit hat man ſich dreister an Aeſchylus gewagt, während biß dahin die leider immer noch vergebens ersehnte Ausgabe des Meisters den Meisten Scheu eingefloßt hatte, den Marathonmachern anzutasten. Eine Reihe sehr schätzbarer Arbeiten über ganze Stücke oder einzelne Stellen des Dichters haben, um hier von den großartigen Aufschlüssen über die tragische Kunst des Aeſchylus nichts zu ſagen, in den leßtern Jahren Critik und Interpretation auf eine ganz andere Stufe erhoben, obſchon allerdings mancher mißrathene Verſuch mituntergelaufen iſt. Die Beyträge ſind weit zerſtreuet in Zeiſchriften und Programmen und es wird immer ſchwerer ſie zur Hand zu ſchaffen. Schon dieſer Zuſtand muß den Wuñſch rege machen, daß doch ein tüchtiger Aeſchyleer die Mühe übernehmen möchte, die Wellauersche Ausgabe durch eine dem Fortſchritte der Zeit angemessene neue Bearbeitung zu erſehen, die neben dem vollſtändigen critiſchen Apparate die beachtenswertheren Vorſchläge der Critiker und eine Auswahl gediegener Erläuterungen gäbe. Die Ausarbeitung würde ſchon dadurch an Reiz gewinnen, daß wir binnen Kurzem einer genauen Collation des Mediceus von einem vorzüglichen Gelehrten entgegen ſehen dürfen, wodurch die critiſchen Studien des Aeſchylus überhaupt einen neuen Schwung erhalten werden.



Doch sehen wir zu, was uns Hr Dindorf, der bekanntlich den Aeschylus nicht zum ersten Male ediert, in seinen Annotationes bietet. Daß von den Erklärern seit Stanley Geleistete, erklärt Hr Dindorf, commodum in ordinem redacta inutiliumque annotationum mole liberata in commentariis exhibuimus. Die passend ausgewählten erklärenden Anmerkungen sind ziemlich zahlreich ausgefallen: man findet hier das Brauchbarste der frühern, namentlich des trefflichen Stanley, Schükens, Blomfields; daneben sind auch manche gelegentliche Erörterungen neuerer Gelehrten mitgetheilt, wie von Elmsley, Wordsworth, Griffiths und Andern. Ungetrennt davon wechseln Angaben der Lesarten und critische Bemerkungen ab. Die Lesarten des Mediceus sind nach der Weigelschen Collation vollständig gegeben, in den Cumeniden und Hiketiden auch die des Reg. L. In den drey ersten Stücken hingegen sind nur Paris. A B meist namentlich aufgeführt, die übrigen in Masse, mehr gezählt als genannt. Für die Zukunft werden wir auf einen bessern Apparat vertraut: apparatus criticum ex codicibus aliquanto paucioribus quidem, sed prudenter delectis et diligenter collatis suo tempore exhibebimus, quo quae nunc circumfertur variarum lectionum farrago ex bonis pariter atque nequissimis codicibus temere negligentique conflata tandem aliquando cedat meliori. Besser wäre nun freylich das schon jetzt geschehen; ich erinnere mich nur in den Septem einige Male cod. mei ohne weitere Aufklärung gefunden zu haben. So erhalten wir die Aussicht, daß wir zu unsern Dindorfschen Aeschyleis über kurz oder lang noch einen Aeschylus Dindorfianus uns werden kaufen

müssen, was wir freylich vom Sophokles und Aristophanes und Euripides her schon gewohnt sind. Uebrigens dieses bey Seite, so fragt sich, ob nicht statt Paris. A B zweckmäßiger ein Paar andere Codd. in den drey Stücken als Stellvertreter der namenlosen Masse gewählt worden wären, wie der Seldenianus und Cantabrigiensis I., obschon im Ganzen ihr Vorzug vor den übrigen nicht überwiegend ist. Vergebens sucht man die Scholien: *de scholiis Graecis suo loco explicatius erit dicendum*. Nur in gustu erhalten wir Praef. p. 15 — 19 die Scholien des Mediceus zu Sept. 1 — 178. Die gewöhnliche Sammlung ist von allen Enden her mit nutzbaren und schlechten Zuthaten versehen. Indes hat sich Ahrens Vermuthung, Victorius möge manche Glossen aus eignen Mitteln beygesteuert haben, nicht bestätigt, da die von ihm dafür beygebrachten Belege sämmtlich dem Medic. entnommen sind, wie Hr Dindorf p. 14 berichtet.

Es versteht sich, daß der berühmte Herausgeber selbst manches Schöne für Critik und Interpretation zugeschossen hat. Seine Noten sind meist kurz und in der Regel treffend; das Urtheil, wo es auf Wahl der Lesarten oder Erklärungen ankommt, wie man denken kann, das eines geübten und nicht allzu zaghaften Critikers, der lieber eine gute Conjectur mag als eine erkünstelte Deutung des Ueberlieferten. Nach der im Jahre 1836 veröffentlichten 'Probe eines correcten Textes des Aeschylus' mußte Einem etwas bange zu Muthe werden bey dem Gedanken, daß Hr Dindorf mit gleicher Ungebühr im Aeschylus fengen und brennen werde, wie es dort mit dem Eingange des ersten Chors der Septem geschehen ist. Ich will

nur gestehen, daß ich immer auf der Partey Derer gestanden habe, die meinten, Hr Dindorf habe sich nur einen, nicht gerade zweckmäßig angebrachten vielleicht auf ganz besondere Veranlassung beruhenden Späß machen wollen. Jetzt bin ich enttäuscht, denn nicht bloß hier erklärt Hr Dindorf p. 136: *Veram horum versuum scripturam patefeci in Zimmermanni Diario etc.* sondern auch aus dem Pariser Stephanus s. v. *ἐλεδευνάς* und *λευκοπροπέης* geht hervor, daß das bitterer Ernst war. Indes hat sich bey dem weitem Durchgehen der *Annotationes* die Besorgniß ungegründet erwiesen, als verfare Hr Dindorf durchweg in ähnlicher Art. Im Gegentheil ist jenes das einzige specimen einer wirklich Burgessischen Critik, die aus Nichts Alles oder aus Allem Nichts macht. Im Uebrigen geht Hr Dindorf, einige Lieblingsfachen abgerechnet, wovon unten, mit Vorsicht zu Werke.

Im critischen Apparate habe ich manches nicht gefunden was ich erwartet hatte. So sind die Anführungen alter Schriftsteller öfter unbeachtet gelassen, wie auch die früheren Critiker diese unverächtliche Ersahmannschaft des handschriftlichen Apparates weniger als billig aufgeboden haben. Ein Paar Beispiele mögen das zeigen. Auf Sept. 433 — ich citiere nach Wellauer — bezieht sich Plato Rep. VIII, 550, C. *Οὐκοῦν μετὰ τοῦτο, τὸ τοῦ Αἰσχύλου, λέγωμεν ἄλλον ἄλλη πρὸς πόλει τεταγμένον;* ohne Variante Heschnlus: *Λέγ' ἄλλον ἄλλαις ἐν πύλαις εἰληχότα. Τεταγμένον* rechnen wir Platons Gedächtnisse zu Gute, welches wohl B. 552 vermischte; aber *πρὸς* ist unbedenklich als echte Lesart herzustellen. Von den feindlichen Heerführern

gebraucht der Dichter durchweg entweder *ἐπὶ πύλαις*, wie B. 405. 520. 613. oder *πρὸς πύλαις*, wie B. 359. 482. 509. 552. Am überzeugendsten ist die Vergleichung von B. 459 mit unserer Stelle: *Καὶ μὴν τὸν ἐντεῦθεν λαχόντα πρὸς πύλαις λέξω*. Aus demselben Werke Platons läßt sich eine annähernde Restitution einer lückenhaften Stelle im Agam. 977 gewinnen: p. 553, A. "Ὅταν — τὸν πατέρα ἴδη ἐξαίφνης πταίσαντα ὡσπερ πρὸς ἔρματι πρὸς τῇ πόλει καὶ ἐκχέαντα τὰ τε αὐτοῦ καὶ ἑαυτὸν κτλ. Schon Winckelmann zum Euthydem. p. 134 hat gesehen, daß dem Plato die Worte des Aeschylus im Sinne waren: *Καὶ πότμος εὐθυπορῶν ἀνδρὸς ἔπαισεν ἄφαντον ἔρμα*. Wegen der zweifelhaften metrischen Responſion läßt sich indes nur so viel ausmachen, daß Aeschylus geschrieben haben muß: *ἔπαισεν πρὸς ἄφαντον ἔρμα*, wie Eumen. 534. *ὄλβον ἔρματι προσβαλὼν Δίκας ὤλετο*. Auch B. 1607 ist *πταίσας* in den Quellen in *πήσας* oder *παίσας* verderbt. — Fast kein Citat Aeschyleischer Verse bey den Alten, namentlich aus den vier schwierigsten Stücken, läßt ganz ohne Gewinn; sogar Tzetzes Cramerii Ann. Oxx. III, 378, 10. bestätigt Agam. 1584 Porſons Emendation *ὀλέσθαι*; der freylich auffallende Genitiv *ναυτικῶν ἐρειπίων* Agam. 645 hat außer dem von Blomfield angeführten Tractat *περὶ βαρβαρισμοῦ* auch am Gregorius Korinthius bey Walz. Rhett. VIII, 1133 einen Gewährsmann, weshalb wir nicht mit Hrn Dindorf die Conjectur Schüzens gut heißen möchten. Hermanns allgemein gebilligtes *ἄλλοτρίας διαὶ* (codd. *διὰ*) *γυναικός* Agam. 435 wird jetzt beglaubigt durch die gelehrte Bemerkung des Grammatikers in Cra-

meri Ann. Oxx. I, 119, 14 Παρ' Ἀττικοῖς  
 προσλαμβάνει τὸ ἰῶτα καὶ γίνεται διαὶ καὶ  
 συντάσσεται τῇ γενικῇ καὶ ἰσοδυναμεῖ τῷ  
 ἔνεκα\*

Πᾶσα γὰρ Τροία δέδορκεν Ἐκτορος  
 τύχης διαὶ  
 ἀντὶ τοῦ ἔνεκα Ἐκτορος· καὶ ἐν Ἀγα-  
 μέμνονι· ἀλλοτρίας διαὶ γυναικός, ἀντὶ  
 τοῦ ἔνεκα. Den ersten Vers hat Welcker Gr.  
 Trag. I, 34. einem Drama aus dem Ilischen  
 Kreise zugewiesen. Uebrigens lehrt die Stelle, daß  
 Hr Dindorf im Thes. Steph. s. v. διαὶ den Ge-  
 brauch der stärkern Form zu eng auf Stellen be-  
 schränkt hat, die einen Jambus heischen. Es zeigt  
 sich, daß sehr wohl auch am Ende des Verses der  
 Dichter das Volltönendere vorziehen durfte \*). —  
 An einer sehr corrupten Stelle der Suppl. 156  
 hat Hr Dindorf von dem Scholion im Et. Gud.  
 227, 42 (Cramerii Ann. Oxx. II, 443. 42.) wohl  
 Gebrauch gemacht, aber ich glaube, nicht den rech-  
 ten. Schon im Jahre 1836 hatte ich im Rhein.  
 Mus. nach Anleitung des Grammatikers τὸν Ζα-  
 γρέα oder τὸν Ζάγγριον verbessert, ohne damals

\*) Derselbe Grammatiker p. 122, 16. Ἡ δόρει παρὰ  
 Αἰσχύλῳ ἐν Ἀγαμέμνονι· Σὺν δόρει στρατόν. Diese  
 Worte finden sich weder im Agamemnon noch in den  
 beiden übrigen Stücken der Trilogie. Hr Dindorf meint  
 im Thes. s. v. Δόρει p. 1644, es liege wohl ein Gedäch-  
 nisfehler zum Grunde und es möge p. 111 σὺν δόρι καὶ  
 χειρὶ vorgeschwebt haben. Das ist sehr unwahrscheinlich,  
 da Agamemnon wie Choephoren Lücken genug zeigen,  
 wo jene Worte Platz haben konnten. Auch sonst wird  
 noch Eins und das Andere aus dem Agamemnon ange-  
 führt, das sich nicht mehr findet, z. B. Bekker. Ann. I,  
 353, 10. f. Blomf. Praef. p. XI. Lips. Vertauschung mit  
 ἐν Μέμνονι — vgl. Hermann. de Aesch. Psychostasia  
 1838. p. 5. — ist nicht eben glaublich.

zu wissen, daß bereits Hr Dindorf selbst im Thes. s. v. *γαίος* sagt: Imprudenter illatum τὸν γαίον, cujus loci certa emendatio aliunde peti poterat. Und offener s. v. *Ζαγρεύς*, daß man aus dem Etym. τὸν Ζαγρεά oder ζάγριον herstellen müsse, was auch Blomfield Gloss. Sept. 858 gewollt hatte. Jetzt heißt es in den Annotatt., daß sey male intellectis grammatici de Zagreo verbis geschehen: veram scripturam τὸν γαίον restituit Wellauerus. τὸν καταχθόνιον Αἴδην explicat scholiasta. Mit γαίος kann ich mich nicht befreunden und muß sehr zweifeln, daß der χθόνιος jemahls γαίος umgetauft werden konnte. Das heißt irden oder, unter besondern Umständen, inländisch. Emendiert man nur die Worte des Grammatikers richtig, wie ich es am angef. Orte gethan habe, so kann kein Zweifel seyn, daß Aeschylus τὸν ζάγριον schrieb.

Da Hr Dindorf es nur auf eine Auswahl des Gelungenen und wirklich Brauchbaren in seinen Annotatt. abgesehen hat, so kann man natürlich nicht verlangen, daß er bey schwierigen Stellen alle Vermuthungen der Critiker aufzähle. Doch hätte er seinem Werke auch für Deutsche Philologen einen ungleich höhern Werth verleihen können, wenn er nicht in der Auswahl des namentlich von Neuern zerstreut Geleisteten allzu wählerisch verfahren wäre. Hin und wieder ist auch wohl nur Zufall Schuld, daß wirklich sehr beachtenswerthe Bemerkungen übergangen sind. Oft sind sehr controverse Stellen zu knapp abgefertigt.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

Den 26. September 1844.

D r f o r d.

Schluß der Anzeige: 'ΑΙΣΧΥΛΟΣ. Aeschyli Tragoediae superstites et perditorum fragmenta ex recensione G. Dindorfii. Tomus II. Annotationes.'

Gleich im Prometh. 49 erhalten wir lediglich die Erklärung der Vulgate: Omnia facta, h. e. permissa nobis sunt praeterquam diis imperare. Da kommt, dünkt uns, ein Sinn zu Tage, den Kratos unmöglich aussprechen konnte. Wie konnte gesagt werden, ihnen, den dienenden Handlangern der Götter, stehe Alles zu thun frey, außer den Göttern Befehle zu geben? Und würde der Gedanke zum Folgenden passen: 'Ἐλευθερος γὰρ οὐτις ἐστὶ πλὴν Διός? Wollte man die Vulgate halten, so müßte man sie erklären: Alles ist wohl schon einmahl vorgekommen (Alles läßt sich in der Welt machen), nur nicht den Göttern Vorschriften ertheilen. Aber wie schön dagegen die nicht einmahl erwähnte Besserung Stanley's: ἐπαχθῆ! Nun erst ist Alles in Ordnung. Auf Hephästos

Wunsch, ein Anderer möchte beordert seyn, den Titanen fest zu schmieden, sagt Kratos: Alles hat seine Last, nur nicht den Herrn über die Götter zu spielen. Denn nur Zeus ist frey: wir andern insgesammt dienen seinem Willen. — Wundern muß man sich, Prom. 255 sqq. die alte Personenabtheilung ohne alle Andeutung der von Welcker Trilog. S. 62 begründeten richtigen vorzufinden. Sept. 297 schreibt Herr Dindorf *ἀνδρολέτειραν Νόσον, ῥίψοπλον ἄταν* statt des sinnlosen *Καὶ τάν*, ohne Hermanns evidenten "*Αταν* zu erwähnen. Vers. 484 fehlt Ritschls schönes *πύλαισι γείτον' ἀνδρὸς ἐχθαίρουσ' ὕβριν*, v. ad Thom. Mag. p. 77. — Suppl. 725 fehlt Ahrens *ἐπὶ ταχεῖ κότῳ*, während Bambergers *πράκτορ' ἄτης κότον* B. 636, eine der sinnvollsten Emendationen, doch in den Nachträgen nachgeholt ist. Perss. 768 fehlt Meinekes, gleichzeitig auch von Bamberger Conjectan. p. 17 gemachte sichere Emendation: *Ξέρξης δ' ἐμὸς παῖς ἐνεὸς ὧν ἐνεὰ φρονεῖ*, s. Hist. Crit. Comm. p. 202. Auch in den Erklärungen konnte Manches nach neueren Forschungen berichtigt seyn. So z. B. erklärt Hr Dindorf zu Eumen. 21, Lennep habe gezeigt, die Delphische Athene heiße *πρόνοια* und das sey auch dem Aeschylus zurück zu geben. Gewis nicht. Die Göttin hieß *προναία*, wurde aber durch einen auf dem Wesen derselben beruhenden Witz frühzeitig, nämlich schon zur Zeit der Attischen Redner, in eine *πρόνοια* umgedeutelt. Müllers überzeugende Auseinandersetzung in Ersch und Grubers Encyclop. s. v. Pallas - Athene p. 101 sq. erhält jetzt eine erwünschte Bestätigung durch die *προναία* in einer Delphischen Inschrift bey Curtius Anecd. Delph. p. 79.

Manche Verbesserungen Herrn Dindorfs waren



bereits von ihm früher bekannt gemacht, namentlich in der Praefat. Poett. Scenic. und im Pariser Stephanus. Die Zahl der neuen, einigermaßen bedeutenden Emendationen, solcher, die den verschütteten Gedanken des Dichters plötzlich in ursprünglichem Glanze ins Leben rufen, ist nicht sehr groß. Die meisten Verbesserungen treffen Stellen, gegen deren handschriftliche Ueberlieferung grammatische oder metrische Bedenken obwalten und da kommen sehr schätzenswerthe Correctionen zum Vorschein. Emendationen aber, die den Gedanken des Dichters wesentlich restituieren, verlangen ein überaus scharfes Eingehen in den kunstvollst gefügten Entwicklungsgang der Rede, wie es freylich bey abgerissenen und noch dazu von mehreren Seiten entlehnten notae nicht wohl thunlich ist. In diesem Puncte ist Klausen zu loben. Denn so unglücklich sein Commentar ausgefallen ist, so preiswürdig ist die eingeschlagene Methode der Hermeneutik, die dem Gedanken des Dichters Schritt vor Schritt folgt und von ihm vollständige Rechenschaft zu geben sich bemüht. Mit glücklichem Erfolg hat Bamberger in der, von Hrn Dindorf noch in den Zusätzen benutzten, Ausgabe der Choephoren demselben Ziele nachgestrebt und den Beweis geliefert, wie ein über dem Einzelnen nicht das Ganze und seine oft feinen Beziehungen opferndes Studium des Dichters auch für die Herstellung des Verderbten überraschend reiche Frucht trägt.

Als besonders gelungene Emendationen Herrn Dindorfs wollen wir beyspielsweise etwa folgende ausheben. Sept. 134 mit L. Dindorf τόξον εὐτυκάζον nach einer Glosse des Hesychius; Suppl. 822 ἐπ' ἄμαλα, nach Hesychius s. v. α. τὴν ναῦν, vgl. Lobbeck Parall. p. 275, der das Wort irrig aspiriert; Choeph. 957 θέρου' ἄνοι

statt *θερμαῖνοι*; Eum. 697 *παλαιῶν διανομήν* e MS. statt *παλαιᾶς δαίμονας*, wahrscheinlich nach einem Grammatiker; 725 *Γαίας* statt *Καὶ γῆς*; 808 *τιμῶν δανειῶν* statt *δαμιῶν* mit L. Dindorf Thes. s. v.; Perss. 608 *θαλλούσης ἴσον* statt *βίον* u. s. w. Viele Aenderungen beruhen auf metrischen und grammatischen Principien. Ganz wie Brunck und Blomfield führt Hr Dindorf durchgängig die attischen Formen ein, mögen sie von den Handschriften geboten werden oder nicht, also z. B. soll der usus Atticorum immer *φάροξαι* fordern, wonach denn zu Sept. 63 fünf Stellen des Aeschylus corrigiert werden, ohne irgend eine Spur in den Quellen. Die Vorliebe für syncopierte Formen, contrahierte statt der offenen, wo die Codd. und die bisherigen Texte dem Leser die Zusammenschmelzung überlassen und dergl. verräth auch der Aeschylus wieder, z. B. Prom. 819 *ἐπανδιπλαζε*; Sept. 115 *γενῶν*, wie *Ἐρινῶν* bey Euripides, ohne Zeugnis alter Grammatiker; Eum. 234 *ἀμμένω* oder *ἀμμενῶ*; Perss. 167 *γηραλᾶ*; 613 *ἀγκαλεισθε*; 995 *Διαιν δῖαινε*, ähnlich wie Prom. 567 *ἄλευ δᾶ* und das bey Aristophanes nachgewiesene *παῦ*; Perss. 1011 *κάπιβῶ* u. s. w. Aber auffallender als Alles ist denn doch das dem Attischen Dichter aufgedruckene *κάρζα*, so oft das Wort zweysilbig seyn muß, und Perss. 968. *ζαπρέπον*. Auch einen Aeolismus anderer Art will Herr Dindorf Prom. 426 einführen, indem er statt "*Ατλανθ*" das Aeolische "*Ατλαν*" verlangt, wie beyhm Alkaios *Αἴαν*, bey Hesiodos *Θόαν* vorkam. Ueber diese Formen s. Ahrens de Dial. Aeol. p. 114. Hesiodos hatte das aus dem Delphischen Dialecte. Endlich wird nach den codd. Suppl. 771 *τῶδε χρημφοθῆν χροῖ* hergestellt, wie auch schon früher in einer sehr

schwierigen Stelle des Sophokles Trach. 1000 der Aeolische Infinitiv *καταδερχθῆν* angenommen war.

In einer Reihe von Stellen schlägt Hr Dindorf, meist mit großer Zuversicht, Conjecturen vor, die genauer zusehen die Probe nicht bestehen. Oft muß man zweifeln, ob Hr Dindorf dem Gedanken des Dichters streng genug gefolgt sey. Im Prom. 378 zweifelt Hr Dindorf, wie übrigens schon Stephanus und Reisig gethan hatten, an der Richtigkeit der Bulg. *Ὀργῆς νοσοῦσης εἶσιν ἰατροὶ λόγοι*, und die dagegen geltend gemachten Gründe sind ohne Zweifel nicht richtig. Allein die Correctur *Ὀργῆς ζεύσης* ist einmahl diplomatisch schwer probabel zu machen, da alte Schriftsteller, die statt *ὄργῆς ψυχῆς* unterschoben, doch einstimmig *νοσοῦσης* lasen, wofür ja schon das Bild in *ἰατροὶ* spricht; sodann aber gibt *ζεύσης* dem Gedanken etwas Schiefes. Nach dieser Lesart würde Okeanos sagen: 'Weißt Du nicht, daß, wenn der Zorn kocht, Worte Balsam schaffen?' Prometheus aber erwiedern: 'Ja, wenn Einer zu rechter Zeit das Herz weich macht und nicht den schwelenden Zornmuth mit Gewalt erstickt.' Dann fehlt aber das richtige Verhältniß zwischen der *ὄργῃ ζεύσῃ* und dem *σφοριγῶν θυμῷ*. Seneca würde für Okeanos offenbar zu viel sagen. Er kann dem Prometheus nur die alte Sentenz einschärfen: Zureden hilft. Symmach. Ep. 3, 6 *Solet aegritudines animi ratio mitigare*. Und Cicero Tuscc. III, 31, 76 trifft mit *iracundia* und *gravescens volnus* den richtigen Gedanken. Ob *ὄργῆς νοσοῦσης* sich ertragen läßt, bin ich ungewis; aber daß *ζεύσης* nicht die Hand des Dichters erneuert, ist mir kein Zweifel. — Eben so wenig kann ich Prom. 426 sq. bestimmen,

wenn Hr Dindorf die Worte so herstellen will: *κραταιὸν γὰρ οὐρανίον τε πόλον νότοις ὀχῶν στενάζει*. Er irrt, wenn er behauptet, manifestum est terrae nomen desiderari. Denn dadurch wird eine Vorstellung zu Wege gebracht, die dem plastischen natürlichen Sinne der ältern Griechen zuwider ist. Atlas hält durchaus nur die Säulen des Himmelsgewölbes; auf die Erde gestemmt kann er nur von späterer unklarer Speculation zugleich als Halter des Universums gedacht werden. Daß Jemand an Hermanns *ὑποστεγάζει* zweifeln könnte, sobald es ihm einmahl bekannt geworden, hätte ich kaum gedacht. Der dagegen gemachte Einwurf, es müßte, falls es vorkäme, *tegen di operiendi que significationem* haben, widerlegt sich schon durch die Worte des Aeschylus selbst bey Athen. XI, 491, A, wo des Atlas *μέγιστος ἄθλος οὐρανοστεγῆς* genannt wird. — Sept. 253 sqq. sagt Orestes: *Ἐγὼ δὲ χώρας τοῖς πολιουσούχοις θεοῖς Πεδιονόμοις τε κάγοράς ἐπισκόποις, Διρκῆς τε πηγαῖς οὐδ' ἀπ' Ἴομηνοῦ λέγω, Ἐὺ ξυντυχόντων καὶ πόλεως σεσωσμένης, Μήλοισιν αἰμάσσοντας ἐστίας θεῶν, Ταυροκτονοῦντας θεοῖσιν ᾧδ' ἐπέυχομαι Θῆσειν τρόπαια, πολεμίων δ' ἐσθήματα Λάφυρα δάτων δουρίπληχθ' ἀγνοῖς δόμοις*. Diese Stelle erklärt Hr Dindorf für ineptissime interpoliert, wie sich schon daraus zeige, daß drey codd., unter ihnen Med., hinter *ἀγνοῖς δόμοις* noch einen, 'offenbar echten' Vers haben: *στέψω πρὸ ναῶν, πολεμίων ἐσθήματα*, ein anderer nur *στέψω πρὸ ναῶν*. Daher soll mit Tilgung der Glosseme gelesen werden: *εὺ ξυντυχόντων καὶ πόλεως σεσωσμένης, Λάφυρα δάτων δουρίπληχθ' ἀγνοῖς δόμοις Στέψω πρὸ ναῶν, πολεμίων ἐσθήματα*. Dadurch wird aber erstlich ein Hauptzug des Ge-

lübbes völlig verwischt, daß Cteofles als Sieger den Göttern Opfer bringen werde. Zweytens begreift man nicht, wie sich *ἀγνοῖς δόμοις* mit *πρὸ ναῶν* vertragen sollte? Im Tempel der Götter hing man Spolien auf: Tempel sind doch die *ἀγνοὶ δόμοι*. Was sagt *πρὸ ναῶν*? Sodann erklärt Hr Dindorf das aus Conjectur hergestellte *δοῦριπῆχθ'* spolia hastis affixa in templis deorum. Wer hat aber je gehört, daß man Spolien an Speere heftet? Wie ähnliche zahlreiche Composita würde jeder Leser vom Speere geheftet verstehen. Daher ziehe ich Porsons *δοῦριληφθ'* vor. Endlich ist *τροπαῖα* an sich zu natürlich und äußerlich von den Scholien bezeugt, als daß man es opfern könnte. Gerade der in den Scholien dem Dichter wegen dieses anachronistischen Gebrauchs gemachte Vorwurf leitet auf die Quelle der Worte *Στέψω πρὸ ναῶν*, die dann allmählich durch Zusatz der aus dem vorher gehenden Verse entlehnten Worte *πολεμίων ἐσθήματα* sich als berechtigter Vers neben dem echten eine Stelle erschlichen haben. Ich bin nämlich der Meinung, daß man, um den Dichter von jenem Anachronismus zu befreien, statt *Θήσειν τροπαῖα* sich gemüßigt sah *Στέψω πρὸ ναῶν* zu corrigieren, wie es in solchen Fällen von leichtfertigen Grammatikern zu geschehen pflegte. Ist dem so, so geht der Halt der Dindorffschen Conjectur verloren und wir sehen nun zugleich, mit welchem Rechte er B. 255 die Conjectur *ὑδασί τ' Ἰομηνοῦ λέγω* gut heißen habe. Denn da nun *ἐπεύχομαι* B. 258 das Hauptverbum ist, so kann *λέγω* nur in einem Zwischensatze Statt haben und die ganz Aeschyleische Lesart der Bücher *οὐδ' ἀπ' Ἰομηνοῦ λέγω*, d. h. und auch die Quellen des Ismenes vergesse ich nicht bleibt im Rechte. Ganz ähnlich

unter Anrufung mehrerer Gottheiten Eumen. 24 *Βρόμιος δ' ἔχει τὸν χάρον, οὐδ' ἀμνημονῶ.* Erst in der Vulgate ist Alles enthalten, was bey dergleichen Anlässen Sitte ist: Opfer von Schafen und Kindern, Errichtung von Tropäen und Aufhängen von Spolien in den Tempeln. Stecken noch Fehler in den Worten, so können sie den Sinn im Ganzen nicht ändern. — Suppl. 262 sq. *Τὰ δὴ παλαιῶν αἱμάτων μιάσματος χρονθεῖσ' ἀνήκε γαῖα μηνεῖται ἄκη Δρακονθόμιλον δυσμενῆ ξυνοικίαν.* Hr Dindorf wiederholt seine frühere Conjectur *μηνιαί' ἄκη* belas singulis mensibus emissas ulciscendorum scelerum causa. Ich wundre mich, wie Hr Dindorf nicht allmählich inne geworden ist, daß er damit eine gar seltsame Vorstellung in den Dichter trägt. Wo wäre sonst zu lesen, die Erde habe allmonatlich wilde Bestien als Landplage gesandt? Damit läßt sich gar kein klarer Gedanke verbinden. Auch paßt *ἄκη* in dem angenommenen Sinne hier um so weniger, als der Dichter B. 265 fortfährt: *Τούτων ἄκη τομαῖα καὶ λυτήρια Πράξας ἀμέμπτως Ἄπις κτλ.* Man vermisst vor Allem die Andeutung, daß die Erde im Born die Ungethüme aus ihrem Schoße empor gesandt habe und in diesem Sinne darf man vielleicht *γαῖα μηνίτις δάκη* vermuthen. Wenigstens *δάκη* scheint sicher.

Meine Leser werden zu wissen wünschen, ob Hr Dindorf auch im Aeschylus von dem im Sophokles und Euripides nicht eben haushälterisch angewandten Mittel, widerspänstige Stellen völlig auszuweisen, Gebrauch gemacht habe. Allerdings hat er auch im Aeschylus Interpolatoren Manches zur Last geschoben, indes im Allgemeinen mit Behutsamkeit und nicht ohne hin und wieder zu überzeugen

gen; z. B. Perss. 209, 10 scheint die Absurdität der Verse erwiesen, die an die Stelle der verlorenen echten gesetzt sind. Sonst kann ich mich weit mehr in die öftern Annahmen von Lücken finden, als in die von Interpolationen, für die namentlich in den vier nicht in Byzantinischen Schulgebrauch gekommenen Stücken wenig einigermaßen sichere Beweise aufzufinden seyn dürften. Aber auch in den drey viel gelesenen Stücken kann ich mich von manchen Interpolationen nicht überzeugen. Gleich Sept. 497 — 502 werden mit den Worten verdammt: *Mirum est tam diu hos versus pro Aeschyleis haberi potuisse quos omnis sententiarum dictionisque color non esse ab Aeschyllo scriptos arguit, sed ab interpolatore adjectos, qui quod breviter graviterque versibus praecedentibus enuntiaverat Aeschylus molesta diduxit loquacitate.* Außere Anzeichen verrathen nichts der Art. Denn daß in Regg. AB B. 499 und 500 umgestellt sind, kann nicht Verdacht erregen, da ein vom Schreiber selbst verbesserter Irrthum im Medic. daran allein Schuld zu seyn scheint. *Omnis sententiarum dictionisque color* zeugt nicht gegen die Verse, sobald man nur nicht mit Brunck und Hrn Dindorf die irrthümliche Umstellung annimmt, sondern mit Wellauer bey der herkömmlichen Ordnung bleibt. Wer dann meint, Aeschylus habe ohne diese Verse auskommen können, dem kann man nicht gerade widersprechen. Allein wer lieber glauben will, Oeokles verfolge mit rechter Lust und Bitterkeit gegen den Feind die Gegenüberstellung des Zeus und Typhon und der Dichter habe wohl daran gethan, den Oeokles das *augurium* für die Entscheidung des Kampfes recht wohlgefällig ausführen zu lassen, den wird man mit Gründen nicht wohl vom Gegentheil

überzeugen können. Streicht man die Stelle, so vermisst man doch den Gedanken, daß beide feindliche Helden im nämlichen Verhältnisse zu einander stehen, wie Zeus zum Typhon. Man könnte sagen, daß deuten die vorher gehenden Worte des Steofles satzsam an. Wohl, aber nichts desto weniger durfte er den Gedanken noch weiter ausbeuten. — Noch weit weniger kann ich dem über Eum. 737 — 744 Gesagten beypflichten: Versus non Aeschylei, sed ab homine scripti qui quae breviter graviterque versibus praecedentibus dixerat Aeschylus loquacitate sua ineptissime dilatavit, oratione usus quam emendare frustra conati sunt critici. Drestes schwört der Athene, im Begriff Athen zu verlassen, niemahls solle ein Herr von Argos als Feind gegen Athen ausziehen. Lassen wir die von Herrn Dindorf verdächtige Stelle fallen, so schließt sich unmittelbar der Abschiedsruf an: 'Lebe wohl, Du und das Volk Athens, und sey es Sieger seiner Feinde.' Da ist nun schwer zu glauben, daß der Dichter, auf dessen politische Tendenzen in den Eumeniden der damalige Bund zwischen Athen und Argos großen Einfluß geübt hat, die Verheißungen des Drestes so ohne weitere Begründung habe hinstellen können. Uns scheint es ganz unnatürlich, daß Drestes bloß sagen sollte: Niemahls soll ein Argierfürst Attika bekriegen. Wohl aber scheint Alles dem Gedanken nach wohl geordnet, wenn er, um nichts zu versprechen was nicht in seiner Macht stand, hinzu fügt: 'Denn bin ich auch längst im Grabe, so werde ich den Uebertretern meiner Versprechungen Strafen senden, ihnen Zaghaftigkeit und unheilvolle Pfade bereiten, daß sie ihre vergebliche Mühe bereuen; halten sie aber an meinen Schwüren fest und ehren Pallas Stadt mit bun-



desgenösslichem Speer, so werde ich ihnen doppelt wohlgesinnt seyn.' Die Worte haben ihre Schwierigkeiten, die aber keinesweges zur Verdächtigung der ganzen, ich glaube, dem Gedanken nach unentbehrlichen Stelle befugen. Die Construction von B. 739 und folg. hat Herr Dindorf selbst richtig angegeben, wie auch Hermann Opuscc. VII. p. 98.

Den einzelnen Tragödien sind Schüzens Argumenta vorgesezt, zu denen Einiges aus Blomfield, auch aus eigenen Mitteln hinzugefügt ist. Letzteres ist am reichlichsten beym Prometheus geschehen, wo Hr Dindorf über das Verhältnis der übrigen Dramen desselben Kreises sich dahin ausspricht: Aeschylus habe die Prometheusfabel in drey Dramen behandelt, zwey Tragödien, *δεσμώτης* und *λυόμενος*, und dem Satyrdrama Prometheus ignifer, der sich an die Trilogie Phineus, Perser und Glaukos Potnieus (doch wohl Pontios?) angeschlossen habe. Denn wenn auch im Argum. Perss. bloß *Προμηθεύς* stehe, so müsse doch der *πυροφόρος* verstanden werden. Der *πυροκαεὺς* sey davon nicht verschieden, denn Aeschylus werde doch nicht zwey Satyrdramen ejusdem fere argumenti gedichtet haben. (Woher weiß aber Hr Dindorf, daß das Argument hätte fere idem seyn müssen?) Den *πυροφόρος* könne man nicht für eine Tragödie gelten lassen: aptissima enim haec fabulae Prometheae pars satyrico dramati est, inepta tragoediae. (Ist ein auf Nichts beruhender Machtanspruch, den man mit größerem Rechte umdrehen darf.) Pollux habe aus Vergessenheit das cognomen *πυροκαεὺς* von Sophokles *Ναύπλιος πυροκαεὺς* übertragen, das schon deshalb nicht passend sey, quum Promethei crimen non tam in eo positum sit quod ignem accendit quam quod

accensum ad mortales attulit. (Aber wie kann Hr Dindorf vom crimen des Prometheus reden, wenn er doch den *πυροφόρος* für ein Satyrdrama erklärt? Für eine Tragödie und das crimen Promethei würde allerdings der Titel *πυροκαεΐς* nicht passend gewählt seyn.)

Die Zeit der beiden Tragödien sey unsicher, nur sey der gefesselte Prometheus wahrscheinlich nach *Ol. 75, 2* aufgeführt, ob kurz oder lange nachher, bleibe dahin gestellt, s. zu *B. 367*. Daß er später als *Ol. 76, 4* gedichtet sey, könne man daraus folgern wollen, daß die Tetralogie, zu welcher der *πυροφόρος* gehörte, damahls auf die Bühne gekommen sey. Quamquam hoc quoque non satis certum argumentum est, quum res Promethei relicto naturali ordine pertractare Aeschylus potuerit. Es sey nicht ausgemacht, ob die beiden Tragödien zu derselben Trilogie gehört hätten oder zu verschiedenen Zeiten gedichtet seyen. Die Worte des Schol. 511 *ἐν τῷ ἐξῆς δράματι λύεται* zeigen nur, daß ein beliebiger Grammatiker den *λυόμενος* in seinem Codex nach dem *δεσμώτης* gehabt habe. Argumenti cohaerentia quam fallax in hujusmodi quaestionibus argumentum sit quum pluribus ostendi possit exemplis, satis erit — Sophoclis Oedipum regem et Oedipum Coloneum memorari, quae fabulae multorum annorum intervallo sunt separatae. — Itaque conjicere quidem licet ejusdem utramque tragoediam trilogiae fuisse, certo affirmare non licet.

Wir wollen nicht bergen, daß wir durch das Lesen dieser Expositionen nicht sonderlich erbaut worden sind. Das heißt doch allzu kühl oder bequem Forschungen aus dem Wege gehen, die seit ihrer Anregung so viele geistige Kräfte beschäftigt

und zu so bedeutenden Ergebnissen geführt haben. Wer die Trilogienfrage lediglich nach den spärlichen äußeren Zeugnissen für einzelne Fälle beurtheilt, steht gar nicht im lebendigen Mittelpunkt der ganzen Frage. Auch kann man kaum umhin, es als ein wahres Unrecht gegen Deutsche Philologie zu bezeichnen, zwey innerlich so in sich vollkommen abgerundete, nur aus demselben Sagenkreise geschöpfte Stücke des Sophokles mit den Aeschyleischen gleich zu stellen. Hr Dindorf weiß selbst, daß Aeschylus tragische Kunst ihre großen Eigenthümlichkeiten hatte, die sich namentlich in der ihm eigenthümlichen großartigen Gruppierung dreyer innerlich zu einem Ganzen verschlungenen Tragödien offenbaren. Die Frage berührt aber Hr Dindorf nicht von ferne, indem er lediglich bey äußeren Testimonien stehen bleibt, ob es denkbar sey, daß jemahls ein Zuschauer nach unserm gefesselten Prometheus die nöthige Befriedigung empfunden haben würde, die erst nach Ausgleichung des Zwiespalts und Sänftigung der Leidenschaften eintreten kann. Doch es würde ja nach Allem was über Aeschyleische Trilogien gesagt ist, völlig unnütz seyn, sich in einen Streit gegen Hrn Dindorf darüber einzulassen. Nur das bemerken wir als unsere Ueberzeugung, daß der *πρωτόλογος* eben so als erstes Stück der Trilogie, wie der *λόγιον* als Schlußstück nothwendig gedacht werden muß, daß aber der *πρωκλαεύς* nichts damit zu schaffen und ein selbständiges Satyrdrama gewesen ist.

Die Britischen Philologen werden sich ohne Zweifel über eine so kahle Polemik eines Deutschen Philologen gegen die Trilogie wundern, zumahl sie noch vor wenigen Jahren durch eine ausführliche Besprechung der Frage in einer Zeitschrift gezeigt haben, daß sie ihrerseits gegen Belehrungen der

fortschreitenden Deutschen Wissenschaft sich nicht zu verhärten entschlossen sind. F. W. S.

### L e i p z i g,

bey Adolph Wienbrack 1844. Juliens Nachlaß von der Verfasserin von Juliens Briefen.

Die Werke der verehrungswürdigen Verfasserin, welche in bescheidener Zurückgezogenheit ihren Namen der Welt vorenthält, gehören nicht zu der gewöhnlichen Unterhaltungs = Lectüre, die — im besten Falle! — geistvoll und spielend zerstreuen und erheitern will. Die Form des Romanes oder der Erzählung schließt wie ein anspruchloser Rahmen die sittliche Tendenz ihres schriftstellerischen Wirkens ein und verbindet die moralischen und pädagogischen Winke, die von Scharfblick und Erfahrung zeugen, zu einem Ganzen. Trat diese Eigenthümlichkeit schon bestimmt bey 'Juliens Briefen' hervor (welche die dritte Auflage erlebten), — so gestaltet sie 'Juliens Nachlaß' zu einer Lehrschrift über Töchter = Erziehung, die von den lose durchgezogenen Fäden der Geschichts = Erzählung nur den Vortheil genießt, einem trocken = didactischen Tone aus dem Wege gegangen zu seyn.

Die pädagogische Tendenz der lehrreichen Schrift ist durch ihr Motto angedeutet: 'Was sollen die Knaben lernen, wurde König Agesilaus gefragt. Sein Ausspruch war: Laßt sie das lernen, was sie als Männer noch brauchen können! Auch für die Mädchen ist dieser weise Ausspruch anwendbar: 'Das was sie als Frauen noch brauchen können.' Die geehrte Verfasserin hätte das 'auch' in ein 'Noch weit mehr' verwandeln können, denn auf Knaben = Erziehung angewendet war jener Spruch für Sparta vortrefflich, möchte aber für unsere Zeiten doch manchem Bedenken unterliegen.

Senes Motto und die sich durch das ganze Werk fortziehende polemische, gegen Auswüchse moderner Mädchenerziehung gerichtete Tendenz erinnerte Ref. auf das Lebhafteste an ein kleines Genrebild, das sich ihm einst bey der öffentlichen Prüfung einer höheren Töchterschule vor Augen stellte. Auf der Bank hinter mir saß ein Mann, offenbar aus der guten alten Zeit, das Haupt gedankenvoll auf sein Bambusrohr mit goldenem Knopf gestützt. Gar manche Lectionen der verschiedenen Töchterclassen hatte er schon mit obligatem Brummen und Kopfschütteln begleitet. Wenn ein Mädchen mit einer allerdings horrenden Genauigkeit anzugeben wußte, welche verschiedene Stellung der Mercur auf seiner Laufbahn zur Sonne und zur Erde habe, so murmelte er in den Bart, daß ihm, wie er fürchte, die Stellung des Kochtopfes am Feuer weniger bekannt sey — und wenn ein anderes in der 'Anatomie' die Bestandtheile des menschlichen Leibes genau aufzuzählen im Stande war, so versicherte er, unwillig mit dem Rohre aufstoßend, daß es genug sey wenn sie ein Huhn oder eine Ente tranchieren könne. In alle dem war viel Uebertriebenes, ja Komisches, aber es fehlte auch das Moment der Wahrheit nicht; das System der modernen Mädchenerziehung hat in der That seine ernste, sehr ernste Seite und diese hat unsere Verfasserin deshalb auch mit Ernst, aber nicht minder mit Liebe ans Licht gestellt.

Sie ist dabey von jeder excentrischen Befangenheit frey. Für den Adelstand und für Reiche höheren Standes insgesammt, da eignet sich eine solche Schule meiner Meinung nach ganz. Wo mehr Repräsentation als Häuslichkeit, mehr Kunstsin und Kunstfleiß als Arbeit nöthig ist, wo die Dame eigentliche Arbeiten ihrer Kammerjungfer, ihrer Haushälterin überläßt, da ist eine Erziehung der deut-

schen Töchter recht an ihrem Platz, recht zweckmäßig.' Aber das wird mit Recht als ein Unglück angesehen, daß die Mittelclassen und der Bürgerstand es jezt schon förmlich für Mode erachten, ihre Töchter auch solche Bildung empfangen zu lassen. Sie werden völlig aus ihrer Sphäre heraus gerückt, lernen Bedürfnisse und Ansprüche kennen, für die sich hernach keine Befriedigung findet und finden kann, wissen sich in der Ehe nicht mit kleinem Einkommen zu beschränken, werden mit einem Worte keine Hausfrauen und Hausmütter von altem guten deutschen Schrot und Korn. Ja, es drohen unleugbar auch sittliche Gefahren, unter ihnen nicht die geringste ein superkluger und oft ganz unerträglicher Hochmuth. Was die kundige Verfasserin S. 80 als Erfahrung mittheilt, ist zu dem Allen ein Beyspiel von Tausenden. 'Sie sollen nur hören, wie sie prunclamirt, sagte eine Schuhmachersfrau zu mir, ihre Tochter mir anpreisend — den Schil- lern, das geht klapp und klapp! und dabey sagte sie: ja, Mutter, davon weiß sie nichts, den ver- bessern wir noch in der Schule; und wenn wir Gedichte machen, so darf der Vers nicht so stehen; 'das ist hart, sagt der Herr Professor.' Und das sage ich Ihnen, — setzte die Frau hinzu — Börsen stricken und sticken kann das Mädchen wie eine gnädige Gräfin. Die Schuh lasse ich außer dem Hause ein- fassen, denn sie sagt: meine Finger müssen zart bleiben, sonst häkelt sich die Seide daran. Der Vater wollte, sie sollte die Schuhe einfassen wie früher, aber sie weinte und meinte, davor hätten wir sie doch nicht in die höhere Töchterschule geschickt.'

Das sanfte, liebliche Bild, welches Tante Julie selbst von der rechten, deutschen Töchtererziehung entwirft, lernt man am liebsten aus dem Werke selbst kennen, das wir besonders verständigen Müt- tern und Erzieherinnen empfehlen. Dl.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

156. Stück.

Den 28. September 1844.

---

G ö t t i n g e n ,

den 12. September 1844. Von der Königlichen  
Immatriculations-Commission der hiesigen Univer-  
sität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekannt-  
machung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im be-  
vorstehenden Wintersemester die Vorlesungen auf  
hiesiger Universität in der Woche vom 21. bis 26.  
October ihren Anfang nehmen, und daß die Imma-  
trication der etwa später ankommenden Studie-  
renden durch eine allgemeine Bestimmung auf die  
nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorle-  
sungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr  
Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur  
Immatriculation vorzulegenden Zeug-  
nisse ist vorgeschrieben, daß

1) die, welche das academische Studium begin-  
nen, ein in öffentlicher Form ausgestellttes Zeugnis  
ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben  
und ihres sittlichen Betragens,

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen beyzubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Aeltern oder Vormünder darüber beyzubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

### Z ü r i c h,

bey Meyer und Zeller 1842(—43). Zeitschrift für vaterländische Alterthumskunde, herausgegeben von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Ueberall regt sich in der Schweiz eine lobenswürdige Thätigkeit, um bisher verborgene Schätze der Vergangenheit an das Licht zu fördern. Es haben sich zahlreiche historische und archäologische Vereine gebildet. Erstere haben sich als Zweck aufgestellt urkundliche Denkmähler zu erforschen und zu erläutern; letztere, Alterthümer zu sammeln, aufzubewahren, zu beschreiben. Sie bieten einander eine hilfreiche Hand. Wenn die Alterthumskunde der Fackel der Geschichte bedarf, so verdankt ihr



diese ihrerseits auch manche Aufschlüsse. Was F. A. Wolf von der alten Erdkunde sagte, gilt auch von der Alterthumswissenschaft insbesondere; sie ist nicht bloß hilfsweise wichtig zum Behufe der Geschichte, sie ist selbst ein Theil der Geschichte und einer der schwierigsten für gelehrte Bearbeitung.

Gegenwärtige Zeitschrift ist ein neuer Beweis von dem rüstigen Streben der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Sie ist in Hinsicht des Inhaltes ein reiches, seiner Ausstattung nach ein schönes Werk, von 104 Seiten auf feinem Papier in dem größten Quartformat, mit 18 Tafeln gut gestochener, zum Theil colorierter Abbildungen. Auch der mittelmäßige Preis empfiehlt es allen Freunden der Alterthumskunde.

Diese Zeitschrift besteht bis jetzt aus 4 Hefen. Das erste enthält (S. 3 — 16) eine Beschreibung von drey Grabhügeln in der Hardt bey Basel, von Hrn Prof. Vischer daselbst, mit einer Karte des Fundortes und den Abbildungen der aufgegrabenen Gegenstände, in natürlicher Größe. — Die von Hrn Vischer beschriebene Entdeckung ist um so merkwürdiger, da bisher von eröffneten Grabhügeln oder Hügelgräbern in dieser Gegend nichts bekannt war. Indessen war schon längere Zeit das Vorhandenseyn solcher Monumente in derselben von mehreren Alterthumsfreunden vermuthet. Daß sie sich nicht teuschten hat die von Prof. Vischer und Fiscal Dr A. E. Burckhardt unternommene Untersuchung von drey isolierten Hügeln in dem Hardtwalde bey Basel bewiesen. Wir entnehmen der Beschreibung des geehrten Verfs nur so viel als wir für nöthig erachten um deutsche Gelehrte auf diese interessante Arbeit und den Werth der Entdeckung aufmerksam zu machen.

In einem ungefähr  $\frac{3}{4}$  Stunden von Basel ent-

fernten, zwischen dem Rheine und der Landstraße gelegenen Hügel, dessen Höhe etwa 7 Fuß, der Durchmesser 70 betrug, zeigten sich, in einer Tiefe von etwa  $3\frac{1}{2}$  Fuß, zahlreiche größere und kleinere Scherben; ein Umstand, aus welchem der Verf. schließt, es seyen wenigstens dem größten Theile nach die Gefäße zerschlagen in den Boden gekommen. Im östlichen Theile des Hügel fand sich, etwa  $1\frac{1}{2}$  Fuß unter dem Boden, auf eine ziemliche Strecke hin, zahlreiche Bruchstücke römischer Hohl- und Leistenziegel. Die eigentlichen Grabstätten, deren sich eine ziemliche Anzahl ergab, waren aus großen ungearbeiteten und unregelmäßig an einander gelegten Steinen gebildet. Sie lagen theils um die Skelette her, theils auf denselben. Es sind die rohesten Anfänge von Steinkammern, die sich hier finden. Unter und zwischen solchen Steinen lag das bloß zum Theil erhaltene Skelett einer Frau, auf dem Rücken, nach Osten gekehrt. An demselben fanden sich zwey massive bronzene Armringe, über der Brust eine hübsche wohl erhaltene Hasten, zwey Beinringe aus dünnem Bronzeblech, welches um ein Reisfchen von Holz gebogen war; ferner, eine verbogene bronzene Nadel, und ein verrostetes Stück Eisen, wie von einer Pfeilspitze; zu unterst endlich bey den Füßen zahlreiche Scherben von einem Gefäße. Weiter fanden sich Ueberreste von Knochen; dann, unter großen Steinen ein von Süd nach Nord gerichtetes zum Theil erhaltenes Gerippe. Hier war die Erde vielfach mit Asche und Kohle vermischt. Unter den in diesem Hügel gefundenen Gegenständen erwähnen wir noch einen wohl erhaltenen Ring von Horn.

Der zweyte Hügel bildete einen Kreis von ungefahr 62 Fuß Durchmesser und erhob sich 5 Fuß über dem natürlichen Boden. Die Construction

dieses Grabplatzes bietet viel Interessantes dar. Zuerst befand sich ein größtentheils aus plattenartigen Kalksteinen gebildeter Steinkreis, mit einem Durchmesser von 35 Fuß, ungefähr 1 Fuß hoch mit Erde bedeckt. Er bezeichnete ohne Zweifel den Umfang der Begräbnisstätte. Innerhalb dieser nicht sehr regelmäßigen Kreislinie zeigten sich an mehreren Stellen zahlreiche Steine, welche zum Theil Grabstätten bildeten. In einem derselben fanden sich Ueberreste eines von Norden nach Süden gelegenen Gerippes und ein bronzenener Ring. Ziemlich concentrisch mit dem äußeren Steinkreise, befand sich 3 Fuß unter der Oberfläche ein zweyter kleinerer, ebenfalls nicht sehr regelmäßiger, von 16—19 Fuß Durchmesser. In den Grabstätten dieses Hügels fand man, außer einem in bloßer Erde liegenden Gerippe, eine Menge Asche, Kohlen und verbrannte Steine; in der Mitte des inneren Steinkreises eine große Menge von Kieselsteinen übereinander. Dieser Hügel zeichnete sich durch die beträchtliche Anzahl darin angebrachter Steine, und besonders durch die zwey Steinkreise aus. Zu bemerken ist, daß einige Leichen durchaus frey, ohne durch Steine bedeckt zu seyn, in der Erde lagen. Besondere Erwähnung verdient noch ein Steindenkmahl in der Nähe des Hügels. Es ist nämlich dies ein durch wenig über die Erde hervor ragende Steine gebildeter Kreis von 10—11 Fuß Durchmesser, welchen der Verf. beschreibt, ohne jedoch dessen Bestimmung anzugeben.

Im dritten Hügel, der etwas über 60 Fuß Durchmesser und 7 Fuß Höhe hatte, waren weniger Steine als in jenem, aber eine größere Menge von Stücken römischer Hohl- und Leistenziegel als in beiden andern. Es lagen in demselben mit wenig Ausnahme die Skelette in der bloßen Erde, ohne von Steinen

umgeben oder gedeckt zu seyn. Unter den zahlreichen in diesem Hügel gefundenen Gegenständen erwähnen wir bloß folgende: Reste eines nach Osten gekehrten Gerippes, links davon der Boden eines Thongefäßes, zwey Stücke Eisen, zwey bronzene Armringe, ein unvollständiger thönerner Ring, eine blaue Glasperle; ein anderes Skelett, an der Seite ein Dolch, dessen etwa 4 Zoll langer Griff aus Holz und Eisen gemacht, und mit feinem Bronzedraht umwunden war. Die eiserne Klinge hatte ungefähr dieselbe Länge; etwas westlicher eine ziemlich große Urne von schwärzlichem Thone, in derselben ein Schüsselchen, und neben der Urne ein Gefäß; weiter Ohrringe von starkem Bronzedraht, eine Hornkoralle, ein Halsband, bestehend aus einer Anzahl blauer und blau und weißer Glasperlen von verschiedener Größe und Form, u. s. w.

Aus der Vergleichung der drey untersuchten Hügel ergaben sich folgende Wahrnehmungen. Ihre Form und Größe ist ziemlich die nämliche, in allen sind Ueberreste von unverbrannt begrabenen Körpern, in allen vielfache Spuren von dabey angewandtem Feuer; in allen ferner mehr oder weniger zahlreiche Mitgaben, und zwar größtentheils derselben Art, nämlich rohes schlecht gebranntes Geschirr, viele Gegenstände des Schmuckes. Die Constructions der Grabstätten bieten einige Verschiedenheiten dar. — Im ersten und dritten Hügel waren mehrere Gegenstände aus Eisen, namentlich auch einige wenige Ueberreste von Waffen, im zweyten durchaus nichts von Eisen, von Waffen keine Spur. Nur im dritten waren Glasperlen, Bernstein und einige andere Dinge. Bemerkenswerth, wiewohl ganz übereinstimmend mit den an andern Orten eröffneten Grabhügeln ähnlicher Art, ist das entschiedene Vorherrschen der Bronze. Unter etwas mehr als 100

Stücken (die Geschirre ungerechnet) sind über 70 aus diesem Metalle. In der Bearbeitung zeigt sich schon ziemliche Vollkommenheit neben auffallender Rohheit. Wie unter den Stoffen die Bronze, so herrscht unter den Formen die des Ringes vor. Alles zusammen genommen, auch die kleinen Ringe von den Ha'sbändern, fanden sich gegen 60 bronzene, 12 eiserne und 10 hörnene, darunter Halsringe, Armringe, Beinringe, Fingerringe, Ohrringe und andere, die vermuthlich zur Kleidung oder Bewaffnung gehörten.

Die Frage zu erörtern, welchem Volke und welcher Zeit die besprochenen Hügel angehören, würde, wie der Verf. schließlicly bemerkt, die Vergleichung ähnlicher Gräber in andern Ländern erfordern. Es sey uns erlaubt, ohne Anmaßung, in Hinsicht dieser Fragen Folgendes zu erinnern. Der gelehrte S. S. A. Worsaae hat (nach der Beyl. zur Allgem. Zeit. 25. Dec. 1843) in dem Werke: 'Dänemarks Vorzeit erläutert durch Alterthümer und Grabhügel,' auf den Umstand hingewiesen, 'daß man, was die Grabhügel betrifft, in Schweden und Norwegen keine Bronzesachen, dagegen fast immer verbrannte Knochen und Asche in Verbindung mit Eisensachen gefunden, während man in Dänemark verbrannte Knochen und Asche mit Bronzesachen, dagegen unverbrannte Gerippe in Verbindung mit Eisensachen finde. In Dänemark habe das Eisenalter viel später begonnen als in den angrenzenden Ländern ringsum, wohl aus dem einfachen Grunde, daß in Dänemark selbst kein Eisen gewonnen ward; der vorherrschende Gebrauch des Eisens habe erst mit dem 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Dänemark einen Anfang genommen.' Wir heben noch einen speciellen Punct hervor, der zur Lösung der Frage, welchem Volke die Grabhügel in der Hardt

bey Basel angehören, viel beytragen kann. Herr Worsaae sagt: 'In Betreff der Grabhügel des Bronzealters ist zu bemerken, daß Gräber mit Bronzesachen auch im südlichen und westlichen Europa gefunden werden; aber diese Bronzesachen haben keine Spiral- und Ring-Verzierungen. Diese für die dänischen Bronzesachen charakteristischen Verzierungen finden sich außerdem nur in Mecklenburg, (vielleicht auch in Hannover,) und in der Schweiz.' Nun bestehen eben die meisten in den Grabhügeln des Hardtwaldes gefundenen Gegenstände aus Bronzesachen, welche Spiral- und Ring-Verzierungen haben. Es ist demnach wohl nicht zu bezweifeln, daß die Hügelgräber der Hardt einer Völkerschaft angehören, welche entweder aus dem Norden eingewandert, oder gleichen Ursprunges mit einer in Dänemark wohnenden war, und auf demselben Grade der Cultur stand. Daß übrigens unter beiden und den zwischen ihnen lebenden Völkerschaften Deutschlands ein bedeutender Verkehr Statt gefunden habe, ist nicht unwahrscheinlich.

Daß nun angenommen, so fragt sich, — da im ersten und dritten Hügel nicht nur Bronze, sondern auch, wie wohl wenige, Eisensachen, in dem zweyten hingegen durchaus nichts von Eisen gefunden worden —, ob dieser allein dem Bronzealter, die zwey andern aber einer Zeit angehören, wo bey den nordischen (dänischen) Völkerschaften das Erz zwar noch vorherrschte, das Eisen aber doch schon in Gebrauch war? Es wird auch wohl die mehr oder weniger vollkommene Bearbeitung der Gegenstände zur Bestimmung des fraglichen Zeitalters mit in Anschlag kommen. Daß der so eben erwähnte Unterschied zwischen den drey Hügel zufälliger Art sey, wie Hr Bischer meint, ist zwar möglich, aber dennoch nicht sehr wahrschein-

lich. Es wird überdies auch noch auf Asche, Kohle, versengte Knochen und unverbrannte Gerippe geachtet werden müssen. Vielleicht verdient unsere anspruchlose Bemerkung als eine hingeworfene Idee weiter keine Beachtung.

Hr Vischer macht auf einen gewichtigen Umstand aufmerksam. Er sagt: 'In den Hügeln selbst hat sich nur ein chronologisches Merkmal gefunden, die Leisten- und Holzziegel, die meines Wissens erst durch die Römer bey den Völkern unserer Gegenden in Gebrauch gekommen sind. Da alle drey Hügel in einer unter den Römern wohlbebauten Ebene, zwischen den Städten Augusta Rauracorum und Basilia, und fast an der Hauptstraße aus Helvetien nach dem Sequanerlande lagen, so erklärt sich leicht, wie mit der aufgeworfenen Erde Ziegelstücke hinein kamen. Noch jetzt sind die benachbarten Aecker voll solcher. Es ergibt sich aber zugleich, daß die Gräber erst gemacht worden, als die römischen Niederlassungen bereits eine Zeitlang existirten; sie fallen auf keinen Fall in die vorrömische, sondern in die römische oder nachrömische Zeit. . . . Auffallend ist aber, wenn wir diese Zeit annehmen, bey der Lage mitten unter römischen Ortschaften das gänzliche Fehlen von Münzen.' — Bey der Erwähnung der von ihm gefundenen Bronzesachen, bemerkt Hr Vischer, dieses Metall haben die Kelten in der früheren Periode bekanntlich viel gebraucht. — Er scheint sich also zu der Meinung hin zu neigen, die von ihm untersuchten Hügelgräber rühren von diesem Volke her.

Ein besugter Richter in solchen Dingen, der um die Alterthumskunde wohl verdiente Hr Ferdinand Keller, sagt (im 2. Hefte der Zeitschrift, S. 20): 'Aus unsern antiquarischen Mittheilungen geht hervor, daß zwar die Mehrzahl der in der Schweiz,

in Deutschland, Frankreich, England vorhandenen Grabhügel einer späteren Periode angehören und daß die meisten von ihnen nach der Eroberung des westlichen Europas durch die Römer, viele sogar erst im 2. und 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung entstanden sind; wie z. B. die Grabhügel in der Hard bey Basel.'

Ähnliche Gräber wurden neulich durch Hn Prof. Hugi auf dem Hochberg, einem in der Nähe von Solothurn gelegenen waldigen Hügel, entdeckt, in welchen sich mehrere Bronzesachen und andere Gegenstände vorfanden, die an jene in der Hardt gefundenen erinnern. Nach Hn Hugi sind die von ihm eröffneten Gräber keltischen Ursprunges, und gehören der Periode römischer Niederlassung auf keltischem Gebiete an (S. Beyl. zur Allgem. Zeit. Nr. 129 d. J.). Auch Hr Keller betrachtet die in der Schweiz entdeckten Grabdenkmähler und die in ihnen enthaltenen Sachen als Ueberreste keltischer Cultur. Als Beleg für die keltische Herkunft solcher Denkmähler führt er die Thatsache an, daß 1841 zu Horgen, einem 2 Stunden von Zürich gelegenen Dorfe, ein Grab entdeckt wurde, in welchem sich neben andern Gegenständen von Gold eine keltische Münze von diesem Metalle vorfand, welche Lelewel in Beziehung auf ihr Alter in den Zeitraum von 330 — 260 vor Christus setzt und zu den ältesten zählt.

Es ist sehr zu wünschen, daß die Sachkundigen und Geschichtsforscher auf die in der Hardt und auf dem Hochberg gemachten Ausgrabungen, so wie auf ihren Inhalt und die Verschiedenheiten in beiden Fundorten ein Hauptaugenmerk richten mögen. Wir dürfen jedenfalls von ferneren Nachforschungen der Herren Bischer und Hugi neue werthvolle Aufschlüsse erwarten.



Das zweyte Heft hat die Ueberschrift: 'Althelvetische Waffen und Geräthschaften aus der Sammlung des Hrn Alt-Landammann Lohner in Thun, beschrieben von Ferdinand Keller.' In der höchst interessanten Vorerinnerung (S. 17—21) handelt der Verf. zuerst von den keilförmigen Steinen, auch Steinkeile und Steinhämmer genannt, deren in der Schweiz viele gefunden wurden. Eine dem 3ten Hefte des 1sten Bandes der in Zürich erschienenen antiquarischen Mittheilungen entlehnte Zeichnung zeigt, wie die Steine in hölzerne Keulen eingesetzt wurden, die größeren einzeln, die kleineren in mehreren Exemplaren, und daß sie so eine furchtbare Waffe bildeten, ähnlich dem in der schweizerischen Kriegsgeschichte wohl bekannten Morgenstern. Dann geht der Verf. zu einer andern Classe von Werkzeugen über, welche genau über dieselben Gegenden und Länder verbreitet ist, in denen Steinwaffen angetroffen werden; und er zeigt, daß die Bestimmung beider dieselbe war, indem bey fortgeschrittener Bildung eiserne Keile an die Stelle steinerner traten. Bey dieser Gelegenheit bespricht Hr Keller die in der Geschichte der alten Cultur auf einander folgenden Stein-, Erz- und Eisenwaffen und andere Geräthschaften, die allmähliche Aenderung in der Form und Bearbeitung der Streitwaffen, je nachdem das eine oder andere Metall gewonnen ward und in Gebrauch kam. Er bemerkt ferner, daß erstens die Gräber, in denen sich Steingeräthe als Beygabe der Bestatteten findet, zweytens diejenigen, welche Stein- und Erzgeräth oder nur das letztere enthalten, drittens diejenigen, welche Erz- und Eisengeräthe liefern, aber stets reich an Gegenständen aus Erz sind, und bis ins dritte und vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung herunter gehen, von einem und demselben Volke herrühren.

Dieses Volk aber ist, nach Hrn Keller, wie wir oben angedeutet haben, das keltische.

Auf diese Erörterungen folgt die Erklärung der Tafeln, oder der Abbildungen verschiedener Gegenstände. Es sind nämlich diese: Dolche, eiserne Streitmeißel, Lanzen = Spitzen, Ringe, Diadem, Nadeln, Gürtelschnallen. Fast alle die hier beschriebenen, merkwürdigen Gegenstände wurden vor einigen Jahren am Kenzenbühl bey dem Dörfchen Buchholz, Kirchengemeine Thun, aufgedigren, und verdanken ihre Erhaltung einem eifrigen Freunde vaterländischer Geschichte, Hrn Alt-Landammann Lohner in Thun, der sie theilweise im 8. Bande des schweizerischen Geschichtsforschers beschrieben und als höchst merkwürdige Ueberreste helvetischer Cultur dargestellt hat. Für die Aufnahme derselben in die Zeitschrift für Alterthumskunde und die lehrreichen Mittheilungen des Hrn Keller statten wir diesem Gelehrten unsern wärmsten Dank ab.

Das dritte Heft enthält eine wegen ihres reichen Inhaltes auch im Auslande schon bekannte französische Abhandlung des gegenwärtig in Deutschland sich befindenden Hrn Fréd. Troyon, über antike Armbänder und Agraßen, die im Canton Waadt aufgedigren wurden. Da einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands diese Arbeit in der Allgem. Zeitung (Beyl. Nr. 27. 28. 29 d. J.) ausführlich besprochen hat, so wollen wir uns hier mit der Bemerkung begnügen, daß die der Abhandlung beygefüigten Tafeln die beschriebenen Gegenstände treu darstellen. Wir haben diese öfters gesehen. Die meisten gehören jetzt dem Cantons-Museum an.

Das vierte Heft beginnt mit einer Abhandlung des rühmlichst bekannten Hrn Fréd. Du Bois, unter dem Titel: 'La bataille de Granson' (S. 35 bis 51). — Die berühmtesten Kriegsschauplätze

des Alterthums waren öfters der Gegenstand einer näheren Untersuchung, weil sich an dieselben so viele Erinnerungen knüpfen. Die Schlachtfelder Helvetiens bieten dem Freunde der Freyheit und des Vaterlandes kein geringeres Interesse dar. In der deutschen Schweiz kennt man freylich Alles was sich auf das Treffen am Morgarten, bey Laupen, Sempach, Näfels, St. Jacob bezieht. Woher kommt es, daß man mit den Ortsverhältnissen und anderen Umständen in Betreff von Murten und Granson weniger bekannt ist? Waren die bey diesen Städten gelieferten Schlachten weniger wichtig als frühere? Wurde je das Vaterland mehr bedroht als in der zweyten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Zwar hat, erst vor wenigen Jahren, der Hr Baron von Gingins-La-Sarraz in seinen schätzbaren 'Lettres sur la guerre des Suisses contre le duc Charles le Hardi' über den Schauplatz der Schlacht bey Murten und den Hergang dieses großen Ereignisses ein helleres Licht verbreitet, allein die nicht minder wichtige Begebenheit bey Granson bedurfte noch mancher Erörterung. Hr Du Bois hat die Gegend um Granson selbst genau untersucht, und seiner Arbeit drey hübsch lithographierte Karten beygefügt. Die Erzählung der berühmten Schlacht hat er aus den Chroniken von drey Augenzeugen und aus zwey späteren, bis jetzt ungedruckten, geschöpft, die verschiedenen Berichte verglichen und das Ergebnis seiner Wahrnehmungen mitgetheilt. Die Arbeit des Hrn Du Bois ist ein schätzbarer Beytrag zur genaueren Kenntniß einer für die Schweizer glorreichen Begebenheit.

Auf diese Arbeit folgen (S. 55 — 63):

I. eine den vaterländischen Alterthumsfreunden willkommene Abhandlung über 'die alten Pajn-

ner der schweizerischen Urcantone' mitgetheilt von dem Hrn Lusser, Dr. med. in Altorf, Hrn Obrist Aloys von Reding in Schwyz, Hrn Hauptmann Aloys von Deschwanden in Stanz. Zahlreich sind die Erinnerungen, welche sich an diese ehrwürdigen Denkmähler der Vorzeit knüpfen. Dieselben werden nicht bloß in Abbildungen dargestellt, sondern auch sorgfältig beschrieben, und die Schlachten aufgezählt, in welchen sie wehten und den Muth der Krieger der drey alten Orte für Freyheit und Vaterland entflamnten. Wir haben also hier die Geschichte jener merkwürdigen Ueberbleibsel aus der Blütezeit des Schweizerbundes, welche von den alten Helden als Heiligthümer ihren Enkeln hinterlassen und von diesen dankbar aufbewahrt werden.

2. Eidgenössische Schlachtlieder (S. 65 bis 84). 'Wir glauben', sagen die Herausgeber, 'die althehrwürdigen Panner der Eidgenossen mit keiner schicklicheren Beygabe begleiten zu können, als mit einigen Gedichten über Schlachten, in denen die von uns beschriebenen Fahnen siegreich geweht haben. Wir geben diese Lieder, welche zum größten Theile in ihrer echten Gestalt noch ungedruckt sind, nach den besten uns zugänglichen Handschriften.'

Es sind diese zierlich gedruckten, mit kurzen Wort- und Sacherklärungen unter dem Texte, folgende: Halbsuters Lied von dem Stritz zu Sempach 1386. Schlacht bei Näfels 1388. Der Switter (Schwytzer) und Glarner lied wider die von Zürich und von der schlacht zu Ragatz 1446. Schlacht bei Granson 1476. Schlacht vor Murten 1476. Schlacht bei Nansy 1477. — 'Von den Schlachtliedern sind die sogenannten

Schmach- und Spottlieder wohl zu unterscheiden. Eines dieser Art folgt auf die vorhergehenden zur Vergleichung. 'Das lied machend die Oesterricher (al. die von Zürich), wider die Eidgenossen im krieg 1444. Zum Schluss noch ein ähnliches Lied von Seiten der Eidgenossen. 'Von dem Turgowischen kriege' 1460.

Daß diese Sammlung, welche auch in Hinsicht der Sprache eine werthvolle Beygabe ist, sich im In- und Auslande einer guten Aufnahme werde zu erfreuen haben, ist wohl nicht zu bezweifeln.

3. (S. 85—100) Notice historique sur quelques monumens de l'ancien évêché de Bâle, réuni au canton de Berne, mit einer Karte des Fundortes und Abbildungen der aufgefundenen Gegenstände (von Hn A. Quiquerez, Regierungskstatthalter in Delsberg, französ. Delémont). Dieser Geschichts- und Alterthumsfreund theilt seine Abhandlung in Epoque celtique und Epoque romaine. Aus der ersten sollen noch einzelne Denkmähler im alten Bisthum Basel sich vorfinden. Der Vf. zählt darunter, ob mit Recht mögen wir nicht entscheiden, das berühmte Felsenthor Pierre pertuis, das mit einer wohl erhaltenen lateinischen Inschrift versehen ist, und von Vielen für ein altrömisches Werk, von Andern für ein Spiel der Natur gehalten wird. Die Fahrstraße nach Basel geht bekanntlich durch dieses merkwürdige Thor. — Der erste Theil der Abhandlung des Hrn Quiquerez ist einem im Suragebirge hoch empor ragenden Felsen gewidmet, der von allen Seiten ein grob bearbeitetes Standbild einer Frau darzustellen scheint. Diese Bildsäule hieß von jeher im Lande la Fille de Mai. Der Vf. meint, dieser Name sey aus Meiiar, Mair entstanden, was in den nordischen Sprachen

eine Magd (Jungfrau), Mutter (vierge, mère) bedeute, und daß der Koloss als Felsen die Bildsäule einer Göttin Mutter vorstelle, die auch in diesem Theile des Jura ihre Verehrer gehabt habe. Eine in die linke Seite dieses Felsens eingehauene Höhle, eine in dieselbe hinauf führende steinerne Treppe, so wie die Volksüberlieferung u. s. w. machen es wahrscheinlich, daß hier ein religiöser Cultus Statt fand. — Aus der Zeit römischer Niederlassungen in dieser Gegend finden sich verschiedene Ueberreste, nämlich Ziegel, Bäder, Ringmauern, Grabstätten, Geschirr, Schlüssel, und andere Geräthschaften, Münzen aus der Kaiserzeit u. s. w.

Wenn auch vielleicht die eine oder andere Hypothese des Hn Quiquerez nicht Stich hält, so bietet seine Arbeit doch viel Interessantes dar.

4. Endlich das, in einem anderen Aufsätze von uns schon besprochene 'Facsimile eines von Nicolaus von der Flüe im Jahre 1482 an den Stand Bern gerichteten Schreiben (,) mit Bemerkungen von Gerold von Meyer von Knonau, Archivar' in Zürich (S. 103 bis 104). Der Verf. stimmt in der Hauptsache mit Hrn Amiet überein (s. Gött. Gel. Anz. Jahrg. 1844. S. 1365 flg.).

Die Ausführlichkeit, mit welcher wir den Inhalt der Zeitschrift für schweizerische Alterthumskunde angezeigt haben, zeugt von ihrem Reichthum und dem Werth der in derselben behandelten Gegenstände. Indem wir die Erscheinung dieser ersten Sammlung mit Freude begrüßen, wünschen wir die baldige Fortsetzung einer so nützlichen Arbeit, welche gewiß alle Freunde der Geschichte und Alterthumskunde werden willkommen heißen.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

157. Stück.

Den 30. September 1844.

---

P a r i s,

bey Jules Renouard 1839 — 1842. Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, par Joseph Droz. Tome I. VI und 519; Tome II, 502; Tome III, XI und 524 Seiten in Octav.

Laut der aus wenigen Zeilen bestehenden Vorrede hat sich der Verf. fast dreyßig Jahre lang mit diesem Theil der französischen Geschichte beschäftigt. Man möchte schwerlich geneigt seyn, die Wahrheit dieser beyläufigen Bemerkung zu bezweifeln, wenn man die in diesem Werke enthaltenen Studien, das gewissenhafte Prüfen zahlloser Quellen, die einander zuweilen unmittelbar zu widersprechen scheinen, das Nachforschen bey solchen, die den Bewegungen zuschauten, zum Theil in dieselben hinein gezogen wurden, endlich die minutiösen Untersuchungen über einzelne, bis dahin nie satzsam beleuchtete, Begebenheiten in Erwägung zieht. Der Verf. besizt eine ungewöhnlich glückliche Gabe der

Darstellung. Frey von jedem künstlichen Pathos, bewegt er sich in ernster, stäts sich gleich bleibender Haltung auf dem für seine Forschungen gewählten Gebiete, verständlich, aber niemahls leicht, auch bey Erörterung von Gegenständen, die als solche in ihrer Abgeschlossenheit nur Wenigen Interesse gewähren möchten, zur höchsten Aufmerksamkeit spannend, indem er ihnen die gebührende Stellung anweist, ihren inneren Zusammenhang mit scheinbar fern liegenden Erscheinungen bezeichnet, nicht im lockern Raisonnement, sondern Schritt für Schritt seine Erörterungen begründend. Der Citate sind verhältnismäßig sehr wenige. Wer sich genauer mit der Geschichte jener Zeit beschäftigt hat, erkennt überall die Bekanntschaft mit den gangbaren Quellenwerken, Memoiren, Pamphlets, Zeitungen, Journalen, officiellen Veröffentlichungen. Eine Berufung auf dieselben findet nur dann Statt, wenn der Verf. auf eine beyläufig in ihnen enthaltene Bemerkung, die bisher weniger Beachtung gefunden, einen besonderen Werth legt, oder mit kurzen Worten die Unlauterkeit von Mittheilungen aus einander setzt, auf welche das Publicum bis dahin ein Gewicht zu legen pflegte. Dagegen wird man neben zahlreichen Nachweisungen aus kleinen fliegenden Blättern, plötzlich laut gewordenen und bey dem stürmischen Gange der Entwicklung eben so rasch wieder verhallten Stimmen, die den Augenblick, der ihnen das Leben gab, mit ungewöhnlicher Treue bezeichnen, kurz aus Druckschriften, welche, für sich allein genommen, ein farges Bild ihrer Zeit bieten würden, aber, richtig eingeschaltet, zu Belegen, Erläuterungen, Widerlegungen benutzt, wesentlich die Auffassung des Ganzen fördern, aus Mittheilungen aus manchen noch nicht veröffentlichten Memoiren



(z. B. die von Malouet, II. S. 470) und Actenstücken stoßen, deren geschichtlicher Werth keinem Zweifel unterliegen kann.

So weit es überall möglich ist, zwischen Parteyen, deren Lebensfragen unter verschiedenen Namen und Färbungen in die Gegenwart herein reichen, eine völlig unabhängige, nach keiner Richtung und für kein Sonderinteresse den Blick trübende Stellung zu behaupten, ist dieses vom Verf. geschehen, der nur äußerst selten — und von welchem Geschichtschreiber ließe es sich ohne alle Einschränkungen behaupten? — den rein objectiven Standpunct aufgibt.

Eine über alle Abtheilungen dieses gehaltreichen Werkes sich verbreitende Analyse würde größeren Raum in Anspruch nehmen, als das Maß dieser Blätter zuläßt. Deshalb sey Ref. gestattet, nach voran gegangener kurzer Inhaltsangabe des ersten Bandes, vorzugsweise einige Erörterungen der beiden letzten Bände hervor zu heben.

Der erste Band zerfällt, abgesehen von einer Einleitung, welche mit der Begründung des absoluten Königthums unter Ludwig XIV. beginnt und, in dem neben einer übersichtlichen äußeren Geschichte Frankreichs die Gestaltung seines inneren Lebens bezeichnet wird, bis zum Antritt der Regierung Ludwigs XVI. reicht, in fünf Bücher. Von diesen umfaßt das erste die Richtungen und politischen Bestrebungen eines Maurepas, Turgot und Malesherbes; der zweyte beschränkt sich auf die Stellung, welche Clugny, Bergennes und Neckers (während seiner ersten Finanzverwaltung) dem Hofe und dem Volke gegenüber einnahmen, auf die Entwicklung der Umstände, welche die Ausführung

ihrer Pläne förderte oder hinderte, auf den Einfluß, welchen die Verhältnisse Nordamerikas auf die Politik Frankreichs ausübten; das dritte verweilt bey dem amerikanischen Kriege; das vierte bey den Ministerien eines Toly de Fleury, d'Ormesson und Calonne; das fünfte endlich begreift die Verhandlungen mit und unter den Notabeln.

In eine gleiche Anzahl von Büchern ist der zweyte Band getheilt. Nachdem der Verf. in das Verfahren Briennes, namentlich in Bezug auf die Parlamente, eingegangen und die bey dieser Gelegenheit in Paris und in den Provinzen sich kundgebende Stimmung besprochen hat, wendet er sich zu der Berufung der états généraux, ihrem Eintreffen in Versailles, den Verhältnissen, welche der Hof zu ihnen einnahm und zu der Schilderung der Persönlichkeit einzelner hervor ragenden Deputierten. Heißt es hier von Sieyès bey Gelegenheit seiner bekannten Brochüre über den dritten Stand: 'Sieyès, souvent mal caracterisé, avait le talent d'un révolutionnaire habile, non celui d'un législateur, so ist das Maß hier doch vielleicht zu knapp genommen; wenigstens möchte zur richtigen Auffassung des Abbé die gehaltvolle Skizze desselben von Mignet (Revue des deux mondes, IX, S. 5 2c.) einen glücklicheren Stoff bieten. Wenige Blätter weiter wird bey Erwähnung der zahlreichen Schriften, welche sich hinsichtlich der Zahl, Berathung und Abstimmung gegen die Wünsche des tiers état aussprechen, bemerkt, daß die Abfasser derselben wohl nur zu häufig bey dem stürmischen Fortschreiten der Bewegung einen traurigen Trost in den Worten gefunden haben mögen: Nous vous l'avions prédit! Aber, fügt er hinzu, indem er auf den gerechten Tadel, welchen Ma-

louet gegen die hartnäckigen, keine Forderung der Zeit berücksichtigenden Schuhrödner alter Privilegien von Adel und Geistlichkeit aussprach, zurück geht: ‘Ces hommes éclairés n’ont-ils pu dire aussi: Nous vous l’avions prédit?’ Die Hofleute, sagt er bey einer andern Gelegenheit (II. S. 148), haben ihre eigenthümliche Weise, die Dinge anzusehen; ce sont, en politique, des sots, qui se croient fins. Eine gleich darauf folgende Bemerkung, deren Bedeutsamkeit schwerlich in Abrede gestellt werden wird, obgleich sie allen Geschichtschreibern jener Zeit entgangen zu seyn scheint, ist die, daß bey Gelegenheit der ersten Urversammlungen die Zahl der Wähler sich fast gerade so heraus stellte, wie etwa das Ergebnis gewesen seyn würde, wenn die Wahlberechtigung auf einer vernünftigeren Grundlage beruht hätte. Der Vertreter waren nämlich ungleich weniger, als man voraus zu setzen berechtigt war, so daß sich ihrer z. B. in Paris, wo man auf 60,000 Stimmberechtigte zählen konnte, nur etwa 12,000 zusammen fanden.

Die Gründe der ersten Volksbewegungen und Gesekhsigkeiten, welche, wenige Tage vor der Eröffnung der Stände, in der Hauptstadt vorsielen, wagt der Verf. nicht mit Gewisheit anzugeben. ‘Cest un mystère, sagt er, qui, selon toute apparence, ne sera jamais dévoilé. Comme il arrive dans les discordes civiles, chaque parti accuse l’autre d’avoir provoqué et payé l’esmeute.’ Nachdem er die über diesen Punct laut gewordenen Ansichten in der Kürze zusammen gestellt hat, schließt er mit den Worten: ‘J’ai attaché une juste importance à connaître les moteurs de cet évènement, avant-coureur de tant d’autres; j’ai interrogé bien des hommes instruits des intrigues

de 1789, et je déclare que je suis forcé de rester dans l'incertitude.' Es ist nicht häufig, daß ein Geschichtschreiber, dem sich, wie hier, eine bequeme Gelegenheit bietet, durch schimmernde Beweisführung für die Gründe nachfolgender Ereignisse seinen Lesern eine bestimmte Richtung vorzuzeichnen, mit solcher anspruchlosen Treue und Unparteylichkeit verfährt. Ref. kann nicht umhin, in gleicher Beziehung noch zwey Stellen hervor zu heben. Zuerst S. 242, wo der Vf. dem Grafen Mirabeau, als Marquis Brézé die Räumung des Saales gebietet, die härtere, vor der Critik Schlossers, wie es scheint, nicht völlig stichhaltige, von Thiers und Andern als allein wahr hingestellte Phrase in den Mund legt, aber zugleich sich gedrungen fühlt, eine beygegebene weitläufige Note mit den Worten zu beginnen: 'Il est impossible de vérifier si chacune de ces paroles est bien exactement celle qu'improvisa Mirabeau.' Sodann S. 280, wo von heimlichen Geldspenden unter Volk und Soldaten in Paris die Rede ist und in Bezug hierauf, während die meisten Berichterstatter sich schlichtweg mit dem Namen eines Orleans begnügen, eine Note besagt: 'Demander par qui elles (séductions politiques) ont été faites, serait une question presque niaise; elles ont été faites par beaucoup de personnes, qui voulaient soutenir la cause populaire. On ne pourrait prouver juridiquement que le duc d'Orléans a fourni telle somme; mais certainement on lui a demandé de l'argent, et certainement il n'en a pas refusé.'

Bey Erörterung des Kampfes, den der tiers état wegen der Form der Abstimmung und Berathung mit den beiden privilegierten Ständen führte,

bemerkt der Verf., daß bey einer Revolution der Erfolg der einen Partey weniger von ihrer Geschicklichkeit, als von den Fehlern der Gegenpartey abhängt. Ein unendlich wahrer, wenn auch nicht ganz neuer Ausspruch, zu dem man nur noch hinzufügen möchte, daß jedenfalls ein hoher Grad von Geschicklichkeit erforderlich ist, um jeden Fehlgriff der Gegner ungesäumt und im vollsten Maße zu benutzen. Man weiß, wie peinlich die Constituierung des tiers état zu einer National-Versammlung für Necker war, wie der wohldenkende Mann den Folgen dieses Ereignisses durch eine königliche Sitzung vorzubeugen suchte, sein Plan aber an den Intriguen des Hofes und der Charakterschwäche des Königs scheiterte. Diese Epoche, sagt der Vf., war so entscheidend, die nächsten Folgen sind so bedeutungsschwer gewesen, daß es sowohl für die Lehre, welche man daraus zu ziehen hat, als für die historische Wahrheit von Wichtigkeit ist, die noch immer nicht entschiedene Frage zu beleuchten, ob die Art, wie der Hof den Plan Neckers modificierte, nur die Eigenliebe desselben gekränkt habe, oder ob in der That diese Modification das ganze Project wesentlich umgestaltete. Und unbedenklich erfolgt aus der angeknüpften Erörterung die Entscheidung für letzteres. Eben so bestimmt wird der Ausspruch gefällt, daß viel Kurzsichtigkeit dazu gehöre, um den Versicherungen derer Glauben bezumessen, die in dem bey Versailles zusammen gezogenen Heere nur eine Sicherstellung der National-Versammlung erkannt wissen wollen, daß vielmehr diejenigen, welche im Schlosse une espèce de gouvernement secrete bildeten, fest entschlossen waren, die bewaffnete Macht gegen die National-Versammlung anzuwenden und in dieser Beziehung

nur zwischen zwey von einander wesentlich abweichenden Plänen schwankten. Necker, heißt es, der von der Zusammenziehung des Heeres erst spät unterrichtet war, gab sich fast ausschließlich der Sorge für die Finanzen und für die Beseitigung der Theuerung in Paris hin. Von dieser Seite zeigte er sich wahrhaft bedeutend; was ihm fehlte war ein unter ihm stehender Staatsmann, der die Befähigung besessen hätte, König und Stände einander entgegen zu führen, die Vermittelung zwischen beiden abzugeben. Von dem Augenblicke an, wo Necker sich zum Bleiben verpflichtete, ohne sich die Verfügung über Mittel zu sichern, durch deren Anwendung allein er wirken konnte, mußte seine Stellung eine durchaus schiefe seyn.

Was die Hoffnungen der orleanistischen Parthey anbelangt, so äußert sich der Verf. dahin, daß zur Zeit der Zusammenziehung des Heeres nur Unsinnige an einen Wechsel des regierenden Hauses denken konnten, daß vielmehr das Streben dieser Parthey damahls nur darauf hinaus ging, Orleans vorübergehend zum lieutenant général ernennen zu lassen, um durch ihn zu steigen. Aber auch dem stand, wie später (S. 286 flg.) aus einander gesetzt wird, die Charakterlosigkeit des Herzogs entgegen, der als ein in Ehrgeiz und Rachsucht Glühender geschildert wird, der aber viel zu wenig Energie besaß, um einer dieser Leidenschaften mit Kraft zu fröhnen, der, keines starken Gedankens fähig, seiner Umgebung als willenloses Werkzeug diente.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

158. 159. Stück.

Den 3. October 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Am 15. September starb nach einer Krankheit von wenigen Tagen der älteste Rechtslehrer unserer Hochschule, Gustav Hugo, Geheimer Justizrath, Ritter des Guelphen = Ordens und Comthur des Ordens vom Bähringischen Löwen, im fast vollendeten achtzigsten Lebensjahre. Als Reformator seiner Wissenschaften, als vieljähriger eifriger und unermüdlicher Forscher und Lehrer hoch berühmt, von Seiten seines Herzens und Charakters in weiten Kreisen geliebt und geehrt, feyerte er 10. May 1838 sein, mit dem der Professur fast zusammen fallendes, funfzigjähriges Doctorjubiläum, bey welcher Gelegenheit seine bleibenden Verdienste um die Rechtswissenschaft auf eine auch für das nichtjuristische Publicum verständliche Weise, besonders durch von Savigny in dessen Aufsatz 'Der zehnte May 1788' (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd 9. S. 421 flg.) besprochen sind. Sein Tod, obgleich, wie bey so hohem Alter na-

türlich, häufig bedacht, kam dennoch unerwartet und machte einen um so schmerzlicheren Eindruck.

### P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Histoire du règne de Louis XVI., pendant les années où l'on pouvait prévenir ou diriger la révolution française, par Joseph Droz.'

Mit besonderem Interesse folgt man den Mittheilungen über Mirabeau, den Entzifferungen dieses psychologischen Räthsels, des Mannes, der mit der Gewalt des Zaubers die National-Versammlung lenkte, unbekümmert um die Parteyen, seine ganze Macht nur in dem Gewicht seines Geistes erkennend. Schon nach der folgenreichen Sitzung des 23. Junius wollte Mirabeau der Bewegung ein Ziel setzen, damit die nächsten und nothwendigsten Gesetze einer reiflichen Berathung unterzogen werden könnten. In dieser Beziehung hielt er (27. Junius) die in ihrer Bedeutsamkeit nicht immer gehörig gewürdigte Rede, in der er die Deputierten bittet, de sauver le peuple des excès que pourrait produire l'ivresse d'un zèle furieux. Aber die Persönlichkeit erlaubte den Anschluß der gemäßigten, mit Redlichkeit strebenden Partey unter den Volksvertretern nicht. Das erbitterte den Grafen; zu herrschen war ihm Nothwendigkeit, und so sehen wir ihn dem Hofe sich nähern, in der Ueberzeugung, daß ihm ein Portefeuille nicht entgehen könne. 'Lorsqu'on rapproche, heißt es hier, les rares qualités et les vices honteux de cet être extraordinaire, il se présente à l'imagination comme une espèce de centaure. L'état de gêne où, tant de fois, il s'était vu réduit par ses désordres, et par la sévérité de son



père, l'avait rendu étranger à toute délicatesse sur les moyens de se procurer de l'argent. Il se croyait probe s'il n'en recevait que pour exécuter ce qui était conforme à ses opinions; et jamais il ne pensait être lié par un engagement qui cessait de convenir à son but.' Wie Mirabeau, so sind Duport, Barnave, Alexander Lameth und besonders der edle Mounier, dessen Brochüre (Considérations sur le gouvernement, et particulièrement sur celui qui convient à la France) als die beste der im Jahre 1789 erschienenen bezeichnet wird, wahr und lebendig, ohne überflüssiges Auftragen von Farben, gezeichnet.

Was die Ansicht des Verfs über die Zeit anbelangt, in welcher der Revolution hätte ein Ziel gesetzt werden können, über die Mittel, deren man sich zu diesem Zwecke hätte bedienen müssen, so sind dieselben mit allen Einzelheiten der Erzählung so enge versflochten, daß es schwer fällt, sie kurz und anschaulich zusammen zu stellen. Aber die Bemerkung kann Ref. nicht unterdrücken, daß, wenn es unstreitig Epochen gab, die zu der Annahme zu berechtigen scheinen, daß bey dem Zusammentreffen verschiedener glücklicher Umstände, durch eine verständige Benutzung der gebotenen Grundlage ein Ebnen der Bewegung hätte erfolgen können, andererseits die Entwicklung derselben von tausend unberechenbaren Erscheinungen abhängen mußte, von dem ganzen Bereiche kleiner und großer Zwischenereignisse, die man so bequem mit dem Namen von Zufälligkeiten zu belegen pflegt und denen im voraus entgegen zu wirken menschlicher Einsicht nicht gestattet ist.

Hätte sich der Verf. mit Strenge an den Titel seines Werkes halten wollen, so hätte er dasselbe mit dem zweyten Bande schließen müssen, da hier,

wie er selbst erwähnt, die Erzählung von ihm bis zu dem Zeitpunkte (das Verwerfen des ersten Plans einer Constitution von Seiten der National-Versammlung) geführt ist, wo überall noch eine Gelegenheit geboten war, sich der Leitung der Revolution zu bemächtigen. Allerdings haben Viele der Möglichkeit dazu noch weiter hinaus Geltung geben wollen, sey es bis zum October, oder bis zum Eintritt der gesetzgebenden Versammlung, oder gar bis zu den Mordtagen des 9. und 10. August. Hiergegen protestiert der Verf. aufs Bestimmteste; seit die Worte eines Mounier, Lally Tolendal und anderer edlen und wahrhaft freysinnigen Männer ihr Gewicht verloren hatten, mußte die Zeit einer nicht mehr zu beherrschenden ungestümen Gewalt beginnen. Weil Frankreich, fährt er fort, die Mittel, welche ihm Gott zur Rettung bot, von der Hand wies, unterlag es dem Fluche. Um aber andrerseits dieselbe Frage noch einer zweyten, ausschließlich auf sie sich beschränkenden Prüfung zu unterziehen und zu untersuchen, ob noch in dem späteren Verlauf der ersten National-Versammlung eine Möglichkeit sich zeigte, die Bewegung zu überwachen und zu bemeistern, gibt der Verf. in dem dritten und letzten Bande eine Reihe von Forschungen, welche, besonders so weit sie sich auf Mirabeau erstrecken und diesen seltenen Mann im Zusammenhange beleuchten, hier noch übersichtlich mitgetheilt werden mögen. Wir bemerken hinsichtlich ihrer nur im Allgemeinen, daß in ihnen ein von Künstlerhand geschaffenes Bild des psychischen Lebens Mirabeaus enthalten ist, der von sich selbst sagte, er sey ein homme, dont on a tout dit excepté qu'il fût un sot und den außer ihm wohl nur der edle Forster so gründlich aufzufassen vermochte.

Es hätte jedes Mitglied der constituierenden Versammlung 1791 aus derselben ausscheiden können und der Gang der Begebenheiten würde derselbe geblieben seyn. Nur bey Mirabeau kann man, vermöge seines Talentes und seiner Charakterstärke, die Frage aufwerfen, ob er nicht im Stande gewesen wäre, dem Strome der Revolution eine andere Richtung anzuweisen. Während seiner politischen Laufbahn in der ersten National-Versammlung stellen sich verschiedene Phasen heraus. Anfangs zeigt er sich vom Verlangen nach Ruhm, nach Macht und Geld getrieben. Einsicht, Beredsamkeit, Kühnheit sichern ihm den Erfolg. Es würde sein Einfluß ein unbedingter gewesen seyn, hätte er sich der Achtung zu erfreuen gehabt. Aber sein schlechter Ruf scheuchte das Vertrauen zurück. Das fühlte er selbst und suchte deshalb den Verkehr mit unbescholtenen Männern, um sie von der Lauterkeit seiner Gesinnung zu überzeugen. Er bot den Ministern seine Unterstützung an, sobald ihr Streben auf gleiche Weise den Interessen des Throns und der Freyheit entsprechend sey. Man wies ihn ab, ohne daß er deshalb die Mäßigung aufgegeben hätte, wenn auch vorüber gehend Leidenschaft ihn erfaßte. Alle seine glänzenden Talente boten dem auf ihm lastenden Fluche des schlechten Rufes kein Gegengewicht. Daß sich die Mitdeputierten ihm nicht annäherten, ist begreiflich; nicht so, daß Necke und Montmorin seine Unerbietungen unberücksichtigt ließen. Was ihn tröstete, war das Bewußtseyn der in ihm wohnenden Kraft, die Ueberzeugung, daß er allein den Staat lenken könne; dazu aber bedurfte es der äußeren Macht und deshalb wollte er herrschen. Aus diesem Grunde ließ er sich in das Getriebe der Parteyen ein; er war selbst bereit, Orleans zur Er-

langung der Stelle eines lieutenant général behilflich zu seyn, weil er dessen Rath und Meister zu werden hofft.

Dieser Richtung folgte Mirabeau nur kurze Zeit; er trug noch einmahl dem Königthum seine Kräfte an und sah sich von der Königin abermahls mit Verachtung zurück gewiesen. Nun beschloß der tief Gefränkte, mit Gewalt zu erpressen, was man ihm abgeschlagen hatte. Er wollte die Unruhen nähren, da man ihm nicht erlaubt hatte, sie zu beseitigen, weil, wäre dieses jetzt geschehen, er dem Hofe völlig entbehrlich geworden seyn würde. Er ist wieder der Mann ohne Moral, der, obwohl er eine so hohe Meinung von der in ihm wohnenden Kraft hegt, das Verlangen nach Rache nicht beherrschen kann.

So finden wir Mirabeau in der zweyten Phase seines politischen Lebens als Parteymann wieder. Aber er ist kein gewöhnlicher Factiose. Fast alle, die in Revolutionen zu Macht gelangen wollen, sehen über die nächste Umgebung nicht hinaus; sie suchen nur die nahe liegenden Schwierigkeiten zu beseitigen, schmeicheln dem Haufen und befinden sich, wenn sie durch diesen gesiegt haben, in der Alternative, entweder nach Principien zu regieren, die nicht durchzuführen sind, oder durch Aufgeben der letzteren auch ihre Macht zu verlieren. Mirabeau aber dachte gleichzeitig an die Gewinnung und an die Sicherung der Gewalt und gab dem Volke immer nur bedingt nach. Von der gemäßigten Partey zurück gestoßen, hielt er die exaltierte in Entfernung und ging allein seinem Ziele entgegen, unbekümmert, wer ihn angreife, wer ihn unterstütze. Eine Partey wollte er nicht, weil sie ihn geniert haben würde. Nur durch Talent und Kraft wollte er die Versammlung fortreißen, den

Hof unterwerfen. Weil er der Ueberzeugung lebte, daß ihm ein Portefeuille nicht entgehen könne, sprach er, auf Kosten seiner Popularität, für Necker, um das Ministerium nicht jeder Stütze zu berauben.

Der allgemein verbreitete Glaube, daß Mirabeau an den Octoberunruhen (Zug nach Versailles) Antheil gehabt habe, findet bey gründlicher Untersuchung keine Bestätigung, obwohl Mounier in seinem Appel au tribunal de l'opinion publique — der besten Schrift über jene Begebenheiten — auf Mirabeau hinweist. Aber Mounier schrieb unmittelbar nach den Ereignissen und zwar in einer Aufregung, die ein scharfes Sondern von Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit nicht zugibt. Mallet Dupan, der Freund Mouniers, erklärt, daß er nach langem und peinlichem Forschen über die geheimen Lenker am 6. October die Ueberzeugung gewonnen habe, daß Mirabeau nicht unter die Zahl derselben zu setzen sey. Eben so spricht Bertrand de Molleville, der entschiedene Gegner des Grafen; auch Lafayette hegte gegen letzteren keinen Verdacht, als er das Exil des Herzogs von Orleans betrieb. Aber dieses genügt dem Verf. nicht; er geht auf die Protocolle der Untersuchung im Châtelet zurück und erweist aus ihnen, daß Mirabeau auf keinerley Weise an dieser Bewegung Theil genommen habe. War es doch der Deputierte von Aix, der die in die National-Versammlung zu Versailles eingedrungenen Weiber gebieterisch zur Ruhe verwies.

Mitunter fand eine Annäherung zwischen Mirabeau und Lafayette Statt, eine Einigung nie; letzterer verachtete die Persönlichkeit Mirabeaus eben so sehr, als er dessen Talente bewunderte; Mirabeau dagegen sprach Lafayette jede politische Capa-

cität ab und fühlte sich getroffen, so oft er von dessen Unbescholtenheit, von dessen Mangel jeglichen Interesses reden hörte. Beide waren aufrichtige Freunde der Freyheit, aber zwischen ihnen war eine unausfüllbare Kluft. Mirabeau sah in dem Schüler Washingtons nur einen unpractischen Träumer, Lafayette in Mirabeau immer nur den Egoisten; dieser erkannte in den Schöpfungen der constituirenden Versammlung stäts nur einen Uebergang, ein Provisorium; jener hing mit Begeisterung an diesen Schöpfungen, in denen er sein Hoffen erfüllt sah. Dazu kam, daß der Eine der mächtigste Mann im Staate war, der Andere es werden wollte. Zwischen beiden Männern hatte der König die Wahl und man versteht, wie er nicht schwanken konnte. Lafayette hatte mit Duport, Alexander Lameth und Barnave geraume Zeit im Einverständnisse gelebt, dann sich von ihnen zurück gezogen. Es zeigte sich auch hier, wie viel leichter es sey, über den Beginn einer Revolution die Ansichten zu theilen, als über den Augenblick, wo ihr Schranken zu setzen seyen. Jene drey Männer liebten Lafayette nicht und verabscheuten Mirabeau, den Riesen der Revolution, dem der Weg zur Gewalt offen stand.

Noch einmahl versuchte der Graf, in seinem und in Frankreichs Interesse, sich dem Hofe zu nähern. 'Cest un âne rétif, qu'on ne peut monter qu'avec beaucoup de ménagemens' sagte er von der National-Versammlung in seinem interessanten Gespräche mit Montmorin. Er will eine unmittelbare Coalition zwischen dem Könige und dem Volke. Aber diese kann nicht in Paris erfolgen. Er verlangt Garantien für die dem Volke zugestandenen Rechte, aber zugleich Schranken für die Anarchie und eine wahrhaft monarchische Stellung für Lud-

wig XVI. Dahin zu gelangen, dürfe der König um Alles nicht an Flucht nach der Grenze denken, noch an einen Aufruf an den Adel; letzterer existiere nicht mehr, erstere stehe einer Abdication gleich. Nur in und mit der National-Versammlung könne der König zur wahren Freyheit gelangen; jeder andere Weg müsse zum Ausbruche des Bürgerkrieges führen. Dagegen möge der König sich nach dem loyalen Rouen begeben. Dann würden ihm die Normandie, Bretagne und Anjou gehören. Hier solle er die Erklärung abgeben, daß ihm in Versailles Gewalt angethan, daß er in Paris nicht frey gewesen sey. Alsdann werde ihm leicht werden, die durch die Constitution ihm zugebilligten politischen Rechte wieder zu erlangen, wenn er die zu Gunsten des Volkes erlassenen Decrete von Neuem sanctioniere. Hierauf möge er die National-Versammlung zu sich entbieten und neue Wahlen ausschreiben, um durch eine zweyte Versammlung die Beschlüsse der ersten zu bestätigen und nach Befinden zu modificieren.

Uehnlich spricht sich Mirabeau in seinem an den Grafen von Provence gerichteten Gutachten aus; er will nichts von der errungenen Freyheit schwinden lassen, aber Alles daran setzen, um einer Anarchie zu wehren. Durch Provence trat der König mit Mirabeau in Unterhandlung und versprach ihm Geld und Staatsdienst. Der Verf. gesteht, daß er aus äußeren und inneren Gründen lange an der Echtheit des hierauf bezüglichen Actenstückes gezweifelt habe, bis ihm das Brouillon desselben, von Mirabeaus Hand geschrieben und corrigiert, und ein hierauf bezügliches Originalschreiben Provinces zu Gesicht gekommen sey. Es ist bekannt, daß dieser Vertrag nicht zur Ausführung kam, zu-

nächst wohl weil man Bedenken trug, sich einem Mirabeau in die Arme zu werfen.

Nachdem der Verf. hierauf in einer eigenen Abhandlung die principales actes de l'assemblée vom Ende Septembers 1789 bis zur Mitte Aprils 1790 erörtert hat, wendet er sich zu den Plänen Mirabeaus zurück. Erfolge auf der Tribüne entschädigten diesen für wiederholte Leuschungen. Als alle Parteyen ihn zurück gestoßen hatten, keine ihn als Stütze wollte, wartete er im stolzen Schweigen auf die Zeit, daß der Hof ihm werde entgegen kommen müssen. Graf Mercy, der Gesandte Oestreichs, war der Erste, welcher von ihm Rettung für den wankenden Thron erwartete. Im Anfange des Merz 1790 sprach er sich darüber gegen die Königin aus, fand hier Gehör und gewann den Grafen Lamarck zum Vermittler. Nun wiederholte Mirabeau, daß der Thron nur durch eine Constitution geschützt werden könne, daß er selbst gegen das alte Regiment und die absolute Gewalt mit allen ihm verliehenen Mitteln ankämpfen werde. Zeigte sich der König hiermit einverstanden, so ging Mirabeau weiter, verlangte unbedingtes Vertrauen, auf eine Weise, die ihm das Ministerium erschlossen haben würde. Das aber stimmte nicht zu den Ansichten Ludwigs XVI.; er wollte nur Rathschläge von Mirabeau und daß derselbe innerhalb und außerhalb der National-Versammlung die Sache des Königthums vertheidige. Doch zwang endlich die wachsende Noth den König zur Nachgiebigkeit und im May fanden zu St. Cloud die bekannten Besprechungen Mirabeaus mit der Königin Statt. 'La reine, sagte damals der Letztere, est le seul homme, que le roi ait près de lui.' Aber ihm fehlte die Gelegenheit, die Königin oft zu sprechen; schriftliche



Mittheilungen konnten hier nicht ausreichen, er konnte durch sie die Unentschlossenheit und das Mißtrauen des Hofes nicht beseitigen. Daß er damals Geld vom Könige erhielt, ist ausgemacht und man streitet nur über die Größe der Summen. Was die von Bielen angegebene heimliche Zusammenkunft Mirabeaus mit dem Könige anbelangt, so wagt der Verf. nicht, sich unbedingt dagegen auszusprechen, obgleich er die Wahrheit der Angabe in Zweifel zieht. Gewis ist, daß die Persönlichkeit Ludwigs XVI., der auf alle Pläne horte, ohne sich einem derselben unbedingt zu ergeben, auch hier den Erfolg vereitelte. 43 Notizen, welche Mirabeau an den König richtete und die vom Grafen Lamarell aufbewahrt sind, geben, obwohl man sich ihrer nur mit Vorsicht bedienen darf, interessante Aufschlüsse über diesen Gegenstand.

Nachdem der Verf. hierauf den Bewegungen im Innern Frankreichs und den Berathungen der National-Versammlung einen eigenen Abschnitt seiner Untersuchungen eingeräumt hat, faßt er (S. 307 flg.) Mirabeau wieder auf.

Hier begegnen wir Mirabeau auf dem Präsidentenstuhl der National-Versammlung, fortwährend beflissen, dem Könige mit neuen Vorschlägen zur Bekämpfung seiner heftigsten Widersacher zu dienen. Die Stände sollen aufgelöst werden und die Verfassung, nach voran gegangenen neuen Wahlen, einer Revision unterliegen, dergestalt daß eine Bildung von zwey Kammern erfolge, dem Könige das absolute veto und das Recht, die Stände zu vertagen und aufzulösen, die volle Ausübung der vollziehenden Gewalt (mit verantwortlichen Ministern) und der Oberbefehl über die Nationalgarden zustehe. Sodann sollen nur Grundbesitzer zu Deputierten gewählt werden dürfen, ein Drittel der

Güter der Geistlichkeit zum Besten des Staates verwendet, die Aufhebung der Vorrechte der beiden ersten Stände und aller dem Volke lästigen Privilegien unwiderruflich bestätigt werden. Dieses zu erreichen, solle man durch Agenten und eine in jedem Departement zu bildende geheime Commission die Wahlen leiten, die heftigsten Zeitschriften nach und nach gewinnen oder unterdrücken, und vor allen Dingen Mirabeau von der Tribüne herab seine Thätigkeit entfalten.

Bey einer Beleuchtung dieser Vorschläge hält sich der Verf. vornehmlich an die oben genannten handschriftlichen Memoiren von Malouet.

Mirabeaus Thätigkeit blieb sich gleich auch als er den Tod nahen fühlte. Er konnte mit tiefer Reue auf sein vergangenes Leben zurück blicken, konnte, wenn er das Mißtrauen der Besern nie völlig zu verschrecken vermochte, voll Schmerz ausrufen: 'Je paie bien cher les fautes de ma jeunesse!' aber den Ausschweifungen entsagen, das konnte er nicht. Immer entschiedener trat er der Bewegungspartey entgegen; der Geist blieb stark, als der Körper zerfiel. Daß unter den damaligen Umständen er das Königthum noch habe retten können, glaubt der Verf. in Abrede stellen zu müssen. 'Selon toutes les probabilités, schließt er, Mirabeau est mort à propos pour sa gloire.'

Die beiden letzten Abschnitte beschäftigen sich mit den Ereignissen, welche der Revision der Constitution voran gingen und mit dieser Revision selbst. Der Verf. kann hinsichtlich seines Urtheils über die constituierende Versammlung im Verhältnis zu den beiden nachfolgenden nicht schwanken; aber er gesteht eben so offen, daß erstere nous a donné l'assemblée législative et la convention,

en ne sachant pas réprimer la licence et fonder des lois durables. Hav.

### B e r l i n ,

bey Enslin 1844. Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, so wie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. Vom Dr Freyherrn Friedrich Wilh. von Reden. XX und 1062 S. in Octav.

Es kann nicht Zweck dieser Anzeige seyn, auf das vorliegende unstreitig sehr beachtenswerthe Werk erst aufmerksam zu machen, da dasselbe in der That ein so echt 'zeitgemäßes' und als solches schon in vielen Blättern bezeichnet und empfohlen worden, daß es sich ohne Zweifel schon gegenwärtig in den Händen von Hunderten befindet, von denen auch wohl Keiner es, ohne mancherley Belehrung und Anregung darin gefunden zu haben, aus der Hand gelegt haben wird. Auch ist Ref. weit davon entfernt der Verbreitung dieses Werkes irgend etwas in den Weg legen zu wollen. Denn sicherlich kann keiner als er selbst williger seyn das große Verdienst, welches der Hr Verf. sich durch diese Arbeit um die Verbreitung gediegener und wichtiger statistischer Kenntnisse erworben hat, anzuerkennen und einzelne Schwächen und Mängel, von denen ein Werk solchen Inhalts und solcher Manigfaltigkeit nimmer frey seyn kann, zu begreifen und zu entschuldigen. Deshalb würde Ref. gewiß auch das Buch seinem ohne Zweifel günstigen Schicksale frey überlassen haben, wenn er nicht eben in der

großen Wichtigkeit dieses Werkes für sich die Verpflichtung sähe, dasselbe, mehr abgesehen von seiner leicht zu erkennenden practischen Bedeutung, auch wissenschaftlich etwas näher ins Auge zu fassen, als es von solchen Beurtheilern geschehen konnte, welche, wie es leicht möglich war, von der Fülle der darin mitgetheilten Belehrung fast frapirt worden sind. Herr von Reden nennt sein Werk eine 'vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistif' und sagt dann in seiner Vorrede, daß es eine solche bisher noch in keiner Sprache gegeben habe. Dies ist vollkommen wahr und somit gewinnt das Werk als ein Werk einzig in seiner Art allerdings eine Bedeutung besonderer Art. Wir wollen hier nur daran denken, daß das Buch gewis das Muster für viele Bücher ähnlicher Tendenz werden wird, und deshalb ist auch der Gelehrte, in Betracht der großen Wichtigkeit solcher statistischer Werke und ihres besondern Einflusses auf die wissenschaftliche Ausbildung der Geographie und Statistif gewissermaßen verpflichtet zu untersuchen und darzulegen, in wie fern die Arbeit des Hrn von Reden dem hohen Zwecke, den er sich vorgesezt hat, genügt und in wie weit es Nachahmern zum Vorbilde und zum Leiter dienen kann.

Fragt man zunächst, wie es bey einem Werke dieser Art nöthig erscheint, nach der Qualification des Verfs, so muß die Antwort in so fern für denselben sehr günstig ausfallen, als Reichthum des Materials ein Hauptforderniß für statistische Werke dieser Art ist. Herr von Reden ist längst als sehr thätiger Statistif und Geschichtsmann bekannt. Hier zu Lande werden Viele dankbar sich seiner erinnern in seiner Thätigkeit als General-Secretär des Gewerbevereins und als

Verfasser der Statistik des Königreichs Hannover, eines Werkes, welches ohne Frage, einzelner Mängel unerachtet, ein für Hannover sehr wichtiges Werk ist, und welches es gewis bedauern macht, daß Hr von Reden in neuerer Zeit die bisher seinem Vaterlande zugewendete Thätigkeit und die damit zusammen hängenden Arbeiten gegen neue jenen in mehrfacher Beziehung sehr entgegen gesetzte vertauscht hat (z. B. seine Statistik von Hannover ist dem Kronprinzen von Hannover, sein vorliegendes Werk den zum deutschen Handels- und Zoll-Vereine verbundenen Regierungen dediciert). Besonders aber in neuester Zeit hat unser Verf. eine enorme schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. So hat derselbe im vergangenen Jahre (1843) außer dem vorliegenden statistischen Werke (welches obgleich sein Titel die Jahrszahl 1844 trägt, doch schon im Novemb. 1843 die Presse verlassen hatte) 67 Bogen stark, noch zwey andere voluminöse statistische Werke, nämlich das Kaiserthum Rußland u. s. w. 39 Bogen, und die Eisenbahnen von Europa und Amerika 1ste Abtheilung 22 Bogen stark, im Ganzen also 129 Bogen in einem Jahre drucken lassen und respect. ausgearbeitet. Erwägt man nun hierbey, wie mühsam und auf einem wie weiten Felde das Material für statistische Werke dieser Art, an welchen noch dazu bis zum Abdruck der einzelnen Bogen immer fortgearbeitet werden muß, zusammen gesucht werden muß und daß Hr von Reden neben diesen Arbeiten noch Zeit übrig behalten für seine Geschäfte als Specialdirector der Berlin-Stettiner Eisenbahn und zu einer polemischen Schrift gegen die unglücklichen politischen Predigten des Dr Faber, einer sehr unerquicklichen Art der Thätigkeit, so muß man in der That erstaunen über die Energie dieses Mannes und ihn

in dieser Beziehung wohl vor vielen andern Statistikern befähigt erklären zu einer solchen Riesenarbeit wie die einer allgemeinen vergleichenden Handels- und Gewerbs-Statistik und Geographie. — Diesen bewunderungswürdigen Fleiß hat der Herr Verf. auch bey dem vorliegenden Werke aufs Neue glänzend bewährt. Es ist in der That Staunen erregend, Welch eine Masse statistischen Details sich in diesem Werke zusammen gedrängt findet, und gerne glauben wir dem Hrn Verf., daß sie, wie derselbe in seiner Vorrede S. IX sagt, das Resultat eines 12jährigen Sammelfleißes sind. Auch würde unstreitig schon dieser Reichthum des zusammen gebrachten Materials das Buch, es möchte sonst noch so viele Mängel haben, zu einem sehr nützlichen und dankenswerthen machen. Indes geographisch-statistische Arbeiten, wie die vorliegende es seyn soll, müssen um ihren Zweck zu erfüllen nicht allein Niederlagen statistischer Notizen seyn, sie dürfen sogar nicht einmahl die Reichhaltigkeit des Materials in den Vordergrund stellen, ihre Hauptaufgabe ist vielmehr die einzelnen statistischen Angaben, zumahl die durch Zahlen ausgedrückten, ihrem relativen Werthe und ihrer Zuverlässigkeit nach hervor zu heben und sie mit stäter Berücksichtigung ihrer Wechselbeziehungen zu einander so zu gruppieren, daß sie eine möglichst vollkommene und treue Anschauung eines zwar gegliederten aber in sich doch organisch zusammen hängenden Ganzen, wie das Object einer vergleichenden Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik es doch ist, gewähren.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

160. Stück.

Den 5. October 1844.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik. Ein Handbuch für Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner; auch Grundlage öffentlicher Vorträge in gewerblichen Lehranstalten, so wie zu handelspolitischen und volkswirthschaftlichen Besprechungen. Zunächst für die Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin. Vom Dr. Freiherrn Friedr. Wilh. von Reden.'

Wie es für die allgemeine Erdkunde die vornehmste Aufgabe ist, die Erdoberfläche immer zugleich als den Grund und Boden alles Lebens und als das Feld zu betrachten, welches dem Menschen für seine Erkenntnis und für seine Thätigkeit angewiesen ist, so ist es für eine besondere Handels-Geographie u. s. w. das nothwendigste Erfordernis, Handel und Industrie in ihren natürlichen Wechselbeziehungen zur physischen Constitution und zur geographischen Stellung des Landes einerseits und zur Nationalität und geistigen Cultur des Volkes

andrerseits darzustellen. Hiernach ist aber eine allgemeine vergleichende Handels-Geographie u. s. w. allerdings eine sehr schwierige Aufgabe. Wir wollen sehen, wie weit der Hr Verf. sie gelöst hat und zu dem Ende, so weit es hier geschehen kann, genauer auf sein Buch eingehen.

Wenn Hr von Reden den Zweck seiner Schrift (Vorwort S. VII.) folgendermaßen bezeichnet: ‘unter Voraussetzung der Bekanntschaft mit den Grundbegriffen der Weltbeschreibung dem bereits gebildeten Manne eine Sammlung von Thatsachen nebst Folgerungen über die Culturverhältnisse der Völker darzubieten; für den sich bildenden Geschäftsmann aber ein Leitfaden zur Erkenntnis dessen zu seyn, was im practischen Leben jetziger Zeit ihm unentbehrlich ist;’ so möchte dieser im Wesentlichen allerdings mit dem was wir als Hauptaufgabe einer vergleichenden Handels-Geographie u. s. w. angedeutet haben, überein stimmen, nur tritt uns hier schon die Schwierigkeit entgegen, durch ein und dasselbe Buch diese Aufgabe für den schon gebildeten Mann (worunter dem Titel zufolge Kaufleute, Fabrikanten und Staatsmänner zu verstehen sind) und den sich bildenden Geschäftsmann (worunter der Hr Verf. vorzugsweise auch, wie der Titel besagt, die zum Theil 14 Jahr alten Schüler der Königl. Handels-Lehranstalt zu Berlin versteht,) zu lösen. Doch wir wollen das Buch selbst sprechen lassen und zunächst die Anordnung und Eintheilung des Stoffes betrachten. Das Werk zerfällt in 4 Hauptabtheilungen: Erdkunde, Länderkunde, Völkerkunde und Staatenkunde. Schon hieraus sehen wir, daß der Hr Verf. darauf verzichtet, dasjenige zu geben, was man unter vergleichender Geographie und Statistik versteht, denn die beiden ersten Abtheilungen, die geographischen, stehen ganz für sich und



nicht in dem geringsten Zusammenhange mit den anderen, den statistischen. Obwohl wir dies, unse-  
ren oben ausgesprochenen Anforderungen gemäß,  
sehr bedauern müssen, so dürfen wir doch mit dem  
Hrn Verf. darüber nicht rechten, daß er die alte,  
bequeme Darstellungsweise gewählt hat, denn of-  
fenbar hatte er dabey als Hauptzweck eine aus-  
führlichere Schilderung der in den geographisch-sta-  
tistischen Compendien ungebührlich vernachlässigten  
gewerbs- und handelsstatistischen Verhältnisse vor  
Augen und gewis ist auch dies schon eine verdienst-  
liche Arbeit. Da der Herr Verf. jedoch auch eine  
Handels-Geographie geben will, so dürfen wir  
in dieser Anzeige auch den geographischen Theil  
des Werkes nicht ganz mit Stillschweigen überge-  
hen, und da müssen wir denn mit aller Anerken-  
nung des Rechtes, welches der Hr Verf. auf seinem  
Standpuncte hatte, diesen geographischen Theil als  
bloße Nebensache zu behandeln, doch ehrlich aus-  
sprechen, daß wir hier etwas mehr erwartet hätten,  
daß wir uns gewundert haben, diese dürftige Be-  
handlung der Erdkunde in einem Handbuche zu  
finden, welches für die Handels-Lehranstalt in Ber-  
lin bestimmt ist, wo Carl Ritter lehrt und wo die  
ausgezeichneten Grundzüge der Erd-, Völker- und  
Staatenkunde von A. v. Roon in den Händen ei-  
nes jeden Gymnasiasten sind. Wir vermiffen hier  
nicht allein die relative Abgeschlossenheit, die ob-  
wohl die ganze Erd- und Völkerkunde nur 69 Sei-  
ten umfaßt, doch erstrebt werden mußte, sondern  
auch die nothwendige Klarheit der Begriffe und die  
Beherrschung des Stoffes und wir können uns dies  
bey dem sonst so großen Talente des Hrn Verfs  
sich in den Fächern des Wissens, die dem Gelehr-  
ten wie dem Beamten ferner liegen, zu orientie-  
ren, nur daraus erklären, daß er, von der Zeit ge-

drängt, die Grundzüge von v. Koon und den Grundriß der Geographie von Berghaus etwas zu eilig benutzte, wodurch sich denn auch solche Widersprüche unter den mitgetheilten Zahlangaben erzeugt haben, die kaum durch das was der Herr Vf. S. 1160 zur Entschuldigung des langen Verzeichnisses von Sekzehlern, Verbesserungen und Nachträgen anführt, entschuldigt werden möchten und die uns sogar die Brauchbarkeit dieses ganzen Abschnittes zu bedrohen scheinen. Zum Belege dieses Urtheils wollen wir hier nur einen auffallenden Widerspruch hervor heben, dessen unter den Verbesserungen nicht gedacht ist. S. 20 heißt es: 'Ungeachtet der ausgedehnten Ebenen im europäischen Rußland, der großen norddeutschen Ebene u. s. w. ist doch in der Oberflächengestalt Europas das Gebirgs- und Bergland, im Vergleich mit dem Flachlande, sehr überwiegend' u. s. w., und S. 22 dagegen: 'Hiernach verhält sich der Raume des Tieflandes zum Raume des Hochlandes wie 2, 5 : 1 u. s. w.' Wie der Hr Vf. zu diesem Widerspruch gekommen ist nur begreiflich, wenn man hierbey vergleicht Berghaus Grundriß S. 397. §. 151. Art. 4, dabey jedoch nicht, wie es dem Hrn v. Keden geschehen ist, die Worte 'in diesem verkleinerten Europa' (Berghaus betrachtet nämlich Rußland als nicht zu Europa gehörig) übersieht, und Berghaus Sammlung von Hilfs- und Nachweisungstabellen zu seinem Grundriß S. 78. Die eben angeführte Seite 20 bietet auch ein merkwürdiges Beyspiel eines saloppen Stils dar; es heißt dort nämlich nach den angeführten Worten: 'wogegen keines der europäischen Gebirgssysteme, hinsichtlich der Längenausdehnung, in die ersten Classen gehört, und auch in Beziehung auf die Höhe (keines?) hinter den Bergriesen anderer Erdtheile weit zurück steht,'

was schwerlich eine Verbesserung von Berghaus ist, bey dem es a. a. D. so heißt: ‘Über was die Längen-Ausdehnung der europäischen Haupt-Gebirgs-Systeme betrifft, so gehört keines derselben in die erste und zweyte Classe; alle zählen nur in der 3. und 4. Classe und können auch, mit Ausnahme der Alpen und Pyrenäen, in Absicht auf Höhe, nicht mit den Riesengebirgen des Asiatischen Erdtheils den Vergleich aushalten.’ — Wir können uns hienach füglich von diesem geographischen Theile ab- und dem statistischen Theile des Werkes zuwenden, von dem wir größere Erwartungen hegen dürfen.

Dieser Theil fängt S. 70 mit einer Darstellung der ‘Verbreitung und Zahl der Menschen, deren Zunahme und Abnahme’ an. Hr v. Reden schätzt die Zahl aller menschlichen Bewohner der Erde zu 900 Millionen, von denen er 3 Millionen nach Oceanien, 50 Millionen nach Amerika, 102 Millionen nach Afrika, 250 Millionen (in den Verbesserungen 267 Mill.) nach Europa und 495 Millionen (in den Verbesserungen 435 Mill.) nach Asien setzt und danach die Zahl der auf jeder □ Meile Lebenden folgendermaßen bestimmt: in Oceanien 18, Amerika 70, Afrika 187, Asien 560 und Europa 1488. Wir wissen nicht auf welche Berechnungen Hr v. Reden diese Angaben gründet und können, weil wir selbst nicht im Stande sind eine Nachrechnung anzustellen, uns kein Urtheil darüber erlauben; bemerken müssen wir indes, daß die obigen Angaben mit keiner der Veranschlagungen der anerkanntesten neueren Statistiker (Balbi, Berghaus, v. Koon, Bernoulli, M’Culloch) überein stimmen. Die Angaben über das Verhältniß der männlichen zur weiblichen Bevölkerung in Europa, Afrika und Amerika sind Bernoulli §. 27 entlehnt, geben aber, so wie Hr von Reden sie hinstellt, eine ganz irrige Vorstellung von dem wahren Verhältnisse. — Indem

darauf folgenden Abschnitte 'Stammeintheilung der menschlichen Bevölkerung' nimmt der Hr Vf. die Eintheilung Blumenbachs in 5 Rassen (nicht Urstämme, wie Hr v. Reden sagt) an, doch hat derselbe dabey wohl nicht Blumenbachs Schriften zur Hand gehabt, wenn er z. B. die kaukasische Rasse (den weißen Urstamm) so charakterisiert: 'eyrundes Antlitz, mittlere Größe, schöne Verhältnisse, Gleichgewicht der Temperamente und Neigungen.'— Wir übergehen die folgenden Abschnitte: Sprachverschiedenheit, Religionsverschiedenheit, körperliche und geistige Verschiedenheit, Lebensweise, Beschäftigungen im Allgemeinen, namentlich Einfluß der Eigenthümlichkeiten des Landes auf die Arten der Beschäftigungen, welches alles auf 10 Seiten abgehandelt wird und deren genauere Untersuchung uns viel zu weit führen würde, um endlich zu dem Theile des Werkes zu kommen, der bey weiten der wichtigste ist und in dem der Hr Vf. auch erst auf eigenen Füßen steht, wir meinen den handels- und gewerbstatistischen. Hier tritt uns gleich (S. 91 bis 142) eine interessante Zusammenstellung der gegenwärtigen Gesamtproduction derjenigen landwirthschaftlichen Erzeugnisse entgegen, welche für den Weltverkehr Wichtigkeit haben. Wir sind, aufrichtig gestanden, nicht in der Lage alle einzelnen Angaben dieser Uebersicht zu prüfen, namentlich nicht die über die Gesamtproduction der so genannten Colonialwaaren, die von besonderem Interesse seyn möchten, da die officiellen und überhaupt die zuverlässigeren statistischen Angaben über die Colonien meist nur auf die Aus- und Einfuhr, nicht auf die ganze Production derselben sich beziehen. Doch scheinen uns die Berechnungen oder Schätzungen des Hn Vfs Vertrauen zu verdienen, wenigstens haben wir in den Fällen, wo wir dieselben nach officiellen Angaben zu controlieren im

Stände waren, keine große Differenzen mit unseren Berechnungen gefunden. Je weniger aber genauere Prüfungen bey den in diesem wichtigen Abschnitte mitgetheilten Angaben anzustellen möglich ist, desto wünschenswerther wäre es gewesen, daß der Hr Vf. seine Quellen oder seine Berechnungen für die mitgetheilten Angaben speciell mitgetheilt und so dem Leser einen Maßstab für die Zuverlässigkeit der einzelnen Daten an die Hand gegeben hätte; denn daß die hier mitgetheilten Zahlen dem Grade ihrer Zuverlässigkeit nach unter einander wenigstens sehr verschieden sind, versteht sich von selbst, sie sind mithin auch, ohne ein Mittel ihre Glaubwürdigkeit zu bestimmen, nur von sehr geringem statistischen Nutzen d. h. sie bieten keinen sicheren Grund zu Vergleichen und Folgerungen, wozu solche Uebersichten doch eigentlich auffordern sollen. Dasselbe, was wir hier aussetzen haben, gilt für alle statistischen Angaben in diesem Buche, man erhält keinen Maßstab ihrer Glaubwürdigkeit, denn obwohl der Hr Vf. bey der Staatenkunde eine überaus reiche Literatur anführt und auf dieselbe als auf seine Quellen sich beruft, so geschieht das doch immer nur so allgemein, daß man bey keiner seiner Angaben wissen kann, aus welcher Quelle er sie entnommen. Dies ist um so mehr zu bedauern, da er, wie wir weiter unten sehen werden, nicht immer bey seinen Angaben die Werke zu Rathe gezogen hat, die er als seine Quellen citiert. Gerne geben wir dem Hn Vf. zu, daß die von uns verlangte Angabe der Quellen das Volumen des Buches um die Hälfte und die Arbeit wohl um das Zehnfache vergrößert haben würde, dessen ungeachtet darf man doch bey Schriften dieser Art nicht von dieser Forderung abstehen. — Doch wir kehren zu unserem Buche zurück. Nach den eben bezeichneten Angaben über die Gesamtproduction der

Rohzeugnisse folgt (S. 142—296) eine Uebersicht des Gewerbbetriebes zur Verarbeitung der Rohstoffe und als Anhang dazu (S. 297—323) eine Uebersicht der großen Fischerey. Auch hier finden wir wieder sehr reichhaltige Angaben, von denen aber auch das eben Bemerkte gilt. — Mit dem folgenden Abschnitte gelangt der Hr Vf. zur Darstellung des Handelsbetriebes. Nach einigen Bemerkungen über den Handel im Allgemeinen und über die Eintheilung des Handels (wobey auch die in Frankreich von der Regierung eingeführte Eintheilung in *commerce général* und *commerce spécial*, deren der Hr Verf. in seinen Angaben über den Handel Frankreichs sich oft bedient, hätte erklärt werden müssen) erhalten wir S. 328—394 eine Beschreibung der Handelswege auf Meeren, auf Flüssen und Canälen und der Landhandelswege mit umständlichen Notizen über die Bauart und die Kosten der See- und Flußfahrzeuge, über Strömungen, Winde und Handelsstraßen der großen Oceane, eine Aufzählung der schiffbaren Flüsse, eine Angabe der Wege-Distanzen zwischen den Haupthandelsplätzen der Welt u. s. w. Wir wollen uns darüber kein Urtheil anmaßen: ob alle diese Materien in einem Werke über Handels-Geographie u. s. w. abgehandelt werden mußten und ob sie hier an ihrer richtigen Stelle abgehandelt sind, müssen jedoch das Bedenken äußern, ob ihre Darstellung hier in solcher Art geschehen, daß sie dem, der schon etwas von Geographie und Handel kennt, nicht trivial, und dem, der erst in die erste Kenntniß derselben eingeführt werden soll, nicht zu farg und unverständlich erscheinen werden. — Der folgende Abschnitt (S. 395 bis 552) hat die Hauptüberschrift: 'Einfluß des gesellschaftlichen und Staatenlebens auf die Beschäftigungen der Staatsangehörigen.' Die Masse des in diesem Kapitel zusammen gedrängten Stoffes ist

zu groß und manigfaltig, um denselben hier auch nur im Allgemeinen mit wenigen Worten bezeichnen zu können, weshalb wir den Leser auf das Buch selbst verweisen und es ihm überlassen müssen zu entscheiden, ob nicht einer der Hauptmängel des Buches, nämlich der, daß der Hr Vf. für dasselbe sich keinen auch nur einigermaßen bestimmten Leserkreis gedacht hat, in diesem wie in dem vorigen Abschnitte recht scharf und störend hervor tritt. Uns wenigstens hat es erscheinen wollen, als wenn der Hr Vf. sich namentlich dadurch seine Arbeit sehr erschwert und ihr den Charakter des Dilettantischen, um nicht zu sagen Oberflächlichen, aufgedrückt hat, daß er bey dem Leser, für den er schrieb, nicht diejenigen einfachen geographischen und commerciellen Kenntnisse voraus setzte, welche ein Jeder, der handelsstatistische Werke benutzen will, ja ein jeder Gebildete überhaupt besitzen muß. Wir geben gerne zu, daß es sehr schwer seyn mag, hier den richtigen Ton zu treffen, daß für einen großen Theil derjenigen, welche heut zu Tage über Handel und Handelspolitik mitsprechen, nicht elementar genug geschrieben werden kann, dessen ungeachtet darf doch der Geograph und Statistiker sich zu diesen nicht herab lassen und bey ihnen das nachholen wollen, was sie in der Schulstube zu lernen versäumt haben. Populär soll und muß der Statistiker schreiben, aber nicht in der Weise eines Conversationslexikons oder eines Pfenningmagazins, denen nichts im Himmel und auf Erden zu hoch oder zu niedrig ist, um darüber nicht einen Jeden in jeder Minute belehren zu können.

Wir wenden uns zum 4. Hauptabschnitte, der Staatenkunde, einer Statistik sämtlicher Staaten oder Länder der Welt. Um das ungeheure Material, welches die Darstellung dieser Verhältnisse erheischte, einigermaßen übersichtlich zu machen und

auf den Raum, der dafür in einem Werke dieser Anlage bestimmt werden konnte, zusammen zu drängen, hat der Hr Bf. viele Materien in tabellarischer Form dargestellt, was nur zu billigen seyn möchte. So erhalten wir im allgemeinen Theil der Statistik der Europäischen Staaten (S. 568—599) tabellarische Uebersichten 1) der Besitzungen Europ. Staaten in anderen Welttheilen; 2) des Flächeninhaltes, der Bevölkerung und des Unterrichtswesens in den Europ. Staaten; 3) der Staatsausgaben und Staatsschulden; 4) der Stärke des Landheeres und der Marine so wie der Ausgaben für dieselben; 5) des Werthes ihres auswärtigen Verkehrs und ihrer Handelsflotten; 6) der Wasser-, Land- und Eisenstraßen, so wie der Dampfkraft; 7) des Antheils der Europ. Staaten an dem Gesamtwerthe aller wichtigsten Zweige landwirthschaftlicher und industrieller Erwerbe; 8) des Antheils der bedeutendsten Länder in und außer Europa an der Production der wichtigsten Bodenerzeugnisse; 9) der Handelsverhältnisse von 36 der größten Verkehrsplätze Europas. Wir enthalten uns auch hier eines Urtheils über die Zuverlässigkeit dieser Tabellen, da wir, aufrichtig gestanden, nicht alle die Hilfsmittel besitzen, welche eine Gesamtprüfung derselben erfordert, und es zur Prüfung dieser Tabellen nicht für hinreichend halten, einzelne Angaben, deren Controle uns wohl mit unseren Mitteln möglich wäre, nachzurechnen. Wir wenden uns deshalb gleich zum besondern Theil, der Specialstatistik der einzelnen Europäischen Staaten, wo die bey den einzelnen statistischen Angaben zu gestattenden Schwankungen schon in engere Grenzen eingeschlossen werden können, und hier wollen wir ein Paar Seiten des Buches näher ins Auge fassen. Zuvörderst betrachten wir S. 659—665 die §§. 4—12 der Statistik des britischen Reiches. §. 4 gibt die Haupt-



verhältnisse der Bevölkerung der britischen Inseln. Die angegebenen Bevölkerungszahlen weichen nur wenig von den bey Porter, Progress of the Nation und bey M'Culloch, Stat. Account und Geogr. Dict. überein stimmend sich findenden Angaben (die übrigens gewis das meiste Vertrauen verdienen) ab. Dagegen ist sehr zu bemerken, daß die angegebene Zahl der bewohnten Gebäude (3,464,007) nicht für das vereinigte Königreich, sondern nur für England, Wales und Schottland mit Ausschluß Irlands gilt, und die angegebenen Zahlen für die Gebornen, Ehen und Todesfälle während des Jahrs 1839—1840 beziehen sich sogar nur auf England und Wales allein! \*) Die Angabe in §. 5, daß  $\frac{7}{9}$  der Bevölkerung im Ackerbau und  $\frac{2}{7}$  mit der Fabrication beschäftigt sind, ist unrichtig, der Hr Verf. mag damit nun, was aus dem Zusammenhange sich nicht ersehen läßt, die Bevölkerung des ganzen Reiches oder die seiner einzelnen Theile bezeichnen wollen, denn den besten Auctoritäten (M'Culloch und Porter) zufolge waren im Jahre 1831 in England 27,7 Proc. der Bevölkerung mit dem Ackerbau beschäftigt, in Wales 43,9 Proc., in Schottland 41,3 Proc. und im vereinigten Königreiche 38,4 Proc. und bekanntlich hat seit 1811 die Zahl der im Ackerbau Beschäftigten in Gr. Britanien stätig abgenommen. — Die Zahl der männlichen Dienstboten ist auch um etwa 30,000 zu hoch. — Die §. 7 angegebenen Zahlen für die Verhältnisse des dem Ackerbaue gewidmeten Landes im vereinigten Königreiche beziehen sich auf das Jahr 1827, umfassen aber auch Wiesen und Weiden, was der Hr Verf. bey Berechnung des Bodenertrages vergessen zu haben scheint, wenigstens kann man sonst nicht be-

\*) Vgl. Fourth Annual Report of the Registrar-General, abgedruckt in d. Companion to the British Almanac for 1844. p. 44 sqq.

greifen, wie derselbe die Summe des Gesamtwertes des Bodenertrages zu 2040 Millionen Thaler erhalten hat, da derselbe, die höchsten Angaben genommen und den Ertrag der Berg- und Holzweiden in Schottland wie den der so genannten bogs in Irland eingerechnet, kaum 1500 Mill. Thaler beträgt. — Die §. 8 gegebene Uebersicht des jährlichen Ertrages der Fabrication ist wohl nur in Bezug auf die Ausfuhr zuverlässig, wenigstens ist der angegebene Werth des Hauptpostens der britischen Fabrication, des der Baumwolle (350,292473 ₤) um einige Millionen Pfund Sterling höher als McCulloch und Porter sie angeben (Geogr. Dict. 1. p. 722. u. Progress. Sect. V. cap. V. p. 79). Die Summe von 143854000 ₤ für den Gesamtwert des jährlichen Ertrages ist dagegen zu niedrig, es sind dafür wenigstens 170 Millionen anzurechnen. Der folgende § ist von besonderer Wichtigkeit, weil er die Angaben über den Werth des auswärtigen Handels des britischen Reiches enthält. Auch hier haben sich nicht unbedeutende Fehler eingeschlichen. So z. B. ist der Durchschnittswert der Ausfuhr britischer und irländischer Erzeugnisse in den Jahren 1836—1841 nicht 410,413891 ₤, sondern nur etwa 346 Millionen (49,425,000 Pfd Sterling) gewesen, eine Differenz, welche um so mehr zu beachten ist, da die von Hrn v. Reden angeführten Durchschnittszahlen dem Leser eine sehr irrthümliche Meinung von dem Steigen der britischen Ausfuhr während der letzten 10 Jahre gewähren muß, die in der That lange nicht so bedeutend gewesen ist, wie die Tabelle glauben macht und die seit dem Jahre 1837 sogar etwas zurück gegangen ist. Die nun folgende Uebersicht der Länder, nach denen die Ausfuhr Statt gehabt, scheint uns deshalb nicht genügend, weil darin eine beträchtliche Anzahl von Ländern übergangen ist, nach welcher die Ausfuhr

(1840) gleichwohl über eine Million  $\text{£}$  betragen hat, z. B. Syrien und Palästina mit 223,033  $\text{Pfd St.}$ , Westküste von Afrika mit 492,128  $\text{Pfd St.}$ , Mauritius mit 325,812  $\text{Pfd}$ , die Philippinen mit 325,463  $\text{Pfd}$ ; auch ist es nicht genau die Rubrik der engl. Liste Cape of Good Hope durch britische Besitzungen in Afrika zu übersetzen. — In der folgenden Tabelle ist für 1841 der Werth der ausgeführten Baumwollengewebe, sollen darunter bloß die Cotton Manufactures der englischen Listen verstanden werden, um fast 7 Millionen zu hoch, und um etwa 2 Millionen zu niedrig, wenn der Hr Vf., was wahrscheinlicher ist, damit die Artikel Hosiery, Lace and Small Wares hat zusammen fassen wollen, voraus gesetzt jedoch, daß der Declared Value der Zolllisten seinen Berechnungen zu Grunde liegt. — In der Uebersicht der Einfuhr und des Consums für 1842 vermiffen wir mehrere Artikel von Bedeutung, wie Getreide, Bauholz, Pfeffer (Einfuhr 6 Millionen  $\text{Pfd}$ , Verbrauch 2,700,000  $\text{Pfd}$ ), Cassia (1,313,000 und 119,470  $\text{Pfd}$ ) u. s. w. — Wir übergehen die folgenden 7 Seiten, in denen uns sehr reichhaltige statistische Daten über die Haupt-Handels- und Fabrikstädte des vereinigten Königreichs mitgetheilt werden, da deren nähere Untersuchung uns viel zu weit führen würde. Auch auf die S. 669—671 gegebene tabell. Uebersicht des Flächeninhalts und der Population der britischen Besitzungen außerhalb Europa können wir nicht näher eingehen, da der größte Theil derselben zu wenig bekannt ist, um ihre territorialen und Bevölkerungs-Verhältnisse in Zahlen genau angeben zu können, Differenzen zwischen den Angaben des Hrn Vf. und denen der besten engl. Statistiker also natürlich sind. Zu bedauern ist, daß der Hr Vf. hier den 3. Theil von Porters Werk nicht hat benutzen können, da die sehr gründlichen Untersuchungen dieses Statistikers ihm zur Berichtigung mancher Angaben hätten dienen können. Verbessern wollen wir hier nur ein Paar Druckfehler, nämlich Accra, Dix-Love, Annabon, welches Accra, Dix-Cove, und Annaboe heißen muß; auch hätte bey den afrikanischen Besitzungen Fernando Po aufgeführt werden müssen, welches die Engländer seit 1827 in Besitz haben.

Um unsere Anzeige nicht über die Maßen auszudehnen, wollen wir nur noch über den folgenden Abschnitt 'Frankreich und dessen Besitzungen außerhalb Europa' einige Vergleichen mit den Schriften anstellen, welche der Hr Vf. der S. 673 enthaltenen Note gemäß, dazu benutzt

hat, uns jedoch dabey auf den §. 9 beschränken, der den auswärtigen Handel Frankreichs darstellt.

Die angegebenen Durchschnittswerthe der Gesamt-Ein- und Ausfuhr in den Jahren 1827 bis 1841 stimmen nicht vollkommen überein mit den officiellen Bekanntmachungen der Statistique de la France, publ. par le Ministre des travaux publics de l'agriculture et du Commerce und der Administration des Douanes (Tableau gén. du Commerce de la France pendant l'année 1841) Résumé analytique. Diefen zufolge waren die jährlichen Durchschnittswerthe

	der Einfuhr		der Ausfuhr	
1827 — 1836	667,4	Mill. Francs	698,3	Mill. Francs.
1834 — 1838	826,4	—	844,8	—
1839	947	—	1003	—
1840	1052	—	1011	—
1841	1121	—	1066	—

Demnach muß es, den Franc mit dem  $\text{Rn. Wf.}$  zu 0,269  $\text{R}$  angenommen, verbessern wir nur die Werthe für die 3 letzten Jahre, heißen:

1839	{	statt 223,190000 $\text{R}$	254,743,000 $\text{R}$
	{	— 204,072000 —	269,807,000 —
1840	{	— 260,690000 —	282,988,000 —
	{	— 207,698000 —	271,959,000 —
1841	{	— 303,087000 —	301,549,000 —
	{	— 287,934000 —	286,754,000 —

(Wir fügen die Zahlen für 1842 nach den Documents sur le Com. extérieur; avis divers Nr. 74 (Juillet 1843) bey, die Einfuhr betrug 1138,7 Mill. Francs, die Ausfuhr 940,0 Mill. Fr.).

Sehr zu bedauern ist, daß der  $\text{Hr. Wf.}$  in der folgenden Tabelle über den Werth des Verkehrs von Frankreich mit einzelnen Staaten nicht den publicierten officiellen Quellen, welche bis 1841 gehen, gefolgt ist, sondern sie der Statistique de la France par Schnitzler (Par. 1842) Tom. 11. p. 268 entnommen hat, welche nur bis zum Jahr 1839 reicht, und außerdem nicht unerhebliche Druck- oder Rechnungsfehler enthält, die somit in unser Buch übergegangen sind. Auch die darauf folgenden Angaben über den Werth der einzelnen Artikel der Ein- und Ausfuhr sind nicht der Stat. de la France, sondern dem Werke von Schnitzler 11. S. 154 entnommen und noch deshalb mangelhaft, weil sie nur die Werthe des Commerce spécial (Consumtion) enthalten, wodurch der Leser einen irrigen Begriff von der Quantität der einzelnen Einfuhren erhält, indem die Werthe in der vorhergehenden

den Tabelle, wie ganz richtig auch überall bey der Werth= angabe der Ein= und Ausfuhr geschehen ist, den Commerce général darstellen, der den Com. spécial fast um die Hälfte übertrifft. Ein noch bedeutenderer Irrthum hat sich in der folgenden Uebersicht der Bewegung der Handelschiffahrt in den französischen Häfen von 1830-1841 eingeschlichen, da für die Jahre 1830 bis incl. 1836 die Zahl und der Tonnengehalt aller derjenigen französischen Schiffe vergessen worden, welche aus den französischen Colonien eingelaufen sind, was eine Differenz von ungefähr 1000 auf die Zahl der Schiffe und von 20000 auf die Tonnenzahl per Jahr macht. Wie der Hr Vf. zu diesem Versehen gekommen, können wir nicht nachweisen, da sowohl Schnitzler 11. S. 298 als die Statistique de la France (Commerce extérieur) p. 14 dazu keinen An= laß geben konnten. — Indes wir müssen, wollen wir zu Ende kommen, hier mit unserer genaueren Analyse einhalten und uns auf die kurze Inhaltsangabe des noch übrigen Theils beschränken. S. 914—933 führt uns die asiatischen Staaten vor, zuerst in 3 tabell. Uebersichten ihre geogr. Lage, Begrenzungen, Größe, Einwohnerzahl, Staatseinnahmen, Staatsschulden, Landheere, Religion, Regierungs= und Verwaltungsform, Bestandtheile, Erwerbs= zweige der Bewohner, Gegenstände des Aus= und Ein= fuhrhandels, ihre wichtigsten Handelsplätze und Häfen und darauf in kurzen Umrissen die statistischen Verhältnisse jedes Staates für sich. Auf dieselbe Weise werden S. 934-953 die afrikanischen, S. 954—1048 die amerikanischen Staa= ten und endlich S. 1050—1053 die Reiche Oceaniens vor= geführt. Den Beschluß macht eine interessante Uebersicht des ungefähren Werthes des Waarenumsatzes zwischen den Europäischen Staaten und den übrigen Erdtheilen. Wenn der Hr Vf. in der Vorrede S. IX sein Werk als einen ersten Versuch einer durchaus neuen Art der Bearbeitung industrieller und handelsstatistischer Materialien nennt, so gilt das besonders von dem eben bezeichneten letzteren Theile seines Werkes, in welchem die außereuropäischen Welttheile behandelt werden. Hr v. Reden hat hier eine höchst schwierige Aufgabe in einer Weise gelöst, daß ihm jeder Statistiker und auch der Kaufmann dafür Dank wissen muß. Schon die sehr fleißige Zusammenstellung der hierher gehörigen Literatur ist ein Verdienst, viel mehr aber die fleißige Benutzung derselben, die aus den mitge= theilten Daten hervor geht. Daß dessen ungeachtet hin und wieder Angaben nicht so richtig sich finden, wie die an=

geführten Quellen sie darbieten — z. B. die Productionsverhältnisse der vereinigten Staaten von N. Amerika (American Almanac for 1844 \*), die statistischen Verhältnisse Venezuelas, namentlich dessen politische Eintheilung (Codazzi) — ist ein Umstand, der demjenigen, welcher sich mit ähnlichen statistischen Arbeiten beschäftigt hat, leicht erklärlich ist, und unbillig wäre es darüber den großen Werth dieser Zusammenstellung im Allgemeinen zu verkennen. Ref. ist davon gewis am weitesten entfernt, wie es denn auch durchaus nicht seine Absicht gewesen ist bey dem Lesen des Buchs in demselben nach Fehlern auf die Jagd zu gehen. Daß die ganze Anlage desselben seinem Begriffe von einer Handels- und Gewerbs-Geographie und Statistik nicht entspricht, hat er im Eingange zu dieser Anzeige schon angedeutet. Er mußte demnach bey der Beurtheilung auf die Prüfung des Einzelnen eingehen und da hat er weiter nichts zeigen wollen, als daß auch Hr v. Neben bey seinem enormen Fleiße nichts Uebermenschliches hat leisten können, daß bey Werken, wie das vorliegende, die Genauigkeit im Einzelnen zu der Mannigfaltigkeit des angehäuften Stoffes im umgekehrten Verhältnisse stehen muß, will man nicht ein ganzes Menschenleben auf ein solches Buch wenden. Hieraus geht denn auch allerdings hervor, daß das Buch von Staatsmännern und Statistikern nur mit Vorsicht gebraucht werden darf, daß man es aber dennoch nach bester Ueberzeugung als das beste deutsche Buch seiner Art empfehlen darf. Wir empfehlen dasselbe aber insbesondere unseren oberländischen Handels- und Seefahrts-Politikern, welche außer sehr vielen ihnen höchst wichtigen Kenntnissen auch das daraus lernen können, wie man ein wahrer, warmer Anhänger des Zollvereins und ein Kämpfer für seine Erweiterung seyn kann, ohne deshalb Alles, was noch nicht zum Zollverein gehört und das, was der Natur der Sache nach nie ihm angehören darf, zu insultieren und zu verdächtigen. Wp.

\*) Wir erlauben uns die Zahlen für die Hauptartikel, deren Kenntniß auch von allgemeinerem Interesse seyn möchte, hier nach dem zu Washington gedruckten officiellen Berichte zu verbessern. (Vgl. American Almanac for 1843. p. 136 sq.)

Waizen statt	73,984,786	Bushels,	84,823,272	Bushels
Mais	— 298,253,124	—	377,531,875	—
Wolle	— 27,977,996	Pfund	35,802,114	Pfund
Taback	— 158,070,806	—	219,163,319	—
Reis	— 76,154,731	—	80,841,422	—
Baumwolle	— 1064,560,785	—	790,479,275	—

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

161. Stück.

Den 7. October 1844.

---

Z ü r i c h.

Berlag von Meyer und Zeller 1844. Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht von Dr Carl Bruch. Mit 2 lithographierten Tafeln. VIII und 62 Seiten in Quart.

Die vorliegende, Herrn Professor Henle gewidmete Schrift, soll, wie der Verf. in der Vorrede sagt, keine Monographie, sondern eine Sammlung von Thatsachen seyn, von Beiträgen zur Aufhellung eines verhältnismäßig noch ziemlich dunklen Gebietes der Histologie. Solche Arbeiten sind immer verdienstlich, wenn der Verf. es ernst meint, sich nicht in vage, überschwengliche Hypothesen verliert, sondern gewissenhaft seine Beobachtungen mittheilt, und durch diese selbst oder durch vorsichtig daraus gezogene Schlüsse entweder bereits Bekanntes, aber noch Zweifelhafte bestätigt oder neue Gesichtspuncte eröffnet; doppelt in-

teressant sind sie aber dann, wenn dabey neben specielleren histologischen Verhältnissen Fragen von allgemeinerem Interesse zur Sprache kommen und so auch die gewonnenen Resultate eine allgemeinere Bedeutung erhalten. Dies ist aber in der vorliegenden Schrift der Fall; sie erweitert nicht bloß in manchen Puncten unsere bisherigen Kenntnisse der körnigen Pigmente, sie berührt auch, von diesem speciellen Gegenstande ausgehend allgemeinere Gesichtspuncte, wie die normale und pathologische Neubildung, die Zellenbildung und dergl. Ref. begrüßt sie deshalb, wenn auch seine Ansichten nicht überall mit denen des Verfs übereinstimmen und derselbe in der Aufstellung von Theorien in einigen Puncten viel weiter geht, als unsere gegenwärtigen Kenntnisse es erlauben, als eine erfreuliche Erscheinung, und erlaubt sich manche Puncte derselben etwas ausführlicher zu besprechen.

Als Einleitung schiekt der Verf. einige allgemeine Bemerkungen über die Farben überhaupt, namentlich über die im thierischen und menschlichen Körper vorkommenden, voraus. Er unterscheidet entoptische Farben und eigentliche chemische Farbstoffe. Letztere sind entweder in einer Flüssigkeit gelöst, am häufigsten als gefärbtes Fett, oder sie erscheinen an mikroskopische Körperchen von unmeßbarer Feinheit gebunden — körniges Pigment. (Nicht immer sind die Pigmentmoleküle unmeßbar fein, sie erreichen bisweilen einen Durchmesser von  $\frac{1}{300}$  —  $\frac{1}{100}$ ''', z. B. in den menschlichen Lungen. Ref.). Das körnige Pigment, das eigentliche Object des Verfs, erscheint auf einer gewissen Entwicklungsstufe immer in Zellen eingeschlossen. (Doch gibt es hiervon Ausnahmen; so erscheint der Gallenfarbstoff in manchen Gallensteinen und bisweilen auch in der Substanz der Leber körnig abgelat-



gert, ohne daß er auf irgend einer Entwicklungsstufe von Zellen umgeben würde. Ref.)

Von dem normalen körnigen Pigment wird zuerst das schwarze Augenpigment genauer beschrieben (S. 3 — 16). Die Darstellung schließt sich im Allgemeinen an die von Henle in seiner allgemeinen Anatomie gegebene an, geht sehr ins Detail ein und enthält manche neue Angaben und Deutungen. Ich hebe das Wichtigste hier heraus. Unter den membranartig ausgebreiteten Pigmentzellen an der inneren Seite der Choroidea, die meist polygonal, sechsseitig sind, kommen einzelne größere, achtseitige vor. Stellenweise erscheint zwischen den Zellen eine amorphe Intercellularsubstanz, welche durch Iod gefärbt wird. Der als heller Fleck hervor tretende Kern ist gewöhnlich größer als er scheint, weil sein Rand theilweise von Pigment verdeckt ist, daher man ihn, um genaue Maße zu erhalten, nicht innerhalb der Zelle messen muß, sondern erst nachdem man ihn durch Druck zc. isoliert hat. Der Kern ist bald rund, bald oval, ohne daß hierbey eine Gesetzmäßigkeit Statt zu finden scheint. Bisweilen enthält eine Zelle zwey Kerne.

Die Pigmentkörnchen werden durch Chlor entfärbt; sie bestehen also nicht selbst aus einem Farbstoff, sondern sind nur mit einem solchen imprägniert (Ref.). Die Vertheilung der Pigmentkörnchen in den Zellen ist eine sehr verschiedene. Der Verf. bestätigt, was schon Henle beschrieben und abgebildet hat, daß das Pigment immer nur die äußere, der Choroidea zugekehrte Hälfte der Zellen einnimmt und daher der innere Theil der Zellen, bey einer Seitenansicht derselben, pigmentlos erscheint. Die Pigmentkörner liegen nicht frey in den Zellen, sie werden durch eine zähe, formlose Substanz zusammen gehalten, welche Iod gerinnen

macht (daher sieht man auch gewöhnlich in den Zellen selbst keine Molekularbewegung. Ref.). Beym Kaninchen finden sich zwischen dem Pigment noch zahlreiche Fetttropfen.

Der Verf. erwähnt mit Recht, daß am Tapetum, wo es bey Thieren vorkommt, die Pigmentschicht sich continuierlich über dasselbe fortsetzt, aber die Zellen enthalten hier kein Pigment mehr. Eben so ist im Auge der weißen Kaninchen zwar der Ueberzug von Zellen vorhanden, aber diese selbst sind pigmentlos (Ref.).

Bey dieser Gelegenheit spricht Bruch von einer eigenthümlichen Schichte, die er bey dem Menschen und mehreren Thieren zwischen der Choroida und der Pigmentschicht beobachtete und die er auch über das Corpus ciliare und die hintere Fläche der Iris verfolgte. Sie besteht aus regelmäßig angeordneten ovalen, seltener runden Kernen, die auf einer sehr zarten, glashellen structurlosen Membran aufsitzen. Ueber ihre Bedeutung und Function konnte er aber nicht ins Klare kommen. Auch Ref. hat öfter an Thieraugen eine solche kernhaltige Zwischenmembran gesehen und möchte zu einer weiteren Verfolgung dieses Gegenstandes auffordern. Daß aber diese Schichte, wie der Verfasser meint, die Grundlage des Fächers (Kammes) im Bogelauge bildet, davon konnte sich Ref. trotz wiederholter Untersuchungen nicht überzeugen. — Mit den Angaben des Verfs über die Structur des Tapetum ist Ref. vollkommen einverstanden: in Bezug auf sie, so wie auf die folgende Detailbeschreibung der Pigmentschicht bey Vögeln, Amphibien und Fischen muß auf die Schrift selbst verwiesen werden. Von allgemeinerem Interesse ist die Bemerkung, daß die Zellen der Pigmentschicht, welche bey den Säugethieren in ihrer Form mit dem Pflasterepithelium überein kommen, bey Am-

phibien (Frosch) dem Uebergangsepithelium, bey Vögeln dem Cylinderepithelium gleichen.

Der zweyte Abschnitt (S. 16 — 22) bespricht die gefärbte Oberhaut. Vom Menschen hat der Verf. nur die gefärbten Brustwarzen der weißen Race untersucht. Er fand, wie kürzlich Krause (Wagners Handwörterbuch der Physiologie, Artikel Haut), daß die Färbung hier nur von gefärbten Zellenkernen herrührt; ein körniges Pigment kommt nicht vor. Zahlreichere Beobachtungen hat er an der Oberhaut der Thiere gemacht. Hier findet sich wirklich körniges Pigment als Zelleneinhalt, ganz wie im Auge und der Zellkern ist selten schwach gefärbt, gewöhnlich ungefärbt. Detailbeschreibungen des Pigmentes in den Klauen und Hufen, den Haaren und Federn beschließen den Abschnitt.

Darauf folgt (S. 22 — 25) eine Beschreibung der verästelten, sternförmig verzweigten Pigmentzellen, die nur Bekanntes enthält. Der Vf. nennt diese Form der Pigmentzellen pigmentierte Faserzellen, ein Name, der wohl deshalb keinen allgemeinen Beyfall finden dürfte, weil die von den Zellen ausgehenden Verlängerungen in der Regel viel mehr als Röhren, denn als Fasern zu betrachten sind. Er macht hierbey auf ein sehr wichtiges Bildungsgesetz aufmerksam, das, wie bey den meisten normalen und pathologischen Bildungen so auch bey der Entstehung der verästelten Pigmentzellen sich wirksam zeigt. In der Regel nämlich folgen die neuen Bildungen und bey der ersten Entwicklung die secundären, accessorischen Bildungen dem Typus des Haupt- oder Mutter-Gewebes. So treten die in Röhren und Fasern verlängerten Pigmentzellen durchaus nur in faserigen Geweben auf, als eingestreute Bildungen, während die pflasterartigen Pigmentzellen zusammenhängende Membranen bilden und die Bedeutung

von Epithelien haben. Ref., der dieses Gesetz bey einer andern Gelegenheit (Wagners Handwörterbuch der Physiol. Art. Entzündung) in seiner wichtigen Bedeutung für die pathologischen Neubildungen nachgewiesen hat, schlägt dafür einen eigenen Namen vor; er möchte es 'das Gesetz der analogen Bildung' nennen.

Von den beschriebenen normalen Pigmentbildungen geht nun der Verf. zur Betrachtung der pathologischen Pigmente über. Die so genannte gutartige Melanose der Lungen und Bronchialdrüsen bildet dazu den Uebergang. Zuerst wird die von Carswell (nach dem Vorgange von Christison und Gregory, Ref.) ausgesprochene Ansicht bekämpft, daß die Melanose der Lunge durch von außen in die Lunge eindringende Materien, wie eingeathmeten Kohlenstaub und dgl. entstehe. Ref. gibt dem Verf. gerne zu, daß für die Mehrzahl der Fälle diese Erklärungsweise nicht paßt, aber es läßt sich doch die Möglichkeit nicht leugnen, daß in einzelnen Fällen Melanose aus einem solchen Grunde entstehen kann. Freylich sind die Gründe, welche die genannten englischen Gelehrten für ihre Ansicht vorgebracht haben, nichts weniger als beweisend, aber dieß reicht nicht hin, bis genauere Untersuchungen vorliegen, die Sache ganz zu leugnen. — Nach dem Verf. entsteht das schwarze Pigment in den Lungen in Zellen, welche ganz den gewöhnlichen Pigmentzellen gleichen, er hat solche, aus melanotischen Lungen durch Abschaben frischer Schnittflächen erhaltene Pigmentzellen unter Fig. 22 abgebildet. Auch Ref. hält diese Entstehungsweise für wahrscheinlich, muß aber doch darauf aufmerksam machen, daß hierbey Manches vorkommt, was sich von der gewöhnlichen normalen Pigmentbildung unterscheidet. Einmahl sind die Pigmentmoleküle hier nicht so regelmäßig,

wie bey dem normalen Pigment, man sieht unter ihnen viele größere, eckige Körner (bis zu  $\frac{1}{300}$ '' Durchmesser.); dann erscheint ferner das in unregelmäßigen Haufen im Lungenparenchym abgelagerte Pigment in der Mehrzahl der Fälle durchaus nicht in Zellen eingeschlossen; man müßte also annehmen, daß die ursprünglich vorhandenen Pigmentzellen später wieder resorbiert werden und nur der Zelleninhalt, das Pigment, übrig bleibt. Ein solcher Vorgang würde aber einen wesentlichen Unterschied zwischen diesem und dem normalen Pigment begründen. Ref. theilt die Ansicht des Verfassers, daß die Pigmentbildung in der Lunge in der Regel ganz unschädlich ist, nur kann sie durch Auftreten in großen Massen die Blutgefäße, seltener die Lungenbläschen beeinträchtigen. In den melanotischen Bronchialdrüsen fand der Verf. immer ganz deutliche Pigmentzellen und hält demgemäß hier die Pigmentbildung für physiologisch.

Die Beschreibung des eigentlichen pathologischen Pigmentes (S. 30 — 40) enthält manche gute Beobachtung, ist aber lange nicht erschöpfend, was man freylich bey der Schwierigkeit des Gegenstandes dem Verf. nicht zum Vorwurf machen kann. Namentlich vermisst hier Ref. eine genaue Unterscheidung der morphologischen Verhältnisse bey den einzelnen pathologischen Färbungen, denn sie bildet die nothwendige Basis für eine künftige genauere Kenntniß der hierher gehörigen Vorgänge. So unterscheidet der Verf. die vom Blute abhängenden pathologischen Färbungen allerdings mit Recht in solche, die von einer Hyperämie (Anhäufung von Blut innerhalb der Gefäße) und solche, die von Blutextravasat (Austritt von Blut aus den Gefäßen) abhängen. Es ist aber für die Weiterentwicklung des Blutextravasates gar nicht gleichgiltig, ob die Blutkörperchen darin sich erhalten,

oder ob sie sich im Serum auflösen. Wenn man ferner dem Verf. auch zugeben muß, daß die braune und schwarze Färbung der Gewebe bey dem Brande in der Regel von verändertem Blute abhängt, so ist doch gerade die genauere Beschreibung des Zustandekommens dieser Veränderung von der größten Wichtigkeit, und durch Aufklärungen hierüber hätte der Verf. der Wissenschaft einen besonderen Dienst leisten können. Eben so ist nichts damit gewonnen, wenn der Verf. alle pathologischen Färbungen der Excrete von Blut oder Galle ableitet; daß dieses auch z. B. bey dem blauen Schweiß der Fall ist, möchte Ref. sehr bezweifeln. Doch mögen des Verfs Bemerkungen hierüber nur für gelegentliche gelten, denn sein eigentliches Object sind die körnigen Pigmente. Aber auch hier vermisst man die scharfe Unterscheidung von zwey morphologisch sehr verschiedenen Vorkommnissen; bisweilen nämlich erscheint das Pigment deutlich in Zellen eingeschlossen, wie bey dem melanotischen Markschwamm; in anderen Fällen dagegen sind die Körnchen desselben gleichförmig im Parenchym der Organe zerstreut, ohne Spur von umgebenden Zellen, so namentlich in den häufigen schiefergrauen Färbungen an der Oberfläche der Milz, der Leber, in den grauen oder schwärzlichen Wandungen mancher Abscesse. Und nicht bloß das mikroskopische Verhalten, auch die ursächlichen Verhältnisse dieser beiden Arten von Melanose beweisen, daß man es hier mit zwey ganz verschiedenen Prozessen zu thun hat. Geben nun die Untersuchungen des Verfs auch hierüber nicht die gewünschten Aufschlüsse, so wollen wir doch das, was er mittheilt, dankbar annehmen, dem in der Vorrede ausgesprochenen, oben angedeuteten Zweck seiner Schrift gemäß.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

162. 163. Stück.

Den 10. October 1844.

---

Z ü r i c h.

Schluß der Anzeige: 'Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigmentes der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht von Dr Carl Bruch.'

Der folgende Abschnitt behandelt die Entstehung des körnigen Pigmentes (S. 40 — 51). Er ist unstreitig der schwächste Theil der Schrift, aber freylich auch der schwierigste. Hören wir zuerst die Ansicht des Verfassers. Alle Pigmente sollen nach ihm aus dem Blute entstehen, und zwar aus dem Farbestoff desselben. Dieser erleidet chemische Veränderungen, welche seine Farbe modificieren, wird in den Organisationsprozeß mit hinein gezogen, an Körnchen gebunden, die sich mit Zellen umgeben und bildet so das körnige Pigment. Die Beweise dafür glaubt der Verf. in einigen Untersuchungen apoplektischer Cysten gefunden zu haben; er schließt aber offenbar aus vereinzeltten Thatfachen zu viel und hat es versäumt, verschiedene Vorgänge gehörig von einander zu trennen. Ref.

hält es deshalb für nöthig, die Ansicht des Verfs von einem allgemeineren Gesichtspuncte aus zu prüfen.

Der rothe Farbestoff des Blutes ist von dem Farbestoff des schwarzen Pigmentes chemisch wesentlich verschieden; es ist bis jetzt nicht gelungen, durch Reagentien aus dem Hämatin eine dem Pigmente ähnliche Materie darzustellen. Wenn dies auch nicht geradezu gegen die Entstehung von Pigment aus Blutfarbestoff spricht, so muß es doch billig Bedenken gegen eine solche Erklärungsweise erregen. Wir sehen ferner sehr oft, ja gewöhnlich Blutextravasate wieder verschwinden, ohne daß sich Melanose aus ihnen bildet. Es wären also zu einer solchen Umwandlung jedenfalls ganz bestimmte, selten vorkommende Bedingungen nöthig; so lange wir aber diese nicht kennen, hat die Angabe, daß das Pigment veränderter Blutfarbestoff sey, selbst wenn sie bewiesen wäre, wenig Werth. Vollends unwahrscheinlich wird sie aber, wenn man die Entstehung des normalen Pigmentes, z. B. im Auge, betrachtet. Die Pigmentzellen entstehen hier ohne Zweifel aus demselben Blastem wie die übrigen Körpertheile, aus Blutplasma, und nichts spricht dafür, daß gerade hier etwa eine vorzugsweise Absonderung von Hämatin aus den Gefäßen Statt finde. Warum soll auch im thierischen Körper eine gefärbte Substanz nicht aus einem farblosen Blastem entstehen können? Die thierischen Farbestoffe bilden ja keine so streng geschlossene Gruppe, daß der eine etwa nur aus dem anderen entstehen könnte. So können wir aus dem farblosen Protein durch Kochen mit Salzsäure eine violette Flüssigkeit, aus farbloser Harnsäure das gefärbte Murexid, aus Milchzucker und Kali, die beide farblos, eine dunkelbraunrothe Flüssigkeit darstellen. Und muß nicht



im Embryo sowohl als bey der Blutbildung in Exsudaten, die keine Blutkörperchen enthalten, der Blutfarbestoff selbst aus einer ungefärbten Substanz entstehen? Diese Bemerkungen mögen zeigen, daß des Verf's Ansicht weder bewiesen ist, noch, wenn sie dies wäre, unsere Kenntnisse von der Entstehung der Pigmente um einen Schritt vorwärts bringt. Ref. will jedoch damit nicht leugnen, daß manche pathologischen Färbungen, welche man gewöhnlich zu den Melanosen rechnet, aus verändertem Blutfarbestoff hervor gehen, aber nur für eine beschränkte Zahl von Fällen läßt sich dieser Uebergang nachweisen (vgl. meine Icones hist. path. Taf. 26. Fig. 4.) und der Verf. hätte besser gethan, den Umwandelungsprozeß in diesen Fällen genauer nachzuweisen als aus einigen wenigen noch dazu nicht ganz klaren Fällen eine allgemeine Theorie zu entwickeln.

Die Frage dagegen, wie die Pigmentzellen entstehen, gehört zu denen, welche sich schon jetzt durch Untersuchungen lösen lassen und hier stimmt Ref. dem Verf. bey, daß zuerst die Zellkerne und Pigmentmoleküle entstehen und um diese herum sich erst die Zellmembranen bilden. Hierfür sprechen namentlich die Beobachtungen an der pigmentierten Oberhaut. Der Verf. zieht hierher auch die so genannten Entzündungskugeln, die er für den Prototyp der pathologischen Pigmentbildung hält. Das letztere kann Ref. nicht zugeben, da sich die Entzündungskugeln oder Körnchenzellen von dem pathologisch neu gebildeten Pigment wesentlich unterscheiden. Die Pigmentmoleküle in den Zellen des melanotischen Markschwamm, bey der Lungen-, Leber-, Milz- Melanose zc. sind intensiv schwarz, die Körnchen der Entzündungskugeln sind nie schwarz, bisweilen bräunlich, gewöhnlich

aber bey auffallendem Lichte weiß und nur bey durchfallendem dunkel. Daß aber die Entzündungskugeln durch Hinzutreten von freyen Blutfarbestoff in Pigment übergehen sollen, ist eine Hypothese, die nach dem oben Besprochenen sehr wenig für sich haben dürfte.

Ref. kann hier nicht umhin, einen Punct zu berühren, der ihn specieller angeht. Er betrifft die Ansicht von der Bildung der Körnchenzellen. Der Verf. bekämpft nämlich die vom Ref. früher ausgesprochene, von Benett getheilte Ansicht, daß sich hierbey zuerst Zellenmembranen bilden, die sich erst später mit Körnchen erfüllen; er läßt dagegen die Körnchen zuerst vorhanden seyn, später sich Kerne bilden und endlich zuletzt das Ganze mit einer Membran umgeben werden. Ich benutze diese Gelegenheit, zu erklären, daß es mir bey Aufstellung jener Ansicht zunächst nur darum zu thun war, Gluge gegenüber nachzuweisen, daß dessen so genannte zusammen gesetzte Entzündungskugeln nicht bloße Aggregate von Kernen aufgelöster Blutkörperchen, sondern wahre Zellen sind, die nach dem allgemeinen Typus der Zellenbildung entstehen. Als ich meine früheren Beobachtungen hierüber machte, war die Bildungsweise von Zellen um Haufen von Elementarkörnern, wie sie neuere Beobachter namentlich in der Entwicklungsgeschichte nachgewiesen haben, noch unbekannt, und mir schien die secundäre Bildung der Körnchen in bereits gebildeten Zellen wahrscheinlich; gegenwärtig bin ich geneigter, die von Bruch adoptierte Ansicht zu theilen. Dies nur im Vorbeygehen. Die ausführlichere Darlegung meiner Ansichten hierüber behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.

Der letzte Abschnitt der Schrift, unter dem Titel 'Chemische Thatsachen' sucht die Entstehung

des Pigmentes aus Blutfarbestoff auch auf chemischem Wege zu beweisen, wobey der Verf. vorzüglich auf die bekannte Thatsache Werth legt, daß Blut durch Kohlensäure dunkler, fast schwarz gefärbt wird. Es wäre also, nach ihm, nur Zutritt von Kohlensäure zu ausgetretenem Blute nöthig, um Pigment zu erzeugen. Aber so einfach ist die Sache nicht; durch Kohlensäure dunkel gefärbtes Blutroth ist noch kein schwarzes Pigment. Beide verhalten sich chemisch so verschieden, daß wohl nur die vorgefaßte Meinung von der Entstehung von Pigment aus Blutfarbestoff den Verf. bestimmen konnte, aus einer zufälligen Farbenähnlichkeit einen solchen Schluß zu ziehen.

Als Anhang gibt der Verf. noch eine große Anzahl Messungen von Pigmentzellen und anderen in der Schrift besprochenen histologischen Elementen.

Die beiden Tafeln Abbildungen sind gut und die Ausstattung des Werkes von Seiten des Verlegers sehr lobenswerth.

Möge diese ausführliche Anzeige dem Verf. ein Beweis seyn, daß sich Ref. mit Interesse mit der kleinen Schrift beschäftigt hat, und Fachgenossen, die sich specieller für Histologie interessieren, eine Aufforderung, daraus manche Belehrung über specielle Verhältnisse zu schöpfen. J. Vogel.

### L y o n ,

bey Savy jun. 1842. Histoire topographique et médicale de grand Hotel-Dieu de Lyon par J. P. Pointe.

Das vorliegende Werk, dessen Verfasser durch langjährige Thätigkeit an dem großen Hotel-Dieu zu Lyon mit den Verhältnissen desselben auf das genaueste bekannt ist, bietet uns eine interessante

und in mehrfacher Beziehung lehrreiche Lectüre dar. Zunächst wird das Werk für solche, die ihrer Stellung gemäß dem Hospitalwesen ein besonderes Studium widmen müssen, als eine wirkliche Bereicherung ihrer Literatur erscheinen können, da schwerlich irgend eine der wichtigeren Fragen, welche das Wohl der Hospitäler betreffen, unerörtert geblieben ist. Aber auch für diejenigen, welche kein so speciell Interesse an diese Fragen knüpft, bleibt die Lectüre, obwohl etwas breit und im Detail zuweilen ermüdend, gleichfalls nicht unfruchtbar. Der Verf. hat seinen Gegenstand nicht allein von einem practischen, sondern wo ihn die Gelegenheit darauf führte, auch von einem würdigen moralischen Standpunkte aufgefaßt. Frey von Ruhmredigkeit und localer Vorliebe nimmt er keinen Anstand neben den Vorzügen dieses großartigen Institutes auch die Schattenseiten zu betrachten und die Wünsche auszusprechen, deren Erfüllung zur Vervollkommnung des Hospitales beytragen könnten. Er kennt keinen andern Gesichtspunct als das Wohl der Kranken und hierauf wird jede Frage schließlich zurück geführt. Der gegenwärtige Zustand mit seinen möglichen Verbesserungen ist ihm der Mittelpunct der ganzen Arbeit und was von historischen Notizen eingeflochten ist, dient nur zur Vergleichung und Erläuterung. Doch finden wir in den verschiedenen Kapiteln zerstreut eine hinreichende Uebersicht über die Entstehung und Entwicklung dieser Krankenanstalt.

Im Jahre 542 wurde durch Childebert I. der Grund zu dem Hospitale gelegt. Anfangs war es eine Wohlthätigkeitsanstalt von geringem Umfange, bestimmt Hilfsbedürftige aller Art aufzunehmen; Kranke, ermüdete Pilger, Waisen fanden da Aufnahme. Die Mittel bestanden in geringen Dota-

tionen und nur durch freywillige Beyträge fristete das Hospital seine Existenz von einem Tage zum andern. Aber wo einmahl ein derartiger Grund gelegt ist, wird das Bedürfnis immer fühlbarer; Staat, Kirche und Privaten sicherten den Bestand des Hospitals durch Geschenke immer mehr und mehr; ums Jahr 1300 war das Vermögen der Anstalt schon hinreichend, seine Existenz zu sichern. Die Verwaltung, welche von Anfang her in den Händen von Laien gewesen war, ging später in die Hände der Geistlichkeit über. Endlich wurde eine besondere Administration (1583) eingesetzt, meist aus angesehenen Bürgern gewählt, die auch bis jetzt besteht. Damahls war das Hospital schon nicht unbeträchtlich, aber noch nicht zur Hälfte so groß als jetzt; es hatte (1598) 100 Betten, jedes für 5 Kranke berechnet; jetzt zählt es 1100 Betten, natürlich jedes immer nur für einen Kranken berechnet. Auch die übrige Ausstattung hat in gleichem Schritte sich verbessert. Die Fortschritte der Cultur drängen gebieterisch auch zu Verbesserungen in den Wohlthätigkeitsanstalten, zuweilen sogar zu einem streng genommen nicht durchaus nothwendigen Aufwande. Aber dafür wird denn der Andrang zu solchen Anstalten leider auch täglich größer. Dies zeigt sich in Lyon sehr auffallend. Trotz dem daß jetzt neben dem genannten noch 2 große Hospitäler daselbst vorhanden sind, vermögen sie die zudrängenden Kranken nicht alle zu fassen. Die Zahl der armen Kranken hat sich in einem zur Bevölkerung ganz unverhältnismäßigen Grade vermehrt, wobey noch zu bemerken ist, daß in langen Jahren keine Epidemie dort gehaust hat, wie dies in früheren Jahrhunderten so oft vorgekommen ist. Diese Erfahrung hat sich überall wiederholt und wenn man auch der größte-

ren Verarmung im Allgemeinen einen Theil der Schuld zuschreiben darf, so reicht dies doch nicht aus, das große Misverhältniß zu erklären. Diese Betrachtung führt auch unseren Vf. zu dem schon öfter wiederholten Ausspruche: je vortrefflicher wir die Wohlthätigkeitsanstalten einrichten, desto mehr Arme machen wir. Es ist dies leider eine Wahrheit, betrübend für diejenigen, welche mit Ernst den Unglücklichen zu helfen bemüht sind, bequem für diejenigen, welche in Apathie bey fremdem Unglücke vorbey gehen. Aber eine große Lehre liegt für diejenigen darin, welche in fast leidenschaftlichem Eifer den Armen zu einer sorgenfreyen Lage verhelfen wollen und ungerecht jede kalte und ruhige Ueberlegung für Gleichgiltigkeit und Mangel an Mitgefühl erklären möchten. Es gibt gar zu viele, welche eine bequeme Armuth einer unbequemen aber unabhängigen Existenz vorziehen. Ist es nicht traurig, wenn es bey einem Hospitale eine Hauptfrage wird, daß nicht Parasiten sich einschleichen, daß nicht erheuchelte Krankheiten übersehen werden, daß Simulanten nicht den wirklich Kranken ihre Stelle rauben?

Wir würden es jetzt als eine Barbarey betrachten, wenn noch 5 Kranke in demselben Bette untergebracht werden sollten, und wohl nicht mit Unrecht. Dennoch leben in jeder größeren Stadt und auf dem Lande unendlich viele Familien in dieser Weise, und bey Erkrankungsfällen sieht man sie dasselbe Lager theilen, weil sie keine anderen Mittel haben. Was Wunder, daß sie sich zu den Hospitälern drängen, wo sie solchen Unbequemlichkeiten entgehen können; daß sie selbst dann, wenn nicht wirkliche Noth herrscht, diesen Aufenthalt dem gewohnten vorziehen! Für unser Mitgefühl liegt darin eine Beruhigung, nicht aber für ein besonne-

nes Urtheil. Freuen darf man sich über die Richtung, welche den Wohlthätigkeitsfönn überall zur Erleichterung fremdes Leides antreibt und sich in unserer Zeit so vielfach und schön bewährt, aber bedauern muß man die Folgen, welche so oft daraus hervor gehen. Als wirklich verwerflich bezeichnet unser Verf. jedes eitle Prunken, jede Art von Luxus in einem Krankenhause, welches ja eigentlich den Armen gehören soll; es ist ein Raub an ihrem Vermögen und vermehrt die Demoralisation, indem es den Andrang derjenigen befördert, welche eigentlich nicht zur Theilnahme an der Wohlthat vermöge vollständiger Dürftigkeit berechtigt sind. Die Einrichtung übersteige nie die Schranken der dringendsten Nothwendigkeit.

Das Wesentlichste bey jedem Krankenhause sind natürlich die eigentlichen Sanitätsverhältnisse, die Lage, die Krankensäle und deren Anfüllung, die Anordnung der Betten, die medicinische Behandlung und die diätetische Pflege. Alles dieses scheint nach des Verfs Mittheilungen im Hotel-Dieu in der vortrefflichsten Ordnung und seine Rügen betreffen meistens solche Punkte, die nicht zu den Hauptsachen gehören. Er geht sehr genau in alle Einzelheiten ein und beurtheilt sie mit großer Schärfe. Obwohl das Mortalitätsverhältniß im Hotel-Dieu sehr gering ist, so macht er doch darauf aufmerksam, wie verkehrt es sey, hieraus auf den Werth eines Hospitals schließen zu wollen. Es verräth ihm ein beschränktes Urtheil aus einem Resultate einen Schluß ziehen zu wollen, wenn so viele Umstände concurrieren, welche in diesem Resultate Schwankungen hervorbringen können, und wo so viele andere Punkte beurtheilt werden müssen, welche mit diesem Resultate nicht in unmittelbarer Verbindung stehen. Er findet es

sogar gefährlich, wenn auf diese Mortalitätsverhältnisse ein zu großer Werth gelegt wird, indem ein eitler Arzt, der dem Publicum durch Veröffentlichung eines geringen Mortalitätsverhältnisses zu imponieren sucht, leicht dadurch veranlaßt werden kann, schwere Kranke, deren Ende nahe bevor zu stehen scheint, zurück zu weisen und die Plätze, welche dem größten Uebel offen stehen sollten, mit leicht Erkrankten auszufüllen.

Eine sehr wichtige Stelle nehmen in jedem Hospitale die Krankenwärter und Krankenwärterinnen ein, und in einem großen Hospitale gehört es zu den nicht unbedeutenden Schwierigkeiten, diese Plätze gut zu besetzen. Die bloß temporär gemietheten Individuen zeigen sich oft zu roh und theilnahmlös und vernichten durch brutale Behandlung, was durch manche Opfer von andern Seiten gut gemacht wird. Barmherzige Schwestern, die einen vom Hospitale unabhängigen, selbständigen Orden bilden, sind leicht zu eigenwillig und den Ärzten gegenüber widerspenstig, so daß eine gute Hausdisciplin dadurch gestört wird. In Lyon hat sich ein Mittel ding ganz organisch ausgebildet, ein halb religiöses Institut der Schwestern und Brüder, aber in vollkommenster Abhängigkeit vom Hospitale selbst. Dies Institut wurde in der Mitte des 16. Jahrhunderts ausgebildet. Der Aufnahme mußte eine Meldung 6 Monate vorher gehen. Das erste Jahr war Probejahr. Hatten sie sich darin gut gehalten, Willigkeit und körperliche Ausdauer und Stärke bewiesen, so wurden sie eingekleidet, blieben aber noch provisorisch *soeurs prétendants*, bis sie endlich mit großer Feyerlichkeit unter kirchlichen Ceremonien vollständig aufgenommen wurden. Nach einer großen Messe geben die Aufzunehmenden folgendes Versprechen: *‘Me confiant en la bonté e'*



en la miséricorde de mon Dieu, j’embrasse la croix de Jésus-Christ, me consacrant à lui par la pauvreté, la chasteté et l’obéissance, que je promets d’observer toute ma vie’. Darauf erhalten die Schwestern ein silbernes Kreuz mit dem Bilde der Notre-Dame de Pitié, Patronin des Hospitals und heißen nun soeurs croisées. Die frères bekommen ein silbernes Schild mit gleichem Abzeichen. Trotz des Gelübdes sind die Schwestern und Brüder unbehindert dem Hospitaldienste zu entsagen, und es kommt mitunter vor, daß sie das Haus verlassen um sich zu verheirathen, wenn gleich selten. Eben so kann die Administration sie aus dem Dienste verweisen, was aber sehr selten und nur bey groben Vergehen geschieht. Interessant ist es, die Vermehrung des Dienstpersonals im Laufe der Jahre zu verfolgen. 1335 reichten 5 Krankenpfleger aus; 1523 war da eine mère supérieure und 16 quasireligieuses; 1696 war die Zahl der soeurs croisées auf 40 fest gesetzt; 1840 versahen 280 Personen den Krankendienst als 34 frères prétendants, 40 frères croisés, 80 soeurs prétendantes, 92 soeurs croisées, 30 Domestiken und einige Novizen. Ein ansehnliches Corps, wie man sieht, dem ein Vereinigungspunct wohl Noth thut und der gewiß nicht besser gefunden werden kann als in der oben beschriebenen Form. Der moralische Zwang, die Verknüpfung der ganzen eigenen Existenz mit dem Wohle des Hospitalwesens, das ununterbrochene Leben zwischen den Kranken, alles dies macht den Wärtern den Krankendienst so zur andern Natur, daß kaum etwas zu wünschen übrig bleibt. Eine Schwäche, welche der Verf. rügt, ist die Neigung zum Quacksalbern auf eigene Hand, deren sich die Schwestern zuweilen schuldig machen, eine Schwäche, die sich

aber überall im Leben Kund gibt und sicher im Hospitaldienst weit weniger herrscht, als im gewöhnlichen bürgerlichen Leben. Sonst ist nur selten über Ungehorsam und Unfolgsamkeit zu klagen, was sonst häufig bey gemiethetem Personal vorkommt, und eben so wenig zeigt sich die den Kranken störende Sucht zur Proselitenmacherey, wie sie da selten fehlt, wo Nonnen den Dienst versehen, und wozu in Lyon sich reichliche Gelegenheit bieten würde, wegen der vielen Fremden, die immer im Hospitale Aufnahme finden. Die Zahl der behandelten Kranken war im Jahre 1840 15,023. Sie zeigt in den letzteren Jahren nur wenig Schwankung, weil das Hospital fast immer angefüllt ist.

Das Institut ist im eigentlichen Sinne eine Wohlthätigkeitsanstalt, indem jedes Individuum christlicher Religion, dessen Armuth nicht in Zweifel gezogen wird, unentgeltliche Aufnahme findet. Jedoch sind auch einige Säle und einzelne Zimmer zur Aufnahme nicht ganz unbemittelter Kranken gegen eine mäßige Vergütung eingerichtet. Auch diese sind fast beständig angefüllt und der Verf. hält ihre Vermehrung für sehr zweckmäßig, um solche Kranke dahin zu verweisen, welche notorisch nicht ganz dürftig sind.

Die Anzahl der Aerzte und Chirurgen an der Anstalt entspricht ihrer Größe; sie werden nach einem Concurse, welcher die Form eines Examens hat, gewählt. Die Besoldungen sind nicht hoch, doch die Geschäfte durch vielfache Vertheilung auch nicht sehr beträchtlich. Die Chirurgen treten auch dort allmählich vor den Aerzten in den Vordergrund, ganz im Gegensatze gegen früher, wo sie sehr untergeordnet gestellt waren. Präcision in den Visiten wird durch ein ganz eigenes Mittel

aufrecht erhalten, nämlich durch ein gemeinsames Frühstück, welches sämmtliche Aerzte und Chirurgen nach beendeter Visite zusammen einnehmen. Auch Mitglieder der Administration finden sich nicht selten dazu ein, um über Hospitalangelegenheiten mit den Aerzten zu reden; eine speisende Conferenz nach deutschem Muster, sicher ein Mittel zur Aufrechthaltung eines angenehmen collegialischen Verhältnisses.

Ich habe nur einzelne Notizen aus dem umfassenden Werke herausheben können; es ist reich an statistischen Belegen und wichtigen Betrachtungen der Hospitalverhältnisse im Allgemeinen; im Auszuge würde es aber dürftig aussehen. Ich muß deshalb auf die Schrift selbst verweisen, die Niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird.

D. Kohlrausch.

### D a n z i g.

1843. Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft. 4ter Band 1stes Heft.

In diesem Bande der angeführten Societäts-Schrift findet sich ein interessanter Aufsatz des Herrn Oberlehrer A. Menge über die Lebensweise der Spinnen. Der Verf. hat sich seit langer Zeit mit Vorliebe diesen Beobachtungen gewidmet und durch ausdauernden Fleiß mehrere Resultate gewonnen, welche zur Förderung unserer Kenntniß dieser Geschöpfe von großer Wichtigkeit sind. Dahin rechne ich zumeist die Beobachtungen über die Begattung. Unserem Verf. steht das Verdienst zu, durch directe Beobachtungen diesen Punct außer Zweifel gestellt zu haben. Zwar ist schon vor dem Erscheinen dieser Arbeit unseres Verfs von Dr Grube die Ansicht ausgesprochen worden,

daß die Palpen des männlichen Thieres als Uebertragungsborgane des Samens anzusehen seyen, was derselbe aus ihrem anatomischen Baue zu schließen sich genöthigt findet. Dieser anatomische Bau ist aber bey verschiedenen Gattungen sehr verschieden und überhaupt nicht der Art, daß man daraus einen festen Schluß auf die, hier so eigenthümliche, Function des Theiles machen könnte. Da aber Grube aus mündlichen Mittheilungen die Beobachtungen unseres Verfs bekannt waren, so fanden darin seine Schlüsse eine sichere Stütze. Als ein Beyspiel seiner Beobachtungen theilt unser Verf. die Begattungsweise von *Linyphia triangularis* und *Agelena labyrinthica* mit. Die Art wie das Männchen den Samen in die Tasterkolben bringt ist folgende. *L. triangularis* baut sich an einer gelegenen Stelle, in der Nähe des Weibchens, mit welchem schon Begattungen vorher gegangen waren, einen kleinen Steg aus drey starken, in einer Ebene liegenden, und in einem Punkte zusammen treffenden Fäden, in der Form eines y. Einer der drey so entstandenen Winkel wird durch eine Anzahl paralleler und einige rechtwinkelige Fäden zu einer kleinen dreyeckigen Fläche verwebt. Auf dieser Fläche rutscht dann das Männchen mit seinem Leibe hin und her, bis zuletzt aus der Oeffnung seiner Samen = Bläschen am Anfange des Hinterleibes ein kleines Samentröpfchen quillt und auf das Dreyeck zu liegen kommt. Es steigt dann wieder unter die Ebene, und nimmt mit den samenübertragenden Organen des Tasters, indem es bald den einen, bald den andern Kolben an das Tröpfchen bringt, in wenigen Secunden den Samen zwischen die Zangen und das Endblättchen des Kolbens auf. So ausgerüstet begibt sich das Thier wieder zum Weibchen, welches es wil-

lig aufnimmt, und die Uebertragung geschieht durch Umfassen und Festhalten der Scheidenöffnung und öftere Erschütterungen von Seiten des Männchens. Der Same ist weiß, dick und zähe. Vor dem jedesmahligen Ansetzen zieht das Männchen die Kolben durch die Riefen und benetzt sie. Es scheint demnach, daß der zähe Samen-Stoff durch den Speichel des Mundes flüssiger gemacht werden muß, um gehörig in die Eyerstöcke des Weibchens zu dringen. Ähnlich sah der Verfasser den Vorgang bey *Ag. labyrinth.*

Die Begattung selbst geschieht bey den übrigen Spinnen nach demselben Principe, und wenn Verf. auch die Methode, wie sie den Samen in die Uebertragungsorgane aufnahmen, bey ihnen nicht beobachten konnte, so ist es doch wohl als gewiß anzusehen, daß es in ähnlicher Weise geschehe.

Durch diese Beobachtungen hat der Verf. die so lange zweifelhafte Frage endlich mit Entschiedenheit gelöst und verdient unseren aufrichtigen Dank. Wer ähnlichen Beobachtungen obgelegen hat, weiß, welche unbeschreibliche Ausdauer dazu gehört, solche Thatsachen zu beobachten. Ich habe nur diesen einzelnen, physiologisch so wichtigen Theil der Arbeit berühren wollen. Das Uebrige ist nicht weniger interessant und lehrreich, z. B. über die Tracheen. Doch wird gewiß Jeder, der sich für dieß Kapitel interessiert, das Genauere in der Abhandlung selbst nachzulesen wünschen.

D. Kohlransch.

## Paris,

bey Jules Renouard und Comp. 1839. Maximilien I., empereur d'Allemagne, et Marguerite d'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-bas.

Esquisses biographiques. Par Le Glay. 110 Seiten in Octav.

In der voran gesandten Notice sur Maximilien begegnen wir einer kurzen Uebersicht des Lebens dieses Kaisers, dessen nicht leicht aufzufassende Persönlichkeit nicht ohne Glück geschildert wird. Daß hin und wieder französisches Nationalgefühl sich Bahn bricht, namentlich bey Gelegenheit der Erwähnung der Sporenschlacht (Guinegate), kann den im Allgemeinen wohlthuenden Eindruck nicht stören. Hieran schließt sich eine Notice sur Marguerite d'Autriche. In beiden Notices sind ältere und besonders in der neuesten Zeit so reichlich veröffentlichte Quellschriften, so wie zahlreiche auf den vorliegenden Gegenstand bezügliche Abhandlungen mit großem Fleiße benützt. Aber für eine Biographie Maximilians und Margarethas ist diese Mittheilung zu gedrängt. Sie macht den Eindruck eines nach reichlich vorliegendem und gut geordnetem Material entworfenen Schema, das man sich aufstellt, um nach dessen Abtheilungen, Uebersichten und Andeutungen Einheit und eine zweckmäßige Vertheilung der Einzelheiten in die Ausführung zu bringen. Freylich bezeichnet der Verf. seine Arbeit selbst als Skizzen; aber auch diese Benennung sagt noch zu viel. In so fern kann also diesem Büchlein ein nur geringer Werth zugesprochen werden. Warum der Verf. also verfahren, warum er es nicht vorzog, ungedruckte Correspondenzen von Maximilian, Margaretha und Carl V., die ihm, den kurzen Notizen zufolge, vorlagen, der Deffentlichkeit zu übergeben, ist nicht klar.

Mit Vergnügen durchblättert man die notes additionelles, namentlich das nach einem Autographum Margarethas abgedruckte Inventar der in ihrem Besitze befindlichen Handschriften, Kunstwerke und sonstigen Kostbarkeiten. Hav.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

164. Stück.

Den 12. October 1844.

---

H a m b u r g ,

bey Fr. Perthes 1843. Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr von Victor Strauß. XCV und 312 Seiten nebst 6 Seiten Musikbeylagen in Octav.

Es ist des Herrn Gnade und Gabe, und seiner Gemeinde Ehre und Ruhm, daß sie das Wort hat, wie in lauterer und reiner Lehre und Predigt, so auch in lieblichen geistlichen Liedern und Gesängen. In dem Bewußtseyn dieser Gemeinde, die wir unbedenklich als die evangelische Kirche bezeichnen, stehen aber Lehre und Lied, Predigt und Gesang in solchem Einklange, daß sie in ihrem ersten eigenthümlichen und öffentlichen Bekenntnisse zum Zeugnisse christlicher Wahrheit sich nicht bloß auf das Wort des Herrn, sondern auch mit gutem fröhlichen Gewissen auf den Gesang der Kirche beruft; als Conf. Aug. XX: Christus dixit: Sine me nihil potestis facere. Et Ecclesia canit: Sine tuo numine nihil est in homine, nihil est innoxium. Daß man aus der evangelischen Kirche

heraus solchen Einklang nicht überall und allezeit gehört hat, weil man in ihr erst in Lehre und Predigt hin und wieder einen anderen Ton anstimmte, dann allmählich die dann mißklingenden Lieder und Gesänge umstimmte, und, wenn das bey ihrer spröden Eigenheit übel gerieth, andere an deren Statt singen ließ, daß man auf diese Weise zwischen dem was gepredigt und gesungen wurde einen Einklang herstellte, welcher nur für diejenigen wohl lautete, die für das Wort Gottes weder ein hörendes Ohr noch ein achthabendes Herz hatten — das müssen wir mit unseren Freunden beklagen, und unseren Widersachern draußen offen eingestehen. Doch was Luther mit großer Glaubensfreudigkeit gesungen: 'Das Wort sie sollen lassen stahn, Und kein'n Dank dazu haben. Er ist bei uns wohl auf dem Plan, Mit seinem Geist und Gaben' — das hat sich bewährt, nicht bloß in der Zeit, als die evangelische Kirche von außen her bedrängt wurde, sondern auch seit sie unter ihren Hausgenossen ihre Feinde sehen mußte. Das Wort Gottes ist der Gemeinde geblieben, und hat an heiliger Stätte und besonders da, wo die Ordnung des Kirchenjahrs mit seinen alten Sonn- und Festtagsevangelien sich aufrecht erhalten, fortweg vor der Gemeinde und für sie protestirt gegen alle unevangelischen Predigten und Lieder. Wie sollte nun aber dieses protestierende Wort nicht diejenigen zu Protestanten machen, die daraus ihr Leben und Licht haben? Wie sollte die Gemeinde unserer Zeit, die und so weit sie wiederum geboren ist aus dem unvergänglichen Samen des Wortes Gottes, ihre Herkunft und Geburt so verleugnen können, daß sie sich auch nicht einmahl das Bedürfnis und Verlangen merken ließe, das Wort zu hören in lauterer und reiner Lehre und Predigt,



und das Wort zu singen in lieblichen geistlichen Liedern und Gesängen? Und diese Gemeinde verleugnet nicht, sondern bekennt ihr Bedürfnis und Verlangen. Ihr Bekenntnis vor den Menschen ist auch ihr Gebet zu dem Herrn. Der hat ihr einstmals Prediger gegeben, die herrliche Dinge gepredigt, und Sänger, die es gut gemacht haben auf Saitenspiel mit Schalle. Soll nun die Gemeinde ihres Gebetes Erhörung nur davon erwarten, daß der Herr ihr ihre Todten wiedergibt? Nein! auch bedarf es dessen nicht, denn die sind gestorben und leben noch als Zeugen biblischer Predigt und Gesanges. Aber je mehr das Wort, durch und für welches sie predigen und singen gelernt haben, die Glieder der Gemeinde dieser Zeit belebt und erleuchtet, desto mehr werden diejenigen, denen der Herr Beruf und Amt, Gnade und Gabe verliehen, auch die Weise unserer alten Kirchenlehrer und Kirchensänger lernen, nicht als bloße Nachahmer ihrer Weise ohne Nachfolge ihres Glaubens, sondern als Jünger desselben Meisters und in derselben Schule. Solche wird die Gemeinde allezeit freudig begrüßen als die ἐξ ἡμῶν καὶ μετ' ἡμῶν.

So freudig sey denn auch begrüßt der Sänger der Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr. Das Buch, in welchem er uns diese schöne Gabe bietet, enthält mehr als nur eine Sammlung christlicher Lieder, wie die nachfolgende Uebersicht des Inhaltes zeigen wird. Das Kirchenjahr, in dessen Zeiten, Festen und Tagen sich das mit Christo erschienene Gnadenjahr, die ganze angenehme Zeit mit allen ihren Tagen des Heils, nicht bloß historisch als eine vergangene, sondern als eine gegenwärtige und bis ans Ende der Welt fortwährende, der Gemeinde

darstellt — wird zu Anfange freudig besungen. Dann folgen die Evangelien durchs ganze Jahr in den alten weder verkürzten noch verlängerten Texten vom 1. Advents = bis zum 27. Trinitatis = Sonntage, einschließlich der Evangelien für den Stephanstag, die drey Marienstage, den Johannistag, den Kirchweihstag und das Reformationstfest, nebst der Geschichte von dem Leiden und Sterben des Herrn. Die nun folgende Reihe der Lieder selbst eröffnen Lieder von der Schöpfung, dem Ehestande, dem Sündenfalle, dem Gesetze, dem Opferdienste und der Verheißung, also den Hauptpuncten der vorchristlichen Zeit; an welche sich dann in der durch die Ordnung des christlichen Kirchenjahres gegebenen Folge die Lieder für die sämtlichen Sonn- und Festtage, auch für die Passionszeit, das Missions-, Erndte- und allgemeine Todtenfest reihen; auf diese folgen allgemeine Sonntagslieder zu Anfange des Gottesdienstes, Schlußverse, ein Tauflied, Confirmationslieder, ein Beichtlied, Abendmahlslieder, ein Trauungslied, ein Begräbnislied, und als Schlußlied: Ermahnung fürs Leben. Diese 116 Lieder und Verse sind größtentheils nach den älteren, auch darüber bezeichneten Choralweisen zu singen. Die angeschlossenen Andeutungen über das christliche Kirchenjahr von Bunsen, insbesondere aber das Nachwort des Verfs, sind eine willkommene Zugabe des Buches, dessen Inhalt schließlich noch durch eine Notenbeylage von 5 neu erfundenen Sangweisen bereichert ist.

Was nun die Lieder selbst, die eigentliche Gabe dieses Buches, betrifft, so kündigt sie der Titel an als Lieder aus der Gemeine für das christliche Kirchenjahr. Da ein Jeder seiner eigenen Worte bester Ausleger ist, und der Verf. sich als solchen

in seinem Nachworte darbietet, so möge er selbst uns der Lieder Namen und Inhalt deuten. Die Gemeinde, aus welcher diese Lieder heraus klingen, ist die evangelische, oder noch bestimmter, die evangelisch-lutherische Gemeinde, die Gemeinde, welche ein christliches Kirchenjahr, und für dasselbe, für seine Zeiten, Feste und Tage jene Auswahl biblischer Texte (Perikopen) hat, durch welche das Kirchenjahr 'mit gleicher Gründlichkeit und Wahrheit die Entwicklung des Gottesreiches in der gegenständlichen Geschichte wie in der innerlichen Erfahrung abspiegelt, deren unterscheidbare Stufen in seinem Lauffreife wiederholt und die ewige Vermittelung durch den Einen Mittler, welcher ist Christus der Herr, nachbildlich und zum Theil vorbildlich vollendet.' Diese Gemeinde hat nicht nur während der Zeit des Abfalls vom Worte und der Feindschaft gegen das Wort lebendige Glieder gehabt und bewahrt, sondern es ist für sie auch eine neue Gemeinzeit gekommen. 'Was in der ewig frischen Kraft und Herrlichkeit des Wortes Eins war, erkennt und fühlt nun fröhlich wieder seine Einheit, seine organische Verbindung unter dem Einen Haupte, empfindet sich von Neuem als Gemeinde — als Kirche.' Lieder aus der Gemeinde sind demnach Lieder, welche die Gemeinde singt. *Ecclesia canit.* 'Nicht das einsame Ich, das sich gelegentlich auch eines Wir entsinnt, sondern das gemeinsame Eine Wir, in welchem jedes Ich sein Leben verliert, um es zu gewinnen, will im Heiligthum Opfer darbringen und Gnaden empfangen, und sich dieses Zusammenschließens mit dem Worte in der gemeinsamen Weise bewußt werden.' — 'O daß ich tausend Zungen hätte und einen tausendfachen Mund — der natürlichste Wunsch des Einsamen, der Gott vollloben möchte! In der Kirche

ist dieser Wunsch erfüllt, und dasselbe Gefühl muß umschlagen in den Wunsch: O daß wir Tausend Eine Zunge, wir Alle hätten Einen Mund. Die Erfüllung dieses Wunsches ist die Geburtsstunde des Kirchenliedes.' Es möge vergönnt seyn, sogleich einige Aeußerungen des Verfs über das Kirchenlied hierher zu ziehen. 'Das Kirchenlied, bemerkt er, ist das eigenthümlichste Gebilde deutscher Kunst seit Luther, und hat allein seine innere selbständige Geschichte; es ist allein wahre Volksangelegenheit gewesen, und — Gott sey Dank — abermahls geworden. Die Lücke, welche in seine stätige Fortentwicklung ein willkürlicher Subjectivismus seit acht Jahrzehnten gerissen, beginnt sich zu schließen, die Augen sind wieder aufgegangen für die Herrlichkeit des alten Kirchenstils. — Einfalt ist die Form des Erhabensten wie des Tiefsten, und der angeborene Schmuck der Wahrheit. So lange die Sprache biblisch, d. h. volksmäßig bleibt, was Kraft und Kürze, Fülle und Freyheit nicht aussondern gerade einschließt, so lange vermag sie die umfassendsten Gedanken, die gewaltigsten Empfindungen, die wunderbarsten Uebergänge zu vermitteln, die weit mehr Eigenthum des kirchlichen Volkes sind, als der büchergebildeten Minderzahl. Auch die Sprache des Heiligthums soll die priesterliche Gemeinde reden. Das untersagt jedoch nicht eine Verschmelzung derselben mit der geschichtlich gewordenen Ausdrucksweise der Gegenwart, sofern diese aus dem Volksleben erwachsen und nicht bloß Kunsterzeugniß der Buchsprache ist; vielmehr erfordert sie der ganze Zweck des Kirchenliedes. — Nur keine 'Zugabe des nöthigen dichterischen Elementes'! Das Kirchenlied will zwar den Herrn anbeten im heiligen Schmuck, welcher Schmuck aber soll nicht auswendig seyn

mit Haarsflechten und Goldumhängen oder Kleideranlegen, sondern der verborgene Mensch. Bleibt ein weltliches Lied, in Kinderprosa übersetzt, nicht dichterisch, so ist es gewis schlecht; bleibt es ein Gemeinelied bey derselben Probe nicht, so ist es sicherlich so wenig kirchlich als christlich, und die Gemeinde, der es sich aufdrängen will, so wie deren Haupt, wird sagen: Wenn du dich schon mit Purpur kleidest und mit goldenen Kleinodien schmückest und dein Angesicht schminkest, so schmückest du dich doch vergeblich.'

Nach über die Aufgabe des Liedes für das Kirchenjahr spricht sich der Verf. in dem Nachworte treffend aus. Er sagt: 'Den Tag des Herrn um feinet = und um unserntwillen zu feyern, uns und das Unserige ihm darzubringen, Ihn und das Seinige zu empfangen; das ist der allgemeine Gedanke, die allgemeine Stimmung, womit wir in sein Haus tretend, unsere Stimme gemeinsam vor ihm erheben; dies bestimmt das Anfangslied, das in Bezug auf das Kommende gewählt, immerhin die verschiedensten Schattierungen erträgt. Nun folgt am Altare die Liturgie, das Allgemeine in seiner bleibenden nothwendigen Bestimmtheit umfassend; die Collecte leitet auf das Besondere hinüber, die Perikope wird vorgelesen — und nun hat der Tag seine Besonderheit, seinen Charakter, seine Einzigkeit in dem reichen Bau des Kirchenjahres, in dem gegliederten Ganzen des kirchlichen Glaubenslebens; nun ist der Gemüthsboden der Gemeinde für das Lied des Tages befruchtet, der einzeln bestimmte gegenständliche Stoff ergreift sie, wird von ihr ergriffen, und die ganze Bewegung ihres Inneren folgt in Loben und Bitten, Mahnen und Verkündigen der besonderen Strömung,

in welche das Schriftwort sie hinein gezogen. Und dieser Bewegung, sofern sie in Allen gleich ist, oder gleich seyn sollte, Worte und Weise zu geben, das ist die Aufgabe des echt kirchlichen Gemeineliedes.'

So hat denn der Verf. selbst den Maßstab zur Beurtheilung seiner Lieder gegeben. Und wer, wie Ref. diesen Maßstab für den richtigen hält, der wird ihnen das Zeugnis geben: sie halten das Maß; sie sind nach Inhalt und Ausdruck Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr. Ihr Inhalt ist das Wort, und zwar in der unbedingten Annahme, der glaubensvollen Aneignung, der tiefen Auffassung, der reichen Beziehung und fruchtbaren Anwendung des älteren Kirchenliedes. Ihr Ausdruck ist dem Inhalte gemäß biblisch. Die Gemeinde wird sie als die ihrigen erkennen, und manche derselben zum kirchlichen Gebrauch um so mehr sich aneignen, als der Schatz ihrer älteren Lieder für das Kirchenjahr keinesweges ein überflüssiger ist. In welchem Sinne aber der Verf. seine Lieder in die Welt hinaus geschickt hat, wird die Gemeinde mit Freuden in dem Geständnis lesen: 'Jene Christolatrie, die so alt ist wie das Bekenntnis des Petrus und der Kniefall des Thomas, um deretwillen Beide vom Munde der ewigen Wahrheit selig gepriesen wurden, soll die Schmach und Ehre auch dieser Lieder seyn.'      S—a.

### P a r i s.

Comptoir des imprimeurs-unis 1843. Les diplomates européens. Par M. Capefigue. VIII und 410 Seiten in Octav.

Das hier Gebotene ist, wie das kurze Vorwort

bemerkt, schon früher bruchstückweise in Revuen veröffentlicht und auf den Rath von Freunden in diese Sammlung gebracht. Ging, wie es ferner heißt, der damahls beabsichtigte Zweck, die Völker von der ungeheuern Einsicht (*vastes intelligences*) der Leiter der großen europäischen Cabinette zu überzeugen, in Erfüllung — warum hinterdrein noch diese Sammlung? Doch wird der Verf. jedem seiner Leser einen kleinen gerechten Zweifel an diesem Erfolge gestatten.

Die Werke des Verfs zeugen von einem unerfättlichen Bedürfnisse schriftstellerischer Thätigkeit, von einem nie gestillten Verlangen nach raschem Absatze der kurzen Waare der Historie. Man fühlt sich unwillkürlich, wenn von Jahr zu Jahr bündereiche Werke aus den Händen dieses schreibseligen Mannes hervor gehen, an die Worte von A. W. Schlegel erinnert:

Bist du so fruchtbar doch wie jene flandrische  
Gräfin,  
Sprich, welch' bettelndes Weib hat mit dem  
Fluch dich behert?

Wir wollen, um nicht ungerecht zu scheinen, wiederholen, daß der Verf., vermöge der ihm zu Gebote stehenden archivalischen Mittel, auch mit dem besten Willen nicht umhin kann, inmitten der Schaugerichte seine Gäste durch eine frische, saftige Frucht zu überraschen. Aber warum diese silbernen Aepfel in goldenen Schalen? Wozu dieser Aufwand melodisch fallender Phraseologie, diese künstliche Ekstase, die nachlässige Eleganz einer Frau von Stande? Oder ist in Paris auch die Geschichte 'eine schöne geschminkte Dirne im feuerfarbenen Taste?' Zu den Füßen Thierrys sollte

der Verf. sich setzen und auf den tiefen, sittlichen Gehalt, die Keuschheit und Würde und reine Manneskraft des kranken, blinden Forschers horchen, der die kleinen Mittel der Bestechung verschmäht, weil er weiß, daß er die Herzen durch Ueberzeugung an sich zieht. Und wie bescheiden sich der Hochmuth des Verfs äußert! 'Les corps illustres, heißt es, se donnent le bonheur d'écouter les éloges de tous ceux qui ont ravagé notre vieille société, et l'on n'est pas un homme capable, savant, vertueux, si l'on n'a pas été au moins demi-régicide.' Er aber bitte nur um ein anspruchloses Plätzchen für Staatsmänner, welche Reiche zu schaffen, zu ordnen, zu erhalten verstehen. Solchen Staatsmännern möchte mit der Apologie Capesigues wenig gedient seyn, der die Declamation mit den Worten schließt: 'Je donnerais toutes les renommées des constitutionnels de 1791, de l'an III ou de l'an VIII, pour la moindre parcelle de l'intelligence du grand cardinal de Richelieu.' Wenigstens darf man voraussetzen, daß derselbe im Verkehr mit ersteren besser gefahren seyn würde, als in einem der Donjons des Herzog = Cardinals, so wie daß er, im Besitze der moindre parcelle de l'intelligence du grand cardinal de Richelieu, diese Schrift dem Publicum vorenthalten haben würde.

Man glaube nicht, daß die hier geschilderten Persönlichkeiten durch Zufall neben einander gestellt sind. Jeder von ihnen repräsentiert, wie uns versichert wird, eine Idee, ein System, eine Politik. Darnach ist Metternich der Schöpfer der bewaffneten Neutralität; Talleyrand stellt die diplomatie tempérée Napoleons und der Restauration vor. Aber irren wir nicht, so hörte man



auch Valleyrands Namen in dem oben genannten Jahre 1791 und in den darauf folgenden Zeiten und dieser Name ist damals und seitdem Vielen unleidlicher gewesen, als der der fatalen Constitutionellen. Dann Wellington, der Vertreter des bewaffneten Englands und seiner Tories; der Herzog von Richelieu, das Symbol treuer Geschäftsführung und verkannter Dienste; Pozzo di Borgo, die personifizierte Geschicklichkeit in der Leitung der europäischen Politik; Lord Castlereagh, dessen wahre Charaktergröße erst durch diese Schrift ins Licht gestellt wird, der würdige Nachfolger Pitts — wir würden als solchen eher auf einen anderen großen englischen Staatsmann gerathen haben; endlich Hardenberg, der anfangs das neutrale, dann das mit seinen *poétiques universités* fortstürmende Preußen bezeichnet. Sonach wären wir glücklich abemals zu einem der Stichwörter des Verfs, den poetischen Universitäten Deutschlands gekommen. Ob nicht auch dieses Mahl der Student mit blauem Auge und blondem Haar folgt, der träumerisch den Blick auf die dahin rauschenden Ströme seines Vaterlandes wirft?

‘*Mon gout pour les esprits d’intelligence et de gouvernement m’a porte à les rechercher.*’ Wohl den Seelen, auf die also der Geschmack des Verfs fällt. Aber hier ist mehr als *gout*. Sprechen wir es immerhin im Namen des bescheidenen Verfassers aus, es ist das: *les esprits se rencontrent!*

Von den hier geschilderten Staatsmännern stoßen wir zuerst auf den Fürsten Metternich. Der Verf. beruft sich auf Mittheilungen, die ihm aus dem Munde dieses hohen Staatsmannes zugekommen seyen; auf dieselbe Weise hat sich Pozzo di

Borgo gegen ihn erschlossen. Beide werden vom Verf. höchst naïv befragt, ob man 1813 in Prag wirklich den Frieden gewollt habe und beide bejahen solches aufs Bestimmteste. Und weiter nichts? Wer dürfte zweifeln, daß beide ihr Herz gegen den Fragenden ausgeschüttet haben? Und der Fragende verdiente dieses Vertrauen. Er ist discret und verschweigt den Inhalt der übrigen Eröffnungen, nur daß er bisweilen ein 'Man muß den Grafen Pozzo di Borgo selbst darüber sprechen gehört haben' oder 'quiconque a causé avec M. de Metternich' geheimnisvoll fallen läßt.

Hierauf folgt Talleyrand. Alle Müßiggänger und Tagediebe, klagt Capesigue, haben sich berufen gefühlt, auf einen Mann Schmach zu häufen, in dessen mystères d'une longue existence doch nur so Wenige eingedrungen sind, den schon die haute noblesse ehrwürdig machen, den man um seine artigen Erzählungen aus seiner Jugend, wie er, der zum geistlichen Stande Bestimmte, über Mauern geklettert und seinen Besuch im Mansardenkammerchen abgelegt, schonen sollte. Und wenn Talleyrand die Heiligen verspottete, den Katholicismus zum Gegenstande der Sarkastik dienen ließ, wie gern verzeiht man diese Schwäche dem Bischofe, der ja kaum das vierzigste Jahr erreicht hatte. Daß der Geistliche seine Kirche verhöhnete und in den Stand der Ehe trat, der Diplomat den reichen Geschenken, deren Annahme der Pöbel nur einer käuflichen Seele zumuthet, offene Hand bot, verzeiht man gern, wenn man sich seine überwiegenden Talente vergegenwärtigt, die unübertreffliche Leichtigkeit, mit welcher er sich in den Formen seiner Hofsitte bewegte, die Treue, mit welcher er dem verstoßenen Hause der Bourbons

angehörte, während er vor seinem kaiserlichen Herrn froch, die Gewandtheit, mit welcher dieser kleine diable boiteux Versprechungen und Eide zu handhaben wußte, zu Gunsten der Bourbons bey den verbündeten Mächten influirte und von dem zusammen brechenden Thron der älteren Bourbons mit einem Witzworte Abschied nahm. Und doch war (S. 116) 'son coeur un peu sec, son imagination froide; on le comparait à un véritable tacticien, qui jugeait les partis et les hommes avec une rectitude mathématique.'

Man glaubt zuweilen bey dieser Lecture von einem Neze zarter Ironie umschlungen zu werden; man erschrickt vor dem Gedanken, in den Bereich einer künstlichen Mystification eingetreten zu seyn. Nicht doch! Es ist dem Verf. ein purer Ernst um die Apothese dieses Fürsten der Diplomatie. Schließlich spricht sich derselbe mit Zuversicht dahin aus, daß Talleyrand Memoiren hinterlassen habe, fügt aber hinzu, daß diese wahrscheinlich nur justifications enthalten würden. Dann bewahre uns Gott vor den nothwendig endlosen Bänden voll seiner Lügengewebe!

Wir übergehen den Baron Pasquier, Pozzo di Borgo, den Günstling jenes Alexanders à l'ame mystique et genereuse, Wellington, den Herzog von Richelieu, Lord Castlereagh und den Grafen Nesselrode. Nur aus der Darstellung Hardenbergs mögen uns noch einige Mittheilungen verstattet seyn. Vergrößerung, heißt es hier, war stäts das Princip der preussischen Monarchie, improvisée pour ainsi dire au commencement du XVIII siècle, und Hardenberg ist als Personification der preussischen Politik zu betrachten. Gebürtig aus Hannover, principauté enclavée au milieu de l'Alle-

magne, stammte er aus einem Adelsgeschlechte, das bis zum zehnten Jahrhundert, bis zur Zeit der schwäbischen Kaiser hinaufreicht, und war der Sohn eines maréchal de l'empire. — Noch höher die Confusion zu schrauben, möchte Mühe kosten, es sey denn, daß es dem Verf. gelungen wäre, wenn er auf sein Lieblingskapitel, die Mystik des Tugendbundes, zu sprechen kommt. Nach den Vorschriften desselben (S. 298) tous les jeunes gens de 17 à 24 ans doivent prendre les armes pour former des volontaires, avec un costume particulier, la petite casquette d'étudiant, la redingote courte et serrée par une lanière de cuir, ce costume que portaient Stein et Schill. Nul ne pourra se marier s'il n'a fait ce service; aucun amour, aucune ambition sans cela. Am Schlusse dieser Diatribe stoßen wir noch (S. 315) auf eine Schilderung der poetisch-philosophischen Richtung des preussischen Staates. Hav.

### L e i p z i g,

bey G. L. Schwickert 1844. Lebensbeschreibung des Ablaßpredigers D. Johann Tezel. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirchenreformation im sechszehnten Jahrhundert. Von M. Friedrich Gottlob Hofmann. 180 Seiten in Octav.

Ueberall, namentlich aber im Königreich Sachsen, macht man sich neuerdings mit den Personen der Reformationsgeschichte, auch den sehr untergeordneten, viel zu schaffen. Aber lernt man denn wirklich eine Familie so viel besser kennen, wenn man ihre Jahrsknechte und Dienstboten sich beschreiben läßt? Zudem ist die Reformation höch-

stens eine geistige Familie und da wird eben der Geist auch in der Geschichte nicht fehlen dürfen. — Hiermit scheint das anzuzeigende Schriftchen nicht ganz einverstanden zu seyn; doch war es vielleicht (s. Vorwort) nicht ursprünglich zum Drucke bestimmt. 'Einige gelehrte Freunde' haben einen Todten zu ehren geglaubt, wenn sie dieses Stück seines Nachlasses der Deffentlichkeit übergäben.' — Wir können nicht umhin zu gestehen, daß diese Lebensbeschreibung des berüchtigten Ablasspredigers nach sächsischer Weise sehr gelehrt, nur von den Aeußerlichkeiten handelt: S. 46 wird erzählt, in Görlitz sey von dem Ertrage der Ablassverkündigung das Kupferdach für die dortige Kirche angeschafft. Eine Note unterrichtet uns, daß besagtes Dach 1691 bey einem großen Brande zu Grunde ging: 'wurde aber bald wieder hergestellt.' — Sonach ist der geistige Zusammenhang sehr vernachlässigt; selbst der Ablassbegriff wird in der Einleitung in solcher Aeußerlichkeit historisch erörtert, daß man nicht begreift, wie die besten Scholastiker, die doch nicht im röm. Solde standen, sich darum kümmern konnten. Tezels Leben ist hiernach mehr ein Product des Zufalls und der Willkür. Eine Menge für anderweiten Gebrauch nicht unnütze Anekdoten werden beygebracht, aber leider fehlt es an rechter Sichtung und Critik. Dies wird sich an einem auffallenden Beyspiele darthun lassen. Tezel ist 1512 in Zwickau, 1513 in Torgau und Freyberg. Dann entweicht er nach Tyrol und zeugt im Ehebruche mit einer Ehefrau zwey Kinder, wird erst zum Tode verurtheilt, dann zu lebenslänglicher Haft, sitzt einige Zeit, darf dann bey dem Papste für sich selbst Ablass suchen und — ist schon 1514 wieder Subnuntius bey Arcimboldi. Wie soll da eine nur

mögliche Chronologie heraus kommen? Außerdem schreibt unser Verf. (S. 56, Note \*\*) dem alten Rapp nach (Nachlese, 3. S. 220 f.), Tezel sey Inquisitor haereticae pravitatis in Polen gewesen. Fontana berichtet dies (Monum. Dominic. p. 409), nennt aber jenen Tezel ausdrücklich Jacob. Ohne Zweifel war dies ein anderer, als der unserige, der Johann heißt. Der Verf. macht es ja selbst plausibel, daß 'Tezel' eine Verstümmelung von Dietrich sey, und so wird derselbe Name allerdings an mehreren Orten vorgekommen seyn. Eben so hätte sich leicht ermitteln lassen, daß der S. 144 als Tezels alter Genosse erwähnte M. Baumgärtner derselbe ist, welcher S. 39 als Baumhauer vorkommt. Auch kleine Unrichtigkeiten fehlen nicht: der h. Dominicus wird geradezu 'ein Freund' des Franciscus d'Assisi genannt, S. 18. Um die erste Schrift des Prierias gegen Luther soll der Pabst nicht gewußt haben, S. 120. — Mit 1517 ist Tezels Ablassverkauf zu Ende S. 102; weshalb wird nicht gesagt, warum das geschah, geschehen mußte? Der Verf. schweift vielmehr völlig ab und vertieft sich in Luthers Geschichte, die, um Tezels weiteres Leben zu verstehen, gar nicht erforderlich war. — Wenn wir noch gesagt haben, daß die Reflexion oft fade, die Darstellung unnöthig breit ist und zuweilen einen unangenehmen Anlauf zur Salbung nimmt, so wird das Urtheil gerechtfertigt seyn, daß durch diese Schrift Tezels Lebensgeschichte nicht eben weiter gefördert ist, als in den zahlreichen Schriften aus früherer Zeit, die S. 161 flq. in dankenswerther Vollständigkeit verzeichnet sind.

K. Kd.

# Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 14. October 1844.

Paris,

bey J. P. Millaud 1841. Chronica do descobrimento e conquista de Guiné, escrita por mandado de el Rei D. Affonso V. pelo chronista Gomes Eannes de Azurara, dada pelo primeira vez á luz per diligencia do Visconde da Carreira cet., precedida de una introducção e illustrada com algumas notas pelo Visconde de Santarem cet. cet. 4 Seiten Facsimile der Handschr. XVIII und 474 Seiten in gr. Octav.

Dasselbst in der Librairie orientale de Ve Dondey-Dupré 1842. Recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique, au-delà du Cap Bojador, et sur les progrès de la science géographique, après les navigations des Portugais au XV<sup>e</sup> siècle par le Vicomte de Santarem etc. Accompagnées d'un Atlas composé de mappemondes et de cartes pour la plupart inédites, dressées depuis le XI<sup>e</sup> jusqu'au XVII<sup>e</sup> siècle.

CVII und 335 Seiten in Octav und Atlas in Royal = Folio.

Die vorliegenden Werke, beide von nicht geringer Bedeutung, sind, wie ihr Datum zeigt, keine ganz neue Erscheinungen, dennoch wahrscheinlich in Deutschland noch so gut wie unbekannt, wenigstens haben bis jetzt unsere literarischen und kritischen Zeitungen, welche doch sonst sich sehr beeilen ihren Lesern die bedeutenderen ausländischen Werke vorzuführen, weder das eine noch das andere angezeigt, geschweige gebührend besprochen. Wir würden dies eine auffallende Erscheinung nennen, wären wir nicht überzeugt, daß die bisherige Vernachlässigung dieser Schriften von Seiten unserer wissenschaftlichen Journale ihren Grund leider in nichts Anderem hat, als in der Verkennung der Bedeutung solcher Werke für die wissenschaftliche Erdkunde und in der zumeist noch herrschenden Geringschätzung dieser Wissenschaft, die sich bey uns noch nicht die Stellung im Gesamtgebiete des Wissens hat erringen können, welche sie sowohl als natürliche Vermittlerin vieler der schroffen Gegensätze heutiger wissenschaftlicher Forschung, so wie auch als Leiterin zur richtigen Beantwortung mancherley die Gegenwart tief bewegender Fragen des practischen Lebens einzunehmen berufen ist, — und deshalb müssen wir die bisherige Ignorierung dieser Werke eine in der That betrübende nennen. Aus demselben Grunde ist es aber auch ein unerquickliches und misliches Unternehmen durch Anzeige solcher Art von Schriften die Aufmerksamkeit auf dieselben hinlenken zu wollen und gewis würde auch Ref. sich damit nicht befaßt haben, wenn ihm nicht auch so genannte undankbare Arbeit zu thun als Pflicht erschiene und wenn er in diesem Falle nicht noch dazu besonders sich aufgefördert



fühlte durch den Genuß und die wissenschaftliche Förderung, welche ihm die genannten Werke gewährt haben.

Um aber im Allgemeinen den Standpunct zu bezeichnen, von dem aus diese beiden Werke zu beurtheilen sind, müssen wir daran erinnern, daß es eine der Hauptaufgaben der heutigen geographischen Wissenschaft ist, nicht allein nachzuweisen, wie nach und nach der Erdkreis der gebildeten Welt räumlich bekannt geworden ist, sondern auch diese allmähliche Erweiterung des geographischen Gesichtskreises in ihren tieferen Ursachen und Wirkungen darzustellen und darin die Wechselbeziehungen zwischen bestimmten mit der Geistesentwicklung der Menschheit im innigen Zusammenhange stehenden Ideen und Zeitrichtungen einerseits und der räumlichen Erweiterung des einen der beiden großen dem Menschen zur Erkenntnis angewiesenen Gebiete andererseits, zur Anschauung zu bringen. Welch eine Fülle wissenschaftlicher Anregungen und Resultate derartige Untersuchungen darbieten, wird ein Jeder erfahren haben, der Carl Ritters Werke über Afrika und Asien und Alexander von Humboldts Critische Untersuchungen u. s. w. mit Aufmerksamkeit studiert hat. — Gehen wir aber die Geschichte der geographischen Entdeckungen durch, so werden wir bald finden, daß keine Periode in derselben von größerer Bedeutung, von schlagenderem welthistorischem Einfluß gewesen, als die, in welcher die von Heinrich dem Seefahrer angeregten geographischen Entdeckungen der Portugiesen längs der Westküste von Afrika anfangen, jene Entdeckungen, welche den Europäern den Seeweg nach Ostindien eröffneten und die Entdeckung der neuen Welt vorbereiteten. Mit der Umschiffung des Cap Bojador beginnt eine neue Epoche der

Erdkunde, welche von größerer Bedeutung für die Entwicklung des Abendlandes gewesen ist, als man gewöhnlich noch glaubt. Bis zu jener Zeit war die geographische Weltanschauung im Ganzen noch die des Alterthums. Noch zur Zeit der ersten portugiesischen Entdeckungsweltreisen unter dem Infanten Heinrich stritten die Gelehrten darüber, ob die südliche Hemisphäre, falls daselbst in der That Land vorhanden, bewohnt seyn könne. Bedeutende Männer bewiesen mit Gründen der damaligen Physik ihre Unbewohnbarkeit und ein halbes Jahrhundert nach der Reise des Gil Eannes waren die fruchtbaren, reich bevölkerten Tropengegenden zweyer Welttheile aufgefunden, Entdeckungen, durch welche die kosmologischen Systeme und die ganze systematische Naturbeschreibung jener Zeiten völlig umgewandelt wurden. Denn die neuen Länderräume mit ihren neuen Pflanzen, Thieren und Menschenrassen waren nicht unter zu bringen in die alten Systeme, die man von Griechen und Römern ererbt hatte; die neue Welt machte erst recht aufmerksam auf die alte und mit Erstaunen erkannte man, daß diese eben so unbekannt war wie jene. Welch ein Umschwung durch diese fast plötzliche Enthüllung einer ganzen Hälfte der Erdoberfläche der Naturwissenschaft jener Tage gegeben werden mußte und von welchem mächtigen Einflusse dieser Umschwung zunächst auf die Naturanschauung und dadurch auf die Gestaltung der Weltanschauung, auf die sittliche Entwicklung überhaupt werden mußte, ist leicht zu ermessen. — Je mehr man aber diese Bedeutung der geographischen Entdeckungen des 15ten Jahrhunderts erwägt, desto lebendiger wird das sittliche Bedürfnis sich einen tieferen Blick zu verschaffen in das Wesen der geistig bewegenden Kräfte, welche solche Erfolge hervor brachten, ihren

inneren Zusammenhang mit dem Streben vorher gegangener Zeiten kennen zu lernen, die Entwicklungskeime klarer aufzufassen, deren Früchte eben jene glänzenden Resultate waren. Deshalb muß man sich Glück wünschen, daß die beiden Nationen, welche zuerst der europäischen Menschheit den Blick über den ganzen Erdkreis eröffneten, daß Portugiesen und Spanier in neuester Zeit angefangen haben von höherem Gesichtspuncte aus die Bedeutung der Entdeckungen ihrer Vorfahren während des 15. und 16. Jahrhunderts zu begreifen und aus den reichen Schätzen ihrer Archive Urkunden über jene Zeiten mitzutheilen, welche ohne Frage zu den wichtigsten Erscheinungen unserer neueren Literatur gezählt werden müssen. Es scheint als wenn erst durch den Verlust ihrer unermeslich weiten und reichen überseeischen Besitzungen bey den genannten Völkern das edlere historische Interesse für jene Länder, welche durch die Kraft, die Tugenden und die Opfer ihrer Vorfahren erworben wurden, in den Vordergrund getreten sey, und wenn irgend etwas den großen und wichtigen Werken, welche Portugiesen und Spanier neuerdings zur Entdeckungsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts geliefert haben, noch einen besonderen, eigenthümlichen Reiz verleihen kann, so ist es der Zug der tiefen Wehmuth, der sich durch jene Darstellungen der ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren hindurch zieht, ein Zug des Schmerzes über den Verlust eines hohen unwiederbringlichen Gutes, welches man als einen Theil seiner selbst anzusehen gewöhnt worden, mit dem man durch die Bande des Blutes verbunden gewesen. Wir erinnern nur an das Werk Navarretes über die Seereisen der Spanier seit dem 15. Jahrhundert

(vergl. diese Anz. 1842. St. 3). Für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen fehlte es, obgleich interessante Beyträge dazu durch die Arbeiten verschiedener Mitglieder der Academie zu Lissabon und auch durch den Vicomte von Santarem (s. unsere Anz. seiner Untersuchungen über Vespucci im 113. bis 115. St. dieser Bl.) geliefert worden sind, bis jetzt ganz und gar an einem Werke, welches eine tiefere Einsicht in die wichtige Periode dieser Entdeckungen zur Zeit Heinrichs des Seefahrers gewährte. Zwar hat Barros in seinen Decadas da Asia wichtige und aus guten Quellen geschöpfte Nachrichten über jene Entdeckungen uns überliefert, sie machten aber den Verlust der Hauptquelle, aus der er geschöpft, nämlich der Chronik der Entdeckung von Guinea, welche der Chronist Gomes Cannes de Azurara auf Befehl des Königes Alfons V. und unter Anleitung und nach den Mittheilungen des Infanten Heinrichs selber verfaßte, und welche auch der Vater Freire für seine Vida do Infante Don Henrique nicht mehr benutzen konnte, um so mehr bedauern, da wir über alle die bis zum Tode des Infanten (1460) gemachten afrikanischen Entdeckungen, außer einem Tagebuche des Cadamosto über zwey 1445 und 1446 ausgeführte Reisen, durchaus keine authentische gleichzeitige Nachrichten besaßen. Deshalb muß die Auffindung dieser Chronik in der Manuscriptensammlung der königl. Bibliothek zu Paris ein sehr glücklicher Fund genannt werden und eben so glücklich ist es, daß die Herausgabe derselben zweyen Männern anvertraut wurde, welche wohl am meisten dazu berufen waren dieß wichtige Werk in würdiger Gestalt der Deffentlichkeit zu übergeben und seinen reichen In-

halt auch dem in die Kenntniß der portugiesischen Geschichte und Literatur des 15. Jahrhunderts weniger Eingeweihten aufzuschließen. Daß im Jahre 1837 von Herrn Ferdinand Denis, dem Herausgeber der *Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal* aufgefundenene Manuscript wurde von der französischen Regierung dem Bisconde de Carreira, portugiesischen Gesandten in Frankreich zur Publication überlassen, der, damit dieß wichtige Document durch die Nachlässigkeit der Abschreiber nicht entstellt werde, es eigenhändig copierte. Der Bisconde de Santarem, ehemaliger Generaldirector der portugiesischen Staats-Archive, der gründlichste Kenner der Geschichte der portugiesischen Entdeckungreisen des 15. und 16. Jahrhunderts, erläuterte dasselbe durch eine große Menge der werthvollsten Noten, fügte ihm ein Glossar der alten nicht mehr gebräuchlichen Ausdrücke bey und eröffnete es mit einer Einleitung, in welcher er die Wichtigkeit dieser Chronik des Azurara hervor hebt. So ausgestattet erschien das Werk im Jahre 1841 mit allem Luxus, den eine solche Ausgabe verdient.

Gehen wir nun auf das Werk Azuraras selbst ein, so müssen wir zuvörderst bemerken, daß sein Werth als eigentliche Quelle für die Geschichte der Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer von nicht geringer Bedeutung ist, denn Azurara schrieb seine Chronik nach Documenten, welche ihm der Infant, dem er sehr befreundet war, selbst mittheilte und nach mündlichen Aussagen der Entdecker selbst, und für seine Aufrichtigkeit und Treue bürgen sowohl sein durch andere Schriften bewährter guter Ruf als Historiker (wir besitzen von ihm noch eine sehr geschätzte, 1644 zu Lissabon gedruckte

Fortsetzung der von Fernam Lopez geschriebenen Chronik des Königs Johann I., welche er als Chronista mor von Portugal auf Befehl Alfons V. verfaßte und im Jahre 1459 beendigte), wie auch seine aus verschiedenen Stellen des Werkes hervorgehende Gewissenhaftigkeit, welche ihn selbst über wichtige Ereignisse lieber ganz schweigen läßt, als daß er sie nach zweifelhaften Nachrichten darstellte. Wir enthalten uns hier weiterer Bemerkungen über die Darstellungsweise des Werkes und begnügen uns, auf die Reichhaltigkeit seines Inhaltes durch die folgende kurze Uebersicht diejenigen aufmerksam zu machen, welche sich für die wichtigen Entdeckungen der Portugiesen im 15. Jahrhundert näher interessieren.

Nachdem unser Verf. in den ersten VII Kapiteln einige Nachrichten über das Leben des Infanten Heinrich gegeben und die Hauptgründe aufgezählt hat, welche diesen Prinzen bey der Ausrüstung seiner Seeexpeditionen leiteten, führt er Kap. VIII die Ursachen an, welche bis zur Reise des Gil Gannes die Umschiffung des Caps Bojador verhindert hatten. Diese Darstellung ist deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil daraus mit Bestimmtheit hervor geht, daß das Borgebirge zu Anfang des 15. Jahrhunderts die südliche Grenze der Schiffahrt der Europäer war, nicht aber, wie man aus einer Nachricht des Barros gefolgert hat, daß um fast 3 Grad nördlicher gelegene Cap Nun, ein Irrthum, den Ref. auch schon vor dem Erscheinen dieser Chronik in diesen Blättern (1841. St. 33) zu berichtigen sich bemüht hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

166. 167. Stück.

Den 17. October 1844.

---

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: 'Gomes Eannes de Azurara, chronica do descobrimento e conquista de Guiné.'

Kap. IX erzählt die Reise des Gil Eannes, durch welche im Jahre 1434 das Cap Bojador glücklich umschifft wurde. Die folgenden acht Kapitel führen die Geschichte der auf Kosten des Infanten unternommenen Entdeckungstreisen weiter bis zum Jahre 1443, in welchem Nuño Tristam die Insel Gete oder Arguin entdeckte, woselbst er, dem Beispiele mehrerer seiner Vorgänger folgend, die, um dem Infanten Eingeborene der entdeckten Gegenden zu überbringen, Menschenraub getrieben hatten, eine Anzahl Gefangene machte und sie als Slaven nach Portugal brachte. Diese Erfolge veranlaßten eine Anzahl von Privatleuten aus Lagos in Algarvien, nachdem sie von dem Prinzen die erbetene Erlaubniß dazu erhalten, Expeditionen nach den neu entdeckten Ländern auf eigene Rechnung und Gefahr auszurüsten. Der erste, welcher eine solche

Unternehmung machte, war ein gewisser Lancerote (Kap. XVIII—XXIII). Er geht im Jahre 1444 mit vier Caravelen unter Segel, begleitet von einer großen Anzahl abenteuerlustiger Edelleute, unter denen sich auch derselbe Gil Gannes befand, der zehn Jahre früher durch Umsegelung des Vorgebirges Bojador die Bahn zu diesen afrikanischen Entdeckungen gebrochen hatte. Mit dieser Expedition sängen die Menschenjagden an, durch welche bis auf unsere Tage so viel Menschenblut in Afrika vergossen und durch welche so viele Millionen von Negern ihrem heimathlichen Boden entrissen worden. Lancerote und seine Gefährten landeten auf mehreren kleinen Inseln an der Küste (Maar, Lider u. a. in der Nähe von Arguin), welche damals sehr bevölkert waren, überfielen auf denselben bey Nacht die Ortschaften, massacierten die Einwohner, welche sich vertheidigten und führten die übrigen als Sklaven auf ihre Schiffe. Nachdem sie dasselbe Verfahren bey Cap Blanc wiederholt hatten, kehrten sie nach Lagos zurück mit 235 Sklaven am Bord, welche daselbst am 8. August 1444 auf öffentlichem Markte 'wie das Vieh' verkauft wurden. Dies Datum ist für die Geschichte des afrikanischen Sklavenhandels von Wichtigkeit, denn obgleich schwarze Sklaven schon zwey Jahre früher zu Lissabon ausgebaut und schon in den ersten Jahren des 15. Jahrhunderts nach Sevilla gebracht wurden, so datiert sich doch der Anfang desjenigen Sklavenhandels, jener Pest, die heut zu Tage auszurotten die ganze Macht der Beherrscherin der Meere nicht hinreicht, doch erst von der Expedition des Lancerote an, da seitdem Neger-Sklaven als ein Hauptausfuhrartikel Afrikas betrachtet wurden. Deshalb ist es wohl nicht unpassend, wenn wir aus der lebendigen Schilderung, welche Azurara



von der Landung dieser ersten Ladung afrikanischer Slaven in Lagos entwirft, Folgendes hervorheben: 'Es war am 8ten Tage des Augusts ganz früh in der Morgenkühle, heißt es S. 132, als die Seeleute anfangen ihre Gefangenen zu landen. Diese wurden am Ufer neben einander aufgestellt und gewährten einen wunderbaren Anblick. Denn einige unter ihnen waren vollkommen weiß (de razoada brancura) und von angenehmem Aeußeren, andere, weniger weiß, ins Graue fallend (pardos, Mulatten), und noch andere vollkommen schwarz und an Gestalt und Gesicht so häßlich, daß es fast schien als sähe man Bilder aus der Unterwelt (imagoeões do imispergo mais baixo). Aber welches Herz wäre so hart gewesen, daß es nicht mit tiefem Mitleid erfüllt worden wäre beym Anblick dieser Menschen, von denen die einen mit gesenktem Haupte, die Wangen in Thränen gebadet, einander sich stumm anblickten, die anderen, tiefe Seufzer ausstoßend, ihre Augen gen Himmel richteten, als wollten sie Hilfe ersuchen vom Schöpfer der Welt, andere endlich sich mit den Händen ins Gesicht schlugen und sich zu Boden warfen, oder in einem traurigen Gesange in der Weise ihres Landes Wehklagen äußerten, die, obgleich man ihre Worte nicht verstand, doch die Größe ihres Schmerzes ausdrückten.' — Herzerreißend aber wurde nach Azuraras Schilderung die Scene, als die Theilung der Slaven vorgenommen, als Aeltern und Kinder, Mann und Weib, Bruder und Schwester getrennt wurden, und nicht zu begreifen würde es seyn, wie der so milde menschenfreundliche Infant, der diesen Scenen beywohnte um den ihm zufallenden Fünften in Empfang zu nehmen, dieses Verfahren zulassen konnte, wenn man nicht bedenkt, daß es in der Zeit war, wo die Be-

wohner der iberischen Halbinsel noch auf Leben und Tod mit den Ungläubigen kämpften, daß Heinrich, entflammt in den langen blutigen Kämpfen gegen die Mauren von Ceuta, sich die Ausbreitung seines Glaubens zur Aufgabe seines Lebens gesetzt hatte, und daß damahls zur Erreichung solchen Zweckes auch das härteste Mittel erlaubt, ja geheiligt schien. So hat allerdings ein irre geleiteter frommer Eifer zu Anfang den afrikanischen Sklavenhandel begünstigt, ja hervor gerufen; sehr irren würde man indes, wollte man auf ihn die Sünde wälzen, welche die Europäer im Laufe der folgenden Jahrhunderte gegen ihre afrikanischen Brüder auf sich geladen haben. Die niedrige Habsucht und Heuchelei der späteren Beförderer und Vertheidiger des Sklavenhandels haben nichts gemein mit dem frommen Eifer eines Infanten Heinrich, eines Columbus oder eines Las Casas. Um die in ihren Folgen so unendlich wichtig gewordenen Vorschläge des Letzteren richtig zu beurtheilen, muß man bedenken, daß er seinen Begriff der Sklaverey nur aus dem Zustande der afrikanischen Sklaven auf der Halbinsel abstrahierte, wo man anfangs, wenn man den Zweck, durch den man sich berechtigt glaubte die Bewohner der neu entdeckten Küstenländer zu Sklaven zu machen, nämlich ihre Bekehrung, erreicht hatte, dieselben frey gab, oder sie wenigstens durch Wohlthaten für die erduldeten Leiden zu entschädigen suchte, daß sie zum Theil angesehene Staatsbürger werden und mit der Landesbevölkerung sich vermischen konnten. In dieser Beziehung ist das folgende Kap., in welchem der Verf. von der Behandlung und der Ausfuhrung dieser Sklaven spricht, von nicht geringem Interesse. — Kap. XXVII — XXIX berichten über einige Expeditionen, welche jedoch nur

von geringer Wichtigkeit sind, da sie nicht zur Erweiterung der bereits gemachten Entdeckungen beytragen. Dagegen erfahren wir durch Kap. XXX Näheres über die Reise des Nuño Tristam, der zuerst das eigentliche Negerland entdeckte (seine Vorgänger besuchten nur die an der Küste liegenden Inseln) und bis zum 18<sup>o</sup> N. B. (in die Nähe des alten Forts von Portendik) vordrang, einer Gegend, in welcher er nach einer langen Fahrt längs einer sandigen, von aller Vegetation entblößten Küste wieder frischen Pflanzenwuchs fand (*viiram aquella terra acompanhada de muytas palmeiras e outras arvores verdes e fremosas e assy todollos campos da terra p. 154*). Sein Nachfolger Dinis Diaz (bey Barros Dinis Fernandez genannt) entdeckt (1446) die Mündung des Senegal, den unser Verf. nach dem Systeme der Alten mit dem Nil in Verbindung bringt, und das grüne Vorgebirge (Cabo Verde). Azurara ist über diese Reise (Kap. XXXI) leider sehr lakonisch, dagegen verweilt er in den folgenden Kapiteln (XXXII — LXXV) sehr lange bey mehreren Expeditionen, welche mit Erlaubnis des Infanten von Privatleuten aus Palos ausgeführt wurden, um auf eigene Hand Entdeckungen und Eroberungen zu machen. Obwohl diese Expeditionen für die eigentliche Entdeckungsgeschichte nicht von Wichtigkeit sind, so liest man doch gerne die weitläufige Erzählung des Verfs, weil sie denselben eigenthümlichen Reiz gewährt, welcher die Relationen der spanischen Descubridores, Conquistadores und Pobladores des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts so anziehend macht und der wesentlich darin seinen Grund hat, daß diese Männer, obwohl zum größten Theil nur durch den Hang nach Abenteuern, Ehre und Reichthum nach

der neuen Welt geführt, dennoch durchgehends offene Sinne und ein empfängliches Gemüth behielten für die erhebenden Eindrücke einer neuen großartigen Natur, und, begeistert von der wunderbaren Schönheit des Schauplatzes ihrer Thaten, in der Erzählung derselben immer zugleich ein lebendiges Naturgemälde zu geben wußten, in welchem ihre eigene Thätigkeit nur zur Belebung der Scene zu dienen scheint. Diese poetische Auffassung der Natur, diese unbewußte Schärfe in der Beobachtung neuer physischer Erscheinungen, der feine Sinn für die unmittelbaren Eindrücke der zaubervollen Tropenwelt sind ein gemeinsamer Zug der frühesten portugiesischen und spanischen Reisebeschreibungen, und auch hier finden wir ihn wieder in der Schilderung der unteren Gestadellandschaften des Senegal und in den umständlichen und genauen Nachrichten über Pflanzen und Thiere jener Gegenden, welche zum Theil erst nach Jahrhunderten in den Naturgeschichten aufgeführt erschienen. Was jedoch dem Geographen diesen Theil der Chronik von besonderer Wichtigkeit macht, das sind die hin und wieder (besonders Kap. LIX—LXIII) eingestreuten geographischen Betrachtungen und verschiedene Hinweisungen auf die Pläne des Infanten, aus denen mit Bestimmtheit hervor geht, daß Heinrich der Seefahrer, was man bisher nur aus dem Gange der Entdeckungen selbst errathen konnte, bey seinen Unternehmungen einen bestimmten, durchdachten Plan verfolgte, und daß die Erfolge derselben eine Frucht der hervorragenden Bildung des Infanten gewesen, der durch das Studium der Alten, durch die Aneignung der neuen geographischen und nautischen Kenntnisse, welche die Italiäner und Spanier während des Mittelalters erworben hatten, und durch seine persönlichen Berührun-

gen mit den Bewohnern des nordwestlichen Afrikas sich eine vollkommener geographische Anschauung von den räumlichen Verhältnissen der südlichen Hemisphäre zu bilden und die Richtung zu erkennen wußte, welche sein Jahrhundert zur Befriedigung des längst gefühlten Bedürfnisses nach Erweiterung des Handelsverkehrs einzuschlagen hatte.

Wir übergehen die folgenden Kapitel LXXIX bis LXXXV, in welchen der Verf. seine Erzählung unterbrechend, zwar interessante, jedoch für die Geschichte der afrikanischen Entdeckungen weniger wichtige Nachrichten über die Canarischen Inseln und über die vor der Umsegelung des Cap Bojador durch die Portugiesen colonisirten Inseln Porto Santo und Madeira mittheilt, um noch auf Kap. LXXXVI und LXXXVII aufmerksam zu machen, durch welche wir genauere Kunde erhalten über zwey Expeditionen unter Nuño Tristam und Alvaro Fernandez, welche die Entdeckung der Küste 60 legoas über das grüne Vorgebirge hinaus führten bis zur Mündung eines Flusses, der von dem Entdecker den Namen Nuño Tristam erhielt und welchen der Vicomte v. Santarem mit Barros für den heutigen Rio Grande hält. Zu bedauern ist es, daß der Verf. das Datum beider Reisen nicht angibt, indes kann man sie wohl mit Barros in das Jahr 1447 setzen. In dasselbe Jahr fällt auch wahrscheinlich die von Azurara in den folgenden Kapiteln ausführlicher erwähnte Expedition einer Flotte von neun Schiffen, von denen drey dem Infanten, eins dem Bischöfe von Algarve und die übrigen Privatleuten gehörten, welche gleichfalls bis zum Rio Grande vordrang, jedoch in ihrem Hauptzwecke, dem Menschenraub, beynabe eben so unglücklich war wie ihr Vorgänger Nuño Tristam, der dabey mit dem größten

Theile seiner Gefährten das Leben eingebüßt hatte. Wir erwähnen nur im Allgemeinen der noch übrigen neun Kapitel unserer Chronik, in welchen von einigen nicht sehr glücklichen Handelsunternehmungen nach der afrikanischen Küste im Norden des Cap Bojador und von der auch von Barros Kap. XV erwähnten Expedition die Rede ist, welche im Jahre 1447 oder 1448 ein dänischer Edelmann, Ballarte von Azurara, Ballard von Barros genannt, auf einer portugiesischen Flotte unternahm, welche jedoch kein Resultat lieferte, da Ballarte im Kampfe mit den Negern des grünen Vorgebirges sammt mehreren seiner vornehmsten Gefährten den Tod fand. — Mit dieser Expedition schließt Azurara, nachdem er einige Notizen über die bis zum Jahre 1448 nach Portugal eingeführten afrikanischen Slaven hinzugefügt hat, diesen Theil seiner Chronik, deren im schönen Facsimile mitgetheilte Dedication aus dem Jahre 1453 datiert ist. Sehr wahrscheinlich hat Azurara nie die Fortsetzung geschrieben. Dies ist um so mehr zu bedauern, da in den portugiesischen Schriftstellern über die ferneren bis zum Tode des Infanten (1460) ausgeführten Entdeckungen sehr wenige und noch dazu nur sehr confuse Nachrichten sich finden, und da erst nach dem Jahre 1448, mit welchem Azurara seine Chronik schließt, eigentliche Niederlassungen an der Küste von Guinea gegründet wurden. Dessen ungeachtet müssen wir doch diese Chronik als die Hauptquelle für die Geschichte der portugiesischen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts nennen und sie um so höher stellen, als sie gerade über die Anfänge dieser Entdeckungen, welche bisher mit tiefem Dunkel bedeckt lagen, so viel Licht verbreitet, daß wir dadurch klaren Aufschluß über die tieferen sittlichen Ursachen jener großartigen und

folgereichen Unternehmungen erhalten. Deshalb muß auch jeder Geograph den beiden Herausgebern dieses Werkes den innigsten Dank wissen, dem einen für die sorgfältige Redaction des Textes, dem anderen für die trefflichen Noten und Erläuterungen, durch welche an vielen Stellen erst der Reichthum des Inhaltes uns aufgeschlossen wird.

In engem Zusammenhange mit dieser Chronik des Azurara stehen die Recherches des Vicomte von Santarem. Sie sind zum Theil die Früchte eines genauen Studiums jener Chronik, und man könnte sie als einen reichhaltigen Commentar dazu betrachten, wenn man ein Werk, zu welchem die Glossierung eines älteren allerdings die erste Grundlage gegeben, welches aber durch eigene, selbständige auf das Studium anderer, gleichwichtiger Quellen gegründete Forschungen nicht allein seinen Text, sondern auch den in demselben dargestellten Gegenstand selbst in ein neues Licht stellt, so nennen dürfte. — Wir haben schon oben den Gesichtspunct angedeutet, von dem aus diese Recherches zu betrachten sind, auch schon früher Veranlassung gehabt (vgl. diese Anz. St. 113—115), die großen und eigenthümlichen Verdienste, welche der Vicomte v. Santarem sich um die Geschichte der Geographie des 15. und 16. Jahrhunderts erworben hat, gebührend hervor zu heben, demnach können wir hier gleich auf das Werk selbst eingehen, wodurch am besten erhellen wird, wie bedeutend dasselbe wiederum unsere Kunde von der Geographie und den maritimen Entdeckungen jener Zeit fördert.

Um uns gleich auf den Standpunct, von dem aus der Hr Verf. seine Untersuchungen anstellt, zu versetzen, müssen wir bemerken, daß, seitdem man in neuester Zeit mit größerem Interesse der Ge-

schichte der geographischen Entdeckungen der Portugiesen und Spanier im 15. Jahrhundert sich zugewendet und den Fäden nachgeforscht hat, welche diese erfolgreichen Entdeckungen innerlich verknüpfen mit früheren, weniger glücklichen und deshalb schnell vergessenen, Bestrebungen der Europäer, über die Grenzen der dem Mittelalter bekannten Welt vorzudringen, die gründlichsten Forscher, geleitet durch einzelne zerstreute, in Schriften und Archiven aufgefundene Nachrichten zu der Ansicht gelangt sind, daß schon lange Zeit vor den Entdeckungen der Portugiesen an der Westküste von Afrika ein großer Theil dieser Küste von Zeit zu Zeit durch europäische Seefahrer besucht worden und daß demnach die Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer diese Küsten nicht eigentlich entdeckt, sondern nur wieder aufgefunden und in dauernde Verbindung mit Europa gebracht hätten. Wer sich etwas genauer mit der bisher ungebührlich vernachlässigten Geschichte des Seehandels der Italiäner und Catalanen während des Mittelalters beschäftigt hat, wird leicht geneigt gewesen seyn, diesen Nationen die Ehre der ersten Entdeckung der westafrikanischen Küste bis über das Cap Bojador hinaus zuzuerkennen, und in der That wird es auch nicht geleugnet werden können, daß von diesen Nationen einzelne Versuche gemacht worden, an der atlantischen Küste von Afrika gegen Süden zur Eröffnung neuer Handelsverbindungen mit den Negerländern vorzudringen. Entschiedener jedoch noch hat man die Ehre der ersten Entdeckung der bezeichneten Küste in Anspruch genommen für eine Nation, welche im Mittelalter als seefahrendes Volk eine bedeutende Rolle spielte, nämlich für die Normannen, und namentlich haben die Franzosen öfter und neuerdings wieder versucht, den Nor-



mannen als ihren Vorfahren diese Ehre zu sichern. Sie haben umständliche Nachrichten über normännische Ansiedelungen an der Küste von Guinea aus dem 14. Jahrhundert vorgebracht und mit einer Bestimmtheit von diesen Unternehmungen gesprochen, daß ein Zweifel daran kaum mehr erlaubt schien. Sonach stand es mit der Frage über die Priorität der Entdeckung der Küste von Afrika ganz ähnlich, wie noch vor nicht langer Zeit mit der über die Entdeckung der neuen Welt. Auch hier wurde oft behauptet, Columbus habe die neue Welt nicht entdeckt, sondern nur in dauernde Verbindung mit Europa gebracht. Auch hier, mit den Spaniern, concurrirten dieselben Nationen, die Normannen (Isländer) und die Italiäner, um die Ehre der ersten Entdeckung, und erst die Untersuchungen der Herren von Navarrete und Alexander von Humboldt haben dargethan, daß die Ehre der Entdeckung dem Columbus und keinem Andern gebühre, daß die zufälligen Entdeckungen der Küste von Labrador u. s. w. durch die Isländer im 11. und 12. Jahrhundert ihm diese Ehre nicht streitig machen können und daß die Italiäner (z. B. die Gebrüder Zeni) durchaus keinen Anspruch auf diese Entdeckung haben. Diese Untersuchungen über die Entdeckungen der Spanier im 15. Jahrhundert mußten das Interesse für die ihnen unmittelbar vorangegangenen Entdeckungen der Portugiesen aufs Neue erwecken. Die damaligen Bestrebungen dieser beiden Nationen hingen auf das Innigste zusammen. Heinrich der Seefahrer wie Columbus suchten eine leichtere Verbindung mit Indien, beide Männer concentrirten in sich bis zu einem hohen Grade die gelehrte Bildung ihrer Zeit und das commerzielle und geographische Wissen, welches die handeltreibenden und seefahrenden Nationen

Europas im Mittelalter sich erworben hatten. Sie schlugen zur Erreichung ihres Zweckes verschiedene Wege ein, den beiden verschiedenen Reihen von Ideen sich anschließend, welche von Alters her über die Ausführbarkeit einer Seefahrt nach Indien (dem östlichen Asien) sich gebildet und zu Ende des Mittelalters sich bestimmter ausgeprägt hatten; der eine suchte das auf dem Wege gen Westen, was der andere durch die Umschiffung Afrikas erstrebte. Erwägt man diesen genauen Zusammenhang zwischen den großen Seeunternehmungen der Portugiesen und der Spanier während des 15. Jahrhunderts, der dadurch noch interessanter wird, daß Columbus durch die portugiesischen Entdeckungen zu seiner Unternehmung angeregt wurde, daß er in Lissabon den Plan faßte, 'auf einem leichteren Wege das auszuführen was die Portugiesen erstrebten,' und bedenkt man zugleich, wie außerordentlich wenig bis in die neueste Zeit zur Aufhellung der portugiesischen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer geschehen ist, so wird es nicht übertrieben scheinen, wenn wir behaupten, daß das vorliegende Werk des Vicomte von Santarem in der Geschichte der Geographie Epoche macht, indem es uns die Entdeckungen, mit welchen die eigentlichen planmäßigen Entdeckungswesen zur See ihren Anfang nahmen, genauer kennen lehrt, uns einen tieferen Blick in die Ideen und Pläne des Infanten Heinrich, des Vorläufers des Columbus, verschafft, und somit eine gründlichere Erkenntnis jener wichtigen Zeit des Ueberganges zwischen Mittelalter und Neuerer Zeit gewährt, in welcher das immer klarer erkannte Bedürfnis nach Erweiterung des geographischen Gesichtskreises die großartigen Entdeckungen des 15. und 16. Jahrhunderts vorbereitete. Alles dies aber leisten diese

Recherches, obwohl sie ihrem Hauptzwecke nach nur die Priorität der geographischen Entdeckungen an der Westküste von Afrika jenseits des Cap Bojador zu beweisen trachten, denn indem der Herr Verf. diesen Hauptzweck verfolgt, verbreitet er, neue Quellen über jene Entdeckungen uns eröffnend, zugleich neues Licht über jene denkwürdige Zeit und beweist dadurch, daß die in ihren Folgen so überaus wichtige Umschiffung des Cap Bojador durch den Portugiesen Gilannes nicht dem so genannten zufälligen Glücke einer Nation kühner, planloser Abenteurer zu verdanken gewesen, sondern im genauesten Zusammenhange gestanden hat mit bestimmten Ideenrichtungen, welche sich im Mittelalter naturgemäß entwickelt hatten, somit eine wahre natürliche Frucht gewesen der höheren, geistigen Bestrebungen einer Zeit, welche die ihr überlieferten Ideen in ihrem organischen Zusammenhange zu begreifen und folgerecht zu verwirklichen wußte. Dies vorausgeschickt wird eine kurze Analyse der Untersuchungen hinreichen ihre Bedeutung heraus zu stellen.

Wir dürfen die sehr instructive Einleitung (S. I bis CVII) nicht übergehen, in welcher der Hr Vf., nachdem er den Gegenstand seiner Untersuchungen näher bezeichnet und als einen Hauptzweck derselben namentlich die Widerlegung der von den Franzosen aufgestellten Behauptung, normännische Seefahrer aus Dieppe hätten schon im 14. Jahrhundert Niederlassungen an der Küste von Guinea gegründet, hervor gehoben hat, einen Ueberblick der Kenntnisse gibt, welche das Alterthum und das Mittelalter von dem westlichen Theile Afrikas besaßen. Aus den hier in seltener Reichhaltigkeit zusammen gestellten und mit der bekannten Gelehrsamkeit des Hrn Verfs beleuchteten Ansichten, Mei-

nungen und Nachrichten jener Zeiten über diesen Theil von Afrika geht mit genügender Sicherheit hervor, daß ihre genauere Kenntniß der Westküste dieses Welttheils sehr beschränkt war und jedenfalls nicht bis über das Cap Bojador hinaus reichte, daß die Araber im Mittelalter zwar einen nicht unbeträchtlichen Theil selbst des westlichen Sudans kennen lernten, daß sie diese Kenntnisse jedoch nur durch ihre Eroberungs- und Handelszüge zu Lande und nicht durch See-Expeditionen erlangten und deshalb auch von der Westküste südwärts des genannten Vorgebirges nur ganz vage, durch mündliche Berichte erworbene Kunde besaßen. Als besonders wichtig müssen wir in dieser Uebersicht die Skizze bezeichnen, welche der Hr Verf. von den hierher gehörigen geographischen Kenntnissen der Araber entwirft, da er dafür auch arabische Quellen benutzte, welche bisher nicht zugänglich waren, und da er, fern von jeder vorgefaßten Meinung, nur die in reicher Fülle beygebrachten Thatsachen selbst reden läßt. Wie unparteyisch er dabey in der Mittheilung des Materials zu Werke gegangen, zeigt u. A. die S. LXXX ff. aus einem auf der Pariser Bibliothek befindlichen Manuscripte des Geographen Ibn Saïd gezogene Erzählung, aus welcher mit Bestimmtheit hervorgeht, daß schon im 13. Jahrhundert arabische Seefahrer auf einer von Nul-Lamtha (Nun) aus unternommenen Fahrt, durch Stürme gegen Süden verschlagen, das Cap Bojador doublierten und bis zum Weißen Vorgebirge gelangten. Bemerkenswerth ist, daß sich diese Fahrt zu den 200 Jahre späteren Entdeckungen der Portugiesen eben so verhält, wie die Entdeckung der Küste von Nord-Amerika durch die Isländer zu der Entdeckung der neuen Welt durch die Spanier (Columbus). Die Entdeckung der

Araber wie die der Isländer war eine rein zufällige, sie blieben ganz ohne Folgen für die Erweiterung der Erdkunde \*), sie waren völlig vergessen, als im 15. Jahrhundert Portugiesen und Spanier, mit bestimmtem Ziele vor Augen, auf neue Entdeckungen in das Atlantische Meer hinaus segelten. — Für den Ref. hat diese Skizze noch dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in ihren Resultaten im Wesentlichen ganz übereinstimmt mit dem Ergebnisse der Untersuchung, welche er gleichzeitig mit dem Hn Verf., ohne jedoch von dessen Arbeit die geringste Kenntniß zu haben, über denselben Gegenstand anstellte und vor zwey Jahren in der ersten Abtheilung seiner Unters. über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer publicierte. — Nachdem der Hr Verf. zum Schlusse seiner Einleitung nochmahls die Resultate der mitgetheilten historischen Uebersicht resumiert und darauf ein Verzeichniß der in seinem Werke beschriebenen oder citierten theils sehr seltenen, theils noch nicht edierten geographischen Karten des Mittelalters und der neueren Zeit gegeben hat, eröffnet er seine Untersuchungen selbst §. I und II (S. 1 — 6) mit einer Zurückweisung der Hypothese eines neueren französischen Schriftstellers, welcher die Entdeckung der Küste von Guinea durch die Normannen bloß aus dem Grunde annimmt, weil dieses Volk im 9. Jahrhundert von Scandinavien aus große See-

\*) Die von Ibn-Said mitgetheilte Nachricht ward nicht einmahl von den späteren arabischen Geographen aufgenommen. Weder Bakui noch Ibn-Rhaldoun reden davon und selbst Abulfeda hat sie nicht der Erwähnung werth gehalten, obwohl er, wie Anmerkungen von seiner Hand beweisen, das Manuscript besaß, aus welchem der Hr Verf. die Erzählung mittheilt.

expeditionen unternahm, auf welchen es nicht allein alle atlantischen Küsten Europas plünderte, sondern auch bis tief ins Mittelländische Meer vordrang. Daß der Hr Verf. es sich nicht hat verdriesen lassen, dergleichen Behauptungen wirklich zu widerlegen, zeigt wenigstens wie allseitig er sein Thema durchzuführen bemüht ist; mit welcher Gründlichkeit aber er darin zu Werke geht, lehrt uns schon der folgende §, in welchem uns der Schriftsteller vorgeführt wird, der zuerst den Portugiesen die Priorität ihrer Entdeckungen jenseits des Cap Bojador streitig zu machen versucht hat, und der um so mehr der strengsten Critik bedarf, da, wie später gezeigt wird, kein Schriftsteller vor ihm von den in Frage stehenden Entdeckungen der Normannen gesprochen hat und alle späteren, welche dieselben behaupten, im Wesentlichen nur seine Behauptungen nachgeschrieben haben. Dieser Schriftsteller, ein gewisser Billaut de Bellefond aus Dieppe, der um die Mitte des 17. Jahrhunderts eine Reise nach Guinea gemacht hatte, publicierte im Jahre 1666 eine, dem bekannten Colbert dedicierte Reisebeschreibung, in welcher er behauptet, daß Seefahrer aus Dieppe Guinea entdeckt und daselbst schon im Jahre 1365 Niederlassungen, namentlich Petit-Dieppe und Sestro-Paris, gegründet hätten. Billaut citiert durchaus kein Document für diese Behauptung, er sucht nur Spuren der früheren französischen Herrschaft auf in der Sprache und den Gebräuchen der Eingeborenen jener Gegenden, und citiert zu dem Ende einige Worte und Redensarten derselben, welche französischen Ursprungs seyn sollen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

168. Stück.

Den 19. October 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Gomes Eannes de Azurara, chronica do descobrimento e conquista de Guiné.'

Unser Hr Verf. geht, da auf die Widerlegung dieses Schriftstellers Alles ankommt, auf diese Art von Gründen näher ein und es gelingt ihm, ausgerüstet mit der gründlichsten Kenntniß der portugiesischen Entdeckungsgeschichte und der Geographie jener Länder, so vollkommen alle von Willaut vorgebrachten Gründe zu entkräftigen, daß sie sogar ihm dazu dienen müssen die Priorität der portugiesischen Entdeckung zu bestätigen. Eben so überzeugend zeigt der Hr Verf. in den folgenden Abschnitten (S. 24 — 65) mit Hilfe einer überaus reichen Literatur, daß kein französischer Schriftsteller vor Willaut von dem behaupteten Verkehr der Einwohner von Dieppe und Rouen mit der Küste von Guinea gesprochen, daß im Gegentheil alle, welche von der Entdeckung dieser Küste reden, sie den Portugiesen zuschreiben, und daß alle die-

jenigen französischen Schriftsteller, welche ihren Landsleuten diese Entdeckung zusprechen, nur die Behauptungen Billauts wiederholt, oder wenn sie, wie es bey zweyen, Dapper und Labat, der Fall, neue Beweise für diese Entdeckung aufgestellt haben, eben so unzuverlässig und leichtsinnig dabey gewesen sind, wie Billaut selbst, und endlich, daß, als die Portugiesen in Folge ihrer Entdeckung im 15. Jahrhundert Besitz von den südwärts vom Cap Bojador gelegenen Küstenländern nahmen, ihr Recht darauf von keinem europäischen Souverain in Zweifel gezogen wurde, daß namentlich die Könige von Frankreich dies ihren eigenen Unterthanen gegenüber (welche, wie namentlich zu Billauts Zeit, wo sich in Rouen eine afrikanische Handelsgesellschaft gebildet hatte, Schutz für ihre Handelsunternehmungen nach Guinea forderten) wiederholt anerkannten und behaupteten. — Dies zusammen genommen würde vollkommen hingereicht haben, die von Seiten der Franzosen auch neuerdings wieder in einigen sonst sehr gründlichen, selbst halb officiellen Werken (z. B. Notices statistiques des Colon. franç. 111) wiederholten Ansprüche auf die erste Entdeckung der Küste von Guinea zu entkräftigen, und somit hätte der Hr Verf. auch hier schon diesen Gegenstand abschließen können, wäre es nicht seine Absicht gewesen in diesen Untersuchungen zugleich die Periode, in welcher die Westländer Afrika von den Europäern entdeckt wurden, genauer zu bestimmen und darzuthun, daß es die Portugiesen allein gewesen, denen Europa die erste Kenntniß jener Länder zu verdanken gehabt hat. Zu dem Ende liefert der Hr Verf., nachdem er S. 65 — 89 einen Ueberblick der portugiesischen Entdeckungen unter Heinrich dem Seefahrer gegeben hat, in den §§. X und XI (S. 89



bis 140) eine genaue Analyse einer großen Anzahl höchst interessanter bisher unedierter geographischer Karten aus dem 14. bis ins 17. Jahrhundert, deren Resultat folgendes ist; 1) die Karten aus dem 14. Jahrhundert und die aus dem 15., welche vor der Umschiffung des Cap Bojador durch Gil Eannes gezeichnet sind, zeigen unwiderleglich, daß die Europäer damals von der Westküste Afrikas jenseits des genannten Vorgebirges durchaus keine genauere Kenntniß hatten. Der größte Theil dieser Karten läßt die Zeichnung dieser Küste bey dem Cap Bojador (Caput finis terrae auf der Karte der Pizzigani vom Jahre 1367 und auf der berühmten catalanischen Karte der Pariser Bibliothek vom Jahre 1375) enden, und wo sich noch eine Fortsetzung dieser Küste über das Vorgebirge hinaus findet, ist sie der Art, daß sie offenbar nur nach bloßen Conjecturen, höchstens nach einigen vagen Nachrichten der Araber gezeichnet ist, welche diese auf ihren Zügen im Innern dieses Welttheils über jene Küsten, über Flüsse, die sich auf denselben mündeten u. s. w., vernommen hatten. 2) Die geographischen und nautischen Karten, auf welchen sich die südwärts vom Cap Bojador gelegene Küste richtiger gezeichnet findet, sind alle jünger als die Umschiffung dieses Vorgebirges durch die Portugiesen (1434); alle diese Karten, sie mögen von Italiänern, Spaniern oder Franzosen gezeichnet seyn, bedienen sich bis ins 17. Jahrhundert für die geographische und nautische Bezeichnung dieser Küstenstrecke der portugiesischen Nomenclatur und auf keiner dieser Karten findet sich die geringste Andeutung von französischen Niederlassungen wie Petit-Dieppe und Gestro-Paris. Beweise genug, daß erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts die

Europäer wahrhafte Kenntniß von der Westküste Afrikas jenseits des Cap Bojador erhalten haben und zwar allein durch die Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer. Diese Beweise vervollständigt der Hr Verf. noch in den folgenden §§. XII — XXI (S. 140 — 227) durch eine höchst interessante historische Untersuchung über den Zustand des Seehandels der Normandie um das 14. Jahrhundert, über die Stellung, welche die Geographen des 14. und 15. Jahrhunderts Guinea anwiesen, und über die Zeiten, in welchen die Franzosen, Spanier und Engländer die Küste von Guinea zu besuchen anfangen, eine Untersuchung, welche, gestützt auf zahlreiche Documente aus portugiesischen Archiven und eine Literatur, wie man sie nur in Paris zusammen findet, eine Fülle neuer Resultate zu Tage fördert, auf die wir jedoch eben deshalb den Leser selbst verweisen müssen. Nur eins erlauben wir uns daraus hervor zu heben, d. i. den in dem §. XV geführten Beweis, daß im Mittelalter der Name Guinea, der zuerst durch die Araber uns überliefert wurde, von verschiedenen Geographen sehr verschiedenen Theilen der Westküste von Afrika beygelegt wurde, weil dieser Umstand (auf welchen auch Ref. schon in seinen Untersuchungen über die Negerländer der Araber aufmerksam gemacht hat) von der größten Wichtigkeit ist zum Verständniß der Nachrichten, denen zufolge die von den Portugiesen im 15. Jahrhundert entdeckte Küste von Afrika durch italienische und catalanische Seefahrer schon über ein Jahrhundert früher besucht seyn soll. Der Herr Verf. betrachtet diese Nachrichten, nämlich die über die Expeditionen der Genuesen Doria und Bivaldi im 13. und die des Catalanen Don Jayme

Ferrer im 14. Jahrhundert in den letzten Paragraphen seines Werkes (S. 227 — 262) und zeigt, so schwierig in dieser Sache auch zu entscheiden ist, doch mit hinlänglicher Sicherheit, daß selbst, wenn diese Reisen den darüber aufgefundenen Notizen gemäß ausgeführt wären (was von der des Doria und Bivaldi sehr zu bezweifeln ist), dieselben doch zur Bekanntwerdung der Westküste Afrikas südwärts vom Cap Bojador nichts beygetragen hätten und den Portugiesen die Ehre der Priorität ihrer afrikanischen Entdeckungen nicht streitig machen könnten. Unserer festen Ueberzeugung nach stimmen wir hierin mit dem Hrn Verf. überein, müssen jedoch im Interesse der Wissenschaft den Wunsch aussprechen, daß der Hr Verf. sein Versprechen in einem besonderen Werke darüber Auskunft zu geben, was den Infanten zu seinen afrikanischen Expeditionen hauptsächlich veranlaßte und welche Zwecke er dabey vor Augen hatte, recht bald erfüllen möge, indem erst danach es möglich seyn wird, mit Bestimmtheit zu entscheiden, ob und in welchem Zusammenhange die Unternehmungen Heinrichs des Seefahrers mit jenen früheren, mißglückten und deshalb von der Welt unbeachtet gebliebenen Versuchen der Italiäner und Catalanen stehen, und ob in der That, wie ein großer Geograph unserer Zeit behauptet hat, die Araber den Portugiesen den Weg nach Indien gezeigt haben. Möge der Hr Verf. neben den vielen sonstigen Arbeiten, denen er sich namentlich durch seine Herausgabe der wichtigen Sammlung von Documenten zur Geschichte der politischen und diplomatischen Beziehungen Portugals zu anderen Staaten (*Quadro elementar das Relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diver-*

sas potencias do mundo , bis jetzt 4 Bde) unterzogen hat, Muße und Kräfte behalten, die Untersuchungen über die geographischen Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer zum Abschluß und damit diese glänzendste Periode der portugiesischen Geschichte zu der Klarheit zu bringen, welche die Wichtigkeit derselben einem Jeden, der ein tieferes Verständnis dieser Zeit der Verwirklichung der Wünsche von Jahrhunderten erstrebt, sehnlichst wünschen lassen muß.

Wir würden nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Bedeutung des besprochenen Werkes geben, wollten wir den dazu gehörigen Atlas mit Stillschweigen übergehen. Diese schöne Sammlung alter, zum großen Theil noch nicht edierter, Karten, zu deren Erläuterung der Hr Verf. hier und da in seinen Untersuchungen und namentlich in den Additions (S. 263 — 324) treffliche Fingerzeige gibt, dient nicht allein dazu die Beweise für die Priorität der portugiesischen Entdeckungen zu liefern, sondern beleuchtet auch die Geschichte der Kartenzeichnung und der Geographie des Mittelalters und der ersten Jahrhunderte der neueren Zeit in einer Weise, daß die Herausgabe dieses Atlases in der That in dieser Beziehung Epoche machend genannt werden muß. Ref. gesteht, daß, obgleich die wichtigen hierher gehörigen Arbeiten des Cardinals Placido Zurla, des Barons von Walckenaer und des Grafen Baldelli ihm nicht unbekannt waren, doch schon ein nur noch oberflächliches Studium dieser Kartensammlung ihm eine solche Fülle der Belehrung gewährt hat, daß er in Verlegenheit ist, in wenig Worten, wie es für eine Anzeige passend ist, einen Begriff zu geben von der Bedeutung, welche die Herausgabe dieser

eigentlichsten Quellen für das so schwere Studium der Geschichte der Erdkunde hat, und daß er sich nur ungern darauf beschränkt, auf eins der nächsten Resultate, die sich aus der ersten Vergleichung dieser Karten unter einander und mit denen, welche wir von den Arabern aus jener Zeit besitzen, heraus stellen, aufmerksam zu machen. Dies ist die augenscheinliche Bestätigung der zwar öfters schon ausgesprochenen, bis jetzt jedoch nur wenig bewiesenen Behauptung, daß der neue Umschwung, welchen die Geographie zu Ende des Mittelalters nahm, vornehmlich der Entwicklung des Seehandels im mittelländischen Meere und der dadurch bewirkten commerciellen Berührung des Abendlandes mit dem Morgenlande zu verdanken ist. — Die hier mitgetheilten Karten aus dem Mittelalter zerfallen nämlich in zwey ihrem Charakter nach wesentlich von einander verschiedene Classen. Zu der ersteren gehören die so genannten Mappemondes (Mappamundi) von kreisförmiger Gestalt, zur zweyten die so genannten Portulanos (Hafenkarten). Die zur ersteren Classe gehörigen sind ganz ohne geographische Anschauung construiert, sie sind das Werk von Gelehrten, die, wie bekannt, im Mittelalter ihre geographischen Kenntnisse einzig und allein aus den Werken des Alterthums schöpften, und sie zeigen deshalb in ganz roher Zeichnung nur die bewohnte Welt (*ἡ οἰκουμένη*) nach den Begriffen der Alten. Auf den älteren dieser Erdtafeln wird durchaus keine Rücksicht genommen auf eine Eintheilung nach Längen- oder Breitengraden, selbst nicht auf die nach Klimaten. (Die Linien auf der Karte der Bibl. Cotton., welche aus dem 11. Jahrhundert seyn soll, sind schwerlich als mathematische oder geographische Eintheilungs-

linien anzusehen). Zwey dem Durchmesser des Kreises von Nord nach Süd parallele Linien stellen den Hellespont und das Meer, welches die Küsten von Klein-Asien und Syrien bespült, vor. Zwey andere Parallellinien von Westen her nach den beiden genannten gezogen, schließen den übrigen Theil des mittelländischen Meeres ein. Zwey die Tafel begrenzende concentrische Kreislinien schließen das den Erdkreis umgebende Weltmeer ein. Die ganze östliche Hälfte (doch ist die Orientierung der Karten nicht immer die jetzt gebräuchliche) der Erdscheibe nimmt Asien ein, den nordwestlichen Theil Europa, den südwestlichen Afrika. Im entferntesten Osten ist das Paradies; Jerusalem, vorgestellt durch eine bethürmte Stadtmauer, liegt gemeinlich im Centrum der Erdscheibe; ähnliche Zeichnungen deuten die Lage von Rom, Constantinopel und einiger anderer Hauptstädte an. Die Namen der hauptsächlichsten Staaten und Herrscher sind ganz willkürlich ohne Rücksicht auf Chronologie und geographische Lage in die einzelnen Erdräume eingeschrieben. Zu dieser Classe von geographischen Karten, wenn man sie so nennen darf, gehören\*): 1) Eine Welttafel aus einem Manuscripte der Bibliothek zu Leipzig, wahrscheinlich aus dem 11. Jahrhundert; 2) eine dgl. aus einem Mscpte des 12. Jahrhunderts der königl. Bibliothek zu Turin; 3) und 4) zwey dergl. aus der Abhandlung: *de imagine mundi* des Honorius von Autun aus dem 12. Jahrhundert (beide illuminirt); 5) bis

\*) Wir umfassen in dieser Aufzählung zugleich eine Sammlung von 12 Karten, welche der Hr Verf. in den Jahren 1842 und 1843 nach dem Erscheinen des Atlasses noch heraus gegeben und welche Ref. gleich wie jenen der Güte des Hrn Verfs verdankt.

8) vier dergl. aus der Abhandlung gleichen Titels des Gauthier de Metz aus dem 12. Jahrhundert; 9) eine dergl. aus einem Mscpte des 14. Jahrhunderts betitelt: De statu Sarracenorum des Guilielmus de Tripoli; 10) eine ähnliche aus derselben Zeit aus der kaiserlichen Bibliothek zu Wien; 11) Erdtafel der Chroniken von St. Denis (1364 bis 1372) aus der Bibliothek St. Geneviève (mit der eigenhändigen Namensunterschrift Carls V. von Frankreich); 12) Globus des Nicolas d'Orsme vom Jahre 1377 zu seinem *Traité de la Sphère* (schön illuminiertes Facsimile); 13) Welttafel der Abhandlung: *De Imagine Mundi* des Pierre d'Abilly vom Jahre 1410 (gleichfalls illuminiert). — Gänzlich verschieden von diesen Karten sind die der zweyten Classe, die so genannten Portulanos. Während auf den eben genannten von einer Darstellung der wahren Gestalt der Länder und Meere kaum eine Spur ist, finden wir auf diesen die Küsten mit Sorgfalt, oft mit bewunderungswürdiger Genauigkeit des topographischen Details, wenn auch noch oft fehlerhaft in der relativen Orientierung, verzeichnet. Es sind dies Seekarten, zum practischen Gebrauche für Seefahrer gezeichnet, deshalb auch mit den Strichen des Compasses (rhumbs) versehen, wie unsere heutigen Seekarten. Der Hr Verf. theilt, sich auf seinen Hauptzweck beschränkend, von dieser Art von Karten nur Fragmente, die Westküste Afrikas mit, was zu bedauern ist, doch reichen auch diese schon hin zu zeigen, daß mit dieser Art der Kartenzzeichnung, welche unzweifelhaft von Seefahrern ausging, welche die Küsten nicht nach theoretischen Ansichten, sondern nach Peilungen (bearings), also nach wirklichen Beobachtungen zeichneten, eine neue Aera für

die Geographie anfang. Die Karten dieser Art, von welchen der Atlas Proben enthält, sind: 14) Karte der Pizzigani aus dem Jahre 1367 der Bibliothek zu Parma (vergl. dazu: Pl. Zurla, dissert. di Marco Polo cet. T. II. Apend. p. 318 sq.); 15) Karte der Pinelli-Bibliothek aus den Jahren 1384 — 1400 aus der Sammlung des Baron Walckenaer; 16) Karte der Bibliothek zu Weimar aus dem Jahre 1424; 17) Karte des Andrea Bianco vom Jahre 1436 (vergl. Pl. Zurla, a. a. D. S. 329 ff.); 18) Karte des Gabriel de Bal-sequa 1439 zu Mallorca gezeichnet; 19) Karte des Grazioso Benincasa vom Jahre 1467 in der Pariser Bibliothek (schön illum. Facsimile); 20 a und b) 2 Karten von demselben vom Jahre 1471 auf der Vaticana zu Rom (vgl. Pl. Zurla, a. a. D. S. 351 ff.); 21) Africa do Mappamundi de Juan de la Cosa, Piloto de Christavaõ Colombo en 1493, desenhado en 1500 (sehr schönes Facsimile dieses Theils des im Besitze des Baron von Walckenaer befindlichen Originals, von welchem Herr v. Humboldt im 5ten Theile seines Examen crit. den Amerika betreffenden Theil hat nachstechen lassen); 22) Afrika der Weltkarte zu Weimar, deren Titel: Carta Universal, en que se contiene todo lo, que del mundo sea descubierto hasta a ora; hizola un Cosmographo de su Magestad ano MDXXII. (sehr interessantes Facsimile); 23) Afrika des Diego Ribero vom Jahre 1529 in der Bibliothek zu Weimar, von welcher Sprengel Amerika heraus gegeben hat; 24) Les premières oeuvres de Jacques de Vaulx, pilote pour le Roi en la Marine 1533 (sehr schönes, illum. Facsimile); 25) Afrika der Karte des Joan Martines, 1567 zu Messina gezeichnet



(prachtvoll illum. Facsimile). — Die Karten dieser Art sind von denen der ersten Classe so durchaus verschieden, daß ihre Vergleichung unter einander chronologisch geordnet, wie der Atlas sie gibt, gänzlich unfruchtbar zur Erkenntniß der allmählichen Fortschritte der Kartenzeichnung und der Geographie seyn würde, wenn wir nicht noch eine Anzahl von Karten besäßen, auf welchen wir einen Uebergang von der ersten Art zur zweyten wahrnehmen und zugleich deutlich erkennen könnten, wie die von den Italiänern und Catalanen im Mittelalter durch ihren Seehandel erworbenen nautischen und geographischen Kenntnisse diese große Umwandlung der Karten allmählich bewirkt haben. Zuerst zeigt sich das Bestreben, die Grenzen zwischen Land und Wasser naturgetreuer darzustellen, indem man die geraden Linien in irreguläre Curven umwandelt, jedoch noch ziemlich willkürlich. Das zeigen die folgenden 7 Karten: 26) Welttafel des 11. Jahrhunderts aus dem britischen Museum; 27) Erdtafel der königl. Bibliothek zu Paris aus einem Manuscripte des 11. Jahrhunderts, betitelt: *Cosmographie d'Azaph*; 28) Erdtafel aus dem Brit. Museum in Mss. Roy. 14 C. IX. a. d. 13. Jahrhundert (sehr merkwürdig); 29) Erdtafel aus derselben Sammlung Mss. Roy. 14 C. XII. a. d. 13. Jahrhundert; 30) *Mappa terrae habitabilis in den Flores historiarum, sive hist. ab orbe condito ad ann. 1251, per Matthaeum de Paris*, Ms. Cott. des Brit. Mus. des 13. oder 14. Jahrhunderts; 31) Erdtafel eines Mscpts des *Po-lichronicon* von *Ranulphus Hygeden* des Brit. Museums aus dem 14. Jahrhundert; 32) Welttafel aus einem Mscpte des *Pomponius Mela* der Bibliothek zu Rheims aus d. Jahre 1417 (pracht-

volles Facsimile). — Nach und nach tritt in diesen krummen Linien die wahre Form der Küsten mehr erkennbar hervor und mit großer Vollkommenheit geschieht dies zuerst bey den Meeren, welche von den Seefahrern der apenninischen und pyrenäischen Halbinsel am meisten befahren wurden, den Becken des mittelländischen und des schwarzen Meeres. Man vgl. hierzu die folgenden Karten: 33) Welttafel des Marino Sanuto vom Jahre 1306 aus einem Mscpte der königl. Bibliothek zu Paris mit dem Titel: *Chronicon ad annum 1322* (interessantes illuminiertes Facsimile, welches im Einzelnen viele Abweichungen zeigt von der Nachbildung des Sanutischen Planisphär, welchen Bongars im 2. Theile seiner *Gesta Dei per Francos* nach einem Mscpte der *Secreta fidelium Crucis* aus dem Jahre 1321 hat nachstechen lassen); 34) Planisphär des Fra Mauro vom Jahre 1460, worüber der Cardinal Zurla eine eigene Abhandlung mit einer vollständigen Abbildung begleitet, geschrieben hat. 35) Globus des Martin Behaim vom Jahre 1492 (der Afrika betreffende Theil, interessant wegen der Darstellung der Ostküste dieses Welttheils und der des indischen Meeres, vgl. dazu von Murr, *diplomatische Geschichte Martin Behaims und Ghillany, der Erdglobus des Martin Behaim, Nürnberg 1842*); 36) Karte von Afrika aus der 1508 zu Rom erschienenen Ausgabe der *Geographie des Ptolemäus*; 37) Karte von Afrika zum Ptolemäus der Ausgabe von Strassburg aus dem Jahre 1513. — (Zu dieser Classe von Karten würden wir auch die Karte von Afrika und den *Portulano* der Mediceischen Bibliothek vom Jahre 1351 zählen, den der Graf Baldelli in seiner Ausgabe des *Milone di Marco*

Polo erläutert hat). — Um die Zahl sämtlicher Karten dieses Atlasses vollständig anzugeben, führen wir noch die folgenden an, welche von speciel-lerem Interesse für die Geschichte der afrikanischen Entdeckungen sind und zugleich den Beweis liefern, daß die Franzosen bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts nicht daran gedacht haben, den Portugiesen die Priorität ihrer afrikanischen Entdeckungen streitig zu machen. Es sind dies: 38) Westküste von Afrika nach der Karte des Guillaume Levasseur von Dieppe vom Jahre 1601; 39) dieselbe nach der Karte des Jean Dupont von Dieppe vom Jahre 1625 und 40 a und b) Afrika nach der Karte des Jean Guerard von Dieppe aus dem Jahre 1631, welche zum ersten Mahle den Namen Petit-Dieppe enthält.

Schließlich müssen wir noch darauf aufmerksam machen, daß die Untersuchungen des Vicomte von Santarem über die afrikanische Geographie bey dem Zeitpuncte anfangen, mit welchem die endigen, welche Herr Desborough Cooley in seinem *Negroland of the Arabs* (London 1841) bekannt gemacht hat. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir hier noch weiter auf dies interessante Werk, in welchem der Ref. viel Uebereinstimmung mit seinen eigenen gleichzeitigen auf denselben Gegenstand gerichteten Untersuchungen (Geographische Entdeckungen der Portugiesen unter Heinrich dem Seefahrer) gefunden hat, eingehen, doch darf er dasselbe Allen, welche sich für die Geographie Afrikas während des Mittelalters interessieren, auf das Beste empfehlen. — Die Ausstattung der angezeigten Werke ist sehr schön, der prachtvolle Atlas ist auf Kosten der portugiesischen Regierung heraus gegeben. Wp.

## S e i d e l b e r g ,

bey J. C. B. Mohr 1844. Ueber den Begriff und die Strafe des Kindsmordes nach der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. mit Rücksicht auf das römische und altgermanische Recht. Ein Beitrag zur Interpretation der Artikel 35. 36 und 131 der Carolina, von Ludwig Jordan, beider Rechte Doctor. XXXIV und 117 S. in Octav.

Gewiß darf man es eine erfreuliche Erscheinung nennen, daß in neuerer Zeit bey der Bearbeitung des deutschen Criminalrechtes auch dem speciellen Theile dieses Zweiges der Rechtswissenschaft, oder der Lehre von den einzelnen Verbrechen, in Monographien mehr Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Mag dies auch bey einer gewissen Verbrechensklasse, insbesondere hinsichtlich des Kapitels vom Hochverrath eine nur zu traurige Veranlassung in Ereignissen der jüngsten Zeiten finden; in anderen Fällen ist es ohne Zweifel ein rein wissenschaftlicher Grund, welcher zur Bearbeitung der Lehre von mehreren einzelnen Verbrechen z. B. der Gewaltthätigkeit, des Betrugs, Diebstahls, Raubes, Unterschlagung, Entführung, Nothzucht u. s. w. hingeführt hat. Auch der Verfasser der obigen, mit ihrem vollständigen (jedoch manchen Ausstellungen ausgesetzten) Titel angeführten, Schrift darf daher keinen Vorwurf fürchten, wenn er das in practischer Hinsicht so höchst wichtige, in der Theorie (und zwar nicht bloß der gemeinrechtlichen, sondern auch der particularrechtlichen) so manchen Controversen unterliegende Verbrechen des Kindsmordes, dessen bekannte Bearbeitung durch Gans wohl nie den wissenschaftlichen Anforderungen zur Genüge entspro-

chen hat, für seinen ersten schriftstellerischen Versuch als Gegenstand sich erwählt hat. Dem Verfasser gebührt dabey im Allgemeinen das Lob des Strebens nach gründlicherer Forschung, sowie eines gewissen Geschicks und gesunden Tacts in der Behandlung des positiven Materials; besonders diejenige Partie der Abhandlung, welche sich speciell mit der Stellung und Behandlung des Kindesmordes im System der P. G. D. beschäftigt, darf als die gelungenere bezeichnet werden. Die ziemlich ausführliche Einleitung, betreffend die allgemeine Auffassung des Verbrechens in der Theorie, Praxis und Gesetzgebung, ist nicht frey von manchen mehr oberflächlichen und nicht satzsam geprüften Bemerkungen; die eigentlich auch zur Einleitung gehörige, schon oft genug vorgekommene, Aufstellung des, nach gewöhnlicher Ansicht so sehr divergenten, Strasprincipis im römischen und altgermanischen Recht und dessen weitere Ausführung im ersten und zweyten Kapitel darf wohl mehr als Specimen eruditionis, denn als wirklich zur Sache gehörig betrachtet werden. Ein wesentliches Verbindungsglied zwischen dem römischen Rechte und der P. G. D., die Theorie und Praxis des Mittelalters, besonders die italiänische, hat der Verf. wenn auch nicht übersehen, doch übergangen. Die ganze Arbeit ist aber in so fern Bruchstück, als es noch an der wirklich practischen Entwicklung des Begriffes und Thatbestandes des Verbrechens fehlt. Denn daß der Standpunct gegenwärtig ein ganz anderer ist, als der der P. G. D., liegt am Tage; seine Grundlagen genauer zu erforschen und zu verfolgen ist deshalb von hohem Interesse, wobey es besonders auch darauf ankommen würde, die in Deutsch-

land herrschende Ansicht mit derjenigen zu vergleichen, welche bey der Motivierung des Code pénal im ganz entgegengesetzten Sinne ausgesprochen worden ist. Bloß die Furcht vor dem Verluste der Geschlechtschre ist es allerdings nicht, was die besondere Auffassung des Verbrechens rechtfertigt. Auch die P. G. D. hat in den Worten 'ihre geübte Leichtfertigkeit verborgen zu halten' kein wesentliches Requisite des Thatbestandes bezeichnen wollen, obwohl auch der Verf. der P. G. D. diese einseitige Auffassung unterlegt und durch eine unrichtige Combination der Art. 35, 36 und 131 deshalb auch die Verheimlichung der Schwangerschaft als wesentliches Merkmal des Begriffes hinstellt, während es doch nur der enunciativ erwähnte gewöhnliche Fall ist, den das Gesetz vor Augen hat. Rathsamer würde es gewesen seyn, die Arbeit nicht bruchstückweise zu edieren, indem die einzelnen Stadien der legislativen und wissenschaftlichen Entwicklung der Rechtsbegriffe und die verschiedenen Elemente des gemeinen Rechtes in einer zu innigen Verbindung stehen und einen zu eigenthümlichen Verschmelzungs-Prozeß durchlaufen sind, als daß das Eine ohne das Andere ein relevantes wissenschaftliches Resultat gewähren könnte. Die neuerlich mehrfach beliebte Methode bloße Vorarbeiten als selbständige Opuscula in die Welt zu schicken, verdient keine Billigung.

Zachariä.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

169. Stück.

Den 21. October 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften sind am 7. d. M. von dem Prof. Wöhler die Resultate einer Untersuchung über einen im academ. Laboratorium von Hrn Bodeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl, vorgelegt worden.

Zu Idria in Illyrien versuchte man vor einigen Jahren ein neues Verfahren der Quecksilber = Gewinnung anzuwenden; man bekam dabey aus den bituminösen Erzen als Nebenproduct eine mit Quecksilberkugeln vermischte schwarze, weiche Masse, von der dem Prof. Wöhler eine Portion, unter dem dort üblichen Namen Stupp, von Hrn A. Löwe in Wien mitgetheilt wurde. Da diese Quecksilbererze das von Dumas entdeckte Idrialin enthalten, so lag die Vermuthung nahe, daß auch der Stupp diesen seltenen Körper enthalten werde. Allein Hr Bodeker, der hierüber Versuche anstellte, fand bald, daß dies nicht der Fall war, sondern daß jenes Destillationsproduct statt dessen einen neuen Körper enthielt, der durch die Beziehung,

in der er seiner Zusammensetzung und Entstehung nach zu dem Idrialin steht, von Merkwürdigkeit ist. Er ist ein organischer Kohlenwasserstoff, so zusammen gesetzt, daß er als das Radical vom Idrialin betrachtet werden kann. Hierauf bezieht sich der dafür gewählte Name Idryl.

Das Idryl wurde auf die Weise aus dem Stupp ausgezogen, daß dieser wiederholt mit Alkohol ausgekocht und die nach dem Abdestillieren des Alkohols zurück bleibende weiche, braune Masse, das noch unreine Idryl, in concentrirter, siedendheißer Essigsäure aufgelöst und daraus krystallisiert erhalten wurde. Durch wiederholtes Umkrystallisieren aus Alkohol wurde es vollkommen rein erhalten.

Das Idryl stellt eine aus feinen Krystallblättchen bestehende, sehr lockere, schimmernde Masse dar, die nicht ganz farblos ist, sondern stäts einen Schiller ins Gelbgrüne zeigt. Es hat einen kaum bemerkbaren Geruch und Geschmack. Es schmilzt bey  $86^{\circ}$  C. zu einem klaren, blaßgelben Liquidum, und erstarrt bey  $79^{\circ}$  zu einer concentrisch strahligen, undurchsichtigen, fast farblosen Masse. Weiter erhitzt, sublimiert es sich leicht und vollständig in Form eines äußerst feinen und lockeren Staubes, bestehend aus zarten Blättchen, die ausgezeichnet schön irisiren.

In Alkohol, Aether, Terpenthinöl, Essigsäure löst es sich bey gewöhnlicher Temperatur wenig, bey Siedhize aber so leicht, daß die gesättigten Lösungen in den drey ersteren beym Erkalten erstarren. Eine sehr geringe Menge ist hinreichend, die Lösung schön blaulich irisierend zu machen, ähnlich einer sauren Lösung von schwefelsaurem Chinin. Concentrierte Schwefelsäure färbt sich damit schon bey gewöhnlicher Temperatur goldgelb;



erwärmt, löst sie es reichlich auf zu einer tief grüngelben Flüssigkeit, die sich mit Wasser klar mischen läßt. Erst beym stärkeren Erhitzen entwickelt sich schweflige Säure. Auch diese Lösungen schillern stark blaulich. Dieses Verhalten zu Schwefelsäure und sein niedriger Schmelzpunkt, unterscheiden das Idryl wesentlich vom Idrialin, das von Schwefelsäure mit intensiv blauer Farbe aufgelöst wird und dessen Schmelzpunkt jedenfalls über  $156^{\circ}$  liegt, daher es auch nicht, wie das Idryl, in heißem Terpenthinöl schmelzbar ist. Auch läßt sich das Idrialin selbst in einem Strom von Kohlenensäuregas nicht unzersezt sublimieren; nur ein kleiner Theil entgeht dabey der Zersetzung. Eben so bestimmt unterscheidet sich das Idryl vom Chrysen, das eine gelbe Farbe hat, erst bey  $230^{\circ}$  schmilzt und in Alkohol ganz unlöslich ist.

Die Analysen des Idryls wurden mit Kupferoxyd gemacht, auf die Art, daß es in einem länglichen Platingefäß geschmolzen in das Verbrennungrohr eingebracht und die Verbrennung zulezt mit Anwendung von reinem Sauerstoffgas bewirkt wurde.

Als Mittelzahlen von zwey gut übereinstimmenden Analysen wurden für seine Zusammensetzung erhalten:

		berechnet nach $C^3H$ .
Kohlenstoff	— 94,568	94,75
Wasserstoff	— 5,459	5,25

$C^3H$  ist aber merkwürdigerweise die relative Aequivalent = Zusammensetzung, die von Dumas für das Idrialin, von Laurent außerdem für das Chrysen angegeben worden ist. Dies gab Veranlassung, zunächst das Idrialin einer neuen Ana-

lyse zu unterwerfen, um so mehr, als Dumas selbst die Richtigkeit der einzigen, von ihm ange-  
stellten Analyse bezweifelt (Traité T. V. p. 651).

Das Idrialin wurde hierzu nach dem Verfahren von Dumas aus Idrialit dargestellt und durch Umkrystallisieren theils aus reinem Terpenthinöl, theils aus einem Gemische desselben mit Alkohol, theils aus Aceton gereinigt. Nach dem Auspressen bildete es eine schön perlfarbene, glänzende Masse, frey von Quecksilber.

Als Mittel von 4 sehr nahe überein stimmenden Analysen wurde folgende Zusammensetzung erhalten:  
berechnet nach  $C^{42}H^{14}O$ .

Kohlenstoff	— 91,828	91,990
Wasserstoff	— 5,299	5,094
Sauerstoff	— 2,873	2,916.

Das Idrialin ist also nicht ein bloßer Kohlenwasserstoff, sondern enthält unzweifelhaft Sauerstoff. Aber Kohlenstoff und Wasserstoff sind in der That darin in demselben relativen Verhältnis wie im Idryl enthalten; und ist es richtig, das Idryl als das Radical des Idrialins zu betrachten, so muß die Zusammensetzung des Idryls durch die Formel  $C^{42}H^{14}$  ausgedrückt werden. — Einige Versuche, aus dem Idrialin Idryl darzustellen, gaben nicht das erwartete Resultat; indessen ist nicht zu zweifeln, daß das in dem Stupp enthaltene Idryl aus Idrialin entstanden ist, denn in dem Quecksilbererz war es nicht zu finden.

Aus Mangel an Material konnten leider weder eine Bestimmung seiner Dampfdichte gemacht, noch sein Verhalten zu Chlor und zu Schwefelsäure weiter verfolgt werden. Mit beiden vereinigt es sich; mit der letzteren bildet es eine gepaarte Säure, die mit Baryt und Bleoxyd lösliche Salze gibt

und vielleicht mit der von Schrötter beobachteten Idrialin = Schwefelsäure identisch ist.

Außer dem Idryl enthält der Stupp noch einen anderen, davon bestimmt verschiedenen, krystallisierbaren Körper, der aber zu einer näheren Untersuchung nicht in erforderlicher Menge erhalten werden konnte. Er setzte sich aus dem Alkohol, mit welchem der Stupp ausgekocht geworden war, so gleich beim Erkalten ab, während das Idryl aufgelöst blieb. Er bildete feine, blaß gelbe Blättchen, war in Alkohol und Essigsäure viel weniger löslich, als das Idryl, schmolz erst über 100°, sublimierte sich aber schon vor dem Schmelzen und wurde nur in der Wärme von concentrirter Schwefelsäure, und zwar mit braunrother Farbe, aufgelöst. Eine Analyse, die nur mit 0,140 Grm. angestellt werden konnte, gab:

Kohlenstoff	—	93,654
Wasserstoff	—	5,666
		<hr/>
		99,320.

### B e r l i n.

Druck und Verlag von G. Reimer 1844. Drei Vorlesungen über Gyps - Abgüsse, gehalten im Königlichen Museum zu Berlin von Eduard Gerhard. Nebst drei Bildtafeln: Aegineten, Parthenon, Niobe. 75 Seiten in Octav.

‘Die Providenz’, sagt Hr Gerhard, ‘die über den Trümmern der alten Kunst auf eine oft wunderbare Weise gewacht hat, ließ in drey Reihen zahlreiche und zusammen gehörige Musterstücke der alten Kunst uns zurück, wie wir zu einer tieferen Kenntniß derselben nur immer uns wünschen konnten; in ihnen ist eine dreysache Anzahl von Mar-

morbildern der besten griechischen Zeit, der edelsten Bestimmung, der ausgeprägtesten Kunstrichtung, der bedeutsamsten und ergreifendsten Darstellung uns erhalten; alle drey scheinen sie Tempelgiebel in den Zeiten von Griechenlands Freyheit geschmückt zu haben, und die Kunstrichtung, die in jedem dieser Statuenvereine eigenthümlich ist, stellt die verschiedenen Entwicklungsstufen der fast oder durchaus vollendeten griechischen Kunst uns neben einander vor Augen; tritt nun aber zu dieser *natura eximia atque illustris*, wie wir den hier behandelten Stoff wohl nennen dürfen, eine *ratio conformatioque doctrinae* hinzu, wie sie sich von einem anerkannten Meister archäologischer Auslegung erwarten läßt, so wird auch wohl von selbst der ciceronianische Schluß seine Stelle finden: *tum illud nescio quid praeclarum ac singulare solere existere*. Zwar sind die vorliegenden drey Vorträge nur für ein größeres und gemischtes Publicum bestimmt, dem die Geschichte und Bedeutung jener Probestücke drey scharf getrennter und doch so nahe verwandter Stufen hellenischer Kunst in gedrängter Uebersicht vor das Auge gestellt werden soll; doch auch abgesehen von dem belehrenden Interesse, das eine solche Uebersicht aus dem Munde eines Forschers, dem nicht leicht etwas dahin Gehöriges entgangen ist, schon als solche selbst für den Mann vom Fache haben muß, bringt es die unerschöpfliche Tiefe des Gegenstandes mit Nothwendigkeit mit sich, daß jeder neue Blick, welchen ein Kennerauge auf den wenn auch noch so oft besprochenen wirft, neue Seiten an demselben entdeckt, von welchen der Mitforscher Kenntniß zu nehmen nicht umgehen kann; und wenn es in der ersteren Hinsicht genügen würde, auf die Erschei-

nung dieses Büchleins aufmerksam gemacht zu haben, so gibt dasselbe in der andern noch zu manigfacher weiterer Betrachtung Anlaß. Namentlich gilt dieses von der mittleren Abhandlung, die sich freylich, weil sie an Gipsabgüsse geknüpft werden sollte, vorzugsweise nur mit dem östlichen Giebelfelde des Parthenon beschäftigt, weil von diesem allein noch wenigstens die Eckfiguren beider Seiten unter den Schätzen des britischen Museums vollständig erhalten sind, wogegen wir den westlichen Giebel im Zusammenhange eigentlich nur noch aus der vor der Zerstörung des Jahres 1682 durch den französischen Mahler Carrey genommenen Zeichnung kennen; während aber diese Seite eben auf den Grund jener Zeichnung sofort zur Deutung ihrer Composition zu schreiten erlaubt, deren wesentliche Grundzüge, wie sie namentlich von unserem Otfried Müller bereits 1827 in der Abhandl. de signis olim in postico Parthenonis fastigio positis gegeben worden sind, wohl als sicher betrachtet werden dürfen, nahm die fehlende Mittelhandlung der andern zunächst lediglich die restaurierende Künstlerphantasie in Anspruch; und so erscheint gegenwärtige Abhandlung als der erste Versuch, auch für sie die Totalidee eines in sich geschlossenen Organismus zu ermitteln, die dann auch für die bisher versuchten Einzeldeutungen der erhaltenen Figuren als Maßstab der Beurtheilung dienen kann.

Hinsichtlich der Ergänzung der fehlenden Mittelgruppe kehrt Hr Gerhard gewis mit vollem Rechte zu der Annahme von Quatremere de Quincy zurück, daß Pausanias Nachricht, nach welcher auf diesem Giebelfelde die Geburt der Athene dargestellt war, wörtlich und buchstäblich zu verstehen

und nicht wie Sockerell und selbst Müller (in Ersch und Grubers Encykl. B. VI. S. 239) gethan haben, in eine Einführung der Neugeborenen in den Götterkreis umzudeuteln sey: wie geläufig der älteren griechischen Kunst die Vorstellung der aus dem Haupte des Vaters Zeus hervor springenden Götterjungfrau war, ist aus Vasenbildern und analogen etruskischen Spiegelzeichnungen zur Genüge bekannt, und auch in künstlerischer Hinsicht macht Hr Gerhard noch besonders darauf aufmerksam, wie geeignet eben die Erscheinung des gewappneten Athenebildes über dem Haupte des thronenden Götterkönigs gewesen sey, den hoch anstrebenden Mittelpunkt des Giebels einzunehmen, den nach der andern Ansicht der sitzende Zeus allein mit aller seiner Majestät auszufüllen nicht hingereicht hätte. Nur hinsichtlich der übrigen Nebenfiguren dieser Mittelgruppe weicht er in so fern von Quatremere de Quincy ab, als dieser theils zu wenige Götter um den König in ihrer Mitte versammelt, theils jene selbst zu modern aufgefaßt und gruppiert hatte, um neben der einfachen Größe der erhaltenen Eckfiguren bestehen zu können; unser Verf. geht von der Idee aus, daß in dem hehren Augenblicke vor Allen die zwölf Hauptgötter des hellenischen Systems anwesend seyn müssen, und hat demgemäß seine Ergänzung mit besonderer Rücksicht auf die aus dem ersten Bande der Vasenbilder hier wiederholte Darstellung so angelegt, daß wir, ohne ihre Einzelheiten vertreten zu wollen, ihr jedenfalls das Prädicatum echt antiker Haltung im Ganzen nicht versagen können.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

170. 171. Stück.

Den 24. October 1844.

---

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Drei Vorlesungen über Gyps-Abgüsse, gehalten im Königlichen Museum zu Berlin von Eduard Gerhard.'

Die Hauptsache bleibt inzwischen die Idee des Ganzen, die wir mit Hr Gerhards eigenen Worten darlegen wollen, um dann noch einige nähere Betrachtungen daran zu knüpfen: 'es war ein religiöses Welt- und Schöpfungs-Drama, von welchem in diesen erhabenen Trümmern uns einige mächtige Spuren erhalten sind, dargestellt durch den Himmelsgott Zeus, der zur Vollendung des Schöpfungsactes die Göttin des höchsten Lichtes aus seinem unwölkten Haupte gebiert: um ihn versammelt bey jenem großen Weltereignis sich nicht nur der ganze Kreis olympischer Himmelsgötter, auch die entfernteren und geheimern Göttermächte, die düsteren Sprossen alter Titanenherrschaft, werden bey solchem Anlaß zugleich mit den dienenden Götterboten gewaltsam aufgereggt! In ungeförter Bewegung bleiben nur Helios und Se-

lene; die fest gegründete Ordnung der Tageszeiten wird durch keinen erweiterten Götterkreis mehr geändert; was aber werden die Erdmächte, was die Göttinnen geheimer Weihe Demeter und Kora, was ihr erster göttlicher Eingeweihter Herakles sagen, wenn ihnen nun Iris die Götterbotin Athens Geburt berichtet? Was werden die Schicksalsmächte forthin vermögen, wird Klotho noch spinnen, Atropos den Faden noch abschneiden dürfen, wenn Nike die Siegesgöttin von ihnen geht und allen künftigen Sieg Pallas Athenen zu eigen gibt? Fragen dieser Art mußten vom Standpunct attischer Religion aus eröffnet, es mußte der Blick des Beschauers auf alle Bezüge des Cultus gelenkt, aller mächtigsten Götter Verhältnis zur Göttin Athens angeregt und dargelegt werden, um Priester und Weise zugleich mit der schaulustigen Menge am großen Kunstwerke des Parthenongiebels genießen und das große Schöpfungsbild zum Ruhme ihrer Burggöttin wirken zu lassen.' So weit der Verf., der also, wie man sieht, hinsichtlich der Auslegung der erhaltenen Figuren im Wesentlichen mit Visconti überein stimmt, insbesondere die drey weiblichen Figuren der linken Giebelseite als die Mören, die der rechten als Iris, Demeter und Kora auffaßt, und für den gewöhnlich so genannten Theseus, der sich an die letzteren anlehnt, sogar seine eigene frühere Ansicht, die ihn mit Welcker als Sakchos nahm (Basenbilder B. I. S. 20), aufgibt, um freylich mit anderer Beziehung, als von Visconti geschehen, zu dessen Herakles zurück zu kehren; die Wechselbeziehung aber, in welche sein Scharfblick erst hier diese einzelnen Gestalten mit dem Gegenstande des Ganzen und der Mittelgruppe gesetzt hat, gehört ihm ganz eigen; und wenn er es gleich nicht für nö-



thig gehalten hat, noch einen Schritt weiter zu gehen und diese seine Gestaltung des östlichen Siebelfeldes zugleich mit der Composition des westlichen in Parallele zu setzen, so wird doch auch diese nur eine neue Bestätigung seiner schönen Auslegung darbieten. Bekanntlich ist die Idee des westlichen Siebelfeldes, worin alle neueren Deutungen überein kommen, der Sieg der Sittigung über die rohe Naturkraft: Poseidon hat das Roß geschaffen, aber erst Athene lehrt es bändigen und gewinnt dadurch den Sieg über ihren Gegner, der dessen eigene Schöpfung auf ihre Seite herüberzieht; und diesem Grundgedanken entsprechend sind dann auch die übrigen Figuren auf beiden Seiten so vertheilt, daß rechts auf Athene und den Rossebändiger Erichthonios oder Erechtheus die übrigen Gestalten aus Athens ältester Staats- und Culturgeschichte folgen, während sich links an Poseidon Amphitrite oder Thalassa, Ge Kurotrophos und andere Vertreter und Personificationen physischer Erscheinungen anschließen, die, so schwer sie auch nach der unsicheren Grundlage der Carrenschen Zeichnungen im Einzelnen zu bestimmen sind, doch wenigstens nichts enthalten, was dem angegebenen Grundgedanken zuwiderliefe. Wie überraschend kehrt nun aber dieser nämliche Gedanke in der Gerhardischen Auffassung der vorderen Gruppe wieder? Auch hier links die kalten Vertreterinnen der ewigen Nothwendigkeit, deren höchstes Gesetz die physische Weltordnung ist und für die es nichts Bleibendes gibt als das Untergehen; rechts 'die Bezähmerin wilder Sitten', wie sie unser Dichter nennt, 'die den Menschen zum Menschen gefellt, die in friedliche feste Hütten wandelte das bewegliche Zelt', mit ihrer Tochter, dem Symbol des Lebens, das aus dem Tode hervor geht und da-

durch das Auge des Geistes über die enge Schranke des Diesseits hinaushebt, endlich Herakles der Bezwingen der Ungeheuer, der Begründer griechischer Sittigung, dessen göttliche Kraft selbst dem Tode nicht erlag; und in der Mitte zwischen beiden wiederum die Göttin des Lichtes und der Weisheit, des Friedens und des Sieges, dieselbe, die Herakles in seinen Kämpfen beystand und der Drestes die Oberhand über die verfolgenden Mächte der Unterwelt verdankte; — wer könnte da noch zweifeln, daß der Künstler mehr als eine bloße Götterversammlung, daß er das Werden einer neuen Zeit in ähnlicher Art wie Aeschylus in seinen Eumeniden habe verbildlichen wollen? Anderswo ist es Apoll, in dem sich der Gegensatz eines neuen ethischen Principes gegen das natursymbolische früherer Religion ausspricht; für das perikleische Athen aber nimmt dessen Stelle die jungfräuliche Göttin ein, deren Aetherglanz sich zu seiner Sonnenhelle eben so verhält, wie attische Intelligenz zu dorischer Harmonie; und je reicher die attische Sage auch unabhängig von ihr an Zügen uralter Cultur und Sittigung war, desto heller mußte ihr Name strahlen, wenn in ihr als der Personification des attischen Gesamtstaates alle jene Radian der Einzelculte zusammen liefen. Ihre Geburt ist gleichsam die offenbare Vollendung dessen, was andere Culte nur im Dunkel der Mysterien ersehnt und erstrebt hatten; in demselben Augenblicke wendet der Sieg den alten Schicksalsmächten den Rücken, und vernehmen die eleusinischen Gottheiten mit freudigem Erstaunen die himmlische Botschaft — das ist der Gedanke des vorde- ren Giebels; — und wie diese Hoffnungen dann in Erfüllung gehen, und wo sie zumeist in Erfüllung gehen, welches Land die neugeborene Jung-

frau vor allen zu ihrem Sitze und damit zum Sitze und Mittelpuncte der auf Intelligenz und Industrie begründeten Cultur erwählt, das stellt der hintere Giebel auf eine Art dar, die selbst, wie gesagt, wieder ihr Licht auf das Verständniß des vorderen zurück wirft. Was dort zunächst nur eine religiöse Bedeutung hat, gewinnt hier zugleich eine historisch politische, indem geradezu Attika als der Schauplatz jener natur- und schicksalbezwingenden Kraft der Göttin erscheint, und so rundet sich das Ganze zu einer antistrophischen Dichtung, die mit der Symmetrie des äußeren Parallelismus, welchen sie mit den äginetischen Giebelbildern gemein hat, die lebendigste Wechselbeziehung der Gedanken verbindet und uns Phidias Künstlergröße, die wir bisher nur in der technischen Ausführung seiner Schule bewunderten, noch in weit höherem Maße in der Erfindung zu erkennen lehrt.

Kürzer können wir über die beiden anderen Vorträge seyn, in welchen allerdings der Zweck überwiegt, dem größeren Publicum die Ergebnisse der gelehrten Forschungen neuester Zeit zugänglich zu machen. So ist für die Ägineten namentlich auch die Vergleichung der Vasengemälde herangezogen, aus deren Kreise Hr Gerhard außer dem bereits von Panofka (der Tod des Skiron und des Patroklos, ein Vasenbild des königl. Museums zur Bestätigung der äginetischen Statuenordnung u. s. w. Berlin 1836. 4.) in diesem Sinne angewandten auch dasjenige hat abbilden lassen, welches Inghirami Gall. Omer. II. 254 und aus ihm Müller Denkm. III. 47 von einer volcentischen Schale mittheilt; ein drittes noch bezeichnenderes finden wir übrigens jetzt in der neuesten Lieferung seiner außerlesenen Vasenbilder Nr. CXC, wo nur die Namen *Ἡελωο* (sic) und *Αιας* ver-

seht zu seyn scheinen, da jetzt nicht allein gegen den sonstigen Gebrauch die Griechen auf der linken Seite fechten, sondern auch der Bogenschütze dieser Seite offenbar barbarisches Costüme trägt. Hinsichtlich der Niobiden schließt sich Hr Gerhard im Wesentlichen an Welcker's Anordnung im Rhein. Mus. B. IV an und gibt demgemäß namentlich auch dem Münchener so genannten Ilioneus keinen Platz in seiner Zusammenstellung; nur die Lücke, die bey Welcker noch an der vorletzten Stelle der linken Seite blieb, füllt er, zuversichtlicher als dieser S. 264, mit der gewöhnlich als Psyche erklärten Figur aus, und bezweifelt dagegen die Thierschische Ergänzung der siebenten Tochter aus der vaticanischen Gruppe von Kephalos und Prokris: 'da jedoch jene Jünglingsfigur füglich auch ohne die vielleicht erst später mit ihm gruppierte und die Linienhöhe der Giebelfiguren unterbrechende Schwester sich denken läßt, so ist es wahrscheinlicher die noch fehlende in einem Marmor zu suchen, dessen Nachweisung uns nahe liegt: wir meinen die von den Erklärern bis jetzt unbeachtet gelassene, ihrem Charakter nach dem Statuenkreise der Niobe kaum vorzuenthaltende, weibliche Statue entsetzten und harrenden, aber gefassten Ausdruckes im königlichen Museum in Berlin' (S. 64; vgl. Berlins antike Bildwerke I, n. 123). Doch hierüber wollen wir um so weniger mit ihm rechten, als uns die Nummer XIX der archäologischen Zeitung, in welcher er diese Ansicht weiter zu begründen verspricht, noch nicht zugekommen ist; in seiner Abbildung hat er selbst mit Welcker die angebliche Prokris mit in die Gruppierung aufgenommen, und die Hauptsache bleibt uns jedenfalls, daß auch er die ursprüngliche Bestimmung dieser Gruppe für ein Giebelfeld mit seiner gewichtigen

Auctorität unterstützt, wovon sich bis auf den heutigen Tag noch so manche, namentlich praktische Künstler nicht überzeugen wollen. So war erst kürzlich wieder in der archäologischen Zeitung Nr. IX, S. 158 das Urtheil des Bildhauers Wolff zu lesen, daß er die vormahlige Aufstellung der Niobiden in einem Giebel für unzulässig halte, 'darum weil theils Apoll und Diana kaum fehlen dürften, theils und hauptsächlich weil mehrere Figuren jener Statuenreihe nicht zur Fernsicht von unten, sondern zur Ansicht auf gerader Linie mit dem Beschauer gearbeitet wären'. Auf den ersten Punct hat schon Thiersch Epochen S. 315, obgleich er selbst nicht einmahl für die pyramidalische Aufstellung ist, genügend geantwortet; hinsichtlich des zweyten sind wir der Ansicht, daß eine solche Berechnung des Effectes für den bestimmten Standpunct vor der Zeit des Lysippus in der griechischen Sculptur nicht vorausgesetzt werden könne. Es ist ein bekannter Ausspruch Lysipps, daß seine Vorgänger die Menschen gebildet hätten, wie sie seyen, er, wie sie zu seyn schienen; welches von beiden künstlerisch das Richtige, läßt sich streiten; kunstgeschichtlich aber werden wir hiernach jedenfalls berechtigt seyn, bey einer Gruppe, deren Entstehung wenigstens vor Lysippus fällt, jede Rücksicht auf das Verhältniß des Bildes zum Beschauer abzuweisen, und uns lediglich an seine Angemessenheit zu seiner Bedeutung und dem Begriffe seines Gegenstandes zu halten.

K. Fr. H.

### L y o n .

Imprimerie de Boitel 1842. Histoire et Critique de la Révolution Cartésienne par M. Francisque Bouillier, ancien élève de l'école

normale, profess. de philosophie à la faculté des lettres de Lyon. VII und 443 S. in Octav.

Zwischen das unbekümmerte Fortconstruieren der Philosophie trotz alles Mißlingens treten einzelne Punkte einer umfassenden Besinnung über Bedürfnisse, Aufgaben und Hilfsquellen der Speculation, die für jeden, der die Geschichte der Gedanken überblickt, immer einen eigenthümlichen Reiz besitzen werden. Descartes gehört unstreitig zu diesen Geistern, die mitten im Gewirre streitiger Meinungen und desorientierter Ansichten durch die Sammlung und Fassung ihres Denkens die Augen auf sich ziehen und als die Begründer einer neuen Zeit angesehen werden müssen. Der Anfang des Tractats de methodo spannt in der That die Erwartungen des Lesenden, ein vielfach im Leben herum geworfener Geist übersieht das Ganze einer reichen Erfahrung, innerlicher und äußerer Erlebnisse, und stellt sich mit einer Energie, der keine Unterwürfigkeit gegen verjährte Irrthümer und festgewordene Ansichten eine Fessel anlegt, die Frage nach der Möglichkeit und dem Quelle einer Wahrheit und Gewisheit. Dennoch ist diese Sonne der neuen Zeit nur in der voraus geschickten Morgenröthe wirklich majestätisch, ihren Ausgang aber begleitet die empfindliche Kälte einer getauschten Erwartung. Descartes war in seinem Anlaufe zur Philosophie gewis großartig, namentlich wenn wir die Verhältnisse der Zeit berücksichtigen, in der er lebte; mustern wir dagegen die Ergebnisse, die ein so rückichtsloses Streben nach Wahrheit zu Tage gefördert hat, so ist ihr Inhalt sehr unerheblich, wenn gleich ihre Nachwirkungen von großer Bedeutung für die Entwicklung der Philosophie gewesen seyn mögen. Für die Franzosen jedoch muß diese Erscheinung, diese Erinnerung an die einzige

Zeit, in der (in Frankreich wirkliche Philosophie mit einiger Intensität aufzublühen anfang, von besonderem Werthe seyn, und die Académie des sciences morales konnte schwerlich eine passendere Preisaufgabe stellen, als die Geschichte und Critik der Cartesischen Philosophie. Das vorliegende Buch ist von ihr würdig gehalten worden den Preis zu theilen. Ueber seinen Charakter zunächst zwey all-gemeinere Bemerkungen.

Wie wenig, trotz des gegentheiligen Anscheins, Frankreich geneigt seyn würde, sich ernstlich mit deutscher Philosophie zu beschäftigen, ließ sich eigentlich voraus sehen; dieses Buch zeigt aufs Neue, daß jene Beschäftigung den Franzosen zu ungewohnt war und daß sie, trotz alles Studiums, die Bedürfnisse des philosophierenden Geistes in sich noch nicht entwickelt haben, die vorhanden seyn müssen, ehe das Studium zum Verständniß führen kann. Leider aber kommt dazu noch sehr wahrnehmbar jene nationale Eitelkeit, die sich auf keinem Gebiete verleugnen kann. Nicht auf eine Darstellung der wichtigen von Cartesius namentlich der Naturwissenschaft geleisteten Dienste kommt es an, sondern darauf, aus der Révolution Cartésienne ein Seitenstück der Julirevolution, einen neuen Gegenstand nationaler Mythologie zu machen, und dieses mouvement Cartésien absorbiert vollständig in sich alle Leistungen der späteren Philosophen, die nur kleine Schößlinge dieses größten aller Denker sind, und von denen keiner eine Bewegung des Gedankens zu erzeugen gewußt hat, die gleich weit und tief in alle Beziehungen der Geschichte eingegriffen hätte. Eine solche Verehrung würde an sich zwar nur ein theatralischer Luxus, aber doch nicht gerade vom Uebel

seyh, wenn nicht ihre Ausschließlichkeit den Verf. in der That oft zu Ungerechtigkeiten gegen anderes Verdienst verleitete. Muß doch selbst Locke sich gefallen lassen, als Cartesianer behandelt zu werden, aus dem einzigen Grunde, weil er in seinem Buche der psychologischen Methode des Cartesius gefolgt sey, aus welcher Methode überhaupt der Verf. unbegreiflich viel macht, und um deren willen er den Cartesius den Vater der neueren Psychologie nennt.

Das Zweyte, was wir aus dem Buche hinweg wünschten, ist die emphatische Declamationsweise, die hier den eigentlich strengen philosophischen Stil dadurch ersetzt, daß sie zum Theil sehr populäre Gedanken mit einer Menge nicht hierher gehöriger Redensarten umkleidet. Was trägt es zur Critik einer rein theoretischen Ansicht bey, wenn in jedem Augenblicke und mit unzähligen Wiederholungen an die Verdienste erinnert wird, die sich ihre Urheber dadurch um die Menschheit erworben, und an die souffrances, die sie über sich genommen? Die dadurch entstehende Weitläufigkeit, deren Vermeidung ohne Schaden das Buch auf die Hälfte seines jetzigen Volumens würde zusammen gezogen haben, zeigt sich besonders in den einleitenden Abschnitten, welche von dem Gedankengange der Philosophie in den Arbeiten des Pomponatius, Vanini, Telesia, Campanella, Ficinus, Ramus und Bruno eine nur skizzenhafte Darstellung geben, dagegen vielfach sich in der Beschreibung der ziemlich gleich bleibenden Conflictte wiederholend, in welche diese Philosophien mit der Kirche geriethen.

Der Kern des Buches behandelt in zwey Abschnitten zuerst die Cartesianische Lehre selbst, dann



die Ecole Cartésienne. Der erstere umfaßt die Darstellung der metaphysischen und physicalisch-physiologischen Ansichten des Cartesius in einer deutlichen und schmuckloseren Sprache, als sie sonst angewandt worden ist. Wenn man in diesen Auseinandersetzungen eine brauchbare und getreue Schilderung der Cartesianischen Lehren findet, so hat man zu bedauern, daß den eigentlich mathematischen Verdiensten des Philosophen gar kein eigener Abschnitt gewidmet ist, obwohl gerade diese Seite seiner Thätigkeit, die seinen Namen durch bleibenden Gewinn, den sie der Wissenschaft gebracht, fortwährend in ehrenvollem Andenken erhalten wird, nicht nur eine besondere Aufmerksamkeit verdiente, sondern auch wesentlich ist, um den ganzen Charakter seines Geistes zu übersehen. Eine andere ebenfalls der Darstellung der Cartesianischen Philosophie gewidmete Schrift von Bordas = Demoulin's, deren wir nächstens gedenken wollen, hat diese zwar schwierige, aber lohnende Aufgabe ihrem Interesse gemäß berücksichtigt. Die Ecole Cartésienne umfaßt unter dem allgemeinen Titel der disciples immédiats et avoués de Descartes zuerst Cherselier, Rohault, de la Forge, Sylvain Régis, Geulincx, Glauberg (p. 182 — 201), dann Spinoza (201 — 236) und Malebranche (236 — 268) und hierauf mit der Andeutung einer weniger engen Anhängerschaft Abschnitte über die Influence de la Philos. de Descartes sur la Philos. de Locke (268 — 280); rôle de Leibnitz dans le mouvement Cartésien (281 — 304); rôle de Bayle dans le m. C. (305 — 320) und Influence générale du Cartésianisme sur la littérature du XVII<sup>me</sup> siècle, worin von p. 321 bis 366 die Ausbreitung der Cartesianischen Lehre und ihre Ver-

folgungen, Pascal, Arnauld = Nicole, Mad. de Sévigné, Labruyère, Boileau, Lafontaine, Bosfuet und Fénelon eine Erwähnung finden.

Wenn wir angeben, daß eine nationale Eitelkeit den Verf. zu einer Ueberschätzung des Cartesius hin und wieder verleite, so ist es nothwendig, den Abschnitt über die Ursachen der *décadence du Cartésianisme et du triomphe de la philosophie sensualiste* hervor zu heben, in welchem der Verf. fremdem Verdienst viel gerechter geworden ist, als in später anzuführenden sehr entgegengesetzten Behauptungen. Am Ende des 17. Jahrhunderts war der Cartesianismus trotz des Widerspruches der Sorbonne und der Jesuiten zum höchsten Glanze gediehen; funfzig Jahre später ist er in Verachtung. Welches sind die Ursachen dieses plötzlichen Wechsels? Zuerst, sagt der Verf., *le Cartésianisme, infidèle des ses premiers pas à la méthode d'observation, avait une tendance manifeste à l'hypothèse, un certain mépris pour l'expérience*; er warf sich ferner, nachdem er in seinem Ursprunge eine insurrectionelle Tendenz gegen früheren Dogmatismus verfolgt, zu einem nicht minder despotischen Organ aller Wahrheit auf. *Mais ce sont surtout les grandes découvertes de Newton, qui vinrent porter le coup mortel au Cartésianisme.* Lange wurde von Frankreich, namentlich von Fonténelle der Streit gegen Newton zu Gunsten der Wirbeltheorie geführt, bis Mauvertuis und Voltaire der neuen Ansicht das Uebergewicht verschafften. Mit dem Falle der Physik wurde auch der Glaube an die Metaphysik erschüttert. Der Cartesianismus, zu einer Partey des Stillstandes in der Wissenschaft geworden, erfreuete sich nicht mehr der früheren Sympathien, *on pouvait le soup-*

çonner d'avoir fait cause commune avec cette vieille monarchie que Louis XIV avait emportée avec lui dans la tombe. Il n'en fallut pas davantage pour que les réformateurs du 18. siècle les confondissent dans une haine commune. Gassendi's Metaphysik zwar konnte nicht an die Stelle der Cartesischen treten; dafür ward Locke durch Voltaire eingeführt und der Sensualismus prit une forme toute française entre les mains de Condillac. So geschah es, daß eine Philosophie sans vérité et sans grandeur, in ihrer Dürftigkeit allen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts fremd, sich geltend machte, bloß weil sie ganz äußerlich schien s'allier à la cause de la réforme politique et sociale. Solches sind nach dem Verf. die Geschichte der Philosophie in Frankreich.

Von größerem Interesse beynah, als die Darstellung der Cartesianischen Lehre selbst wird für uns die vom Verf. der Aufgabe der Academie gemäß beygefügte Critik derselben seyn, welche in zwey Abschnitten die Bilanz der Wahrheiten und Irthümer zu bilden sucht. Hieran muß der Standpunct der eigenen philosophischen Ausbildung des Verfs sichtbar werden und sich zugleich zeigen, was die Philosophie des Cartesius für ihn ist, wie weit namentlich die historische Beschäftigung mit den Gedanken eines längst vergangenen Systems in den Versuch übergeht, sie jetzt noch als die Grundlage weiter fortzusehender Untersuchungen zu benutzen. Wir finden nun, daß dies Letzte bey dem Verf. in nicht unbedeutendem Grade Statt findet, und daß seine philosophische Bildung, wie vielleicht von der Mehrzahl der jetzt philosophierenden Franzosen gelten kann, eben auf dem Standpuncte der Cartesianischen Zeit steht, eben im Be-

griff, sich der Herrschaft angeerbter Vorurtheile und Dogmen zu entziehen, ohne die Schwierigkeiten, die in solchen populären Protestationen des unbefangenen Verstandes liegen, zu fühlen, und ohne durch positive Lehren den reichen Inhalt der angegriffenen oder ihre speculative Bedeutung ersetzen zu können. In den Einzelheiten dieser Auseinandersetzungen sind wir durch ein seltsames Zusammentreffen genöthigt, gerade das, was der Verf. an Cartesius für höchst lobenswerth hält, in Zweifel zu ziehen, andere Punkte aber hervor zu heben, die er im Schatten läßt oder gering schätzt. So betrachtet der Verf. den Satz des Cartes von der Wahrheit des Evidenten als die unumstößliche Grundlage der Philosophie und das genügende Kriterium der Wahrheit. Er verhehlt zwar die dem Cartes früh gemachten Einwürfe der Gegner nicht, wie viele Irrthümer sich mit der größten unmittelbaren Evidenz aufdrängen, allein ihm genügt die Ausrede des Cartes und des Malebranche, daß jenes eben scheinbare, pathologische Evidenzen seyen, die den vom Sturme der Leidenschaft bewegten Gemüthern häufig ankommen. Allein eben weil es so außerordentlich viele pathologische Evidenzen gibt, kann die bloße Evidenz nur als ein sehr ungeschicktes Mittel zur Erkennung der Wahrheit angesehen werden, und schwerlich wird man die Ruhe des Gemüthes als eine Waffe zur Abwehr jeder theoretischen Verirrung betrachten können. Daß wir freylich zuletzt das unabweislich Evidente zugestehen müssen, ist wahr, aber so drückt der Satz nur das Selbstvertrauen der Vernunft zu ihrer Wahrheitsfähigkeit überhaupt aus und ist weit mehr eine Art der Gesinnung, ohne die kein Mensch eine Veranlassung zu irgend einer Unter-

suchung haben könnte, als ein Princip, mittelst dessen eine solche geführt wird.

Der directen positiven Evidenz, durch die sich ein Satz mit großer Ueberredungskraft als wahr aufdrängt, muß immer helfend die indirecte negative Evidenz zur Seite stehen, welche uns die Unmöglichkeit oder die Absurdität des Gegentheils zeigt. Cartesius hat, ohne dies auszusprechen, es wohl gefühlt, und daher rührt sein theoretisch betrachtet allerdings im Zirkel laufender Beweis von der Wahrheit unserer Erkenntnis, der in der ethischen Absurdität eines Gottes besteht, der uns teuſchen will. Die b.d.z. positive Evidenz ist ein factisches Feststehen des Urtheils, welches zwar den Verstand, aber nicht den ganzen Geist befriedigen kann, und so sehen wir Cartesius seinen unbefangenen Glauben an die Wahrheit der Vernunft dadurch stärken, daß er diese zuerst theoretische Voraussetzung mit der ethischen Gewisheit einer Wahrheit überhaupt zusammen bringt, ein Versuch, der von dem Verf. nicht so gering zu schätzen war, da namentlich auch die Folgezeit, z. B. die Philosophie des Malebranche zeigt, daß er nicht vereinzelt stand, sondern wohl seinen Grund in der Denkweise der Zeit und dem Verhältniß der eben erwachenden Speculation zu der von ihr meist angegriffenen Kirche hatte.

Eben so leicht als mit dem Princip der Evidenz verträgt sich der Verf. mit der strengen Scheidung der *res cogitans* und *res extensa*, die allerdings in gewisser Weise ein großes Verdienst des Cartesius ist. Nämlich in so fern als er dem Materialismus dadurch entgegen trat, daß er bemerklich machte, wie thöricht es sey, von zwey ganz disparaten Attributen das eine zum Erklärungs-

princip des andern machen zu wollen. Damit war aber keinesweges ein Recht zur Vertheilung beider an verschiedene Substanzensorten gegeben, sondern diese Trennung, die Cartes später zu seinem Thierautomaten verleitete, gründete sich auf eine jener bloß positiven Evidenzen. Allerdings ist im Begriffe der ausgedehnten Substanz nichts, was auf ein Denken hindeutet und in der Erscheinung der unbelebten Körper nichts, was Spuren eines seelenartigen Daseyns zeigte, aber weder die Unmöglichkeit einer uns unerkennbaren latenten Seele ist gezeigt, noch die Absurdität ihrer Annahme. Dieses Feld ist vielmehr noch offen und unbekannt, obwohl es richtig ist, daß das Denken aus der Ausdehnung nicht folgen und nicht erklärt werden kann. Cartesius sagt das selbst von den Thieren; er glaubt nicht an ihre Seelen, aber findet sie möglich; dasselbe hätte er von jeder res extensa sagen können, denn wir erkennen jede fremde Seele aus Analogien, die mehr oder minder auffordernd seyn oder auch ganz verschwinden können. Diese harte Trennung von Seele und Materie ist eine ähnliche Einseitigkeit wie die Idealität der Dinge bey Fichte. Es lag auf der Hand, daß selbst dann, wenn Dinge existieren, wir aber sie erkennen, unsere Vorstellungen von ihnen uns doch nur als unsere subjectiven Vorstellungen vorzukommen können, so daß diese Realität unsers ganzen Bewußtseyns vom Außern über die Existenz oder Nichtexistenz desselben gar nichts entscheidet.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

172. Stück.

Den 26. October 1844.

---

E n o n.

Schluß der Anzeige: 'Histoire et Critique de la Révolution Cartésienne par M. Francisque Bouillier.'

Von den angeborenen Ideen gibt der Verf. zwar zu, daß Cartesius sie nicht systematisch und deutlich vorgetragen habe, aber er hegt doch wenigstens für die Idee des Unendlichen große Ehrfurcht, und läßt sich durch Hobbes und Gassendis Einwurf, daß man von einem erreichten Unendlichen keine Vorstellung habe, nicht irre machen. Fühlen wir doch, sagt er, die Unmöglichkeit, Zeit, Raum zu begrenzen. Allerdings beruht nun der Begriff des Unendlichen auf der wahrgenommenen Unfähigkeit, einer Reihe ein Ende zu machen, die kein immanentes Gesetz des Abschlusses hat. Das Gleichgiltige, dem jedes innere Maß fehlt, ist das einer unendlichen Erweiterung Fähige; allein diesen Begriff hält der Verf. nicht fest, sondern vermengt ihn mit dem des Größten, über das es kein Größeres geben kann, eine mathematische Vorstel-

lungsweise, die ihre bestimmten Grenzen der Anwendung hat. Unbegreiflich ist es aber, wie diese Vorstellung der Gleichgiltigkeit gegen jede Begrenzung nun zu dem Begriff der Gottheit überführen soll, als könnte der Mangel an Charakter in einer Vorstellung uns die Existenz eines Wesens verbürgen, welches ebenfalls keinen Charakter hat. Von den drey Beweisen für das Daseyn Gottes nämlich, die Cartesius gegeben hat, scheint dieser dem Verf. der einzige stichhaltige. Die Idee eines unendlichen Wesens existiere, *plus ou moins vague, plus ou moins confuse*, in allen Intelligenzen. Von dieser *idée vague de quelque chose d'infini* ist aber zu der Idee Gottes *une distance assez grande pour concevoir que l'intelligence humaine ne puisse immédiatement la franchir*. Trotz dieses Zugeständnisses bemüht sich jedoch der Verf. keinesweges, diese Kluft auszufüllen und zu zeigen, warum dem sich selbst klaren Geiste jene Idee von *quelque chose d'infini* sich nothwendig zum Gottesbegriff steigern müsse, da sie doch ursprünglich, von der inneren Schrankenlosigkeit einer gleichgiltigen Anschauung hergenommen, schwerlich zu etwas Anderem führen konnte, als zu unendlichem Raum, unendlicher Zeit und unbegrenzter Ausdehnung der Materie. Daß ethische Vollkommenheit und Unendlichkeit zwey ganz disparate Begriffe sind, wird still übergangen. Nicht weniger leicht macht es sich der Verf. nun mit der andern Schwierigkeit. Die Existenz jener Idee zugegeben, wie folgt daraus die Existenz ihres Gegenstandes? Männer wie Kant freylich würden eine solche Frage erheben, aber nous, qui d'accord avec le genre humain, avons foi à la légitimité de la raison, et par conséquent à l'objectivité de ses diverses données,



nous pensons, qu'une conclusion, qui va d'une idée à l'objet et à l'exemplaire de cette idée, est une conclusion légitime. Wie es nun zugeht, daß trotz dieser laxen logischen Moral der Verf. den ontologischen Beweis eine vaine illusion de logique, dépourvue de toute valeur nennen kann, ist nicht leicht einzusehen. Denn wie man auch über diesen Beweis denken mag, so ist er doch jedenfalls um einen Grad wenigstens noch strenger als der des Verfs. Während dieser überhaupt von der Idee auf das Daseyn ihres Gegenstandes schließen lehrt, schließt der ontologische nur dann darauf, wenn der Gegenstand um seines Inhaltes willen einen Anspruch auf die Anerkennung seines absoluten Seyns zu besitzen scheint.

Der zweite Abschnitt dieser Critik zeigt nun la part d'erreur contenue dans le Cartésianisme und tadelt zuerst den falschen Begriff der Substanz, die nur in dem passiven Daseyn bestehen solle, eine Ansicht, durch die Descartes dazu verleitet worden sey, die Seelen der Thiere zu leugnen, die Existenz der äußeren Welt zweifelhaft zu machen, Wille mit Intelligenz zu verwechseln und die Erhaltung der Welt als einen continuierlich fortgehenden Act der Schöpfung zu betrachten. Substanz und Kraft seyen im Gegentheil untrennbare Begriffe, und so wie überhaupt der Ausgangspunct dieser Betrachtungen in dem eigenen Ich liege, der einzigen Substanz, die unserer Beobachtung unmittelbar zugänglich sey und nach deren Analogie wir den Begriff der Substanz überhaupt auszubilden haben, so sey in diesen der Begriff einer wirkenden Kraft schlechtthin aufzunehmen. Cartesius habe geirrt, wenn er die Substanz als das aus sich selbst Existierende definierte, denn diese

Definition passe nur auf das höchste Wesen, während alle endlichen Wesen, obwohl ihrem Daseyn nach nicht unabhängig, doch durch die in ihnen liegende Kraft, aus sich selbst zu handeln und zu wollen, das Prädicat der Substanz verdienen. Zu nahe mit Gott habe Cartesius das Endliche verbunden, und ihm gar keine eigene Existenz gelassen; zu weit von ihm getrennt habe es Leibniz, der übrigens jenen Begriff des bloß passiven Daseyns glücklich überwunden: mettons à profit l'erreux de ces deux grands génies et tâchons d'arriver à une détermination plus exacte des vrais rapports de l'être infini et increé avec les êtres finis et créés. Diese vrais rapports bestehen aber bloß darin, daß der Verf. eine relative Selbständigkeit der endlichen Wesen mit ihrer creatürlichen Natur zu vereinbaren wünscht; eine Erklärung der Möglichkeit gibt er nicht, sondern tritt dafür bloß mit dem Gleichniß des Fötus hervor, der mit der Mutter zusammen hängt, und doch ein eigenes Wesen sey, wobey er die seinem Zwecke sehr un dienliche und unobstetricische Bemerkung hinzufügt, daß der Fötus sterbe, si les liens, qui l'unissent avec la mère, sont rompus. Man nennt das sonst in vielen Fällen Geburt. Ein zweyter Fehler des Cartesius bestehe in der liberté d'indifférence, die er dem Willen Gottes zugeschrieben, und mit deren Annahme allerdings der Verf. mit Recht alle Grundlagen ethischer Beurtheilungen schwinden sieht. Ihr gegenüber steht die aveugle nécessité des Hobbes und Spinoza. Genau aber in der Einheit der Weisheit und Allmacht findet sich nach dem Verf. le milieu raisonnable zwischen beiden gleich unerträglichen Ansichten. La choix du meilleur ne nécessite pas, mais il in-

cline, il détermine infailliblement la volonté de Dieu, wodurch die Sache doch wohl wieder auf die nécessité zurück kommt.

Die letzten Bemerkungen, die sich auf die naturwissenschaftlichen Arbeiten des Cartesius beziehen, bieten in doppelter Hinsicht etwas Unangenehmes. Cartesius war ohne Zweifel als Mathematiker und Naturforscher von ungleich größerer Bedeutung denn als Philosoph, und so müssen wir zuerst beklagen, daß der Verf. zu wenig Sachkenntnisse zu besitzen scheint, um uns ihn in dieser Rücksicht vollkommen darzustellen. Die wenigen Reflexionen über die Wirbelhypothese und das Thierautomat reichen natürlich nicht aus, um die Bedeutsamkeit des Cartesius als Naturforscher auch nur einigermaßen begreiflich zu machen. Auf der andern Seite überläßt sich der Verf. einer so ungezähmten National-eitelkeit, daß er den Cartesius geradezu den alleinigen Anfang der neueren Naturwissenschaft seyn läßt. Obwohl er selbst die Unhaltbarkeit der Wirbelhypothese zugegeben, so sagt er doch: jamais le génie de l'homme n'a conçu une plus grande et plus belle hypothèse. Und dies bloß deswegen, weil Cartesius zuerst den Gedanken gefaßt habe, alle verschiedenen Erscheinungen der Natur aus einem einfachen und verständlichen Kreise von Principien abzuleiten. Nie würde Newton auf den Einfall gekommen seyn, daß dieselben Kräfte, die den Apfel zur Erde fallen lassen, auch den Mond um die Erde treiben, wenn nicht dieser große Gedanke des Cartesius vorangegangen wäre. Daher habe Cartesius eigentlich viel mehr geleistet als Newton; denn er habe das Problem gestellt; nachdem es einmahl gestellt war, sey es übrigens weiter nicht schwer gewesen, es aufzulö-

sen. Wobey bloß unbegreiflich ist, warum es Cartesius doch nicht gelöst hat; wahrscheinlich aus Schonung, um andern Nationen eine Aufgabe übrig zu lassen. Eine solche Berechnung der Verdienste kann schwerlich einem Andern beykommen als einem Franzosen und sicher würde, hätte ein Engländer das Problem gestellt, der Franzose aber es gelöst, Hr Bouillier sich plötzlich darauf besonnen haben, daß es eigentlich nicht schwer ist, einen ganz allgemeinen Gedanken zu fassen, viel schwerer aber, die in ihm enthaltene Aufgabe zu lösen. Noch ist es Niemandem als großes Verdienst angerechnet worden, einen Zusammenhang zwischen Electricität und Magnetismus geahnt zu haben, wenn er ihn nicht in bestimmten Formen aufzuweisen vermochte.

Lassen wir jedoch diese widerwärtigen Erörterungen, um mit dem Résumé des Werks zu schließen: *le Cartésianisme est mort, mais son esprit vit en nous, il est l'esprit même de la science, de la philosophie et de la civilisation des temps modernes.* Der erste Satz dieser Periode ist eine zugestandene Wahrheit; mit dem zweyten charakterisirt der Verf. seine eigene Bildung und mit dem dritten befiehlt er uns nachzusinnen, in wie weit es den Franzosen möglich geworden ist, fremde Literatur und Philosophie zu verstehen. *Lohe.*

### L o n d o n,

bey John Murray 1843. The life, voyages, and exploits of admiral Sir Francis Drake. By John Barrow. XV und 428 S. in Octav.

Zu den großartigen Erscheinungen, denen man

in England unter der Regierung Elisabeths begegnet, gehört vor Allem Sir Francis Drake, er, der aus niederem Stande geboren, vom gemeinen Seemann zur höchsten Stellung in der Flotte sich aufrang, der erste Engländer, der die Welt umkreiste. Und doch war von den eigenen Niederzeichnungen dieses merkwürdigen Mannes, die vorzugsweise zur richtigen Auffassung seiner Persönlichkeit dienen müssen, bisher fast nichts der Oeffentlichkeit übergeben. Nun gelang es dem Verf., die Einsicht zahlreicher, in den königlichen Archiven und auf dem British Museum aufbewahrten Briefe und amtlichen Mittheilungen von Seiten Drake's und des Ober-Admirals, Grafen von Effingham zu gewinnen; literarische Freunde reichten dem unverdrossenen Sammler bereitwillig ihre Beyträge und aus dem solchergestalt reichlich gebotenen Material erwuchs das vorliegende, in 10 Kap. getheilte Werk, in welchem zwischen die Erzählung zahlreiche Briefe Drake's und des Ober-Admirals eingestreut sind.

Sittliche Strenge, ein unerschütterlich fester Glaube und die ganze Kraft und der Stolz, den das Nationalgefühl dem Engländer verleiht, spricht sich in der Erzählung aus, die in Anlage und Zuschnitt vielfach an das treffliche Werk Harrisons über Horatio Nelson erinnert. Wenn aber in letzterem eine größere Frische und Lebendigkeit vorherrscht, so mag der Grund einfach darin zu suchen seyn, daß die Veröffentlichung desselben im Jahre nach dem glorreichen Tode des hero of the Nile erfolgte. Trotz einer gewissen behaglichen, aber nie ermüdenden Breite, wie wir ihr in den Erzählungen Fieldings, nicht selten auch in den Schilderungen Walter Scotts begegnen, schließt sich die

männliche, ungeschminkte Sprache dem Gegenstande genau an. Wie so anders, als wenn deutsche Biographen das Leben eines verben, thatenreichen Reitergenerals und einer geistreichen, kränkenden Frau in dasselbe sprachliche Gewand kleiden! — Ob die Grundzüge zu Shakespeares Caliban und Trinculo in der Art, wie der Verf. bey verschiedenen Gelegenheiten darauf hindeutet, den Reiseberichten Drake's entnommen sind, mag dahin gestellt bleiben.

Mit gesteigertem Interesse folgt man dem Leben des kühnen Francis, der, einer der älteren von zwölf Brüdern, als Knabe einem alten Handelschiffer übergeben wurde, von diesem dessen Barke erbt und nun dem unternehmenden John Hawkins sich anschließend, seit 1567 Fahrten nach Westindien unternahm und hier mit geringer Mannschaft der Wuth des Oceans und der überlegenen Macht spanischer Gegner zu trotzen lernte. Der Gelegenheit zum günstigen Dreinschlagen nachspähend, standen Elisabeth und Philipp II. einander gegenüber, 'each willing to wound, but each afraid to strike.' Englands Flotte war gering, die Zahl geübter Seeleute, wegen des Mangels an Colonien, nicht groß, aber es stand da 'like little body with a mighty heart' wie ein Dichter singt. In den Jahren 1572 und 1573 treffen wir Drake abermahls in Westindien, die erlittenen Unbilden an Spanien zu rächen. Er nahm eine Menge feindlicher Schiffe, überfiel mit nur 70 Mann die Stadt Nombre de Dios und kreuzte lange vor Cartagena. Um zwey Brüder ärmer, die in seinen Armen gestorben waren, reich an Besizthum, mit dem Verlangen nach neuen und größeren Unternehmungen kehrte Drake nach England zurück,

wo er vom Volke mit lautem Jubel, von der Königin mit herzlichster Freundlichkeit begrüßt wurde.

Mit der höchsten Heimlichkeit traf Drake die Vorkehrungen zu einer neuen Fahrt und verließ auf dem Pelican von 100 Tonnen, begleitet von vier kleineren Schiffen, die zusammen nur 175 Tonnen hielten, mit 163 Gefährten 15. November 1577 den Hafen von Plymouth. Ueberall den spanischen Schiffen nachstellend, mit Glück sie bekämpfend, fuhr er die Inseln des grünen Vorgebirges, dann die Küsten Brasiliens und Patagoniens vorüber, überwinterte in demselben Hafen, der viele Jahre zuvor dem unternehmenden Magelhaens zu gleichen Zwecken gedient hatte, umsegelte das Cap Horn, erreichte, durch keinen Unfall, durch keine Gefahr entmuthigt, die Westküste Amerikas, nahm in Africa die silberbeladenen Barken Spaniens und fuhr mit seinem einzigen Schiffe in Calloa, den Hafen Lima, ein, wo er, fast ohne Widerstand zu finden, obgleich über dreißig Schiffe dort ankerten, die Ladung von 17 derselben, welche zur Abfahrt fertig lagen, plünderte. Auf 90,000 Pfund Sterling belief sich die hier gewonnene Beute. Alsdann begab sich Drake nach Acapulco und hier war es, wo er, trotz des Widerstrebens seiner nach rascher Heimkehr verlangenden Mannschaft, eine nordwestliche Durchfahrt, eine Verbindungsstraße zwischen dem stillen und nördlich atlantischen Ocean zu suchen beschloß. Auf Californien setzte er einen an seine Gegenwart erinnernden Denkstein, nahm von dem westlichen Nordstrande Amerikas, dem er die Benennung New-Albion beylegte, im Namen seiner Königin Besitz und segelte hierauf, weil die winterliche Jahreszeit ein weiteres Vordringen nach dem Norden nicht ge-

stattete, nach den Philippinen. Von hier erreichte er über Java und das Vorgebirge der guten Hoffnung 26. September 1580 Plymouth, nachdem er zwey Jahre und zehn Monate auf der Reise zugebracht hatte, in seeing the wonders of the Lord in the deep, in discerning so many admirable things, in going through with so many strange adventures, in escaping out of so many dangers, and overcoming so many difficulties. Wie ein Schriftsteller jener Tage bemerkt: 'He ploughed up a furrow round the world.' Da trat Elisabeth, die Königin, auf das schwache Schiff des Erdumsegelers, schlug ihn zum Ritter, ernannte ihn zu ihrem Admiral und gebot, daß das Wrack für ewige Zeiten in den Dock's von Deptford aufbewahrt werden solle.

Nach diesen Vorgängen gewannen die Unternehmungen Drake's eine größere Ausdehnung. Elisabeth übergab ihm 21 Schiffe mit einer Besatzung von 2000 Matrosen und Soldaten, mit welcher er im September 1585 gegen Spanien in See stach. Die Fahrt galt zunächst Hispaniola, wo Drake ans Land stieg, sich der Stadt St. Domingo bemächtigte, den dritten Theil derselben abbrannte, weil sie die auferlegte Contribution nicht zu zahlen vermochte, dann auf Cartagena steuerte, die Stadt einnahm und sechs Wochen lang behauptete, neue Fort's der Spanier in Florida vernichtete und mit einer Beute von 60,000 Pfund Sterling und 240 Stück Geschützen, aber auch nach einem Verluste von 750, meist dem Fieber zum Opfer gewordenen Menschen nach England zurückkehrte.

Das siebente Kap. berichtet über die 1587 Statt gefundene Unternehmung gegen Cadix. Die



von Philipp II. betriebenen Rüstungen zur See waren in England bekannt, ihr Zweck kein Geheimnis mehr, als Elisabeth 24 Schiffe an Drake übergab und dieser sich mit dem zwey Jahre zuvor zum Ober-Admiral ernannten Howard, Grafen von Effingham, wegen des Zieles seiner Unternehmungen verständigte. Eine Menge großer spanischer Schiffe wurde in den Häfen von Cadix und Lissabon durch ihn vernichtet oder genommen. Reichhaltiger und zu den interessantesten gehörend ist das folgende Kap.: The spanish Armada, called the Invincible. Referent kann bey dieser Gelegenheit nicht umhin, den Lesern ein kleines, damals wie es scheint, viel gesungenes Lied mitzutheilen, welches von der stolzen Zuversicht zeugt, mit der Spanien den Erfolgen seiner Riesenslotte entgegen sah. Es lautet also:

Mi hermano Bartolo  
 Se va a Ingalaterra,  
 A matar al Draque  
 Y a prender la reyna,  
 Y a los Luteranos.  
 Tiene de traerme  
 A mi de la guerra  
 Un Luteranico  
 Con una cadena.  
 Y una Luterana  
 A señora aguela.

Der Verf., welcher hier ein genaues Verzeichniß des Tonnengehaltes, der Bemannung und der Geschütze der vornehmsten englischen und spanischen Schiffe gibt, theilt die Erzählung der Ereignisse von Tage zu Tage mit, untermischt mit zahlreichen Briefen von Drake und Lord Howard. Am 8. August, zu einer Zeit, als die Macht der Ar-

mada bereits der Hauptsache nach gebrochen war, schreibt Drake an seine 'most gracious Sovereigne' also: 'Your Highnes' enemies are manie; yeat God hath and will heare your Majestie's praier, putting your hand to the plough, for the defence of his truth, as your Majestie hath begunne. God for his Christ's sak, blesse your sacred Majestie, now and ever.' Einer mit Sorgfalt geführten Untersuchung zufolge fanden an der irischen Küste 17, im Canal und in der Nordsee 15 große spanische Schiffe, zusammen mit einer Besatzung von 10,185 Mann, den Untergang.

Das neunte Kap. erzählt die 1589 gegen Coruña und Lissabon gerichtete Unternehmung, den kecken Versuch Elisabeths, Don Antonio, Prior von Crato, in den Besitz der Krone von Portugal zu setzen. Wie freudig übernahm Drake die Führung einer Flotte, auf welcher sich 11000 Soldaten unter John Morris befanden. In dem erstürmten Coruña bestand allein der erbeutete Wein aus mehr als 2000 Pipen. Als Männer verzagten, hatte hier Maria Pita, gleich jenem Mädchen von Saragossa, mit männlicher Kühnheit die Gegenwehr geleitet und doch — 'Yet are Spain's maids no race of Amazon's' singt Byron, indem er die zauberische Anmuth spanischer Frauen schildert. Dann erfolgte die Landung in der Nähe von Lissabon, der Zug des ritterlichen Esser. — Das letzte Kapitel beschäftigt sich mit den Unternehmungen von Drake und Hawkins gegen die spanischen Colonien während der Jahre 1590 bis 1596. Während dieser Fahrt starb Francis Drake 28. Februar 1596 auf dem Wege nach Portobello. Schöner ist die Persönlichkeit des Seehelden nicht zu bezeichnen, als mit den aus Fuller's holy state

entnommenen Schlußworten dieses Werkes: 'This our Captain was a religious man towards God and his houses, generally sparing churches where he came; chaste in his life; just in his dealings; true to his word, and merciful to those who were under him; hating nothing so much as idleness.'  
 Hav.

### L o n d o n.

1841 — 1842. Rogeri de Wendover chronica, sive Flores historiarum, nunc primum edidit Henricus O. Coxe. T. I. XXXV und 521. T. II. 445. T. III. 386. T. IV. 431 Seiten in Octav.

Unsere Kenntniß von den Lebensverhältnissen Rogers ist äußerst gering. Seine Chronik selbst gibt in dieser Beziehung keinerlei Aufschluß. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Verf. zu Wendover in Buckinghamshire das Licht der Welt erblickte, aber wann er in die Reihe der Mönche von St. Alban eintrat, als deren precentor er später genannt wird, bis er das Amt eines Priors von Belvoir übernahm, wissen wir eben so wenig, als wann er dieser Stelle durch seinen Vorgesetzten, den Abt von St. Alban, beraubt wurde. Der bekannte Matthäus Paris, welcher der letzteren Begebenheit Erwähnung thut, setzt den Tod des Chronisten auf 6 May 1237.

Rogers Erzählung zerfällt in zwey große Abschnitte, von denen der erste, welcher nach der Weise jener Zeit mit der Erschaffung der Welt beginnt und bis zur Geburt Christi reicht, schon früher, obgleich abgekürzt, veröffentlicht und deshalb hier, gleich der unerheblichen Erzählung der

Begebenheiten der ersten 446 Jahre des zweyten Abschnittes, ausgeschlossen ist. Was nun die Quellen anbelangt, deren sich Roger bey der Abfassung seiner bis 1235 sich erstreckenden Chronik bediente, so ist für den Anfang des hier gegebenen Abdrucks vor allen Andern der beliebte Sigebert von Gemblours zu nennen, dessen Erzählungen zum Theil wörtlich von dem Engländer aufgenommen wurden, sodann theilweise Hermannus Contractus, Marianus Scotus, Erzbischof Wilhelm von Tyrus u. Für den größeren Inhalt liegen einheimische Berichterstatter, als Beda, Wilhelm von Malmesbury, Heinrich von Huntingdon und Florens von Worcester zum Grunde. So wenig Roger bey der Benutzung seiner Vorgänger sich irgend einer Art von Critik bediente, so entschieden ist seine Erzählung von Werth, sobald sie die Zeiten berührt, denen er selbst angehört. Hier zeigt er sich frey und furchtlos, wohl unterrichtet, nach Kräften unparteyisch, weniger in Raisonnements sich ergehend, als die Facta an einander reihend. Wie in ihn die früher genannten Chronisten übergangen, so hat Matthäus Paris aus ihm wiederum in Fülle geschöpft, dergestalt daß, als sich in der diesem Abdrucke zum Grunde liegenden, in der Bodleian library aufbewahrten Handschrift eine die Jahre 1192 und 1193 betreffende Lücke fand, solche unbedenklich aus dem Texte des Matthäus Paris ergänzt werden konnte. Den Titel Flores historiarum anbelangend, so läßt sich der Chronist darüber in der Vorrede folgendermaßen aus. *‘Necessarium credimus propter fastidiosos lectores scripturarum, qui de facili nauseam incurrunt, historiae facere brevitatem, ut dum in paucis et rebus delectabilibus pauca reperiunt et jo-*

cunda, animos eorundem in amorem brevis lectionis et ex pigris auditoribus ac taediosis lectoribus reddamus studiosos. Sumta autem sunt ea quae sequuntur ex libris scriptorum catholicorum fideque dignorum, velut ex pratis diversis flores varii colliguntur coloris, varias legentium mentes reficiat et, saporibus diversis praegustatis, ad usus delectabiles sufficiat singulorum.

Die von dem Herausgeber hinzugefügten fortlaufenden Noten dienen zur Ergänzung der Erzählung, zur Verbesserung der hin und wieder mangelhaften Chronologie, zur Erläuterung der Geographie und Litterargeschichte und zur Nachweisung der benutzten Niederzeichnungen. — Ein mit großer Sorgfalt ausgearbeiteter, dem Leser das Nachschlagen erleichternder Index ist dem auf Kosten der Historical Society abgedruckten Werke angehängt.

### Schweinfurt.

1843. De Bambergensi codice institutionum Quintiliani manuscripto scripsit Fr. Leon. Enderlein, Prof. gymn. Suevofurt. Sect. I, 16 S. Sect. II, 22 Seiten in Quart.

Wir beeilen uns, die Freunde des Quintilian auf ein Schriftchen aufmerksam zu machen, welches zuerst von einer bisher nur oberflächlich bekannt gewesenen äußerst werthvollen Handschrift desselben genauere Kunde bringt. Der Bamberger Codex ist von zwey verschiedenen Händen, vielleicht gar in verschiedenen Jahrhunderten, im X. und XI., geschrieben. Die von älterer Hand herrührenden Theile kommen dem Hauptcodex (Ambros. I) an

Werth sehr nahe; die von jüngerer so wie die Correcturen neigen zu der geringern Classe des Turicensis, in welchem die Correcturen des Bamb. als Lesarten zu erscheinen pflegen. Wo nun der Ambros. im Stiche läßt, ist der Bamb. der sicherste Führer, wie das namentlich in den drey letzten Büchern der Fall ist.

In der ersten Abhandlung hat Herr Professor Enderlein die Lesarten von IX, 4., in der zweyten die vom ganzen zehnten Buche mitgetheilt. Die Veröffentlichung der sämtlichen Lesarten würde sehr wünschenswerth seyn. Denn eine Prüfung eines Theils der hier mitgetheilten Abweichungen hat Ref. überzeugt, daß Herr Enderlein nicht aus blinder Vorliebe seinem Schätze das Wort redet. Beygefügte Anmerkungen machen auf manchen Gewinn im Einzelnen aufmerksam. Mitunter indes sind die angeblich nur im Bamb. erhaltenen guten Lesarten auch aus andern Quellen nachweisbar, die nur dem Herrn Verf. nicht zugänglich gewesen sind, wie z. B. gleich X, 1, 2. das richtige sciet auch aus dem nicht unwichtigen cod. Sarmaticus bey Sichard angeführt wird, auf dessen Werth Osann kürzlich nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Auch Proben des ehemals dem Kloster Pollingen, jetzt der Münchener Bibliothek angehörenden Codex theilt Herr Enderlein mit und erinnert an einen Eppishäuser Codex im Besitze des Herrn von Laßberg. Die Kritik des sehr corruptierten Textes ist trotz mancher neuern Bestrebungen keinesweges abgeschlossen und jene Hilfsmittel würden fernerer Studien wesentlich zu Statten kommen.

F. W. G.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

173. Stück.

Den 28. October 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Berlag der Dieterichschen Universitäts- Buchhandlung 1844. Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates. Von Dr. Eduard Wippermann, Privatdocenten zu Göttingen. X und 174 Seiten in Octav.

Zwey Zwecke sind es, die der Verf. bey dem obigen Unternehmen zu erreichen beabsichtigt: einmal dem Rationalismus zu begegnen, welcher sich bald absichtlich bald unabsichtlich auf dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes geltend gemacht hat, andererseits aber den Umschwung zur Anschauung zu bringen, welchen unsere deutschen Staaten dadurch erhalten haben, daß sie den, im Geiste der früheren Territorialverfassung nothwendig enthaltenen patrimonialen Charakter im Laufe der Zeit allmählich abgestreift haben.

Was den ersten Punct betrifft, so versteht der Verf. unter publicistischem oder überhaupt juristischem Rationalismus jenes Verfahren, rein subjective Meinungen und Ansichten für geltendes Recht auszugeben. Diese Methode, die sich theils darin

zeigte, daß man dem Rechte eine erdichtete, philosophische Basis gab und darauf ein willkürliches, nicht den Quellen des positiven Rechtes entnommenes System baute, theils darin, daß man einzelne Bestimmungen der Gesetze, die nicht zu dem philosophischen oder politischen Glaubensbekenntnisse des Interpreten passen wollten, untreuer Weise so lange chicanierte, bis sie die gewünschte Farbe angenommen hatten \*), ist auf dem Gebiete des Civilrechtes überwunden. Nicht so auf anderen Rechtsgebieten, insonderheit nicht auf dem Gebiete des Staatsrechtes. Es ist aber gar nicht abzu- sehen, warum die historische Methode, welche ohne vorgefaßte Meinung und mit gänzlicher Beyseite- setzung der eigenen Individualität eindringen will in den Geist des positiven Rechtes, wie es hervor- gegangen ist aus der Zeit, aus dem Charakter des Volkes, aus den bewegenden Motiven des Gesetz- gebers, und demgemäß die Gegenwart, wo es nur immer zu ihrem Verständniß nöthig erscheint, an die Vergangenheit anknüpft, nicht die gleiche Berech-

\*) Ja diese Mühe gab man sich nicht einmahl immer, vielmehr wurde eben so häufig ohne Beweis mit apodictischer Bestimmtheit ausgesprochen, was man eben zu haben wünschte. Mitunter freylich mag auch Unkenntnis die Schuld tragen. Dann kommen Urtheile zu Tage, wie wir sie wohl in dem Staatslexikon lesen, als z. B. fol- gendes: 'Wohin wir blicken, überall finden wir nur An- nahme ohne Fundament, Berufung auf geschichtliches Her- kommen ohne klaren Blick in die einfachsten Gestaltungen der Geschichte, traditionelle Ansichten ohne Wahrheit, Ein- theilungen ohne allen Theilungsgrund, ja selbst ein Sy- stem nicht erbaut aus Grundsätzen, sondern aus verwor- renen Neigungen und Abneigungen.' — Hätte das Staats- lexikon nur eine Ahnung von dem wahren geschichtlichen Verlaufe und dem inneren Getriebe unseres Rechtslebens, so würde es wissen, daß hier nicht, wie es meint, Laune und Willkür, sondern eher eine gewisse Nothwendigkeit, wenn auch keine Hegelsche, gewaltet hat.



tigung auf allen Gebieten der Rechtswissenschaft haben sollte; denn es gibt hier kein Drittes: sie kann nur die absolut wahre oder absolut falsche Methode seyn. Das Staatsrecht insonderheit hat in dieser Hinsicht keinen andern Charakter, als das Civilrecht. Die Pflicht des Publicisten kann deshalb keine andere seyn, als die des Juristen überhaupt. Zwar haben wir noch vor nicht gar langer Zeit das Wort gehört, die historische Methode sey wohl gut für das Civilrecht, nicht aber für das Staats- und Criminalrecht. Dennoch neigen sich unsere neuesten publicistischen Erscheinungen auf eine wahrhaft erfreuliche Weise dem Streben zu, das Staatsrecht von der bisher eingeschmuggelten Contrebande unparteyisch wieder zu säubern. Nur da, wo es vor allen Dingen hätte geschehen sollen, ist man noch ganz auf dem rationalistischen Standpuncte stehen geblieben, ich meine in dem so genannten allgemeinen Staatsrechte, welches es hauptsächlich mit dem Wesen und der rechtlichen Grundlage des Staates zu thun hat. Aus zweyen Gründen mußte die Critik hier den Anfang machen, einmahl weil ein Gebäude nichts taugen kann, wenn die Basis morsch ist, sodann weil hier am allermeisten aufzuräumen war. So hat es sich denn auch gezeigt, daß Schriftsteller trotz der Adoption der historischen Methode, trotz dem daß ihre Forschungen ein ganz neues Leben durchdringt, doch Einzelheiten stehen ließen, die sie bey näherer Betrachtung als unvereinbar mit ihrer ganzen Auffassung hätten erkennen müßten.

Deshalb beginnt der Verf. seinen Cyklus von Abhandlungen mit einer Untersuchung über die rechtliche Natur des Staates. Er sucht zu zeigen, daß die Staatsrechtslehrer, den Philosophen folgend, sich bisher in dem allgemeinen Theile des Staatsrechtes mit einem leeren Hirngespinnste be-

schäftigt haben, mit dem Staate in der Idee, während sie, in das Leben schauend, sich nur allein mit wirklichen, reelles Daseyn habenden Staaten beschäftigen durften. Indem sie ein Ideal des Staates, Das, was der Staat seyn sollte, im Auge haben, verlassen sie das Gebiet des Rechtes, und betreten entweder das Gebiet der Philosophie oder das der Politik. Wie es auf keine Weise zu rechtfertigen ist, wollte der Civilist, sich an die Stelle des Gesetzgebers drängend, für Recht ausgeben, was eben nur er für Recht hält; wenn der Criminalist lehrt, wie das noch in der neuesten Zeit wirklich geschehen ist, was gestraft werden sollte (das Straf würdige im Gegensatz zu dem Straf baren), und wie nach seinen Principien gestraft werden müßte: so muß es nothwendig auch falsch seyn, wenn der Publicist über Das, was nach seiner Ansicht Rechtens seyn sollte, vergißt, was ist. Unsere älteren Publicisten wußten in dieser Hinsicht auch sehr wohl zu unterscheiden. Sie hatten zwey verschiedene, in keiner Verbindung mit einander stehende Disciplinen: das jus publicum universale und das jus publicum Germanicum, während man jetzt das jus publicum universale als eine Einleitung zum deutschen öffentlichen Rechte behandelt. Die älteren aber begannen ihre Lehr- und Handbücher über das deutsche Staatsrecht nicht mit Untersuchungen über das Wesen und die Entstehung des Staates und dergleichen, sondern mit Bestimmung — der Grenzen des deutschen Reichs. Das jus publicum universale aber war ihnen ein Theil des Naturrechts, nämlich das angewandte Naturrecht im Gegensatze zu dem reinen Naturrechte (jus mere naturale seu jus naturae strictissime sic dictum), welches als 'scientia legum naturalium in statu naturali observandarum' bearbeitet wurde. Nur darüber war

bekanntlich ein Streit, ob und in wie fern die aus der 'recta ratio' gefundenen Normen des reinen und angewandten Naturrechts Geltung in den wirklichen Staaten haben, und ob und in wie fern das positive Recht sie abändern dürfe. Dieser Streit aber, sollte man denken, wäre durch die neueren Untersuchungen über die Entstehung des Rechtes gänzlich beseitigt. Mag man darüber, ob die Vernunft im Stande ist, aus sich selbst oder mit Hilfe der Erfahrung ein System von Rechtsgrundsätzen aufzustellen, die von den ethischen verschieden sind, denken, wie man will: so viel scheint demahlen über allen Zweifel erhaben zu seyn, daß solche Aufstellungen von rationalen Rechtsgrundsätzen an und für sich nicht Anspruch machen können auf practische Geltung, mögen sie nun dem reinen, mögen sie dem angewandten Vernunftrechte entnommen seyn. So ist es denn fast unbegreiflich, wie man dem alten jus publicum universale eine Stelle in der Wissenschaft des deutschen öffentlichen Rechtes vergönnen mochte, nachdem der Werth des Naturrechtes auf seinen wahren Gehalt gebracht ist. Der Verf. verwirft indessen durchaus nicht die Annahme einer allgemeinen Einleitung in das öffentliche Recht Deutschlands oder eines andern Landes. Er will nur eine totale Umgestaltung derselben, einen andern als den bisherigen Gesichtspunct, er will statt des rationalen einen positiven, einen objectiven Gesichtspunct streng festgehalten wie allenthalben durchgeführt sehen.

Wie ist nun derselbe möglich? Nur auf die Weise, wie überhaupt in der Erfahrung gegebene Dinge erkannt werden können: dadurch daß man eindringt in die historisch gesezte, die positive Natur derselben. Wie die Naturgeschichte, wenn sie den Begriff der Pflanze, des Baumes, des Stei-

nes u. s. w. feststellen will, alle verschiedenen Species des betreffenden Genus zu betrachten hat, um so das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Zufällige von dem Nothwendigen zu scheiden, damit sie endlich die, allen Species charakteristisch zukommenden Merkmale zum generischen Begriffe zusammen fassen könne, so kann die Aufgabe des Staatsrechtslehrers, wenn er im Allgemeinen und abgesehen von einer bestimmten bürgerlichen Gesellschaft das Wesen des Staates zur Anschauung bringen will, auch nur die seyn, die allen Staaten gemeinsamen, also dem Staate überhaupt zukommenden Merkmale erfahrungsmäßig hervor zu suchen und vorzuführen. Was so von dem Staate überhaupt gilt, muß, weil es sein Wesen ausmacht, auch von jedem bestimmten Staate, der Species gelten.

Der Verf. nimmt nun erfahrungsmäßig zwey Factoren des Staates an: ein Volk und eine über demselben thronende höchste, von jeder andern Auctorität juristisch unabhängige, d. i. souveraine Gewalt; einen Herrscher und Beherrschte; ein Oberhaupt und ihm unterwürfige Unterthanen. §. 2 und 3 beschäftigt er sich mit der näheren Feststellung dieser beiden Factoren, wobey insonderheit geprüft wird, ob mit dem Begriffe der Souverainetät Beschränkungen des Souverains vereinbar sind, und ob der Souverain nicht in einem Staatenbunde seine Souverainetät aufgibt und zum Unterthanen der Bundesgewalt herab steigt; sodann ob der Staat stäts und immer, d. h. seinem Wesen nach eine Corporation oder doch wenigstens eine moralische Person bilde. §. 3 wird gefragt, ob zum Wesen des Staates ein Gebiet durchaus nothwendig erscheine; §. 4 ob der Staat eine auf ewig gegründete Anstalt sey. Die so sehr bestrittene, unendlich wichtige Frage nach dem Zwecke

des Staates mußte umständlicher in den weiteren Paragraphen (6 — 10) erörtert werden. Es wird zunächst gezeigt, daß es sich staatsrechtlich weder darum handeln könne, was der Staat in der Welteinrichtung soll, d. h. welche Zwecke die Gottheit durch die Staaten erreichen will, noch darum, ob und welches Motiv (Zweckverfolgung) bey den Völkern vorwaltet, in so fern sie die Gewalt des Staates über sich anerkennen, wie auch nicht darum, welche Tendenzen die Staaten vorwiegend zu verfolgen pflegen, noch endlich, was einzusehen gerade hier das Wichtigste ist, darum, was der Staat nach Regeln der Philosophie oder Politik thun sollte, sondern lediglich darum, welcher Wirkungskreis der Staatsgewalt von Rechtswegen zukommt, wenn man die Sache auf die äußerste Spitze treibt, mit andern Worten: welche Zwecke sie realisieren darf, und welches Mittel sie sich bedienen darf, ohne rechtswidrig zu handeln. Der Verf. weist darauf hin, daß die Frage lediglich aus dem Wesen der Staatsgewalt entschieden werden könne, dieses Wesen aber in ihrer Souverainetät bestehe, und demgemäß die Staatsgewalt, weil sie an und für sich Niemandem, als Gott und ihrem Gewissen verantwortlich und verpflichtet sey, an und für sich auch jeglichen Zweck verfolgen dürfe, ihr Handeln lediglich von ihrem Ermessen abhängen. Diese an und für sich unbegrenzte Sphäre könne indessen auf die verschiedenste Weise dadurch beengt seyn, daß sich die Staatsgewalt Schranken gesetzt oder unterworfen habe, wogegen wider ihren freyen Willen ihr von Niemand eine rechtliche Beschränkung imponiert werden dürfe. Aus diesem Principe werden sodann verschiedene wichtige Folgerungen gezogen, die den Verf. insonderheit zu Besprechung der Lehre von dem staatsbürgerlichen Gehorsame, dem

jus eminens des Staates und den s. g. natürlichen Grenzen der Staatsgewalt führen. — Durchaus nicht um eine Relation und Critik der verschiedenen Theorien über den Staatszweck, welche ja gewissermaßen zahllos zu nennen sind, zu geben, sondern lediglich um diejenigen Ansichten, mit welchen bey aller Verschiedenheit der Verf. als harmonisierend erscheinen könnte, zu prüfen, werden sodann Hobbes, Spinoza, Haller, Stahl, Rob. Mohl, Adam Müller und einige Andere §. 10 bis 15 bezüglich ihrer Meinung über den Staatszweck charakterisirt. — Schließlich wird die völkerrechtliche Stellung des Staates in der Staatesgesellschaft in §. 15 erörtert.

Ein zweyter, demnächst erscheinender Beytrag wird sich mit der rechtlichen Grundlage des Staates beschäftigen. Es ist dem Verf. bereits (Leipziger Repertorium Heft 28 Jahrg. 1844) zum Vorwurfe gemacht, daß er diesen zweyten Aufsatz nicht zum ersten gemacht habe, indem das Wesen des Staates genügend nur aus seinem Ursprunge erkannt werden könne. Die Ansicht ist eine alte. Aristoteles spricht sie schon aus. Nachdem er Politik I, 1 gesagt hat, er wolle zunächst das Wesen des Staates und wie sich derselbe von dem Familienverbände (*οἰκία*) unterscheide, in Untersuchung ziehen, fährt er §. 3. so fort: *Εἰ δὴ τις ἐξ ἀρχῆς τὰ πράγματα φρόμενα βλέψειεν, ὡσπερ ἐν τοῖς ἄλλοις καὶ ἐν τούτοις κάλλιστ' ἂν οὕτω θεωρήσειεν.* (Wenn wir bey dieser Untersuchung, so wie in allen Aehnlichem geschehen sollte, gleich anfangs die Entstehung des Staates betrachten, so werden wir wohl am sichersten auf richtige Begriffe geleitet werden.)

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

174. 175. Stück.

Den 31. October 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates. Von Dr. Eduard Wippermann.'

Und in der That hängen auch alle bisherigen Theorien über die Entstehung und das Wesen des Staates so mit einander zusammen, daß sie gar nicht von einander getrennt werden können, sich vielmehr gegenseitig bedingen. Es war aber nicht der allerkleinste Zweck, welchen der Verf. bey seiner Abhandlung über die Natur des Staates verfolgte, zu zeigen, daß das Wesen der bestehenden Staaten vollständig dargestellt werden könne und müsse, ohne auf deren Ursprung zurück zu gehen, von welchem dasselbe vollkommen unabhängig sey.

Dagegen hat der Verf. bedeutend die Nachsicht des Publicums wegen seiner Scriptur in Anspruch zu nehmen, indem er sich, wie in einer wohlwollenden Beurtheilung in den Pölkischen Jahrbüchern mit Recht gerügt ist, 'hin und wieder allzu sehr hat gehen lassen.'

Die weiter folgenden Beyträge werden mehr den oben zu zweyt genannten Zweck zu verfolgen suchen. In dieser Hinsicht muß bemerkt werden, daß der Charakter unseres jetzigen Staatsrechtes im Gegensatz zu dem früheren öffentlichen Leben in den deutschen Territorien allmählich ein ganz anderer geworden ist und nothwendig werden mußte. Unsere Landesherren erwachsen nämlich zu solchen bekanntlich aus Reichsbeamten und Grundbesitzern mit lehnherrlichen und schutzherrlichen Rechten, also aus Privatpersonen, etwa wie es, jedoch ohne sonstigen Vergleich, unsere Patrimonialgerichtsherren sind. Während deshalb die Landeshoheit ursprünglich als eigenes Recht des Landesherrn oder der landesherrlichen Familie im Allgemeinen privatrechtlichen Grundsätzen, insonderheit denen des Lehnrechts folgte, ist dermahlen die höchste Landesgewalt, besonders, jedoch keinesweges ausschließlich, seitdem sie durch das Wegfallen des Reichsverbandes eine wahre Staatsgewalt geworden ist, nicht mehr als eigenes Privatrecht (Patrimonium) des Landesherrn zu betrachten. Wiewohl es sich nämlich auf keine Weise nachweisen läßt, daß die Krone bey uns kraft Uebertragung vom Volke, wie z. B. in Frankreich, wo au nom du peuple regiert wird, vielmehr kraft eigenen Rechtes getragen wird, so ist doch heut zu Tage der deutsche Landesherr nur als Träger und Inhaber der Staatsgewalt, als 'des Staates Oberhaupt,' nicht aber nach dem Satze: 'l'état c'est moi' als der Staat selbst zu betrachten. Wiener Schlußacte Art. 57. Mit anderen Worten die Staatsgewalt steht dem Staate als einer moralischen Persönlichkeit zu, der Landesherr ist der Repräsentant, das Organ, wenn man will, das Subject dieser moralischen Persönlichkeit. Während also der Landes-



herr früher Alles, was er that, für sich that, handelt er jetzt, in so fern er Staatsoberhaupt ist, für den Staat; sein Privatinteresse ist juristisch getrennt von dem Staatsinteresse, dem Gemeinwohl. Es ist dabey nur vor zwey Mißgriffen zu warnen: vorerst den Regenten als Mandatar des Staates oder gar des Volkes, als ersten und obersten, wenn auch unverantwortlichen Staatsdiener anzusehen, wie das allerdings nach dem, was vorher bemerkt wurde, nach dem französischen Staatsrechte nothwendig erscheint; sodann das Volk als Corporation zu denken und mit dem Staate zu identificieren, indem derselbe gerade weder der Regent noch das Volk, sondern ein Drittes ist. §. 3 der angezeigten Schrift.

Aus diesen Principien ergeben sich und erklären sich die bedeutendsten Sätze unseres Staatsrechtes, und Niemand kann sich dasselbe zu klarer Anschauung bringen, der nicht einerseits diesen Umschwung im Auge hat, den unser öffentliches Leben auf allen Seiten durch den allmählichen Durchbruch des neuen Principis gewonnen hat, andererseits aber den historischen Zusammenhang außer Acht läßt, der die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpft, da Gott Lob! nicht urplötzlich, nicht durch eine Revolution auf einer tabula rasa aufgebaut wurde und wird, sondern durch den fortschreitenden Geist der Zeit, so daß die Fäden, an denen unsere öffentlichen Zustände gehalten werden, eben weil sie nicht gewaltsam durchschnitten sind, an mehr als einer Stelle in verflossene Zeiten ragen, freylich in dem einen Territorium mehr denn in dem andern. Ueberhaupt aber ist der Kampf des bezeichneten neuen Staatsprincipes mit dem früheren Patrimonialitätsprincipe, wie dem Einsichtigen einleuchtet, noch keinesweges beendet.

Die Zeit will ihr Recht, die Verhältnisse und auch die Menschen verlangen Berücksichtigung. In kleineren Territorien, die ähnlich wie große Guts-herrschaften nach patriarchalischen Grundsätzen regiert werden wollen, ist es vielleicht nicht möglich, wenigstens nicht wünschenswerth, daß dem moder-nen Principe allzu sehr Bahn gebrochen wird. In mancher Hinsicht würde es sogar lächerlich erschei-nen, wenn alle Ausflüsse desselben hier Terrain gewönnen, zum Beweise daß nicht Alles allenthal-ben zweckmäßig ist. Abgesehen hiervon aber kann man, ohne ein Prophet zu seyn, vorher sagen, daß jenes Princip zwar wohl da, wo es noch nicht feste Wurzeln geschlagen hat, momentan zurück weichen kann, indem gewaltsam in die fortrollen-den Räder des Staatswagens eingegriffen wird, daß es aber schließlich siegreich aus seinem Kampfe nach gänzlicher Unterdrückung der Patrimonialität hervor gehen muß, soll anders nicht Gefahr für den ganzen Staat entstehen.

Dieser Kampf nun, der Mangel eines Friedens-abschlusses, der noch nicht vollendete Durchbruch des allenthalben nach Verkörperung ringenden Ge-dankens macht die Auffassung unseres Staatsrech-tes, wie sich gezeigt hat, schwierig, zumahl die Theorie noch obendrein mit zwey feindlichen Par-teyen zu kämpfen hat, die gesonnen sind, das, was ist, nach zwey entgegengesetzten Zielen hin für ihre Zwecke zu verdrehen, wir meinen die An-hänger des Systems der Volkssouverainetät und die Hallerianer, die Bertheidiger der 'Fürstensou-verainetät', wie man es genannt hat, jene Men-schen, die uns weiß machen wollen, wir lebten noch im Mittelalter, und da das doch augen-scheinlich theils nicht wahr ist, theils auch das Mittelalter nicht auf jeder Seite in ihren Kram

paßt, eine Auffassung liefern, die nichts ist als eine Caricatur des Mittelalters! — In wie weit nun das beregte, in das Bewußtseyn des Volkes getretene Princip unseres heutigen Staatsrechtes bereits eingedrungen ist, in wie weit dasselbe die einzelnen Rechts-Institute und Verhältnisse bereits beherrscht, in wie weit nicht, Das zu klarerer Anschauung zu bringen, beabsichtigt der Verf. für die Zukunft.

Eduard Wippermann.

### G ö t t i n g e n.

Dieterichsche Buchhandlung 1844. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe, erster und zweiter Band. L und 1246 Seiten in Octav.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieses bekannten Werkes ist Manches geschehen, was der deutschen Mythologie als einer Wissenschaft festern Boden verschaffte und ihren Bereich erweiterte. Ein schon lange gehegter Wunsch, daß noch aus den Zeiten des Heidenthums ein einheimisches Denkmahl aufgefunden werden möchte, welches von der Religion unserer Vorfahren unmittelbar Zeugnis ablegte, wurde ganz wider Erwarten erfüllt. Die beiden von Georg Waitz entdeckten Merseburger Gedichte bereicherten die Quellen der deutschen Mythologie auf eine Weise, daß sie sich jetzt, wenn auch nicht an Ausdehnung, doch in Beziehung auf ihr Alter mit den nordischen messen können, und die Menge von deutschen Götternamen, welche das größere derselben enthält, hat bewirkt, daß jeder Zweifel, der vorher vielleicht noch gegen die Annahme eines ausgebildeten deutschen Göttersystems erhoben werden konnte, von der Zeit an verschwinden mußte. Zugleich zeigt die mehrfache

Uebereinstimmung dieser Götternamen mit den nordischen, daß die ursprüngliche Identität des nordischen und deutschen Glaubens, welche freylich einzelne Abweichungen nicht ausschließt, zu gut begründet ist, als daß sie ferner geleugnet werden könnte.

Außerdem ist in der neueren Zeit das Gebiet der deutschen Volksfage durch mehrere fleißige und tüchtige Sammlungen bedeutend zugänglicher und bekannter gemacht. Wir erwähnen hier nur Börners Sagen aus dem Orlagau, die von Neusch gesammelten samländischen Sagen, Adalbert Kuhns märkische und J. W. Wolfs niederländische Sagen. Mehrere anziehende oberdeutsche Sagen sind von Bernhard Baader in Mones Anzeiger mitgetheilt, die niedersächsischen hat H. Harrys zu sammeln angefangen. Die fortgesetzte Sammlung unserer wichtigsten Volksfagen, aus denen sich die deutsche Mythologie noch fortwährend bereichern kann, ist zu wünschen und steht auch bey dem regen Interesse, welches Grimm für die Kenntniß des deutschen Heidenthums erweckt hat, zu erwarten. — Nehmen wir dazu, daß der Verf. beständig bemüht war alles, was sonst noch für sein Werk Brauchbares vereinzelt auftauchte, zu benutzen, die Verbindung des Einzelnen weiter zu führen, die Religionen anderer Völker mehr zu vergleichen, und dem Ganzen mehrfache neue Gesichtspuncte abzugewinnen, so ist es natürlich, daß diese zweyte Auflage der deutschen Mythologie viel reichhaltiger geworden ist und in manigfacher Hinsicht eine andere Gestalt gewonnen hat, wenn auch der Plan und die Anlage des Werkes im Ganzen nicht verändert ist.

Statt daß die erste Auflage 29 Kapitel zählte, finden wir in der zweyten 38 Kapitel. Einige

behandeln freylich nur das, was früher in einem vereinigt war, in mehreren abgeordneten Abschnitten, weil die Menge des hinzu gekommenen Neuen die Trennung zweckmäßig machte. So sind den Göttern Zio, Fro, Paltar jetzt ganze Kapitel zu Theil geworden, während in der ersten Ausgabe nur Wuotan und Donar von den übrigen Göttern gesondert waren. Andere sind dagegen ganz neu, wie Kap. XIV, welches unter dem Titel 'Götterverhältnisse' eine interessante Darstellung der Totalauffassung der nordischen und deutschen Götter enthält. Es verbreitet sich namentlich über die anthropomorphistischen Ideen, welche sich mit den mehr geistigen Vorstellungen von den Göttern verbanden und wird deshalb auch dem classischen Philologen um so willkommener seyn, weil die homerische Schilderung der griechischen Götter zur Vergleichung herbey gezogen wird. Kap. XIX behandelt die kosmogonischen Sagen des Nordens, welche jetzt für die deutsche Mythologie ein größeres Interesse erhalten haben, weil mehrere neuerdings erst bekannt gewordene oder bisher nicht beachtete Zeugnisse, wie namentlich eine Stelle des Emsigerrechtes und eine andere in der jüngst aufgefundenen Borauer Handschrift altdeutscher Gedichte den offenbarsten Beweis liefern, daß diese Sagen, besonders die von der Erschaffung der Welt aus einem Riesenleibe, auch bey uns nicht unbekannt waren. Kap. XXIX bespricht die mythischen Personificationen, Kap. XXX die Vorstellungen von der Entstehung der Dichtkunst; Kap. XXXVIII behandelt die Sprüche und Segensformeln. Dagegen sind die Sammlungen, welche der ersten Auflage in einem Anhange hinzu gefügt waren, in dieser zweyten weggelassen, obgleich auch hier diese Zugabe dem Forscher gewis willkommen ge-

wesen seyn würde. Aber theils ist das Werk durch das viele hinzu gekommene Neue schon sehr ausgedehnt, theils ist Manches von dem, was der Anhang der ersten Ausgabe bietet, jetzt schon mehr in das Ganze verarbeitet.

Betrachten wir nun das ganze Werk, so wie es vor uns liegt, so können wir dieser großartigen Sammlung, die nur durch eine ausgedehnte Gelehrsamkeit und einen seltenen Scharfblick, der da sah, wo lange nichts gesehen war, möglich wurde, unsere volle Anerkennung nicht versagen, und die Nachwelt wird es Grimm noch Dank wissen, daß er durch dieses Werk ein Gebiet aufgedeckt hat, welches bisher, obgleich es schon früher der Gegenstand mancher Untersuchungen war, gewöhnlich nur als ein solches erschien, von welchem sich ein Jeder mit dem unheimlichen Gefühle, daß wir nichts wissen können, gern abwandte. Wenn wir gleichwohl an der Anlage und der Art der Forschung im Ganzen einiges zu erinnern finden, so tragen wir um so weniger Bedenken unsere Ansichten offen auszusprechen, da die Vorzüge des Werkes fast nur durch seine Fehler erreichbar waren.

Grimms Untersuchungen sind gewöhnlich so umfassend, daß nicht leicht irgend etwas, was in den Bereich derselben gehört, übersehen wird; aber häufig wird in denselben die Verbindung der einzelnen Elemente nicht so weit geführt, daß ein Anderer, der sich mit Hilfe seiner Werke mit denselben Gegenständen bekannt macht, nicht manche Punkte fände, bey denen die wissenschaftliche Untersuchung weiter gehen könnte. Dieselbe Art der Forschung, durch welche Grimm allerdings vorzugsweise dazu geeignet war der Stifter einer neuen Wissenschaft zu werden, tritt dem unbefangenen Leser auch bey der deutschen Mythologie bald

entgegen. Auch hier ist nichts vernachlässigt, was nur irgend mit dem alten Glauben unseres Volkes in Zusammenhang steht, ja wir dürften fragen, ob nicht der Verf. bey manchen Einzelheiten über die Grenzen der deutschen Mythologie hinaus gegangen ist. Es dürfte namentlich zweifelhaft seyn, ob einzelne Sagen, welche, wie die vom Schusse des Zell, kein religiöses Gepräge tragen, ob manche von dem Verf. behandelte abergläubische Meinungen, wie die welche die Heilung von Krankheiten und die Kräfte von Kräutern und Steinen betreffen, überhaupt in das Gebiet der deutschen Mythologie gehören, zumahl wenn wir bedenken, daß dieselbe doch zunächst und vor allem den religiösen Glauben unseres Volkes zu berücksichtigen hat. Natürlich sind wir auch für solche, streng genommen nicht zur deutschen Mythologie gehörende Mittheilungen dankbar, weil sie jeden Falls für die Charakteristik des deutschen Volkes wichtig sind, und weil nicht zu verkennen ist, daß auf diesem Gebiete manche Volksmeinungen und manche althergebrachte Gebräuche in Erwägung zu ziehen sind, welche früher vielleicht in einem innigern Zusammenhange mit religiösen Anschauungen stehen mochten, obgleich derselbe jetzt bey dem traurigen Zustande, in welchem sich unsere Kenntniß von der Religion unserer Vorältern befindet, verdunkelt und verwischt ist. Dessen ungeachtet hat offenbar die bedeutende Menge der in der deutschen Mythologie mitgetheilten Einzelheiten augenscheinlich dem Ausgangspuncte der Untersuchung und der Anordnung des Ganzen geschadet.

Der Hauptzweck bey einer Untersuchung über das deutsche Heidenthum muß der seyn, nachzuweisen, welchen innern Zusammenhang daselbe

hatte, und diesen dem Leser zu einer möglichst klaren Anschauung zu bringen. Daß ein solcher Standpunct wenigstens der wissenschaftlichste ist, leidet keinen Zweifel, und es muß daher ungeachtet der Schwierigkeiten, welche sich bey demselben ergeben, dahin getrachtet werden die Menge der zerstreueten einzelnen Nachrichten nach diesem Grundsatz anzuordnen. Der Verf. hat lieber einen andern Ausgangspunct nehmen wollen. In seinem Buche zeigt sich das Hauptbestreben nachzuweisen, daß und wie sich, namentlich in dem Volksglauben der christlichen Zeit, noch manches erhalten hat, was mit dem untergegangenen Heidenthume zusammenhängt oder doch zusammenhängen kann. Darum wird gleich nach der Einleitung Gott an die Spitze des Werkes gestellt und besonders gezeigt, wie in einzelnen Wendungen und Volksausdrücken Gott noch so menschlich erscheint, wie das Heidenthum sich seine Götter dachte, statt daß nach jener andern angegebenen Weise die heidnischen Vorstellungen von den Göttern den Ausgangspunct der Untersuchung machen würden. Aus demselben Grunde gibt Kap. XXXIII eine Abhandlung über den Teufel, welche ausführt, wie in einzelnen Volksagen sich manches an denselben geheftet hat, was in früheren Zeiten von untergeordneten Wesen des heidnischen Glaubens, namentlich den Niesen, galt. Diese beiden Kapitel, welche ihrem Hauptinhalte nach offenbar nicht in die Darstellung des heidnischen Glaubens gehören, würden wenigstens in dieser Art der Ausföhrung weggefallen seyn, und vielleicht würde noch Mehres sich anders gestaltet haben, wenn der Verf. sich mehr zur Aufgabe gemacht hätte, das deutsche Heidenthum in dem Zusammenhange zu erörtern, wie derselbe bis jetzt unserer Forschung erreichbar



ist. Wir verkennen nicht, daß demselben sein Standpunct auch manche Vortheile gewährte, daß namentlich dadurch manche treffliche Bemerkungen über das tiefe Wurzeln des Heidenthums und die Geschichte des Volksglaubens veranlaßt wurden; aber dieselben Vortheile ließen sich auch so erreichen, wenn vor oder nach der systematischen Darstellung der heidnischen Religion eine Geschichte ihres Fortlebens in der christlichen Zeit gegeben würde.

Erwägen wir nun die Ordnung des Werkes. Diese ist durchgehend nach dem Stoffe eingerichtet, so daß die einzelnen Zeugnisse unter die zunächst sich ergebenden Hauptbegriffe oder Rubriken gestellt und so besprochen werden. Die Hauptbegriffe werden dann in einer gewissermaßen natürlichen Reihenfolge abgehandelt. Dieses Verfahren ist das geeignetste, um die Menge der verschiedenartigen Einzelheiten, welche bey der deutschen Mythologie in Betracht kommen, ausführlich zu besprechen und auch in so fern vortheilhaft, als der Leser, welcher sich über einen einzelnen Gegenstand belehren will, leicht die Stelle finden kann, welche ihm Auskunft gibt. Weil dasselbe aber auf der andern Seite ein äußerliches ist, so entsteht dabey die Gefahr, daß Sachen, die ihrer Bedeutung nach unter einen Hauptgesichtspunct fallen, leicht von einander getrennt, verschiedenartige dagegen nicht ganz gehörig vereinigt werden können. Dadurch wird denn die Uebersichtlichkeit des Ganzen, namentlich wenn man sich die Resultate der Untersuchung vergegenwärtigen will, eben so erschwert, als sie im Einzelnen erleichtert wird. So werden die bekannten heidnischen Festfeuer in Kap. XX unter der Ueberschrift 'Elemente' besprochen, nachdem Kap. III bis V das Neupere des Gottesdienstes, Kap. VI

bis XIV die Vorstellungen von den Gottheiten, Kap. XV bis XVIII Helden und untergeordnete Wesen und Kap. XIX die kosmogonischen Sagen abgehandelt sind. Genau genommen gehören aber die erwähnten Festfeuer, als unzweifelhafte alte Kultusgebräuche zu dem Außern des Gottesdienstes und mußten also dort ihre Stelle finden. Eben dahin gehören die Ueberbleibsel der Frühlingsfeste, welche sich in dem Einzuge des Maygrafen, dem Kampfe des Sommers und des Winters und sonst erhalten haben, obgleich sie der Verf. erst in Kap. XXIV unter der Ueberschrift 'Sommer und Winter' behandelt. Kap. XXXII, welches die Entrückung bespricht, war genauer mit Kap. XXV und XXVI zu verbinden, welche von der Unterwelt und dem Zustande der Seelen nach dem Tode handeln. Denn offenbar sprechen alle die Sagen von Helden der Vorzeit, welche wie Friedrich Rothbart, in Berge entrückt sind, nur aus, daß diese in der Unterwelt befindlich sind, was der Verf. S. 904 auch selbst anerkennt. Dagegen werden S. 549 bis 567 unter der Ueberschrift 'Wasser' gar verschiedenartige Sachen vereinigt: die Verehrung von Quellen und Flüssen, das Schöpfen des Wassers zu bestimmten Zeiten, um sich durch Waschung mit demselben Gesundheit zu erwerben, Waschungen überhaupt, Weissagungen die dem Steigen oder Fallen einzelner Quellen oder sonst dem Wasser entnommen werden, Kultusgebräuche um bey anhaltender Dürre von den Göttern Regen zu erslehen, Opfer die den Dämonen des Wassers gebracht werden, u. a. m. Wir meinen also, daß die Uebersichtlichkeit des Ganzen gewonnen haben würde, wenn die einzelnen Kapitel mehr nach einem rationellen Principe, mehr nach den

den einzelnen Meinungen und Gebräuchen zum Grunde liegenden Ideen angeordnet wären.

Mit dieser Anordnung der Hauptabschnitte des Werkes nach dem Stoffe stimmt die Behandlung derselben im Einzelnen. Auch hier ist das Stoffliche, da in der Regel ein Zeugniß an das andere gereicht wird, überwiegend und fast zu überwiegend; die Resultate der Untersuchung liegen oft dazwischen in kurzen Bemerkungen versteckt, so daß sie einem minder aufmerksamen Leser leicht entgehen können, und häufig begnügt sich der Verf. mit der objectiven Darstellung der Einzelheiten des deutschen Glaubens, ohne ihre Bedeutung näher anzugeben. So wird über die deutschen und nordischen Götter freylich manche treffende Bemerkung gemacht, welche zur Erläuterung ihres Wesens dient, aber diese werden selten benutzt um die Totalvorstellung von einem Gotte zu abstrahieren. Seine Attribute, seine Mythen werden bisweilen nur angeführt, aber nicht in Zusammenhang mit der Grundidee desselben gesetzt. Ueberhaupt scheint uns die Mythendeutung, obgleich sie in dieser zweyten Auflage nicht so von der Hand gewiesen wird, als in der ersten, doch noch nicht genug angewandt. Eine deutsche Mythologie, die auf so mancherley Gegenstände Rücksicht nehmen muß, hat freylich nicht vorzugsweise die Mythendeutung zum Zweck, aber diese darf doch namentlich da nicht vernachlässigt werden, wo sie über das Wesen eines Gottes Licht verbreiten kann.

Noch schwieriger als die Behandlung der Mythen ist die der Sage, welche eine ungleich größere Vorsicht erfordert. Die Art, wie der Verf. diese erörtert, ist in vielfacher Hinsicht sinnig und geistreich zu nennen. Kein Einzelzug derselben entgeht ihm, mag er auch noch so versteckt liegen, Alles

weiß er hervor zu ziehen und namentlich durch Vergleichung mit Mythen und andern Sagen in ein helleres Licht zu bringen. Aber hier scheint uns derselbe doch auch oft da stehen zu bleiben, wo die wissenschaftliche Behandlung noch weiter gehen kann. Er erhebt sich zu wenig über den Boden, auf welchen die Sage versetzt. Niemand wird leugnen, daß die Definition, welche S. 315 von den Helden gegeben wird: 'Held ist ein Mensch, der gegen das Böse streitend unsterbliche Thaten verrichtet und zu göttlicher Ehre gelangt', der Sage gemäß sey, aber die Wissenschaft der Mythologie kann sich nicht damit begnügen, da die Untersuchung in einzelnen Helden häufig verdunkelte göttliche Wesen erkennen läßt. Das erkennt auch der Verf. selbst an, wenn er diese und jene Züge der Heldensage mit Göttersagen und sie selbst auch mit göttlichen Wesen, aber wieder nur in Einzelheiten und so vergleicht, daß wir nicht absehen, ob es nur eine Vergleichung oder eine Identification seyn soll. So sind auch die Sagen von Riesen und Zwergen objectiv vollständig behandelt, aber die Erörterung der Ideen, welche diesen Wesen zum Grunde liegen und ihre Sagen hervorgerufen haben, tritt in den Hintergrund, obgleich diese klar genug durch die nordische Mythologie angedeutet werden, welche die Riesen ganz offenbar als maßlose und ungestüme Naturgewalten, die Zwerge aber als die in der Stille wirkenden elementarischen Kräfte hinstellt.

Die nordische Religion hat der Verf. auch dieses Mahl 'nur zum Einschlag, nicht zum Bettel genommen.' Dieses Verfahren dürfte aber in einer Hinsicht sich als unzweckmäßig erweisen. Es ist bekannt, daß durch die Einzelheiten der deutschen Mythologie kein fortlaufender Faden geht, daß uns

nur Trümmer überliefert sind, deren Zusammenhang erst durch das Ganze der nordischen Religion einigermaßen begreiflich wird. Wird nun aber dem Leser dieses Ganze der nordischen Religion seinen Hauptzügen nach nirgend vorgeführt, sondern werden nur an den passenden Stellen Einzelheiten mit den deutschen Trümmern zusammengestellt, so wird offenbar der Ueberblick erschwert. Zweckmäßiger scheint dem Ref. eine andere Weise: die nordische Religion, in so weit namentlich, als der innere Zusammenhang der deutschen durch sie aufgehehlt wird, (denn das Aeußere des Gottesdienstes erscheint auch an und für sich schon in Deutschland mit ziemlicher Klarheit) an die Spitze der Untersuchung zu stellen, und alles was in Deutschland Uebereinstimmendes aufgefunden werden kann, daran anzuknüpfen. Die zurückbleibende Masse würde dann dazu dienen die Verschiedenheiten der deutschen und nordischen Religion in ein helleres Licht zu setzen. Dieses müßte aber nothwendig in historischer Folge abgehandelt werden, theils weil unsere Quellen in der Zeit zu weit von einander abstehen, theils weil ihre Natur zu verschiedenartig ist, als daß sie sich immer zweckmäßig vereinigen ließen. Dadurch würde zugleich das erreicht, daß wir von den einzelnen Zeiten, in welchen das Heidenthum bestand, ein treueres Bild bekämen, besonders wenn wir die Zeiten des Cäsar und Tacitus von den der Völkerwanderung trennten und wieder abgesondert untersuchten, wie heidnische Ideen und Gestalten sich in christlichen Zeiten forterhielten und umbildeten. Wird man dagegen sagen, daß dann wieder der Ueberblick über das Ganze der deutschen Religion auf eine andere Weise erschwert würde, so ist das allerdings als

ein Uebelstand anzusehen, der sich aber deshalb nicht vermeiden läßt, weil wir eben das Ganze der deutschen Religion nicht kennen.

Die historische Trennung der Zeiten, aus welchen uns das deutsche Heidenthum bekannt ist, vermischen wir überhaupt in dem vorliegenden Werke zu sehr. Grimm scheidet keine Perioden, sondern verbindet selbst mit einer gewissen Vorliebe Altes und Neues, Nahes und Fernes. Abgesehen davon, daß auf diese Weise die doch immer bemerklich zu machende Grenze zwischen dem jetzigen Volksglauben und dem ehemahligen Heidenthume zu leicht verwischt wird, entsteht auch die Gefahr in einzelnen Fällen der historischen Wahrheit Abbruch zu thun. Das zeigt sich besonders bey den Abhandlungen über die einzelnen Gottheiten. Wenn hier solche Gottheiten, welche nur in den älteren nordischen Quellen erwähnt werden, in Deutschland aber kaum in einer schwachen Spur nachweisbar sind, zusammen mit denen aufgeführt werden, welche nur in der späteren deutschen Volksage auftreten, wird diese Zusammenstellung nicht sehr bedenklich seyn? wird es nicht sehr bedenklich seyn, eine Berchta, eine Holda und andere nur in der noch lebenden Volksage erscheinende Göttinnen neben Frigg, Freyja oder die Isis des Tacitus zu stellen, zumahl da wir nicht wissen können, ob nicht diese Wesen der Volksage ihre Namen geändert haben und folglich vielleicht entweder unter sich oder auch mit andern in früheren Quellen erwähnten Gottheiten identisch sind?

• (Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

176. Stück.

Den 2. November 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Zweite Ausgabe, erster und zweiter Band.'

Diese Verbindung der frühesten Zeiten mit den spätesten hat nun den Verf. zu mehreren Combinationen vermocht, welche unseres Erachtens außerhalb der Grenzen der Wahrscheinlichkeit liegen. Wir wollen hier nur zwey derselben anführen. Wir haben ein hübsches Kindermärchen von dem starken Hans, der als ein Held von gewaltiger Körperkraft dargestellt wird; es wird doch wohl zu gewagt seyn in diesem Namen einen Anklang an Uns und somit an die Unses oder Usen zu finden. Nicht minder unwahrscheinlich ist es, wenn S. 347 der von Tacitus erwähnte Ulysses mit dem Drendel der Legende des zwölften Jahrhunderts in Verbindung gesetzt wird. Dann finden einzelne Aehnlichkeiten zwischen der Legende von Drendel und der Odyssee Statt, so sind diese entweder zufällig oder durch den Einfluß des griechischen Gedichtes

entstanden: daß wirklich jene Sage von Ulyßes sich so lange in Deutschland erhalten und in eine Legende umgebildet habe, ist um so weniger annehmbar, da dieselbe aller Wahrscheinlichkeit nach den Deutschen von den Römern auf den Grund eines fremden Denkmahls — des vielleicht fälschlich so genannten Altars des Ulyßes — angedichtet wurde.

Ueberhaupt scheint es Ref. bey den mythologischen Combinationen des Verf., welche in dieser zweyten Auflage zahlreicher als in der ersten und oft treffend sind, daß derselbe fast zu häufig einzelne mythische Gestalten in Personen der späteren Sage wieder zu erkennen glaubt, wenn äußere Indicien, wie z. B. Namensähnlichkeit, sich zeigen, dagegen aber zu wenig auf die innere Uebereinstimmung der Wesen und die den Sagen zum Grunde liegenden mythischen Ideen gibt. Wenn die Volks-sage von Friedrich Nothbart erzählt, er sey in den Rißhäuser entrückt und schlafe dort an einem Stein-tische sitzend, um welchen sein Bart schon zweymahl herum gewachsen sey, so enthält diese Erzählung, wie wir schon oben bemerkt haben, die einfache mythische Idee, daß der berühmte Hohenstaufe aus der Reihe der Lebenden verschwunden sey und in der Unterwelt hause. Damit ist unsers Erachtens die Sage hinlänglich erläutert. Gehen wir noch weiter und suchen wir den historischen Friedrich auf eine göttliche Gestalt des Heidenthums zurück zu führen, wollen wir namentlich mit dem Verf. in Friedrich Nothbart den rothbärtigen Donar oder den langbärtigen Wodan erkennen, auf dessen Schultern die Raben sitzen, wie der alte Kaiser aus seinem Schläfe erwachend nach den Raben fragt, welche um den Berg fliegen, so entbehrt diese Annahme, weil sie sich nur auf die



Ähnlichkeit äußerer Umstände stützt, der inneren Wahrscheinlichkeit. Dasselbe gilt von der Annahme des Verfs, daß, wie die Götter sich in Helden wandeln, auch die Thiersage manche Niederschläge der Göttersage enthalte, da beide auf einem zu verschiedenartigen Boden erwachsen sind, als daß nähere Berührungen zwischen ihnen hätten Statt finden können, und da einzelne Ähnlichkeiten im Ganzen doch zu unscheinbar sind. In solchen Punkten scheint also den Verf. die Liebe für seine Sache und sein eifriges Umherschuchen nach Ueberbleibseln altheidnischer Mythen fast zu weit geführt zu haben.

Wir könnten noch mehr Beyspiele von solchen zu kühnen Zusammenstellungen heidnischer Mythen und späterer Sagen beybringen, aber das würde uns zu weit in die Einzelheiten der deutschen Mythologie führen, da wir uns in dieser Anzeige auf einige allgemeinere Andeutungen zur Charakteristik des Werkes überhaupt beschränken. Wir bemerken daher nur noch das Eine, daß der Verf. auf manche gelehrte Sagen mehr Gewicht gelegt zu haben scheint, als diese ihrem Gehalte nach verdienen. Wenn die Volksfage allerdings noch manchen Bestandtheil des deutschen Heidenthums aufbewahrt hat, wenn wir an dem Alter und der Echtheit ihrer Ueberlieferungen gewöhnlich nicht zweifeln dürfen, so tritt uns dagegen in denjenigen Sagen, welche als anscheinend historische Berichte früher nieder geschrieben wurden, häufig der Charakter der willkürlichen Erfindung entgegen. So verhält es sich z. B. mit der Sage über den Cultus der Göttin Zisa, welche zu Augsburg auf dem Zisenberge einen Tempel gehabt haben soll. Ungeachtet der Name dieser Göttin zu dem des Kriegsgottes Zio gehalten werden könnte und obgleich der Bericht über sie in das elfte Jahrhun-

dert hinauf reicht, so steht sie doch nach unserer Ansicht auf schwachen Füßen. Die Widersprüche gegen die beglaubigte Geschichte, welche die Erzählung von ihrem Cultus und namentlich von einer angeblichen Belagerung der Stadt Augsburg durch die Römer enthält, könnten wir noch übersehen; aber daß die ganze Ueberlieferung jedes Haltes entbehrt, zeigt besonders das augenfällige Bestreben des Aufzeichners die Namen der Personen, welche er anführt, auf eine seltsame Art mit bekannten Localitäten in Verbindung zu setzen. Wie jedoch diese Namen nur willkürlich zusammen gerafft oder den Ortsnamen zu Gefallen ganz erdichtet sind, so wird die Göttin Zisa ebenfalls ihren Ursprung nur dem Zisenberge verdanken. Auch gegen den angeblichen sächsischen Gott Krodo, dem der Verf. jetzt wieder eine Stelle unter den deutschen Göttern anweisen will, müssen wir aus dem einfachen Grunde aufs neue Bedenken erheben, weil der Verf. der Sachsenchronik unmöglich noch eine sichere Kunde von irgend einem altsächsischen Götterculte haben konnte. Nur das ist möglich, daß die Einzelheiten, welche von dem Cultus des Krodo berichtet werden, dunkeln Erinnerungen an slawische Götterculte ihren Ursprung verdanken. Gegen solche gelehrte Sagen kann man nicht zu streng seyn, da es bekannt ist, welche Verwirrungen sie früher in die deutsche Mythologie gebracht haben.

Die vorstehenden Erinnerungen glaubte Ref. im Interesse der Wissenschaft machen zu müssen, unbeschadet seiner Hochachtung vor Grimm und unbeschadet seiner vollen Anerkennung der großen Verdienste, welche derselbe sich durch dieses Werk erworben hat. Es ist das höchst Erfreuliche darin geleistet, daß der zerstreute Stoff der deutschen

Mythologie, so weit er bis jetzt durch die Kräfte eines Mannes herbeygeschafft werden konnte, in einer einfachen Ordnung nach den Thatsachen und so reichhaltig vorliegt, daß Niemand, der über irgend einen Theil der deutschen Mythologie Belehrung wünscht, sich ohne die gehörigen Nachweisungen von dem Werke entfernen wird. Ist die Forschung auch an manchen Stellen nicht so weit geführt, als es füglich geschehen konnte, sind auch einige subjective Ansichten des Verfs vielleicht nicht haltbar, so liegt doch hier eine solche Fülle von Zeugnissen und Thatsachen vor, und diese sind mit einer solchen Genauigkeit und Treue zusammen gestellt, daß ein Jeder sich nach seinen Ansichten daraus das Ganze der deutschen Religion construieren kann. Es ist etwas Großes eine lange verachtete und verkannte Wissenschaft so weit aufgeschlossen zu haben, daß derselben ihre Zukunft für immer gesichert bleibt. — Die Verlagsbandlung hat das Ihrige gethan um das Werk würdig auszustatten. W. M.

### L e i p z i g,

bey Fleischer 1844. Die Verrenkung des ersten Daumengliedes nach der Rückenfläche u. von Dr G. B. Günther.

Ein Fall dieser hartnäckigen Verrenkung, welcher nicht zur Heilung gebracht werden konnte, gab dem Verf. die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift. Da die Meinungen über die Ursachen der Repositionsschwierigkeit getheilt sind, genaue anatomische Untersuchungen über den pathologischen Zustand bey dieser Luxation fehlen, und dem Verf., außer der einen Beobachtung, keine eigene Thatsachen vorlagen, hoffte er durch genaue anatomische Untersuchungen und durch künstliche Luxationen

an Zeichen einiges Licht über die streitigen Punkte zu verbreiten. Der Vollständigkeit wegen schickt er eine kurze Uebersicht der früher mitgetheilten Fälle und der Ansichten der Schriftsteller voraus. Dann folgt der anatomische Theil, in welchem eine sehr minutiöse Darstellung der zugehörigen Gelenktheile und der bewegenden Apparate gegeben wird. Da sie für die daraus zu ziehenden Folgerungen von großer Wichtigkeit ist, verdient sie alle Beachtung. Nur in einigen Punkten kann ich mit dem Verf. nicht ganz überein stimmen. Die *ligg. lateralia* scheinen mir in den Abbildungen und nach der Beschreibung nicht ganz naturgemäß. Der Verf. findet das Band an seinem Ursprunge vom *os metacarpi* 3'' breit und nach der *Phalanx* zu bis zu einer Breite von 5'' wachsend. Dasselbst scheint es ihm in 3 Fascikel zerlegbar, von denen das eine an die *Phalanx*, das andere an das *os sesamoides* sich heftet. Das dritte soll in der Mitte zwischen beiden liegen und mit der Sehne des *flexor brevis* verbunden seyn. Wo es sich aber anheften soll ist weder aus der Beschreibung noch aus der angezogenen Figur ersichtlich, und eben so wenig habe ich am Präparate ermitteln können, welchen Theil des Bandes der Verf. darunter versteht. Ich finde das *lig. laterale* folgendermaßen. Es entspringt in der vom Verf. angegebenen Breite vom *os metacarpi*, geht mit seinem Dorsalthteile direct zur *Phalanx*, mit seinem Volartheile über das *os sesamoides*, mit welchem es innig verwächst, weg, gleichfalls zur *Phalanx* und beschreibt somit nach der Volarseite zu einen Bogen, wodurch es in der Mitte am breitesten, am Ursprunge und Ansatz aber am schmalsten ist. Will man es in mehrere Bündel theilen, so ist meiner Meinung nach folgende Eintheilung am

natürlichsten. 1) Ein Bündel direct zwischen Mittelhandknochen und Phalanx. 2) Ein Bündel vom Mittelhandknochen zum Sesambein. 3) Ein Bündel vom Sesambein zur ersten Phalanx. Eine solche Abtheilung ist zwar rein künstlich, da das ganze Band eine zusammen hängende Masse bildet, ließe sich aber nach der Analogie des lig. laterale an der großen Zehe vertheidigen, wo die 3 Bündel bestimmt getrennt sind. — Das Band, in welches die Sesambeinchen selbst eingewebt sind, nennt der Verf. lig. intrasessamoidale. Diese neue Benennung scheint mir unnöthig, da wir die Benennung lig. transversum volare haben und es doch kein wesentliches Unterscheidungsmerkmal von den übrigen ligg. transversa ist, daß hier ein Paar Sesambeinchen darin eingewebt sind. Zudem ist die Benennung unlateinisch und müßte wenigstens intersesamoideum heißen.

Auch bey dem flexor pollicis brevis läßt der Verf. einige neue Benennungen eintreten. Die innere Portion des Muskels nennt der Vf. flexor pollicis brevis ulnaris. Die äußere Portion theilt er in zwey, den flexor pollicis brevis radialis superficialis und profundus. So sehr es im anatomischen Interesse läge, Mittel aufzufinden, durch welche wir zu einer genauen und unveränderlichen Bestimmung der Muskelbäuche des Daumenballens gelangen könnten, so wenig fruchtbar ist es Unterabtheilungen zu machen, die bey der etwas unbeständigen Lage der Muskelbäuche nur zu willkürlichen Präparationen führen müssen. Es ist ja bekannt, wie die Muskelbäuche gerade an der Maus so von verschiedenen Zellstofflagen (Spalten) durchsetzt sind, daß man sich eine bestimmte Präparationsmethode angewöhnen muß, um nur bey den Demonstrationen immer ohngefähr gleiche

Abductoren und Adductoren und Flexoren zc. darzustellen. Daher kommt es, daß die verschiedenen Schriftsteller unter sich nicht einig sind. Albin z. B. beeinträchtigte den flexor an seiner äußeren Seite und nahm ihm noch einen abductor alter weg. Meckel beraubt ihn an der inneren Seite und rechnet alles, was sich an das innere Gesambein setzt, zum adductor. Vielleicht wäre dies noch am besten, denn da ist eine Grenze immer bestimmt genug zu ziehen, nicht aber an dem Carpalsprunge. Es scheint mir im anatomischen Interesse besser zu seyn, wenig zu unterscheiden als unbestimmte Unterscheidungen aufzustellen und somit möchte es rathsam seyn, den flexor brevis vorläufig heil zu lassen und wenn es für nöthig gehalten wird, der äußeren und inneren Portion eine bestimmtere Bezeichnung zu geben, sie als portio ulnaris und radialis aufzuführen. Eine tiefere Portion ist nicht bestimmt genug von den übrigen gesondert, um eine besondere Benennung nothwendig zu machen. Ich leugne nicht, daß man eine solche präparieren kann; aber eben so gut kann man dann noch mehrere präparieren.

Ich halte es für sehr nothwendig, Punkte, wie die eben besprochenen, genau zu beachten, damit solche Angaben nicht ohne fernere genaue Prüfung in die chirurgische Anatomie übergehen.

Aus den Verrenkungsversuchen an der Leiche hat der Verf. keine bündigen Schlüsse ableiten können. Die Luxation reponiert sich immer fast von selbst wieder, ein schlagender Beweis dafür, daß die so erlangten Verhältnisse von denen bey dem Lebenden durchaus verschieden sind. Verf. fand den flexor brevis und die Gelenkkapsel am Radialrande zerrissen, das lig. laterale radiale an seiner Polarpattie vom Mittelhandknochen abgerissen, die

Phalanx immer etwas nach der Ulnarseite auf den Rücken des Mittelhandknochens verschoben. Eine Einklemmung der langen Beugesehne des Daumens zwischen die luxirten Gelenkenden konnte man nur durch künstliche Manipulationen hervor bringen und der Verf. hat gewis Recht, wenn er auf diese Verschiebung der Beugesehne nur geringes Gewicht legt. Das größte Hindernis der Reposition scheint dem Verf. in dem lig. transvers. volare mit den Sesamknochen zu liegen, indem sich dieser Theil hinter dem Kopfe des os metacarpi teinklemme. Bey dieser Ansicht wird voraus gesetzt, daß die ligg. lateralia wenigstens größtentheils bey der Luxation unverlezt bleiben. Da ihre Länge nicht so groß ist als die Dimension von ihrem Ansatzpunkte bis zum obern Theil des Gelenkkopfes, so setzen sie der Luxation ein großes Hindernis entgegen. Sind sie aber durch gewaltsame Extension einmahl über diesen Punct, ohne zu zerreißen, weggeführt, so sind sie ein eben so großes Hindernis der Reposition; sie umschnüren dann gleichsam das collum des Mittelhandknochens. Der Verf. hat gefunden, daß diese ringsförmige Einschnürung erschlafft werden kann, wenn man das lig. transvers. volare zerschneidet, denn alsdann weichen die Sesambeine auseinander. Deshalb schlägt er vor, dies Ligament subcutan zu durchschneiden. Die Schwierigkeit einer solchen Operation im Dunkeln ist wohl einleuchtend und die Zerstörung des einschnürenden Ringes (wenn dieser wirklich das Hindernis abgeben sollte(?)) leichter durch Zerreißen oder Zerschneidung des lig. laterale radiale zu bewirken. Mir scheint die Annahme, daß dieser Bändering die Einschnürung bewirke, immer noch sehr zweifelhaft. An einem präparierten Gelenke seht der Theil des Bandes, welcher überhaupt über das Capitu-

lum metacarpi weggeführt werden kann, weder der Luxation noch der Reposition ein bedeutendes Hinderniß in den Weg. Der Belartheil des Bandes mit den Sesambeinchen kann aber ohne Zerreißen der Bänder gar nicht bis auf das dorsum metacarpi gebracht werden. Ob bey der Luxation am Lebenden diese Bänder zerreißen oder nicht, ist gänzlich unbekannt. Bey des Verfs Versuchen an der Leiche zerrissen sie zum Theil und es reponierte sich die Luxation von selbst. Seine Annahme ist also bis jetzt nur auf theoretische Schlüsse gestützt, und wenn wir diesen Raum geben, so scheint die einfache Annahme am natürlichsten, daß die Muskeln, zwischen deren Endköpfen der Mittelhandknochen gleichsam durchgesteckt ist, die Einschnürung bewirken. Daraus würde sich auch erklären, warum an der Leiche diese Unmöglichkeit der Reposition nicht erreichbar ist. Daß des Verfs Versuch, durch die Todtenstarre die lebendige Muskelcontraction zu ersetzen, in einem Versuche mißlang, möchte hiergegen schwerlich einen Einwand abgeben. Wir werden wohl schwerlich zu einer entscheidenden Kenntniß der hier besprochenen Momente gelangen, bevor nicht eine Reihe pathologischer Präparate dieser Luxation gründlich untersucht ist. Daß auf theoretischem Wege die Sache schwerlich erledigt werden kann, scheint mir aus der vorliegenden Schrift hervor zu gehen. So genau und gründlich auch alle Momente erörtert sind, so wenig sind doch die Zweifel, welche sich gegen die theoretischen Folgerungen aufdrängen, beseitigt. Die Schrift ist mehr interessant durch die scharfsinnige und gründliche Prüfung der möglichen Verhältnisse, als durch die gewonnenen Resultate. Wer aber eine genaue Anschauung der in Frage stehenden Theile zu erlangen wünscht, wird sie in dieser Schrift und den wohl



gelungenen Abbildungen erhalten, besonders wenn er dabey ein natürlich präpariertes Gelenk zur Hand nimmt.

D. Kohlrausch.

### B e r l i n.

Verlag von Hermann Schulze 1844. Der heilige Augustinus dargestellt von Bindemann, Licentiaten und außerordentl. Professor zu Greifswald. I. Bd. 360 Seiten in Octav.

Die Darstellung des Augustinus in Leben und Lehre erforderte eine umfassende Bearbeitung in einer Zeit, die, wie die jetzige, eine Zeit der Krisen ist, der kräftigeren Entwicklung des religiösen Lebens auf der einen, des entschiedenen Gegensatzes auf der andern Seite. Luther ist vielfach auf Augustin zurück gegangen, die jetzige Zeit wird viele Berührungspuncte mit ihm bieten. Auch der Verf. dieses Werkes sieht sich oft zu Vergleichen zwischen dem Jetzt und Damahls veranlaßt, obgleich er dies keinesweges übertrieben und meist nur in den Nothen gethan hat. Was jede Zeit religiöser Krisen auf Augustin zurück führt, ist die Einheit und gleiche Energie des Denkens und Lebens in diesem Kirchenvater; nirgends jene falsche Objectivität, die sich ihren Gegenstand in beschaulicher Ferne hält, sondern jene Energie des Denkens, welche ihn völlig erfaßt, durchdringt, verarbeitet, weil sie von ihm erfaßt ist. Er hat die philosophischen Systeme nicht bloß durchdacht, sondern durchlebt; durch die Schwankungen des Zweifels, den Uebermuth des Wissens, die Verzweiflung des Scepticismus hat er sich hindurch gearbeitet zur christlichen Wahrheit und zur Gewisheit und Demuth des Glaubens. Eben wegen dieser inneren Einheit von Leben und Denken hat der Vf. ganz Recht, wenn er die Darstellung der Lehre und des Lebens nicht hat tren-

nen wollen, sondern versucht hat 'die Schriften des Augustin genetisch aufzufassen und auf diese Weise ihren Inhalt der Entwicklung seines Lebens einzuverleiben.' Diese Vereinigung ist jedenfalls die schwierigere Aufgabe; sehen wir, wie der Verf. sie gelöst hat.

Das ganze Werk ist auf drey Bände berechnet, wovon der vorliegende erste den Abschnitt bis zur Taufe des Augustinus oder bis zum Schlusse des geschichtlichen Theils der Confessionen enthält; er umfaßt also die Kindheits- und Jugendgeschichte Augustins, seinen Uebertritt zum Manichäismus, sein Leben als Rhetor in Thagaste, Carthago, Rom, Mailand, die Einwirkung der akademischen Philosophie, den Rücktritt unter die Katechumenen vermittelt durch die Einwirkungen des Ambrosius, die Einwirkungen des Platonismus, seine Bekehrung, den Aufenthalt auf Cassiciacum, die Schriften contra Academicos, de beata vita, de ordine, de immortalitate animae, die Taufe, Monicas Tod, Rückkehr nach Afrika.

Der Stoff zu dem hier Behandelten ist mit vieler Sorgfalt gesammelt, das Zerstreute oft nicht unglücklich combinirt und in den Entwicklungsgang eingereiht, allenthalben eine besonnene Forschung. Dabey hat der Verf. die einzelnen Vorfälle im Leben des Augustin nach ihrer psychologischen Bedeutung sinnig aufgefaßt und entwickelt, hier hat seine Darstellung ein warmes Leben, aber hierin zum Theil begründet sich auch das Mangelhafte derselben. Die gemüthvolle Auffassung hat das Einzelne als solches getrennt neben einander stehen lassen, ohne daß die ideellen Mächte, welche die Entwicklung des Augustin bedingen, welche seine ganze Zeit bewegen, zum lebendigen Bewußtseyn gekommen wären. Gerade jene sinnige Hin-

gebung, welche dem Besondern ein warmes Leben verleiht, hat die Momente der Entwicklung noch mehr vereinzelt, als es die bloß objective Zusammenstellung gethan haben würde; denn nun zieht sich eine erbauliche Reflexion durch die Darstellung, welche den Leser zwingt, das Einzelne aus seinem objectiven Zusammenhange abzulösen, um es nur mit seiner eigenen Subjectivität in Beziehung zu setzen.

Diese erbauliche Reflexion ist auf theologischem Gebiet dasselbe, was die so genannte geistreiche Auffassung und Behandlung des Geschichtlichen auf profanem; freylich eine nothwendige Erscheinung in Uebergangsperioden als die erste Form, worin der starre Stoff flüssig wird, aber doch etwas, das durch eine lebendige Auffassung und Darstellung des Ganzen überwunden werden muß. Hier kommt die Wirklichkeit nicht zu ihrem Rechte, alles bleibt farblos, oder die eintönige Färbung der Reflexion breitet sich doch wie ein Schleier über das Ganze und verdeckt die Gegensätze und Unterschiede, wodurch das Bild erst Leben erhält.

Der Verf. beginnt seine Schrift unmittelbar mit der Darstellung der Jugendgeschichte Augustins; eine Skizze der Zeit als des eigenthümlichen Bodens für seine Entwicklung fehlt, und das, was unter den Ueberschriften 'die Manichäer' 'die Kirche' und sonst zerstreuet gegeben ist, will sich nicht zum Ganzen verschmelzen. Was über die Kirche gesagt ist, gibt außerdem viel zu sehr den Eindruck eines friedlichen Stillebens, als daß es auf jene Zeit passen könnte. Auch die Kirche ist damahls der Kampfplatz für jene Gegensätze, welche die ganze Zeit dualistisch spalten, das wildeste Treiben des nach Genuß, Ehre, Reichthum jagenden Lebens und der resignierten Zurückgezogenheit der Askese. Sie hatte eine Menge heidnischer Ele-

mente aufgenommen, die von dem Geiste des Christenthums noch keinesweges bewältigt waren. Augustin ist aber mehr als ein Anderer das Kind seiner Zeit und seines Volkes; die unsicheren schwankenden Zustände des politischen Lebens sind wesentlich für seine Entwicklung, die so wie sie ist, unter geordneten Verhältnissen unmöglich ist. Die ganze Zeit ist von dem dunkleren oder klareren Bewußtseyn dieser Unsicherheit erfüllt, daher ihr dualistisches Zerfallen, nicht mehr ein Streben nach festen geordneten Zuständen, sondern entweder das wilde Tagen der Genüsse oder die völlige Entfagung, um in dem ruhigen ungetrübten Reich des Denkens zu leben. In diesen Streit ist Augustin gestellt, und der Kampf dieser beiden Mächte fällt in seiner ganzen Hefigkeit in diese eine Persönlichkeit; jede will ihn ganz, aber die Natur Augustins ist zu kolossal, als daß eine ihn beherrschen könnte. So verfällt er beiden, das Leben zieht ihn in den Strudel der Genüsse, den wüsten Rausch der Lust, das Denken reizt ihn durch die Aussicht auf das stille ewige Reich der Idee und erfüllt ihn mit seinem Wissensdünkel und Hochmuth. Bey dem anfänglichen Schein der Befriedigung steht beides noch ruhig neben einander — so in der ersten Zeit unter den Manichäern —; bald aber offenbart sich die Unwahrheit jenes Lebens der Genüsse durch Leere, Unbefriedigtheit, die Qualen der Reue, der Scham, die Unersättlichkeit der Genußsucht und Ehrsucht; die Unwahrheit der Wissenschaft und des Denkens durch Zweifel, die fast zur Verzweiflung werden und durch die Unfähigkeit, ihm Ruhe und Herrschaft über die streitenden Mächte in ihm zu geben.

Es ist eben die verzerrte Gestalt von Leben und Wissenschaft in jener Zeit, was den Augustin in

diese ruhelosen Kämpfe verwickelt; es concentrirt sich in ihm der Schmerz und das Leid jener ganzen Uebergangsperiode, und dies macht ihn zu einem der unglücklichsten oder vielmehr tragischsten Charaktere, die die Geschichte kennt. Daß er nicht unterging, verdankt er zunächst seiner Mutter, in deren durchaus gesundem wahrhaft christlichem Seyn nichts von jener krankhaften Spaltung ihrer Zeit war, und der Kräftigkeit seiner Natur, welche die Palliative der Genüsse, der Ehre, der Wissenschaft bald als Palliative empfand. — Dies mußte in einer scharfen, in herben Contrasten rasch sich fortbewegenden Darstellung entwickelt werden; für erbauliche Reflexionen war absolut kein Platz. Die retardierenden Momente der Entwicklung sind die Genüsse und der trügerische Schein der Wahrheit in den Systemen, die fortreibenden Ehrsucht und Wissensdurst. Die endliche Bekehrung als der Sieg des Christenthums über die verkehrten falschen Mächte der Zeit wird nicht herbey geführt durch die weicheren Elemente des religiösen Lebens, den Heimwehzug des Verfassers oder eine mildere Sehnsucht nach Ruhe — das sind nur secundäre Momente und gehören den Augenblicken der Ermattung —, sondern durch den ungestillten Wissensdrang als Drang nach Wahrheit, also zunächst durch das Denken; Augustin findet im Christenthum die Wahrheit, freylich die lebendige, aber das wird sie ihm erst, nachdem er sie als Wahrheit erkannt hat. Darum will er anfangs auf das thätige Leben verzichten, hierin noch der dualistischen Spaltung seiner Zeit hingegeben, aber Gott zeigt ihm nun die eigentliche Versöhnung in der vollen Wahrheit des christlichen Lebens: innere Klarheit und kräftige gestaltende Thätigkeit nach außen.

Bey den berührten philosophischen und mystisch

phantastischen Versuchen, die Probleme des Daseyns zu lösen, vermisset man ungern ein Eingehen auf die zu Grunde liegenden Fragen. Der Manichäismus, akademische Skepticismus und der Platonismus sind sämmtlich durch die Probleme des Werdens und der Veränderung bedingt; jenes herrscht im Manichäismus und Platonismus vor, die es beide dualistisch zu lösen suchen; der Manichäismus durch den Gegensatz des guten Lichtprincipes und des mit der Finsternis und dem chaotischen Gähren der Elemente identifizierten Bösen; der Platonismus durch den Gegensatz des mit dem wahrhaft Seyenden identifizierten Formprincipes und der mit dem Nichtseyenden identifizierten Hyle. Der Skepticismus hält sich an das allgemeinere Problem der Veränderung: äußerlich im Entstehen, Wachsen und Vergehen, innerlich im Ebben und Fluthen der Vorstellungen gibt es nichts Bleibendes, Sicheres. Dabey drängt sich schon der Gegensatz von Subject und Object hervor. Im Gegensatz der wechselnden Erscheinung zu dem beharrenden sich selbst gleichen Seyn begründet sich die Skepsis.

Auf das durchgehende Hypostasieren des Abstrac- ten, auf die Verallgemeinerung der Gegensätze zu dem des Seyns und Nichtseyns ist nicht hingewiesen, obgleich dies auf Augustins Ansicht vom Bösen einen bedeutenden Einfluß gehabt hat.

Die Sprache des Verfs ist verflossen, der Ausdruck hängt wie ein schlotterndes Gewand um den Gedanken; die Perioden gliedern sich nicht, die Theile streben nach verschiedenen Seiten auseinander. Besonders in den erbaulichen Partien ist der Ausdruck maniert. Es kommen Provinzialismen vor, wie das Cimer; anderes, wie die sich entmündigenden Kräfte, ist geradezu unrichtig. G. A. Meier.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

177. Stück.

Den 4. November 1844.

---

S a m b u r g ,

bey Friedrich Perthes 1844. Geschichte der Philosophie von Dr Heinrich Ritter. Siebenter Theil. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Dritter Theil. XXIII und 760 Seiten in Octav.

Die Geschichte der Philosophie im Mittelalter, welche in diesem Bande von ihrem Beginn bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts doch mit Ausschluß der Arabischen Aristoteliker erzählt wird, ist selten aus ihren Quellen, nie in ihrem Zusammenhange dargestellt worden. Tennemann, welchem man gewöhnlich gefolgt ist, hat in sehr vielen Fällen nur Liedemann zu seiner Gewähr, der doch nur einzelne Gedanken auszieht, um den systematischen Zusammenhang nur wenig bekümmert. Und dennoch kommt es bey dem Verständnis dieser Philosophie hauptsächlich auf das System an, da sich die so genannte scholastische Philosophie von der patristischen charakteristisch dadurch unterscheidet, daß sie systematischen Zusammenhang sucht. Das Au-

genmerk der vorliegenden Geschichte ist darauf gerichtet gewesen zu zeigen, wie und warum das systematische Bestreben in der vorherrschend theologischen Wissenschaft des Mittelalters sich bildete und wie und warum es an seiner Einseitigkeit scheitern mußte.

Ueber die Philosophie des Mittelalters und über ihre Stellung zu der Entwicklung der neueren Völker sind viele Vorurtheile zum Theil der größten Art verbreitet. Um sie zu beseitigen und den Gang der Entwicklung im Allgemeinen anzugeben, hat eine ziemlich weitläufige Einleitung (8. Buch) nicht vermieden werden können. Sie soll die Gesichtspuncte stellen, welche aus der allgemeineren Geschichte des Mittelalters für die besondere Geschichte seiner Philosophie sich ergeben. Das Mittelalter ist die Zeit, in welcher die neueren romanisch=deutschen Völker sich erst bilden. Die Philosophie des Mittelalters ist die Philosophie dieser Völker. Die Arabische Philosophie kann nur als ein dienendes Glied in diesen Entwicklungen angesehen werden. Die neueren romanisch=deutschen Völker bildeten sich aber, wie ihr Name zeigt, aus einem doppelten Elemente, dem Deutschen, welches eine neue Erfrischung in die alten Völker brachte, und dem Romanischen, welches die Grundlagen der alten Bildung auf die neueren Völker übertrug. Aus dem Kampfe dieser verschiedenartigen Bestandtheile, welche erst sich zu vertrauen lernen sollten, geht der innere Zwiespalt des Mittelalters hervor. Die Gelehrsamkeit und mit ihr die Philosophie gehört vorherrschend dem Romanischen Elemente an, doch macht in dem systematisch gestaltenden Bestreben die frische Kraft sich geltend, welche von der deutschen Seite abgeleitet werden muß. Daraus daß die Ueberlieferung der



Romanischen Bildung nicht absterben durfte, erklärt sich die Macht der Autorität in der Philosophie des Mittelalters; sie wird aber überschätzt, wenn man unbeachtet läßt, wie die systematische Anordnung in die alten Lehren einen neuen Sinn und Geist legte. Es ist daher ein Vorurtheil, wenn man die so genannte scholastische Philosophie als eine Knechtschaft der Wissenschaft unter der Autorität der Kirche bezeichnet hat. Es reimt sich damit schlecht, daß man in einem andern sehr verbreiteten Vorurtheile der Meinung gewesen ist, daß in der Philosophie des Mittelalters die Autorität des Aristoteles allgemein geherrscht hätte. Durch Untersuchung der Quellen und von neueren Forschungen unterstützt hat es zur Evidenz gebracht werden können, daß bis in das 13. Jahrhundert die Platonische Philosophie vorherrschende Autorität hatte und daß erst nachher das Aristotelische System einen überwiegenden Einfluß gewann, welcher doch durch die Autorität der kirchlichen Theologie und der systematischen Bestrebungen sehr beschränkt wurde.

Die Eintheilung der Perioden ist in der Hauptsache dieselbe geblieben, wie sie Tennemann angegeben hatte. Die äußere Gestalt der Entwicklung gab sie zu deutlich an, als daß sie lange hätte verkannt werden können. Aber die Gründe der Eintheilung haben sich ändern müssen. Nach einer genaueren Untersuchung des Streites zwischen Nominalismus und Realismus konnte auf den Gang seiner Geschichte nicht mehr das Hauptgewicht gelegt werden. Die allmähliche Gestaltung des Systems und sein Verfall mußte als leitender Gesichtspunct gelten. Die vier Perioden der mittelalterlichen Philosophie ergeben sich nun in der Weise, daß die erste bis in das neunte Jahrhundert die

Philosophie vorherrschend in der Ueberlieferung zeigt, die zweyte bis in das 13. Jahrhundert die fragmentarischen Versuche umfaßt, welche in neuer origineller Gestaltung das System vorbereiteten, die dritte bis in das 14. Jahrhundert hinein das System zur Ausbildung bringt und endlich die vierte bis zu Ende des Mittelalters den Verfall des Systems zeigt. Erst in der letzten Periode gewinnt der Nominalismus seine Bedeutung.

In der Geschichte der ersten Periode (9. Buch) werden die nur wenig Befriedigung finden, welche verlangen, daß die Geschichte der Philosophie nur die Fortschritte berichte. Einen Fortschritt könnte man nur beyh Johannes Scotus (Erigena) suchen. Aber im Mittelalter sind die Fortschritte in der Wissenschaft überhaupt fraglich und dennoch wird man ihre Geschichte nicht vernachlässigen dürfen. So wie in der Geschichte des Staates auch Zeiten der Stagnation, der Restauration, der Anarchie erzählt werden müssen, so, denke ich, ist es auch nicht überflüssig zu zeigen, wie in einer Zeit, welche nur wenig erfand, die wissenschaftlichen Kenntnisse überliefert wurden. Es war hier nachzuweisen, wie durch eine spärliche Ueberlieferung, welche nur die Hauptsätze festhielt, diese zusammen gerückt, enger verbunden und dadurch der systematischen Uebersicht näher gebracht wurden. In diesem Sinne sind die Werke eines Isidorus von Hispalis, eines Beda, Alcuinus, Hrabanus Maurus, Fredegisus, Paschasius Ratpertus einer Musterung unterzogen worden. Isidorus hätte fast weggelassen können, wenn er nicht zur Ergänzung der Reihe da stände, und überdies hat ihn der Vf. nicht ausschließen mögen, weil von ihm sonst nach bequemer Manier einzelne Sätze angeführt worden sind, welche nur einen lächerlichen Schein auf das

Verfahren dieser Zeiten werfen sollten. Paschasius Ratpertus, in der protestantischen Dogmengeschichte übel berüchtigt, ist hauptsächlich aufgeführt worden, weil doch keiner besser als er den Augustinischen Lehrbegriff in lebendiger Zusammenfassung darstellt. Fredegisus durfte nicht übergangen werden, weil er einen Vorschmack des systematischen Bestrebens gibt, welches Johannes Scotus entwickelte. Bey seinen Untersuchungen über den letzteren hat der Verf. die Schrift von St. = René Taillandier über diesen Mann und seinen Einfluß auf die scholastische Philosophie noch nicht benutzen können. Es hat ihm ein Vergnügen gewährt sie nachher mit seiner Darstellung zu vergleichen. Taillandier, dem man Kenntniß seines besonderen Gegenstandes, des Joh. Scotus, und Gewandtheit in der Darstellung nicht absprechen kann, hat das System in eine wohl abgerundete Gestalt zusammen gefaßt, für die Uebersicht sehr bequem; der Verf. dagegen hat es vorgezogen vorherrschend auf die Schwankungen in den Gedanken und auf die phantastische Verknüpfung des Ganzen aufmerksam zu machen, um daraus abnehmen zu lassen, warum eine solche systematische Auffassung doch nicht Grundlage der Philosophie im Mittelalter werden konnte.

Die Versuche des zweyten Zeitraumes (10. Buch) das theologische System in philosophischer Untersuchung auszubilden gehen theils von logischen oder metaphysischen, theils von theologischen Forschungen aus. Es wird hier zuerst Gerbert erwähnt, von welchem eine neue Entwicklung der Schule in ununterbrochener Ueberlieferung sich nachweisen läßt, obwohl zwischen ihm und Berengarius mehr als ein Menschenalter liegt. In diesen und im Nominalisten Roscelin macht sich zuerst das Bedürfnis nach einer logischen, der Vernunft entspre-

chenden Behandlung der Kirchenlehre kenntlich. An ihre Bestrebungen schließt sich, obgleich zum Theil im Gegensatze gegen sie, Anselm von Canterbury an, welcher die Kirchenlehre in einzelnen Abhandlungen zum Verständniß zu bringen und ihre Grundbegriffe durch Beweis zu stützen suchte. Ein lebhafter Streit zwischen Nominalismus und dem übertriebenen Realismus, welchen Wilhelm von Champeaux lehrte, war nun entbrannt und beschäftigte Philosophen und Theologen, doch ohne sehr tief in die systematischen Bestrebungen der Theologie einzudringen. Hierbey wird ein merkwürdiges Bruchstück aus dieser Zeit, welches W. Cousin an das Licht gezogen und dem Abälard zugeschrieben hat, dem Roscelin von Soissons oder seiner Schule zugeeignet und ausführlich untersucht. Die vorher genannten Männer alle waren muthmaßlich oder gewis der Platonischen Lehre zugethan. Aber das Platonische System wurde nach dem Timäos erst durch eine Reihe von Philosophen genauer erörtert, welche mit Theologie sich wenig zu thun machten und zum Theil in ihren Meinungen dem christlichen Glauben sehr fern standen; ihnen gehören Adelard von Bath, Bernhard von Chartres, der einflußreichste unter ihnen, auch Wilhelm von Conches und Walter von Mortagne an. Die genauere Kenntniß des Platonismus drang nun auch in die Theologie ein, besonders durch Abälard, Honorius von Autun und den bedeutendsten unter diesen theologischen Platonikern, den Gilbert de la Porrée, der auch für die Mäßigung des Realismus von Wichtigkeit ist, dessen Schriften man aber bis jetzt fast ganz vernachlässigt hat, während die Schriften Abälards mit Vorliebe gelesen worden sind. Neben diesen vorherrschend dialectischen Entwicklungen zieht nun aber eine

andere Gruppe von Forschungen, welche dieselbe Zeit beschäftigten, unsere Aufmerksamkeit auf sich, nämlich die Sammlungen und Zusammenstellungen zum Behuf des theologischen Systems, von welchen die Sentenzen des Petrus Lombardus den größten Einfluß auf die spätere Philosophie gewonnen haben. Der vorherrschend ethische Charakter dieses Werkes wird geschildert. Eine dritte Gruppe bilden die Mystiker, an deren Spitze Hugo von St. Victor steht. Das System dieses Mannes, welches nicht allein wegen seiner psychologischen Lehren, sondern auch wegen seiner eigenthümlichen Deutung der Platonischen Lehre Beachtung verdient, ist ausführlich dargelegt worden. Die Lehren Richards von St. Victor schließen sich ihm an und außerdem ist auch noch eine geistreiche Skizze des Isaak von Stella, welcher bisher wenig beachtet worden, dieser Gruppe angefügt. Die Geschichte dieser zweyten Periode schließt mit der Zusammenstellung einer Reihe von Erscheinungen, welche dem Ende des 12. und dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehören und zeigen, wie die vorher erwähnten Versuche das theologische System auszubilden den Bestrebungen des Mittelalters nicht genügten, wie besonders die Anwendung des Platonischen Systems auf die Kirchenlehre ihre großen Unbequemlichkeiten hatte. Zu diesen Erscheinungen gehören namentlich die Lehren Alain von Lille, des Johannes von Salisbury, des Walter von St. Victor und der Keher Almarichs von Bene und Davids von Dinant.

Um nun zu zeigen, wie die im 13. Jahrhundert sich verbreitende Kenntniß der Aristotelischen Lehre einen neuen Schwung in das systematische Bestreben des Mittelalters brachte, durfte die Arabische Philosophie, durch welche jene Kenntniß vermittelt

wurde, nicht übergangen werden. Das 11. Buch ist ihr gewidmet, von ihm aber ist im vorliegenden Bande nur der erste Theil gegeben, welcher die einleitenden Betrachtungen über die Arabische Philosophie und die Lehren der orthodoxen Motakhallim und der Muatazile umfaßt. Von den letzteren wissen wir nur sehr wenig. Ueber die ersteren ist schon früher bey Gelegenheit einer Societätsvorlesung in diesen Blättern die Rede gewesen. Diese Vorlesung selbst hat zu Entgegnungen von Seiten Schmölbers geführt, welche der Verf. in der Vorrede, so weit es nöthig schien, beantwortet hat. H. Ritter.

### P a r i s,

bey J. B. Bailliére 1844. Mémoires d'Anatomie et de Physiologie comparées, contenant des recherches sur 1<sup>o</sup> les lois de la symétrie dans le règne animal, 2<sup>o</sup> le mécanisme de la rumination, 3<sup>o</sup> le mécanisme de la respiration des poissons, 4<sup>o</sup> les rapports des extrémités antérieures et postérieures dans l'homme, les quadrupèdes et les oiseaux; par P. Flourens, Secrétaire perpétuel de l'Académie roy. d. Sc. u. s. w. Accompagnés de huit planches gravées et coloriées. VIII und 101 Seiten in Quart.

Dieses soll der erste Band einer Reihe seyn, in welcher der Verfasser theils schon gedruckte, theils neue Arbeiten zusammen stellen will. Die hier auf dem Titel genannten Aufsätze sind mit sehr geringen Aenderungen Abdrücke schon bekannter, was der Verfasser nicht sagt. Deshalb geben wir die Nachweisungen hier, während eine Analyse oder Critik wohl nicht mehr nöthig seyn möchte. Die Aenderungen beziehen sich wesentlich wie es scheint nur auf die schönen Abbildungen, welche bey diesem Abdrucke hinzu gekommen sind. — Der erste Aufsatz findet sich theils Revue encyclopédique, 1832 Août, theils Annales des sciences naturelles, sec. série, tome III. Zoologie p. 40 sqq. Ob die letzte Abtheilung schon gedruckt war, wissen wir nicht; der zweyte: Annales des sciences naturelles tome XXVII. p. 40 sqq. p. 291 sqq. und Annales des sciences naturelles, sec. série, tome VIII. Zoologie p. 50 sqq.; der dritte Annales des sc. nat. 1830. tome XX. p. 5. — Der vierte findet sich mit derselben Abbildung wie hier: Annales des sciences naturelles, sec. série, tome X. Zoologie. Bergmann.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

178. 179. Stück.

Den 7. November 1844.

---

U t r e c h t,

gedruckt bey N. van der Monde 1843. Disquisitio historico-juridica et critica de morte voluntaria, quam . . . pro gradu doctoratus summisque in jure romano et hodierno honoribus . . . examini submittit Maria Matthaeus von Baumhauer. Sechs unpaginierte und 267 Seiten in Octav.

Eine kurze Anzeige dieser Abhandlung ist der Unterzeichnete, so wenig auch der größere Theil ihres Inhaltes in sein Gebiet einschlägt, sowohl dem fleißigen Verfasser als sich selbst schuldig, weil sie einerseits einen Theil des Tadel's, welchen er in diesen Blättern 1843 St. 137 gegen die frühere Arbeit desselben Beiß über den nämlichen Gegenstand ausgesprochen hatte, aufhebt, andererseits aber, indem sie das dort Vermiffete nachholt, gleichwohl gegen die von dem Ref. angedeutete Betrachtungsweise desselben auf eine Art auftritt, die ihm eine weitere Vertheidigung unerläßlich macht. Wir räumen gern ein, daß eine Betrachtung und

Würdigung der bürgerlichen und geselzlichen An-  
 sichten des Alterthums über den Selbstmord in der  
 vorliegenden rechtshistorischen Abhandlung mehr an  
 ihrem Plaze ist, als sie in der vorher gehenden phi-  
 losophischen gewesen seyn würde, und hätten, als  
 wir die Nichtberücksichtigung jener dort rügten, uns  
 wohl an die Sitte vieler junger holländischer Ge-  
 lehrten erinnern können, ihre Erstlingstoffe derge-  
 stalt zu theilen, daß ein Stück davon auch zur  
 juristischen Inauguralschrift übrig bleibe; zur Sache  
 jedoch können wir die frühere Behauptung, daß der  
 Selbstmord im classischen Alterthume nur aus-  
 nahmsweise oder mißbräuchlich erlaubt oder gerecht-  
 fertigt worden sey, um der entgegengesetzten Gründe  
 des Verfs willen nicht aufgeben. Derselbe sagt  
 zwar selbst S. 14: *prouti apud Hebraeos ita  
 quoque apud Graecos vulgaris opinio suicidio  
 non favisse illudque tantum admisisse videtur,  
 si justa causa adesset, quod voluntariae mortis  
 genus vocarunt εὐλογον εξαγωγίην*: was er aber  
 hier selbst nur als Ausnahme anzuerkennen scheint,  
 daß gestaltet sich ihm in der folgenden Darstellung  
 dergestalt als Regel, daß er die deutlichen Bey-  
 spiele von Strafen, die in griechischen Staaten auf  
 dem Selbstmorde standen, nur auf die Fälle be-  
 schränkt, wo ein solcher ohne obrigkeitliche Erlaub-  
 nis vollzogen worden sey; und obgleich er anfangs  
 ganz richtig schreibt: *quum vero Graeciae gentes,  
 e diversis stirpibus ortae, pro cultus morum-  
 que varietate non uno modo de suicidio sen-  
 tirent, ita quoque apud singulas institutorum  
 sive legum, quibus suicidium concederent vel  
 coercerent, magnum discrimen cernitur*, so gibt  
 er doch nachher den ganz singulären Fällen, wo in  
 bestimmten Orten, wie Keos und Massilia, wirk-  
 lich eine solche Erlaubnis ertheilt zu werden pflegte,



eine solche Ausdehnung, daß die sonnenklarsten Beweise gesetzlicher Abndung des Selbstmordes in andern Staaten dagegen nur als vereinzelte Ausnahmen erscheinen. Hierin scheint uns inzwischen ein doppelter Irrthum zu liegen. Gesetz nämlich auch, der Selbstmord wäre, wie er allerdings von mehreren Philosophen des Alterthums aufgefaßt worden ist, auch von dem bürgerlichen Rechte nur als Eigenmacht angesehen und bestraft worden, so würde doch nicht nur die Anzahl der gesetzwidrigen Fälle jedenfalls die größere, mithin die Regel gewesen seyn, sondern auch jener Grundsatz keinesweges eine so ausgedehnte Dispensationsbefugnis des Staates involvieren, wie es Hr von Baumhauer mit späteren Rhetoren annimmt, daß Jemand nur habe dürfen *causas voluntariae mortis in senatu reddere*, um sich vor der gesetzlichen Strafe zu sichern: wenn Aristoteles sagt, der Selbstmörder gehe der bürgerlichen Ehre verlustig, weil er sich am Staate vergangen habe, so heißt das nicht, weil er ohne Ermächtigung gehandelt, sondern weil er das gesetzliche Verbot übertreten habe (*ὁ δὲ δι' ὀργὴν ἑαυτὸν σφάττων ἐκὼν τοῦτο δρᾷ παρὰ τὸν ὀρθὸν νόμον ὃ οὐκ ἐστὶν ὁ νόμος*), woraus eben so wenig folgt, daß der Staat unter Umständen dieses Verbot relaxiert habe, als, wenn Schläge mit Schlägen zu vergelten gesetzlich untersagt ist, es Jemanden einfallen wird dieses nur auf die Fälle mangelnder Ermächtigung zu beschränken; und wenn sich Hr von Baumhauer gar S. 17 auf solche Beispiele beruft, wo ganze Völker sich, um nicht in feindliche Hände zu fallen, dem Tode geweiht hätten, so ist das eben so fremdartig, als wenn man den Krieg als Beweis für gesetzliche Erlaubnis des Todschlags bey den civilisirten Völkern gebrauchen wollte. Höchstens könnte

man den Fall der Nothwehr als erlaubte Selbsthilfe anführen; aber was würde man da von einer juristischen Abhandlung über den Todschlag urtheilen, die, nachdem sie an die Spitze den Satz gestellt hätte: 'die civilisirten Völker gestatten den Todschlag nicht und lassen ihn nur in dem Falle zu, si justa causa adsit, was sie dann Nothwehr nennen,' sofort auf Beyspiele der Nothwehr überginge und dann so fortführe, wie es Herr von Baumhauer S. 19 in Beziehung auf den Selbstmord thut: *nonnullis fortassis commenticia loqui videbor, qui mihi opponent leges constitutas, quibus homicidium coërceatur — sed his jure respondere posse mihi videor, legem restringendam esse ad eos casus, qui in hanc magistratum veniam non caderent, d. h. der Todschläger wird zwar in einzelnen Fällen bestraft, jedoch nur dann wenn er nicht im Falle der Nothwehr gewesen ist, womit doch offenbar letztere als Regel und die strafbaren Fälle nur als Ausnahmen gesetzt wären!* Dazu kommt nun aber noch weiter, daß weder der Gesichtspunct der Eigenmacht als der alleinige bey der Bestrafung des Selbstmordes im Alterthume eintrat, noch von dem Gebrauche einiger weniger Orte, der von den alten Schriftstellern selbst als eine besondere Merkwürdigkeit berichtet wird, irgend ein Schluß auf andere namentlich größere und bedeutendere Staaten erlaubt ist. Was den ersteren Punct betrifft, genügt es auf die Verunreinigung aufmerksam zu machen, die der Selbstmord wie jede Blutschuld über ein Land brachte, und die um so weniger bloß, wie Hr von Baumhauer S. 21 zu meinen scheint, bey der verweigerten Verbrennung in Betracht kam, als überhaupt Begräbnis in Griechenland viel häufiger als Verbrennung war; hin-

sichtlich des andern aber geben wir einfach zu bedenken, ob Valerius Maximus zur Vergleichung mit der massaliotischen Sitte die kleine Insel Keos herbey gezogen haben würde, wenn das classische Alterthum auch nur ein Wort davon gewußt hätte, daß (S. 17) *uti Massiliae ita quoque Athenis autochiria sub certis conditionibus concedebatur, modo is qui moriendi consilium fovebat, senatui aut mutilatum corpus aut morbum medicina majorem aut orbitatem aut omnium facultatum jacturam probasset!* Hr von Baumhauer stützt sich für die Annahme eines solonischen Gesetzes dieses Inhaltes auf die Declamationen des Libanius, von dem er meint: *neque existimandum Libanium tam aperte de Solonis lege locuturum fuisse, nisi tum quidem ejusmodi lex fuisset, und argumentiert dann weiter, daß, wenn ein absolutes Verbot des Selbstmordes bestanden hätte, die Philosophen ihn auch in ihren Schulen nicht würden haben unter gewissen Voraussetzungen empfehlen können; wie aber letzteres erst in den Zeiten des Verfalls der öffentlichen Moral aufkam und namentlich Plato und Sokrates mit nichten, wie Hr von Baumhauer auch hier S. 18 wiederholt, justas mortis sibi consciscendae causas admittebant, hat Ref. schon in seiner vorigen Anzeige nachgewiesen, und wenn er für ein solonisches Gesetz, dem so viele argumenta ex silentio entgegen stehen, das Zeugnis eines neunhundert Jahre später lebenden Schönredners nicht anerkennt, so hat er dabey nicht nur das Urtheil aller neueren Philologen, die über attisches Recht und Gerichtswesen geforscht haben, sondern sogar das eigene des Verfs für sich, der wenige Blätter später S. 28 hinsichtlich einer ähnlichen Schulrede, deren Zeugnis ihm aber im Wege stehen*

würde, unbedenklich denjenigen beypflichtet, welche has declamationes scholasticam fictionem omni historica fide destitutam esse censent! Gerade für Athen werden wir vielmehr die bestimmte Nachricht eines classischen Schriftstellers festhalten müssen, daß gleichwie selbst leblose Gegenstände, die das Blut eines Menschen vergossen hatten, über die Grenze geschafft wurden, so auch die rechte Hand des Selbstmörders dem Gesetze verfallen war, und wenn auch dieses Gesetz in concreten Fällen mit der ganzen *ἐπιείκεια* und *φιλανθρωπία* gehandhabt worden seyn mag, die den athenischen Charakter überhaupt auszeichnet (Demosth. Mid. §. 43), so ist doch von solcher Milde und Convenz noch ein weiter Schritt zu einem Institute förmlicher Privilegierung, wie es Hn v. Baumhauer S. 18 ex Asia Athenas migrasse gentique Ionicae cum Phocaeensibus commune fuisse scheint; selbst die ausdrücklichen Ausnahmen, welche Plato Legg. IX, p. 873 nachläßt, wenn jemand *περιώδυνω ἀφύκτω προσπεσοῦση τύχη ἀναγκασθεὶς* oder *αἰσχύνης τινὸς ἀπόρου καὶ ἀβίου μεταλαχὼν* sich umgebracht habe, können nicht anders aufgefaßt werden, und wenn nicht einmahl dieser, dem das *λόγον δοῦναι ἔχειν* so hoch stand, eine Rechtfertigung vor der Behörde, wie sie Libanius andeutet, vorgesehen hat, so werden wir sie in Athens bürgerlichem Leben noch viel weniger unterstellen dürfen.

Nur das darf freylich bey dieser ganzen Untersuchung nicht unberücksichtigt bleiben, daß es sich bey der Rechtsfrage lediglich um den groben Selbstmord handelt, und der Begriff des subtilen, um welchen sich der Staat nicht bekümmert, allerdings viel mehr als bey uns umfaßt: nicht jede freywilige Verkürzung des eigenen Lebens, sondern ledig-

lich die Handanlegung an sich selbst (*αὐτοχειρία*) ist es, worauf es hier ankommt, und wie dadurch namentlich der sehr gebräuchliche Weg des Hungertodes von vorn herein ausgeschlossen ist, so mögen überhaupt in den meisten Fällen die einzigen Todesarten, auf welche die erwähnten gesetzlichen Bestimmungen Anwendung fanden, die zwey oder höchstens drey gewesen seyn, die auch in sonstiger Beziehung statt Aller genannt zu werden pflegen (Senec. Epist. 70; Aelian. V. H. XIII. 36; vergl. ad Lucian. Hist. consc. p. 159), durch Schwert, Strang, oder Gift, während bey andern, wo sich der Mensch mehr passiv verhielt, keine positive Schuld auf ihn zu fallen scheinen konnte. Mit dieser nothwendigen Einschränkung aber, die ohnehin im Geiste des ganzen Alterthums begründet liegt und namentlich auch durch die schon in der vorigen Anzeige aufgeführten Worte des Festus: *carnificis loco habebatur is qui se vulnerasset ut moreretur*, bestätigt wird, hält Ref. selbst für Rom noch immer seine frühere Ansicht fest und kann es nur im höchsten Grade übereilt finden, wenn Hr. von Baumhauer hier noch weiter als in Griechenland gehend geradezu behauptet, die Römer hätten den Selbstmord von den ersten Zeiten ihres Staates an nicht nur für kein Verbrechen sondern nicht einmahl für unsittlich gehalten und nie ein Gesetz gegen denselben anders als für höchst singuläre Fälle aufgestellt (S. 23; vergl. S. 63: *Romanos a primis inde reipublicae temporibus, diu igitur antea quam iis innotuerat philosophia Stoica, in iisdem principiis, suicidium nec moraliter turpe habendum nec poena esse coercendum, stetisse u. s. w.*). Außer den Gründen, welche bereits früher dieser Annahme entgegen gestellt worden sind, tragen wir noch ein ausdrück-

liches Zeugnis gegen dieselbe nach, das zwar seinem größeren Theile nach vielmehr die frühere Abhandlung des Verfs zu ergänzen dient, gleichwohl aber auch hier zugleich das absprechende Urtheil hinsichtlich der Römer, das auch S. 89 wiederholt wird (*Germanicae originis, a medii aevi barbaria excogitata, erat poena cadaveri illata, Romanis prorsus ignota*) und die vorhin bereits angezogene Behauptung S. 20 widerlegen mag, daß *'philosophi ad unum omnes justas mortis sibi consciscendae causas admittebant.'* Dasselbe findet sich in dem neuesten Bande von Cramers *Anecdotis Parisiensibus* T. IV, p. 405, wo der ungenannte Erklärer des Porphyrios, von dessen Existenz Hr von Baumhauer weder früher noch jetzt eine Kenntniß gehabt zu haben scheint, nachdem er die auch von jenem π. ε. ε. p. 253 aus Olympiodor mitgetheilten fünf Gründe, um derentwillen die Stoiker eine *εὐλογος εξαγωγή* zuließen, ausgeführt hat, zuerst eine Stelle aus des Plotinos *μονόβιβλος περί εὐλόγου εξαγωγῆς* beibringt, wo dieser *οὐδένα τῶν πέντε τρόπων τούτων ἀποδέχεται*, und dann gleichsam zur practischen Bestätigung dieser Strenge sich auf die römischen Gesetze bezieht, welche das Begräbniß eines Selbstmörders nicht eher gestatteten, als bis er an den Füßen mißhandelt (oder verstümmelt) worden sey: *δηλοῦσι δὲ καὶ οἱ Ῥωμαίων νόμοι μὴ πρότερον ταφῇ παραδιδόντες τὰ τῶν εξαγαρόντων ἑαυτοὺς σώματα, πρὶν ἂν αἰκίσσονται κατὰ τῶν ποδῶν.* Was die plotinische Stelle betrifft, so bestätigt sie auf das Erwünschteste die Vermuthung Creuzers ad Plotin. T. III, p. 79. daß das neunte Buch der ersten Enneade dem Alterthume in weit vollständigerer Gestalt, als wir es jetzt besitzen, vorgelegen habe, und be-

weist daneben auß Entschiedenste, daß der echte Neuplatonismus den Selbstmord unter keiner Bedingung billigte; das erwähnte römische Gesetz aber, so sonderbar und vereinzelt es auch dasteht, nimmt begreiflicherweise als directes und positives Zeugniß eine viel größere Beweiskraft in Anspruch, als alle jene *argumenta e silentio* oder *e contrario*, die Hr von Baumhauer beygebracht hat, und die wir im günstigsten Falle als ähnliche Ausnahmen von der Regel betrachten dürften, wie er die unleugbaren Beispiele von Bestrafung des Selbstmordes für *temporaria remedia in singulari casum* erklärt, die aber größtentheils die ganze Frage, um welche es sich hier zunächst handelt, gar nicht berühren. Was er, in der Regel nach Wächter (N. Archiv des Crim. Rechts B. X) erwiesen hat, ist, daß der Leichnam des Selbstmörders nicht unbeerdigt blieb, und daß seine Hinterlassenschaft wenigstens bis auf Hadrian keiner Confiscation unterlag; daraus aber sofort den Schluß zu ziehen, daß auf demjenigen, was nach den Begriffen des Alterthums überall als Selbstmord galt, gar kein gesetzlicher oder auch nur moralischer Makel gehaftet habe, ist um so voreiliger, als sowohl grundsätzliche Aeußerungen wie die obige des Festus als bestimmte Beispiele dagegen vorliegen, und wenn Hr von Baumhauer S. 35 gar meint, *summam fuisse apud Romanos imperatorum aetate in suicidas reverentiam, non ipsius suicidii causa, sed quod ii, qui voluntaria morte fata properarent, vulgo essent fortes, optimi quique viri, qui sponte e vita exire quam injustae atque arbitrariae poenae ignominiam subire mallent*, so kann doch wahrlich, wie er auch selbst gefühlt hat, von dieser verhältnißmäßig geringen Classe von Menschen, die einer drohenden

Hinrichtung durch freywilligen Tod zuvorkommen, nicht auf die moralische Würdigung des Selbstmordes als solchen geschlossen werden. Noch bey uns wird der Soldat, dem vergönnt worden ist, sich selbst das verhängnißvolle Feuer! zu commandieren, von Niemanden als ein Selbstmörder betrachtet werden; dieselbe Idee, nur in größerer Ausdehnung, liegt der eigenen Wahl der Todesart zu Grunde, die nicht erst in der Kaiserzeit an die Stelle der Hinrichtung getreten seyn mag, da sie schon Plato unter den Ausnahmen von der Strafe des Selbstmordes aufführt: μήτε πόλεως ταξάσης δίκη: und wenn derjenige, der selbst der drohenden Anklage bereits durch Selbstmord zuvor kam, sogar der Begünstigung genoß, daß sein Vermögen nicht confisciert wurde, so scheint dieses nach den eigenen Worten der viel besprochenen Stelle Papinians l. 3 pr. de bonis eorum einfach darin begründet, daß bey dem non postulatus noch das juristische Fundament der Confiscation ob facti sceleritatem fehlte, obgleich das Verbrechen selbst ob conscientiae metum in reo velut confesso so weit als erwiesen angenommen ward, um in der Handlung als solcher nur die dem Staate schuldige Genugthuung zu erblicken. Aus allen diesen und ähnlichen Erscheinungen folgt mithin immer nur so viel, was Ref. schon in der vorigen Anzeige gesagt hat, daß laxere Moralprincipien und Connivenzen der bürgerlichen Gesetzgebung selbst die Sphäre des strafbaren Selbstmordes gegen unsere Begriffe bedeutend verengten, keinesweges aber daß solcher im Principe selbst als erlaubt gegolten habe; und dafür spricht dann endlich auch die Gesetzesstelle l. 9 D. de peculio: servo in corpus suum saevire naturaliter licere, woraus doch nach gesunder Auslegung nichts an-



deres folgen kann, als daß dem Freyen daselbe ex jure civili nicht erlaubt sey. Hr von Baumhauer meint freylich S. 50: unde a fortiori apparet idem jus concedi libero homini, und erklärt naturaliter für tanquam homini oder (S. 54) per se ipso jure, jure naturali se interficere licere; dieses würde aber ein ausdrückliches Naturrecht des Slaven voraussetzen, von welchem das Alterthum nichts weiß, während der durchgängige Gegensatz von naturaliter und civiliter von selbst die Erklärung aufdrängt, daß der Slave, der den sittlichen Bestimmungen des bürgerlichen Rechtes nicht unterliegt, eben so wenig als das Thier durch sie von Beschädigung oder Tödtung seiner selbst abgehalten werden kann, und es folglich des Herren eigene Schuld ist, wenn er die einzige Macht, welche in beiden den Naturtrieb zügeln kann, sein Herrenrecht zur Abwehr solchen Schadens zu gebrauchen versäumt hat. Nur für die andere Pandectenstelle l. 3. §. 6 de bonis eorum, in welcher Ref. mit den meisten älteren und neueren Erklärern eine ausdrückliche Strafbestimmung für den Selbstmörder zu finden glaubte, erkennt er gern mit dem Verf. die scharfsinnige Auslegung von Bynkershoek und Wächter an, nach welcher dort allerdings die Strafe vielmehr dem Verbrechen gilt, dessen der Selbstmörder durch sein Schuldbewußtseyn gleichsam als geständig betrachtet werden kann; die Sache selbst leidet jedoch auch durch den Bruch dieser einen Stütze keinen Schaden, und am wenigsten wird Hr v. Baumhauer den moralischen Abscheu wegdemonstrieren können, den Ref. selbst für die Kaiserzeit aus deutlichen Stellen nachgewiesen hat. Das Leichenbegängnis des Atticus, auf das er sich S. 25 beruft, thut dem keinen Abtrag, da

wie gesagt, diejenigen, qui inedia vitam finiverant, nicht unter die qui manus sibi intulerunt gerechnet werden können; in dem Beyspiele des D. Silanus aber bey Val. Max. V. 8. 3 lesen wir ja ausdrücklich, daß der Vater den exsequiis adolescentis nicht beygewohnt habe, so daß er doch wahrhaftig nicht sagen konnte: solenniter sepultum esse constat!

Weiter kann übrigens Ref. schon seinem wissenschaftlichen Standpuncte nach die Darstellung des Verfs nicht verfolgen, der sich nunmehr S. 64 fgg. zuerst zu dem Kirchlichen, dann S. 78 fgg. zu dem Rechte des Mittelalters und der neueren Zeit wendet, und hier wenigstens dem äußeren Anscheine nach mit großer Gelehrsamkeit und Vollständigkeit die Ansichten, Gebräuche und Bestimmungen der modernen Völker hinsichtlich des Selbstmordes und seiner Bestrafung aufführt, worunter dann namentlich das französische (S. 82 — 94), deutsche (S. 97 — 124) und niederländische Recht eine längere Erörterung finden, aber auch der Norden (S. 155 fgg.), der Orient (S. 163 fgg.), ja Afrika und Amerika nicht vergessen sind. Nur den Eindruck kann er selbst als Laie in der modernen Rechtsgeschichte nicht verhehlen, daß die mangelnde Begriffschärfe, die wir schon oben hinsichtlich des groben und subtilen Selbstmordes rügen mußten, dem Ganzen trotz seiner Stofffülle für uns einen vagen und unerquicklichen Charakter mitgetheilt hat. Wie weit der Vf. den Begriff seines Gegenstandes selbst ausdehnt, zeigt z. B. S. 179, wo sogar die Aufopferung der Philani aus der karthagischen Geschichte dahin gerechnet wird, so daß man consequenterweise zuletzt jeden tapferen Soldaten, der dem feindlichen Feuer Stand hält, oder

wenigstens jeden Freywilligen, der bey dem Sturme einer Batterie voraus geht, als Selbstmörder betrachten müßte; und da er es vorgezogen hat, seiner Arbeit als Einleitung statt einer genauen Abgrenzung und Gliederung der einzelnen Arten und Fälle des Gattungsbegriffs, der ihm vorschwebte, eine trockene synonymische Nomenclatur des letzteren in alten und neuen Sprachen voraus zu schicken, so hängt er auch im Einzelnen ganz von der Zufälligkeit ab, ob die Gesetzgebung oder Sitte, mit der er sich gerade beschäftigt, denselben in einem weiteren oder engeren Sinne genommen hat, ohne doch sich oder seinen Lesern jemahls klarer darüber zu werden, als es in den positiven Nachrichten und Bestimmungen, die er referiert, bereits gegeben ist. Vieles ist thatsächlich Selbstmord, was die Moral nicht dafür erklären kann, vieles wird vor dem Richterstuhle des denkenden Moralisten als Selbstmord erscheinen, was dem öffentlichen Urtheile und der unmittelbaren Sittlichkeit der Menge nicht als solcher gilt; die strengste Gesetzgebung gegen Selbstmord wird den nicht erreichen, der sich zu Tode trinkt oder in der Schlacht den Tod sucht oder sich mit der Absicht zu sterben in eine Feuersbrunst stürzt, und andererseits ist es keinesweges die Folge, daß ein Volk, dessen Religion Selbsttödtung gestattet oder sogar heiligt, deshalb gegen die Unsittlichkeit des profanen Selbstmordes gleichgiltig sey und auch diesen straflos lasse; für Hrn von Baumbauer aber ist *suicidium suicidium*, und wenn er auch die Ausnahmen und Beschränkungen, welche ihm positive Gesetzgebungen darbieten, getreulich berichtet, so scheint doch das bestehende Recht seines Vaterlandes, das ten aanzien van hen die overleden zijn alle Strafe aufhebt

(S. 152), seinen Sinn auch für begriffliche Scheidung der hier eintretenden Fälle abgestumpft zu haben. Ganz besonders gilt dieses endlich auch von dem zweyten oder critischen aber weit kürzeren Haupttheile S. 183 — 216, der im Wesentlichen so wenig juristisch, so vorherrschend philosophisch oder richtiger ausgedrückt populär gehalten ist, daß ihm auch Ref. einigermaßen folgen zu können geglaubt hat, obgleich dieses andererseits eben durch diesen Mangel an logischer Schärfe und Gründlichkeit kein erfreuliches Geschäft war. Schon ob es überhaupt in einer juristischen Abhandlung, wie sich die gegenwärtige doch ankündigt, nöthig und wohlgethan war, die Hälfte des der eigenen Prüfung der Strafbarkeit des Selbstmordes bestimmten Raumes einem neuen Auszuge aus den philosophischen Schriften des 17. und 18. Jahrhunderts — denn über die Kantische Schule geht Hr v. Baumhauer, der auch hier noch auf den Sammlungen seines Vaters zu fußen scheint, nicht hinaus — über die moralische Rechtfertigung oder Verwerflichkeit jener Handlung zu widmen, um sich dann mit zwey Worten pure der letzteren Ansicht anzuschließen, könnte mit gutem Grunde bezweifelt werden; noch unangenehmer ist jedoch die Leichtfertigkeit, mit welcher zuletzt auf nicht vollen zwanzig Seiten die wichtige Rechtsfrage selbst in demselben Sinne abgeurtheilt wird, wie er auch der vaterländischen Gesetzgebung des Verfs zum Grunde liegt. Die einzige Distinction, die er hier macht, ist zwischen den Beweggründen, welche den Menschen zum Selbstmorde bestimmen können; doch hebt er auch diese in so fern practisch wieder auf, als er S. 208 sagt, daß dieselben in der Regel dem Thäter selbst, dem es an aller Willensfreyheit fehle, geschweige

denn dem Richter unbekannt seyen; und die Eintheilung selbst, die ohne alle psychologische Specialität lediglich auf den drey formal allgemeinsten Kategorien der Seele, des Körpers, und der äußeren Umstände beruht, enthält in allen ihren Folgerungen nichts, was nicht mit ähnlichem Rechte von jedem anderen Verbrechen gesagt werden könnte. Freylich ist das eben der Angelpunct der Argumentation des Verfs, daß ihm der Selbstmord überall kein Verbrechen, sondern eine an sich gleichgiltige Handlung ist, deren Beurtheilung eben nur von ihren Beweggründen abhängt, die in der Regel Gott allein bekannt seyen; vergl. S. 206: *ex his apparet suicidium nec per se turpe facinus esse dicendum, nec unquam alicui imputari, causas vero demum, ex quibus committatur, actionem per se indifferentem, turpem reddere posse*, und S. 208: *quum igitur talis sit hujus actionis natura, ut juris laesionem non constituat, sed a solo judice divino vindicari queat, inde sequitur omnem poenalem coërcitionem in suicidarum cadavera non tantum praeposteram dicendam esse, quum suicidam ab actione jam commissa non retinere possit, verum etiam omni juris et humanitatis principio et divinae providentiae fidei repugnare*; aber gerade hier tritt auch der gerügte Mangel an Schärfe und Gründlichkeit am stärksten hervor, indem weder alle Gründe, die für die Strafbarkeit des Selbstmordes aufgestellt werden können, gehörig widerlegt, noch auch nur der Begriff der Strafe, deren Anwendung auf den Selbstmörder bestritten wird, deutlich begrenzt ist.

Was den ersten Punct betrifft, so sind zwar S. 199 — 201 die hauptsächlichsten Argumente

der Gegner kurz und in ziemlich bunter Ordnung aufgezählt, die Widerlegung jedoch läßt sich im Grunde nur auf das abgeschmackteste von allen etwas näher ein, wonach manche den Selbstmord gleichsam als einen Vertragsbruch gegen den Staat und Entziehung der Bürgerpflicht haben bestraft wissen wollen, und nachdem dieses mit leichter Mühe ad absurdum deduciert ist, entschlägt sie sich aller weiteren Begründung durch die Frage: num, quaeso, civitati excogitandae forent poenae, quae non eum qui se ab ejus vinculis solverat, sed defuncti heredes vel cognatos tangerent et damno vel ignominia afficerent! Herr von Baumhauer scheint auf diesen Grund besonderes Gewicht zu legen, indem er ihn bald nachher S. 209 noch einmahl wiederholt: poenam — hujus esse naturae, ut ipsa civitas, quum membra sua, defuncti cognatos, cives forsitan optimos, summa ignominia afficiat, non defunctus ex ea detrimentum capiat; für die Abschreckungstheorie aber wird diese Rücksicht auf die Angehörigen gerade nur ein Motiv der Strafe mehr seyn können, und auch abgesehen von dieser muß es selbst dem Laien einleuchten, daß die nämliche Rücksicht auch in vielen Fällen bey Bestrafung des lebenden Verbrechers möglich ist und consequent durchgeführt vielen Vergehen Strafslosigkeit verschaffen würde, während sie doch nur in Beziehung auf Art und Maß der Strafe, nicht aber bey der rechtlichen Frage nach der Strafbarkeit einer Handlung als solcher in Betracht kommen kann.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

180. Stück.

Den 9. November 1844.

---

U t r e c h t.

Schluß der Anzeige: 'Disquisitio historico-juridica et critica de morte voluntaria, quam . . . pro gradu doctoratus summisque in jure romano et hodierno honoribus . . . examini submittit Maria Matthaeus v. Baumhauer.'

Von der Genugthuung endlich, welche der Staat der öffentlichen Moral für das Uergerniß schuldig ist, daß ihr in den meisten Fällen ein Selbstmord geben wird, ist nirgends eine Rede, und wenn auch sein eigenes Gefühl den Verf. S. 209 zu dem Eingeständnisse nöthigt, daß der Staat wohl berechtigt sey, *suicidae actionem, si quidem e causis turpibus oriri videatur, improbare, observantiam, exsequiarum pompam, quae ceteroquin ejus cadaveri concederentur, interdicere*, so tritt er damit nicht nur mit der kurz vorhergehenden Aeußerung, daß die Ursache des Selbstmordes in der Regel dem menschlichen Auge verborgen bleibe, sondern auch mit seinem ganzen übrigen Principe in Widerspruch. Denn ist die

Verweigerung des ehrlichen oder auch nur des standesmäßigen Begräbnisses nicht auch eine Strafe, die den Leichnam des Selbstmörders betrifft, und die den Angehörigen desselben Schmach und Verdruß verursachen kann? Wie nun, wenn diese in folgerechter Anwendung der von Hrn von Baumhauer selbst aufgestellten Grundsätze dem Staate schlechtthin das Recht absprächen, von einer Handlung, die keine Rechtsverletzung enthalte und deren Beweggründe nur Gott richten könne, überhaupt Kenntniß zu nehmen und auch nur den geringsten Theil der Befugniß zu beeinträchtigen, welche die Angehörigen außerdem hinsichtlich des Verstorbenen gehabt haben würden? Und wo soll die Grenze des Rechtes seyn, welches der Verf. dem Staate einräumt und welches er ihm abspricht! Er hat selbst in dem historischen Theile S. 120 die Ansicht aufgeführt, welche den Selbstmörder das christliche Begräbnis auf dem Gottesacker verweigert; gehört diese Verweigerung zu der *observantia*, welche der Staat verbieten, oder zu den *poenis*, mit welchen er nicht in *ejus cadaver saevire* soll? Zwischen der Barbarey mittelalterlicher Gebräuche, auf welche das Wort *saevire* allein paßt, und der völligen Gleichgiltigkeit des Staates liegt auch außer der verweigerten *pompa* noch manches in der Mitte, was als wirkliche Strafe angesehen werden kann, und als solche auch in thatsächlichem Gebrauche vorkommt, wie Ablieferung auf die Anatomie, Verbot einer Grabschrift, Nichterwähnung in den gedruckten Todtenlisten und dergl. — für alle diese Einzelheiten bietet jedoch der Verf. schlechterdings kein weiteres Princip dar, als das abstracte der gänzlichen Strafflosigkeit, das er durch das obige Zugeständniß selbst wieder aufhebt, und uns folglich nur die Wahl übrig läßt,



daß er entweder zu viel und mithin gar nichts bewiesen habe, oder daß ihm bey seiner Argumentation gegen die Bestrafung des Selbstmordes eine bestimmte Gattung von Strafen ausschließlich vorgeschwebt habe, worüber er sich aber nirgends näher ausspricht und dadurch in den nämlichen Fehler verfällt, wie wenn er oben bey den Römern durch Beseitigung einer oder zweyer Strafarten die absolute Negative behauptet zu haben glaubte. Im Hintergrunde schimmert allerdings der Gedanke durch, den ihm kein Vernünftiger bestreiten wird, daß dem Selbstmorde besser durch Hebung seiner Ursachen, die er namentlich S. 204 fgg. in dem Sittenverderbnis sucht, als durch abschreckende Strafen vorgebeugt werde; indem er aber diese Frage der staatspolizeylichen Klugheit mit der Principfrage zusammen wirft, und bald diese durch jene zu erledigen, bald wieder jene aus dieser zu begründen sucht, endlich, wie bemerkt, die große Relativität des Begriffes der Strafe und der daraus hervorgehenden Abschreckung keinesweges beachtet, verwickelt er sich in ein Chaos von Redensarten, mit welchen Ref. auch nicht glauben kann daß sich der Mann vom Fache befriedigt finden werde. Doch diesem will er begreiflicherweise nicht vorgreifen und enthält sich deshalb auch jedes näheren Urtheils über den Schluß S. 209 fgg., wo zuletzt noch die Straflosigkeit des Versuchs zum Selbstmorde allerdings viel ansprechender und einleuchtender als das Vorhergehende abgehandelt ist: sein Zweck war zunächst nur, nachdem er einmahl sich selbst und dem Verf. die Ergänzung und Berichtigung seiner früheren Anzeige durch die gegenwärtige schuldig zu seyn geglaubt hatte, in dieser auch der gesammten Referentenpflicht Genüge zu leisten; und wenn er dabey auch über die Theile, die er eigent-

lich vor sein Forum zu ziehen berechtigt war, hin aus gegangen ist, so hat er dieses doch nur in so weit gethan, als er dieselben Mängel, die er dort wahrzunehmen glaubte, auch hier verfolgt hat.

K. Fr. H.

### K i e l.

1842. Polybios. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Von K. W. Nisch. VI und 141 Seiten in Octav.

Der Titel dieses Buches hätte richtiger lauten müssen: 'Beiträge zur Kenntniß des Polybios.' Denn materielle Vollständigkeit hat der Verf. selbst wohl kaum beabsichtigt. Es ist indessen für das Publicum sehr vortheilhaft, daß gerade die hier weniger behandelten Partien in dem bekannten Werke von Lucas vorherrschen, so daß beide Arbeiten einander meistens ergänzen können.

Auf eine ähnliche Weise, wie etwa Montesquieu neuerdings zwischen Frankreich und England in der Mitte steht, so Polybios zwischen Griechenland und Rom. Wie jener im Umgange mit Engländern, so hat dieser im Umgange mit Römern erst seine eigentliche höchste Reife erlangt. Wie jener immerfort darauf ausging, seine entarteten Landsleute durch das Beyspiel von England zu strafen und zu bessern, so dieser durch das Beyspiel von Rom. Wie Montesquieus Werke weit mehr und weit directer in England \*) eigentliche Frucht getragen haben, als in Frankreich, so hat auch Polybios ganz vorzugsweise auf römische Leser gerechnet (vgl. XXXII, 8, 8. VI, 57) \*\*). Von einer

\*) Man denke nur an Gibbon!

\*\*\*) Er ist sich in dieser Hinsicht nicht immer consequent geblieben: so scheint z. B. I, 42 ein durchaus griechi-

bedeutenden, oft partyischen Vorliebe für Rom wird ihn Niemand frey sprechen. Er hat, wie schon Lucas bemerkt, immer die größte Schonung gegen die Römer beobachtet, theils um sie nicht noch mehr gegen Achaja zu erbittern, theils um sein eigenes, für Griechenland so wohlthätiges Ansehen bey ihnen nicht zu schmälern, theils um die Griechen nicht zu neuem, ganz hoffnungslosem Widerstande zu ermuntern. Sein Buch setzt in dieser Hinsicht durchaus die Politik fort, die er früher als practischer Staatsmann für die einzig richtige erkannt hatte. Daß ihm dabey ein irgendwelches allgemein hellenisches Nationalbewußtseyn ganz gefehlt, geht am deutlichsten aus seiner bekannten Stelle über Demosthenes hervor. Demosthenes habe mit Unrecht die arkadischen, messenischen u. Bundesgenossen Philipps für Verräther an Hellas erklärt. Diese hätten der Pflicht für ihr Vaterland gänzlich Genüge gethan; wenn sie darin gerade nicht mit dem Vortheile der Athener übereinstimmen, so sey das kein Verbrechen. Der Erfolg habe gezeigt, wie irrig die athenische Ansicht gewesen, indem nur die Großmuth und Ehrliche des Königs Athen vor dem äußersten Verderben geschützt habe. Ueberhaupt fangen dem Polybios die *ἐπιφανέστατα τῶν Ἑλληνικῶν ἔργων* mit der leuktrischen Schlacht an (VIII, 13); Spartas *ἐναργέστατα* mit Kleomenes (IV, 81)! — Hiermit stimmt dann freylich seine Auffassung der Römerherrschaft vollkommen zusammen. Wer wird ihn darum in seiner Zeit ganz verurtheilen wollen? Man muß die Vorsehung preisen, die ihm sein Vaterland entriß, daß sie ihm zu Rom, im Kreise der edelsten Staatsmänner ein halbes Vaterland

sches Publicum vorauszusetzen; II, 15 Leser, denen das Wort Transalpini erst erklärt werden mußte.

wieder schenkte. Aber so viel ist doch gewiß, wenn die tüchtigsten Griechen des Polybios Gesinnung theilten, so ist das nicht bloß eine Wirkung des Verfalles von Griechenland, sondern zugleich dessen vornehmste Ursache.

Polybios thut sich bekanntlich viel darauf zu Gute, daß er der erste wahre Universalhistoriker sey (z. B. I, 3). Die sehr vornehme, oft geradezu eitele\*) Critik, welche er gegen seine Vorgänger ausübt, am wenigsten noch gegen Ephoros, stützt sich wesentlich hierauf. Begründet freylich ist dieser Anspruch nicht. Ich habe schon früher auf den manigfach inconsequenten Begriff aufmerksam gemacht, den man mit dem Worte 'universalhistorisch' verbindet. Eine wirkliche Geschichte des Universums, oder auch nur der Erde hat Polybios eben so wenig geben können, wie irgend einer seiner Vorgänger; und wenn man unter Universalgeschichte die in ein Werk zusammen gedrängte Summe der vorhandenen Geschichtskenntnisse versteht, so hat es schon unter den Logographen eine Menge Universalhistoriker gegeben. Die griechische Historiographie beginnt und endigt mit Universalgeschichten, zu denen sich überhaupt die wahrhaft großen Historiker selten entschlossen haben. Polybios ist der Geschichtschreiber des Orbis Terrarum, in technisch römischer Bedeutung; zu Anfang des ersten und wieder des dritten Buches wird ausdrücklich gesagt, daß sein vornehmster Gegenstand sey, zu zeigen, wie, wann und wodurch alle bekannten Theile der Erde unter die römische Herrschaft gerathen sind. Dieses Ziel hat auch seine fernere Darstellung immer im Auge behalten. Weit entfernt, ihm mit Lucas einen Vorwurf daraus zu machen, tadele ich vielmehr, daß er die Entwickel-

\*) Vergl. namentlich XII, 23.

lung der römischen Weltherrschaft, dieses größte Ereignis seiner Zeit, noch nicht genug in den Vordergrund seines Werkes gerückt, oft die hierfür entscheidendsten Momente nicht nachdrücklicher behandelt hat, als verhältnismäßig unbedeutende Streitigkeiten in seinem Vaterlande. Der elende Verrath des Bolis z. B. nimmt mehr Raum weg, als die Schlacht bey Cannä! Ueberhaupt ist Polybios Auffassung der Dinge meist eine sehr äußerliche, so daß er die Wichtigkeit z. B. von Reichen oder Kriegen fast immer nach der räumlichen Extension bemißt. Bey aller unleugbaren Sachkenntnis in politischen und militärischen Dingen sieht er nur zu oft den Wald vor lauter Bäumen nicht. Doch wird er jedenfalls, wenn z. B. der Unterzeichnete in seiner Politik die auswärtigen Entwicklungsgesetze der Universalreiche behandelt, eine Hauptquelle bilden müssen.

Die Schrift des Hrn Nitsch zerfällt in drey Abschnitte. 1) Polybios in Griechenland vor der Verbannung, wo indes hauptsächlich, da wir von Polybios eigenen Jugendschicksalen so wenig kennen, die Bedeutung und Schicksale des achäischen Bundes besprochen werden. Hier finden sich im Umriffe, der nur etwas einfacher und schärfer hätte seyn können, die politischen Tendenzen des Kratos und Philopömen entwickelt. Polybios, wie sein Vater Lykortas, suchte im Ganzen die Politik des Letzteren fortzuführen, stand indessen dem Parteygetriebe der älteren Zeit doch fern genug, um auch des Ersteren Verdienste unbefangen zu würdigen. Es ist bekannt, daß Polybios in seinem Kyklos der Verfassungsformen nicht, wie Aristoteles, auf die Monarchie Aristokratie, und auf diese Tyrannis folgen läßt, sondern die Tyrannis zwischen Monarchie und Aristokratie einschiebt. Unser Verf.

sucht dies damit zu erklären, daß die Erinnerung an die frühere Geschichte der polybischen Zeit größtentheils entschwunden gewesen, und Polybios daher bey seinem Kyklos nur an die künstlichen Versuche der letzten Perioden gedacht habe, auf dem abgestorbenen Boden neue Verfassungsformen ins Leben zu rufen. Von diesen aber sey die obige Darstellung völlig wahr. Dem Unterzeichneten scheint eine solche Auffassung etwas zu weit hergeholt; ich möchte lieber an Rom erinnern, dessen Geschichte ja den vornehmsten Gegenstand von Polybios Forschungen bildete, und wo allerdings der Uebergang aus der Monarchie in die Aristokratie durch eine, äußerlicher Auffassung als Tyranny erscheinende, Zwischenstufe vermittelt wurde. — Durch den Sieg der Römer über Perseus ward die kurzsichtige Hoffnung der gemäßigt demokratischen Parthey, wozu Polybios gehörte, zwischen Rom und Makedonien ein neutrales Gleichgewicht zu halten, enttäuscht. Der Senat ergriff entschieden die Parthey der Aristokraten im Peloponnes \*), und eine der ersten Folgen hiervon war die Verbannung des Historikers mit allen gleichgesinnten Personen von Gewicht nach Stalien.

2) Polybios in Rom, namentlich im Hause der Scipionen. Hier ist die Hauptsache eine äußerst interessante und mehrentheils wohl gelungene Darstellung der scipionischen Politik. Schon der erste Africanus hatte mit großartiger Genialität die inneren Kämpfe zwischen Senat und Volk

\*) Erobernde Staaten haben bey ihren Nachbarn meistens die aristokratische Parthey begünstigt, weil diese am wenigsten zu auswärtiger Kraftentwicklung taugt: man denke an Rußlands Verfahren den Polen, Schweden und den halbsouverainen Donaufstaaten gegenüber! Natürlich, Monarchien pflegen energischer, Demokratien begeisterter zu seyn.

nach außen abzuleiten verstanden. Er ist der Erste, welchem die Idee der Weltherrschaft Roms klar geworden, zum Theil durch hellenische Studien über Alexander den Großen zc. Auch seine Gegner unter der Nobilität dachten natürlich auf Eroberungen; 'allein ihre Aussichten und Erfolge verhielten sich zu der vollendeten Größe seines Plans, wie das rohe Behagen, mit dem die Meisten die sicilische Beute in Rom bewunderten, zu seinem klaren Verständnisse der griechischen Welt.' Es ist bekannt, mit welcher großen Constanz in Roms bester Zeit, wie überhaupt in allen politisch tüchtigen Zeiten\*), gewisse Grundsätze in gewissen Familien fortgepflanzt wurden. So denn auch die scipionischen in seinem Hause und seiner Affinität. In der ganzen Periode vom Ende des hannibalischen Krieges an bis zu dem großen Scipionenprocesse finden wir die Verwandtschaft des Africanus bey der Vertheilung der curulischen Aemter sehr reichlich bedacht. In den beiden folgenden Generationen, wie Herr Mitsch weiter bemerkt, wiederholt sich fast bey jedem Kriege der Gang, daß er im Anfange sehr schlaff, ja schimpflich geführt wird, bis ihn die Scipionen oder ihre Freunde glänzend beendigen\*\*). Während die altoptimatische Gegenpartey, als deren lautestes Organ zu Rom selbst lange Zeit Cato wirkte, möglichst rasch und möglichst rücksichtslos den Orbis Terrarum unterjochen und ausaugen wollte, ging die Absicht der milden, feingebildeten Scipionen, Aemilius, Flaminius zc. dahin, Rom

\*) Ich erinnere namentlich an England.

\*\*) Uebrigens ist dieses keinesweges der vorliegenden Periode eigenthümlich. Die Römer haben fast jeden neuen Krieg mit schwerem Schulgelde erlernen müssen: man denke an Jugurtha, die Cimbern, die Bundesgenossen, Spartacus, Sertorius, die Seeräuber zc.!

zum Mittelpuncte und Haupte eines großen Staatensystems zu machen, so daß seine Stellung zur ganzen damahligen Welt eine ähnliche würde, wie bisher zu Italien \*). In dieser Art hatte Flaminius gegen die Griechen gehandelt, hatte Aemilius Paullus den makedonischen Krieg lange gemisbilligt, nachher die Verwandlung Makedoniens in freye Republiken geleitet, die Wegführung der tausend Achäer nach Rom und die Verurtheilung des Perseus zu hindern gesucht u. c., wogegen die Namen Sempronius, Marcius u. A. die entgegengesetzte Parthey charakterisieren. Als Aemilius gestorben war, trugen die zu Rom anwesenden Ligurier, Spanier und Makedonier seine Leiche hinaus. Sein Sohn, der jüngere Africanus, scheint dies factische Patronat der halb unterworfenen Staaten fortgesetzt zu haben; wenigstens finden wir schon früh, daß ihn die Makedonier als Schiedsrichter anrufen. Während der ganzen späteren Lebenszeit des Aemilius ist es dem Verf. sehr gut gelungen nachzuweisen, daß eine ansehnliche Minorität des Senates die orientalischen Staaten gegen Uebergriffe römischer Herrschsucht und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen suchte. Die oft besprochene eiserne Consequenz des Senates in Verfolgung seiner auswärtigen Pläne erscheint freylich hiernach größtentheils nur als eine irrthümliche Schriftstellertradition. Noch der letzte punische Krieg ist lange Zeit eine Streitfrage der beiden Senatsparteyen gewesen, von denen die eine eine Weltrepublik, die andere ein Staatensystem wollte. Der Verf. erin-

\*) Wie vortrefflich dies berechnet war, erhellt besonders daraus, daß die römische Verfassung eine Stadtverfassung war, die für unmittelbare Verwaltung eines großen Reiches nicht paßte. Die Verkennung dieses Umstandes ist der vornehmste Grund des nachmahligen Verfalles.



nert daran, daß fast alle Anhänger des Scipio der stoischen Philosophie mit ihrem Weltbürgerrechte ergeben waren; er erinnert an die bekannte Gebetsformel, die Götter mögen die Herrschaft des römischen Volkes erhalten. — Die fernere Untersuchung über Scipios Verhältnisse zu den Parteyen im Innern Rom, die denn freylich einen der dunkelsten Gegenstände aus der ganzen römischen Geschichte betrifft, wird ohne Zweifel fürs Erste keine allgemeine Anerkennung finden. Bey den Meisten gilt bekanntlich, nach Ciceros Vorgange, der jüngere Scipio für das Muster eines Optimaten, wie er ja durch die letzte Handlung seines Lebens in Betreff der lateinischen Acker sich gegen die gracchische Partey erklärt hat. Herr Nitzsch will dies als eine Abweichung von seiner ganzen früheren Politik betrachtet wissen. Fast alle Kriege der letzteren Zeit, der spanische gegen Viriathus, der corinthische u. seyen durch den schon damals ausgebrochenen Gegensatz der Geldoligarchen und Proletarier wesentlich gefärbt worden, welcher Gegensatz bald nachher zu den gracchischen Unruhen führte. Rom stand dabey jedesmahl auf Seiten der Optimaten. Alle diese Kriege aber wurden gegen den Willen der scipionischen Partey begonnen. Scipios Freund Valius hatte schon vor dem punischen Kriege Rogationen vorbereitet, deren Zweck mit dem der späteren gracchischen nahe verwandt war. Scipio selbst hatte sich bey Gelegenheit des cassischen Stimmtafelgesetzes entschieden für das Volk erklärt. Seine nahe Familienverbindung mit den Gracchen ist allgemein bekannt. Die schmachvolle Verurtheilung des Mancinus war eine förmliche Verhöhnung des Scipio, der nur mit Mühe den Gracchus vor einem ähnlichen Loos schützen konnte. So schildert denn unser Verf. die Stimmung des Scipio nach seiner Rückkehr aus Spanien als einen

Zustand der aufgeregtesten Unentschlossenheit. Bey der furchtbaren Erbitterung der beiden Parteyen mußte er, die wichtigste Persönlichkeit der ganzen damaligen Welt, nothwendig für eine den Ausschlag geben. Sein bisheriges Leben ließ die Demokraten hoffen. Allein gerade in den letzten Jahren vorher hatte eine Menge von Sklavenempörungen in Griechenland und Sicilien, Sklavenverschwörungen in Rom selbst den düstersten Theil des Hintergrundes hervor treten lassen, auf dem sich die gracchischen Unruhen bewegten. Das Volk in den Städten hatte mit unverhehlter Schadenfreude dem Kriege der Sklaven gegen die Reichen zugehauet. Alles dies konnte den Vaterlandsfreund sehr bedenklich machen. Da scheint nun Scipio einen Mittelweg versucht zu haben: schon von Numantia aus hatte er die Sendung des Rupilius nach Sicilien unterstützt, der nicht bloß mit den Waffen die dortigen Unruhen erdrücken, sondern auch durch milde Gesetzgebung, in der Weise der althieronischen, beschwichtigen sollte. Hr Nitzsch ist der Ansicht, daß die Aenderungen der achäischen Provinzialverfassung, wovon Pausanias VII, 16 \*) redet, in demselben Geiste und von demselben Urheber veranlaßt seyn mögen. Scipios Entscheidung über die Latinen hatte der Geldadel mit der bängsten Erwartung entgegengesehen. Seinen plötzlichen Tod will der Vf. nicht etwa dem Meuchelmorde von Seiten der geteuschten Volkspartey zuschreiben, sondern der eigenen ungeheuren Aufregung des Helden, welcher den Würfel jezt für sein ganzes Leben geworfen hatte. — Diese Auffassung der damaligen Verhältnisse ist freylich keinesweges genügend bewiesen; so hat auch die Darstellung des Hrn Nitzsch keinesweges diejenige Klarheit und innere Nothwendigkeit, welche eine an Evidenz grenzende Wahrscheinlichkeit bewir-

\*) Vgl. R. F. Hermann, Staatsalterthümer S. 190, 2.

ken könnte; allein der Hauptsache nach scheint sie dem Unterzeichneten richtig zu seyn. Die bekannte Aeußerung des Scipio, als ihm der Tod des Lib. Gracchus gemeldet wurde,

Ὡς ἀπόλοιτο καὶ ἄλλος, ὅστις τοιαῦτά γε ῥέζοι,  
habe ich immer für einen Ausdruck der Mäßigung gehalten, welche die unzweifelhaften Excesse gerade der eigenen Freunde am schärfsten reprimiert sehen will. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Verf. diesen Gegenstand noch ferner behandelte.

3) Polybios der Historiker. Wie bekannt, hat namentlich Lucas die Abfassung der zwey ersten Bücher von Polybios Universalgeschichte einer früheren Zeit, als die übrigen, vor der Zerstörung von Korinth, zugeschrieben. Hr Miksch ist anderer Meinung. Ihm scheint bis jetzt wenigstens kein bündiger Beweis möglich, daß ihre Abfassung vor der Belagerung Karthagos geschehen. Sollte im Ernst, so fragt er, Polybios anfangs, mit seiner ganzen Parthey aus Griechenland verbannt, seine aristokratischen Feinde in rücksichtslosester Ausübung der Herrschaft sehend, zu einer 20jährigen Unthätigkeit verurtheilt, die Römer so sehr viel freundlicher gewürdigt haben, als nach der Zerstörung von Korinth, die ihm ein reiches Feld eröffnete, seine Jugendpläne im Vaterlande fruchtbar auszuführen: Einigkeit des ganzen Peloponneses, Gleichheit des Maaßes, Gewichtes, Geldes, der Verfassung und Verwaltung (vgl. II, 37)? Die bald nachher eingetretenen Milderungen in dem Schicksale von Griechenland werden eben so wahrscheinlich von der Parthey seiner römischen Freunde angeregt, wie durch ihn vermittelt seyn (vgl. besonders XII, 9). Seine Gefühle um 167 a. Chr. glaubt Hr Miksch in der Schilderung des dreyßigsten Buches ausgedrückt, wo er von der wilden Rathlosigkeit und Verzweiflung aller Römerfeinde nach Perseus Niederlage redet,

und hinzufügt: 'Wenn man sich aber keiner Schlechtigkeit bewußt ist, vom Leben zu scheiden aus Furcht vor den Drohungen der Gegenpartey oder der Macht der Herrscher, das ist kein geringerer Beweis von Feigheit, als ehrlos am Leben zu hangen' (XXX, 7). Inzwischen hatte er die Römer kennen gelernt, daß sie ihre Siege verdienten, daß nur unter ihrer Obermacht, falls nämlich die auswärtigen Verwaltungsgrundsätze der Scipionen befolgt wurden, der Erdkreis noch gedeihen konnte: jetzt war es ihm klar geworden, daß die römische Herrschaft 'das schönste und nützlichste Werk des Geschicks' sey. Die vielen, uns oft so störenden practischen Erörterungen seines Werkes erklären sich hiernach aus dem practischen Zwecke desselben, Römern wie Griechen die oben erwähnte scipionische Politik, zu deren treuesten und begeistertsten Anhängern Polybios gehörte, annehmlich zu machen. Eben damit hängt seine heftige und oft wiederkehrende Polemik zusammen. Dies ist die Seele seines Pragmatismus, wie er denn überhaupt, nach der im Ganzen richtigen Ansicht des Hrn Nisch (vgl. indessen die Excerpte des 9. Buches), unter *πραγματά* ganz vornehmlich die auswärtigen Verhältnisse begreift. Der Haupttheil seines Werkes geht vom dritten zum dreyßigsten Buche, die Schilderung der 53 Jahre, in welchen die römische Weltherrschaft begründet wurde; voran der Prolog, Buch I und II, über die nächst vorher gehenden Ereignisse; endlich der Epilog, die zehn letzten Bücher enthaltend, die Geschichte der letzten Bewegungen, an denen er selber Theil nahm, zur Beantwortung der Frage, ob man die Herrschaft der Römer annehmen oder abwehren solle. Diesen letzten Theil erklärt er selbst für den nützlichsten, woraus indessen noch nicht mit Herrn Nisch zu folgern ist, daß er ihn gleich zu Anfange schon projectiert habe.

Es wäre gewis der Mühe werth, wenn der Vf. die Frage von der Abfassungszeit des polybischen Werkes noch einmahl und mehr im Einzelnen vornehme. Der Meinung von Lucas, oder gar Henzens, der vom dritten Buche an keine Spur mehr von Bewunderung der Römer findet (!), habe ich nie bestimmen können. Etwas Auffallendes behalten die Stellen der zwey ersten Bücher, wo von der Blüte des achäischen Staatswesens im Präsens gesprochen wird, immer, da ja seit der Verbannung der Anakleminen nach unseren Begriffen davon keine Rede mehr seyn konnte; allein, wenn wir uns in Polybios Seele versehen, so konnte nach 146 immer eher an Wohlbefinden gedacht werden, als vorher, zumahl Polybios, um seine spätere practische Stellung nicht zu gefährden, unmöglich sehr gegen Rom über Griechenlands Unglück 2c. declamieren durfte. Schon was eine viel frühere Zeit betrifft, so sieht man aus Lykorta's Rede XXVI, 1, 2 sqq., und aus Polybios Bemerkung XXVI, 3, 5 recht klar, wie wenig den damaligen Hellenen eine, nur nicht allzu weit getriebene, Einmischung der Römer unangenehm schien. — So viel steht fest, Polybios hat den Plan seines Hauptwerkes erst nach 168 concipieren können, und die heutige Form desselben ist sogar jedenfalls jünger, als die Zerstörung von Korinth und Karthago. Diese heutige Form rührt wahrscheinlich aus der Zeit zwischen 146 v. Chr. und 133 her, da weder Scipios Tod (S. 129), noch seine glorreiche Beendigung des spanischen Krieges erwähnt wird. Indessen sind manche Stellen vorhanden, die ganz unzweifelhaft vor der Zerstörung Karthagos geschrieben seyn müssen. So z. B. IX, 9: wo Polybios sagt, er habe die unmittelbar vorher beschriebenen Thaten Hannibals nicht sowohl zum Lobe der Römer und Karthager erzählt, sondern zur Aufmunterung 2c. Derer, die in beiden

Völkern Anführer sind u. s. w. Eben so X, 25: wo von der gewöhnlichen Art geredet wird, wie die Hipparchen mittelst ungehöriger Popularität nach der Strategie trachten, und zwar im Präsens. Auch dies muß vor der Auslösung des achäischen Bundes geschrieben seyn, zumahl jedem Leser des Polybios wohl erinnerlich und erklärlich ist, wie selten dieser Schriftsteller das Praesens historicum gebraucht. (Vgl. indessen V, 102 \*). Ich halte es hiernach keinesweges für unräthlich, auf die Hypothese Schweighäufers zurück zu kommen, die Lucas freylich kurz genug abfertigt, daß die Hauptarbeit des Polybios nur bis zum Untergange des Perseus gereicht habe, er sich aber nachher durch die großen Begebenheiten der folgenden Zeit, namentlich die Thaten Scipios zu einer Fortsetzung über den ursprünglichen Plan hinaus entschlossen, wobey denn eine Uebersetzung der früheren Bücher sehr nahe lag (vergl. die Anmerkung zu II, 38, 4 und Tom. V, p. 106 sq.). Eine solche Fortsetzung wird um so wahrscheinlicher, da in die Zeit von 168 bis 150 für Polybios etwas äußerlichen Sinn verhältnismäßig weniger große Begebenheiten fallen, als in die Zeiten vorher und nachher (vergl. III, 5).

Wer so große Männer und Zeiten mit solcher Selbstständigkeit und im Ganzen Richtigkeit zu behandeln versteht, wie unser Vf., der hat von seiner eigenen Tüchtigkeit die beste Probe abgelegt. Das ganze Werk ist mit einer Frische und Lebendigkeit der Untersuchung wie der Darstellung geschrieben, welche die schönsten Hoffnungen erregt. Größere Vollständigkeit, (so hätte z. B. aus einer Vergleichung des Polybios mit den früheren großen Historikern der Griechen noch sehr viel geschöpft werden können) Gründlichkeit im Einzelnen (m. vgl. z. B. die Stelle des Polybios VI, 57 mit der Auslegung S. 91) und Klarheit (warum sind z. B. die Anmerkungen so höchst unbequem ans Ende gestellt?) werden mit der längeren Uebung gewis hinzukommen. Führt der Vf. in diesem wackeren Geiste fort, so kann der Name Nitsch, der von den Theologen und Philologen mit Recht gefeyert wird, auch unter den Historikern der ehrenvollsten Anerkennung gewis seyn.

Wilh. Roscher.

\*) Uebrigens möchte ich namentlich noch folgende Stellen, aus denen für die Abfassungszeit des polybischen Werkes etwas geschlossen werden kann, der näheren Untersuchung des Verfs anempfehlen: IV, 74, 8. V, 90. VI, 12, 10. XVIII, 24, 9. Auch einige von den bey Lucas S. 18 angeführten.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

181. Stück.

Den 11. November 1844.

---

L e y d e n ,

bey G. und J. Luchtmans 1843. *Commentatio critica de Anthologia Graeca.* Scripsit Alphonsus Hecker. VIII und 408 Seiten in groß Octav.

Die griechische Anthologie hat seit der Herausgabe der Palatina, d. h. seit 1817, den Meisten als ein fertiges Werk gegolten, an welchem nur in Kleinigkeiten noch nachzubessern sey. Unterzeichneter findet es in der Ordnung, daß man die gewaltige Arbeit des ehrwürdigen Fr. Jacobs, dessen Name für alle Zeiten als des *sospitator Anthologiae* mit der Anthologie verknüpft bleiben wird, sehr hoch angeschlagen hat, zweifelt aber, ob von einem fertigen Werke des Alterthums jemahls die Rede seyn kann; am wenigsten, will es scheinen, von der Anthologie. Nur zu oft sind starke Gebrechen des Textes durch Heilmittel zu entfernen gesucht, die für die Dauer sich nicht bewähren und verstecktere Schäden treten bey genauerem Zusehen in größerer Anzahl hervor, als man es erwartet

hätte. Wie könnte es aber anders seyn? Man bedenke, daß hier die an Alter und Art verschiedenartigsten Dichter sich zusammen gefunden haben; daß die große Masse der Epigramme auch den ausdauerndsten Fleiß ermüden muß; daß diese Gedichte größtentheils nur in einem einzigen nicht gar alten Codex erhalten sind, nachdem sie durch manche Sammlerhände gegangen waren, die zum Theil wenigstens an ihnen sich selbst zu versuchen keinen Anstand genommen. So wird man sich nicht verwundern dürfen, daß die Anthologie auch nach so bedeutenden Bemühungen früherer und neuerer Gelehrten immer noch eine unerschöpfliche Fülle von Aufgaben der divinatorischen Critik entgegenstellt. Die Lösung dieser Aufgaben ist mit ganz eigenthümlichen Schwierigkeiten verknüpft. Nur zu häufig ist es der Fall, daß die Spitze eines Gedankens oder eines ganzen Epigramms durch Corruptel des Textes abgestumpft und erst durch Conjectur wieder aufzufinden ist. In zahllosen Fällen gehen dabey die Wege, welche die Critiker einschlagen, in verschiedenen Richtungen auseinander und es begegnet nicht selten, daß jeder Nachfolgende den Vorschlag des Vorgängers durch einen eignen zu verdrängen sucht. Gleich das erste Epigramm in Meinekes Delectus, ein anscheinend ziemlich klares Gedicht des Mnasilkas von Sikyon, hat seit Meineke drey Critiker beschäftigt, deren Jeder den letzten Vers und somit den Schwerpunkt des Ganzen, anders herzustellen versucht hat.

Der im Jahre 1842 erschienene Delectus von Meineke hat zuerst die Anthologie frisch ins Gedächtnis zurück gerufen, schöne Emendationen mitgetheilt und Andern Muth gemacht, sich auf diesem Felde zu versuchen. Ueberall rühren sich nun regsame Hände. Niemand von Allen hat mit sol-



chem Ernst und mit so günstigem Erfolg die Sache angegriffen wie Herr Hecker. Die großen Erwartungen, welche die ein Jahr zuvor erschienenen Callimachea, Vorboten einer Gesamtbearbeitung, von dem critischen Talent des jungen, seit Kurzem als Rector nach Mastricht berufenen Holländischen Philologen erweckten, werden durch dieses in Leyden unter Geels mit warmer Pietät anerkannten Auspicien gereifte Werk vollkommen erfüllt. Sicher haben Kallimacheische Studien Hrn Hecker auf die Anthologie gewiesen; mögen sie ferner so rasch gedeihen in äußerem und innerem Wachsthum, daß das wichtige Unternehmen der öffentlichen Bekanntmachung nicht gar zu langsam entgegenreife.

Herr Hecker begleitet die sämmtlichen Bücher der Anthologie der Reihe nach mit seinen Verbesserungen. Meinekes Delectus ging ihm noch zu gelegener Stunde zu, um Manches neu zu erwägen, Verfehltes zu unterdrücken und ämsiger zu begründen, was noch nicht ins gehörige Licht gestellt schien. Er hat Meinekes Ansichten oft mit Glück bekämpft. Es versteht sich, daß die zahllosen Verbesserungsvorschläge Hrn Heckers nicht alle von gleichem Schrot und Korn sind; welcher convector könnte sich solchen Glücks rühmen? Aber die Masse der unzweifelhaft richtigen, wenigstens sehr glänzenden und probabeln Emendationen ist viel stattlicher als die der entschieden mißlungenen. Durchweg fördert und erfreut Hrn Heckers gelehrte, scharfsinnige, selbständige und mit wenigen Ausnahmen geschmackvolle Behandlung: manche feine Observation über Sprachliches überrascht und die ausgedehnte tüchtige Belesenheit in den Griechischen Dichtern setzt in Staunen. Abschweifungen auf andere Gebiete sind seltener als man es in solchen Schriften gewohnt ist; selbst hinsichtlich des rück-

ständigen dritten Kapitels der Callimachea hat Hr Hecker sich Beschränkungen unterworfen und nur da von seinen Borräthen gespendet, wo die Gelegenheit ungesucht sich darbot, dem gegebenen Versprechen nachzukommen. Da Unterzeichneter die Callimachea in einer andern Zeitschrift ausführlich beurtheilt hat, so ist es natürlich, auch unsern Lesern von dem zunächst zu berichten, was vorliegendes Werk für Kallimachos Neues bringt. Es bringt nicht wenig und sehr Schätzbares.

So führt ein Epigramm des Asklepiades V, 202. p. 72 zur Besprechung der sinnigen Dichtungen des Kallimachos in der coma Berenicae, die sich an das zuerst vom Kallikrates auf dem Vorgebirge Zephyrion der Schwester und Gemahlin des Ptol. Philadelphos, Arsinoe, geweihte sacellum der Zephyritis anknüpfen. Manche ausdrücklich unter Kallimachos Namen citierte, einige namenlos erhaltene Dichterfragmente, gewinnt Hr Hecker nach Catulls Anleitung für das lehrreich behandelte Gedicht. Nur kann Unterzeichneter nicht billigen, daß das Epigramm des Asklepiades auf eine wirkliche Weihung von Geschenken der Plangon im Tempel der Aphrodite Arsinoe gedeutet wird. Hr Hecker hat sich durch B. 2 darauf bringen lassen, wonach Plangon ihre *μάστιξ* und *ἡνία εὐίππων* *θῆκεν ἐπὶ προθύρων*, wobey Andere an Poseidon denken zu dürfen gemeint hatten. Nun soll hinter B. 3 ein Punct stehen und das Folgende so verstanden werden:

*ἔσπερινῶν πώλων ἄρτι φρουασσομένων*  
*Κύπρι φίλη, οὐ δὲ τῆδε ποροῖς νημερτέα νίκης*  
*δόξαν, αἰμίμηστον τήνδ' ἐπιθεῖσα χάριν,*  
*Venus amicae quorum Zephyri late(??)*  
*hinnientium.* Diese äußerst harte Structur ist der Zephyritis zu Liebe erfunden. Man thut

bey diesem obscenen Epigramme sehr unrecht, die Gaben und den Tempel und die Kasse für baare Münze zu nehmen. Das lascive κελητίζειν, das Plangon und Philainis um die Wette trieben — denn Guyet hat sehr richtig ἀντιφρουασσομένων emendiert — leitet von selbst auf μιάστιξ und ἦνια und, sollte vom Weihen einer Dankgabe für gewordenen Sieg die Rede seyn, auf εὐπια πρόθυρα, wobey gar nicht nach einem Tempel der Kypris zu fragen ist. Auch die Schlußworte verändert Hr Hecker in τῶνδ' ἐπιθεῖσα χάριν nicht glücklich. Denn sempiternam hujus victoriae memoriam ei concedas ἀντίδωρον könnte das doch gar nicht heißen. Es ist τήνδε τιθεῖσα χάριν zu lesen und χάρις von der Gabe der Plangon zu verstehen.

Das Epigramm eines Anonymus an Kallimachos VII, 42 gibt S. 177 flg. Veranlassung, auf die Αἴτια näher einzugehen und namentlich dem Abschnitte des Werkes mehrere Bruchstücke anzuweisen, in welchem der Dichter nach dem Vorgange älterer Dichter einen Traum erzählt hatte, in welchem ihm die Musen auf dem Helikon erschienen seyen und vier Bücher über alte Mythen verliehen haben, indem sie, wie bey Ovid in den Fasten, den Fragen des Dichters abwechselnd Bescheid thaten. Nach einer brieflichen Mittheilung hat Herr Hecker erst nach Beendigung des Druckes glücklich erkannt, daß die p. 177 noch als ein Epigramm betrachteten Verse bey Fronto Ep. ad M. Caesar. I, 22 nichts anderes sind als ein Kallimacheisches Distichon aus dem Eingange des gelehrten Werkes:

Ποιμένι μῆλα νέμοντι παρ' ἴχνιον ὄξιος  
ἵππου

Ἐοῖόδω Μουσέων ἑσμός ὅτ' ἦντίασεν.

Die im ersten Buche erzählte Gründungssage von Tripodiskos durch Koroiobos wird p. 197 sqq. überaus schön in Bruchstücken restauriert, wie z. B. das von Andern ganz anders gedeutete Fr. 127 auf Linos, Psamathes Sohn, bezogen wird:

*"Αρνες τοι, φίλε κοῦρος, συνήλικες, ἄρνες  
ἐταῖροι*

*ἔσκον ἀνήριθμοι, δαίλια (καύλια) καὶ  
βοτάναι.*

Und auf das Hinweggerafftwerden der Wöchnerinnen und Säuglinge durch die über Argos gekommene Pest Fr. 424, das so geschrieben wird:

*Μητέρες ἐξεκενώθεν, ἐκουφίσθεν δὲ τιθῆναι.*

Zu VII, 524 spricht Hr Hecker über Charidas von Kyrene bey Kallimachos, den er als Pythagoreer erweist, wobey er näher auf das eingeht, was sich auf das im dritten Buche der *Αἴτια* über Pythagoras Gesagte zurück bringen läßt. Sehr scharfsinnig wird p. 274 ein längeres Stück aus den Choliamben über den bey den Weisen umher gesandten Tripus combinirt, obwohl einzelne Punkte wohl noch festerer Bestimmung fähig sind.

Man würde kein Ende finden, wollte man auch nur die gelungensten Emendationen der Epigramme durchmustern. Doch will Unterzeichneter wenigstens eine Anzahl namhaft machen, die er indes nicht allzu streng nur als die allerbesten zu betrachten bittet. Callim. VI, 121, 4. ἡ θεος statt ἡ θεός; Alexander VI, 182 ἴδρι τὰ καὶ γαίης, ἴδρι τὰ καὶ πελάγους, so daß nach glücklicher Beseitigung des barbarischen ἴδριτα an Alexander Metolos — s. Meineke Anall. Alex. p. 236. — zu denken erlaubt seyn wird. Lobeck wird hiergegen sein ἀγρότα Pathol. p. 381. gewiß gern aufgeben. Quintus VI, 230. Ἀκρίταν; Erycius VI, 255, 4.

*ἐξερέων* statt *ἐξ ὀρέων*; Diotimus VI, 267, 5. *θελούσαις* statt *θεούσαις*; Phantias VI, 294. *χαρακίταν* statt *παρακείταν*, wie jetzt auch Lobbeck *Path.* p. 397 gefunden hat; Anon. VI, 344 *Ἐριβρεμέτα*; Anon. VII, 363. *Τετραμερῆς ὄδε τύμβος*, eine Emendation Geels; Aristo VII, 457. *Κυκλωπείην* — *κύλικα*. Leonidas VII, 478, 2. *ἡμιφανεῖ*; Sappho VII, 489, 3. *ἄς κατ' ἀποφθιμένας*; Anyte VII, 490, 3. *ἀλλ' ἐπιπάντων*; Damaget. VII, 541, 1. *Ἐσβῆς* statt *ἔσθης*; Crinag. VII, 628, 4. *Ὀξείαις*; Chaerem. 720. *Κλεύας Οὐτυμοκλεῖος*; Antiphil. IX, 551 ist die von Meineke glücklich errathene Beziehung auf Chalkedon durch eine Stelle aus Demosthenes *Βιθυνιακά* bey Steph. Byz. s. v. *Ἡραία* erwiesen, so unsicher die Restitution der Worte des Epigramms noch bleibt; Anon. X, 109. *Καὶ πᾶσα πρᾶξις τὸν λόγον ἀρχὸν ἔχει* statt *ἔργον ἔχει*; Lucill. XI, 107. *ἢ πάλι Κάμπη*, wo aber statt des nicht dahin gehörenden Apollod. I, 2, 3. treffender auf Diod. 3, 71 verwiesen wäre; Lucill. 194, 2. *θ' ἔδνον* statt *τ' ἔνδον*; Anon. XIII, 61. *Ἄθρει, μὴ διὰ παντὸς ὄλαν κατὰτηκ' Ἀρίβαζε Τὰν Κνίδον*. Anon. 136, 3. *εὐδε λάληθρον* statt *εἰ δε*; Sim. App. 75. (epigr. 215 oder 160 Bergk.) *ἀσκητὸν* statt *ἀσκητός*, obwohl dieses auch bey Arsen. Viol. p. 119 steht. Sollte nicht leichter und passender *ἀσκητῶς* geschrieben werden dürfen? Von andern gelegentlich berichtigten Schriftstellern zeichne ich die p. 320 aufgestellte Vermuthung aus, daß bey Sophocl. Scholl. Vict. II, 18, 274. statt *ἐν τοῖσιν ἵπποις τοῖσιν ἐυλελεγμένοις* — *χωρῶμεν* herzustellen sey *Ἐνετοῖσιν*. Doch würde ich nach Euripides Hippol. 230. *Ἐνέταισιν* von *Ἐνέτης*

schreiben, wie auch in dem von den Scholien zu Euripides beygebrachten Epigramme — s. Pressler zum Polemon p. 49. Clinton Fastt. Hell. I, 433. — steht:

*Λέων Λακεδαιμόνιος νικῶν ἵπποις Ἐνέ-  
ταισιν.*

Wer einmahl aufs Emendieren ausgeht und critisches Talent hat, der läßt sich leicht verleiten, einen zu häufigen Gebrauch von seinem Scharfsinn zu machen und auch Hr Hecker ist nicht selten mit Conjecturen bey der Hand, wo richtige Interpretation des Ueberliefertten eher am Orte gewesen wäre. Gleich z. B. III, 1. Dionysos führt die Semele aus dem Acheron herauf τὰν ἄθεον Πενθεῦς ὕβριν ἀμειβόμενος. Dafür darf nicht ἀμειβομένου gesetzt werden. Der Dichter sagt: Dionysos macht Pentheus Frevel an seiner Mutter wieder gut, nämlich eben dadurch, daß sie unsterblich wird. Bey Anacr. VI, 134 soll nach p. 111 der Name einer Bakchantin Ἐλικωνιάς verdächtig seyn und B. 3 ἐξ ὄρεος die namentliche Erwähnung des Berges erwartet werden. Allein Ἐλλικωνιάς steht auch Inscr. 2426. Boeckh.: Ἐλικώνιον zu schreiben und daraus zum dritten Verse Ἐλικῶνος zu denken ist aber schon darum unthunlich, weil, wenn zwey Mädchen mit Namen genannt werden, Xanthippe und Glaufe, auch die dritte genannt werden mußte. Da nun von Bakchantinnen die Rede, so ist nach einem bestimmten Berge nicht zu fragen: denn die schwärmen κατ' ὄρη. Ist ὄρεος richtig, so stand auf dem Bilde der Berg abgebildet: sonst wäre wohl ἐξ ὄρέων passender.

(Schluß folgt.)

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 185. Stück.

Den 14. November 1844.

L e n d e n.

Schluß der Anzeige: 'Commentatio critica de Anthologia Graeca. Scripsit Alphonsus Hecker.'

Den Schluß des Simonideischen Epigramms VI, 296 will Hr Hecker p. 225 wegen der inepta sententia der Vulgata so corrigieren:

μέγα δ' ἔστεινεν Ἀσίς ὑπ' αὐτῶν  
πληγαῖς ἀμφοτέραις, χερσικράτει  
πολέμῳ,

ingemuit Asia de duabus cladibus ab Atheniensibus inflictis in bello, ubi manuum viribus res agitur. Daß wäre für Simonides zu geziert und χερσικράτει πολέμῳ ein geschmackloser Zusatz. Nun gewährte freylich die Vulgata ein widriges und unsimonideisches Bild, wenn sie wirklich bedeutete, was Hr Hecker behauptet: 'die Nike hat Asien mit ihren beiden Händen geschlagen.' Daß besagt sie aber nicht, vielmehr: 'gewaltig erseufzte Asien, von den Athenern mit doppelter Hand getroffen in Obmacht des Kampfes', d. h. zu Lande und zu Wasser

geschlagen, πληγείσ' ἀμφοτέραις χερσὶ κράτει πολέμου. — Um das VII, 443 demselben Dichter beygelegte Epigramm für echt zu halten, wie es Hr Bergk ep. 111 gethan hat, soll nach p. 226 der Schluß so hergestellt werden:

οὐτι δ' ἀκοντοδόκων ἀνδρῶν μναμεῖα θανόντων,

ἄψυχ' ἐμψυχῶντ', ἄδε κέκευθε κόνις.  
 Hi bello caesi sunt, memoria tamen fortium virorum, quae mortuis vitam reddit, superstes est neque tumulo condi potuit. Wie könnte doch, um anderer Uebelstände zu geschweigen, οἴτι μναμεῖα θανόντων κέυθει κόνις heißen was Hr Hecker hinein legt? So wenig wie Hrn Heckers Aenderungen ist Meinekes ἐνψύχων und Bergks ἔμψυχ' ἀψύχων zu gebrauchen. Der Gedanke kann nur seyn: 'Diese Männer sind im Kampfe gegen die Perser geblieben: anstatt der muthvollen Krieger aber, die nicht heimgekehrt, sind nur die entseelten Reste der Gebliebenen zurück gekommen, die hier bestattet sind.' Man vergleiche Aeschyl. Agam. 422 sq. ἀντὶ δὲ φωτῶν Τεύχη καὶ σποδὸς εἰς ἐκάστου δόμους ἀφικνεῖται. Danach schliesse ich ἄψυχ' ἐμψύχων ein und lese mit dem Pal.:

ἀντὶ δ' ἀκοντοδόκων ἀνδρῶν μναμεῖα θανόντων,

ἄψυχ' ἐμψύχων, ἄδε κέκευθε κόνις.

So mag das Epigramm wirklich dem Keer gehören: diese zierliche Antithese ἄψυχ' ἐμψύχων erinnert an ähnliches bey ihm, z. B. 128, 2. (183, 2) καὶ τ ε θ ν η ῶ ς ζ ῶ ν τ ι παρ ἔ σ χ ε χ ἄ ρ ι ν; 124, 3. (179, 3) μ ν ἦ μ α δ' ἀ π ο φ θ ι μ ἔ ν ο ι σ ι πα τ ἦ ρ Μ ε γ ἄ ρ ι σ τ ο ς ἔ θ η κ ε ν Ἀ θ ἄ ν α τ ο ν, θ ν η τ ο ἰ ς παι σ ἰ χα ρ ι ζ ὄ μ ε ν ο ς. — Antiphil. IX, 258. Ein niedr



liches Epigramm auf einen Quell, der sich beschwert, daß ihm das Wasser ausgeblieben, weil ein Mörder sich in ihm gewaschen:

ἔξ οὐ μοι κοῦραι φύγον ἥλιον, εἰς ἓνα Βάκχον,  
εἰποῦσαι, Νύμφαι μισγόμεθ', οὐκ ἐς Ἄρη.

Solem effugerunt soll nicht angehen, weil nothwendig gesagt seyn müsse, daß die Nymphen die Quelle verlassen hätten. Daher soll man λίπον ἡϊόν' lesen. Gewiß nicht: die Nymphen mißden das Sonnenlicht, in so fern sie die Fluthen im Schoß des Felsen zurück hielten. — Theocr. 338.

Εὐδεις φυλλοστρωῶτι πέδῳ, Δάφνι, σῶμα  
κεκριακός

Ἄμπαύων,

wird κεκριακός (Pal.) ἄμπαύη nach Idyll. 1, 16 vermuthet. Dadurch würde ein unerträgliches Assyndeton entstehen. — Mnasalc. VI, 128 kann nicht geschrieben haben: χρυσέαν εὖ κεκόνισαι ἴττυν, weil der Satz den Grund angeben muß, weshalb der Dichter B. 1 ἀσπὶ φαεινά sagen konnte: Πολλάκι γὰρ κατὰ δῆριν Ἀλεξάνδρου μετὰ χερσὶν Μαργαμένα χρυσέαν οὐκ ἐκόνισας ἴττυν.

In der Verbesserung Simonidischer Epigramme ist Hr Hecker an einigen Stellen glücklich gewesen. Unzweifelhaft richtig stellt er z. B. VI, 243 δεσμῶ ἐν ἀχνυόεντι statt ἀχλυόεντι her, was in den codd. Herod. ἀχνυθέντι klar vorliegt. Aber weit bedeutender ist die bis auf Nebenpunkte schlagend erwiesene Behauptung, daß das dem Simonides VII, 496 zugeschriebene Epigramm, welches man seit Francke zu den elegiis lugubribus geschlagen hatte, vielmehr dem Kallimachos gehört und mit dessen VII, 271 erhaltenen Versen so zu verknüpfen ist: Ἡερίη — Μολουριάδος· Ὠφέλε μηδ' ἐγένοντο θοαὶ νέες· οὐ γὰρ ἂν ἡμεῖς

*Παῖδα Διονυσίου Σώπολις ἐπένομεν· Νῦν δ' ὁ μὲν — παρερχόμεθα.* Diese scharfsinnige Entdeckung muß man Hrn Hecker um so mehr danken, weil er uns von einem zu dem Tone der übrigen Simonideischen Gedichte durchaus nicht stimmenden Gedichte befreuet hat. Nur hat er zu hastig geurtheilt, wenn er meint, mehre Epigramme habe ich zu rasch den Trauerelegieen zugetheilt, nam Simonidem etiam uni et alteri ex amicis epicedia scripsisse elegiaca nullo testimonio constat. Ist denn ein ausdrückliches Zeugnis vorhanden, daß er gnomisch-paränetische Elegieen schrieb? Und doch wird Hr Hecker die daraus erhaltenen Reste ihm lassen. Ueber den viel gepriesenen lyrischen Threnen sind jene Gedichte vergessen. Doch nicht vergessen; denn einige Stücke stehen so sicher, daß gar kein Zweifel seyn kann, daß sie von den Epigrammen ausgesondert werden müssen. Hr Hecker freylich geht so weit, die VII, 513 und 515 seit Francke erkantten elegischen Stücke wiederum für unverfängliche Epigramme angesehen wissen zu wollen. Dann hätte er wenigstens sie dem Simonides absprechen sollen. Denn ich muß aufs Entschiedenste bestreiten was Hr Hecker behauptet, daß in 513 nichts der Natur des Epigrammes zuwider sey. Wir haben für Simonides Epigramme die sicherste Norm und da fordere ich, Hr Hecker bringe ein auch nur entfernt ähnliches bey. Er nennt VII, 646—649 ähnlich. Das erste, von Anyte, habe ich schon zum Simonides für ein Stück einer Trauerlegie erklärt und sicher kann es kein wirkliches zum Ein-graben bestimmtes Epigramm gewesen seyn; das zweyte ist ohne Frage ein Simonideisches Stück einer Trauerlegie auf Gorgo, das mit 513 die größte Aehnlichkeit hat; 648 ist vom spätern Leo-

nidas von Tarent, der für Simonides so wenig beweist wie 649, welches verschiedener Art ist. Nun gar IX, 23. 96 vom Antipatros können nicht in Betracht kommen. Das *Φῆ ποτε* bey Simonides begünstigt obige Behauptung durchaus nicht, da natürlich nach Zerstückelung der Elegie das ursprüngliche *τότε* weichen mußte. Nun gehören aber 513 und 515 so unverkennbar zusammen, daß Planudes hier gelobt werden muß, wenn er wirklich aus Conjectur das *Φῆ ποτε Πρόμαχος* des Pal. in *Φῆ ποτε Τιμαρχος* verbesserte: die Conjectur *φῆ ποτε Πρωτόμαχος* ist gratuita. Franke hat hier einen richtigen Geschmack bewährt: will Hr Hecker wirklich glauben, ein Simonideisches Epigramm habe beginnen können: *Αἰαῖ νοῦσε βαρεῖα, τί δὴ ψυχῆσι μεγαίρεις Ἀνδρώπων ἐρατῇ παρ νεότητι μένειν?* Also entweder Elegie auf Timarchos oder Epigramme; wenn letzteres, unmöglich Simonideisch. Aber ersteres ist das Wahre. Wenn Hr Hecker übrigens Hermanns *πατρός χειρὶ χειρας ἔχοντας* verwirft, so stimme ich vollkommen bey, hatte aber auch schon im Delect. p. 403 dasselbe gethan. — In dem von mir dem Simonides vindicierten Epigramme App. 364. wird p. 397 *κευθάνει ὡδ' Ὀπόεις* vorgeschlagen. Besser wohl als das kürzlich trotz der Warnung im Simonides gar in den Text getragene *ἦδε κέκευθ' Ὀπόεις*. Simonideisch ist einzig *ἦδε κέκευθ' Ὀπόεις*. Er konnte sagen *ἦδε κέκευθε πόλις*, aber nicht *ἦδε κέκευθ' Ὀπόεις*. — In dem Epigramme des Bacchylides VI, 52. *Εὐδημος τὸν νηὸν ἐπ' ἄγρου τόνδ' ἀνέθηκεν τῷ πάντων ἀνέμων πισοτάτῳ Ζεφύρῳ* wird Schneiders *πρητύτατῳ* durch passende Beispiele erwiesen. Allein dennoch schreibe ich *πισοτάτῳ*, was sowohl näher liegt

als auch von dem folgenden *Εὐχομένω γὰρ οἱ ἦλθε* — wie ganz richtig vulgo — gefordert zu werden scheint. Auch das andere Epigramm des Bakchylides 313. ist p. 164 in so fern richtig behandelt, als Hr Hecker *Κραναῶν* herstellt, da nur von Attika die Rede seyn kann; aber für *πρόφρων δὴ* oder *σὺ Κραναῶν* oder *πρόφρασσα Κραναῶν* ist einfacher und näher *προφρονέως Κραναῶν* zu verbessern. — Sehr unsicher ist die Behandlung von VI, 212, einem angeblich Simonideischen Epigramme. Wegen der Epigraphie des Pal. und des *nitor et simplex elegantia* will Hr Hecker es retten und um das häßliche *δέσποτα* wegzuschaffen schreibt er: *αἶνον ἔχεις, χαρίτων μεστοτάτοις στεφάνοις*, indem er behauptet, *αἶνον ἔχειν χαρίτων* könne man gar nicht erklären. Ich glaube, das kann recht wohl heißen wegen lieblicher Geschenke gelobt werden. Nehmen wir Hrn Heckers Conjectur an, so sagt der Dichter: 'Bitte, o Kyton, den Apollon *ἀγοραῖος*, daß er sich so der *δῶρα* freue, wie Du von den Korinthern und Fremden gelobt wirst, *χαρίτων μεστοτάτοις στεφάνοις*.' Sollen das die *δῶρα* seyn oder wohin zieht Hr Hecker *χαρ. μεστ. στεφ.*? Ich kann unmöglich das Epigramm für Simonideisch halten, da gar nicht gesagt ist, welche *δῶρα* Kyton — ein sonst nicht vorkommender Name — dem Apollon geweiht habe. Sind es die *στέφανοι*? oder sind sie wegen errungener *στέφανοι* geweiht? Ich bleibe dabey, daß *δέσποτα* von dem Verfasser herrührt und man das Epigramm für jung zu halten hat. Ein ganz ähnliches vom Anakreon VI, 143 klingt doch ganz anders und hat keinerley Unklarheit, wie dieses. Die Epigraphie stört nicht, da auf Simonides Namen viele falsche Epigramme gehäuft sind.

Ich will jetzt noch einige Epigramme verschiede-  
ner Verfasser kurz besprechen, da ich glaube pro-  
babler verbessern zu können als Hr Hecker gethan  
hat. Apollonides VI, 238, 5. Ein Landmann  
weiht geringe Gaben seines Feldes und seines  
Weingärtchens:

εἰ μὴ δ' ἐξ ὀλίγων ὀλίγη χάρις· εἰ δὲ διδοίης  
πλείονα, καὶ πολλῶν, δαῖμον, ἀπαρ-  
ξόμεθα.

Der Name des Gottes wird vermisst, weshalb Hr  
Hecker 'Ερμῆ δ' ἐξ ὀλίγων schreiben will. Als  
ob aber nicht allen Göttern geringe Gaben der  
Armen zustehen. Hermes ist auch schwerlich hier  
der rechte Gott und δαῖμον würde wunderbarlich hin-  
terdrein kommen. Meineke hat sehr richtig ἢ μὴν  
corrigiert, außerdem schreibe man aber:

εἰ δὲ διδοίης  
πλείονα, καὶ πολλῶν, Δηοῖ, ἀπαρξόμεθα. —  
Loll. Bass. VII, 243. auf Leonidas:

ἦν δ' ἔσορῆς ἐπ' ἐμείο βοόστρουχον εἰ-  
κόνα θηρός,  
ἔννεπε· τοῦ ταγοῦ μνήμα Λεωνίδεω.

Hr Hecker ἦν δ' ἔσ. ἐπ' ἐμεῦ ἰοβόστρουχον oder  
ἰοβοστρύχου εἰκ. Erstereß richtig: aber ἰοβό-  
στρουχοι λέοντες hat es schwerlich auch im Alter-  
thume gegeben. Ich schreibe: ἐπ' ἐμεῦ δασυ-  
βοστρύχου κτλ. — Crinagoras IX, 239, 3.

Ἀνακρέοντος, ἃς ὁ Τήϊος ἠδύς πρέσβυς  
ἔγραψεν ἢ παρ' οἶνον ἢ σὺν Ἰμέροις.

Der des Eigennamens wegen gewählte Trimeter  
soll so restituirt werden: Ἀνακρέοντος (— — —),  
ἃς ὁ πρέσβυς ἠδύς Τήϊος. Aber nie kommt  
Ἀνακρέων anders als — — — vor, vielleicht ein-  
mahl Ἀνακρείων — — —. Daher lieber mit  
Zilgung der Reminiscenz aus ἠδύς, ἄλυπος des

Kritias: Ἀνακρέοντος, ἄς ὁ πρέσβυς Τήϊος.  
— Nicias IX, 315.

Ἴξεν ὑπ' αἰγείροισιν, ἐπεὶ κάμεσ, ἐνθάδ'  
ὀδίτα,

καὶ πῖε θ' ἄσσοι ἰὼν πίδακος ἀμετέρας.

Den Sinn trifft Herr Hecker πῖε δ' ἄσσοι, aber der Dichter schrieb: καὶ πῖθ' ἄσσοι ἰὼν.  
— Maecius 403.

Αὐτὸς ἀναξ ἔμβαινε θοῶ πηδήματι, ληροῦ  
λακτιστῆς, ἔργου δ' ἠγέο νυκτερίου.

Hr Hecker, der p. 326 das hübsche Epigramm an Bacchus behandelt, geht über den Anfang hinweg. Reiske bezog νυκτερίου auf das meist zur Nachtzeit vorgenommene Kelttern. Das mag er wohl für unsere Stelle erfunden haben. Man lese νεκταρίου. Antiph. 409, 2. τριγέρον νεκτάρου Βρόμιος und νεκτάρου πέταλος Moero Byz. I, 4. Meinek. — Satyrus X, 5.

Ἦδη πηλοδομιῦσι χελιδόνες, ἦδη ἀν' οἶδμα  
κολποῦται μαλακὰς εἰς ὀθόνας Ζέφυρος.

Den Sinn erkennt Hr Hecker Zephyrus vela sinuat, aber er sucht schwerlich richtig in εἰς ein Epitheton des Zephyros. Ich lese: μαλακὰς τὰς ὀθόνας Ζέφυρος. — Philipp. Plan. 137, 5 sq. auf ein Bild der Medea:

ἔρρε καὶ ἐν κηρῶ παιδοκτόνε· σῶν γὰρ  
ἀμέτρων,

ζήλων, εἰς ἃ θέλεις, καὶ γραφίς  
αἰσθάνεται.

Σακοβὸς οἷς θύεις, Andere οἷς ἀσεβεῖς, ἀθετεῖς, Hr Hecker οἷς ἄλιτες. Viel näher liegt: εἰσαθροεῖς; wie Ähnliches so oft vorkommt, namentlich ὄρας. — Antiphilus 409, 5 heißt es von einem Hungerleider:

οὗτος ἐμοὶ τέθνηκε, περιμνηστιν δὲ  
παρέρω

νεκρόν, ἐς ἄλλοτρίους φειδόμενον φάρυγας.

Unglücklich scheint die p. 327 vorgetragene Muthmaßung τέθνηκε μερίμνης τὸν δὲ π. schon wegen der schlechten Cäsur. Dem Sinne würde genügen τέθνηκε, περιπτυστον δὲ oder τέθνηκεν, ἀπόπτυστον oder ἀνοίκτιστος, wenn man weiter suchen will.

Wie wir in diesem Falle finden, daß Hr Hecker mit dem Versbau es nicht zu streng genommen hat, so gewahrt man an gar vielen Stellen seines Buches ein gewisses Schwanken des Urtheils in prosodischen und metrischen Grundsätzen. Beschäftigung mit den so heterogenen Poesien der Anthologie verführt leicht, entweder zu schroffe Forderungen zu stellen oder zu nachsichtig zu seyn, je nachdem man entweder die Strenge alter guter Dichter oder die manigfachen Nachlässigkeiten und Ungenauigkeiten späterer Versmacher vor Augen hat und als maßgebend betrachtet. Im Allgemeinen muß Unterzeichneter sich immer mehr zu der strengeren Norm bekennen, während Hr Hecker sehr geneigt ist, durch die Finger zu sehen. Selbst bey späteren Dichterlingen hat doch die Licenz ihre Grenzen und ich kann z. B. nicht glauben, daß III, 15 geschrieben werden kann, wie p. 11 angenommen wird:

Γλαύκου· κράντα ἀγεννοῦς Ἰοβάτου δ'  
ὑπάλυξεν.

Oder daß Agathias VI, 80, 1. (p. 102) geschrieben hätte:

Δαρνιακῶν βίβλων Ἀγαθία ἢ ἐννεὰς εἰμί.

Oder daß VI, 93 ein Hexameter des Antipater von Sidon lauten dürfte:

ἐκ πολλοῦ πλειῶνος ἐπεὶ βάρως οὐκέτι  
χειρ' ἔσ.

Oder eines Anon. App. 155. (p. 59)

Τόσσον μισηθοίης ὅσσον ἐγὼ σε φιλω, [παῖ,]  
wo durch τόσσον μῖσος ἔχοις der Pentameter  
leicht zu erreichen war. Oder daß Meleager XII,  
65, 3 gesagt hätte:

Κῆμοι τὸν καλὸν ἔξεστι σπλάγγνοισι Μυίσκον,  
(scr. ἔστιν ὑπὸ σπλ.) oder daß gar Mnasalkas  
VI, 268 den Pentameter gemacht hätte:

τοῦτο· οὐδ' εὐθήρου νιαῦθ' ὑπέρισχε ῥίου,  
eben so unmöglich, wie p. 278 bey Antipater  
ἔδυσ λιμένα.

Ueber die brevis in caesura pentametri stellt  
Hr Hecker p. 307 eine ausführliche gründliche Un-  
tersuchung an, weil er sah, daß Hr Bergk bey  
Simon. VII, 510. in Poett. Lyr. p. 782 sie gar  
ex conjectura hergestellt hat: cujus audaciae  
rationes etsi lectorem celaverit, quia  
nihil facere inconsiderate solet, gra-  
vissimas esse confidimus. Nach der ein-  
helligen Lehre der alten Metriker leugnet Hr Hecker  
diese Licenz bey ältern guten Dichtern, die, wo  
sie überliefert sey, auf Corruptel beruhe oder die  
Auctorität verdächtige. Daher spricht er dem  
Theognis den Vers λήσομαι ἀρχόμενος οὐδ'  
ἀποπαυόμενος, der alleidings nicht leicht zu  
bessern ist, ab; v. 1254 (vielmehr 1232) ἐκ σέ-  
θεν ὄλετο μὲν Ἰλίου ἀκρόπολις gleichfalls,  
ohne zu bedenken, daß Theognis nach dem Epōs  
Φιλίου sprach; auch über den Vers Aristotelis  
Pepli qui dicitur App. IX, 54 urtheilt Hr  
Hecker unrichtig, wenn er mit Passow corrigiert:

ἢδ' ἱερὰ πεδίω ἀμφὶ Προποντιῆς ἔχει,  
während ἢδ' ἱερὰ νῆσος Ποντιᾶς ἀμφὶς ἔχει  
nach codd. zu lesen ist, worüber ich andern Orts



gesprochen und auch erwiesen habe, daß die metri leges saepius violatae in den Epigrammen des Aristoteles (p. 309) auf falsche Versarten fußen. Anderes beßert Hr Hecker recht gut, namentlich auch p. 151 sq. Phaedimi ep. VI, 271, 6. *κούρην νιέ' ἀεζόμενον* statt *κούρον νιέ* und B. 5 *Λέοντος*: über die Stelle des Simonides hat er nichts gesagt; sie ist von Fröhlich sicher geheilt: *οὐδ' ἴκεν Κεῖον* (oder *Κῆον*) *ἐς ἀμφιούτην*. Erst ganz späte Versschmiede übertreten das von allen alten Dichtern beobachtete Gesetz.

Allein Hr Hecker gesteht auch alten Dichtern den Hiat an dieser Stelle des Pentameter zu: *neque ulla adest offensionis causa, si pentametrum in suos dividas pedes secundum aliam, quam Grammatici veteres tradidere, rationem:*

*οὔτε τι | γὰρ νῆ | φω οὔ | τε λίην | μεθύω,*  
Theogn. 306. (vielmehr 478), wo aber gute Quellen auf *οὔ τοι ἐὼν νῆφω οὔτε λίην μεθύων* zu führen scheinen. Ich fürchte, jene Theorie wird wenig Liebhaber finden. Auch stehen die angeführten Beispiele aus alten Dichtern auf schwachen Füßen. Theogn. 434, 992 sind falsch citiert: Mimnerm. II, 2 glaube ich evident verbessert zu haben *εἶαρος, αἰψ' ἀγῆς ἄζεται ἡελίου*; bey Antimach. Athen. XI, 469, F. ist *εὐχρεω* längst in *χρουσέω* corrigiert; Simon. VII, 251, 2. *κνά- νεον θανάτου ἀμφεβάλοντο νέφος* ist gewiß nicht richtig, aber die Verbesserung zweifelhaft, vielleicht: *Ἀσβεστον κλέος οἶδε φίλη περὶ πατρίδι θέντο 'Ρυσάμενοι' θανάτου δ' ἀμφεβάλοντο νέφος*; coll. Mnasalc. VII, 242; über Callim. Fr. 197. 152 will ich nicht urtheilen. Folglich ist in Bezug auf alle alten Dichter obige

Freyheit in Abrede zu stellen, zumahl an einen hiatus in arsi spondei legitimus mit p. 310 nicht zu denken ist.

Sehr mißlich ist die Lehre vom hiatus auch an andern Stellen bey so heterogenen Dichtern. Hr Hecker hat sich an mehreren Stellen seines Werkes darüber geäußert, z. B. p. 152, wo aber, wie auch anderwärts, sehr verschiedene Fälle vermengt sind. Ein *Κιχησίου εἶσατο νίος* beym Phädimos ist denn doch ein anderes Ding als *τόν ποκα ὕδωρ* beym Simonides, wo ich trotz Hermanns *ποτόν ὕδωρ* an meinem *ποκα νᾶμα* halte, coll. Mnasalc. IX, 333, 3. *κράναν, ᾗς ἄπο νᾶμα κτλ.* Mnasalkas war ja *τᾶς Σιμωνίδα σπάθας ἀποσπάραγμα*. Ferner rechnet Hr Hecker zu Hiaten *ἤλεκτορα εἶδεν, σάφα εἰδώς*, sed differt *ἐπιμήχανε ἔργων*, nam concursus vocalium ante ἔργον solemnis. Nicht eben so vor *Φειδέναι*? Dem Meleager traut Hr Hecker p. 63 *τὰ ἅπαντα* zu, *μὴ φείδου τὰ ἅπαντα λέγειν*, cod. *τὰ πάντα*, was durch *τὰ ἕκαστα* und *τὰ ἔτοιμα* oder durch *τὰ ἀγάλματα* (scr. *τάγ.*) und dgl. nicht beschönigt wird; *σύμπαντα* bietet sich von selbst dar. Einem Incertus wird p. 69 statt *μύροισιν ἔτι πνεύοντες* — *στέφανοι* hergestellt *μύροιο ἔτι* und durch Simonides *Διωνύσιο ἄνακτος* (*Φάν.*), durch Dionysios *Ἀντιόχοιο ἐπώνυμος*, Kallimachos von Bernicke sicher gehobenes *χορσείοιο ἀπ' οὐδεις* und ähnliche zweifelhafte Fälle vertheidigt. Gleichermassen kann Unterzeichneter nicht zugeben, daß nach p. 329 ein so eleganter Dichter wie Krinagoras gesetzt haben sollte: *ἢ τὸ Ἀράξεω*; da cod. *ἔντος Ἀράξεω* hat, so ist *ἔνθα τ' Ἀρ.* zu schreiben. Die vielen als ähnlich angeführten Hiate

182. 183. St., den 14. November 1844. 1821

sind theils an andern Stellen des Verses, theils anders zu beurtheilen.

Auch in prosodischen Dingen drückt Hr Hecker noch gern ein Auge zu. Beym Phanas wird p. 158 *σμῖλαν* als *ex Dorum more correptum* (??) mit Theokrits *ψυχᾶν ἀεὶ βοοτοβάμων* auf gleiche Linie gestellt, während Jakobs das unerhörte *ψυχᾶν* längst evident emendiert hat; Antip. VII, 81, 3 hat *Μιτυλάνᾶ*, wie *Πέλλανα*, also *Μιτύλινα* zu schreiben; daß aber Choïroboskos Bekkeri p. 1200 sq. und p. 1378 (*ζεύγλα* für *ζεύγλη*) nicht ein *ψυχᾶν*, *Μιτυλάνᾶν* erweisen kann, wird Hr Hecker leicht gewahren. Smgleichen p. 101 gebe ich zu, daß *ἀγριοσύνη* das *ι* lang haben kann, nicht aber, daß, wie Homer im ersten Fuße des Hexameters einmahl hat *ἀγρίου*, so nun auch im sechsten *ἀγρίω*, *παναγρίου*s oder gar bey Apoll. Rh. I, 942. *ἄγριοι* im vierten erträglich wäre. S. 120 laufen unter die zum Theil treffend auferlesenen Beispiele von Verlängerungen kurzer Vocale in der Mitte mehrsyllbiger Wörter vor liquidis, wie *ἀλινήκτιρα*, oder vor *π*, wie *ἀλίπεδον*, doch auch ungehörige unter, wie bey Philipp. VI, 203, 5. *ἐρινόμου Αἴτνης*, wo Hemsterhuis *ἐριβρόμου* evident scheint: *ἐρίνομος Αἴτνη* weiß ich gar nicht zu erklären; III, 6, 3. *σκυλᾶν γὰρ ἐθέλει* ist ganz normal nach Homer und Andern, sobald *γὰρ* in arsi vor zwey Kürzen steht u. s. w.

Endlich vermissе ich hin und wieder Klare Einsicht in das was der Dialect fordert oder gestattet. Wenn z. B. bey Leonidas V, 206, 8. *οὐκοτε* corrigiert wird, so ist dem Laurentiner ein so strenger Ionismus schwerlich zuzumuthen. S. 196 ist ohne Beweis meine Behauptung angefochten, daß der Dialect bey alten guten Epigrammatisten sich

nach der Heimath richte, cui opinioni reni-  
tuntur epigrammata complura. Aller-  
dings plurima, wenn man späte Versmacher in  
Betracht zieht, die kein lebendiges Gefühl für  
Reinheit einer bestimmten Mundart hatten. Bey  
Simonides, dem größten Meister der Art, steht  
jener Grundsatz durchaus fest.

Rechnet man alle solche kleine Fehlgriffe und  
Versehen ab, so macht das ganze Werk den Ein-  
druck der bedeutenden Arbeit eines viel versprechen-  
den jungen Philologen und fast thut es mir leid,  
nun ich sehe, daß ich weit mehr getadelt und ge-  
mäkelst habe, als der Grundsatz ubi plura nitent  
— duldet. Das Gediegene wird sich auch ohne  
Anpreisen Bahn brechen und den Tadel halte man  
dem Wunsche zu Gute, künftig durchweg nur seine  
Freude an dem Gebotenen haben zu können.

F. W. S.

### Paris,

bey L. Hachette 1844. L'Espagne depuis le  
règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des  
Bourbons, par Ch. Weiss. Tom I. VIII u.  
442 S. Tom II. 408 Seiten in Octav.

Es liegt nicht in dem Plane des durch seine  
Herausgabe der Papiers d'état du cardinal de  
Granvella \*) bekannten Verfassers, dem Leser eine  
vollständige Geschichte Spaniens in dem oben ge-  
nannten Zeitraume zu bieten; er beschränkt sich  
vielmehr, wie es in der Vorrede heißt, auf die  
Entwicklung der Gründe, aus denen Spanien so  
tief sinken konnte, und auf die Auseinandersetzung

\*) Jahrgang 1842, St. 59; 1843, St. 66 und 1844  
St. 82 dieser Blätter.

der Bedingungen, unter denen es die verlorene Stellung wieder zu gewinnen berufen seyn kann. Zur Erreichung dieser Aufgabe lag ihm ob, einmahl das politische System Philipps II. und seiner Nachfolger und die Thatsachen zu erörtern, die dem fortschreitenden Verfall des spanischen Reiches im 16. und 17. Jahrhundert zum Grunde liegen, sodann die durch das Haus der Bourbons ins Leben gerufenen Reformen zu untersuchen, und hieran die Hoffnungen zu knüpfen, zu denen das neuerwachte Leben auf der pyrenäischen Halbinsel berechtigt. Wie der Verf. diesem Ziele theilweise mit Geist und Liebe nachgerungen, theilweise dasselbe aus den Augen verloren hat, werden die nachfolgenden Mittheilungen zeigen.

Vielfach auf die gewichtigen Untersuchungen des auch in diesen Blättern angezeigten Werkes von Mignet, *Négociations relatives à la succession d'Espagne sous Louis XIV.*, sich berufend, hat derselbe für den ersten Abschnitt, außer den unvergleichlichen Forschungen Ranke's, den in neuerer Zeit doppelt veröffentlichten Berichten venetianischer Gesandten, und älteren Geschichtswerken, welche sich auf die Regierungen habsburgisch-spanischer Könige beziehen, eine Menge von ungedruckten Actenstücken benutzt, die sich theils in den Archiven zu Paris, theils in den so lange Zeit vergessenen Gewölben zu Simancas befinden. In Folge dessen tauchen in diesem Zeitraume der spanischen Geschichte, welcher seit Cope so vielfach den Gegenstand der Untersuchungen abgab, eine Menge wesentlich neuer Momente auf, hinsichtlich deren z. B. nur auf die Abhandlung über die politischen Verhältnisse Philipps II. zu den Kronen Polen, Schweden und Dänemark verwiesen zu werden

braucht. Der zweyte, mit der Regierung Carls II. beginnende Theil beruht fast ganz auf noch nicht veröffentlichten gesandtschaftlichen Berichten und auf einer großen Zahl von Monographien, denen man schwerlich auf irgend einer Bibliothek außerhalb Spaniens begegnen möchte. — Die Darstellung ist leicht, fließend, fern von prunkender Declamation, überzeugend, weil sie kein anderes Ziel kennt als die Wahrheit, immer spannend und so fern von dem Bestreben, dem Leser die An- und Aussichten des Verfs aufzudrängen, daß vielmehr die Sachlage der wichtigsten Verhältnisse hauptsächlich durch statistische Nachweisungen beleuchtet wird.

Der Verf. beginnt mit einer Schilderung der inneren und äußeren Zustände Spaniens zur Zeit als Philipp II. dem Vater auf den Thron folgte. Ueber ein einiges, starkes, zu Land und Meer siegreich dastehendes Volk gebot Philipp II. mit fast unumschränkter Gewalt, und mochte, da in Frankreich und England mächtige Parteyen einander gegenüber standen, bey seiner Verbrüderung mit dem habsburgischen Kaiserhause, wohl mit Recht die Furcht vor einer Universalmonarchie wecken. Wie gediegen die Kräfte im Innern waren, zeigt eine treffliche Digression über den Handel, die Industrie, den Ackerbau Spaniens im Anfange der zweyten Hälfte des 16. Jahrhunderts, der rasche Aufschwung, den das Volk in Poesie und Wissenschaft nahm, die Gestaltung seiner großen Schulen für Mahlerey und Musik.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

184. Stück.

Den 16. November 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'L'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu'à l'avènement des Bourbons, par Ch. Weiss.'

Es war die Zeit, als spanische Hofsitte und spanische Moden in allen Hauptstädten Europas Geltung gewannen und aus Frankreich, Italien und England edle Jünglinge nach Madrid zogen, um der feineren Bildung theilhaftig zu werden. Und diese Fülle von Kraft, wie sie im Heere und in der Flotte, im Verkehr und im Schwunge nationaler Gewerthätigkeit sich kund gab, konnte durch die Regierung eines einzigen Mannes gebrochen werden. Das war, wie der Verf., der übrigens vornehmlich aus den Schriften Letis und aus der interessanten Abhandlung Campanellas ein Studium gemacht und das beachtungswerthe Werk Cabreras (hist. del rey Philippe II.) nicht berücksichtigt zu haben scheint, mit Klarheit auseinandersetzt, die Folge des Ehrgeizes von Philipp II. und

der Gewalt, mit der er jede selbständige Entwicklung im Innern hemmte.

Philipp II. betrachtete sich als den Grundpfeiler der Kirche, für die er 42 Jahre lang mit offener Gewalt und allen Mitteln der Intrigue kämpfte, sah aber zugleich in jedem Feinde seiner Macht den Feind des Katholicismus. Auf die Kronen von England, Frankreich und Dänemark war sein Streben zu gleicher Zeit gerichtet, während er mit Türken, Berbern und den abgefallenen Niederlanden stritt. Solchen Riesenplänen konnte keine Gewährung zu Theil werden; unter diesen Umständen mußte selbst der Gewinn Portugals nur dazu dienen, den Sturz Spaniens zu beschleunigen. Die Eroberung Portugals, der Kampf mit den Ungläubigen, die Stellung Spaniens zu Schweden und Dänemark, zu Frankreich, England und den Niederlanden bieten dem Verf. den Stoff zu eben so vielen einzelnen Abhandlungen, worauf er zu der inneren Politik Philipps II. übergeht und das Verhältnis der spanischen, italiänischen, burgundischen und transatlantischen Staaten zum Königthum erörtert, dann bey dem gesunkenen Zustande der Cortes verweilt, die Ohnmacht der einst so mächtigen Granden, die Entschiedenheit, mit welcher die Geistlichkeit für den absoluten Herrn selbst gegen den heiligen Vater in die Schranken tritt, bespricht.

Die Regierung des schwachen Philipp III., der unter dem Drucke seines Herrn und Ministers Vermauseufzte, füllt das zweyte Kap., in welchem der Vf. an die Vertreibung der Morisken eine Menge interessanter Bemerkungen knüpft, ohne jedoch bey dieser Gelegenheit, wie man zu erwarten berechtigt war, auf die wichtigen Aufschlüsse über das Verhältnis der Morisken zu Frankreich Rücksicht



zu nehmen, welche sich im ersten Bande der neuerdings durch den Marquis de la Grange herausgegebenen Memoiren des Herzogs de la Force finden. Durch diese gewerbthätigen Moristen war die Cultur von Zuckerrohr, Baumwolle, Seide und Reis, zugleich mit der künstlichen Bewässerung in Spanien eingeführt; die von ihnen angebauten Landschaften glichen sorgsam bestellten Gärten, während ein großer Theil des in den Händen von Granden und Klöstern befindlichen Grundbesitzes wüste lag. Daß Valencia, welches halb Europa mit Südfrüchten versah, jährlich drey Erndten lieferte, war eine Folge der scharfsinnigen Industrie der Moristen. Jetzt aber, wo man an eine neue Bevölkerung der Huerta von Valencia denken mußte und für die weniger fruchtbaren Höhenlandschaften keine neuen Anbauer zu gewinnen waren, konnte in diesen einst kornreichsten Gegenden Spaniens Besorgnis vor einer Hungerstoth sich kund geben. Auf allen Märkten Europas waren die durch Moristen verfertigten Tücher von Murcia, die Seidenzeuge von Almeria, das Leder von Cordova \*) gesucht gewesen; und jetzt versiegten diese Erwerbssquellen; die Straßen, welche von Moristen gebaut, die Canäle, welche von ihnen gegraben waren, verfielen; das fröhliche Handelsleben im Süden erstarb. Ob für solche Opfer die erreichte religiöse Einheit Entschädigung gewährte?

Die rastlos fortschreitende Vermehrung von Klöstern, in deren todte Hand der reichste Grundbesitz

\*) Der Verf. bemerkt nicht immer, woher er seine Angaben über die Größe der Production der maurischen Tuch- und Seidenwebereyen geschöpft habe. Ref. erlaubt sich nur die Bemerkung, daß dieselben mit den Angaben des Martinez de la Mata und des D. Luis de Marmol in seiner Geschichte des Aufstandes der Moristen nicht immer überein stimmen.

überging, diese Entwicklung des äußeren kirchlichen Lebens auf Kosten des staatlichen, mit welcher die sittliche Verworfenheit der Geistlichkeit Hand in Hand ging, hätte auf den Grund der gediegenen Abhandlung von Sempere, die Berechnung der Verminderung der Staatseinkünfte nach der in dieser Beziehung gebotenen Uebersicht Moncadas (restauracion polit. d'España) hier mehr hervor gehoben zu werden verdient. Beide Werke sind indessen bey dieser Gelegenheit dem Vf. entgangen.

Mit dem dritten Kapitel, welches die Zeit der Regierung Philipps IV., oder vielmehr des Grafen=Herzogs Olivarez, umfaßt, die Zeit der Aufstände im Innern, des Abfalls von Portugal, wo hinter Stolz und Pracht das Königthum seine Schwäche zu verstecken suchte, schließt den ersten Band.

Kap. 4. Die Regierung des letzten Habsburgers in Spanien, des schwachen, von Beichtvätern und Frauen beherrschten Carl II., der, selten dem Krankenlager enthoben, zu verschiedenen Zeiten, nach Aller Meinung, dem Tode verfallen, und dennoch sein freudeloses Daseyn bis zum Schlusse des Jahres 1700 hinschleppend, nur zu treu das hinsterbende Leben seines Reiches repräsentierte. Carls II. ganzes Landheer in Spanien bestand aus nicht völlig 20,000 Mann; es fiel ihm unmöglich, ohne die Unterstützung englischer und genuessischer Schiffe die Verbindung mit den Colonien aufrecht zu erhalten. Dennoch galt Braganza, dessen Regimenter bis in Castilien und bis hart vor Sevilla plünderten, dem Hofe zu Madrid nur als gemeiner Rebell. Und nun kam der Kampf mit der concentrirten Macht Frankreichs dazu, der Aufstand in Sicilien, Zerwürfnisse und Parteyungen am Hofe. Die streng protestantischen Staaten

Holland, Schweden und England waren es, die den katholischen König vor dem allerchristlichen retteten, ein Nachkomme des großen Wilhelm von Oranien, der den Nachkommen eines Philipp II. vor gänzlichem Untergange bewahrte.

Der zweyte, in drey Kapitel zerfallende, Abschnitt erörtert die Gründe, aus denen sich der Verfall des Ackerbaues, des Handels und der Industrie in Spanien ergibt. Der Untergang des ersteren wird der Hauptsache nach aus der Abnahme der Bevölkerung hergeleitet, aus der Menge des Grundbesizes, der in die todte Hand der Geistlichkeit gerieth, endlich aus den Majoraten des Adels und dem Privilegium der Mesta, oder den Verheerungen, welche jährlich durch die wandernden Heerden angerichtet wurden.

Das besonders seit Carl V. hervor tretende Streben nach religiöser Einheit, welchem Morisken, Juden und Protestanten zum Opfer gebracht wurden, sodann die fortgesetzten Kriege und die Auswanderung nach der neuen Welt entvölkerten Spanien dergestalt, daß, beygebrachten Belegen zufolge, deren Zeugniß nicht gänzlich zu verwerfen steht, während des 17. Jahrhunderts durchschnittlich jährlich 40,000 lebenskräftige Menschen Spanien verließen. Trotz wiederholter Verbote, die Heimath nicht aufzugeben, siedelten 1681 auf einer einzigen Flotte 6000 Spanier nach Amerika über, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Berechnung des Verfs, nach welcher die Colonisation der neuen Welt dem spanischen Mutterlande etwa 30 Millionen Menschen gekostet hat, der Wahrheit sehr nahe kommt. So geschah es, daß die Bevölkerung Spaniens, welche man unter Carl V. auf 30 Millionen berechnet hatte, unter Philipp IV. auf fast 4 Millionen sank, daß in Valladolid eine Menge

## 1830 Göttingische gel. Anzeigen

halb vollendeter Prachtbauten in Trümmer zerfielen, drey Viertel der Dörfer in Catalonien unbesetzt waren, mehr als 1000 Häuser in Cordova leer standen, das wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesene Estremadura einer Einöde gleich (man zählte hier 184 Menschen auf die Quadratmeile), und ein Sprichwort sagte: 'Wer durch Castilien reisen will, muß sein Brod mit sich nehmen.'

Es ist bekannt wie oft die Cortes und immer erfolglos gegen die übermäßigen Schenkungen zu Gunsten der Geistlichkeit eiferten. *Ha dexado su alma heredera*, hieß es von den meisten reichen Erblässern. Im Laufe der Zeit gerieth  $\frac{1}{3}$  des ganzen Grundbesitzes in die Hände der Geistlichkeit, deren Einnahme sich bekanntlich noch 1817 auf 150 Millionen Frcs belief. Das Recht, neue Majorate zu stiften, wurde erst unter Carl III. beschränkt, erst unter dessen Nachfolger (1789) völlig abgeschafft. Der Möglichkeit der Confiscation oder der Veräußerung, selbst durch die Gläubiger, entzogen, konnten die Majorate sich nur vergrößern. Bis zu welcher Ausdehnung dieselben gelangten, ergibt sich daraus, daß unter Philipp II. die Einnahme von vier herzoglichen Majoraten (*Medina de Rioseco*, *Ossuna*, *Escalona* und *Infantado*) sich auf 460,000 Ducaten belief und 30,000 Vasallenfamilien zu derselben steuerten; daß im Königreiche Toledo der einzige Herzog von *Medina Coeli* seine Revenuen auf 150,000 Ducaten angab. Was endlich das Privilegium *de la mesta* anbelangt, so weiß man, daß bey den von Asturien und Leon bis nach Estremadura und Andalusien sich erstreckenden Wanderungen der riesigen Schaafheerden — noch 1808 hielt das bey Segovia gelegene Kloster *Paular* mehr als 600,000 Hämmel — der Landmann seine Felder nicht ein-

hagen durfte. Eben diesem Rechte der mesta ist zum großen Theile die Baumlosigkeit Spaniens zuzuschreiben, da man wegen der vernichtenden Heerden jedes Versuchs von neuen Anpflanzungen müde wurde.

Die Gründe des Verfalles der Industrie erkennt der Verf. (Kap. 2) in der Vertheuerung der Handarbeit, in dem Vorurtheil gegen dieselbe und in der Vergrößerung der Abgaben. Amerika bot der spanischen Industrie einen ungeheuren Markt und vernichtete zugleich dieselbe, indem sein Gold die Preise der Arbeiter ins Ungewöhnliche steigerte. Sevilla, welches sich lange des Alleinhandels mit der neuen Welt erfreute, ließ dort nur Ladungen edler Metalle einnehmen und verschmähte die Rückfracht der für den spanischen Gewerbsleiß so wichtigen Artikel von Indigo, Baumwolle, Häuten und Wolle. In Folge dessen rissen bald Fremde diesen Handel an sich und von Suracao aus holten Holländer, von Jamaica aus Engländer diese Erzeugnisse aus Panama und Portobello. Amerikas Gold weckte die ins Unglaubliche sich erstreckende Prachtliebe der Granden, denen die Fabricate des Inlandes nicht genügten, und wirkte auf entsprechende Weise auf die unteren Stände zurück. In dem ganzen Auftreten der Handwerker, Gewand von Sammet, Degen an der Seite, sprach sich eine merkwürdige Umgestaltung des nationalen Typus aus. Bildeten sie doch die verachtete Classe der Pecheros, deren Vorfahren unter Mauren gelebt hatten und in deren Adern kein reines Blut floß. Wie groß der Makel war, welcher auf den Pecheros und mit ihnen auf dem Gewerbsleiß ruhte, geht daraus hervor, daß der Adelige, welcher sich mit einem Gewerbe beschäftigte, sein Wappen einbüßte, daß ein Pechero weder in den Cortes sitzen,

noch das Amt eines Alcalden oder Corregidor bekleiden konnte. Wegen dieser Zurücksetzung nun suchten sich die Pecheros auf alle Weise in die Hidalguia hinein zu drängen und beschäftigten an jedem Sonnabend die Gerichte mit der Untersuchung der von ihnen eingereichten Beweise, daß sie von altem Adel seyen. In Folge dessen gaben sie die Betriebsamkeit der Väter auf, lebten von dem Erworbenen, stifteten wohl gar Majorate, oder traten ins Heer, oder ergaben sich dem Klosterleben. Auf diese Art entstand ein, von Quevedo so meisterhaft geschilderter bettelarmer Adel Spaniens, während bald in allen größeren Städten die Gewerke nur durch Ausländer — man zählte deren am Ende des 16. Jahrhunderts in dem einzigen Madrid gegen 40,000 — betrieben wurden. Unter Philipp IV. gab es keinen der Schiffsbaukunst kundigen Spanier. Obwohl man bey der Rückfahrt von Amerika Kupfer als Ballast einzunehmen pflegte, wurden fast alle kupferne Geschirre über Holland aus Deutschland bezogen. Trotz des vortrefflichen Eisens von Biscaya holte man den Stahl aus Mailand, trotz der zahllosen Schwärme wilder Bienen in den Sierras das Wachs aus Frankreich, England und Holland. Mußten doch die meisten Missale und Breviere in der Fremde gedruckt werden, weil die Zahl der Pressen im Inlande nicht hinreichte. Man weiß, wie sehr sich Philipp IV. bemühte, Ausländer in sein Reich zu ziehen, um der darnieder liegenden Gewerbthätigkeit aufzuhelfen. Es ergab sich in Folge einer, auf Befehl Ludwigs XIV. durch dessen Consuln betriebene Zählung, daß sich 1680 allein 7000 französische Kaufleute und mehr als 60,000 französische Handwerker in Spanien befanden.

Nicht minder verderblich wirkte die Erhöhung

der Abgaben auf die Industrie. Beym Antritte der Regierung Philipps II. belief sich die Staatsschuld auf 35 Millionen Ducaten. Bey seinem Tode war sie trotz des Erberbes von Portugal und wiederholt geschehener Abkunft mit den Gläubigern, auf 100 Millionen Ducaten gestiegen. Und die hierdurch nothwendig gewordenen, unerschwinglichen Lasten ruhten fast ganz auf der arbeitenden Classe. Unter Philipp III. war das Geld in Spanien so selten, daß man bey Anleihen 33 Procent zu zahlen pflegte. Bey der Thronbesteigung Carls II. verschlangen die Zinsen der Staatsschuld ein Drittheil sämmtlicher Einkünfte.

Was die Gründe des Verfalls des Handels anbelangt, so bezeichnet der Vf. als solche (Kap. 3) den Schleichhandel, das Vorurtheil gegen den Handelsstand, den Mangel an Communicationsmitteln und die Unsicherheit der Land- und Wasserwege. Castilien rühmte sich des ausschließlichen Handels nach Amerika. Wenn wir aber hören, daß das Mutterland gegen Ende des 17. Jahrhunderts  $\frac{2}{3}$  aller von ihm verbrauchten Manufacturwaaren von dem Auslande bezog, so kann die Mittheilung nicht überraschen, daß zu der nämlichen Zeit  $\frac{9}{10}$  des amerikanischen Handels sich in den Händen von Fremden befand. Bestand unter Philipp II. die bewaffnete Gallionsflotte, welche den Verkehr mit Mexico und Peru vermittelte, aus 100 bis 110 Schiffen, jedes mit einem Gehalt von 500 bis 600 Tonnen, so genügten unter Carl II. 18 bis 20 Schiffe, um in Veracruz und Portobello die Waaren Europas (Tuch, Leinwand, Luxusartikel, Del und Wein) gegen Barren umzusetzen. Als aber die Fabriken des Mutterlandes nicht mehr im Stande waren, den Bedürfnissen und Forderungen der Colonien zu entsprechen, begann an allen spani-

schen Küsten ein mit unerhörter Frechheit betriebener Schleichhandel; das Volk nahm überall für die Schwärzer Parthey, selbst von den unteren Behörden sahen sich letztere begünstigt. Aber bald genügte dieser Weg des Absatzes dem Auslande nicht und es führte seine Waaren direct nach Amerika. Man berechnet, daß Portugal jährlich auf 200 Schiffen die Fabricate Englands, Hollands Frankreichs und Deutschlands nach Brasilien und von hier, durch Vermittelung der großen Ströme, in die spanischen Colonien führte. Da die Beamten in Mexico und Peru ein immer nur auf fünf Jahre bekleidetes Amt von dem hohen Rath von Indien theuer erkaufen mußten und deshalb in dem angegebenen Zeitraum auf möglichst rasche Bereicherung bedacht waren, fiel es den fremden Schiffern so wenig schwer, durch Mittel der Bestechung das Einlaufen in wenig besuchten Buchten zu erreichen, daß bald hinsichtlich der Versorgung Amerikas mit europäischen Erzeugnissen, London und Amsterdam an die Stelle von Cadix traten. Eine hier gegebene genaue Aufzählung der Arten und Massen von solchergestalt nach den spanischen Colonien übergeführten Waaren wird manchem Leser höchst erwünscht seyn.

Wie castilischer Stolz sich dem Betriebe der Industrie widersetzte, so dem Handel. 'Mercador' war ein hartes Schimpfwort für einen Granden, der die Wolle seiner Merinoheerden selbst verkaufte. Während Ludwig XIV. glückliche Kaufleute adelte, verlor in Spanien der mit dem Handel sich befassende Edelmann den Adel und unter Carl II. waren sogar die Kaufleute, gleich den Juden, gezwungen, eigene Quartiere in den Städten zu bewohnen. Kam nun dazu die Ueberhandnahme von Land- und Seeräubern, der Mangel an Kunst-



straßen, Brücken, Canälen und schiffbar gemachten Strömen, wodurch der Preis desselben Gegenstandes in verschiedenen Theilen Spaniens gleichzeitig um 300 Procent verschieden war und man z. B. in Asturien das über Cadix aus Frankreich bezogene Getraide billiger erstand, als das aus Castilien eingeführte, so begreift man, daß die matten Mittel, deren sich hin und wieder die Regierung zur Hebung des Handels bediente, keinerley Erfolg haben konnten.

Der dritte Abschnitt bespricht die Gründe des Verfalls der Literatur und Kunst. Seit Inquisition und Jesuitismus einander die Hand reichten, um zwischen Spanien und dem übrigen Europa eine unübersteigliche Scheidewand zu ziehen und die durch ihre Privilegien einst so mächtigen Universitäten unter das Mönchthum gestellt wurden, mußte das früher so reich sich entfaltende geistige Leben erstickt werden, also daß man, während anderswo sich die Wissenschaft im rüstigen Fortschreiten begriffen zeigte, hier nur an dem Alten, wie an einem heiligen Erbtheil festhielt. Die Inquisition sah in der Ignoranz die Stütze der Religion und übte in allen Theilen des Wissens eine so strenge Censur, daß z. B. die Einfuhr von in Frankreich und England erschienenen Werken über Mathematik, Physik und Astronomie nicht verstattet war, ja jede Uebersetzung der von Ketzern verfaßten Werke untersagt blieb und selbst der Gebrauch der Vulgata nicht geduldet wurde. Aehnlich wirkte der politische Despotismus, der für jede tadelnde Bemerkung über die Regierung unerbittlich im Kerker büßen ließ. Da wandte sich der volle Geist des Volkes auf die Poesie und während Spanien an allen Kämpfen Europas Theil nahm, entfalteten sich in ihm die feinsten Blüten

der Lyrik. Merkwürdige Erscheinung! Männer, die, wie Boſcan, Garcilaso de la Vega, Montemayor, Herrera, Ponce de Leon u. A. dem Banner Caſtiliens nach Italien und den Niederlanden gefolgt waren, verewigten ihre Namen durch die ſanfteſten Weiſen.

Mit dem in dieſem Abſchnitte gegebenen Urtheile über die dramatiſche und hiſtoriſche Literatur Spaniens dürften nur wenige Leſer ſich einverſtanden zeigen. Die Schöpfungen eines Cervantes und Calderon liegen in ihrer Tiefe, ihrem Humor und ihrer Myſtik Frankreich zu fern, ſie bilden einen zu grellen Abſtand von den beliebten Heroen der Literatur unter Ludwig XIV. und den modernen Erſcheinungen der ſchriftſtelleriſchen Welt in Paris als daß der Franzoſe ſich in die Anſchauungen deſſelben zu verſenken im Stande ſeyn könnte. Es iſt wenigſtens ein Molière und Le Sage erforderlich, um ſolche Prachtgewächſe anſtändig zugeſtuht in ein Pariſer Leſecabinet zu führen. Was die über ſpaniſche Geſchichtſchreiber gegebene Critik anbelangt, ſo erkennt man bald, daß das Raiſonnement des Verfs weder aus ernſten Studien hervor gegangen iſt, noch daß derſelbe hiñſichtlich Mendozas, Moncadas und Melos die treffliche, vor einigen Jahren zu Paris erſchienene Abhandlung des Eugenio de Ochoa (Tesoro de historia-dores españoles) zu Rathe gezogen hat.

Der ſchwächſte Theil des vorliegenden Werkes und am wenigſten den im Vorworte gegebenen Verheiſungen entſprechend, iſt das Schlußkapitel: Des réformes réalisées par les Bourbons d'Espagne jusqu'à la régence de Marie Christine. In der Vorrede ſagt der Verf., daß er ſich vorgeſetzt habe zu erörtern, comment l'Espagne peut remonter au rang qu'elle occupait autrefois parmi les

nations, und schließlich d'examiner le système nouveau suivi par les Bourbons, de constater les réformes, qu'ils ont réalisées jusqu'à ce jour, et de montrer ainsi par des preuves irrécusables, que ce royaume est en voie de progrès et qu'un brillant avenir lui est peut-être encore réservé. Diese conclusion, welche sich sonach über die wichtigsten Gegenstände verbreiten soll, umfaßt nur 35 Seiten. Sie enthält nichts über die Art wie Spanien die verlorene Stellung wieder gewinnen könne. Man wird Ref. nicht einwerfen, daß die Lösung dieser Frage indirect in der Auseinandersetzung der Gründe des Verfalls des politischen Lebens von Spanien enthalten sey. Hier bedurfte es nothwendig einer klaren Zusammenstellung der geltenden Verhältnisse, statt dem Leser zu überlassen, aus den Ursachen des Verfalls die Bedingungen eines neu zu erweckenden Lebens hervor zu suchen. Wenn aber der Verf. in der Persönlichkeit der spanischen Bourbons die Gründe der Regeneration der iberischen Halbinsel erblickt, statt diese zum großen Theile darauf zu beschränken, daß allerdings durch die neue Dynastie die Schranken zwischen Spanien und dem übrigen Europa gebrochen werden mußten und eine Theilnahme an der Entwicklung des öffentlichen Lebens in Frankreich nicht mehr ganz abzuweisen stand; wenn derselbe (S. 374) hinzu fügt: les descendants de Louis XIV n'ont pas failli à leur mission, — so gibt sich darin eine völlig falsche Auffassung der Geschichte Spaniens während der letzten 140 Jahre zu erkennen. Was von den letzten Habsburgern in Spanien gilt, trifft noch mehr bey den Bourbons — von Philipp V. bis auf Ferdinand VII — ein; ein kraftloser, welcher Sproß, eine Dynastie, die

daß Gewand ihrer Vorgänger auf dem Thron wieder anlegte, dieselbe Bigotterie, dieselbe Trägheit, dasselbe Weiberregiment. Hav.

### U t r e c h t,

gedruckt bey Kemink und Sohn 1844. Joannis Adolph. Car. van Heusde epistola ad Car. Frid. Hermann de C. Lucilio. 52 Seiten in Octav.

Auf einen offenen Brief gehört eine offene Antwort; sonst hätte ich über vorstehendes Schriftchen lieber ganz geschwiegen, da ich leider sehe, daß ich mich in Herrn van Heusde eben so wie er sich in mir geteuscht hat. Er hatte, wie er selbst schreibt, erwartet, daß ich in seinem Buche über Lucilius, *detectis denudatisque vitiis, aliquid certe frugi erkennen würde, quo non omnino operam et oleum se perdidisse intelligeret*, während ich in diesen Anzeigen 1843, S. 361 fgg. bey aller Anerkennung seines Fleißes und Talentes gleichwohl die Resultate ihren wesentlichen Theilen nach für verfehlt erklären mußte; ich meinerseits hatte gehofft, daß ein Mann, der reich genug sey, um auch einmahl eines seiner Schiffe scheitern zu lassen, der Klippe, an welcher dieses geschehen, nicht kindisch zürnen, sondern sich durch jenen wohlmeinenden und durchaus objectiv gehaltenen Ausspruch für die Zukunft zu größerer Vorsicht bestimmen lassen werde, während ich jetzt zu meinem Bedauern sehe, wie derselbe seinen Kopf darauf gesetzt hat, sich gerade dieses Fahrwasser zu öffnen und dem Recensenten ins Gesicht zu beweisen, daß er doch den rechten Kurs gesteuert sey. Diese Art zu streiten

ist aber nicht die meinige, dem es nie um die Person, nur um die Sache zu thun ist, und der ich daher, wenn ich einmahl nach bestem Wissen meine Meinung gesagt habe, den Erfolg der Zeit und dem sachkundigen Publicum zu überlassen pflege, ohne zu verlangen, daß jeder sofort das Gewehr vor mir strecke, dem ich vielleicht eine gewohnte Lieblingsmeinung durchkreuzt habe; und so will ich denn auch hier das Urtheil über die Aber und Vielleicht, mit welchen Hr van Heusde die lect gewordenen Stellen seiner Combinationen überkleidet, Andern anheim geben, um so mehr, als es in der Natur der Sache liegt, daß ich auf Manches auch nur mit einem ähnlichen Vielleicht antworten könnte, wie wenn ich z. B. gegen die Unterstüzung, die er in dem Scholiasten des Persius I. 115 für seine Ansicht, daß Lucilius die fünf und dreißig Tribus namentlich durchgegangen habe, findet, einwendete, daß jenes 'tribus omnes triginta quinque laceraverit' selbst nur eine allzu buchstäbliche Anwendung des horazischen 'Primos populi arripuit populumque tributim' seyn möge. Nur wo mich ein Gegner mißverstanden oder mir Dinge untergelegt hat, die meine Meinung nicht sind, glaube ich eine Berichtigung nicht sowohl mir als der thatsächlichen Wahrheit schuldig zu seyn, und bin natürlich eben so bereit eine solche anzuerkennen; so leicht es mir daher auch seyn würde, manche Behauptungen des Verfassers selbst im Vorbeygehen eben so mit zwey Worten zu beseitigen, wie es neuerdings von Hrn Prof. Gerlach in seiner Schrift: C. Lucilius und die römische Satira, Basel 1844, S. 13 und 17 geschehen ist, so will ich doch diese Gelegenheit vielmehr dazu benutzen, das Unrecht zurück zu neh-

men, daß ich demselben a. a. D. S. 370 durch irrige Beylegung der von ihm selbst bekämpften verkehrten Conjectur des Pighius zu Cic. Orat. II. 70 zugefügt, übrigens schon lange vor seiner Anticritik selbst eingesehen und mich dafür gebührend bestraft habe. Dagegen hat aber auch Hr. van Heusde mir schreiendes Unrecht gethan, wenn er meine wahrhaft herzlich gemeinten Schlußworte als Ironie auffaßt, und seinen Brief mit folgender Apostrophe schließt, deren äußerliche Verzuckerung die innere Bitterkeit nicht verbergen kann: quodsi tu ironice perorasti, triumphantis imperatoris instar, qui concisis hostium viribus illudis, scito me in vera tui admiratione quam in mea animi aegritudine desinere malle: Germaniam meritis tuis illustrare pergas; Batavis aequus judex esse discas! Wenn hier die admiratio eben so ernstlich gemeint ist, als die animi aegritudo, so kann ich darauf allerdings mit Fug und Recht stolz seyn; aber wehe mir, wenn es um die merita nicht besser bestellt ist, als um die iniquitas, die mir Hr. van Heusde abzulegen den Rath gibt! Wie hoch ich die holländische Philologie der Gegenwart in ihren würdigen Meistern und strebenden Jüngern achte, habe ich bey mehr als einer Gelegenheit öffentlich an den Tag gelegt, und brauche mich nicht erst zur Billigkeit gegen sie ermahnen zu lassen; wenn es aber dahin käme, daß jeder Holländer einen Tadel, den er empfinde, sofort zur Nationalsache machen dürfte, so würde nichts übrig bleiben, als zuletzt gar kein Urtheil mehr, weder im Guten noch im Bösen, über sie zu fällen. K. Fr. H.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

185. Stück.

Den 18. November 1844.

---

G ö t t i n g e n,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Akesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin von C. F. H. Marx. VI und 152 Seiten in Octav.

L o n d o n,

bey Longman 1844. On the Decrease of Diseases effected by the progress of Civilization. By C. F. H. Marx and R. Willis. VII und 102 Seiten in Octav.

Ueber den Titel der ersten Schrift ist in dem Vorworte die Erläuterung gegeben. Akesios war ein Beyname des Apollo (gleichbedeutend mit Telesphoros und angeblich mit Harpokrates), der sich auf seine Berrichtung als eines heilenden und heilbringenden Gottes bezog. Hiermit ist jedoch nur eine Seite des Inhaltes angedeutet, daß er sich, der Hauptsache nach, mit Gegenständen der Heilkunde beschäftige; die andere, weit vorherrschendere, ist die, welche die ethischen Beziehungen und

Tendenzen des medicinischen Lebens umfaßt. Die wichtigste Stellung des Arztes ist unstreitig die zu seiner Kunst; allein auch die zur Außenwelt, zum eigenen Gemüthe, zur Literatur hat ihren eigenthümlichen Charakter. Diesen in einigen wesentlichen Zügen zu bezeichnen ist hier die Form der Briefe gewählt und zwar an Männer, die nicht mehr leben, aber durch ihre Gesinnungen, ihre Thätigkeit, ihre Leistungen Muster der Nachahmung geworden sind und allen Zeiten angehören. So ist der erste Brief an Stieglitz gerichtet, dessen ausgedehnte Wirksamkeit eben so auf der Basis vollendeter Kunst beruhte, als sie dem moralischen Boden entkeimte; der zweyte an Petrus de Apono, den freymüthigen Verfechter heller Begriffe in der Nacht abergläubischer Jahrhunderte; der dritte an George Cheyne, den Empfehler und Beförderer diätetischer Lebensregeln und vernünftiger Mäßigkeit; der vierte an Jean Noel Hallé, den viel geprüften ärztlichen Dulder; der fünfte an James Gregory, den gelehrten und gewissenhaften Forscher; der sechste an Albrecht Haer, über die Gründe, welche ihn zum Aufgeben des ärztlichen Standes bestimmten; der siebente an John Coakley Lettsom über den Beruf zur Abfassung medicinisch-historischer Schriften; der achte an Nicolaus Tulpus über die so oft nöthige Selbstverleugnung des Arztes; der neunte an Philippe Pinel, den großen Verbesserer der Irren-Anstalten; der zehnte an Richard Mead über das collegialische Zusammenwirken der Aerzte; der elfte an René Dufrique Desgenettes, den humanen Hospitalarzt; der zwölfte an Hermann Boerhaave über dessen Wahlspruch: einfach ist der Wahrheit Siegel. Eine Reihe aphoristischer Sätze und Ge-



danken ist S. 44 — 85 eingeschaltet, die wenn auch hier und da bunt und seltsam erscheinend, doch dazu beytragen mag zum Mitfühlen, Mitdenken und — Mitlächeln aufzufordern.

Nr. II. Die Abhandlung 'über die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation', welche Ref. in der hiesigen Societät der Wissenschaften vorgetragen und wovon diese Blätter (1843. St. 93 — 98) das Wesentliche enthielten, ist von dem ausgezeichneten englischen Arzte Robert Willis für die London medical Gazette übersezt\*) worden, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme, welche dieser Gegenstand daselbst erweckte, bewog ihn, die Abhandlung selbst in einer neuen Umarbeitung als eine selbständige Schrift heraus zu geben. Durch die zahlreichen Zusätze und Erweiterungen, welche er ihr verlieh, hatte er vollkommen das Recht erlangt, auch seinen Namen auf den Titel neben den des Verfassers zu setzen, auch wenn er nicht, wie er freundlichst in einem Briefe gethan, vorher denselben um die Zustimmung dazu ersucht hätte. Ref. kann sich nur freuen, seine ursprüngliche Arbeit so manigfach verbessert und vermehrt in dem netten und ansprechenden englischen Gewande vor sich zu erblicken; aber zu nicht minderer Genugthuung gereicht es ihm, daß das von ihm behandelte Thema, dessen Wichtigkeit er in seinem ganzen Umfange fühlte, in einem Lande, wo Alles auf Beförderung humaner Zwecke und auf die practische Verbesserung des bürgerlichen Lebens hinstrebt, so vielfachen Anklang und einen so tüchtigen Bearbeiter gefunden hat.

\*) Eine andere Uebersetzung, jedoch ohne Mitaufnahme der Anmerkungen, findet sich in Forbes British and foreign med. Review. 1844. N. 35. p. 237 — 55.

## M a r b u r g,

en casa de Bayrhoffer 1844. Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico literaria, por D. V. A. Huber. 148 und 355 Seiten in Kl. Folio.

Immer neue und zum Theil sehr splendide Ausgaben der Cidromanzen im Original und in Uebersetzungen beweisen, daß das Interesse, welches Herder zuerst erregt hat, wenigstens der Ausdehnung nach im Zunehmen ist. Um so mehr wäre es vielleicht zu verwundern, wie eins der in jeder Beziehung interessantesten unter den dahin gehörigen ältern Denkmählern, die chronica del Cid, bisher so gut wie ganz unbekannt bleiben konnte, wenn nicht die außerordentliche Seltenheit des Werkes diese Vernachlässigung einigermaßen erklärte — abgesehen von dem bloßen Dilettantismus, welcher leider noch immer auf allen Gebieten der Literatur der neueren Sprachen fast ausschließlich und unbedingt herrscht. In der That aber, räumen wir auch dem Poema del Cid, sowohl um seines höhern Alters, als um mancher Stellen von echt epischer Kraft und Schönheit willen den Vorrang vor unserer Chronik ein, so beklagen wir auch eben deshalb um so mehr den Verlust eines so großen Theils des Gedichtes und schlagen schon die Eigenschaft gänzlicher Vollständigkeit und Abgeschlossenheit bey der Chronik um so höher an. Daß hier alle auf den Cid bezüglichen Traditionen gesammelt und erhalten wären, wollen wir damit zwar keinesweges behaupten. Schon einige der älteren Cidromanzen enthalten einzelne Züge \*),

\*) Dies gilt besonders von einigen in dem Romancero del Cid fehlenden Romanzen, welche uns kürzlich F. Wolf

und ein sehr merkwürdiges längeres altes Gedicht über den Sid, welches sich hinter einer Pariser Handschrift der Chronica befindet\*), erwähnt einiger ganzer Aventuren, welche der Chronik fehlen. Endlich erwähnt die Chronik selbst einiger, wenn auch nicht unmittelbar auf den Sid bezüglicher Sagen, die sie in gelegentlichen critischen Anwandlungen verwerfen zu müssen glaubt. Doch sind dies unerhebliche Einzelheiten und die Chronik gibt jedenfalls nicht nur eine fortlaufende vollständige, sehr ausführliche traditionelle Geschichte des Sid, von seiner Geburt, oder vielmehr von seiner Erzeugung bis zu seinem Tode und dem Siege des Todten, und der an sein Grab in San Pedro de Cardenas sich knüpfenden legendarischen Züge, sondern sie begleitet auch die edle Ximena, den treuen Gil Diaz, ja das schnelle Roß Babiaca bis zu ihrer letzten Ruhestätte. Ist nur anzunehmen, was denn gar keinem Zweifel unterliegt, daß dieser Cyklus von Begebenheiten im Ganzen und Wesentlichen keine Frucht willkürlicher Erfindung ist, sondern allen Werth echter Volks Sage mit mehr oder weniger historischer Grundlage hat, ist ohne weiteres, schon nach den bekannten Romanzen, zuzugeben, daß dieser Inhalt auch an sich und abgesehen von der Form und Darstellung ein poetisch schöner, würdiger ist, so wird schon damit der Chronik ein nicht geringes Interesse nicht abzusprechen seyn. Dazu kommt aber, daß auch die Darstellung zu dem Besten gehört, was der naive Chronikensstyl in irgend einer Sprache aufzuweisen hat. Können wir, um einen passenden Vergleichs-

in der Rosa española des Juan de Simoneda, einem unicum der Wiener Bibliothek, nachgewiesen.

\*) Einige kurze Proben gibt Appendix IV. E. Vielleicht wird einmahl zu einer Ausgabe des Ganzen Rath.

punct zu benutzen, mit voller Ueberzeugung behaupten, daß die große Mehrzahl der Sidromanzen an poetischem Werth der Chronik bey weitem nachstehen, so führt uns dies gleich zu einigen weiteren Bemerkungen über das Verhältnis der Chronik zu den Romanzen und zu einigen andern Denkmählern der Sidfrage und Sidgeschichte. Für die Beweise und weitere Ausführung der folgenden Andeutungen verweisen wir auf die dieser Ausgabe vorgesezten *introduccion historico-literaria* \*).

Es wäre nicht ohne Interesse für ein vollständiges Bild der Entwicklung der poetischen Bildung

\*) Die eigentliche historische Frage ist dort absichtlich und mit allen weiteren Vorbehalten nur in so fern berührt worden, als es galt der Volksfrage und dem Volksliede den historischen Kern zu vindicieren. Hier aber genügt es zu bemerken, daß Ref. auch jetzt keinen Grund hat die Resultate seiner Forschungen, wie er sie in seiner 'Geschichte des Sid u. s. w. Bremen 1829' ausgesprochen, irgend wesentlich zu modificieren; ausgenommen etwa durch eine freylich äußerst schwierige Benutzung der in der *Chronica* verschmolzenen arabischen Nachrichten über die Eroberung von Valencia. Andere Hyper- oder Pseudocritiker, wie z. B. die Franzosen Romey und Roffeuw. St. Hilaire, sind einer ernsten Beachtung völlig unwerth; einem so ehrenwerthen und vollwichtigen Gegner wie Aschbach (dem auch neuerdings J. Wolf beysimmt) gegenüber getraue ich mir aber und behalte mir vor bey einer andern Gelegenheit nachzuweisen, daß die *Historia Roderici Campidocti*, was man auch sagen mag, eine genügende historische Quelle ist und als Hauptgrundlage einer Geschichte des Sid dienen kann und muß. Daß meine Einleitung in spanischer Sprache geschrieben ist, wird hoffentlich die Rücksicht auf das hispanisierende Publicum außerhalb Deutschlands rechtfertigen, und die Schwierigkeiten des Ausdrucks solcher Dinge für einen Fremden wird nur der Unkundige verkennen und eben deshalb die Mängel nicht entschuldigen.

unserer Zeit die Ursachen nachzuweisen, die den Sidromanzen, zumahl in Uebersetzungen, welche alle feinern aber oft gerade entscheidenden Züge verwischen, eine solche Ueberschätzung, besonders durch ein gänzlichcs Nichtverstehen oder Mißverstehen des Wesens des Volksliedes zu Wege bringen konnten. Da indessen der uns zugewiesene Raum eine solche Erörterung unbedingt ausschließt, ja uns nicht einmal gestattet unsere eigene Schätzung jener Dichtungen weiter zu motivieren, so genügt es zu bemerken, daß von den etwa 150 bekannten Sidromanzen kaum einige dreysig der bessern, echten und alten Volkspoesie zu vindicieren sind. Diese sind denn auch unabhängig von der Chronik und wahrscheinlich viel älter als sie, und haben ihr wenigstens mittelbar als Quellen und Materialien gedient. Die übrigen Romanzen zerfallen wieder in zwey Classen. Die erste (etwa sechzig) enthält bloße zum Theil wörtliche Paraphrasen oder Auszüge aus der Chronik, welche seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zur verständigen und belehrenden Ergehung des Volkes und um die alten unhistorischen (!) Lieder zu verdrängen, von Sepulveda und andern wohlmeinenden Leuten verfertigt wurden. Da sie zum Theil den guten echten Romanzenton ziemlich trafen, so gingen wohl manche davon wirklich in den Mund des Volkes über. Die zweyte Classe, welche den Rest des Romanzero del Cid begreift, sind völlig willkürliche, meist rhetorisch pathetische Amplificationen einiger theils in der Chronik gegebenen, theils aber auch rein erfundener Momente. Einigen wenigen Romanzen dieser Classe ist ein gewisses poetisches Verdienst nicht abzuspochen; aber auch diese haben keine Spur irgend einer der Eigenschaften, welche

das echte, ältere historische Volkslied charakterlisieren \*); die meisten sind überdies völlig werthlos. Einige gehören sogar zu den geschmacklosesten Puschereyen der Madrider Straßengongoristen des 17. Jahrhunderts. Und das Alles wird immer wieder gläubig in einen Sack eines so genannten Romancero del Cid geworfen! Mit alle dem soll übrigens keinesweges geleugnet werden, daß nicht auch manche von diesen Romanzen in so fern als Volkslieder anzusehen sind, als sie eine Zeit lang auf den Gassen und Plätzen von Madrid und andern größeren Städten gesungen worden seyn mögen; aber Volkslieder im höheren, eigentlichen und beschränkteren Sinne sind sie gewiß nie und nimmermehr gewesen. Wenn Jemand dem Landvolke in Altcastilien, in tierra de campos, in der Alcarria, in der Mancha u. s. w. solche Gassenhauer neben die guten alten Romanzen hätte setzen wollen, er hätte es wahrscheinlich mit seinem Felle bezahlen müssen. Wie weit die den hier gegebenen Andeutungen zum Grunde liegenden Regeln ihre Anwendung auch auf andere Zweige der spanischen Romanzenpoesie finden, lassen wir bis zu einer passendern Gelegenheit dahin gestellt. Eben so wenig können wir hier ausführlich wiederholen, was in der introduccion über die älteste Form der spanischen Romanzen gesagt und nachgewiesen ist.

\*) Einige ahmen auf den ersten Blick ziemlich teuschend die ältere Sprache nach, z. B. die Romanze Fincad ende mas sesudo, Don Rodrigo etc., welche im Anfange des 17. Jahrhunderts verfertigt wurde.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

186. 187. Stück.

Den 21. November 1844.

---

## M a r b u r g.

Schluß der Anzeige: 'Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico literaria, por D. V. A. Huber.'

Es genügt zu bemerken, daß sie weder (wie die gewöhnliche und herrschende Meinung will und die wirkliche Form aller späteren Romanzen es allerdings plausibel macht) kurze Verszeilen mit alternierenden Assonanzen hatten, noch (wie z. B. Jakob Grimms gewichtige Stimme entschieden hat) so genannte Alexandriner mit fortlaufenden Assonanzen, nach Art der tirades monorimes der französischen chansons de gestes. Vielmehr zeigte die ursprüngliche Form ohne Zweifel kurze Verszeilen (6—8 Sylben mit trochäischem Rhythmus, verso de redondilla, oder de romance) mit durchgehender Assonanz, wie dies sich auch in einigen der ältesten französischen chansons de gestes nachweisen läßt. Der Alexandriner des poema del Cid erscheint dann als der sehr unvollkommene

Durchgangspunct zu der späteren Romanzenform, indem unter dem Einfluß der populärern Seite der kirchlich=lateinischen Poesie, eine Combination je zweyer jener kurzen Zeilen versucht, aber in Spanien (aus Ursachen, die in dem ganzen Entwicklungsgange der spanischen Bildung und Poesie liegen) bald wieder aufgegeben wurde. Da aber bey der Wiederauflösung des langen Verses in seine beiden Hälften die erste ihre Assonanz, die sie in der Cäsur verloren hatte, nicht wieder gewinnen konnte, so entstand die bekannte alternierende Assonanz, welche sich durch ihre größere Bequemlichkeit noch mehr dem populären Gebrauche empfahl.

Was nun das Verhältniß der Chronik zu dem Poema del Cid betrifft, so springt (so weit dasselbe reicht) neben einzelnen Abweichungen die größte oft wörtliche Uebereinstimmung in die Augen. An der Priorität aber des Gedichtes ist kein Zweifel, da der Ursprung der Chronik mit hinreichender Sicherheit etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts verlegt werden kann, während das Poema unstreitig der zweyten Hälfte des 12. Jahrhunderts angehört. Dasselbe Verhältniß findet sich zwischen der wahrscheinlich noch bedeutend älteren Historia Roderici Campidocti und der Chronik, während jene beiden ältesten Denkmähler ganz unabhängig von einander erscheinen. Hinsichtlich der Art und Weise aber, wie der Chronist poetische und überhaupt eigentlich populäre Materialien benutzte, entsteht hier eine Schwierigkeit aus den schon erwähnten Anwandlungen einer gewissen naiven historischen Critik, worin er gegen die Berichte der cantares de los joglares protestiert, während er doch in hundert Fällen offenbar keine andere Quellen hatte. Dieser Widerspruch erklärt sich indessen, wenn wir bedenken, daß die lateinischen Chro-



nisten des 13. und 14. Jahrhunderts keinesweges immer so ängstlich und pedantisch waren, sondern (willkürlicher Erfindung zu geschweigen) oft mit vollen Händen aus dem Volksmunde schöpften, während die Bulgarliteratur ihrerseits nie daran dachte, an der Autenthicität einer lateinischen Vorgängerin zu zweifeln. Dies führt dann weiter zu der sehr wahrscheinlichen Voraussetzung, daß der *Chronica* eine vermittelnde lateinische Quelle zum Grunde liegt, deren Ursprung in dem Kloster San Pedro de Cardena, wo die wunderthätige Leiche des quasicanonisirten Nationalhelden bewahrt wurde, so nahe lag. In wie fern dies vermittelnde lateinische Element auch zwischen der Chronik und einer andern höchst merkwürdigen Quelle derselben liegt, nämlich einer gleichzeitigen arabischen Geschichte der Eroberung von Valencia, lassen wir dahin gestellt seyn; daß aber in der Darstellung von diesem auch historisch bedeutendsten und unzweifelhaftesten Höhepunct des Ruhmes und der Thaten des Cid, Materialien der Art verarbeitet worden, ist gar nicht zu bezweifeln. Und so schwierig, wo nicht unmöglich, die Sichtung und Sondernung auf den ersten Blick auch scheinen mag, so wäre die Sache eines Versuches gar wohl werth.

Was endlich das Verhältniß unserer Chronik zu dem so genannten vierten Theil der dem König Alfonso dem Gelehrten zugeschriebenen *Chronica general de España* betrifft, so ergibt sich aus allen vorliegenden Umständen, daß die selbständige *Chronica del Cid* ungefähr gleichzeitig mit den ersten Theilen der *Chronica general* entstand, und dann dem folgenden Theile erst später, wahrscheinlich erst nach dem Tode Alfonsos wie auch andere Materialien ziemlich roh einverleibt wurde. Die auf diese Weise in die Geschichte des Cid aufgenom-

menen Kapitel aus der allgemeinen Landes- oder Königsgeschichte wurden dann beybehalten sowohl in den Abschriften als in den Drucken, deren ältester bekanntlich 1512 auf Befehl des Infanten Don Fernando (Bruders Kaiser Karls V., nachmahls Kaiser Ferdinand I.) veranstaltet wurde. Unserer Ausgabe liegt die ziemlich unveränderte dritte von 1593 zum Grunde. Ueber die critischen Grundsätze, welche wir dabey, so wie in der Orthographie der introduccion befolgten, haben wir uns in einem Appendix ausgesprochen, so weit es nöthig schien. Außerdem enthalten die Appendices Beyträge zum Vergleich des Textes dieser Chronik sowohl mit dem entsprechenden Theile der Chronica general (bekanntlich zuerst 1541 gedruckt), als mit der Historia Roderici Campidocti und dem Poema.

Das Gesagte wird hoffentlich hinreichen um sowohl eine neue Ausgabe dieser Chronik überhaupt in den Augen sachkundiger Freunde der spanischen Literatur zu rechtfertigen, als auch anzudeuten, was in der vorliegenden hat geleistet werden sollen und geleistet worden ist. Schließlich glauben wir nicht umhin zu können die würdige äußere Ausstattung hervor zu heben.

B. A. H.

### P a r i s,

bey Fortin, Masson und Comp. 1844. *Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal, par M. Foville, med. en chef de la maison royale de Charenton etc. 1<sup>re</sup> partie. Anatomie. Avec un atlas de XXIII planches. XVI und 676 Seiten in Octav.*

Ein reges Bestreben gibt sich seit Jahren kund,

das Studium der Neurologie, den organischen Keim und Kern der Physiologie und Anthropologie, besser zu pflegen, und es ist nicht zu verkennen, daß unsere westlichen Nachbarn dabey mit im ersten Gliede stehen. Auch den Verf. dieses Werkes zeichnet ein schöner Ernst für Förderung dieser Lehre aus, der bey einer tieferen Kenntniß des Organs der Organe, in der versprochenen Fortsetzung für die Physiologie noch Manches hoffen läßt. In der Vorrede deutet er an, was er durch langjährige anatomische Untersuchungen, die sich fast ausschließlich auf das Nervensystem bezogen, und unterstützt durch pathologische Beobachtungen, wozu ihm seine Stellung eine reiche Fundgrube öffnet, für die Physiologie dieses Systems zu erreichen wünscht. Nicht mit Unrecht bemerkt er, daß die Divisitionen selten Gewisses lehren und oft irre leiten, und nur die Pathologie die Brücke zur Physiologie sey; mit völliger Uebereinstimmung sehen wir ihn zu der Ueberzeugung gelangen, daß das Princip der Intelligenz nur als unabhängig von der Materie begriffen werden könne. Zwar hat der Verfasser in diesem Theile sich noch nicht auf das Physiologische eingelassen, deutet jedoch an, daß die Pathologie zu dem Schlusse führe, als ob die Rinden-Substanz das eigentliche materielle Werkzeug zur Verkündigung des intelligenten Lebens sey, eine Folgerung, deren Beweis er schuldig geblieben und der, ohne gehörige Modification, auch nicht durchzuführen ist, da die Trennung der Substanzen die Thätigkeit aufhebt, welche ihre Vereinigung erst möglich macht.

In einer einleitenden historischen Uebersicht früherer wie späterer Leistungen in der Anatomie des Gehirns und Nervensystems berührt der Verf. specieller die von Gall, Bell, Rolando, Serdy

und seine eigenen, welche von der Pariser Academie beyfällige Anerkennung erhielten. Schon 1829 hatte Rolando zuerst genauere Untersuchungen über die verschiedene Lagerung und Anordnung der Windungen und deren Zusammenhang mit den inneren Markschichten geliefert; von ihnen führt der Verf. ziemlich ausführlich dasjenige an, was zur Erläuterung derselben dient. Ließ dieser Versuch vieles zu wünschen übrig, so scheint er doch besonders unserem Verf. den Anstoß gegeben zu haben, diese so höchst schwierige Arbeit fortzusetzen, zu erweitern und zu verbessern. Außer einem früheren Memoire über den Bau des Gehirns hatte er schon 1840 ein zweytes der Academie der Wissenschaften zur Beurtheilung eingereicht; diese, von Blainville verfaßt und ausführlich mitgetheilt, kann als die Grundlage betrachtet werden, auf der er in dem vorliegenden Werke weiter gebaut hat. Wir können nicht unterlassen, einige Resultate, welche in jener Arbeit nieder gelegt sind, hervor zu heben. Dahin gehört, daß die äußere Knochenhülle nicht in genauem Verhältnisse zu der Entwicklung und den Hebungen und Senkungen der Windungen steht, worauf die Phrenologie doch seither so viel Gewicht zu legen wußte; dagegen meint der Verf. eher ein entsprechendes Verhältniß zwischen der verschiedenen Ausdehnung der Höhlen und der Knochenschale annehmen zu können, eine Annahme, die wir indes für noch unsicherer halten. — Die Rindensubstanz des großen Hirns soll der Sitz der Sensation und des Willens oder der Activität vorzugsweise seyn, eine Ansicht, welche man nicht gelten lassen kann, wenn auch, in Beziehung auf die Dynamik überhaupt, ihr ein Hauptantheil gebührt. Die Fasersubstanz dient einfach nur zur Leitung. Die Atrophie der

Windungen und der Gesamtmasse des Gehirns, bey Idioten häufig vorkommend, beginnt in der grauen Substanz und hat zur Folge die der weißen Substanz; die Verletzungen der weißen Substanz zwischen der Rindensubstanz der Windungen und den Pyramiden verursachen eine kreuzweise Lähmung in den Organen der Bewegung — gegen diese Behauptungen möchte wenig zu erinnern seyn, dagegen ist der Satz, daß bey Irren Entartungen der Rindensubstanz am häufigsten vorkommen, nicht ohne Einschränkung durchzuführen. Der Ursprung des n. trochlearis scheint die gegenwärtig angenommene und ziemlich fest stehende Ansicht von der Vertheilung der Nerven für Bewegung und Empfindung nicht zu unterstützen; der Verf. nimmt daher an, daß er in dem Theile der Pyramidenstränge entspringe, welcher schräg zu dem hintern Paar der Vierhügel aufsteigt; diese Meinung hat freylich die Wahrscheinlichkeit für sich, war aber bislang noch nicht zu demonstrieren. Auch der Ursprung des n. facialis ist noch ein zweydeutiger, der Verf. behauptet indes, daß seine Wurzeln sich in der Brücke auffinden lassen und sich mit den Fasern der Pyramide hier verknüpfen, was auch Ref. bey öfteren Untersuchungen bemerkt zu haben glaubt, doch ist die äußere Umgebung seines Markes so nahe verbunden mit der des akustischen Nerven und dem Marke des hinteren Stranges, daß man eher eine gemischte Zusammensetzung vermuthen sollte. — In einem neueren Memoire des Verfs, Betrachtungen über die Structur des Gehirns und über die Relationen des Schädels zu jenem enthaltend, was von der Academie der Medicin günstig beurtheilt wurde, erörtert er genauer als vor ihm geschehen, den Verlauf der Stränge. Seiner Untersuchung zufolge, nehmen die Schenkel

des großen Gehirns, die, wie er schon weit früher zeigte, aus zwey Theilen, einem oberen und einem unteren, bestehen, eine verschiedene Richtung an, die Fibern der eigentlichen Pyramiden steigen schräg nach vorn und außen, durch die Sehhügel und Streifenkörper, begeben sich zur convergen Seite der Hemisphären, und scheiden sich in zwey Abtheilungen, eine obere und eine untere, welche zu den Windungen sich hinziehen, die die äußere und convexe Seite derselben bilden. Die aus dem hinteren Theile der Brücke hervor gehenden Fibern trennen sich gleichfalls im Centrum des thalamus und umgeben mit einem vollständigen merkwürdigen Ringe den aufsteigenden Bündel der Pyramidenfasern. Das obere Lager dieser Fibern, das stärkste von beiden, dringt vorwärts ins *C. striatum*, löset sich vom äußeren Theile dieses Körpers und des thalamus ab, krümmt sich nach oben und innen und bildet so den Balken, mithin eine Commissur der Hirnschenkel, die größte von allen. Das untere Lager geht dagegen unter dem Bündel der Fibern der Pyramiden nach innen und nach vorn zur Seite der nach Bichat benannten Spalte, erzeugt zuerst den Sehnerven, etwas weiterhin den N. opticus, und bildet unter dem Streifenhügel die *lamina perforata*, vom Verf. *quadrilatère perforé* genannt. Diesen Raum hält er für ein Centrum, wo die bogenförmigen Fibern ausgehen und enden, welche eine gewisse Anzahl von Faserkreisen bilden, die die Abtheilung der Pyramiden im großen Schenkel umgeben und sich eigenthümlich in der Hemisphäre endigen. Seiner Ansicht nach gehen von diesem, als einer Centralstelle angenommenen, Orte noch aus: die *tænia semi-circularis*, die beiden Hälften des Gehirns, die *raphe* und ein bemerkenswerthes Fa-

ferbündel, das er den Saum (ourlet) nennt. Dieser Saum geht von der lamina perforata aus, wendet sich vorn über die Windung des Riechnerven, schlägt sich um das Knie des Balkens, läuft an dessen Oberfläche fort, biegt sich hinten um diesen nach unten und endet an der Stelle, wo er anfing. Dieses Bündel bildet demnach die Basis einer ringförmigen Windung, die den Balken umkreist und die der Verf. die Windung des Saumes nennt, auf welche er in dem vorliegenden Werke, bey der Entwicklung der so verwickelten Verschlingung der Windungen, ein großes Gewicht legt, wie sie es wirklich zu verdienen scheint. So zahlreich und abweichend auch die Windungen sind, so kann man doch zwey Classen derselben deutlich unterscheiden. Die eine, mehr nach oben und außen sich verbreitend, begrenzt die Spitze der aufsteigenden Fibern der vorderen Pyramiden und steht auf zweyfache Weise in Verbindung mit dem vorderen Theile des Rückenmarkes und den vorderen Nerven desselben, die andere hängt mit dem hinteren Theile des Rückenmarkes zusammen, ferner mit dem Riech-, Seh- und Hörnerven, einigen mehr unterwärts befindlichen Windungen und besonders mit der Abtheilung derselben, welche von Reil die Insel genannt wurde. Wir werden auf diese Untersuchungen noch weiter eingehen, da ihre hohe Wichtigkeit nicht verkannt werden kann, indem sie zu dem Schlusse führen müssen oder können, daß für jede Abtheilung des Rückenmarkes auch eine bestimmte Provinz dem großen Gehirne zugemessen sey.

Die Abschnitte des Werkes, die eine allgemeine Ansicht vom Nervensysteme und vom Rückenmarke geben, übergehen wir, da sie nichts bieten, was nicht bekannt genug wäre; dasselbe gilt von der

Beschreibung des verlängerten Markes, der Rautengrube, der Brücke, der s. g. Hirnklappe u. s. w., die, wenn sie umfassend seyn sollte, vieles zu erinnern übrig ließe. Die nun folgende Darstellung der äußeren Gestalt des kleinen Gehirns ist, nach der Weise des Verfs., umsichtig und genau, nur sollte man in der jetzigen Ueberschwemmung der Literatur nicht immer wieder von vorne anfangen und wiederholen, was längst fest steht, wenn nicht ein neuer Fund der todten Beschreibung ein neues Leben gibt. In dieser Beziehung hätte freylich auch die nun folgende Beschreibung der Schenkel des großen Hirns, der äußeren Verhältnisse dieses und der Sylvischen Spalte wegfallen können, weil indes die Untersuchungen des Verfs. eine bessere Einsicht in das dädalische Gewirre der Windungen und die verwickelten Verschlingungen der Stränge erstreben wollen und wenigstens tiefer eindringen, als vor ihm geschah, so können sie zum Verständniß des Ganzen weniger entbehrlich erscheinen.

Der Verf. geht nun zu einer sehr scrupulösen Bezeichnung der sämtlichen Windungen des großen Gehirns über, die man als ein Hauptverdienst seines Werkes, außer der Untersuchung der Stränge, betrachten muß. Ueber ihre Erhöhungen und Vertiefungen, Scheitel und Thäler, ihre Klanken oder Abhänge, ihre Krümmungen und Verschlingungen, ihre verschiedene Größe u. s. w. wird im Allgemeinen genau gehandelt, ehe er zur Beschreibung der einzelnen Abtheilungen gelangt. So schwer es ist, in diesen mäandrischen Hin- und Herzügen eine bestimmte Ordnung anzutreffen, zumahl es so viele individuelle Verschiedenheiten darin gibt, so sehr die Natur ihr Geheimniß darin versteckt, so ist doch ohne Zweifel ein gewisses Ge-



186. 187. St., den 21. November 1844. 1859

feh darin zu suchen , und der Verf. beginnt das ernstliche Unternehmen , Ordnung in die scheinbare Unordnung zu bringen. Schon Rolando versuchte es und Valentin (in der Hirnlehre nach Sömmering) setzte diesen Versuch mit Umsicht fort. Ohne die Ansicht des Organs selbst oder der beygefügeten getreuen Abbildungen ist es nicht möglich , eine genaue Anschauung der Betrachtungsweise des Verfs zu geben; es ist auf diese und das umfassende Detail des Werkes selbst zu verweisen; möge es daher hier nur erlaubt seyn , einen allgemeinen Umriss seiner Eintheilung der Windungen in der Kürze wieder zu geben. Er nimmt vier verschiedene Ordnungen derselben an. Die erste wird nur von einer einzigen dargestellt, sie charakterisiert sich dadurch , daß sie vom Rande der lamina perforata ausläuft und den ganzen Umfang der Grundleiste (la lisière) der Rindenlage, den Grenzsäum oder, wie wir lieber sagen möchten, das Fundament derselben constituirt. In ihrem kreisförmigen Laufe begrenzt sie nach einander den Balken, den Hirnschenkel und den unteren Eingang zu den Seitenhöhlen, die Spalte Bichats, bis sie in den Theil des Mittellappens übergeht, wo sich die Hasenwindung befindet. Die zweyte Ordnung begreift zwey große Linien in sich, welche in einander greifende Buchten von beträchtlicher Ausdehnung bilden und an ihren Enden mit dem Theile der Windung erster Ordnung sich verknüpfen, der den vorderen und äußeren Rand der lamina perforata darstellt. Der Verlauf dieser Verbindungen zeigt, daß die Windung der ersten und die beiden der zweyten Ordnung aus großen unregelmäßig kreisförmigen Linien bestehen, die eine vordere und hintere, fast senkrechte Fläche einnehmen und den Grenzen der lamina perforata sich anschmiegen.

Die Windungen der dritten Ordnung zeichnen sich dadurch aus, daß sie als Vereinigungsmittel zwischen der der ersten und den beiden der zweyten Ordnung dienen und von der ersten Ordnung zur zweyten übergehen. Die gewundenen Falten dieser dritten Ordnung sind sehr zahlreich, einige bilden einfache Linien, andere verzweigen sich, indem sie von der Windung der ersten Ordnung, woraus sie entspringen, sich entfernen. Niemahls hat sie die Ausdehnung der vorigen Ordnungen. Die Windungen der vierten Ordnung belegen den convexen Theil der Hemisphäre und füllen den Zwischenraum, den die beiden Windungen der zweyten Ordnung zwischen sich übrig lassen. Sie sind die einzigen, die keine directe Verbindung mit der lamina perforata, noch mit der Windung der ersten Ordnung haben, sie zeigen den größten Umfang und in ihrem Zwischenraume trifft man die tiefsten und gleichartigsten Anfractuositäten an. Niemahls sind ihre Linien von solcher Länge wie die der ersten und zweyten Ordnung, sind auch nicht so kreisförmig wie die der beiden ersten und so außstrahlend wie die der dritten. Im Allgemeinen ähneln sie einem Neze, worin die meisten in einander übergehenden Linien in dem Zwischenraume der beiden Windungen der zweyten Ordnung sich schlängelnd hinziehen und in diese übergehen. Man kann sie übrigens die vollkommensten nennen, indem sie sich durch Reichthum und Schönheit der Formen auszeichnen, dabey ist aber ihre Gestalt die am wenigsten regelmäßige. In den Gehirnen der Affen sieht man zwar einige Rudimente dieser Windungen, allein diese Spuren sind nie in Vergleich mit denen der Menschen zu stellen. Wie der Bau des menschlichen Gehirns den aller Thiere bey weitem übertrifft, schließt der Verf. diesen lan-

gen Abschnitt, so charakterisieren denselben auch nichts mehr als seine Windungen, ein Urtheil, das zwar an sich wahr ist, aber erst in dessen Innerem eine noch schärfere und bedeutsamere Anwendung findet. Mühsam hat er den Faden gezogen, der ihn durch das Labyrinth bringen sollte; Ref. hat es sich nicht verdrießen lassen, ihm zu folgen, und hat die Meinung gewonnen, daß, wenn er auch noch nicht den richtigsten Weg gefunden, doch der feinige zu diesem hinführen werde.

Die weitläufige Beschreibung der Mittelhöhle und der Seitenhöhlen mit ihrem Inhalte, dem s. g. *cône pedonculaire*, wie der Verf. den *thalamus* nebst dem *corpus striatum* nennt, des Ammons-horns u. s. w. erstreckt sich nur auf die Lage und äußere Gestalt, bietet, obgleich sie vom Auge in die Hand dictiert ist, nichts erheblich Neues dar und läßt sich überall in die feinere Structur derselben nicht ein; die eine Bemerkung nur möge bezeichnet werden, daß die Form der Seitenhöhlen der allgemeinen Form der Hemisphären entspreche. Nicht genug weiß der Verf. auf die *lamina perforata*, wovon bereits gesprochen ist, bey kurzer Wiederholung der bisherigen Untersuchungen, die Aufmerksamkeit zu wenden und gewis mit Recht, wenn sich seine Ansicht bestätigt, und es scheint fast so, daß von dieser Gegend alle Windungen ausgehen, daß hier die Stelle ist, wo der Nerven- und Sehnerv entspringen, wo, wie später ausgeführt wird, die hinteren Stränge des Rückenmarkes sich enden, mit denen die sensilen Nerven überhaupt und so auch die Gehörnerven und die drey getheilten Nerven im Zusammenhange stehen. — Die äußere Form verräth die innere und der Haupttheil des Nervensystems wird, nach Bireys glücklichem Ausdrucke, zum Zoometer, der genügt,

nach dem Aeußeren schon die Thiere zu unterscheiden und zu classificieren. Die Insel ist die Epiphyse des Schenkelsystems und gleichsam der Kern, um den sich die Windungen weiter verbreiten, und diese Verbreitung und Umlagerung nimmt in dem Thierreiche immer mehr ab, so daß das Vogelhirn fast nur die Epiphyse zu seyn scheint. Die tiefere Lage und geringere Ausdehnung der lamina perforata, die beträchtliche kreisförmige Entwicklung des Gehirns um die Insel, die größere Höhe, der größere Umfang und die größere Zahl der Brüche und Buchten in der Umgegend der Sylvischen Grube und der größere und freyere Kreisabschnitt der Seitenhöhlen mögen immer, was das Aeußere betrifft, den eigenthümlichen Charakter des menschlichen Gehirns bezeichnen. Während bey dem Menschen das Gehirn mehr als einen Zirkel beträgt, den es um die Schenkel beschreibt, ist es bey den Thieren nur mehr das Segment eines Kreises, das abwärts noch immer abnimmt, und zwar nicht bloß auf Kosten der hinteren, sondern auch der vorderen Theile. Doch meint der Verf., daß weniger hierin als in der Beschaffenheit der Windungen ein charakteristischer Unterschied zu finden sey; indes scheinen Ref. die dafür angeführten Gründe, so weit sie ihm klar geworden, nicht sicher und haltbar genug, auch legt er viel zu wenig Gewicht auf die Entwicklung der hintersten Region. — Aus der sonst unsichtig, freylich ohne Hilfe des Mikroskops, gegebenen Beschreibung des Rückenmarkes möchte etwas noch Unbekanntes kaum vorzuführen seyn, man ist neuerdings in mancher Rücksicht darin weiter gekommen. Der Verf. ist, wenn auch noch nicht mit völliger Ueberzeugung, auf die Ansicht gerathen, daß, die Länge des Rückenmarkes hinunter, eine Fortsetzung der Kreuzweisen

Verschlingung gewisser Fasern in den Vordersträngen Statt finde und zwar durch die vordere Commissur derselben vermittelt werde; die von Dr Gruby ihm vorgelegten mikroskopischen Nachforschungen, deren öffentliche Mittheilung zu erwarten ist, bestärkten ihn wenigstens in seiner Meinung. Als bemerkenswerth stellt Ref. die Beobachtung heraus, daß das Verhältniß der Stränge nach den verschiedenen Gegenden merklich sich ändert. In der Nackengegend herrschen hinsichtlich ihres Umfanges die seitlichen Stränge über die vorderen vor, sie erlangen hier auch verhältnißmäßig eine stärkere Entwicklung als in der Dorsalgegend, was auch mit der grauen Substanz der Fall ist. In der Brachialanschwellung bemerkt man am hinteren Bündel eine Zunahme an Dicke; in der Lumbalanschwellung dagegen sieht man den seitlichen noch stärker werden als in der Nackengegend, und selbst feinere Nervenzweige, die man sonst nicht an diesem wahrnimmt, sich mit denen des vorderen verknüpfen. Unterhalb dieser Anschwellung nimmt er wieder in der Art ab, daß nur noch ein vorderer und hinterer Strang übrig zu bleiben scheint. — Der Verf. geht nun zur Darstellung des verlängerten Markes und des Verlaufes der Stränge über, eine höchst schwierige Aufgabe, deren Lösung, wenn sie auch noch nicht durchgehends zur Ueberzeugung führt, doch wahrhaft mit dieser verdienstvollen Arbeit fortrückt. Aus der fast zu minutiösen Beschreibung wollen wir ihr Ergebniß mit wenigen Worten übersichtlich wiedergeben. Der vordere Strang behält seine Richtung bey, der hintere wendet sich nach außen und der eine Theil des seitlichen bildet die Erhöhungen, die in der Mitte der Hautengrube, der Länge nach, fortgehen, eine anderer Theil die OLI-

ven, und ein oberer Theil desselben begibt sich ins kleine Hirn. Die hinteren Stränge, die sich zuerst nach außen wandten, laufen dann unter den Bierhügeln, den thalami und der lamina perforata hinweg, während ein beträchtlicher Theil desselben für das kleine Hirn abgegeben wird, so wie ein anderer Theil zu den transversalen Fasern der Brücke übergeht. Die vorderen Stränge bilden den Mittelgrund des großen Gehirns, in welches sie durch eine ringförmige, von den Hintersträngen hervor gebrachte Umkleidung eindringen. Die Seitenstränge verlängern sich bis über die Lage der schwarzen Substanz und weiter ins große Hirn hinein. Die transversellen Fasern entspringen sowohl aus dem hinteren als dem seitlichen und vorderen Strange. — Aus der mit fast ängstlicher Genauigkeit versuchten Demonstration des kleinen Gehirns hat nur das, was sich auf die innere Zusammensetzung bezieht, etwas Besonderes und Rücksicht Verdienendes. Dahin gehört, daß die Rindlage zur Unterlage eine markige Membran hat, die von den Gehörnerven und den n. trigemini ausgeht und von einem Fortsatze des Corpus restiforme unterstützt wird, eine Ansicht, die physiologisch interessant ist, wie dann eine ähnliche in Beziehung auf den Seh- und Geruchsnerven für das große Hirn geltend zu machen wäre, ferner daß die beiden mit einander gegenseitig sich verknüpfenden Bündel des Schenkels des kleinen Gehirns mit den beiden Ordnungen der Wurzeln der Rückenmarksnerven verglichen werden können, indem der eine Bündel vom Vorderstrange, der andere vom Hinterstrange entspringt.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

188. Stück.

Den 23. November 1844.

---

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal, par M. Foville. 1<sup>re</sup> partie. Anatomie.'

Die Structur des großen Gehirns ist mit gleicher Umsicht und Weitläufigkeit dargestellt; wir können der mühsamen Darstellung, die ohne die Abbildungen selbst dem besten Kenner des Organs unverständlich bleibt, hier nicht folgen, müssen aber auf einige daraus gewonnene Folgerungen die Aufmerksamkeit lenken. In den Kern des großen Hirns und seine ganze Umgebung setzen die drei Stränge des Rückenmarkes sich fort. Alle freie Oberflächen des Kerns, d. h. die Oberfläche der Höhlen, der lamina perforata, des Balkens, hängen durch ihre Faserung und ihre graue Substanz mit dem hinteren Strange zusammen; von demselben gehen überall Fortsätze in die Rindenzuge über. Die Verlängerungen des vorderen und seitlichen Stranges nehmen immer die tiefere Lage ein; nach-

dem der große Schenkel durch den ihn umgebenden Ring im thalamus gedrungen ist, findet man von ihm keine Verlängerungen mehr an den freyen Oberflächen. Ob man ihnen im Kerne oder in der Hemisphäre nachspürt, immer sind sie von den Lagerungen des hinteren Stranges umhüllt, sie können sich den Oberflächen durch ihre letzten Verzweigungen nähern, aber nie verlieren sie sich in ihnen. Die Verlängerungen des hinteren Stranges nehmen hier eine Lage ein, wie sie im Körper die Haut und die Schleimmembranen haben, welche durch die Nerven des hinteren Stranges belebt werden und nie Nerven vom vorderen Strange erhalten (?). Die Verlängerungen des vorderen Stranges, enthalten im Zwischenraume der membranösen Ausbreitungen des hinteren Stranges, nehmen im Gehirn die Stelle ein, welche im Körper das durch die Nerven dieses Stranges belebte Muskelsystem einnimmt.

Wenn der Verf. annimmt, daß der Sand der Zirbel schon bey Neugeborenen vorkomme, so kann das nur ausnahmsweise der Fall seyn. Von der gl. pituitaria bemerkt er, daß die vor allen am meisten geschützte Stelle, welche sie einnimmt, auf eine große Wichtigkeit derselben schließen lasse; er will sie sehr oft krankhaft gefunden haben, was Ref. dagegen nach seinen vielfältigen Beobachtungen nicht bestätigen kann.

Wie in diesem Werke eine genauere Entwicklung der Windungen, ein tieferes Nachspüren des Verlaufes der Stränge und Nebenstränge, mit Dank anerkannt werden muß, so ist auch darin ein Fortschritt in der Darstellung der Nervenursprünge gewonnen, welche als ein Resultat der vorigen Nachforschungen anzusehen ist. Auch aus dem dieser Untersuchung gewidmeten Abschnitte dür-



fen wir es uns nicht versagen, Einiges mitzutheilen, was der Physiologie einen Dienst verspricht.

In Betreff der Nerven des hinteren Stranges wird nachgewiesen, daß von diesem für das kleine Gehirn der n. acusticus und n. trigeminus, für das große Gehirn der n. opticus und n. olfactorius ausgehen; als Nerven des seitlichen Stranges werden betrachtet der n. accessorius, die portio min., der n. trigem. und der n. trochlearis. Der Prof. Blandin fand durch Messungen der Nerven der vorderen und hinteren Stränge, daß am Rücken und besonders in der Mitte die beiderley Nervenwurzeln einen ähnlichen Umfang haben, daß am Halse die hinteren zweymahl so stark sind wie die vorderen, daß jene in der Lumbal- und Sacral- Gegend zwar auch größer, aber nur ein Drittheil größer als diese sind. — Die Nerven des Hinterstranges tauchen mit einigen ihrer Wurzeln in die graue und mit anderen in die weiße Substanz ein, eine Behauptung, die uns noch nicht festzustehen scheint. Der n. acusticus ist in seinem Ursprunge und in seinen Verbindungen besser aufgefaßt, als in den gewöhnlichen Handbüchern, doch fehlt auch hierin noch manches, was Rücksicht verdient. Aus dem corp. restiforme entspringend vereint sich mit ihm eine faserige Membran zwischen sich und dem n. trigem., eine andere mit ihm zusammen hängende Membran ist das ganze Epithelium der Rautengrube, wodurch zwar eine Verbindung mit der ganzen inneren Wandung auch nach oben und bis zum Canale nicht zu verkennen, aber doch nicht eigentlich mit dem Verf. als ein Fortsatz des acustischen Nerven zu betrachten ist. Dasselbe ist gegen eine gleiche Annahme, die er bey Beschreibung des optischen Nerven aufstellt, zu erinnern. Dieser Nerv be-

steht auch aus einem Theile grauer Substanz, die hauptsächlich aus dem tuber cinereum stammt, und worauf schon Bica=d'Alzpr aufmerksam machte; dies wird hier näher erläutert und überhaupt ist der Ursprung und die Verknüpfung des Sehnerven treu geschildert, was für den N. olfactorius noch umfassender geschieht. Aus der umsichtigen Forschung geht hervor, und wer selbst diese Untersuchungen fleißig angestellt hat wird es bestätigen, daß dieser Nerv mit der grauen Substanz der Windungen, dem Faserkreise, der sich um den Balken zieht, einem anderen Faserkreise an dem Eingange zur Seitenhöhle, mit der durchlöcherten Markplatte und dem theilweise sich hier lagernden Hinterstrange, mit einem Fortsatze des corpus striatum und der vordersten Commissur sich verbindet.

Die kurze Darstellung der Nerven des Vorderstranges bietet nichts Neues dar, nur von dem kleinen Zwischennerven des n. facialis (Ref. sah zuweilen mehrere Zweige), den Wisberg zuerst anzeichnete und den Longet, ihn genauer verfolgend, n. tympani nannte, wird bemerkt, daß er nicht mit dem n. facialis aus dem Vorderstrange, sondern aus dem Seitenstrange entspringe (?).

In dem Abschnitte, der von den Hüllen des Gehirns handelt, die mit so großer Weisheit angelegt sind, um das Organ zu unterstützen, zu befestigen, anzuhängen und im Gleichgewichte zu erhalten, unterläßt der Verf. nicht, theils das Bekannte, theils manches Eigenthümliche beizubringen, besonders ist die arachnoidea sehr ausführlich in allen Beziehungen geschildert, auch die Beobachtung Magendis von dem unter ihr befindlichen Wasser, das man selbst um die Nerven antrifft, sorgsam berücksichtigt und bestätigt. Eine Verbindung der arachnoidea mit der Membran, welche

die Wände der Höhlen umkleidet, nimmt er bey dem vollkommenen Zustande des Organs nicht an.

Die nun folgende höchst umständliche Beschreibung des Schädels, die sich nur auf die Umrisse und die Verhältnisse der Hauptabtheilungen im Aeußeren und Inneren, nach ihren Eintheilungen und Besonderheiten hinsichtlich ihrer Formen, wie auch der verschiedenen Solidität der Knochenmasse bezieht, übergehen wir, da sie für den physiologischen Standpunct keine Resultate liefert, obgleich sie bey einer genaueren Vergleichung verschiedenartiger Abweichungen von den gewöhnlichen Formen zur Anlehnung dienen mag. Wichtiger sind die Betrachtungen, welche der Verf. über die Beziehung der Form des Schädels zur Form des Gehirns daran knüpft. Es ist nicht zu leugnen, daß im normalen Zustande die Gestalt des Schädels einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalt des Gehirns, aber nur im Allgemeinen hat, eine langer Schädel kann kein kurzes Hirn, ein kurzer Schädel kein langes Hirn einschließen. Die große Breite der Stirn, ein beträchtlicher Vorsprung derselben nach oben oder nach unten, deutet zwar im Allgemeinen auf eine größere Entwicklung der Stirngegend des Gehirns, aber ohne etwas Bestimmtes auszusagen, was hier überhaupt um so weniger der Fall seyn kann, weil die Haut und die Muskellage, die Stirnhöhlen, die Textur und der Umfang und Umriss der Knochen so manche Verschiedenheit darbieten. Dasselbe ist auch für die Temporal- und die Occipitalgegend festzustellen, und nur approximativ ist es erlaubt, im Leben vom Aeußeren auf das Innere zu schließen, was nur möglich, aber nicht sicher ist. Die beständig am Schädel vorkommenden symmetrischen Erhöhungen finden an der Oberfläche des Gehirns nichts

Analoges, eher scheinen gewisse erweiterte Stellen der Seitenhöhlen jenen zu entsprechen. So sollen die Stirnhügel ein analoges Verhältniß zu der vorderen Höhlengegend, die Erhöhung der Parietalgegend mit der seitlichen Erweiterung der Höhle und eben so der obere Hügel des Hinterhauptes mit dem hinteren Theile derselben übereinstimmen. Wenn für diese Ansicht auch manches reden möchte, so ist doch auch sie der Täuschung fast noch mehr unterworfen, indem die solide Umgebung der Höhlen so sehr verschieden ist, was Ref. aber am häufigsten von der Occipitalgegend behaupten muß. — Der Abschnitt, der von der mechanischen Entwicklung der Schädelformen handelt, bietet kaum etwas Bemerkenswerthes dar; interessant ist, was von der künstlichen Entstellung des Schädels angeführt wird. In einigen Provinzen Frankreichs, z. B. in der Bretagne, im Limousin, ganz vorzüglich in der Normandie hat man noch die nachtheilige Gewohnheit, die Köpfe neugeborner Kinder mit engen, zusammen pressenden Mützen zu umgeben, denen auf verschiedene Weise noch mehrere so oder anders zusammenziehende Kopfbinden hinzugefügt werden. Da bekanntlich in diesem Alter der Kopf durch dergleichen andauernd wiederholte Pressungen und Einzwängungen so leicht misgestaltet wird, so trifft man wirklich in jenen Gegenden sehr häufig dergleichen misgestaltete Köpfe an und mehrere Beobachter bestätigen es, daß nicht selten dadurch eine Prädisposition zu geistigen Abnormitäten hervor gebracht wird und manche Exemplare dieser Art in den Irrenhäusern vorkommen. In den Provinzen, wo dieser üble Gebrauch nicht herrscht, hat man dergleichen Deformitäten in diesem Grade und in dieser Anzahl nicht beobachtet. Zwar erzeugen sie, selbst in höheren Graden, nicht

immer psychische Abweichungen, man sah sogar in einigen Fällen die geistigen Fähigkeiten gut entwickelt, es läßt sich nur so viel behaupten, daß sie zu jenen prädisponieren, wie eine Deformität der Brust zu Krankheiten des Herzens und der Lungen prädisponieren kann. Unleugbar war nicht selten Idiotismus, Imbecillität und Epilepsie die Folge davon. Bey einem Manne, der in einer Irrenanstalt starb, bey dem in der Kindheit durch die kreisförmige Einschnürung eine quere Einsenkung in der oberen Stirngegend veranlaßt war, fand man im Inneren eine entsprechende Hervorragung, welche auf den Sinus longitudinalis und die vorn hier verlaufenden Venen einen solchen Druck ausgeübt hatten, daß sie varicose Anschwellungen von der Dicke der Fingerspize zeigten, während die angrenzenden Windungen atrophisch geworden waren. Auf der 22. Tafel findet sich die Abbildung eines solchen mißgestalteten, ungemeyn verlängerten Schädels, so wie auf der folgenden Tafel noch zwey Köpfe à la Française und die eines Wilden aus dem westlichen Norden Amerikas, wo die Mißstaltung der Köpfe neugeborner Kinder hin und wieder noch im Schwange ist, bey welchem nur mehr die Stirngegend nach hinten durch Abplattung verlängert erscheint.

Nach wenigen Bemerkungen über die Methode Campers, den Gesichtswinkel zu messen, und die andere Cuviers, den Flächeninhalt des Antlitzes mit dem des inneren Schädels zu vergleichen, berührt er auch die von Blainville ausgegangene Ansicht, nach welcher ein gewisses Verhältnis zwischen der allgemeinen Form des Kopfes und der des äußeren Ohres Statt finden soll. Nach angegebenen, durch eine Abbildung versinnlichten Linien, von denen die obere vom Nasenhöcker, die untere

von den oberen Schneidezähnen ab über das Ohr gezogen wird, theilt man dieses in drey Regionen, von denen die obere größte dem Schädeldgewölbe, die mittlere dem Oberkinnbacken mit der seitlichen Arcade, die untere dem Unterkinnbacken entsprechen soll. Der Umstand, daß schon bey dem Drangutgang das Ohrläppchen und der vorstehende Kinn wegfällt, daß man nicht zwey gleiche Ohren findet, sobald beide Hälften des Kopfes nicht gleich sind, daß schon der erste genauer vergleichende Anblick eine Art von Analogie verräth, dies und anderes, was aus den hier nicht weiter mitgetheilten Vergleichen in der Thierreihe und sonstigen Folgerungen hervor zu gehen scheint, darf diese Idee, wenn sie auch anfangs nur als ein Einfall, ein Spiel der Phantasie betrachtet wurde, nicht gleich, ohne weitere Prüfung, der Vergessenheit übergeben lassen, indem ihr ein Symbol der Natur, ein Typus der plastischen Idee, zum Grunde liegen mag.

Einige Bemerkungen über die Articulation des Schädels mit der Rückensäule, verglichen mit der der Thiere, sind lesenswerth. Diesen folgen noch Angaben über die Maßverhältnisse des Schädels und das Gewicht des Gehirns nach Velut und Parchappe. Ersterer fand bey hundert Schädeln von Idioten und Imbecillen verschiedenen Grades das Mittelmaß absolut geringer als im normalen Zustande, die Abnahme aber am meisten in der hinteren Hälfte. Nach demselben beträgt das mittlere Gewicht des ganzen Encephalum, bey Männern von gewöhnlicher gesunder Intelligenz und im Alter von 20 bis 50 Jahren, 1320 Gramme, des großen Hirns für sich 1170 Gr., des kleinen 176 Gr.; Parchappes Angaben weichen von diesen nur sehr wenig ab. Beym weiblichen Ge-

schlechte nimmt dieser das Mittelgewicht des Encephalum zu 1210 Gr., des großen Hirns zu 1055 Gr., des kleinen Hirns zu 147 Gr. an. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß bey größerer Intelligenz ein größeres Gewicht des Gehirns angetroffen wird, jedoch mit manchen Ausnahmen; daß dies größere Gewicht eher merklich ist im großen Gehirne als im kleinen, aber auch nicht ohne manche Ausnahmen. — Nachdem der Verf. noch auf einige Gegenstände aufmerksam gemacht hat, die z. B. in der frühesten Entwicklungsgeschichte des Gehirns mehr Rücksicht verdienen, als sie bisher gefunden haben, schließt er mit einer kurzen allgemeinen Uebersicht den ersten Theil dieses Werkes.

Aus mehreren Andeutungen ersieht man, daß der Verf. der Gall'schen Phrenologie nicht huldigt; indes scheint Ref. in seiner Entwicklungsmethode der Windungen ein Moment zu liegen, das ihr ein neues Relief geben könnte. Als Karikatur führt er eine 1632 zu Antwerpen erschienene, von Theodor Galleus entworfene Abbildung eines menschlichen Kopfes an, an welchem die geistigen Vermögen in Segmenten bezeichnet sind. Ob diese Zeichnung mit einer älteren in der Margarita philosophica von Gregor Reisch übereinstimme, oder dieselbe sey, muß Ref. dahin gestellt seyn lassen; ein artiges Spiel des Zufalls ist es aber, daß es einem Namensverwandten vorbehalten war, dies Studium tiefer zu begründen und weiter auszu dehnen.

Die lithographischen Abbildungen, von den Künstlern Beau und Bion gefertigt, sind technisch trefflich gelungen, mit ziemlich sicherem Auge der Natur nachgezeichnet und meistens von großem Interesse. Auf Einiges, was Ref. besonders angesprochen hat, hinweisend, möge auf das Ganze

aufmerksam gemacht werden. Die erste Tafel enthält u. a. zwey Abbildungen vom Rückenmarke Neugeborener; in der einen sieht man hinterwärts einen eigenthümlichen vom Verf. beschriebenen kleinen Seitenstrang, in der anderen einen horizontalen Durchschnitt der corp. restiform. der ganzen Länge nach, an denen man eine quere Faserung wahrnimmt. Die Tafel 2 und 3 geben jede 6 Abbildungen über den Verlauf der Hauptstränge und deren Abtheilungen im kleinen und großen Hirne, genauer und deutlicher, als bisher geschehen, wenn auch diese so höchst schwierige Aufgabe noch fortgesetzter Nachprüfung bedarf. Tafel 8 liefert eine schöne Uebersicht der verschiedenen Ordnungen der Windungen, eben wie die Tafel 10 und 14. Auf der 13. ist lehrreich die Verbindung des Kerns mit den Hemisphären, auf der 15. die dem Vf. eigenthümliche Präparation des Balkens dargestellt; auf der 18. wird der Verlauf des hinteren Stranges im großen Gehirne anschaulicher, und auf der 20. erblickt man mehrere im Einzelnen durchgeführte Entwicklungen der so manigfaltigen Faserungen und Schichten. — Der Eifer, den der Verf. hier in der anatomischen Entwicklung des Gehirns an den Tag legt, spannt die Erwartung auf die Fortsetzung dieses Werkes, welche mit der Physiologie sich beschäftigen wird.

G. H. Bergmann  
Medicinalrath.

### G i e ß e n.

J. Rickersche Buchhandlung 1844. Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen als der ersten Bedingung



ihrer Fortpflanzung. Von Th. L. W. Bischoff  
Dr der Med. und Philos. ord. Prof. u. s. w.  
u. s. w. 54 Seiten in Quart.

Der Verf. erklärt S. 4—5: 'Auch bey den Säugethieren und dem Menschen unterliegen die in den Eyerstöcken der weiblichen Individuen sich bildenden Eyer einer periodischen Reifung, ganz unabhängig von der Einwirkung des männlichen Samens. Zu der Zeit, welche man bey den Thieren die Brunst, bey dem menschlichen Weibe gewöhnlich die Menstruation nennt, lösen sich die reifen Eyer von dem Eyerstocke und werden ausgestoßen. Zu dieser Zeit äußert sich auch bey dem weiblichen Thiere allein, bey dem Weibe vorzugsweise der Geschlechtstrieb. Findet die Begattung Statt, so erfolgt durch die materielle Einwirkung des männlichen Samens auf das Ey, die Befruchtung des letztern. Findet die Begattung nicht Statt, so löset sich das Ey dennoch vom Eyerstocke und tritt in den Eyleiter, geht aber hier zu Grunde. Die Zeitverhältnisse können hier, obgleich wie es scheint, bey verschiedenen Thieren in verschiedener, aber doch bestimmter Breite variieren. Der Samen kann hinlängliche Zeit haben, um bis auf den Eyerstock zu gelangen, ehe das Ey austritt. Das Ey kann aber auch schon ausgetreten seyn, und der Samen erreicht es erst in dem Eyleiter; immer aber muß in diesem noch die Einwirkung des Samens erfolgen, wenn das Ey sich entwickeln soll, welches diese seine Entwicklung schon hier in dem Eyleiter beginnt. Nur aber zu dieser Zeit der periodischen Reifung der Eyer kann die Begattung eine Befruchtung zur Folge haben.'

Einige Theile dieses Satzes haben nun erst in neuerer Zeit bewiesen werden können. Es sind da-

bey verschiedene Forscher thätig gewesen, so daß es für uns unthunlich wird zu untersuchen, in wie weit die Arbeiten des Einen auf die des Andern von Einfluß gewesen seyn mögen. Es gab schon früher Erfahrungen, welche darthaten, daß sich Corpora lutea bey der Brunst bilden können, auch wenn eine befruchtende Einwirkung unwahrscheinlich oder unmöglich Statt fand. Daß das Loslösen der Eyer während der Menfes beym Weibe regelmäßig Statt finde, hatte man Grund anzunehmen nach mehrseitigen, namentlich auch neueren Beobachtungen über die Bildung von Corpora lutea zu dieser Zeit.

Der Verf. hat nun das Verdienst, nicht bloß aus seinen eigenen fleißigen Beobachtungen dasjenige zu bekräftigen, was sich aus denen Anderer folgern ließ und in der That daraus gefolgert war, sondern derselbe hat auch das Vorhandenseyn der bey der Brunst ausgetretenen Eyer in den Eyleitern ermittelt. Dies geschah unter verschiedenen Umständen, welche die Annahme unmöglich machten, daß eine Wirkung des Sperma auf die Ovarien Statt gefunden habe: theils bey Thieren, deren innere Geschlechtswege durch Unterbindung u. dergl. unwegsam geworden waren, theils augenblicklich nach dem Coitus, theils bey brünstigen Thieren, bey welchen der Coitus nicht zugelassen worden war. Die Untersuchungen wurden am Kaninchen, Hunde, Schweine, Schaf und auch einmahl bey einer Ratte, welche aller Wahrscheinlichkeit nach nicht befruchtet war, mit Erfolg angestellt.

Wenn nun zu so bestimmten Zeiten Eyer reif und Graafsche Bälge zum Austreiben derselben bereit sind, so versteht es sich, daß man wünschen

muß zu wissen, worin sich die allmähliche Vorbereitung der Eyer bis zum Augenblicke des Austrittes zu erkennen gibt. Dies ist begreiflich ein wesentliches Moment für die Consolidation dieser neuen Ansichten, und man verdankt auch in dieser Beziehung Hn Bischoff mehrere Aufschlüsse. Die Annäherung an den Zustand der Reife gibt sich namentlich auch in den Zellen der Tunica granulosa kund, welche die Zona umgeben, in so fern dieselben in eine vermehrte, durch Auswachsen erkennbare Thätigkeit gerathen. — An einigen Stellen des Buches erklärt sich der Verf. sehr bestimmt gegen das Vorhandenseyn einer bestimmten Dotterhaut, indem er solche Erscheinungen beobachtet, welche frühere Bearbeiter zur Annahme einer solchen Membran veranlassen konnten, aus verschiedenen Umständen dabey dann aber wahrscheinlich zu machen weiß, daß eine solche dennoch sich nicht findet.

Schließlich erwähnen wir noch, daß der Verf. bey Durchsicht seiner früheren Beobachtungen, nachdem er einmahl die Möglichkeit des Eyaustrittes ohne Befruchtung bey Säugethieren aufgefaßt hatte, noch Verschiedenes für diese Ansicht sprechende aufgefunden. Früher hatte er dies übersehen, da er ja bekanntlich in mehreren Fällen die Spermatozoen bis zum Ovarium vor der Lösung der Eyer vorgedrungen gefunden hatte, und von der Vorstellung präoccupiert war, daß die Sache sich stäts so verhalten müsse. Erwähnenswerth ist es noch, daß Herr Bischoff während der letzten Untersuchungen auch einmahl in einem Eyleiter die Spermatozoen bis ans Ende vorgedrungen fand, während an dem Eyerstocke sich weder die Spuren ausgetretener noch selbst gereifter Eyer

fanden. Dieser Eyerstock participierte also nicht an dem Zustande der Brunst. Wir möchten hieraus nicht bloß mit dem Verf. den Schluß ziehen, daß hier 'keine bewußte Tendenz der Zweckmäßigkeit wirksam ist' (in der That möchte es schwer anzugeben seyn, wer das Subject dieses Bewußtseyns seyn sollte) oder daß hier 'keine Anziehung, keine Polarität und dergl. wirkt.' Gegen Vorstellungen dieser Art braucht man ja nicht viel Worte zu verlieren. Dagegen ist es eine physiologisch zulässige Annahme, daß die Genitalien durch die Brunst in einer besondern Disposition sich befinden, solche Bewegungen zu machen, als zur Fortleitung des Samens geeignet seyn möchten. Die vorliegende Erfahrung zeigt, daß der Zustand der Brunst in einem wesentlichen Theile fehlen kann, ohne daß dadurch das Fortrücken der Spermatozoen gehindert wird.

Bergmann.

### S a n n o v e r.

Hahnsche Hofbuchhandlung 1844. Ueber die historische Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten von Dr. A. Mühr. 50 Seiten in Octav.

Der Verf. hat dieses kleine, elegant geschriebene Werkchen der 22sten Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Bremen gewidmet und an die Mitglieder derselben vertheilen lassen als 'eine Begrüßung und eine Erinnerung ihrer dießjährigen Zusammenkunft in der Mitte des alten Niedersachsens.' Er bezweckte damit eine Critik der so genannten historischen Pathologie und namentlich eine Prüfung der Frage, ob und in

wie fern die Krankheiten im Laufe der Zeit sich verändern können. Um diese Frage zu beantworten, unterscheidet er zwischen selbständigen wesentlichen Aenderungen der Krankheiten und zwischen passiven, durch äußere Einflüsse hervorgerufenen, welche die ursprüngliche Natur der Krankheiten nicht wesentlich umändern. Als Resultat seiner Untersuchungen spricht der Verf. am Schluß die Ueberzeugung aus, daß die Ansicht von selbständigen oder genetischen Umwandlungen der Krankheitsformen vielen Bedenken unterliege, die historischen Veränderungen derselben sich vielmehr nur als passive, entweder durch Wechsel in den Naturvorgängen oder durch Einwirken der fortschreitenden Menschengeschichte veranlaßte, ansehen lassen.

Zu diesem Resultate, mit welchem Ref. vollkommen überein stimmt, kommt der Verf. auf zwey Wegen: durch eine Betrachtung der historischen Daten, deren Prüfung die größere Hälfte des Schriftchens einnimmt und wobey der Verf. zeigt, daß die meisten Angaben über frühere Krankheiten, namentlich aus älterer Zeit, sehr ungenügend sind und daß man wahrscheinlich häufig die erste Entdeckung einer Krankheit mit dem ersten Auftreten derselben identificierte, und so manche Krankheiten zu einer gewissen Zeit neu entstehen ließ, weil man sie damals zuerst beobachtete. Auch mit diesem Theile des Schriftchens und mit der Art des darin geführten Beweises, der freylich hauptsächlich ein negativer ist, erklärt sich Ref. vollkommen einverstanden.

Außer diesem Wege sucht der Verf. seine Ansicht noch auf eine andere Weise zu begründen, durch eine Prüfung der Natur der Krankheit selbst.

Die Krankheiten, sagt der Verf., so unbestimmt ihr Begriff auch seyn möge, sind immer natürliche Gegenstände oder Vorgänge. Aber die Natur hat keine Geschichte, wenigstens keine selbständige Aenderung; alle Veränderungen in der Natur sind nur Wechsel, aber keine weiteren Schöpfungen. Demgemäß können aber auch die Krankheiten in ihrem historischen Auftreten nur durch äußere Einflüsse bedingte Veränderungen, aber keine genetische Entwicklung erfahren. Es ist schade, daß der Verf. über diesen Punct so kurz hinweg eilt und nicht weiter auf die Natur und den Begriff der Krankheit eingeht. Denn dies ist, nach des Ref. Ansicht, der eigentliche Boden, auf welchem, natürlich mit Berücksichtigung historischer Forschungen, jede Untersuchung dieser Frage geführt werden muß. Sobald nachgewiesen wird, daß die Krankheit nichts Selbständiges ist, daß sie nur in Störungen des normalen Verhaltens beruht, die durch äußere Einflüsse der verschiedensten Art hervor gerufen werden, so fällt damit auch die Ansicht von selbständigen historischen Veränderungen derselben von selbst weg und man muß alle Formenwechsel derselben nur als Folge von äußeren Einflüssen betrachten. Aber jede Meinung der Art läßt sich gegenwärtig nur wahrscheinlich machen, nicht streng beweisen, denn dazu wäre nöthig, daß man die Ursachen und die Entstehung jeder einzelnen Krankheit bis in das kleinste Detail nachzuweisen vermöchte. Dies ist indessen gegenwärtig noch unmöglich und wird noch lange, vielleicht immer, unmöglich bleiben!

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

189. Stück.

Den 25. November 1844.

---

B r e s l a u,

bey Josef May und Comp. 1844. Geschichte Hellenischer Stämme und Städte von Dr Karl Dtfried Müller. Zweite, nach den Papieren des Verfassers berichtigte und vermehrte Ausgabe von F. W. Schneidewin. Erster Band. Orchomenos und die Miner. Mit einer Karte der Thäler des Kephissos und der Karte von Böotien. XIV und 498 Seiten in gr. Octav. Zweiter Band. Die Dorier, erste Abtheilung. Mit einer Karte des Peloponnes und der Karte von Hellas. XXIII und 461 S. Dritter Band. Die Dorier, zweite Abtheilung. 556 Seiten.

Nach welchen Grundsätzen und in wie weit in dieser neuen Ausgabe der beiden berühmten Werke Abänderungen zu treffen seyen, darüber konnte vom Augenblicke an, wo mir der ehrenvolle Auftrag der Besorgung ward, im Ganzen kein Zweifel seyn. Durfte ich bey der Erneuerung des Pindars selbständig zu Werke gehen, so

hatte ich bey diesen Werken keinesweges freye Hand. Eigenmächtige Aenderungen durch noch so begründete Weglassungen oder Zusätze konnte ich mir so wenig erlauben, wie ich sie irgend Jemandem zugestehen würde; sondern die Thätigkeit eines neuen Besorgers dieser Werke so eigenthümlicher Forschung konnte nur darauf gerichtet seyn, ihnen alle die Verbesserungen angedeihen zu lassen, die von Müller selbst später theils öffentlich theils handschriftlich vorgenommen waren.

Es sind deshalb nicht bloß die Zusätze und Verbesserungen am Ende des zweyten Bandes der Dorier und alle nicht gar zu ausführlichen Nachträge hinter den Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie (1825), sondern auch die von Müller selbst herrührenden Aenderungen in der zuerst 1830 erschienenen Englischen Uebersetzung, so wie endlich die manigfachen Randbemerkungen oder auf einzelnen Blättchen notierten Zusätze aus dem Handexemplare eingetragen worden, wobey die jedesmahlige Quelle angegeben ist.

Die den Werken beygefügtten Karten durften, so sehr sie nach neueren Untersuchungen manigfacher Berichtigungen fähig gewesen wären, gleichfalls nur in ihrer ursprünglichen Gestalt gegeben werden. Die früher besonders gedruckten Erläuterungen zur Karte von Hellas haben jetzt ihren Platz als fünfte Beilage der Dorier erhalten. Hat das Aeußere des Druckes gegen die erste Ausgabe bedeutend gewonnen, so muß ich doch bedauern, daß die Zahl der Druckfehler schwerlich geringer geworden ist. Der entfernte Druckort machte mir selbst die Correctur leider unmöglich. Bey eigener Beaufsichtigung derselben würde auch leicht manche andere Unbequemlichkeit, der so nicht vorzubeugen war, sich haben beseitigen lassen, z. B. sind manche



Verweisungen jetzt nach der ersten Ausgabe gegeben, die sich freylich bey dem ziemlichen Uebereinstimmen der Seitenzahlen ohne große Mühe rectificieren lassen werden. Auch würde ich, wäre der Druck nicht sehr beeilt, Sorge getragen haben, alle gelegentlichen Verbesserungen in spätern Schriften Müllers genau einzutragen, was jetzt nicht durchgängig geschehen ist. Solche kleine Mängel mag man entschuldigen, wenn man bedenkt, daß allein schon die wörtliche Vergleichung der Englischen Ausgabe eine nicht geringe und ermüdende Arbeit gewesen ist. Nur der Gedanke an Müller und die Ueberzeugung, dem Studium des Alterthums einen Dienst zu erweisen, gab mir freudigen Muth, das Unternehmen rasch zu Ende zu bringen.

Müller selbst würde, wie er es oft aussprach, zu einer neuen Ausgabe sich nicht entschlossen haben, da das große Werk, die eigentliche Aufgabe seines Lebens, über Griechenlands Geschichte, diese Vorstudien in sich aufnehmen und verarbeiten sollte. Da dieser Plan nicht hat ausgeführt werden sollen, so wird es wohl erst einer späteren Generation vorbehalten seyn, sich einer Geschichte Griechenlands zu freuen, wie sie Müller bezweckte und bereits in sich lebendig gestaltet hatte. F. W. S.

### B r e s l a u.

Verlag von Graß, Barth und Comp. 1844.  
Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von  
Dr Joh. Wendt. 100 Seiten in Octav.

Es gibt nicht leicht ein wissenschaftliches Gebiet, welches so vielumfassend, zugleich aber auch so schwer zu ergründen ist, als dasjenige, welches den geistigen Zustand des Menschen zum Gegen-

stande hat. Jede Bemühung, auf diesem dunkeln Felde des Wissens Aufklärung zu verschaffen, kann daher nur dankenswerth seyn, zumahl wenn die der Sache abgewonnene Seite tief in die menschlichen Interessen selbst eingreift, wie solches da der Fall ist, wo die geistigen Zustände in Beziehung auf die Rechtspflege näher gewürdigt werden. Fehlerhafte Ansichten führen zu Misgriffen in den Urtheilssprüchen, welche der Richter über die Handlungen Geistesgestörter fällen muß, und diese Klippe zu vermeiden ist gerade da am schwersten, wo die vorliegende Geistesstörung sich nicht unter die gewöhnlichen Arten der Seelenkrankheiten einregistriren läßt. Der würdige Verf. hat es daher unternommen, jene zweifelhaften Zustände, welche nicht der Rubrik der bekannten offenbaren Geisteskrankheiten anheim fallen, näher zu schildern, und alles zusammen zu stellen, was dem Arzte und dem Rechtsgelehrten zur richtigen Beurtheilung führen kann. Eine nähere Betrachtung des Inhaltes der geistvollen Schrift wird daher an ihrer Stelle seyn und dem Zwecke unserer Anzeigen vollkommen entsprechen. — Der Verf. zeigt in der Einleitung, daß die Lehre über das Selbstbewußtseyn eine der wichtigsten sey, weil nur ein seiner vollkommen theilhaftiger, mit ungestörtem Selbstbewußtseyn ausgerüsteter Mensch ein Gegenstand der richterlichen Gewalt werden kann, und ein Mensch, der nicht so beschaffen ist, nicht für die Staatsgewalt gehört. Darüber zu entscheiden, ist Sache der Aerzte; denn das Gehirn, als der Sitz der Leiblichkeit der Psyche und die Offenbarung ihres geistigen Lebens, hat eine doppelte Function, eine organische und eine intellectuelle. Diese durchdringen einander, und eine kann ohne die andere niemals verstanden werden. In der Lehre der See-

lenstörungen ist von Geistes- und von Gefühlskrankheiten die Rede, und man hat die verschiedenen Normen solcher Störungen theils der einen, theils der andern Kategorie beygezählt, so daß Wahnsinn, Berrücktheit und Blodsinn zu den Geisteskrankheiten, die Melancholie aber zu den Gemüthsstörungen gerechnet wird. So zweckmäßig dies auch seyn mag, um eine wissenschaftliche Uebersicht zu gewinnen, so müssen wir uns doch hüten, die einzelnen Thätigkeiten und Wirkungsweisen der Psyche zu sehr zu sondern und zu spalten, weil uns die Erfahrung lehrt, daß Wollen, Fühlen und Vorstellen oft in einander greifen, und nur in dem einen Momente mehr die eine, in dem andern mehr die andere Thätigkeit hervor tritt. Es gibt überhaupt Vorgänge in der Seele, die wir weder mit dem Ausdrucke der Empfindung oder des Gefühls, und eben so wenig mit dem Ausdrucke der Vorstellung oder des Gedankens ganz richtig und treffend bezeichnen können. Manche Vorstellungen sind von der Art, daß von ihnen eine Verfinsternung des ganzen geistigen Gesichtskreises eben so gut; als eine gänzliche Bestimmung des Gemüths ausgehen kann. Mit Recht tadelt der Verf., daß die Bestimmung der Seelenstörungen nach dem Begriffe des Gesetzes bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft unrichtig und unstatthaft sey, wofür er Beispiele aus dem allgemeinen (preuß.) Landrechte anführt. Dasselbst heißt es §. 27: 'Rasende und Wahnsinnige heißen diejenigen, welche des Gebrauches ihrer Vernunft gänzlich beraubt sind.' Die Begriffsbestimmung ist deshalb durch und durch fehlerhaft, weil es keinen Wahnsinnigen gibt, der seiner Vernunft ganz beraubt wäre. Einen Zustand gänzlich erloschener Vernunft bietet nur der bis zur niedrigsten Stufe

der Thierheit gesunkene Zustand eines vollendeten Idioten dar. Wenn es §. 28 heißt: 'Menschen, welchen das Vermögen, die Folgen ihrer Handlungen zu überlegen, ermangelt, werden blödsinnig genannt,' so ist auch diese Bestimmung eben so fehlerhaft, weil nicht bloß der Blödsinnige, sondern jeder Gestörte die Folgen seiner Handlungen zu überlegen nicht vermag. Solche Irrthümer machen es durchaus nöthig, dem bestehenden Bedürfnisse abzuhelfen und die Fortschritte der Wissenschaft zum Grunde zu legen; alle dahin abzweckende Vorarbeiten haben daher ihr unbestreitbares Verdienst. — In §. 2 definiert der Verf. das Selbstbewußtseyn: es sey nicht allein das Innwerden des eigenen Seyns, sondern auch des Seyns der Dinge außer uns. So lange der Mensch in einem solchen gestörtem Zustande sich befindet, so lange er in einer fremden Ideenwelt lebt, ist er in der gewöhnlichen Welt nicht verantwortlich und heißt nicht zurechnungsfähig. Wohl zu unterscheiden ist aber von wirklicher Seelenstörung ein Wahn oder ein Irrthum. Der Irrthum kann mit der vollkommensten geistigen Freyheit bestehen. Erst dann wird der Wahn und der Irrthum zur Seelenstörung, wenn er den Ideenkreis des Irrenden ganz ausfüllt, und von allen Richtungen des geistigen und des gemüthlichen Lebens mehr oder weniger Besitz nimmt. Bey der unumstößlichen Wahrheit, daß bloßer Irrthum nicht wirklicher Wahnsinn ist, dürfen wir niemahls vergessen, daß das Urtheil über solche Zustände auch von Sterblichen gefällt wird, welche ebenfalls irren können. Dr Elliot in London wurde für geisteskrank erklärt, und vom Attentat eines Mordes frey gesprochen, weil der Anwalt aus den Schriften des Angeklagten die Behauptung nachgewiesen hatte, daß die Sonne

festes Land, Berge und Thäler enthalte. Acht Jahre später stellte der berühmte Herschel die von Elliot behauptete Theorie auf und wurde von der ganzen gelehrten Welt wegen seines Scharfsinns angestaunt. Was mag, fügt der Vf. hinzu, die Elliotsche Jury zu dieser Bewunderung gesagt haben? — Als die vier Normen der Mental=Alienation setzt der Verf. Trübsinn, Wahnsinn, Verrücktheit und Blödsinn fest. Diese Arten bilden sich bey ihrer längern Dauer für die Erkenntnis immer deutlicher aus: der Trübsinn durch die Macht eines fixen Wahns über die Urtheilskraft und durch die Neigung zu trüben Vorstellungen aller Art; der Wahnsinn durch die Verkehrtheit der Anschauungen, mit der Aufregung aller intellectuellen Fähigkeiten und mit einer vernunftwidrigen, nach außen gerichteten ungezähmten Thatkraft; die Narrheit durch Trübung aller Erkenntnis durch Störung des Ideen = Zusammenhanges und durch einen gänzlichen Mangel aller Selbstbestimmung, und endlich der Blödsinn, welcher in einer vorwaltenden Schwäche der geistigen Kraft und in einem mehr oder weniger deutlich ausgeprägten Mangel der Erkenntnis beruht. Diese Seelenstörungen in ihrem vollen Verlaufe sind aber nicht Gegenstand der, forensischen Zwecken gewidmeten, Betrachtung des Verfs, weil ihr Verlauf und ihre Bedeutung in foro allgemein bekannt ist, und auch eine allgemein erkannte Geltung hat. Hier handelt es sich besonders von denjenigen Zuständen, welche als Seelenstörung vorübergehend sind und daher leicht zu Täuschungen und zu Fehlgriffen aller Art verleiten. Die Uebersicht der hier näher abzuhandelnden Paragraphen umfaßt: 1) den so genannten raptus maniacus; 2) die bekannten lucida intervalla; 3) den Zustand des Betrunkenen; 4) das Irreseyn bey Krankheiten; 5) den

Spleen der Engländer (*melancholia autochirica*); 6) das Schlafwachen und die hierher gehörigen Nervenzustände; 7) die Pubertäts = Entwicklung; 8) den Zustand des Gebärens. Diese Zustände geht der Verf. nun näher durch, mit dem *raptus maniacus* (§. 4) beginnend. Ohne alle Vorboten und wider alles Erwarten tritt dieser Zustand ein, und versetzt den seiner selbst nicht theilhaftigen Menschen in eine ganz unfreye Lage. Nach kurzer Zeit, oft nach wenigen Stunden, verschwindet derselbe und es ist nicht die geringste Spur von der zunächst liegenden Vergangenheit an dem Menschen zu erkennen. In der Regel kehrt ein solcher Zustand, wenn er nicht zum Selbstmorde führt und folglich jede Heilung ganz unmöglich macht, nicht leicht zurück und die Heilung ist vollkommen. Die meisten Fälle von *raptus maniacus* zeigen sich in der Regel als *Mania autochira*, wo sich die Sucht, dem Leben ein baldiges Ende zu machen, auf die manigfachste Weise zu erkennen gibt. Auf somatischem Wege entsteht ein solcher *raptus maniacus*, wie jeder andere *furor transitorius*, durch Congestivzustände nach dem Gehirn und in Folge einer Fortpflanzung der in neuerer Zeit näher erkannten und gewürdigten Spinal = Irritation. Ein solcher *Raptus* tritt, wo er vorkommt, in der Regel bey jüngeren Leuten, am häufigsten in Folge einer heftigen, bisher noch nicht erfahrenen leidenschaftlichen Aufregung durch Schrecken, Zorn oder gekränktes Ehrgefühl ein; auch gibt dazu ein nicht gewohnter unmäßiger Genuß von geistigen Getränken die Veranlassung, besonders können mit den Folgen des Weins und Brantweins nicht bekannte junge Leute unerwartet in solche Versuchung gerathen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

190. 191. Stück.

Den 28. November 1844.

---

B r e s l a u.

Schluß der Anzeige: 'Das Selbstbewußtseyn, forensisch aufgefaßt von Dr Joh. W e n d t.'

Aufmerksam macht der Verf. darauf, daß das Bewohnen neugebauter Häuser schon oft die Veranlassung zum raptus maniacus und der daraus entstehenden allgemeinen Verrücktheit wird. Auch der Zustand der heftigsten Leidenschaft mit einem Anflug von Wahnsinn verbunden, gehört hierher. Es ist die krankhafte Zornmüthigkeit (*Iracundia morbosæ*, nach Platner *excandescencia furibunda*). Menschen der Art brausen heftig auf, ihr Zorn unterscheidet sich von dem gesunder Menschen dadurch, daß sie die heftigsten Anfälle ohne alle Veranlassung erleiden, der heftigste Anfall nur sehr kurze Zeit währt, und die niederen Seelenkräfte ungestört fort dauern, wodurch sich diese Art von der Manie unterscheidet. Vorgänge der Entwicklung, Krankheitsreize aller Art, Ausschlagstoffe, Sicht, unterdrückte Blutflüsse, besonders der Haemorrhoiden und der monatlichen Reini-

gung, plötzliches Aufhören eines Ohrenflusses können eine solche Störung veranlassen und verdienen eine große Aufmerksamkeit. — Die lucida intervalla betreffend, so haben die obersten drey Normen der Seelenstörungen ihre lichten Zwischenräume: der Trübsinn, Wahnsinn und die Narrheit. Diese intervalla dürfen aber nicht als Perioden der wieder eingetretenen geistigen Freyheit angesehen werden. Gilt doch jeder Epileptische für krank, auch wenn er seine Anfälle nicht hat; dasselbe sollte von dem Melancholischen, von dem Maniacus, von dem Narren auch dann gelten, wenn diese Unglücklichen sich eben nicht im Paroxysmus befinden. Der freye Zeitraum und das partielle Irreseyn sind gleich verdächtig; die Alienation taucht ganz unvermuthet auf, der freye Zeitraum bricht mit allen darauf gebauten Hoffnungen zusammen und die Krankheit setzt ihren Verlauf fort. Nur dann, wenn durch lange Zeit kein Anfall wiederkehrt, und der Genesene seinen früheren Irrthum anerkennt, ist der Seele Klarheit wieder hergestellt, bis zu dieser Zeit ist keinem Irren zu trauen. Das Seelenleben läßt sich nicht parcellieren; es ist und bleibt eine ewige und unwiderlegbare Wahrheit, daß der Mensch nicht zugleich wahnsinnig und vernünftig seyn kann. Es gibt Irre, welche im Laufe der Krankheit durch äußere Umstände zu einer ruhigen Haltung und zu einer scheinbaren Besonnenheit bestimmt werden können. Mit der Bestimmung des partiellen Wahnsinns und mit den freyen Zeiträumen muß man in foro und in der Irrenbehandlung sehr vorsichtig seyn. Die Partialität in den Mental-Alienationen wird hier leicht eine falsche Totalität, ja sogar das Centrum des gestörten Selbstbewußtseyns. Der Verf. theilt mehrere interessante Be-



obachtungen mit, welche es bezeugen, wie trieglich die freyen Zwischenräume bey Seelenstörungen sind. Selbst bey dem Wahnsinne muß man nicht vergessen, daß sich der Gestörte oft in einer Art von Remission befindet, wo eine gewisse Planmäßigkeit in seinem Wesen zu liegen scheint. Unter solchen Umständen kann er eine Art Kaltblütigkeit erzwingen und sich Ruhe und Schweigen gebieten. Es wäre ein großer Irrthum, einen solchen Zustand für einen wirklich freyen zu erklären. Die *Vita anteacta* ist unter solchen Umständen von besonderer Wichtigkeit. Durch die Geschichte des Menschen zieht sich der Faden, der uns durch das dunkle Gebiet einer weit gediehenen Seelenstörung am sichersten leitet. — Die Commission in England, welche von dem Parlamente zur Erstattung eines officiellen Berichtes über den Branntweingenuß angeordnet war, fand aus actenmäßigen Angaben, daß  $\frac{4}{5}$  aller Criminal-Prozesse,  $\frac{3}{4}$  aller Armensachen, und über die Hälfte aller Wahnsinnigen von Branntweintrinkern herrühren. Daß der Genuß von geistigen Getränken leicht der sittlichen Freyheit gefährlich werden kann, weiß Jeder und die Wissenschaft beweist es. Es entsteht bey fortgesetztem Mißbrauche des Branntweins der Säuferswahnsinn; bey der Gewohnheit, täglich geistige Getränke im Uebermaße zu nehmen, bildet sich eine gallertartige Auschwüzung, welche als eine mehr oder weniger starke Schicht einer dicken Flüssigkeit auf dem Gehirne lagert, und einen Theil der, an dem Trunkenbolde bemerkbaren Zufälle veranlaßt, doch bedingt eine solche gallertartige Ansammlung für sich allein noch nicht den Säuferswahnsinn, sondern liefert dazu bloß die prädisponierende Ursache als den Grund der Möglichkeit. Merkwürdig ist es, daß viele Trinker recht alt

werden, ohne jemahls von Säuserwahnsinn befallen zu werden. Es sind in der Regel solche Leute, welche in einem gewissen Wohlstande und ohne Kummer leben, außer dem Trunke eine nicht ganz schlechte Diät halten, ihre nächtliche Ruhe genießen und keine sonstigen Excesse begehen. Hinzutretende Diätfehler rufen in dem dazu prädisponierten Trinker den Säuserwahnsinn hervor, und wecken den, in dem gallertartigen Extravasate schlummernden Keim ins volle Leben. Eine einzige schlaflose Nacht, ein heftiger Merger und tiefer Kummer bringen leicht den Säuserwahnsinn zu Tage. Daher dürfen wir uns nicht wundern, daß wir trotz des weit verbreiteten Mißbrauches des Branntweins den Säuserwahnsinn nicht so häufig sehen, und daß nur Menschen, die nicht bloß im Schlamme des Branntweintrinkens waten, sondern auch andern bösen Einflüssen mit ihrer oder ohne ihre Schuld ausgesetzt sind, von dem Säuserwahnsinne befallen werden. Unter den Verhandlungen des Breslauer Medic. Collegii befindet sich eine Menge von Todtschlägen, welche theils von betrunkenen Menschen, theils an Trunkenbolden verübt worden sind. Bey den letzteren fehlt das gallertartige Extravasat niemahls, daher diejenigen Sachverständigen, welche ein solches Extravasat immer mit den muthmaßlich auf den Kopf erlittenen Schlägen zusammen zu bringen sich bemühen, in großem Irrthume befangen sind. Auch ist nicht zu übersehen, daß bey solchen gelatinösen Ausschwüngen es nur geringer Verletzungen bedarf, um schwere Krankheiten zu veranlassen und tödtliche Ausgänge vorzubereiten. Ein großer Theil dieser Fälle eignet sich bey der forensischen Beantwortung über die Tödtlichkeit der zugefügten Verletzung für die zweyte Frage der königl. Criminal-

Ordnung, also für die individuelle Pethalität. Bey den Säufern wird eine so anhaltende Congestion nach dem Gehirne (nach Florens Untersuchungen, besonders nach den beiden Hemisphären des großen Gehirns) und zugleich ein so heftiger und dauernder Angriff auf die Verdauungs-Organen erzeugt, daß sich daraus alle die traurigen Folgen erklären lassen, welche sich durch die Folgekrankheiten bey Trinkern offenbaren. Erreicht einen solchen Unglücklichen der Säuserwahnsinn nicht, so können Schlagfluß, Lähmungen und Stumpfsinn eintreten und ihm ein frühes Grab bereiten. Wichtig ist die Erfahrung, daß sich bey den Säufern außer dem Wahnsinne noch eine eigenthümliche Verrücktheit mit Lähmung ausbildet, welchen die Franzosen als *Démence paralytique* bezeichnen. Diese Seelenstörung wird häufig für eine Folge gichtischer Leiden gehalten. Gewöhnlich ist der Zustand unheilbar, derselbe tritt mit heftigen Schmerzen in den Gliedern ein, die in der Regel für rheumatisch oder gichtisch gehalten und demgemäß behandelt werden; beym Vorschreiten der Krankheit entstehen Lähmungen und Contracturen, welche ihren Grund in partiellen Lähmungen des Gehirns und Rückenmarks haben und nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft als unheilbar angesehen werden müssen. Die eigenthümliche Narrheit, welche immer von einer, mehr oder weniger ausgebildeten Lähmung der unteren Gliedmaßen begleitet ist, hat mit dem Säuserwahnsinn wohl eine gemeinsame Wurzel, aber nicht gleiche Erscheinungen. Darin sind sie einander gleich, daß die Kranken in beiden Fällen nicht zurechnungsfähig sind. — Es gehört ferner hierher das Irreseyn (*Delirare*) bey Krankheiten, und da können die manigfachsten Veranlassungen bey hitzigen und

selbst bey chronischen Krankheiten ein Irrededen herbey führen, welches nicht immer von Congestionen hergeleitet werden kann. Das beweisen die Fälle zur Genüge, wo bey großem Blutverluste ein solches Irrededen herbey geführt wurde. Die Ursachen, welche bey Krankheiten leicht ein Irrededen veranlassen können, sind oft von geringer Bedeutung. Ein katarhalischer Anflug reicht bey Einzelnen aus, ein Delirium herbey zu führen, welches mit der Hestigkeit der Krankheit zunimmt, und in einzelnen, recht unglücklichen Fällen mit Raptus maniacus und daraus hervor gehendem unglücklichen Selbstmorde endigt. Ein Gegenstand crimineller Untersuchung wird ein solcher Zustand selten, weil ein Delirirender solcher Art sich selbst weit öfter gefährdet, als andere. Es sind uns mehrere Fälle vorgekommen, wo Kranke bey der ersten ernstern Richtung eines nervösen Fiebers sich zum Fenster hinaus stürzten oder sich bedeutende Verwundungen beybrachten. Auch von climatischen Einflüssen sind dergleichen Delirien abhängig. Es kommen Delirien vor nach langer Enthalttsamkeit, nach Verletzungen, bey Reconvalescenten, welche zu früh das Bett verlassen und Arbeiten unternehmen; auch bildet eine sehr merkwürdige Art dieser Alienation das Delirium calentura der Spanier, welches auf früheren spanischen Flotten öfter beobachtet worden ist. Es besteht darin, daß die plötzlich davon befallenen Matrosen im Meere Wiesen, Rasen und belaubte Felder sehen, daher sie dieselben zu erreichen suchen und in der Tiefe des Meeres ihren Tod finden. Das Ganze scheint das Gepräge des unglücklichen Heimwehs zu haben. Auch die Entzündungen der edelsten Eingeweide der Brust und des Unterleibes werden von solchem consensuellem Irrewerden begleitet, besonders ist

aber die Entzündung des Zwerchfells eine zwar seltene, aber in dieser Hinsicht höchst merkwürdige Krankheit. Die Kranken delirieren fast ununterbrochen, bleiben aber ihrer Phantasien sich bewußt, scherzen selbst darüber und suchen sich dieses zu erklären. Alle diese Thatsachen müssen darauf aufmerksam machen, daß bey aller Freyheit und Unabhängigkeit des Seelenlebens der Einfluß der Leiblichkeit des Organs nicht ganz außer Acht zu lassen ist. — Es gehört ferner hierher der Spleen der Engländer (*melancholia autochirica*): der Selbstmörder ist als ein Geistesgestörter anzusehen, und nicht die sorgfältigste Ueberwachung ist im Stande, da, wo der Vorsatz zum Selbstmorde tief gewurzelt, die That zu verhüten, welche gewöhnlich mit einer großen Planmäßigkeit vorbereitet wird. — Einen unleugbaren Einfluß auf das Selbstbewußtseyn haben krankhafte Nerven-Zustände, unter diesen besonders das Schlafwachen, jenes Gebundenseyn der Psyche, welches jede Zurechnungsfähigkeit in der forensischen Bedeutung des Wortes aufhebt. Schlaf- oder Traumwachen ist aber jener Vorgang, in welchem der Mensch aus dem Schlafe erwacht, ohne seiner ganz bewußt zu werden. Die Menschen erwachen freywillig oder geweckt, richten sich auf, theilen sich mit, ohne zum vollkommenen Selbstbewußtseyn zu gelangen und in vollkommen wachenden Zustand versetzt werden zu können. Bey dem Erwachen am Morgen ist die Erinnerung an das Traumleben ganz entschwunden und nicht mehr ins Gedächtnis zu rufen. Reizbarkeit und große Zartheit der Constitution, Zahn- und Wurmreiz, langwierige, besonders der Scrophelsucht angehörende Hautausschläge und ähnliche Uebel, wozu bey Erwachsenen Hämorrhoidal-Congestionen noch hinzu zu zählen sind, bringen solche eigenthümliche

vorüber gehende Störungen des Bewußtseyns hervor, und bilden eine Unzurechnungsfähigkeit eigenthümlicher Art. Bey den Mondsüchtigen ist der Beweis gegeben, daß die Menschen nicht bloß in die Gewalt der atmosphärischen und tellurischen Verhältnisse gegeben sind, sondern daß auch der planetarische Einfluß; welcher sich bey manchen Krankheiten deutlich offenbart, nicht in Abrede gestellt werden darf. Es gibt Menschen, in der Regel von sehr schwächlicher, reizbarer Körper = Constitution, welche dem Einflusse bestimmter Mondphasen ausgesetzt und dafür sehr empfänglich sind, daß sie, von einer inneren Gewalt getrieben, scheinbar ihrer selbst theilhaftig und doch bewußtlos, ihr Lager verlassen, gewöhnlich viel gehen und mancherley Anderes treiben, bis sie nach einiger Zeit wieder ihr Bette suchen und die Scene dieser automatischen Bewegungen schließen. Der Schlaf vermittelt aber nicht bloß die Ruhe und die Erholung des Leibes und der Seele, sondern es wird unter gegebenen Umständen in der Abgeschiedenheit aller äußeren Sinne von der Außenwelt ein eigenthümliches Traumleben möglich. Für dieses selbst ist aber der Mensch nicht zurechnungsfähig. Der Verf. erzählt hier jenen höchst unglücklichen Fall, welcher sich den 19. Dec. 1833 in Dresden ereignet hat, und der besonders wichtig wurde, daß er auf eine sehr lehrreiche Weise die bösen Folgen des Intra peccatur et extra nachwies und die beherzigungswerthe Lehre gab, daß bey Unglücklichen nur dann das böse Geschick mit seinem ganzen Fluche waltet, wenn die anwesenden beaufsichtigenden Behörden und die Umstehenden ihres Geistes Gegenwart verlieren und sich von dem Unerwarteten der Erscheinung verblüffen lassen. Ref. nimmt keinen Anstand, bey der Seltenheit solcher vollkom-

190. 191. St., den 28. November 1844. 1897

men constatirten Fälle ihn hier wieder zu geben. Gegen 7 Uhr Abends ward es auf den Straßen bekannt, eine Mondsüchtige wandle auf dem Dache eines 5stöckigen Hauses. Obgleich der Mond durch den dicht umwölkten Himmel nur schwach zu leuchten vermochte, bemerkte man doch dicht unter der Firste des Hauses des Bäckermeisters Jänisch, welches von der einen Seite nach dem Platze vor dem Bildrufer Thore und dem neuen Postgebäude, von der andern Seite nach der Annengasse gerichtet ist, eine weibliche Gestalt, welche mit einer weiblichen Arbeit, mit Vorbereitungen zu den zu Weihnachten gewöhnlichen Festgeschenken, sich zu beschäftigen schien. Das Dach selbst ist außerordentlich steil, da in dem Dache noch der 5te Stock eingebaut ist, und das Haus ragt mehr als 10 Ellen über die anstoßenden Häuser hinaus, so daß die Nachtwandlerin durchaus nur auf das Dach dieses Hauses beschränkt war. Tausende von Menschen sammelten sich nach und nach, unter denen eine Todtenstille herrschte, da jeder durch das geringste Geräusch die Mondsüchtige zu erwecken und ihren Sturz herbey zu führen fürchtete. Bisweilen erhob sich das Mädchen, wandelte auf der Firste hin und her, und ging von der einen Seite des Daches auf die andere; einmahl setzte sie sich auf den Rand der Firste und ordnete ihr Haar. Bald erfuhr man, daß die Nachtwandlerin die Tochter des Bäckers Jänisch, ein sehr hübsches Mädchen von 19 Jahren war, welche von ihrer Mutter ein nicht unbedeutendes Vermögen ererbt hatte. Ein Polizey = Director und mehrere Polizey = Wachtmeister kamen bald hinzu; allein sie verloren völlig den Kopf, und unterließen, weil sie jede Minute den tödtlichen Fall vermutheten, jedes Mittel zur Rettung. So verflossen vier peinliche Stunden

ungenüht. Mehrmahls trat das Mädchen auf den äußersten Rand der Ziegel, und lehnte sich weit hinüber auf die Straße hinab, so daß die Brust aller vor Schrecken erstarrte; dann wandelte sie wieder das Dach hinauf, setzte sich auf die Firste, und sprach und sang im Traume. Vergebens erklärte der Postmeister sich bereit, seine großen Vorräthe an Heu und Stroh, welche in dem nur 80 Schritte entfernten Poststallgebäude lagen, herzugeben, womit beide Seiten des nur 5 Fenster breiten Hauses in wenigen Minuten bey so vielen hundert zu Hilfe bereiten Armen bis über die erste Stage hätten angefüllt werden können, so daß der wahrscheinliche Sturz der Unglücklichen wenigstens nicht lebensgefährlich hätte seyn müssen, besonders wenn man die im Hause befindlichen Betten auf das Heu geworfen hätte. Allein der herzlose Vater, welcher nebst der Stiefmutter die Tochter stets sehr streng behandelte, weigerte sich, die Kosten scheuend, darauf einzugehen, und unbegreiflicher Weise ließ sich dadurch die Behörde abhalten, diesen Weg der Rettung anzuordnen. Man schlug vor, die Rettungssnehe, welche bey den Eisgängen der Elbe zwischen die Pfeiler gehängt werden, holen zu lassen und an Balken aufzuhängen; der Polizey=Director ging darauf nicht ein, weil dies zu viel Zeit (ohngefähr eine Stunde) koste. Eine Zeitlang wurden unter dem Dache große Tücher aufgehallen, aber auch dieses unterließ man dann unbegreiflicher Weise wieder, während es die Pflicht der Polizey gewesen wäre, dazu Leute anzustellen. Einige Schornsteinfeger stiegen in der Esse in die Höhe, und befanden sich ganz in der Nähe der Nachtwandlerin, welche sie singen und sprechen hörten, ohne jedoch ihr helfen zu können. Einige erboten sich, an Seile befestigt, aus dem 5ten Dach=



stocke heraus zu steigen und die Unglückliche zu ergreifen; sie wurden davon zurück gehalten, weil man fürchtete, die Nachtwandlerin werde, wenn sie sie bemerke, sofort erwachen und herunter stürzen. So wurden durch die Anwesenheit der Behörde Versuche von Privaten eher gehemmt, während der Vater versicherte, das Mädchen werde endlich zu dem Fenster des 5ten Stockes, wo sie heraus gestiegen, selbst wieder hinein steigen, ein Glaube, welcher die Thätigkeit der Anwesenden, die Rettung zu versuchen, lähmte. Kurz nach 11 Uhr geht die Mondsüchtige mit sicherem Schritte von der Firste herab bis an die äußersten Enden der Ziegel, setzt sich auf die Kante, und schaut Minutenlang mit vorgebeugtem Körper ruhig in die Tiefe hinab. Mergstlich gespannt erwarten Alle die schreckliche Katastrophe. Plötzlich erhebt sie sich und geht ruhig auf die Fenster des Daches zu — da erblickt sie Licht in dem Fenster — ein gellender Schrey durchdringt die Luft, und wird unwillkürlich von Tausenden wiederholt — ihm folgt augenblicklich ein dumpfer Fall und das Weinen und Schluchzen der Umstehenden. Die Unglückliche hatte den Tod auf dem Straßenpflaster gefunden. Sie war schon gegen 5 Uhr auf dem Sopha eingeschlafen, war kurz nachher im Traume auf den Boden hinauf gegangen, wobey ihr der Bäckerbursche auf der Treppe begegnete; sie war daher wahrscheinlich schon um 5 Uhr durch das Bodensfenster, wo sie die Schuhe hatte stehen lassen, auf das Dach gestiegen. — Die Entwicklungen im menschlichen Organismus werden durch Veränderungen bezeichnet, die nicht bloß auf die leiblichen Verhältnisse, sondern auch auf das Seelenleben Einfluß haben, und sehr oft einen Gegenstand forensischer Untersuchun-

gen bilden. Die Seelenstörungen entstehen durch Regellosigkeit des Kreislaufes und durch den Andrang nach den edelsten Höhlen des Körpers, woraus die Unruhe und der Zustand der Aufregung zu erklären und zu begreifen ist, daß mit der Steigerung derartiger Zufälle solche Personen leicht zu Handlungen veranlaßt und getrieben werden, welche keinesweges in den Grenzen der Vernunft und eines geregelten Willens liegen. So erzählt Andral: 'Ein 14jähriger Knabe wurde in seiner Pubertäts-Entwicklung von der unter dem Namen Lycanthropie bekannten Wuth befallen. Derselbe durchstreifte, mit einem Wolfspelze bekleidet, die Felder, wo er mehrere kleine Kinder zerrissen und sich zum Schrecken der Gegend gemacht hatte. Daß geschah 1600 und das Parlament von Bordeaux, welches über diesen jungen Missethäter, dessen Verbrechen vollkommen erwiesen war, das Urtheil zu fällen hatte, erkannte den inneren Zusammenhang des Thatbestandes und die Unfreyheit des jungen Wehrwolfes; er wurde als Geisteskranker zur Einsperrung verurtheilt.' Eine sehr merkwürdige, in der neuesten Zeit bisweilen in Zweifel gezogene Erscheinung der krankhaften Pubertät ist die Pyromanie oder Feuerlust; jener unselige Hang, die Flamme zu sehen, und dieselbe mit dem inneren Drange einer verbotenen Lust zu erzeugen und zu schüren. Diese Feuerlust ist eine Thatsache, deren gänzliches Abweisen eben so unwissenschaftlich als erfahrungswidrig wäre. Eine genaue Prüfung der vorhandenen Beobachtungen ergibt, daß neben der vorhandenen Seelenstörung auch eine leibliche Krankheit, durch welche ein höherer Grad der Bestimmung erzeugt wird, vorhanden ist. Die Mädchen, welche in der Zeit der Pubertät ohne eine

genügende Veranlassung, gewöhnlich bloß zur Befriedigung der Lust Feuer anzulegen, gehören zu den in ihrer Ausbildung zurück gebliebenen hysterischen, scrofulösen und rhachitischen Personen, bey denen die Feuerlust auf dem geistig, sittlich und körperlich entarteten Boden ihre verderblichen Wurzeln schlägt. In vielen Fällen bilden sich in solchen Personen, bey vorschreitenden Jahren andere Seelenstörungen aus, zu denen die Feuerlust den bösen Anfang machte; doch sind auch im Knabenleben auf dem Uebergange zur Entwicklung des Jünglings die Gelüste nach Feuer häufig. Wie tief die Pyromanie in einzelnen Fällen wurzelt, mag nachstehender Fall beweisen: ‘Ein 15jähriger Knabe, der in seiner Entwicklung zurück geblieben, hatte mehrere Mahle Feuer angelegt, welches, zum Glücke für ihn, niemahls großes Unglück anrichtete, daher er nur gelinde Bestrafungen zu erdulden hatte. Als er eines Morgens wieder seiner verbrecherischen Lust fröhnte, faßte der durch einen solchen Sohn schmerzlich berührte Vater den Entschluß, den jungen Mordbrenner zum Pfarrer in das nächste Dorf mit der Bitte zu führen, den Bösewicht durch die Kraft des Wortes auf besseren Weg zu leiten. Der Geistliche sprach so ergreifend, daß der Vater von Thränen der Rührung, der Sohn von Thränen der Reue begleitet, das Pfarrhaus verließen. Vor dem Dorfe stand eine Windmühle, aus deren obersten Fenster der Windmüller den Vater, als einen alten Bekannten, grüßte. Hier rief der Sohn: Vater, laßt uns diese Windmühle anzünden! der Müller wird sich darüber wundern. Der Alte war so empört darüber, daß er den Sohn selbst dem Gerichte anzeigte, welches ihn einer Irrenanstalt übergab. — Endlich betrachtet der Verf. den Zu-

stand der Gebärerinnen; er zeigt, daß eine Kindesmörderin nicht immer falsche Scham, Verlegenheit, Furcht, das Bewußtseyn des Unglücks oder verbrecherische Absicht leiten, sondern daß eine wirkliche Seelenstörung die Vernunft umfängt, und ein plötzlich eintretendes Irreseyn in den meisten Fällen die Hand zum Verbrechen führt. Der schmerzreiche Zustand der Gebärerin, die damit verbundenen erschütternden Einwirkungen und die Nervenreize in den edelsten Stämmen können Trübungen des Selbstbewußtseyns, Bewußtlosigkeit und Wahnsinn verursachen, wodurch Frauen aus den besten Ständen und unter den glücklichsten Lebensverhältnissen eben so gefährdet werden, als die armen Verstoßenen. Diejenigen, welche Geburtswehen in ihrer ganzen Hestigkeit gesehen und in ihrer ganzen organischen Bedeutung erkannt haben, werden diesem Ausspruche ihre Zustimmung nicht versagen, aber darin liegt die Ironie und der Hohn des Schicksals, daß Männer, die niemahls eine Geburt sahen, und keinen Begriff von einem solchen Zustande haben, über Vorgänge solcher Art ein Urtheil fällen müssen. Es muß demnach, wenn ein Antrag bey Gelegenheit der intendierten Reform der Criminal-Gesetze festgestellt werden soll, dieser nur dahin ausfallen, daß bey jeder Neuentbundenen der Zustand ihrer Geburt so lange für einen unfreyen, und folglich für einen nicht zurechnungsfähigen gehalten werde, bis nicht durch unwiderlegbare Beweise nachgewiesen ist, daß hier böser Wille und eine berechnete Planmäßigkeit vorgewaltet haben. — Schließlich spricht der Verf. noch von den Besessenen, über welche die neue Zeit ebenfalls bessere Begriffe verbreitet hat; wo ein solches Ereignis auftaucht, wird es von den Ver-

ständigen als Seelenstörung erkannt und der Geistesranke in einem Asyle mit Freundlichkeit, Wohlwollen und Nachsicht gepflegt. Die bessere Pflege solcher Unglücklichen gehört allerdings zu den heilbringenden Fortschritten der neueren Zeit; die früheren Irrenhäuser und noch zum Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, waren nicht Asyle, sondern wahre Höhlen des Jammers und des Elendes, deren der Menschenfreund nur mit Abscheu gedenken kann. So wie es sich jetzt gestaltet hat, so wird und muß es auch bleiben, die alte Finsternis wird für das Gebiet der Besessenen niemahls wiederkehren. — Ein Rückblick zeigt, wie häufig die Veranlassungen zu Seelenstörungen vorkommen, und wie viel es geistig und sittlich unfreie Menschen gibt. Esquirol in mehreren seiner Schriften und Parent-Duchatelet haben diese jetzt so häufig vorkommenden Seelenstörungen als Folgen der vorschreitenden Civilisation erklärt, aber Heinroth hat vollkommen Recht, wenn er diese Behauptung als ganz unstatthaft verwirft. Je civilisierter, je wahrhaft gebildeter der Mensch ist, desto mehr gesichert ist er vor aller und jeglicher Seelenstörung. Die Ausschweifungen in Leidenschaften, Chimären und Lastern aller Art gehören keinesweges zur Civilisation, sondern sind die bitterste Ironie auf die gebildete Menschheit. Die Norm aller wahren menschlichen Bildung und aller Civilisation ist die Vernunft, und diese soll uns zur Tugend und zur Bildung führen. Nur dasjenige, was sich im Menschen der wahren Civilisation widersetzt, ist es, was die Entstehung der Seelenstörungen veranlaßt oder begünstigt. Dadurch wird es klar, daß eine Zeit, welcher nichts heilig ist, welche sich von jedem Zwange entbin-

det, keine Rücksichten kennt und sich jedem Streben eines reinen Gemüthes entgegen stellt, ganz geeignet ist, die Seelenstörungen aller Art zu veranlassen und zu fördern. In Duchatelet's Prostitution und in Sueß Mystères liegt der Schlüssel zu der Erklärung, warum sich die Seelenstörungen so sehr vermehren; ein grober Mißgriff ist es, den Grund davon auf der Höhe der Civilisation zu suchen. Dazu gesellen sich noch besondere Einflüsse, welche unsere an Wahn reiche Zeit herbey geführt hat. In dieser Beziehung müssen hier die kalten Wasseranstalten vor allen anderen genannt werden. Die Anwendung des kalten Wassers ist zwar seit den Uraanfängen der hippokratischen Medicin bekannt, aber unsere Zeit hat erst einen ausgedehnten Gebrauch dieses Mittels in Gang gebracht. Die Schattenseite davon ist, daß das Wasser durch der Menschen Wahn und durch eine maßlose Uebertreibung Vielen verderblich geworden ist. Indem es in Fällen, wo die Organisation zu tief ergriffen war, das Gehirn und das Rückenmark in seinem Innersten erschütteret, stört es den leiblichen Sitz des Seelenlebens auf eine unheilbare Weise. Die Menge der Gestörten, welche über Gräfenberg in die schlesische Irrenanstalt Leubus gekommen ist, beweist die Wahrheit dieser Behauptung; möge die Zukunft eine bessere Ansicht über die Wasserheilanstalt gewinnen lassen! — Dies der Inhalt der sehr interessanten Schrift, welche Ref. besonders den Rechtsgelehrten und Seelsorgern recht dringend empfohlen haben will. v. S.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

192. Stück.

Den 30. November 1844.

---

B e r l i n ,

bey Veit und Comp. 1844. Anleitung zur Ablösung der Wald = Servituten so wie zur Theilung und Zusammenlegung gemeinschaftlicher Wälder, mit besonderer Rücksicht auf die Preussische Gesetzgebung, von Dr W. Pfeil, Königl. Preussischem Ober = Forstrathe u. 311 Seiten in Octav.

Die erste Ausgabe dieser Anleitung erschien im Jahre 1828. Das Publicum, obwohl sie nicht in diesen Blättern angezeigt worden ist, hat also hinlängliche Zeit gehabt sich damit bekannt zu machen und wir können uns bey der Anzeige dieser zweyten Auflage um so kürzer fassen.

Diese zweyten Auflage, dediciert dem hochverdienten und unübertroffenen Meister Herrn Oberforstrathe Heinrich Gotta, hat allerdings wesentliche Zusätze, wie schon aus der Seitenzahl, die von 182 auf 311 gestiegen ist, hervor geht, und Verbesserungen erhalten. Insbesondere ist der dritte Abschnitt, der von der Theilung gemeinschaftlicher und von der Verkoppelung (oder Zusammenlegung)

getrennter Forstgrundstücke handelt, ganz neu hinzu gekommen und in der wichtigen Lehre von der Abfindung der Hut und Weide, der Waldstreu zc. ist Manches ganz umgearbeitet und mit neuen Gründen, Tabellen und Ansichten zc. unterstützt worden. — Wer sich also aus diesem Buche Rath's erholen will, findet reichliche Gelegenheit dazu; Ref. ist kein Gegenstand, der bey Abfindungen von Forstberechtigungen, Theilung von gemeinschaftlichen und Zusammenlegung von getrennten Forstgrundstücken im nördlichen Deutschland vorzukommen pflegt, aufgefallen, der hier nicht erwähnt oder erlediget worden wäre; obwohl daher das Buch zunächst nur für preussische Forstbeamte oder für preussische Forstgrund- und Forstberechtigungs-Besitzer geschrieben ist, so kann er es doch mit gutem Gewissen auch außerhalb der Grenzen des preussischen Staates empfehlen; manche der hier abgehandelten Gegenstände sind (und das kann in der That nicht anders seyn) so allgemeiner Natur, daß sie für alle und jede innere und äußere Forstverhältnisse passen und zwar um so mehr, als der Hr Verf. keinesweges die königl. preussischen gesetzlichen Vorschriften unbedingt als die einzig richtigen anerkennt, sondern hin und wieder in eine critische Beurtheilung derselben hineingeht.

Wie man schon bey dem Erscheinen der ersten Auflage dieses Werkes gewahr geworden seyn wird, es sollte dasselbe keine Anleitung zur Bornahme einer Abfindung von Berechtigungen, Theilung einer gemeinschaftlichen Forst oder Zusammenlegung getrennter Forstgrundstücke seyn (eine solche kann eigentlich nur von Seiten des Staates, in der Form einer gesetzlichen Vorschrift, gegeben werden), es sollte vielmehr nur eine 'Warnungstafel' für Forstbeamte und Waldeigenthümer oder, wie der



Hr Verf. in der Vorrede sich ausdrückt, eine Instruction für diese Personen seyn, die Frage zu beurtheilen, ob überall abgefunden und getheilt 2c. werden solle, und wenn einmahl dazu geschritten werde, wie sie ihre Gerechtsame am besten 'wahren' könnten u. s. w. Es ist also ein Handbuch, was der Verf. den Forstbeamten und Waldeigenthümern 2c. in die Tasche steckt, wenn sie mit dem Theilungs-Commissarius in den Wald rücken, der nun nach gesetzlicher Vorschrift in größere oder kleinere Stücke zerschnitten oder auch, wenn dies geschehen, wieder von Neuem componiert werden soll und wobey sie, nach genommener Einsicht, ausrufen: *Caue ne quid detrimenti — — — 'res forestalis' capiat!*

Was diese Seite des Gegenstandes betrifft, so bemerkt der Hr Verf. im 5. § des I. Abschnittes, 'nur diejenigen Servituten sollten beschränkt werden, die in ihrer Ausübung der Herstellung eines regelmäßigen Waldzustandes hinderlich sind; die übrigen aber, die bloß eine Theilung der Nutzung bewirkten, nicht.'

Wir sind mit diesem Grundsatz vollkommen einverstanden, und wenn wir der Schrift des Herrn Verfs in irgend einem Punkte noch eine weitere Ausführlichkeit gewünscht, ja in derselben erwartet hätten, so wäre es in der Erwägung der Abfindungen der Berechtigungen und der Theilung gemeinschaftlicher Forsten in 'staatswirthschaftlicher Hinsicht' gewesen, eine Ansicht des Gegenstandes, die, nach der Meinung des Verfs nicht bloß für das Wohl und Weh der Wälder, sondern auch für das Wohl und Weh ganzer Länder von der größten Wichtigkeit ist.

Stellt man sich auf diesen Standpunct und blickt von demselben auf das Schicksal zunächst

der deutschen Wälder herab, so kann man sich des Gedankens:

‘daß sie alle ihrem unvermeidlichen Schicksale entgegen gehen’

nicht erwehren.

Es wird ihnen ergehen, wie es ihren Schicksals-Genossen im südlichen Europa, in Frankreich, auf den großbritannischen Inseln u. s. w., ja wie es unter unsern Augen den ehemahligen Urwäldern Nord-Amerikas ergeht: sie werden vor der unaufhaltsamen Bodencultur verschwinden und sich im glücklichsten Falle, wenn sie nicht auch hier, wie in der Schweiz, allmählich von der Alpenwirthschaft d. h. von dem Zahne des weidenden Viehes, vertrieben werden, sich auf die unfruchtbaren Höhen und Gebirge zurück ziehen und hier, allen Einflüssen des Klimas ausgesetzt, mehr oder weniger, zu kümmerlichen Resten herab sinken. — Zulezt, wenn man gewahr wird, daß die Natur (d. h. die climatischen zc. Verhältnisse) und die Menschen ohne Wälder nicht fertig werden können, wird man, wie in Schottland (der Herzog von Athol) Wälder künstlich mit ungeheuerem Aufwande wiederum anpflanzen oder, wie in Frankreich, Preise auf die Wiederanwaldung leichtsinnig kahl gehauener Bergwände setzen, oder, wie selbst in Amerika, Fragen aufwerfen, wie der allmählichen Verwüstung der Wälder vorzubeugen; oder, wie in Belgien, die Wälder düngen, um das Holz besser wachsen zu machen u. s. w., kurz, man wird mit Kunst und enormem Aufwand da wieder anfangen, wo man mit dem Beile und Unüberlegtheit aufgehört hat, die Natur der Waldwirthschaft umkehren und aus einem Naturerzeugniß ein Kunsterzeugniß machen!

Frägt man, wie Ref. bey der Anzeige eines Werkes, was die Wälder von drückenden Lasten

befreyen, den Keim ihres Verderbens entfernen und sie nicht ruinieren, sondern schützen soll, zu einem so düsteren Gemälde der forstlichen Zukunft Deutschlands gelangt sey, so antwortet er darauf mit der Kürze, die der Raum und die Natur dieser Blätter gebietet, daß Abfindungen von Gerechtfamen mit Waldfläche und Theilungen gemeinschaftlicher Forsten in den meisten Fällen nur überzuckerte Waldausrodungen oder Ertragsverminderungen sind, die theoretisch, aber selten practisch mit der Lehre von höherer Bodencultur privativer Grundstücke zuge deckt werden sollen.

Mit den Wäldern und mit der Holzherzeugung verhält es sich nicht so, wie mit der Felder- und der Kornerzeugung; die Holzherzeugung ist nicht jährlich, wie die Kornerzeugung zc., sondern (um nur das Sachverhältnis auszudrücken) hundertjährig; je größer und ausgedehnter daher die Wälder, je größer und reichhaltiger ihr Ertrag; werden sie aus dem gemeinschaftlichen Besitze oder aus dem gemeinschaftlichen Genuße, worin sie die Natur ihrer Erzeugnisse von uralter her gesetzt hat, heraus gerissen, werden sie s. v. v. zersezt und durch Privatfisierung flüßig gemacht, wird jedes Hemmnis ihrer bisherigen Integrität entfernt und jedem Privatbesitzer frey gelassen, mit seinem Grundstücke anzufangen was ihm beliebt und das Beste scheint, so liegt es ja auf der flachen Hand, daß nunmehr Rodungen, willkürliche Bewirthschastungen, Vernachlässigungen des Wiederanbaues u. s. w. auf die privatfisirten Wälder eindringen und sie, wenn auch nicht sogleich (bey den Wäldern verläuft leicht ein Menschenalter) doch unfehlbar im Laufe der Zeit in einen Zustand versetzen, der demjenigen, den man beabsichtigte, gerade entgegen gesetzt ist, und so purificieren, daß nichts mehr übrig bleibt! Leicht würde es

Ref. werden, Belege aus seiner Erfahrung zu dieser Prophezeung zu liefern und er ruft jeden Unbefangenen, der das Schicksal s. g. purificierter Wälder verfolgt hat, auf, ob es ihm nicht auch möglich seyn würde ähnliche Belege herbey zu bringen. — In der That, Servitutabfindungen und Waldtheilungen sind nicht selten kostbare Leichenreden ehemahliger blühender Wälder!

Aber was soll denn mit unsereni Wäldern geschehen? werden die Freunde der Purification verwundert über diese Apostrophe, fragen; sollen wir sie denn vom freyen Arthiebe verwüsten oder von einer unbedingten Weideberechtigung aufzehren oder vom Plaggenhiebe zu Tode hauen lassen u. s. w.? Nichts von alle dem, wir sollen vor allen Dingen nur thun, was z. B. in Frankreich schon geschehen und was von unserem Hrn Verf. zwar angeführt, aber nicht weiter in seinen Folgen entwickelt ist, nämlich den Grundsatz zum Gesetz erheben:

‘daß alle Berechtigungen dem Forstbetriebe untergeordnet seyn sollen’;

dann haben wir gar keine Forsttheilungen und Berechtigungs-Abfindungen, sondern nur eine Subsumtion des Forstbetriebes, seiner Seits, unter das öffentliche Wohl, damit er nicht zu einem Bedrucke der Staats-Einwohner und zu einem Hindernisse der Entwicklung einer geordneten Bodencultur ausarten möge, nöthig. — So hart dies in einigen Fällen scheinen und auch wirklich seyn mag, so nothwendig ist es doch zur Erhaltung der Wälder für den Staat und seine Einwohner, inzwischen doch nicht härter, als z. B. die Subsumtion der Gemeine-Wälder unter die öffentliche Forstverwaltung, die über kurz oder lang auch bey uns aus demselben Grunde geschehen muß.

Kann, diesem ohnerachtet, eine Abfindung und

Theilung nicht vermieden werden (und bey unbestandenem, belasteten Forstgründen, wie wir sie in Norddeutschland hin und wieder noch finden, ist beides sogar nothwendig und unschädlich), so mache man es sich zum Principe, so wenig wie möglich mit Fläche aus dem belasteten Walde selber, sondern mit Geld = oder Natural = Rente, mit Ackerland und Wiesen von gleichem Ertrage, oder mit einem Capitale u. s. w. abzulösen. — Insbesondere empfiehlt Ref. dies bey den wahrhaft waldevervüstenden Weideabfindungen für Hornvieh. — Hier fehlt es so sehr an sicheren Grundlagen (der Hr Verf. hat sich viele Mühe mit Berechnung von Weideäquivalierungs = Tabellen gegeben); hier hängt das Abfindungs = Object so sehr von den persönlichen Ansichten des Taxators und von dem augenblicklichen Zustande des Waldes ab; hier geht die Abfindung so geradezu auf die Basis des Waldes, auf seine Grundfläche, los, während die meisten übrigen sich auf seinen Ertrag beschränken u., daß man im Interesse der Wälder nothwendig wünschen muß, daß sie nicht auf die gewöhnliche Weise durch Ermittlung einer angemessenen Weidefläche aus dem belasteten Walde, sondern (wenn wir uns der Kürze wegen so ausdrücken dürfen) durch Stallfütterung, ähnlich wie der Hr Verf. es auch bey der Mastabfindung vorschlägt, geleistet werden möge. Dadurch würde der Landwirth zugleich auch zu einem ganz veränderten und vortheilhafteren Wirthschafts = Systeme gezwungen werden und er würde den Dünger, den das Vieh nun auf die Weide trägt, im Stalle behalten.

Bey der Abfindung der Schaafweide würde diese Methode nicht wohl anwendbar seyn, da die Schaafe sich nicht so, wie das Hornvieh, auf dem Stalle füttern lassen. Glücklicherweise aber ist diese

Weideberechtigung, wenigstens im nördlichen Deutschlande, nicht so häufig, wie die des Hornviehs und am Ende verlangen auch die Schaafweiden nicht so guten Weideboden, wie das Hornvieh. Hierbei zeigt sich aber recht deutlich, wie viel weiter man mit dem vorhin erwähnten Principe, die Berechtigungen dem Forstbetriebe unter zu ordnen, gelange. Denn alsdann kann man die Schaafweide, die selbst von unserem Hn Verf. nicht für so waldderwerblich gehalten wird als man gemeinlich annimmt, behalten und damit zu gleicher Zeit — seinen Wald!

Die hier angedeuteten Ansichten über den Werth und Einfluß der Entlastungen und Theilungen der Wälder sind, anscheinend, auch die des Hn Verfs, sie schimmern aller Orten durch und der beste Beweis dafür dürfte der seyn, daß er nicht eine Anleitung zur Abfindung zc. und Theilung der Wälder, sondern eine Anleitung für Forstbediente und Waldbesitzer, sich vor den Nachtheilen der Abfindungen und Theilungen zu schützen, schreiben wollte. Er wollte also ein gesetzlich nothwendig gewordenes Uebel so unschädlich wie möglich machen; und aus diesem Grunde hätten wir gewünscht, daß der scharfsinnige und unbefangene Hr Verf., der die preussische Theilungs-Gesetzgebung hin und wieder einer gründlichen Critik unterwirft, sich auf einen höheren Standpunct gestellt, in den Geist und das Wesen der deutschen Theilungs-Gesetzgebung überhaupt (wie er es z. B. anderer Orten bey der Darstellung des Taxationswesens in Deutschland gethan hat) und nicht bloß für Preußen, eingedrungen und insbesondere auf die unausbleiblichen Folgen der Privatisierung und Flüssigmachung der Forsten, aufmerksam gemacht hätte. — Dadurch würde vielleicht der Gesetzgebung selber eine andere Richtung gegeben worden seyn; denn man

darf nicht vergessen, daß alle diese forstlichen Operationen mit ganz ähnlichen, landwirthschaftlichen, ursprünglich zusammen hängen, daß die ersteren aus den letzteren entsprungen sind, daß aber die forstwirthschaftlichen und landwirthschaftlichen Benutzungen des Bodens so himmelweit von einander in ihrem Grundprincipe verschieden sind, daß beide nicht auf dieselbe Weise betrieben werden können, obwohl sie recht gut nicht allein neben einander laufen können, sondern auch müssen.

Sodann hätten wir auch gewünscht, daß der Hr Verf. die Abfindung der Jagd, als etwas ganz Heterogenes, völlig weggelassen und hin und wieder auf den Stil mehr Aufmerksamkeit verwendet hätte. — So wird er z. B. S. 13 die Fassung der Frage: 'Was sind nun Staatsforsten — — in dieser Beziehung verschieden von einem solchen Communal = Forste?' nicht billigen.

Außerdem wird das forstmännische Publicum dem Hrn Verf. für diese vermehrte und verbesserte Ausgabe seines nützlichen Buches nur Dank sagen.

### F u l d a.

C. Müllersche Buchhandlung (Guler) 1844. Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgegeben von E. F. J. Dronke. Mit einem Stein-  
druck. 244 Seiten in Quart.

Unsere Geschichte vor Einführung des Christenthums ist dunkel und schwankend und gewinnt erst mit dieser einen festen und sicheren Boden, indem durch die reichen Schenkungen, welche den ersten errichteten Stiftern zu Theil wurden, die Finsterniß, welche über dem Lande liegt, sich zu erhel-  
len beginnt. Von den meisten dieser Stifter sind

jedoch nur höchst spärliche Nachrichten aus der ältesten Zeit auf uns gekommen, und was zunächst das westliche Mitteldeutschland betrifft, sind es nur drey, von denen sich Nachrichten über die Erwerbungen der ersten Jahrhunderte erhalten haben. Es sind dieses die Abteyen von Lorsch, Corvey und Fulda.

Schon frühe, wahrscheinlich unter Abt Hraban, hatte Fulda seine Erwerbsurkunden in acht Bänden zusammen getragen. Zwey Bände dieser Cartularien veröffentlichte schon 1607 Pistorius, das dritte von diesem abgedruckte Buch soll, nach der Meinung des Hrn Herausgebers, nicht zu jenen acht Bänden gehören. Wo diese Handschriften nach ihrem Abdrucke hingekommen, ist unbekannt, doch vermuthet Hr Dronke, daß sie sich in ein süddeutsches, wahrscheinlich Hohenzollernsches Archiv verloren hätten, und fordert deshalb zu Nachforschungen auf. Auch von den übrigen sind 5 Bücher verschwunden, und nur noch eins ist vorhanden und wird in dem Landesarchive zu Fulda bewahrt.

Erst drey Jahrhunderte nach Hraban wurde unter dem Abte Marquard I. (1150 — 1165) durch den Mönch Eberhard eine neue Sammlung der Fuldischen Traditionen veranstaltet. Eberhard excerpierete die Urkunden jener acht Bücher und zwar ganz in der Ordnung, wie diese sie geben, wie er selbst sagt 'summatis', und dieses sind die bekannten Summarien des Mönches Eberhard. Es sind dieselben von um so größerer Wichtigkeit, als sie die fehlenden Cartularien wenigstens einigermaßen ersetzen.

Die von Pistor gelieferten Urkunden, die des in Fulda noch vorhandenen Bandes und jene



Summarien, gab nun Schannat in dem *corpus traditionum Fuldensium* heraus; Einzelnes nahm er auch in der *Buchonia vetus*, in *Dioecesis Fuld.* und den *Probat. histor. Fuld.* auf.

Aber Schannat, dessen Verdienste um die Fuldische Geschichte sonst nicht verkannt werden dürfen, ist in dem Abdrucke von Urkunden durchaus nicht zuverlässig; er hat nicht nur nicht getreu copiert, sondern auch willkürliche Veränderungen vorgenommen, ja sogar, wie Ref. selbst die Erfahrung gemacht, einzelne Stellen augenscheinlich absichtlich weggelassen. Auch die Urkunden selbst hat er aus der geographischen Ordnung gerissen, wie sie das alte Copialbuch gibt, und in eine chronologische Folge gebracht.

Aehnliches hat er mit den Summarien vorgenommen und dadurch eine Verwirrung veranlaßt, die Ursache wurde, daß Eberhards Arbeit oft auf das bitterste getadelt worden ist, ja daß sogar die Echtheit seiner Angaben in Zweifel gezogen wurde.

Herr Dronke hat sich deshalb ein sehr großes Verdienst erworben, daß er eine neue und streng mit der Handschrift Eberhards überein stimmende Ausgabe der Summarien besorgt hat. Jeder Forscher muß ihm sich zu Dank verpflichtet fühlen. Auch nur eine oberflächliche Vergleichung mit den von Pistorius gegebenen Urkunden ist jetzt schon genügend, um jeden Zweifel über die Aechtheit der Eberhardschen Arbeit zu heben.

Von S. 1 — 158 nehmen die Summarien ein, hin und wieder von alten Zinsregistern, Beschreibungen von Kirchengrenzen, Schenkungs = Urkunden zc. unterbrochen, die von Späteren auf die leer gebliebenen Blätter der Handschrift Eberhards eingetragen worden.

Die zweite bis S. 184 reichende Hälfte enthält das bekannte Fuldische Nekrologium (*Liber mortuorum fratrum*), welches ebenwohl Schannat bereits veröffentlicht hat, aber auch wieder so nachlässig, daß Hr Dronke sich dadurch zu einem nochmaligen Abdrucke bewegen ließ.

Den Schluß bilden sehr genaue Personen- und Ortsregister über die Summarien, so weit es möglich war, mit Erläuterung der vorkommenden Vertlichkeiten. Die Zugabe dieser Register müssen wir um so dankbarer anerkennen, als erst dadurch das Ganze wahrhaft brauchbar wird.

Wir wünschen nur noch, daß es glücken möge, auch die noch fehlenden Bände der Traditionsbücher aufzufinden. — Aber wenn auch diese Hoffnung scheitern sollte, so geben wir uns wenigstens der Hoffnung hin, daß Hr Dronke sich der Herausgabe des einen noch vorhandenen Bandes derselben unterziehe.

Die Ausstattung des Buches ist sehr anständig zu nennen, auch ist ein Facsimile der Eberhard'schen Handschrift beigegeben. Ed.

### P a r i s.

Imprimerie royale 1843. Collection de documents inédits sur l'histoire de France. In Quart.

1) Troisième Série. Archéologie. Iconographie chretienne. Histoire de Dieu par Didron. 624 Seiten.

In der Zeit vom neunten bis zum siebenzehnten Jahrhundert ist eine unzählige Menge christlicher Bildwerke, gestochen, gewebt, aus Stein gehauen oder in Metall gegraben, auf Holz, Leinwand

oder Glas gemahlt, für Kirchen und Klöster in Frankreich angefertigt. Wie viele dieser Kunstwerke auch durch den Einfluß der Zeit, durch bilderstürmende Rotten oder durch Zufall irgend einer Art der Vernichtung entgegen geführt sind, so bleibt doch die Zahl derselben, vorzüglich in den bischöflichen Kirchen, immer noch höchst beträchtlich. Namentlich haben, wie in der Einleitung bemerkt wird, die Cathedralen zu Chartres und Bourges in dieser Beziehung keine, die zu Lyon nur eine geringe Einbuße gelitten und in den Domen zu Strassburg und Rheims ist von den gedachten Ornamenten wenigstens mehr als die Hälfte erhalten. Mit äußerst geringen Ausnahmen sind diese Bildwerke, welche zur Unterweisung und Erbauung der gläubigen Gemeinde bestimmt waren, den Erzählungen der heiligen Schrift und der Legende entnommen. Daß eine anschauliche Beschreibung derselben in Bezug auf die Gestaltung der Kunst und der religiösen Anschauung und damit des ganzen geistigen Lebens des Volkes von der höchsten Wichtigkeit ist, wird der näheren Erörterung nicht bedürfen. Hier genüge die Bemerkung, daß der Herausgeber in der Anordnung der Masse keinesweges nach Willkür verfuhr, sondern die encyclopädische Zusammenstellung des Vincent von Beauvais zu Grunde legte. Darnach stoßen wir zuerst auf die Iconographie Gottes, dann der Engel, endlich des Teufels. Hierauf folgen die Darstellungen, welche sich auf die sieben Tage der Schöpfung beziehen, auf den Sündenfall und dessen nächste Folgen, auf die Geschichte der Patriarchen, Richter, Propheten und Könige des jüdischen Volkes. So gelangt man zu den Bildwerken über das Leben der Jungfrau Maria, des Heilandes, der Apostel, Märtyr

tyrer, Heiligen. Den Schluß bilden die Gestalten, welche der Offenbarung Johannis entnommen sind. Die zahlreichen, in den Text hinein gedruckten Holzschnitte sind nach Zeichnungen angefertigt, welche mit der höchsten Sorgfalt aufgenommen wurden und bey denen, wenn irgend möglich, die Zeit der Entstehung bemerkt ist. Den Text anlangend, so ist derselbe durch mehrere Gelehrte besorgt (Delécluze, Baron Taylor, Graf Montalembert, Graf August von Bastard, du Sommerad, August Leprévost, Schmit und Albert Venoir), vor einer Commission des comité historique des arts et des monuments verlesen und nach den bey dieser Gelegenheit für nothwendig erachteten Zusätzen, Auslassungen oder Abänderungen abgedruckt, jedoch dergestalt, daß dem Herausgeber die Unordnung der Reihenfolge unbenommen blieb.

2) *Première Série. Histoire politique. Chronique des ducs de Normandie par Benoit, trouvère anglo-normand du XII. siècle, publiée par Francisque Michel. Tome II. 1844. 890 Seiten.*

Der erste Theil dieser gereimten Chronik enthielt, wie früher bemerkt ist \*), 31778 Strophen; der vor uns liegende gibt den Schluß des im Ganzen aus 42320 Strophen bestehenden Gedichtes. Bey Gelegenheit der Mittheilung von Varianten, die sich aus der Collation einer zweyten, von der Abtey Marmoutier stammenden, zu Tours aufbewahrten Handschrift ergeben haben, bemerkt der Herausgeber, daß die Entdeckung dieses ursprünglich zu Marmoutier aufbewahrten Codex dem früher von ihm geschehenen Ausspruch, daß der Verf. in der Touraine gelebt habe und vielleicht kein anderer

\*) Gelehrte Anzeigen, Jahrgang 1838. St. 192.

als Benoit de Saint-More gewesen sey, entschieden das Wort rede, da das Städtchen Sainte-Maure nur etwa 7 Lieues von Tours entfernt liege, die genannte Abtey aber in einer der Vorstädte von Tours gestanden habe.

Von den vier appendices mit französischen Poesien, welche dieser Chronik beygegeben sind, enthält der erste ein geistliches Lied des eben genannten Benoit, welches, bereits früher aber incorrect und unvollständig durch Leroux de Vincy abgedruckt, hier nach der auf dem British Museum bewahrten Handschrift veröffentlicht wird; der zweyte gibt eine aus 241 Versen, jeder von 6 Strophen, bestehende Lebensbeschreibung des heiligen Erzbischofs Thomas von Canterbury; der dritte eine französische Dichtung in 648 kurzen Strophen *De monacho in flumine periclitato, meritis beate Marie ad vitam revocato*, beide nach der Handschrift auf der königl. Bibliothek in Paris; der vierte endlich ein in 213 Kapiteln oder Abtheilungen, deren jede, obwohl einige gegen 30 Strophen zählen, nur einem und demselben Reim folgt, zerfallende Chronik *De la guerre entre Henri II. et son fils aîné, en 1173 et 1174*, von Jordan Fantosme verfaßt und handschriftlich auf der Bibliothek der Cathedrale zu Durham befindlich. — Den Beschluß dieses Bandes macht eine *Table analytique des matières* der verschiedenen hier abgedruckten Poesien, ein mit großem Fleiße ausgearbeiteter Doppelindex für die Eigennamen und ein schwer zu entbehrendes Glossar. Hav.

### Z ü r i c h,

bey Meyer und Zeller 1844. Die Kirchenverfassung der Piemontesischen Waldensergemeinden von S. Heinrich Weiß. VIII und 76 S. in Octav.

Interesse an der Geschichte, den Glaubenssätzen und bürgerlichen Verhältnissen der Waldenser bewog den Verf. im Jahre 1832, in den von dieser uralt evangelischen Gemeinde bewohnten Thälern Piemonts eine geraume Zeit zu verweilen. Mochte hierbey ursprünglich die Absicht zum Grunde liegen, für eine zu veröffentlichende Geschichte der Waldenser Beyträge zu sammeln, so wurde diese durch das Erscheinen des Werkes von Dieterici und des in Deutschland weniger bekannten von Muston (*Histoire des Vaudois etc. Paris 1834*) beseitigt, so daß der Verf. sich auf Mittheilungen über die Kirchenverfassung dieser Gemeinde zu beschränken beschloß. Diesen, welchen wir eine zusammenhängende Darstellung der noch jetzt bey den Waldensern geltenden kirchlichen Verhältnisse verdanken, liegen im Auszuge die von 1690 bis 1828 abgefaßten Synodalprotocolle zu Grunde. Die Zusammensetzung, die herkömmliche Weise der Verhandlungen und die Befugnisse der Synode, sodann des Kirchenrathes, der während des dreijährigen Zwischenraumes, nach welchem erstere berufen wird, an die Stelle derselben tritt, endlich der Consistorien oder Kirchenältesten werden vom 2. bis 5. Kap. erläutert. Kap. 5 und 6 umfassen die Wahl und Functionen der Geistlichen und verbreiten sich über die den Theologie Studirenden obliegenden Verpflichtungen und die für sie gestifteten Stipendien. Kap. 7 bespricht das Schulwesen, Kap. 8 das 1824 gegründete, vornehmlich durch Beyträge aus Preußen, Holland und England erhaltene Hospital. Als Anhang folgen einmahl Auszüge aus den ältesten Catechismen der Waldenser, sodann aus den Satzungen der zu jüngst gehaltenen Synode.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

193. Stück.

Den 2. December 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften feyerte am 16. November ihren Jahrestag zum zwey und neunzigsten Mahle.

Herr Professor Hermann hielt eine Vorlesung: 'Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und Brutus', von deren Inhalt eine Anzeige nachfolgen wird.

Hofrath Hausmann erstattete darauf den Jahresbericht, aus welchem wir hier Folgendes mittheilen.

Das Directorium der Societät, welches in dem verflossenen Jahre Herr Hofrath Ritter geführt hatte, ist zu Michaelis von der historisch-philologischen Classe auf die physicalische übergegangen und von dem Herrn Obermedicinalrath Langenbeck übernommen worden.

Die Societät hat in ihrem hiesigen engeren Kreise durch den früher in diesen Blättern angezeigten Tod des verdienstvollen Hofraths und Prof.

George Friedrich Benecke, der seit 1830 ihr ordentliches Mitglied in der historisch=philologischen Classe war, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Von ihren auswärtigen Mitgliedern sind der Societät in dem letzten Jahre aus der physikalischen Classe, der Chevalier Stephan Geoffroi St. Hilaire zu Paris, und aus der historisch=philologischen Classe, der k. k. Hofrath und erster Custos der Hofbibliothek zu Wien, Barth. Kopitar entrissen worden. Auch hat sie den Tod von zweyen ihrer Correspondenten zu beklagen, des Dr und Prof. der Medicin zu Kopenhagen, Ludwig Jacobson, und des kurhessischen Geheimen Hofraths und Prof. der Chemie zu Marburg, Dr Ferdinand Wurzer.

Zu den erfreulichen Ereignissen im Kreise der königl. Societät gehört dagegen, daß die historisch=philologische Classe durch die von dem königl. Universitäts = Curatorium bestätigte Aufnahme des Herrn Consistorialrathes Dr Gieseler als ordentliches Mitglied derselben, einen lange entbehrten Vertreter des Faches der Kirchengeschichte gewonnen hat. Zum auswärtigen Mitgliede in derselben Classe wurde im Verlaufe des letzten Jahres, der um die Alterthumswissenschaft hochverdiente Geheimerath und Prof. Dr Friedrich Kreuzer zu Heidelberg erwählt, und die Wahl vom königl. Universitäts = Curatorium bestätigt. Zu neuen Correspondenten wurden von der königl. Societät ernannt: der Doctor der Medicin, Robert Willis in London, der Baron von Reiffenberg zu Brüssel, und der Professor der Archäologie zu Gent, Dr Roulez.

\*

\*

\*

Was die von der Societät für den November



d. S. aufgegebenen Preisfragen betrifft, so war als Hauptpreisaufgabe von der historisch = philologischen Classe gefordert:

daß durch eine genaue Untersuchung ausgemittelt werde, welche Männer und welche Ursachen besonders bewirkt haben, daß vom dritten Jahrhunderte nach Chr. G. an allmählich die Aristotelische Philosophie der Platonischen den Rang abgelaufen habe.

Leider ist diese Frage unbeantwortet geblieben.

Eine erfreulichere Theilnahme hat dieses Mahl die öconomische Aufgabe gefunden, welche die Beantwortung der Frage verlangt hatte:

**Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet?**

Die Societät hat fünf Schriften erhalten, worin die Lösung der Aufgabe versucht worden.

Die Schrift Nr. 1 mit dem Motto: 'In der Natur steht Alles in Wechselwirkung', ist sehr ausführlich. Der Verfasser legt in derselben Belesenheit, Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der Agronomie und mit den physicalischen und öconomischen Verhältnissen der Marschgegenden des nordwestlichen Deutschlands an den Tag, und hat sich bestrebt, möglichst umfassend Alles zu berücksichtigen, was sich auf den Gegenstand der Aufgabe bezieht. In dem ersten Abschnitte ist weitläufig von der Entstehung und Eintheilung des Marschbodens überhaupt die Rede, wobey der Verf. Fluß = Marschen, Flußmündungs = Marschen oder Delta's und Seeufer = Marschen unterscheidet. Der zweynte Abschnitt enthält eine kurze Uebersicht

der ohngefähren Größe des Marschlandes im Königreiche Hannover, in Holstein und Schleswig. Der dritte handelt von der Schichtung, Mächtigkeit und den Bestandtheilen der Marschen; der vierte von ihrer Fruchtbarkeit. In dem fünften Abschnitte kommt dann der Verf. zum Hauptgegenstande der Abhandlung, zur Untersuchung, worin die Fruchtbarkeit des Marschbodens begründet ist. Es werden dabey die Wiesen- und Weide-Gründe von dem Ackerlande unterschieden, von welchen das letztere zunächst in Betrachtung gezogen worden. Bevor der Verf. zur Entwicklung der Ursachen der hohen Fruchtbarkeit der Marschen schreitet, sendet er Einiges über das Wachsthum und die Nahrungsmittel der Pflanzen überhaupt voraus. Die Ansichten, zu denen er sich hierbey bekennt, sind die der älteren Agronomie. Der Verf. sucht darzuthun, daß die Fruchtbarkeit der Marschen hauptsächlich in dem Vorhandenseyn der erforderlichen Menge und des angemessenen Mischungsverhältnisses aller zur vollständigen Ausbildung der zu cultivierenden Gewächse erforderlichen Nahrungsmittel, so wie in ihrer eigenthümlichen geographischen Lage, nicht aber in irgend einem besonderen Nahrungs- oder Reizmittel begründet sey. Im sechsten Abschnitte sucht der Verf. die Behauptung zu widerlegen, daß die Fruchtbarkeit der Marschen vorzüglich in ihren salinischen Bestandtheilen begründet sey. Es wird hier zugleich gezeigt, daß der Kley und die so genannte Wühlerde, durch deren Vermengung eine Art von Mergelboden gebildet werde, die Theile des Marschbodens seyen, in welchen die Hauptbedingung seiner Fruchtbarkeit liege. Im siebenten Abschnitte theilt der Verf. Einiges über die Benutzungsart des Marschbodens mit, um dadurch die Natur der Marschen und die Ursachen

ihrer theilweisen ungemeynen Fruchtbarkeit noch in ein helleres Licht zu stellen. Im achten Abschnitte sucht endlich der Verf. zu zeigen, welche Folgerungen sich aus dem Vorhergehenden für die Lehre von der Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt ziehen lassen.

Wenn nun gleich der Verf. auf die Beantwortung der Frage viele Mühe gewandt hat, so ist seine Arbeit doch nicht ohne bedeutende Mängel. Es sind von ihm zwar manche frühere, auf den Gegenstand der Aufgabe sich beziehende Untersuchungen benützt worden; dagegen ist ihm aber Eini- giges entgangen, was gerade für den Zweck seiner Arbeit von besonderer Wichtigkeit war. Dahin gehören vor Allem die zahlreichen, von Sprengel gemachten chemischen Analysen von Bodenarten aus den verschiedenen Marschgegenden des nordwestlichen Deutschlands, welche sich in der 1837 erschienenen Bodenkunde desselben S. 515 — 536 finden. Diese hätten um so mehr Berücksichtigung verdient, da von dem Verf. selbst gar keine chemische Untersuchungen des Marschbodens angestellt worden. Um zu einem sicheren Resultate hinsichtlich der Ursachen der großen Fruchtbarkeit des Marschbodens zu gelangen, hätte eine genaue Vergleichung seiner chemischen Zusammensetzung mit der anderer Bodenarten voran gehen müssen. Mit Recht pflichtet der Verf. der Ansicht bey, daß außer den Bestandtheilen auch die physicalischen Eigenschaften des Bodens von großer Bedeutung für die Fruchtbarkeit sind. Er führt die allgemein bekannten Resultate der Schüblerschen Untersuchungen an, wogegen aber genaue Angaben über die Schwere, Consistenz, wasserfassende und wasserhaltende Kraft, die Wärmecapacität und wärmeleitende Kraft des Marschbodens und andere physiz-

calische Eigenschaften desselben gänzlich fehlen. Zur genügenden Beantwortung der Frage wäre die Anstellung von Versuchen über jene Gegenstände erforderlich gewesen. Da jene Eigenschaften mit dem Aggregatzustande des Bodens im genauen Zusammenhange stehen, so hätten auch hierüber vergleichende Untersuchungen angestellt werden müssen, da wohl angenommen werden darf, daß durch die eigenthümliche Bildungsweise dem Marschboden ein Aggregatzustand verliehen worden, der auf seine Fruchtbarkeit von besonders günstigem Einflusse ist. Auch die climatischen Verhältnisse der Marschgegenden, auf welche der Verf. mit Recht Gewicht legt, hätten bey der Beantwortung der Frage genauer, als es geschehen, berücksichtigt werden müssen. Wenn man gleich dem Verf. keinen Vorwurf daraus machen kann, daß er der neuesten, von Liebig aufgestellten agronomischen Theorie nicht huldigt, so stößt man doch ungern auf manche Ansichten und Erklärungen, die unstatthast sind, mag man sich zu den älteren oder neueren agronomischen Lehren bekennen. Was die Form der Abfassung der Schrift betrifft, so ist auch in dieser Hinsicht Manches zu tadeln. Die Vertheilung der abgehandelten Gegenstände unter die verschiedenen Abschnitte ist nicht immer zweckmäßig. Vieles ist zu weit herbey gezogen, wodurch der Umfang der Abhandlung erweitert worden, ohne die Beantwortung der Frage wesentlich zu fördern; und allgemein Bekanntes ist mitgetheilt, welches ohne der Deutlichkeit zu schaden, hätte übergangen werden können. Die Arbeit befriedigt also, ob sie gleich in mancher Hinsicht lobenswerth ist, im Ganzen doch keinesweges, und läßt für die Beantwortung der Frage viel zu wünschen übrig.

Bey der Concurränzschrift Nr. 2 hat sich der

Verfasser gegen die bestehende, allgemein bekannte Ordnung genannt, daher sie nicht berücksichtigt werden konnte.

Die Schrift Nr. 3 führt das Motto: 'Auch der Versuch, die Wahrheit aufzufinden, ist lobenswerth.' Sie hat nur einen geringen Umfang, zeichnet sich aber durch eine klare und wohl geordnete Darstellung aus. Von den allgemeinen Bodenverhältnissen der Elbniederung gibt sie eine kurze, aber gute Uebersicht. Der Verf. findet die große Fruchtbarkeit des Marschbodens in seinem Mischungsverhältnisse, in dem Klima, und vorzüglich in der angemessenen Feuchtigkeit des Bodens; stimmt mithin im Wesentlichen mit den in der Schrift Nr. 1 entwickelten Ansichten überein. Er bleibt indessen nur bey allgemeinen Betrachtungen stehen, ohne tiefer in den Gegenstand einzudringen und dasjenige zu berücksichtigen, was von Anderen bereits in Beziehung auf denselben geleistet worden.

Die Schrift Nr. 4 ist mit keinem Motto versehen und füllt nicht einmahl einen Bogen aus. Auch liegt in dem Wenigen, was über den Gegenstand der Aufgabe gesagt worden, ein hinlänglicher Beweis, daß der Verf. durchaus unfähig war, die Frage genügend zu beantworten.

Erst wenige Tage vor obiger Sitzung hat die Societät die Concurränzschrift Nr 5 mit dem Motto: 'Felices si sua bona norint' erhalten. Wegen der Verspätung würde sie der Strenge nach keinen Anspruch auf Berücksichtigung gehabt haben. Indessen ist sie theils wegen der von dem Verf. beygefügtten Entschuldigung, theils in Betracht der von ihm auf die Beantwortung gewandten Mühe, dennoch ausnahmsweise einer Beurtheilung unterworfen worden. Die Schrift ist von

bedeutendem Umfange. Ihr Verf. zeigt eine genaue Bekanntschaft mit den landwirthschaftlichen Verhältnissen der Marschen des nordwestlichen Deutschlands, und hat in seiner Abhandlung eine Menge schätzbarer öconomischer Erfahrungen nieder gelegt; aber über den eigentlichen Gegenstand der Aufgabe gibt sie nur wenig Aufschluß. Genaue eigene Untersuchungen in Beziehung darauf werden vermisst, und das von Anderen Geleistete ist unvollständig mitgetheilt. Auch zeugen die über die Fruchtbarkeit des Marschbodens gegebenen Erklärungen nicht von einer so genauen Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Stande der Agronomie, als zu einer genügenden Lösung der Aufgabe erforderlich seyn würde. Ein großer Theil der Schrift bezieht sich gar nicht einmahl zunächst auf die Frage, sondern handelt von der Art der Benutzung der Marschen und von den Mitteln, ihre Cultur zu verbessern, wobey der Verf. nicht bloß die norddeutschen Marschgegenden berücksichtigt, sondern seine Mittheilungen auch auf die Benutzung des Anschwemmungsbodens in England, Schottland, Belgien, Frankreich und Italien ausgedehnt hat. In einem besonderen § ist sogar von den Folgen die Rede, welche die Anschließung des nordwestlichen Deutschlands an den preussischen Zollverein auf die Landwirthschaft des Ersteren haben dürfte.

Unter den fünf Concurränzschriften nähert sich die erste der Lösung der Aufgabe am Mehrsten; wegen ihrer bedeutenden Mängel hat ihr indessen der Preis leider nicht zuerkannt werden können. Die den Schriften Nr. 1. 3 und 5 beygefüigten versiegelten Zettel wurden in obiger Sitzung ordnungsmäßig verbrannt.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

194. 195. Stück.

Den 5. December 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige des von dem Hofrath Hausmann in der Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 16. November erstatteten Jahresberichtes.

Für die nächsten Jahre sind von der Königl. Societät folgende Hauptpreisfragen aufgegeben:

Für den November 1845 von der physikalischen Classe:

Quinam locus systemati nervi sympathici disquisitionum anatomicarum, microscopiarum et pathologicarum ope assignandus est?

Welche Stellung läßt sich dem sympathischen Nervensysteme durch anatomische, mikroskopische und durch pathologische Untersuchungen anweisen?

Für den November 1846 von der mathematischen Classe:

Tabulae Urani, quibus etiamnum utimur,

superstructae sunt motibus planetae inde ab anno 1781 usque ad 1821 observatis, cum quibus satis bene quadrant, quatenus quidem e numeris a tabularum auctore allatis judicare licet. Septemdecim positiones anteriores vero, quas Flamsteed, Bradley, Tob. Mayer atque Lemonnier in observationibus suis inscii reliquerant, cum recentioribus tam accurate quam par erat conciliari non potuerunt, et hanc ipsam ob causam nulla earum ratio habita est in stabiliendis tabularum elementis, a quibus nonnullae ex illis plus uno minuto primo discrepant.

Attamen etiam consensus cum observationibus recentioribus mox turbatus est; deviationes tabularum haud contemnendae mox subortae sensimque adauctae nunc jam ad duo propemodum minuta prima excreverunt. Postulat itaque Societas Regia

ut theoria motuum Urani modo condigno ab integro retractetur, singulaque laboris capita ambitu satis amplo explicentur.

Die Uranustafeln, deren wir uns noch gegenwärtig bedienen, sind allein auf die in dem Zeitraume von 1781—1821 erhaltenen Beobachtungen gegründet, und stellen dieselben sehr gut dar, so weit die von dem Urheber der Tafeln allerdings nur in einem sehr abgekürzten Auszuge beigebrachten Mittheilungen ein Urtheil verstatten. Die siebenzehn aus zufälligen älteren Beobachtungen von Flamsteed, Bradley, Tobias Mayer und Lemonnier, hergeleiteten Ortsbestimmungen hatten sich mit den neueren nicht befriedigend vereinigen lassen, und waren



deshalb von der Begründung der Tafeln ausgeschlossen geblieben, von welchen sie zum Theil etwas über eine Minute abweichen.

Allein auch jene Uebereinstimmung der Tafeln mit den neueren Beobachtungen hat sich nicht lange bewährt: die Abweichungen der Tafeln haben bald angefangen merklich zu werden, und sind, von Jahr zu Jahr sich vergrößernd, jetzt bereits auf fast zwey Boggenminuten angewachsen. Die kön. Societät verlangt daher:

eine den hinlänglich bekannten Anforderungen, welche der gegenwärtige Stand der Wissenschaft an derartige Untersuchungen macht, genügende neue Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegungen, und erwartet die Darlegung der Hauptmomente in einer angemessenen Ausführlichkeit.

Für den November 1847 ist von der historisch = philologischen Classe folgende neue Preisfrage aufgegeben:

Inter eos populos Romanorum imperio subjectos, quibus vel patrii juris partem reliquit vel alia beneficia concessit gens victrix, insignem locum obtinent Judaei. Multis enim modis excepti erant e generali provinciarum statu, ita ut Romani Judaeos, in quacunque provincia degerent, maximam partem propriis suis institutis uti sinerent, insuperque iis insignia privilegia impertirent. Attamen vero non ubicunque eadem erant Judaeorum commoda, varioque tempore variabat eorum sub Romanis conditio et

status. Quae quum ita sint, desiderat Societas Regia:

‘Historiam criticam et e fontibus hauritam status publici, quem concesserunt Romani Judaeis tum in ipsa Palaestina tum extra patriam degentibus, inde a tempore Pompeji M. usque ad interitum imperii Romani occidentalis.’

Unter denjenigen der Römischen Herrschaft unterworfenen Völkern, denen Theile ihres vaterländischen Rechtes gelassen wurden oder welche die siegende Nation auf andere Weise begünstigte, nehmen die Juden eine sehr bemerkbare Stelle ein. Vielfältig bilden ihre Verhältnisse Ausnahmen von der gewöhnlichen Stellung der Provinzialen, so daß sie, in welcher Provinz sie sich aufhalten, meistens nach eigenen Einrichtungen leben dürfen und außerdem sich hoher Privilegien erfreuen. Indes ihre günstigen Verhältnisse waren sich nicht überall gleich und ihre staatsrechtliche Stellung unter den Römern war zu verschiedenen Zeiten verschieden. Die königl. Societät der Wissenschaften wünscht daher:

‘Eine critische und quellenmäßige Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Juden unter römischer Herrschaft sowohl innerhalb als außerhalb Palästinas, von Pompejus dem Großen bis auf den Untergang des weströmischen Reiches.’

Die Concurränzschriften müssen vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre an die königl. Societät postfrey eingesandt seyn.

194. 195. St., den 5. December 1844. 1933

Der für jede dieser Aufgaben ausgesetzte Preis beträgt fünfzig Ducaten.

\* \* \*

Die von der königl. Societät für die nächsten Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende.

Für den November 1845:

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben mancher Würmer und vieler Insecten, zumahl vieler Larven der letzteren, einen bestimmten Einfluß haben, und daß Manches von dem, was in Ansehung der Verbreitung jener Thiere und anderer sie betreffenden Erscheinungen wahrgenommen wird, in den Boden-Beschaffenheiten begründet ist. Eine genauere Kenntniss dieses noch nicht genügend erforschten Verhältnisses würde unstreitig in Beziehung auf die in land- und forstwirthschaftlicher Hinsicht schädlichen Würmer und Insecten von besonderem Interesse seyn; daher die kön. Societät die Aufgabe stellt:

‘Eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntniss dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen seyn dürfte.’

Für den November 1846 ist von der königl. Societät die Preisfrage, die dieses Mal nicht genü-

gend beantwortet worden, von neuem aufgegeben:

Die große Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands in das Meer, der in manchen Gegenden ohne Düngung der Felder reiche Erndten gewährt, ist eine vielfach besprochene, aber noch nicht genügend erklärte Erscheinung. Ohne Zweifel würde aber die Lösung dieses Räthsels zugleich für die Lehre von der Fruchtbarkeit des Bodens überhaupt erspriesslich seyn können. Die k. Societät setzt daher einen Preis auf die beste Beantwortung der Frage:

‘Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet?’

Der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrrenz zulässigen Schriften bey der kön. Societät portofrey eingesandt seyn müssen, ist der Ausgang des Septembers der bestimmten Jahre.

Der für die beste Lösung einer jeden der öconomischen Aufgaben ausgesetzte Preis beträgt vier und zwanzig Ducaten.

### G ö t t i n g e n .

Ueber die von dem Prof. Hermann in der Versammlung der königl. Societät der Wissenschaften am 16. November gehaltene Vorlesung zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus theilen wir Folgendes mit:

Bekanntlich sind es gerade hundert Jahre, seit der Streit, welcher sich zwischen den beiden Be-

amten der Universität Cambridge, ihrem Bibliothecar Middleton und ihrem Drator Tunstall über des ersteren Lebensbeschreibung des Cicero erhoben hatte, den letzteren veranlaßte, die beiden auf uns gekommenen Bücher von Briefen Ciceros an M. Brutus, deren Unechtheit nicht erkannt zu haben eine seiner hauptsächlichsten Beschuldigungen gegen Middleton gewesen war, noch einmahl einer ausdrücklichen Critik zu unterziehen, deren zernichtendes Resultat bey seinen Zeitgenossen solchen Anklang fand, daß gleich im folgenden Jahre Jeremias Markland nicht nur dasselbe wiederholt mit neuen Gründen zu unterstützen, sondern ein ähnliches Verdammungsurtheil auch über vier ciceronianische Reden zu erstrecken unternahm; und diese Critik hat dann auch in Deutschland solchen Anklang gefunden, daß noch bis auf den heutigen Tag nicht wenige Philologen jene Reden und Briefe entweder gar keiner Betrachtung zu würdigen oder wenigstens nur mit Mißtrauen und Vorurtheil zu betrachten pflegen. Für die Reden öffnete zwar schon nach wenigen Jahren unser großer Johann Matthias Gesner in der Mitte unserer Societät seinen Mund zur Vertheidigung; aber seine sanfte Warnungsstimme verhallte bald wieder hinter dem rollenden Donner der Polemik Friedrich August Wolfs; und wenn auch hinsichtlich jener gegenwärtig gegründete Hoffnung vorhanden ist, daß die Sonne der Wahrheit wieder durch die Wetterwolken brechen und ihre bereits von Kennern der römischen Geschichte wie Drumann und der ciceronianischen Sprache wie Klotz anerkannte Echtheit in ihre alten Rechte einsetzen werde, so schmachten doch die Briefe an Brutus fortwährend unter den Folgen des Bannstrahls der englischen Critik, dessen Berechtigung

zu prüfen bey der großen Seltenheit der betreffenden Streitschriften fast unmöglich war. Wohl mag mancher ehrliche deutsche Philologe, wenn sein Blick einmahl zufällig auf diese verfehmten Urkunden fiel, ungläubig gestutzt und nicht begriffen haben, wodurch sie ein so hartes Urtheil verschuldet haben könnten; so lange ihm aber die Anklagepuncte nicht selbst vorlagen, mußte er immer denken, daß dieselben tiefer begründet seyen, als sein Auge zu dringen vermöge, und da doch in wissenschaftlichen Dingen Niemand gern kurzichtig erscheinen will, so ließ man es fortwährend bey jenem Urtheile der ersten Instanz bewenden, obgleich es auch so nicht ausbleiben konnte, daß einzelne Behauptungen der Gegner hin und wieder beyläufig erschüttert wurden, während merkwürdig genug in einer so langen Reihe von Jahren auch nicht ein einziger neuer Verdachtsgrund hinzu gekommen ist. Unter diesen Umständen hatte der Verfasser, der seit seiner ersten näheren Beschäftigung mit dieser Literatur sich nie von der Unechtheit der genannten Briefe überzeugen konnte, so bald ihm die Schätze der hiesigen Bibliothek zugänglich wurden, sich ein Geschäft daraus gemacht, die Ausstellungen der englischen Gelehrten aus ihren eigenen Schriften besser kennen zu lernen, als ihm dieses bisher aus den Prolegomenen von Schüz möglich gewesen war; weit entfernt aber, von dem, was ihm dort unbegreiflich geblieben war, nunmehr überzeugt zu werden, konnte er sich nicht genug verwundern, welche leichte und unzulängliche Einwürfe, welche übertriebene oder aus der Luft gegriffene Beschuldigungen, ja welche geradezu calumniöse und sophistische Angriffe hier mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit vorgetragen waren, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

Namentlich gilt dieses von Markland, der sich insbesondere den sprachlichen Ausdruck und Gedankengang zum Gegenstande seiner Prüfung genommen und in dieser Hinsicht zu zeigen gesucht hat, daß den Verfassern dieser Briefe das Lateinische nicht einmahl Muttersprache gewesen, sondern aus allerley Reminiscenzen aus Cicero und Schriftstellern späterer Zeit bis zur Vulgata herunter nicht ohne starke Verstöße gegen Logik und feineren Sprachgebrauch zusammen gesetzt sey; von dem sich aber auch hier bewährt, was schon Zeitgenossen über ihn urtheilten: intelligendo facit ut nihil intelligat, und dem es nicht schwer fällt Schritt für Schritt nachzuweisen, wie er weder des ciceronianischen Sprachgebrauches, noch des Zusammenhanges der Gedanken, wogegen er überall Fehler zu entdecken glaubt, selbst so mächtig gewesen ist, daß er nicht gröbere Irrthümer als der getadelte Brieffsteller begangen hätte. Diesem Nachweise hat der Verf. dann auch bereits diesen Sommer eine eigene Abhandlung gewidmet, die als Gratulationschrift der hiesigen Universität zum Jubelfeste der Königsberger Albertina unter dem Titel: *Vindiciae Latinitatis epistolarum Ciceronis ad M. Brutum et Bruti ad Ciceronem* (in der Dieterichschen Officin, 48 Seiten in Quart) erschienen ist, und schmeichelt sich darin dargethan zu haben, daß nicht wenig, was Markland oder auch Lunstall als unciceronianisch anfechten, gleichwohl auch in anderen Schriften oder Briefen Ciceros eben so vorkommt; daß selbst dasjenige, wofür sich aus Cicero keine vollkommene Parallelstellen beybringen lassen, durch sonstige classische Auctoritäten oder Analogien genügend gerechtfertigt oder wenigstens aus der Familiarität des Brieffstils entschuldigt werden kann; daß alle Dunkelheiten oder

Widersprüche, welche jene in der Aufeinanderfolge der Gedanken oder in der Vergleichung mehrerer Briefe unter einander zu finden geglaubt haben, bey näherer Betrachtung verschwinden; und daß endlich, wo ja eine Schwierigkeit sich auf exegetischem oder grammatischem Wege nicht heben ließe, dafür schon die Wortcritik im Einzelnen Rath weiß, ohne daß es deshalb nöthig wäre, einen ganzen Brief, ja die ganze Sammlung mit einem Mahle zu verdammen. Doch ist dieses allerdings erst eine einzelne Seite der Rechtfertigung und noch keinesweges die wichtigste, indem sie fortwährend Luft als Zweifel übrig läßt, die weniger auf das Sprachliche als auf das Historische und Chronologische gerichtet die ganze Sammlung mehr in ihrem Mittelpuncte angreifen; und nach dieser Richtung hin hat der Verfasser daher die Untersuchung in seiner gegenwärtigen Vorlesung fortgesetzt, obgleich auch diese zuvörderst nur den literargeschichtlichen Theil der Frage abgehandelt und von dem historischen erst einige Proben gegeben hat, die demnächst in einer zweyten weiter ausgeführt werden sollen.

Bey der literargeschichtlichen Untersuchung über die Echtheit oder Unechtheit einer Schrift kommt es hauptsächlich auf zweyerley an, ob eine Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daß dieselbe auch zu einer Zeit, von einem andern Verfasser habe geschrieben werden können, und ob es an äußeren oder inneren Gründen fehle, um sie nichts destoweniger an der überlieferten Stelle festzuhalten; und über diese beiden Fragen mußte sich daher auch die Vorlesung zunächst verbreiten. Hier aber bot sich ihr sogleich in der ersten Rücksicht der große Vortheil dar, daß sich die Ansichten der Gegner selbst, sobald sie aus der Negative zu einer bestimmten Vorstellung über die Entstehung



dieser vorgeblichen Fälschung überzugehen suchen, in solche Unklarheiten oder Widersprüchen verwickeln, daß auch wer ihre einzelnen Ausstellungen für gegründetere halten sollte, als sie wirklich sind, gleichwohl an der Möglichkeit einer Fälschung, wie sie sie denken, irre werden muß. Einmahl stehen sich Tunstall und Markland selbst in ihren Urtheilen über den Fälscher nicht selten geradezu entgegen: wo der Eine Nachlässigkeit, erblickt der Andere Peinlichkeit, wo der Eine Ignoranz, will der Andere gelehrte Affectation wahrnehmen, und während Tunstall über die ganze Sammlung in Bausch und Bogen den Stab bricht, nimmt Markland nicht nur verschiedene Verfasser von ungleichen Fähigkeiten und Kenntnissen an, sondern läßt auch einige Briefe wirklich als echt gelten, zumahl den ersten, von dem er sogar vermuthet, daß er in betriegerischer Absicht an die Spitze des Ganzen gestellt sey, um den Leser über den sonstigen Ursprung desselben zu täuschen. Sodann aber ist es schwer zu sagen, was für eine Art von Menschen sie sich in den Zeiten mittelalterlicher Barbarey — Tunstalls eigener Ausdruck — zu einer solchen Täuschung fähig oder geneigt denken, da sie jeder näheren Bestimmung des Zeitpunctes oder Zweckes derselben ausweichen und sich darauf beschränken, sie zwischen das 6te und die Mitte des 14ten Jahrhunderts zu legen, wo uns bey Petrarca wieder die erste Kenntniß jener Briefe begegnet. In diesem ganzen Zeitraume aber, meint Markland, sey jedes Jahrhundert zu solcher Arbeit geeignet gewesen, zu welcher es nur dreyerley Eigenschaften bedurft habe, deren keine man einzelnen Männern jener Zeit absprechen könne, einige Kenntniß des Lateinischen, gesundes Urtheil und Industrie; und wenn es also nie an Leuten

gefehlt habe, welche die dazu erforderlichen Voraussetzungen besaßen, so werde andererseits jeder Mangel einer oder der anderen dieser Eigenschaften einen der Fehler mit sich führen, durch welche sich der Fälscher dieser Briefe selbst verrathen habe; gewis ein sehr bündiges Raisonnement, womit letzteren gerade das wieder abgesprochen wird, womit der Gegner die Möglichkeit ihrer Entstehung im Mittelalter nachzuweisen versucht hat! Nicht besser steht es übrigens mit Tunstall, der sich aus dieser Frage sehr klüglich dadurch heraus gezogen hat, daß er seinen Fälscher immer einen Sophisten nennt, und dadurch zugleich unwillkürlich die unlautere Quelle seiner Pseudocritik aufdeckt, durch welche er sich an diesen Briefen ähnliche Lorbeeren, wie Bentley an den griechischen Briefen des Phalaris zu verdienen suchte, welche letztere jener als Nachwerke von Sophisten, d. h. Lehrern oder Schülern der Rhetorik in der römischen Kaiserzeit nachgewiesen hatte; wo aber im Mittelalter und zu Petrarch's Zeit Sophisten herkommen sollen, ist schwer abzusehen, und selbst wenn man den Lehrern an Kloster- oder Domschulen solche Gelehrsamkeit zutrauen wollte, so darf doch der Charakter jener Zeit, der die Auctorität des Bestehenden über Alles ging, und die sich deshalb auch an den ererbten und überlieferten Literaturschätzen genügen ließ, nicht mit der Eitelkeit und Leichtfertigkeit der griechischen Sophistik verwechselt werden.

Doch auch die volle Möglichkeit einer Entstehung dieser Briefe in der angenommenen Zeit zugegeben, bliebe immer noch die Hauptfrage nach der äußeren und inneren Beglaubigung ihres überlieferten Ursprunges, deren Mangel erst uns veranlassen könnte von jener Möglichkeit Gebrauch zu machen;

und auf diese ging dann der Verfasser, anknüpfend an Drellis treffliche Untersuchungen über die ciceronianischen Brieffsammlungen überhaupt, dergestalt ein, daß die Berechtigung der Briefe an Brutus nicht nur ganz auf gleicher Stufe mit den anderen an Atticus und Quintus Cicero erschien, sondern auch aus der Beschaffenheit der frühesten Handschriften sowie aus den Zeugnissen des Alterthums selbst eine besondere Bestätigung erhielt. Was die handschriftliche Ueberlieferung betrifft, so rühren allerdings die beiden Bücher der erhaltenen Sammlung nicht aus derselben Quelle her, indem das zweyte nach gewöhnlicher Zählung erst im 16. Jahrhundert aus einer in Deutschland gefundenen Handschrift hinzu gekommen ist, während das erste sich nebst den übrigen Briefen auf die in Petrarch's Besitz gewesenen Exemplare der mediceischen Bibliothek zurückführen läßt; weit entfernt aber das eine oder beide Bücher zu verdächtigen, kann solches Auffinden zweyer enge zusammen gehörender Theile des nämlichen Körpers in zwey ganz getrennten Gegenden und Zeiten nur ein günstiges Vorurtheil für sie erwecken; und bey näherer Betrachtung aller Umstände wird auch das Auffallende, das eine solche Trennung immerhin haben könnte, der natürlichsten Erklärung Platz machen, die sich zugleich mit den vorliegenden Ueberlieferungen wechselseitig bestätigt. Während es nämlich sonst als Regel betrachtet werden kann, daß unechte Schriften anderen echten desselben Verfassers hinten angehängt oder am Schlusse einer Handschrift beygeschrieben sind, wird das Exemplar, aus welchem uns das so genannte erste Buch der Briefe an Brutus erhalten ist, gerade mit diesen eröffnet; dann folgen die drey Bücher an Quintus Cicero, hierauf der unechte Brief an

Octavius — dessen Stellung folglich schon zeigt, daß er mit dieser ganzen Untersuchung nichts zu thun hat, geschweige denn daß er, wie in den neueren Ausgaben geschieht, mit dem zweyten Buche an Brutus als achter Brief verbunden werden dürfte — und zuletzt die sechzehn Bücher an Atticus, wogegen die *epistolae familiares* in einer anderen besonderen Handschrift überliefert sind; und hieran knüpfte nun die Vorlesung die Vermuthung, daß jenes Exemplar, oder das Original, aus welchem es geflossen ist, am Anfange verstümmelt gewesen sey, wofür insbesondere drey Gründe sprechen. Erstens ist es entschieden und kann keinem aufmerksamen Leser entgehen, daß die Briefe des gewöhnlich so genannten zweyten Buches der Zeit nach denjenigen des ersten voraus gehen, und folglich nach der chronologischen Ordnung, die auch in den übrigen Sammlungen derselben Handschrift herrscht, vor letzteren gestanden haben müssen; zweitens macht die erwähnte Stellung des unechten Briefes an Octavius, verbunden mit der obigen Bemerkung über die Stellung unechter Schriften überhaupt, es sehr wahrscheinlich, daß jene Handschrift aus zwey Bänden vereinigt ist, deren einer die Briefe an Atticus allein, der andere die an Brutus und Quintus Cicero enthielt, eben deshalb aber größeren Umfang gehabt haben muß, um dem anderen an Stärke ungefähr gleich zu seyn; und daß in der That das frühere Alterthum einen reicheren Vorrath von Briefen an Brutus besaß, geht aus dem Perikographen Nonius hervor, der bis zu neun Büchern solcher Briefe citiert, und darunter eine Stelle des ersten unserer erhaltenen Briefe als aus dem neunten Buche derselben anführt. Tustall freylich hat auch dieses Citat selbst zu einem Grunde für die Unechtheit jenes Briefes und des

ganzen Buches gebraucht, weil das Alterthum nur acht Bücher echter Briefe an Brutus gekannt habe, und hier ein neuntes citirt werde; jene Annahme von achten beruht aber eben nur darauf, daß eine verfehlte Correctur, deren Unrichtigkeit Junstall selbst bemerkt, in jener Stelle des Nonius das neunte Buch in das erste verwandelt hatte, so daß allerdings nach sonstigen Citaten bey denselben nur acht Bücher übrig blieben, ohne daß jedoch jetzt nach Wiederherstellung der ursprünglichen Lesart das neunte Buch, welches demzufolge offenbar unser gegenwärtig so genanntes erstes ist, ein minderes Recht als jedes der anderen von Nonius citirten hätte. Wie wenig endlich auch die Echtheit des zweyten Buches, welches wir hiernach als ein Bruchstück des ehemahligen achten zu betrachten hätten, unter dem Umstande leiden kann, daß es abgesondert von dem neunten in Deutschland gefunden und hier erst im Jahre 1528 von Kratander zu Basel mit den anderen abgedruckt worden ist, kann Niemanden entgehen, der sich erinnert, wie groß die Anzahl ciceronianischer und sonstiger lateinischer Schriften ist, die zu Ende des Mittelalters lediglich noch in deutschen Bibliotheken existierten und von hier erst im Laufe des 15. Jahrhunderts nach Italien zurück wanderten; und so unerwünscht es auch ist, daß wir die Handschrift des Kratander selbst nicht mehr besitzen, so ist doch auch dieses nicht der einzige Fall, wo das Original eines alten Classikers verschwunden ist, ohne daß wir deshalb zu Zweifeln an seiner Echtheit berechtigt wären, an der selbst die berühmtesten Ciceronianer jener Periode nichts Verdächtiges gefunden zu haben scheinen.

Wenn nun aber schon auf solche Art ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale der Echtheit un-

serer Briefe fällt, so ergibt auch das weitere Zeugenverhör aus dem Alterthume selbst kein ungünstigeres Resultat, welches die Gegner auch durch die gewaltsamsten Anstrengungen nicht zu erschüttern vermocht haben. Daß das Alterthum wirklich eine Sammlung von Briefen Ciceros an Brutus kannte, ist bereits bemerkt; fragen wir also, warum die unserigen kein Stück von dieser seyn sollen, so antwortet Tunstall, diese sey frühzeitig verloren gegangen, und der einzige Rest davon seyen die fünf Briefe, die sich in der Sammlung ad Familiares XIII. 10 — 14 befinden, indem nicht zu begreifen sey, wie diese hätten in eine solche Sammlung kommen können, wenn daneben auch später noch eine eigene, der sie zunächst angehörten, bestanden hätte. Hierauf läßt sich aber nicht nur dieses erwiedern, daß gar wohl auch der nämliche Brief in zwey Sammlungen vorkommen konnte, sondern es fehlt auch nicht an einem guten Grunde, weshalb diese fünf Briefe als ganz gleichgiltige Empfehlungsbriefe von den übrigen abgesondert in ein anderes Buch aufgenommen werden konnten, wo sie von lauter homogenen Stücken umgeben waren; und wenn wir eben daselbst Briefe an Cäsar finden, dessen übriger Briefwechsel mit Cicero gleichfalls in besonderen Büchern aufbewahrt war, so wirkt dies auch auf jene Briefe an Brutus das gehörige Licht, während es nach Tunstalls Annahme doch höchst auffallend seyn würde, wenn von diesen beiden interessanten Sammlungen nur gerade die gehaltlosesten Stücke dem Schiffbruche entrisen worden wären.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

196. Stück.

Den 7. December 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung, welche von dem Prof. Hermann in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 16. November zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus gehalten worden ist.

Ueberhaupt ist es eine sehr sonderbare Hypothese, daß die Bücher ad Familiares aus den Trümmern verlorener größerer Sammlungen entstanden seyen, wo es sehr befremden müßte, nicht eben so gut, wie Briefe an Brutus und Cäsar, auch solche an Calvus, Nepos, Atrius, Hirtius, Pansa darunter zu finden, für welche gleichfalls besondere Sammlungen existiert hatten; viel einfacher ist jedenfalls die Vorstellung, daß neben diesen und unabhängig von ihnen für andere speciellere Kategorien, seyen es persönliche oder sachliche, kleinere Sammlungen zusammen gehöriger Briefe angelegt wurden, die man dann später unter dem Titel vermischter oder vertrauter Briefe vereinigte, ohne

darum die gleichzeitige Existenz größerer Sammlungen an bestimmte einzelne Personen auszuschließen. Was aber unsere erhaltenen Briefe an Brutus insbesondere betrifft, so gerathen T u n s t a l l und M a r k l a n d selbst in offenbaren Widerspruch mit einander, indem letzterer, wie bereits bemerkt, den schon von Nonius citierten ersten Brief für ein edles Bruchstück der alten Sammlung hält, daß der Fälscher absichtlich seinen eigenen Nachwerken voran gestellt habe, während der erstere schon bey Nonius selbst die Möglichkeit einer Täuschung behauptet und zu diesem Ende, um nicht mit seiner eigenen Ansicht über die Zeit der Fälschung in Conflict zu kommen, die Epoche des Lexikographen so tief herunter setzt, wie es mit den neuesten Forschungen über denselben schwer verträglich seyn möchte. Doch auch abgesehen davon gibt der Brief, wie solches schon in der lateinischen Abhandlung nachgewiesen ist, nicht den entferntesten Grund zum Verdachte, und wenn es gleichwohl undenkbar ist, daß, wie Markland will, zu einer Zeit, wo man also doch noch echte Briefe von Cicero an Brutus besitzen mußte, einer von diesen, und zwar gerade der geringfügigste, an die Spitze einer Fälschung gestellt worden wäre, die eben dadurch der Entdeckung nur um so leichter ausgesetzt worden seyn würde, so kann schon die bestimmte Anführung eines einzelnen dieser erhaltenen Briefe bey einem Grammatiker der classischen Zeit auch für die ganze übrige Sammlung nur ein günstiges Vorurtheil erregen. Außerdem wird auch eine Stelle des zweyten Briefes: *sed salutaris severitas vincit inanem speciem clementiae*, mit der ganz unwesentlichen Aenderung des Wortes *severitas* in *rigor* bey Ammianus Marcellinus XXIX, 5 als ciceronianisch erwähnt, wo-



für der Gegner wieder keinen andern als den verbrauchten Ausweg weiß, daß der Fälscher, um seinen Betrug zu verstecken, diese ciceronianische Phrase aus Ammian entlehnt habe; und endlich muß, was bereits Middleton gebührend hervor gehoben hat, sowohl der 3te als der 16te und 17te Brief unseres ersten Buches Plutarch vorgelegen haben, der an mehr als einer Stelle auf den Inhalt und selbst einzelne Gedanken derselben dergestalt Rücksicht nimmt, daß wenn hier eine Fälschung obwalten sollte, diese schon in das erste Jahrhundert der Kaiserregierung fallen würde. Wohl hat sich auch hier Lünstaal bemüht eine Differenz nachzuweisen, indem unsere Briefe von Brutus offenbar aus Macedonien geschrieben sind, während Plutarch die seinigen bereits vor Brutus Entfernung aus Italien erwähnt; hierauf hat inzwischen selbst Schütz, so sehr dieser auch sonst nur den Nachtreter und Epitomator der englischen Critiker macht, nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß auch was Plutarch aus seinen Briefen referiert, von Brutus nicht vor seinem Uebergange nach Macedonien geschrieben werden konnte, und so werden wir wenigstens dieses festhalten dürfen, daß unsere Sammlung schon zu Plutarchs Zeiten existierte, womit dann von selbst auch ein großer Theil der Vorwürfe, welche die Gegner auf die angebliche Verwandtschaft des Stils mit dem ehernen, ja eisernen Zeitalter der Sprache gegründet haben, in seiner Nichtigkeit erscheint.

Freylich ist übrigens auch hiermit die ganze Untersuchung um so weniger geschlossen, als allerdings gerade im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. hinlängliche Beweise von Fälschungen vorliegen, die auf Ciceros selbst und seiner Zeitgenossen Namen begangen worden waren, und wenn auch das

Vorhergehende hinreichte, die positiven Resultate der englischen Critik in ihrer Wurzel zu zernichten, so bleiben doch noch immer ihre negativen Argumente übrig, die auch Forschern unserer Tage, wie Drelli und Drumann, wichtig genug erschienen seyn müssen, um wenigstens die Fälschung als solche fortwährend zu behaupten, obgleich sie sie eben schon vor Plutarch, der erstere (bey Bähr Gesch. der röm. Lit. 2te Ausgabe S. 590) sogar vielleicht schon vor Christi Geburt zu sehen scheinen. Nur ist zu bedauern, daß keiner von diesen beiden sich anders als ganz beyläufig über die Gründe geäußert hat, die ihn zu dieser Annahme bestimmen, zumahl da die in diesen beyläufigen Aeußerungen selbst gegebenen Andeutungen eine solche Beschuldigung keinesweges zu erhärten ausreichen; und so konnten denn auch die von ihnen berührten Punkte nur als vorläufige Proben der weiteren Untersuchung am Schlusse der Vorlesung kurz erörtert werden, um es demnächst wieder lediglich und allein mit Lunstall und Markland zu thun zu haben. Was Drelli betrifft, so hat er ein einziges Mahl in der Sammlung von Ciceros Bruchstücken S. 466 die Vermuthung hingeworfen, daß schon Fronto statt der echten Briefe an Brutus unsere untergeschobenen gekannt habe, weil er p. 161 ed. Rom. deren bloß zwey Bücher erwähne, obgleich nichts im Wege steht, daß dieses nicht auch zwey einzelne aus der ganzen Sammlung von neun Büchern hätten seyn können; und Drumann hat eigentlich nur B. I, S. 238 zu den Einwürfen Lunstalls gegen die Erwähnung des C. Antonius im zweyten Briefe mit zwey Worten seine Zustimmung ausgedrückt, und dann bey der Charakteristik des Brutus B. IV, S. 40 ganz allgemein über die Möglichkeit solcher Fäl-

schungen gesprochen, wovon er B. V, S. 199 bey Gelegenheit des Todes der Porcia noch einmahl Gebrauch macht, ohne auch hier mehr beyzubringen, als bereits von Lunstall gegen den neunten Brief gesagt war; doch war es auch so dem Verf. höchst willkommen, gerade diese beiden Punkte schon jetzt zur Erledigung zu bringen, und ihnen war daher noch der übrige Theil der Vorlesung gewidmet. Hinsichtlich des C. Antonius handelt es sich insbesondere um die Stelle des zweyten Briefes: quod scribis de seditione, quae facta est in legione quarta de Antoniis, wo Lunstall den 'offenbaren und schmählichen Verstoß gegen die Geschichte' rügt, daß hier dem Brutus eine vierte Legion beygelegt werde, während es doch weltkundig sey, daß die Legion dieses Namens gerade damahls in Italien zu Octavian übergegangen war und mit ihm vor Mutina an dem Kampfe gegen M. Antonius Theil nahm; aber so richtig dieses auch an sich ist, so fragen wir doch billig, wie ein solcher Fehler einem Betrüger entschlüpfen konnte, welchem die Gegner anderswo gerade eine besondere Belesenheit in den philippischen Reden beyzumessen, wo jene vierte Legion des Octavian eine so große Rolle spielt; und gesetzt also auch, die Falschheit dieser Briefe wäre anderweitig erwiesen, so bliebe doch für jene Stelle nur die Wahl übrig, daß entweder eine andere vierte Legion zu verstehen sey oder die Worte einer Emendation bedürfen. Ersteren Weg hat Middleton eingeschlagen, indem er annimmt, Brutus habe seine neu ausgehobenen Legionen wieder von vorn nummeriert, ohne auf die Ziffern derer, die bereits unter anderen Fahnen dienten, Rücksicht zu nehmen; und obgleich dafür ein eigentlicher Beweis schwerlich wird beygebracht werden können, so ist

doch wenigstens diese Möglichkeit von den Gegnern keinesweges entkräftet, trotz dem daß Tunstall sich für diesen Punct noch einen besonderen Gehilfen Chapman zur Seite gestellt hat, der in einem eigenen Exkurs zu seinen Observations auszuführen sucht, daß in den Zeiten der Republik die Reihenfolge der Zahlen durch alle Legionen durchgegangen sey. Denn dieser Satz kann begreiflicherweise nur für die in ruhigen Zeiten unter der Auctorität des Senats ausgehobenen Legionen gelten, nicht für die Bürgerkriege, wo die Parteyen gegen einander oder wenigstens unabhängig von einander rüsteten; und wenn Tunstall auch unter dieser Voraussetzung bezweifelt, daß Brutus eine Legion habe als vierte bezeichnen können, da er unter den fünf, deren unser Brief gedenkt, vier alte bereits früher numerierte und nur eine neue gehabt habe, so steht auch diesem Schlusse erstens der Umstand, daß Brutus nach anderen Zeugnissen vielmehr acht Legionen im Ganzen hatte, und zweytens die weitere Möglichkeit entgegen, daß er die alten Legionen selbst anders numeriert hatte, wie Aehnliches kurz vorher bey Pompejus mit der von Cäsar erhaltenen 15ten Legion der Fall gewesen zu seyn scheint. Doch auch wenn alle Erklärungsversuche scheitern sollten, so wäre es noch immer nicht so kühn, diese einzelne Zeile zu emendieren, als den ganzen Brief in die Verdammnis zu werfen, zumahl da gleich die nächsten Worte de Antoniis in dieser ihrer gegenwärtigen Gestalt schwerlich richtig sind, und wenige Zeilen später uns die offenbare Corruptel *maximo otio* für *animo* begegnet; bey einem Werke, das uns nur in einer einzigen Handschrift erhalten ist, darf die Critik schon um einen Schritt weiter gehen, und wenn einerseits für de Antoniis oder, wie

Gratander an seinem Rande bemerkt hat, Cato-  
niis vielleicht am Besten fraude C. Antonii zu  
lesen ist, so wird im Vorhergehenden, wenn die  
legio quarta ja nicht gelten soll, legione qua-  
dam oder quadam tua alle Schwierigkeiten heben.

Mislicher ist allerdings die Untersuchung des  
neunten Briefes in so fern, als hier nicht ein  
einzelner Ausdruck oder eine bestimmte Stelle, son-  
dern die Beziehung und Bedeutung des ganzen  
Schreibens in Frage gestellt ist, und es sich um  
nichts Geringeres handelt, als ob der Schmerz, in  
welchem es Brutus zu trösten bestimmt ist, auf  
irgend einen anderen Verlust als den seiner Gat-  
tin Porcia gehe, oder, wenn es diesen beträfe,  
wie sich ein Trostbrief an den überlebenden Gat-  
ten mit der bekannten Sage vertrage, nach wel-  
cher Porcia sich erst auf die Nachricht von Brutus  
Niederlage mittelst glühender Kohlen den Tod ge-  
geben haben soll? Middleton bezieht ihn auf  
Porcia, und Tunstall stimmt ihm darin bey,  
da es allerdings für uns eben so schwer wie für  
Manutius seyn möchte, in der Familie des  
Brutus um diese Zeit einen anderen Todesfall zu  
finden, auf den die Worte paßten: id enim ami-  
sisti, cui simile in terris nihil fuit; aber hier  
begegnet uns dann eben die Auctorität von Schrift-  
stellern der ersten Kaiserzeit, wie Nikolaos von  
Damaskos und Valerius Maximus, um Martials  
und anderer Späterer nicht zu gedenken, welche  
den Tod der Porcia auf die angegebene ganz ver-  
schiedene Art berichten; und ohne diese zu entkräf-  
ten, würde uns jedenfalls dieser Brief ein uner-  
klärliches Räthsel bleiben, obschon er auch so sich  
nicht sofort als Fälschung verwerfen ließe. Denn  
darauf hat bereits Middleton mit großem Rechte  
aufmerksam gemacht, daß weder der einfache schlichte

Ton desselben, noch der Umstand, der eigentlich die ganze Schwierigkeit mit sich bringt, das Fehlen des Namens, auf welchen die Tröstung sich bezieht, ein sophistisches Machwerk verräth, und wenn T u n s t a l l Ciceros gewohnten Redefluß, Citatenreichtum u. s. w. vermißt, so findet dieses in der Bedrängnis der Zeitumstände volle Entschuldigung; dazu kommt, daß der Brief sich gleichwohl nichts weniger als in Gemeinplätzen bewegt, sondern mit der speciellsten Beziehung auf Brutus augenblickliche Lage und die Anforderungen des Staates geschrieben ist, welchen er eben seinen persönlichen Schmerz opfern soll; und ganz besonders noch die Rücksicht, welche er auf Brutus eigenen früheren Trostbrief an Cicero beym Tode seiner Tochter Tullia nimmt, und die mit demjenigen, was wir ad Att. XII. 13. XIII. 6 über jenen Trostbrief lesen, dergestalt übereinstimmt, daß schon darin eine Gewähr für die Echtheit des unserigen liegt. Doch auch was die Beziehung auf Porcia betrifft, so werden uns die erwähnten Auctoritäten nicht abschrecken dürfen, eine solche für möglich, ja für wahrscheinlicher als die hergebrachte Erzählung zu halten, und wenn schon Drumann selbst kein Bedenken getragen hat, letztere dahin zu modificieren, daß Porcia die glühenden Kohlen nicht verschlungen, sondern sich im Kohlendunste erstickt habe, so wird auch ein Zweifel an ihrer chronologischen Richtigkeit um so zulässiger seyn, als bereits Plutarch schwankt, ob er die überlieferte Anekdote verwerfen oder einen Brief für unecht halten solle, worin Brutus es beklagte, daß Porcia, von seinen Freunden vernachlässigt, es vorgezogen habe, bey ihrem kränklichen Zustande das Leben zu verlassen. Plutarch selbst entscheidet sich zwar für keines von beiden; für uns aber

kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, ob es wahrscheinlicher sey, daß Porcias Tod von einem späteren Schriftsteller auf einen irrigen Zeitpunkt verlegt, oder daß ein gleichzeitiges Document erlogen und gefälscht sey, zumahl wenn wir dazu nehmen, daß die Erzählung von ihrem Schlageffecte und ihrer rhetorischen Brauchbarkeit sehr viel verlor, wenn Porcia schon bey Brutus Lebzeiten aus Lebensüberdruß in Folge ihrer Kränklichkeit gestorben war; und sollte auch so noch das Bünglein mitten inne stehen, so werden wir wenigstens nicht mehr den Schein eines Circelschlusses fürchten müssen, wenn wir zum Ausschlage unseren Brief in die Wagschale werfen. Wie leicht es im Alterthume möglich war, daß schon wenige Decennien nach dem Tode einer historischen Person falsche und abenteuerliche Nachrichten über ihr Ende allgemein geglaubt wurden, zeigt Themistokles Beyspiel, den die gemeine Rede an Stierblut sterben ließ, und was Cicero Brut. c. 11 hiervon sagt, läßt sich wörtlich auf die überlieferte Anekdote von Porcia anwenden: *hanc enim mortem rhetorice et tragice ornare potuerunt, illa mors vulgaris nullam praebebat materiem ad ornatum*; weit entfernt also durch jene in ihrer Glaubwürdigkeit erschüttert zu werden, gehen unsere Briefe auch aus dieser gefährlichen Probe siegreich hervor; und wenn nicht einmahl die Einwürfe, welche die ausdrückliche Billigung neuerer Forscher erhalten haben, vor der Fackel der Critik Stich halten, so werden ihnen auch Tunstalls übrige Angriffe nicht mehr furchtbar seyn.

G ö t t i n g e n,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Fürwahr,

Er trug unsere Krankheit! — Das Kreuz. — Zwei Reihen Fastenandachten von A. Schulte, Pastor zu Göttingen. VIII und 96 S. in Octav.

Daß das kirchliche Institut der Fastenandachten sich unter dem Verfall der Wochengottesdienste fast überall in der hannoverschen Landeskirche erhalten hat, bezeugen in Beziehung auf Göttingen die vorstehenden Fastenandachten, welche von dem Hrn Herausgeber, und zwar die der ersten Reihe im Jahre 1844, die der zweyten Reihe im Jahre 1841, daselbst gehalten sind. Ohne Spuren des Verfalls ist aber auch dieses Institut nicht geblieben. Kirchenordnungsmäßig beginnt nämlich die Fastenzeit schon mit dem Sonntage Quinquagesimae oder Esto mihi, an welchem daher auch der Anfang der sonntäglichen Vorlesung der Leidensgeschichte zu machen ist (man vergl. dazu Consist. Ausschr. vom 20. Januar 1780); wodurch analog den sieben Tagen der stillen Woche sieben Fastenwochen entstehen, und also einschließlich der Stillfreitagspredigt sieben Fastenpredigten zu halten sind. Statt dieser Bollzahl hat man sich hin und wieder auf sechs beschränkt, wie denn auch jede Reihe der vorbenannten Fastenandachten nur so viele enthält. Die Hauptsache wird aber überall zunächst die seyn, daß die Fastenpredigten wirkliche Fastenpredigten sind. Ihre Aufgabe ist keine andere als, das Leiden des Herrn nach seiner wunderbaren Einzigkeit und überschwänglichen Verdienstlichkeit so zu predigen, daß der Gemeine das Bewußtseyn erweckt, gestärkt und belebt wird: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit.' Wie sich in diesem Bewußtseyn erst die strafende und tröstende, beugende und erhebende Gotteskraft des Wortes vom Kreuze erweist, so bekommt auch



erst für dieses Bewußtseyn das Leiden des Herrn die exemplarische Bedeutung, die der Apostel 1 Petri 2, 21 ff. hervor hebt. Die treue Nachfolge Christi ist lediglich Folge eines bußfertigen Glaubens an die theure Erlösung, die durch ihn geschehen ist. Was nun die Fastenandachten des Hrn Pastor Schulze betrifft, so deutet schon die Wahl des Titels an, was der Prediger als Aufgabe der Fastenpredigten erkannt hat. Die der ersten Reihe, deren Grundgedanken das prophetische Wort: 'Fürwahr, Er trug unsere Krankheit!' bezeichnet, sind mehr anthropologischer Art und richten die Andacht besonders auf unsere Krankheit, die Er trug. Daher die Themata: 1) die schlafenden Jünger. 2) Wie der Herr von seinem Jünger verleugnet wird. 3) Warum Christus kein Recht bekommt wider seine Ankläger. 4) Wie die Klugheit dieser Welt den Heiland seinen Feinden opfert. 5) Wie das menschliche Herz sich ärgert an der Knechtsgestalt des Herrn. 6) Der Sieg der göttlichen Gnade über die menschliche Sünde. Die Predigten der zweyten Reihe, 'das Kreuz' bezeichnet, unterscheiden sich von denen der ersten durch ihren mehr christologischen Charakter, und betrachten 1) die Beurtheilung Jesu zum Kreuze; 2) des Kreuzes Last; 3) die duldende Liebe am Kreuze; 4) des Kreuzes Ueberschrift; 5) die Erlösung vom Kreuze; 6) das Wort vom Kreuze. — Von einzelnen Auffälligkeiten abgesehen, als: daß in der sonst vortrefflichen fünften Andacht der ersten Reihe die Sünde, da man sich an der Knechtsgestalt des Herrn ärgert, auf die Jünger des Herrn beschränkt wird, während doch Paulus schreibt 1. Kor. 1, 23: Wir predigen den gekreuzigten Christum, den Juden ein Aergerniß u. s. w. und der in der fünften

Andacht der zweyten Reihe ungewöhnlichen Bezeichnung der Abnahme Jesu vom Kreuze als einer Erlösung vom Kreuze; — sind diese Fastenandachten von echtem christlichem Gehalte. Die Betrachtung geht nicht von dem Gegenstande nur aus und auf andere der kirchlichen Fastenzeit und ihrem Zwecke fern liegende Gegenstände über, sondern von den großen Momenten der Leidensgeschichte angezogen und gehalten, geht sie darauf ein und verweilt darin. In ungeschmückter und schlichter, aber fühlbar bewegter und zum Herzen redender Sprache, durch unverfälschte Bezeugung der theueren Erlösung und dringende Ermahnung zur Buße und zum Glauben, dienen diese Andachten nicht nur zu einer lehrreichen Exemplification für eine zweckmäßige homiletische Behandlung der Leidensgeschichte während der kirchlichen Fastenzeit, sondern auch zum Anbau eines Feldes der ascetischen Literatur, das unter vielen übersüßen Gewächsen herrnhutischer Christologie und herben Heerlingen ungläubiger Neologie nur spärlich gesunde Früchte lauterer und reiner Lehre trägt. S—a.

### Paris,

bey Fortin, Masson und Comp. 1844. Memoires de la société médicale d'observation de Paris. Tom. II.

Endlich erhalten wir einen zweyten Band von Abhandlungen der berühmten und in ihrer Art einzigen Gesellschaft französischer Aerzte. Das Werk ist wieder reich an Material für pathologische Anatomie, Diagnostik und in gewisser Beziehung auch für Chirurgie.

In einem Vorworte finden wir eine Vertheidi-

gung der Tendenz, welche die Gesellschaft leitet, zu deren Verfassung sich Balleix bemüht gesehen hat, um mancherley Angriffe zurück zu weisen. Schwerlich möchte dies ernstlich nöthig gewesen seyn. Man mag über einzelne Leistungen, über die specielle Ausführung des Details verschiedener Meinung seyn, Manches selbst zu tadeln finden; die leitenden Principien aber und die endliche Tendenz der Gesellschaft muß man immer als ehrenwerth anerkennen. Immer ist es etwas Großes, wenn eine Anzahl von Männern, unter denen berühmte Namen glänzen, zusammen tritt, um mit vereinten Kräften ein bestimmt festgesetztes Ziel zu erreichen. Wissenschaftlich bedeutend wird eine solche Vereinigung, wenn das Ziel ein zeitgemäßes und für die disponibeln Kräfte erreichbares ist. Zu den schönsten Hoffnungen aber berechtigt es, wenn man sieht, wie das leitende Princip, klar von den verschiedenen Mitarbeitern verstanden, den einzelnen Leistungen eine gemeinsame Richtung gibt, die endlich zu dem vorgesteckten Ziele führen muß. Dies Ziel liegt offen vor uns. Man will ein großes empirisches Material aufhäufen, welches von denjenigen Vorwürfen frey ist, die man vielen der älteren Beobachtungen machen mußte. Die erste Bedingung dazu ist Reinheit der Beobachtung, d. h. sie muß für sich isolirt dastehen, unabhängig von vorgefaßten Meinungen und Schlußfolgerungen. Jede vorgefaßte Meinung trübt die Fähigkeit einer unbefangenen, naturgemäßen Auffassung. Jede Schlußfolgerung, welche sich schon während der Beobachtung ein-drängt, macht uns gleichfalls blind, so daß wir nicht mehr unbefangenen den Weg belauschen, den die Natur geht, sondern mit rein menschlichem

Vorwiz die Erscheinungen nach einer Richtung hin deuten, welche wir ihnen halb unbewußt im Geiste vorgeschrieben haben. Nur dann sind wir einer Beobachtung gewachsen, wenn wir mit Ausschließung jeder Meinung oder Schlußfolgerung alle unsere Sinnen = und Geisteskräfte ungetheilt zur Auffassung des objectiven Thatbestandes verwenden. Nur dann erhalten wir denjenigen Grad von Sicherheit, welchen die menschliche Fähigkeit überhaupt gestattet. Diese erste Bedingung, Sonderung der Beobachtung von jeder Speculation, will die Gesellschaft durch die s. g. numerische Methode erreichen. Und in der That scheint dies die einzige Methode zu seyn, welche schließlich zum Ziele führen kann; es ist der wahre Weg jeder Naturforschung. Nur muß man im Auge behalten, daß die Gesellschaft nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft arbeitet. Sie sammelt Material für ihre Nachkommen. Augenblicklich würde es eine Verkehrtheit seyn, aus dem bearbeiteten Material Schlüsse nach der s. g. numerischen Methode zu ziehen, da dieselbe bey kleinen Summen, wie uns die Wahrscheinlichkeitsrechnung lehrt, zu sehr großen Irrthümern führen kann. Bey consequenter Durchführung der Methode nach den leitenden Principien wird jedoch eine späte aber sichere Grundte nicht ausbleiben. Daß schon jetzt in den einzelnen Abhandlungen Resultate gezogen werden, ist eine Abirrung, welche zu unrichtigen Folgerungen und vorübergehenden therapeutischen Mißgriffen führen kann und schon geführt hat. Aber das darf uns nicht stören; es war von vorn herein zu erwarten, daß dies nicht ausbliebe. Es ist zu menschlich, schon dann allgemeine Schlüsse zu ziehen, wenn auch nur erst der Schein fester Grundlagen vor-

handen ist. Wer gearbeitet und beobachtet hat, will auch das Facit ziehen, und wollte man ihm diese Berechtigung nehmen, so würde er die Lust am Arbeiten verlieren. Aber für uns sind ja nicht diese Schlussfolgerungen bindend, wenn uns das Material zur eigenen Beurtheilung vorgelegt wird. Das ist nämlich der zweyte wichtige Grundsatz, welcher diesen Arbeiten dauernden Werth verleiht, daß das Detail der Beobachtungen rein und unvermischt, in solcher Ausführlichkeit mitgetheilt wird, daß noch nach Jahrhunderten eine critische Beurtheilung möglich seyn muß. Und eben dieses ist es, was bey so vielen älteren Arbeiten fehlt, wo entweder nur die Endresultate mitgetheilt sind, oder die ganze Darstellung von gewissen theoretischen Gesichtspuncten aus aufgefaßt ist, wobey natürlich eine streng critische Beurtheilung des objectiven Thatbestandes unmöglich wird.

Von dem oben angegebenen Standpuncte aus muß man die hier niedergelegten Arbeiten vorzugsweise nach dem darin enthaltenen Material beurtheilen. Der Band umfaßt 4 Abhandlungen. An der Spitze steht ein vortrefflicher Aufsatz von Louis über das gelbe Fieber, welches im Sommer 1828 in Giberaltar herrschte. Ihm folgt eine Arbeit von Valleix über die Frequenz des Pulses und der Respiration der Kinder von der Geburt bis zu einem Alter von 7 Jahren. Dann eine Untersuchung von Ducrest über eine Knochenbildung am Schädel der Wöchnerinnen. Endlich eine schöne Arbeit von Fauvel über Bronchitis (*bronchite capillaire suffocante*). Es kann nicht meine Absicht seyn, Auszüge aus diesen Arbeiten zu machen. Die erste und letzte kann man als Muster studieren, nach welcher Specialarbeiten der Art einzurichten

sind. Valleix scheint mir nicht Material genug benutzt zu haben und zu kleinlich zu rechnen. Ducrest's Aufsatz hat nur untergeordneten Werth für pathologische Anatomie. Alle Arbeiten aber verdienen ein genaues Studium und werden zu ihrer Zeit schöne Früchte für die Wissenschaft bringen.

D. Kohlrausch.

### Parchim und Ludwigslust,

bey Hinstorff 1844. Turnrede, gehalten bey der Wiedereröffnung des Turnplatzes zu Parchim, vom Dr Limm. 15 Seiten in Octav.

Seit das früher so streng untersagte Turnen der Jugend wieder gestattet ist, weil man die Ueberzeugung gewonnen hat, daß einmal nur durch erkräftigende Leibesübungen den einem strengen Schuldienst untergebenen Jünglingen die körperliche Tüchtigkeit erhalten werden könne, und fürs andere die Nothwendigkeit schwer zu erweisen stehe, aus welcher in einer jugendlich frischen, die Glieder stählenden, das Herz mit lauterem Liedern erquickenden Genossenschaft sofort als *materia peccans* ein Ausspinnen staatsgefährlicher Gedanken ausbrechen müsse, sind eine Menge größerer und kleinerer Abhandlungen erschienen, die sich über den Werth des Turnens auslassen. Dahin gehört das oben genannte Schriftchen, schmucklos, formlos, aber von treuer Gesinnung eingegeben.

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 9. December 1844.

Heidelberg.

Academische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr 1844. Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. J. A. Mittermaier, Geheimenrathe und Prof. an der Universität Heidelberg. 280 Seiten in Octav.

Ref. freut sich, die Leser dieser Blätter auf eine Schrift aufmerksam machen zu können, welche dazu bestimmt ist, die moralischen und industriellen Zustände Italiens, — jenes herrlichen Landes, welches reich an großen geschichtlichen Erinnerungen zweymahl der Sitz einer Weltherrschaft gewesen ist und noch jetzt dem Gelehrten, Künstler und Naturforscher einen reichen und unerschöpflichen Schatz zur Nachforschung darbietet, — zu schildern, und manche herrschende Vorurtheile für und gegen dasselbe zu zerstören. Wir verdanken dieses Werk einem Gelehrten, dessen große und bewunderungswürdige Kenntnisse besonders auch der italiänischen Literatur, und zwar nicht bloß der

juristischen, sondern auch der belletristischen und fast aller, sociale Zustände betreffenden, Schriften, vor vielen Andern zu einem reifen und gründlichen Urtheil als befähigt betrachtet werden kann und dessen echte Humanität, verbunden mit einem freyen vorurtheilslosen Blick, ihn eben so wohl vor einem excentrischen und enthusiastischen Lobpreisen selbst der Schattenseiten, als vor einem hypochondrischen Tadel und vor einer nur von Schmuß und Ungezieser handelnden Jeremiade bewahren mußte. Dabey erhalten wir diese vielfach trefflichen und reichhaltigen Schilderungen nicht von einem eiligen Touristen, welcher seine eigene Person mit eitlen Selbstgefallen in den Vordergrund stellend, überall an der Oberfläche haftet und seine generellen Urtheile über Charakter und Bildungsstufe eines Volkes bloß auf gewisse, mit poetischer Freyheit ausgeschmückte Erlebnisse gründet, wobey er über das ganze Volk den Stab bricht, weil er vielleicht durch eigene Schuld mit Fuhrleuten, Schiffern, Lohnbedienten, Lastträgern und Gastwirthen in Mißhelligkeiten gerathen ist, — sondern wir erhalten jene Darstellung der italiänischen Zustände von einem Manne, der bereits zum siebenten Male (zuerst im Jahre 1808) Italien bereist hat, daselbst mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Staatsmännern in nahe Verbindung gekommen ist und seine Urtheile theils auf längere eigene Beobachtung, theils auf Mittheilungen aus den besten und sichersten Quellen gegründet hat. Dabey war, wie er selbst versichert, gerade die Beobachtung des Volkes in den verschiedenen Classen der Gesellschaft ein Hauptgegenstand der Studien auf seinen Reisen (S. 5), das Resultat davon aber 'eine hohe Achtung des ita-



liänischen Volkes überhaupt? Unter dem Adel Italiens fand er Viele, welche in den verschiedensten Fächern der Literatur als vorzügliche Schriftsteller glänzen und mit edler Uneigennützigkeit und williger Aufopferung für die Verbesserung der Zustände des Volkes, für Wohlthätigkeitsanstalten und für Verbreitung der Volksbildung thätig sind. An den Gelehrten lernte er viele liebenswürdige und treffliche Eigenschaften schätzen und von der Bürgerklasse rühmt er, daß sie sich durch großen Fleiß, seltene Geschicklichkeit und viele häusliche Tugenden auszeichne. Verkennen konnte er zwar nicht, daß eine Classe von Leuten, mit welchen der Fremde häufig in Berührung kommt, die Facchini, Betturini, Schiffer und Gastwirth durch die Unverschämtheit ihrer Forderungen und durch ihre Schlaubeit, mit der sie auf Gewinn und Ueberlistung der Fremden ausgehen, zum Theil ihren schlechten Ruf rechtfertigen und in Verbindung mit dem Heere der an manchen Orten selbst privilegierten und unverschämten Bettler für den Reisenden keine Annehmlichkeiten sind; allein er warnt mit Recht davor, nach diesen Personen das italiänische Volk zu beurtheilen (S. 8) und versichert auch in dieser Classe von Personen, z. B. bey Schiffern und Betturini, manche gute Eigenschaften, Bereitwilligkeit zu Aufopferungen, Gemüthlichkeit und Theilnahme und ein Festhalten an dem geschlossenen Vertrage bemerkt zu haben.

Der Verf. ist überzeugt (S. 10), daß Italien noch fortdauernd in reichem Maße alle Elemente besitzt, welche einen höheren Aufschwung und das Glück der Nation verbürgen, daß aber leider in vielen bestehenden Einrichtungen, in der mangelnden Einheit oder politischen Spaltung und gewis-

sen noch herrschenden Regierungsgrundsätzen, in dem gewaltigen Druck der Censur u. s. w. der Entwicklung des geistigen Aufschwunges und der Wohlfahrt jenes Landes Hindernisse in den Weg treten, deren Beseitigung für jetzt noch mit nur zu großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Die Schilderung der italiänischen Zustände, in so weit sie in dem vorliegenden Hefte uns dargeboten wird, ist vom Verf. in 10 (oder vielmehr nur 9) §§ vertheilt, wovon sich der erste (S. 1 — 11) mit einer Einleitung beschäftigt, §. 2 aber 'Beobachtungen über Charakter = Eigenthümlichkeiten der Italiäner (S. 11 — 40) mittheilt. Die alte Erfahrung, daß Lebensweise, Klima und die Beschaffenheit des Bodens auf den Charakter der Nationen einen wesentlichen Einfluß ausübt, wird auch hier bestätigt. Das zum Theil heiße Klima, die Schönheit der Gegend, die üppige Vegetation und der auch ohne anstrengende Cultur ergiebige Boden, verbunden mit dem häufigen Leben im Freyen entwickeln in dem Italiäner 'eine größere Reizbarkeit und Weichheit des Charakters, eine Beweglichkeit, die rasch und mit Leidenschaft alle Gegenstände auffaßt, einen gesteigerten Sinn für Deffentlichkeit' (der sich freylich fast nur in der Wirksamkeit für Gemeine = Interessen und Wohlthätigkeits = Anstalten aussprechen kann), zugleich aber eine Mäßigkeit im Genusse von Speise und Trank, welche insbesondere die Trunkenheit zu einer im Ganzen seltenen Erscheinung macht (S. 12 f.). Zu den eigenthümlichen, besonders den Criminalisten interessierenden Erscheinungen gehört, daß der Italiäner nur zu leicht geneigt ist, den Verbrechern durchzuhelfen und daß die vielleicht anfangs vorhandene leidenschaft-

liche Erbitterung über das verübte Verbrechen bald einem die Wirksamkeit der Justiz oft lähmenden Mitleid Platz macht, wobey die natürliche Schlaueheit des Zeugen die Aussage klug auf Schrauben zu stellen weiß (S. 16 f.). Dabey zeichnet sich der Italiäner durch 'ein gesteigertes Bewußtseyn seiner Persönlichkeit und das damit verbundene hohe Selbstgefühl' aus. Als Folge hiervon tritt eine gewisse Empfindlichkeit, Reizbarkeit, feineres Ehrgefühl, zugleich aber auch Geneigtheit, wegen erlittener Beleidigung Rache zu nehmen, hervor. Anderer Seits wird dadurch im Verhältnis der höheren zu den niederen Ständen eben so wohl Kriecherey und Servilismus, als Bornehmthueren, Stolz, Härte und Geringschätzung ausgeschlossen (S. 19 f.). Die Gewohnheit, einen großen Theil des Tages im Freyen zuzubringen, macht den Italiäner gleichgiltiger gegen kostbare und bequeme Einrichtung der Wohnungen. Desto lebhafter ist seine Theilnahme an jedem öffentlichen Feste, wo der Anstand, besonders auch in Beziehung auf das andere Geschlecht, fast nie verlezt wird, desto gesteigeter sein Interesse für den Vorleser der Gedichte großer Meister und für den vielleicht in Lumpen gehüllten Improvisator, desto feiner sein Sinn für Gegenstände der Kunst und desto gebildeter sein Geschmack bey der Anordnung und Ausschmückung von Festivitäten. Viel Sinn für das Familienleben hat der Italiäner allerdings nicht (S. 23); allein die Beschuldigungen von maßlosen Ausschweifungen in geschlechtlicher Hinsicht, von laxen Grundsätzen in Betreff der Heiligkeit des ehelichen Verhältnisses glaubt der Verf. für die jezige Zeit als übertrieben zurück weisen zu müssen. 'Jeder mit dem italiänischen Leben Ver-

traute weiß, sagt er S. 24, daß die Sitten in Italien sich wesentlich umgestaltet haben, und die Cavalieri serventi nur in Romane der Vorzeit gehören und jetzt entweder unschuldige, gutmüthige Hausfreunde sind, oder, wenn sie einen schlimmern Charakter an sich tragen, nicht häufiger vorkommen als in andern Städten Europas.' Dabey macht der Verf. auf das, eine deutsche Bearbeitung verdienende, Werk des edeln Pandolfini (geb. 1360, gest. 1446) Trattato del Governo della famiglia, welches zuletzt 1829 von der Züriner Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher und wohlfeiler Bücher wieder heraus gegeben worden ist, aufmerksam; kann aber freylich auch nicht verschweigen, daß ein Grund, weshalb das Glück des Familienlebens oft eine Störung erleidet, in der Mangelhaftigkeit der Erziehung des weiblichen Geschlechts und in der leichtsinnigen Art, wie Ehen eingegangen werden, liegt (S. 26), wobey das frühe Heirathen der Mädchen nur zu sehr, wenigstens in den niedern Ständen durch die Aussteuer-Anstalten (istituti dotali) begünstigt wird, während in den höheren Classen die Klostererziehung und dadurch, daß häufig bejahrte Männer junge Frauen heirathen, nachtheilige Folgen entstehen (S. 28). Außerdem bespricht der Verf. noch verschiedene andere besondere Seiten des italienischen Charakters, wie insbesondere das oft gürigte verschlossene und mißtrauische Benehmen gegen Fremde, welches oft durch letztere selbst verschuldet wird (S. 31), ferner den großen practischen Sinn (S. 32 f.), der den Italiäner auszeichnet und vermöge dessen er theils schon in den gewöhnlichen Verhältnissen des täglichen Lebens mit sicherem Tact das Nothwendige zu erkennen

und die rechten Mittel zu finden weiß, theils bey technischen Arbeiten, bey Straßen-, Wasser- und Brückenbau, bey der Bewässerung, bey Gewerben und Handwerken Ausgezeichnetes zu leisten im Stande ist. Dieser practische Sinn zeigt sich auch in den wissenschaftlichen Leistungen der Italiäner (S. 34 f.), denen es aber doch nicht an gründlichen Geschichts- und Alterthumsforschern fehlt. Der Stand der Civilrechtswissenschaft, wo die practische Methode noch ausschließlich herrscht, kann hiernach, wie auch schon von Andern bemerkt worden ist, freylich kein glänzender genannt werden; desto trefflicher sind dagegen die Leistungen im Gebiete der Statistik und National-Deconomie, wobey mehrere ausgezeichnete und zugleich hochgestellte Männer vom Verf. namentlich aufgeführt werden. Schließlich rühmt noch der Verf. die feine Beobachtungsgabe, die Frische des Geistes der italiänischen Gelehrten, die Verbindung zwischen Theorie und Praxis der Rechtswissenschaft, welche dadurch bewirkt wird, daß die meisten Professoren auch Advocaten sind (was gewis aber auch mit nachtheiligen Folgen begleitet seyn wird) und ermahnt diejenigen, welche für öffentliches und mündliches Verfahren sich interessieren, die Gerichtssitzungen in Neapel zu besuchen, worin die Advocaten sich durch große Beredsamkeit und bewunderungswürdige Feinheit in der Zergliederung der Thatsachen auszeichnen. Auch die treffliche Haltung, den Eifer und die practische Richtung der wissenschaftlichen Congresse der Italiäner, wie sie in Turin, Pisa, Florenz, Padua, Lucca u. s. w. gehalten wurden, wird vom Verf. (S. 38 f.) mit besonderer Anerkennung hervor gehoben.

Sehr interessant ist der Inhalt des §. 3, wel-

cher (S. 40 f.) den 'Stand der Ansichten in Italien über politische Zustände' bespricht, und nach einer allgemeinen Betrachtung des Sinnes der Italiäner für öffentliche Zustände, — dessen Entwicklung leider durch den fast absoluten Druck der Censur, durch die großen Hindernisse, mit welchen der Schriftsteller zu kämpfen hat, durch den schwer gehemmten Buchhandel und den Mangel anderer nothwendiger Einrichtungen, nur zu sehr zurück gehalten wird —, besonders eine Recension derjenigen Ansichten gibt, welche in neuerer Zeit in verschiedenen namhaften Schriften von Gioberti, Graf Balbo, dal Pozzo, Mamiani, Seristori u. A. über die nothwendige politische Gestaltung Italiens aufgestellt und resp. bekämpft worden sind, mögen sie nun auf einen Principat des Papstes, Oesterreichs oder Neapels oder auf etwas Anderes gerichtet seyn. Für das Heil Italiens wäre es gewis erspriesslich, wenn die bis jezt ohne äußere politische Verbindung sich befindenden italiänischen Staaten in ein völkerrechtliches dauerndes Bundesverhältnis zu einander träten, welches dem des deutschen Bundes analog wäre; allein mancherley politische Gründe und Interessen stehen der Verwirklichung eines Wunsches entgegen, welcher an sich freylich nicht zu den excentrischen und bodenlosen Ansichten gehört, deren leidenschaftliche Verfolgung in der neuesten Geschichte Italiens eine so traurige und beklagenswerthe Rolle spielt.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

198. 199. Stück.

Den 12. December 1844.

---

## H e i d e l b e r g.

Schluß der Anzeige: 'Italienische Zustände, geschildert von Dr. C. F. U. Mittermaier, Geheimenrathe u. Prof. an der Universität Heidelberg.'

Gewissermaßen im Zusammenhange hiermit stehen die neuerlich auch in Italien laut gewordenen Wünsche für Begründung eines Zollvereins der italiänischen Staaten, welche der Verf. im §. 4 (S. 66 f.) dem Leser vorführt. Daß die gegenwärtigen Einrichtungen, wobey sich ein (resp. Duodez-) Staat gegen den andern absperrt, den commerciellen und selbst literarischen Verkehr mit den drückendsten Fesseln belasten, ist nur zu wahr; doch wird eine Abhilfe auch in dieser Hinsicht wohl leider noch lange zu den frommen Wünschen gehören, ungeachtet nach dem Urtheil sehr verständiger Männer, Italien fast alle Bedingungen erfüllen könnte, von welchen die Wirkung eines solchen Zollvereins abhängig ist. Der Verf. geht eine Reihe interessanter Abhandlungen und Aufsätze über diese Frage durch und macht

dabey (S. 80 f.) genaue, zum Theil sehr ausführliche, aus den besten Quellen geschöpfte und für den National-Deconomen wichtige Mittheilungen über den Zustand des Handels, der Schifffahrt und der Industrie in Italien.

Im §. 6 (S. 98 f.; ein §. 5 findet sich nicht vor) beschäftigt sich der Verf. mit der Criminalstatistik Italiens und liefert auch in dieser Hinsicht ein interessantes Detail. Die Ergebnisse seiner sorgfältigen und unermüdlichen Nachforschung und seines Sammeleifers näher zu verfolgen, muß dem Ref. um so mehr erlassen werden, als die Sache in der That keines Auszuges fähig ist. Nur die allgemeine Bemerkung mag hier ihren Platz finden, daß zwar einer Seits viele Verbrechen, wegen der oben schon hervor gehobenen Eigenthümlichkeit des Charakters der Italiäner (dem leicht erregten Mitleid für den Angeklagten) nicht die verdiente Bestrafung finden, anderer Seits aber die Vergleichung mit andern civilisierten Ländern, was die Zahl der Verbrechen betrifft, für Italien kein ungünstiges Resultat liefert. Erfreulich ist es auch (S. 279) vom Verf. das Zeugnis zu vernehmen: 'Jene Räuberbanden, welche einst Italiens Straßen unsicher machten, sind verschwunden und in den meisten Staaten wandert der Reisende so sicher, als in irgend einem Lande Europas. In einem der Staaten dieses Wunderlandes hat seit 1831 kein Verbrecher auf dem Hochgerichte geblutet und dennoch sind die schweren Verbrechen nicht häufiger geworden.' Daß Toscana, jenes Land Europas, welches sich der ersten menschlichen Gesetzgebung eines Leopold des Weisen zu erfreuen hatte, gemeint sey, ist an sich leicht zu vermuthen und ergibt sich aus der criminalstatistischen Nachricht auf S. 147 (vergl. die



Mittheilungen über die Todesstrafe in Toscana vom Präsidenten Puccini in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. XII. S. 223 f.). Bemerkenswerth ist in dieser Hinsicht die Mittheilung S. 148: 'Die öffentliche Stimme in Toscana erklärt sich nicht für die Todesstrafe. Die Ereignisse bey den letzten im Jahre 1829 und 1830 in Pisa und Florenz Statt gefundenen Hinrichtungen sind von so ernster Art, daß der Regent, von dessen Ausspruch die Entscheidung der Frage über die Vollziehung der Todesstrafe abhängt, in der Erinnerung an die Scenen der Vergangenheit unwillkürlich zurück schauern muß, durch die Bestätigung des Todesurtheils ähnliche Erscheinungen, welche der Strafgerechtigkeit nicht günstig sind, in das Leben zu rufen. — In Florenz hatte bey der letzten Hinrichtung die Mißbilligung der Todesstrafe sich so ausgesprochen, daß der Tag der Hinrichtung als ein Tag der allgemeinen Trauer galt. Viele Einwohner hatten die Stadt verlassen, die Straßen, durch welche der Trauerzug zog, waren fast leer, und die geringe Zahl der Personen, welche am Hinrichtungsplatze gegenwärtig waren, zeigte dem aufmerksamen Beobachter, wie wenig das Volk an jenem Acte der Gerechtigkeit Gefallen fand.' — Seit 1838 (Gesetz vom 2. Aug.) gilt in Toscana öffentlich mündliches Verfahren und zu einem Todesurtheil ist Stimmeneinhelligkeit der Richter erforderlich.

Im §. 7 spricht der Verf. zunächst vom Verhältnis der unehelichen zu den ehelichen Geburten (S. 161 f.), wobey die Vergleichung mit andern Ländern für Italien wieder sehr günstig ausfällt. Sehr häufig kommen zwar die Kindesaussetzungen (an den Findelhäusern vor);

die Erfahrung zeigt aber, daß darunter viel eheliche Kinder sind, deren Aeltern sich durch ihre Noth oder aus andern Gründen zu der Meinung verleiten lassen, daß dem Kinde dadurch eine bessere Versorgung geschafft werde, und wobey die Mutter die Hoffnung hegt, als Amme in die Anstalt einzutreten und ihr Kind zur Verpflegung zu erhalten (S. 169 f.). Genauere Nachweisungen über die Zahl der Kindesausfektionen gibt der Verf. S. 173 f. Sehr beklagenswerth sind die Nachrichten über die Sterblichkeit der Ausgesetzten (S. 177 f.). — Von den Selbstmorden bezeugt der Verf. (S. 179), daß die Zahl derselben, welche in vielen Ländern Europas auf eine furchtbare Weise zunimmt, in Italien verhältnißmäßig sehr gering ist. Mittheilungen über die Zahl der Geisteskranken finden sich S. 184 f.

Der §. 8 verbreitet sich über den Wohlthätigkeitssinn der Italiäner und die dadurch gegründeten Anstalten, die Zahl der Dürftigen und die Sparcassen in Italien, wovon zum Theil schon oben im Allgemeinen die Rede gewesen ist. Viele interessante statistische Notizen bieten sich auch hier dem Leser dar (S. 191 f.). Der Volksunterricht, auf welchen der Verf. im §. 9 ausführlicher zu sprechen kommt (S. 230 f.), steht in vielen Gegenden noch auf einer niedrigen Stufe; indes mehrt sich mit jedem Jahre die Zahl der Volksschulen und verschiedene Anstalten und Gesellschaften wirken für Ausbreitung der Bildung überhaupt. Am meisten ist von der österreichischen Regierung im lombardisch-venetianischen Königreiche geschehen. Der Zustand der Universitäten in Italien ist sehr mangelhaft. Mittheilungen über die Einrichtung derselben, vorzüglich über den durch neue Geseze regulierten juristischen Un-

terrichtet, verdankten wir dem Verf. schon (in der Zeitschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Auslandes Bd. XIV. S. 153 f. Hier finden sich genauere Nachrichten über die niederen Schulen und Gymnasien und die verschiedenen, zum Theil mit Erfolg wirkenden technischen Unterrichts = Anstalten.

Schließlich wirft der Verf. (§. 10) einen Rückblick auf die gegebene Schilderung der italiänischen Zustände, worin der Leser den Kern der Beobachtungen zusammen gefaßt findet. Da das Buch gewiß allgemeinen und ungetheilten Beyfall finden wird und laut öffentlichen Mittheilungen schon vielfach gesunden hat, so dürfen wir den geehrten Verf. mit um so größerem Rechte an die baldige Erfüllung des gegebenen Versprechens mahnen, in einer Fortsetzung auch die politischen und Verwaltungseinrichtungen der einzelnen italiänischen Staaten, die kirchlichen Zustände, die Gesetzgebung und Rechtspflege, den Zustand der Landwirthschaft und die Verhältnisse der ackerbauenden Classe in den verschiedenen Gegenden zu schildern.

Zachariä.

### L e i p z i g,

bey J. J. Weber 1843. Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom, Amtmann im Amte Budskerud u. s. w. Mit einem Vorwort von Carl Ritter. Zwey Theile mit 2 colorierten Karten. Th. I. XXII und 286 S. Th. II. VI und 236 S. in Octav.

Nach dem Vorworte, durch welches Carl Ritter dies Buch in Deutschland eingeführt hat, möchte es wohl überflüssig seyn, dasselbe hier noch besonders dem deutschen Publicum, für welches der Hr

Berf., ein Normann, es geschrieben hat, zu empfehlen und im Allgemeinen das große Verdienst hervor zu heben, welches der Hr Berf. sich durch diese Arbeit um die Verbreitung einer genaueren Kenntniß seines Vaterlandes erworben hat. Es scheint uns vielmehr passend das Buch durch ein genaueres Eingehen auf seinen Inhalt zu würdigen und dadurch die Aufmerksamkeit nicht allein der Statistiker, sondern auch der großen Anzahl derjenigen auf dasselbe zu lenken, welche sich für Norwegen, dieß durch seine Natur wie durch seine Bewohner gleichmäßig anziehende Land, interessieren.

Der Hr Berf. spricht in der 'an den Leser' überschriebenen Einleitung seinen Zweck dahin aus, 'dem deutschen Publicum von seinem lieben Vaterlande, über welches zwey berühmte deutsche Reisende, Hausmann und L. v. Buch zwar sehr schätzbare mineralogische und geognostische Nachrichten geliefert, welches aber in neuester Zeit durch einen Franzosen, Marmier und einen Briten Laing sehr oberflächlich und zum Theil höchst verkehrt geschildert worden, einen deutlichen und factisch richtigen Begriff zu geben' und eben dasselbst legitimiert er sich als einen competenten Beurtheiler seines Vaterlandes folgendermaßen (S. XIV): 'Meine dreyßigjährige Anstellung in mehreren judiciellen und administrativen Aemtern, meine Theilnahme als Repräsentant in der Nationalversammlung zu Eidsvold an der Ausarbeitung der norwegischen Constitution, so wie mein zehnjähriges Mitarbeiten an der Gesetzgebung Norwegens als Mitglied des Storthings, haben es mir zur Pflicht gemacht, in die öffentlichen Verhältnisse meines Vaterlandes einzudringen. Meine funfzehnjährigen Reisen in allen Theilen Norwegens als Mitglied einer Commission, deren Aufgabe es war, die Be-

steuerung Norwegens zu regulieren, haben mir nicht nur Gelegenheit gegeben, die speciellen Verhältnisse des Landes genau kennen zu lernen, sondern diese Kenntniß war vielmehr eine *Conditio sine qua non* für die Ausführung meines Geschäftes. — Die statistischen Quellen, in so weit sie in den Archiven der Regierung zu suchen sind, standen mir durch die liberale Verfügung des Departementschefs zu Gebote, und kann ich daher für die factische Richtigkeit der mitgetheilten Notizen bürgen.' — Diese Competenz beurkundet denn auch jede Seite des Buches, auf welches wir jetzt gleich näher eingehen können.

Die ersten vier Abschnitte (I. Geographische Lage und äußere Bildung Norwegens S. 1—32; II. Klima und Vegetation S. 33—55; III. Ueber die geognostischen Verhältnisse Norwegens und die Zusammensetzung seiner Landmasse S. 56—88; IV. Von der Erhebung des Bodens in Norwegen in der neueren und neuesten geologischen Periode S. 89—116) sind der Schilderung der physisch-geographischen Verhältnisse des Landes gewidmet und größtentheils nach Mittheilungen der in der gelehrten Welt rühmlichst bekannten norwegischen Naturforscher Hansteen, Keilhau und Blytt, Professoren an der Universität zu Christiania gearbeitet. Sie sind ganz dazu geeignet, auch dem Leser der nicht Naturforscher ist, ein anschauliches Bild der physischen Constitution Norwegens zu gewähren, und deshalb besonders den Verfassern der deutschen geographischen Compendien, bey denen die Begriffe von den verticalen Gliederungen dieses Landes meist noch sehr verworren sind, zu empfehlen, obwohl wir diesen physicalischen Theil des Blomschen Werkes nicht zu seinen gelungensten Theilen rechnen möchten. Auch ist uns der

vierte Abschnitt, der übrigens fast gänzlich einer Abhandlung von Keilhau in dem *Nyt Magazin for Naturvidenskaberne*, Bd. 1. S. 105—254 entlehnt ist, obgleich an sich sehr interessant, doch etwas zu ausführlich für eine Statistik von Norwegen vorgekommen, zumahl die Arbeiten Keilhau's über diesen Gegenstand auch in Deutschland nicht unbekannt sind (z. B. durch Leonhard und Bronns Jahrbuch) und doch nicht viel Sicheres aus allen den einzeln geschilderten Localitäten zur Beantwortung der Hauptfrage zu folgern ist. — Dagegen ist der folgende Abschnitt 'Ackerbau und Viehzucht' von großer Bedeutung. Hier lernen wir gleich den gediegenen Staatsmann kennen, der uns von nun an auch durch das ganze Buch begleitet. Der Hr Verf. betrachtet den Ackerbau, was ein oberflächlicher Beurtheiler wegen der climatischen und geognostischen Verhältnisse des Landes und seiner maritimen Stellung leicht verkennen könnte, für den wichtigsten Erwerbszweig der Normänner (S. 117). — Der Ackerbau hat sich in Norwegen in den letzten Jahren gehoben; besonders wichtig für das Land ist die Hebung des Kartoffelbaues, der erst seit 50 Jahren eingeführt worden. Der Hr Verf. berechnet das urbare Areal Norwegens zu 1,672000 Tonnen Landes (zu 10,000 □ Ellen), das Ackerareal zu 417,973 Tonnen Landes, die jährliche Korn-Production zu 2,507838 Tonnen und die der Kartoffeln zu 2,024941 Tonnen. Von den verschiedenen Getreidearten wird Hafer am meisten (265,195 Tonnen Ausfaat) und Weizen am wenigsten (1322 Tonnen Ausfaat) gebaut, doch gibt der Hafer verhältnismäßig die am wenigsten lohnenden Erndten, theils weil er vielfach auf geringerem Boden gebaut wird, theils weil er einen längeren Sommer erfordert, als an-

dere Sommerfrüchte. In Norwegen fängt erst gegen Ende des Monats May die eigentliche Vegetation des Kornes an und was nicht im September reif ist, gelangt gar nicht zu vollkommener Reife, selbst nicht bey mildem Herbstwetter. Deshalb sind die Erndten der Gerste (deren nördliche Vegetationsgrenze bis zum 70. Breitengrade geht) (S. 53) am sichersten, da sie nur 8 bis 10 Wochen von dem Säen bis zur Reife nöthig hat. — In den Gebirgsgegenden und den hoch liegenden Thälern ist die Viehzucht der Hauptnahrungszweig; im Großen jedoch wird nur Rindvieh, Milch- und Mastvieh gezogen. Die Pferdezucht, auch vorzugsweise Beschäftigung der Gebirgsbewohner, wird nirgends systematisch betrieben. Die norwegischen Pferde sind von einheimischer Race, die sich noch am reinsten im Stifte Bergen, in Tellmarken und Balder's findet. Sie sind klein, meistens von schwarzer, brauner, gelber und dunkelgrauer Ratten ähnlicher Farbe, von starkem Gliederbau, sehr ausdauernd, schnell, überaus sicher und erfordern wenig Pflege. In einigen Gegenden sind sie mit dänischen gemischt, wodurch sie zwar an Größe und äußerer Bildung gewonnen, aber meistens an Dauerhaftigkeit und Sicherheit verloren haben. Die Kreuzung der einheimischen Race mit der englischen, welche neuerdings versucht worden, scheint kein besonderes Erzeugnis zu geben. Die Schaafzucht ist eigentlich nur auf die Zucht des einheimischen Schaafes beschränkt, welches klein ist, nur wenig und grobe Wolle gibt, aber auch nur sehr geringer Pflege bedarf und bey schlechtem Futter jährlich 2, 3 auch 4 Lämmer gibt. Vielfache Versuche im südlichen Norwegen Schäferereyen von edleren Schaafen anzulegen, sind an der Ungunst der climatischen Verhältnisse gescheitert und nur an ein-

zelnen Localitäten auf den Inseln und an der Westküste sind die Versuche günstig ausgefallen. — Den Gesamtviehstand des Landes berechnet Hr Blom zu ungefähr 123000 Pferden, 856380 Stück Rindvieh und 1,399310 Schaafen (S. 139); den Gesamtwertb der Production des Ackerbaues zu 6 Millionen Speciesthaler und den der Viehzucht zu 8 Mill. Speciesthaler (S. 141). Der Capitalwertb des Landeigenthumes stellt sich nach den Angaben des Hrn Berfs für das Jahr 1839 auf 64 Millionen Speciesthaler Silber (S. 146). Die in diesem Kapitel noch enthaltenen Bemerkungen über die Vertheilung des Grundeigenthumes, über die zum Theil sehr eigenthümlichen bäuerlichen Verhältnisse, so wie über die bis jezt vorgenommenen und noch bevor stehenden Verbesserungen dieser Verhältnisse und der Ackerwirthschaft im Allgemeinen, sind sehr interessant, doch müssen wir den Leser selbst darauf verweisen; wir können hier nur bemerken, daß der Hr Berf. nicht der Meinung derjenigen ist, welche von jenen Verbesserungen einen solchen Aufschwung des Getreidebaues in Norwegen hoffen, daß das Land darnach der Einfuhr fremden Getreides nicht mehr bedürfte. — Besondere Aufmerksamkeit verdient der folgende Abschnitt (S. 147 — 173), in welchem das für Norwegen so wichtige Gewerbe der Fischerey geschildert und namentlich auch vom staatsöconomischen Gesichtspuncte aus beleuchtet wird. Wir verweisen den Leser besonders auf die Darstellung der beiden Hauptzweige der norwegischen Fischerey, nämlich der Kabeljau- und der Haringfischerey, welche unstreitig zu den gelungensten Partien des Buches gehört und für den Deutschen, der sich nur schwer von dem Betriebe dieses Gewerbes und von seinem eigenthümlichen Einflusse auf den industri-



len und sittlichen Charakter des Volkes einen Begriff zu machen im Stande ist, vorzugsweise anziehend und belehrend seyn muß. Der Kabeljau- fang der auf der Küste des Stiftes Bergen und Trondhjem und vorzüglich in Nordland bey den Lofoden = Inseln (68 — 69° N. B.) getrieben wird, versammelt alljährlich mehrere Tausend Menschen in der rauhesten Jahreszeit (Januar bis April) an diesen rauhen und unwirthlichen Küsten und hat für alle Bewohner der Küste von Nordland und Drontheim einen unwiderstehlichen Reiz, der sie jedes andere Gewerbe vernachlässigen läßt. — Wir dürfen hier auf die interessante Schilderung, welche der Hr Verf. von dieser Fischerey entwirft, nicht näher eingehen, erlauben uns jedoch zum Beweise der Wichtigkeit dieses Erwerbszweiges den von dem Hrn Verf. aufgenommenen Bericht des Bog- tes von Lofoden über die Fischerey im Jahre 1827 (während der drey Monate Februar, Merz und April) mitzutheilen: Die Anzahl der zur Fischerey eingeschriebenen Böte betrug 2916 mit 15,480 Fischern bemannt. Diese haben 16,456,620 Stück Fische gefangen, die 43,600 Tonnen Lebern oder 21,530 Tonnen Fischöl gaben. Von den Rogen (die nach Frankreich gehen und dort als Köder für die Sardellen gebraucht werden) wurden 6000 Tonnen verkauft. Dieses Product bringt den Fi- schern nach mäßigem Preise eine Summe von 430987 Speciesthaler ein (nämlich 150710 Spe- ciesthaler für den Leberthran, 274277 Speciestha- ler für die Fische und 6000 Spthlr für die Rogen). Als Ausfuhrartikel (zu Stock- und Klippfisch be- reitet) kann man mit Sicherheit den doppelten Preis berechnen, es bringt also diese Art Fischerey allein bey Lofoden dem Staate 860,000 Spthlr ein. Nimmt man ferner an, daß die Winter-Ka-

beljaufischerey auf der Westküste Norwegens von Falden = Fjord bis Bergen die Hälfte obigen Ertrages liefert, so beträgt das Product, das etwa in 3 Monaten nur durch eine Art der Fischerey dem Meere abgewonnen wird, 1,290,000 Sphlr. Außerdem besuchten in dem genannten Jahre 124 größere Fahrzeuge die Lofoden = Inseln (welche Fische ein- und Proviant verkaufen) jedes mit 6 Mann Besatzung; die Fischerey beschäftigte daselbst demnach über 16000 Menschen. Dieser Bericht ist nach den Angaben entworfen, die behuf Einrichtung der darnach bestimmten Zehnten aufgestellt worden sind, und ist also als das Minimum anzusehen. — Um aber den Reinertrag dieses Gewerbes nicht zu hoch erscheinen zu lassen, muß angeführt werden, daß diese Fischerey einen verhältnismäßig sehr großen Capitalvorschuß erfordert. Unser Hr Verf. berechnet den Capitalvorschuß für die Fischerey bey Lofoden (Fahrzeuge mit Ausrüstung und Proviant, Fischerey = Geräthe, Tonnen, Gerüste zum Trocknen der Fische u. s. w.) zu 955,000 Sphlr, was um so bedeutender ist, da das hierzu nothwendige Inventarium sehr rasch abgenutzt wird. — Von nicht geringerer Wichtigkeit für Norwegen ist die Häringfischerey, welche in die Winter- und die Sommerfischerey zerfällt. Die Häringart, die im Winter an die Küsten Norwegens strömt, sucht die Küste bey dem Vorgebirge Stat im Stifte Bergen und verbreitet sich nach Süden bis nach Lindesnaes. Diese Fischerey ist nicht so sicher wie die des Kabeljaus, da der Erfahrung zufolge dieser Häring nur abwechselnd 20 bis 30 Jahre lang die norwegische Küste aufzusuchen pflegt und dann eine eben so lange Periode ausbleibt, was auf den Wohlstand dieser Küste einen großen Einfluß ausübt und besonders

auf die Stadt Stavanger, deren Existenz ganz von dieser Fischerey abhängt. Gegenwärtig ist dieser Häring seit länger als 20 Jahren alljährlich eingetroffen und es sind deren jährlich (Jan. und Febr.) 5 bis 600,000 Tonnen eingefalzen worden, welche einen Ausfuhrwerth von etwa  $1\frac{1}{2}$  Millionen Speciesthaler haben. Der Sommerhäring wird in den Monaten August bis October an den Küsten von Bergen und Drontheim bis an Nordland gefangen. Er ist kleiner als der Winterhäring, aber besser und soll, regelrecht eingefalzen, dem holländischen nicht nachstehen. Der Ertrag dieser Fischerey ist nicht so bedeutend wie der der Winterfischerey und kann nicht so bestimmt berechnet werden.

Das folgende Kap. (S. 174 — 188) handelt von der Jagd, die in Norwegen noch ein freyes Gewerbe, jedoch wie überall in höher civilisirten Staaten von geringer staatsöconomischer Bedeutung ist. Wir übergehen deshalb das Kap., welches wohl mehr Interesse für den Jagdliebhaber als für den Statistiker darbieten möchte, und machen nur auf die in demselben enthaltenen Bemerkungen über das Rennthier und die Eidergans aufmerksam, welche allerdings auch statistisch interessant sind. — Etwas länger müssen wir bey dem folgenden Kap. VIII (S. 189—232), welches die Bergwerke behandelt, verweilen, da der Bergbau in Norwegen nächst dem Ackerbau und der Fischerey den wichtigsten Erwerbszweig bildet und außerdem auch in geognostischer und historischer Beziehung von allgemeinerem Interesse ist. Der Hr Verf. gibt, bevor er die einzelnen Bergwerke betrachtet, eine historische Skizze der Entwicklung des Bergwesens in Norwegen, welche ganz dazu geeignet ist, den Leser in die eigenthümlichen Ver-

hältnisse einzuweißen, in welchen der Bergbau daselbst dem Staate gegenüber sich befindet. Der Bergbau entwickelte sich in Norwegen erst um einige Jahrhunderte später als in dem benachbarten Schweden, was vorzugsweise den politischen Verhältnissen des Landes zu Dänemark zuzuschreiben ist (S. 190). Erst unter der Regierung Christians III. wurde ernsthaft an der Aufmunterung des Bergbaues in Norwegen gearbeitet, indem dieser König einen Deutschen, Hans Glaser, als Bergmeister in Norwegen anstellte und daselbst im J. 1539 eine von diesem nach dem Muster der sächsischen ausgearbeitete Bergordnung einführte. Obgleich der erste gleichzeitige Versuch mit deutschen Bergleuten nicht glücklich ausfiel, so waren es doch deutsche Bergleute, denen Norwegen die Aufnahme seines Bergbaues zu verdanken hat. Denn als im Jahre 1623 in dem Kirchspiele Sandsvår Silbererze entdeckt wurden, welches die Anlage des Silberbergwerkes zu Kongsberg und dieser Bergstadt selbst veranlaßte, eine Anlage die Epoche in der Geschichte des norwegischen Bergbaues macht, wurden wieder sächsische Bergleute verschrieben, durch welche die neue Bergstadt rasch empor stieg und seit dieser Zeit datiert sich in Norwegen auch eine größere Thätigkeit im Gebiete der Berggesetzgebung, welche wiederum bedeutenden Einfluß auf die in neuerer Zeit Statt gehabte Hebung des norwegischen Bergbaues gehabt hat. — Nach dieser historischen Einleitung wendet der Hr Verf. sich zur speciellen Geschichte des in mineralogischer wie in öconomischer Beziehung so berühmt gewordenen Silberbergwerkes von Kongsberg, die wir hier zwar nicht ins Einzelne verfolgen dürfen, aus welcher wir jedoch hervor heben müssen, daß der Hr Verf. (S. 205) zur Charakterisierung des früheren

Betriebes und desjenigen Verfahrens, welches die gänzliche Einstellung dieses Silberbergwerkes im Jahre 1805 zur Folge hatte, als das competenteste Urtheil die Bemerkungen Hausmanns aus seiner skandinavischen Reise Th. II. S. 45 und 46 mittheilt, deren Richtigkeit sich auch durch die neueste eben so interessante als glückliche Geschichte dieses Bergwerkes bestätigt hat. Welchen Aufschwung aber dies Silberbergwerk zu Kongsberg in neuester Zeit, großentheils in Folge des durch die Aufmerksamkeit des norwegischen Storchings herbey geführten besseren Betriebes genommen hat, geht daraus hervor, daß dasselbe in den Jahren 1830 bis 1840 einen reinen Ueberschuß von 2,305,692 Sphlr geliefert hat, während es in den Jahren 1793 bis 1803 ein Zubuße von 232,980 Rthlr erforderte, was zu dem Rescript vom 24. October 1804 Veranlassung gab, durch welches die Einstellung des Werkes befohlen wurde. — Der Hr Verf. betrachtet hierauf die übrigen Bergwerke Norwegens in folgender Ordnung. Zuerst und am ausführlichsten (S. 211 — 214) behandelt er das Kupferbergwerk zu Röraas, welches nächst Kongsberg das wichtigste Bergwerk Norwegens ist, und darauf kürzer (S. 214 — 217) die weniger bedeutenderen Kupferbergwerke zu Lokken, das Salboe = Kupferbergwerk und das zu Kaafford in Finmarken, welches erst seit ungefähr 20 Jahren von einer englischen Interessenschaft betrieben wird. Umständlicher wird das interessante Blaufarbenwerk auf Modum (zu Fossun) berücksichtigt, welches im J. 1783 auf königliche Rechnung durch den Oberinspector Bernstein aus Carlshafen in Hessen eingerichtet wurde, jedoch erst in neuerer Zeit, nachdem es in die Hände von Privaten übergegangen, guten Ertrag gegeben und sich zu einer der bedeutendsten Fabrikanlagen

Norwegens empor gehoben hat (S. 217 — 220). Nach einer kurzen Notiz über die neuerrichtete Chromfabrik in Drontheim geht der Hr Verf. zu den Eisenbergwerken über, deren er 17 aufführt, welche sich gegenwärtig sammtlich im Besitze von Privaten befinden und zusammen im Jahre 1833 32840 Schiffspfund Roheisen, 8548 Schiffspfund Gußeisen und 11830 Schiffspfund Stabeisen lieferten.

Unerachtet der interessanten Mittheilungen, welche der Hr Verf. im folgenden Abschnitte (S. 233—244) über die norwegische Industrie (im engeren Sinne des Wortes) gibt, müssen wir doch den Leser auf das Buch selbst verweisen aus Furcht die industriellen Verhältnisse Norwegens, die zwar an sich sehr einfach, jedoch der Natur des Landes nach sehr eigenthümlicher Art sind, in der Kürze wie es hier geschehen müßte, nur unvollkommen oder unklar darstellen zu können. Unserer Ueberzeugung nach hat der Hr Verf. die Verhältnisse Norwegens zur Industrie klar und unbefangen aufgefaßt und in ihrem naturgemäßen Zusammenhange dargestellt, obwohl ihm über seine staatsöconomischen Grundsätze von anderer Seite ohne Zweifel Tadel zu Theil werden wird. — Dasselbe möchte auch leicht der Fall seyn bey dem folgenden Abschnitte über Handel und Schiffahrt (S. 245 — 286), den wir zu den interessantesten und ausgezeichnetsten des ganzen Werkes zählen. Norwegens Handel und Schiffahrt hat seit der Trennung des Landes von Dänemark eine gänzlich veränderte Richtung genommen.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

200. Stück.

Den 14. December 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben von Gustav Peter Blom, Amtmann im Amte Budskerud u. s. w.'

Während Norwegen früher seine Producte vorzugsweise nach Großbritannien und Dänemark absetzte und aus diesen Ländern auch wieder seinen Bedarf an fremden Waaren (namentlich Colonial- und Manufacturwaaren) bezog, führt es gegenwärtig seine Producte zum größten Theil nach Frankreich und Holland und versorgt sich dagegen mit Colonial- und Manufacturwaaren in Deutschland, namentlich auf dem großen Markte von Hamburg. Wir machen wegen dieses eigenthümlichen Verhältnisses namentlich auf das aufmerksam, was der Hr Verf. zur Erklärung desselben S. 276 anführt. Hier nur ein Paar Zahlen: der Totalwerth der Ausfuhrartikel Norwegens beträgt jetzt jährlich ungefähr 4,760,000 Spthlr. Hiervon gehen jährlich für 7 bis 800,000 Spthlr nach Holland und für etwa 6 Millionen Franken nach Frankreich.

(Im Jahre 1841 betrug nach den officiellen Bekanntmachungen der Douane in Frankreich die Einfuhr aus Norwegen 12 Mill. Francs und die Ausfuhr dahin 2 Mill. Tabl. génér. du Com. de la France pend. 1841. p. 11). Dagegen bezieht Norwegen von seinem

Gesamttimport	aus Hamburg u. Altona allein
an Kaffee 2,459,674 Pfd	2,123,613 Pfd
— Zucker 3,555,291 —	2,603,259 —
— baumw. Manufacturwaaren	
283,901	190,037 —
— wollene Manufacturwaaren	
271,540	180,585 —

Diese Zahlen gelten für das Jahr 1838, das Verhältnis ist aber ein constantes. Wir fragen einfach, wie würde sich dies Verhältnis, in welchem die Hansestädte auch zu andern europäischen Ländern z. B. Schweden und Rußland stehen, gestalten, wenn der Hamburger Handel in die unkaufmännischen Formen der Zollvereinspolitik gepreßt würde? — Zu bedauern ist, daß der Hr Verf. den Gesamtwert der Importen nicht hat angeben können, da die Zölle nicht nach dem Werthe, sondern bald nach der Schwere, bald nach dem Tonnenmaß, bald nach Stückzahl berechnet werden. Ueber den Werth der Exporten hat derselbe dagegen folgende Angaben aufstellen können:

Fischwaaren	2,480,000	Spthlr
Holzwaaren	1,685,000	—
Producte der Bergwerke	530,000	—
Verschiedene	65,000	—
Gesamtwert	4,760,000	Spthlr.

Dieser Summe muß, um die Totalsumme zu finden, welche der Exporthandel in die Hände der Einwohner bringt, noch die Fracht der erwähnten



Producte, in so fern sie in norwegischen Schiffen ausgeführt werden, hinzu gerechnet werden. Diese Fracht beläuft sich nach einer mäßigen, auf öffentliche Angaben gegründeten Berechnung auf 1,470,000 Spthlr, so daß also jährlich den Producenten, den Handwerkern, Arbeitern, Kaufleuten, Rhedern und Seeleuten eine Summe von reichlich 6 Millionen Spthlr durch den Exporthandel zu Gute kommt, wonach denn auch der Werth des Imports zu bestimmen ist, der auf eine längere Periode vertheilt, immer in Gleichgewicht mit dem der Ausfuhr treten muß. — Die Handelsmarine Norwegens bestand im Jahre 1837 aus 2373 Schiffen zu 79278½ Commerzlasten (à 5200 Pfd). Ueber ihre Entwicklung so wie über die des norwegischen Handels überhaupt gibt der Hr Verf. (S. 245 bis 265) höchst interessante und belehrende Nachrichten, auf welche wir noch insbesondere aufmerksam machen müssen.

Der zweyte Theil des Werkes beginnt mit einer Darstellung der politischen Verfassung Norwegens, welches bekanntlich ein freyes, selbständiges, untheilbares und unzertrennliches Reich ist und mit Schweden nur den König gemeinsam hat. — Der 2te Abschnitt dieses Theils (S. 23 — 49) legt das Geld- und Bankwesen Norwegens dar und beleuchtet auf ruhige aber freymüthige Weise die furchtbare Noth, welche die verkehrten Finanzoperationen Dänemarks unter Christian VII. und Friedrich VI. über die vereinigten Königreiche gebracht hatten, eine Noth, von der Norwegen sich nur allmählich durch eine bewunderungswürdige Kraftanstrengung der Nation hat erholen können. Gegenwärtig ist der Zustand der norwegischen Reichsbank ein sehr günstiger, ihr Bankfonds an Silber beträgt 2,725,914 Speciesthaler und ihre Zettel

stehen al-pari. — Ueber das folgende Kapitel (S. 50 — 74), in welchem die Organisation, die Größe u. s. w. der Armee und der Flotte dargelegt werden, enthalten wir uns allen Urtheils, da eine Critik dieser Einrichtungen von unserer Seite anmaßlich seyn würde, müssen jedoch bekennen, daß, bey Erwägung der politischen und geographischen Stellung des Landes und des Nationalcharakters seiner Bewohner, uns das Verhältnis zwischen Land- und Seemacht aufgefallen ist, indem für den Seemilitäretat und dessen Material, obwohl eine Marine erst geschaffen werden mußte, seit 1816 von den verschiedenen Storthings fast nur der dritte Theil von der Summe bewilligt worden ist, welche für die Landmacht bestimmt wurde. Ueber das umgekehrte Verhältnis würden wir uns nicht gewundert haben. — Sehr interessiert haben uns die in dem folgenden Kapitel (S. 75 — 110) mitgetheilten genaueren Nachrichten über die wissenschaftlichen Anstalten des Landes und namentlich die über die Verhältnisse der im Jahre 1814 von Friedrich VI. gestifteten, aber 1823 wesentlich umgeformten Landes-Universität zu Christiania. Die ganze Einrichtung dieses wichtigen, auch den deutschen Gelehrten schon rühmlichst bekannten Institutes erinnert wieder, wie so Vieles in Norwegen, an die nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Geiste und die Befreundung mit deutscher Wissenschaft, von der ja auch das vorliegende Buch, von einem Normannen in deutscher Mundart geschrieben, ein glänzendes Zeugnis ablegt. Möge das Land sich ferner freundlich dieses Institutes annehmen, möge es nie den Jubel vergessen, mit welchem die Gründung der Fredericiana von dem gesammten Volke Norwegens begrüßt wurde. Eine blühende Landes-Universität

ist in der That ein Kleinod, würdig, daß die Nation stolz darauf sey. — Nicht minder aber als durch diese geistige Entwicklung beurkundet sich der große Aufschwung Norwegens seit seiner politischen Selbständigkeit in den überraschenden materiellen Fortschritten des Landes, wie diese aus der Darstellung seiner gegenwärtigen Finanz-Verhältnisse in dem V. Kap. (S. 111 — 134) hervor gehen. Der Hr Verf. führt uns hier, nachdem er mit eben so viel Klarheit wie Präcision die eigenthümliche Lage, in der sich die Finanzen des Landes im Jahre 1814 befanden und die Schwierigkeiten geschildert hat, die einer Einführung eines geregelten Staatshaushaltes im Wege standen, die großartigen Anstrengungen des Volkes vor, welche allmählich den günstigen finanziellen Zustand herbeiführten, dessen sich das Land gegenwärtig erfreuet. Wir müssen uns hier auf ein Paar Angaben beschränken, die indes schon geeignet seyn möchten die glänzenden Früchte jener Anstrengungen darzuthun. Die Staatsschulden, die im J. 1823 noch 5,197,128 Sphlr betragen, belaufen sich jetzt nur auf 2,818,600 Sphlr; — die Activa des Staates haben sich bis auf 4,664,300 Sphlr vermehrt und übersteigen die Passiva mit 1,800,000 Sphlr. — Die Staatseinkünfte sind von 1,437,100 bis zu 3,514,200 Sphlr, und die bewilligten Staatsausgaben von 1,410,676 bis zu 2,242,300 Sphlr gestiegen; — die directen Steuern, die i. J. 1816 600,000 Sphlr betragen sind nach und nach vermindert und i. J. 1836 gänzlich abgeschafft; — die Ausfuhrzölle und mehrere der indirecten Abgaben sind bis auf die Hälfte herabgesetzt; die Staatscasse hat ein jährliches Capital von 100,000 — 120,000 Sphlr übernommen, welches vordem von den Communen bezahlt werden mußte; — die alten werthlosen Bankzettel sind

eingelöst und eine neue Bank fundiert worden, deren Zettel al pari stehen — und dabey ist die Armee neu equipirt, jährlich sind Kriegsschiffe gebaut worden, ein Schloß für den König ist beinahe vollendet, mit dem Bau eines neuen Universitätsgebäudes ist angefangen, die Küste hat mehrere Leuchthürme erhalten, eine Dampfschiffahrtslinie längs der ganzen norwegischen Küste bis Hammerfest und zwischen Kopenhagen und Norwegen ist für öffentliche Rechnung eingeführt, die Vertheilung der Steuern auf das Landeigenthum ist durch eine Commission, die 17 Jahre lang das Land bereiste, regulirt und viele vorbereitende Arbeiten für die Gesetzgebung sind ausgeführt worden, für die geistige Entwicklung der Nation ist vielseitig gesorgt worden — ‘und alles dieses, fügt der Hr Verf. hinzu, hat ein kleiner Staat zu Stande gebracht, der nur wenige natürliche Hilfsquellen besitzt, unter einem ungünstigen Klima leidet und dessen geographische Lage für die Theilnahme an dem großen Welthandel unvortheilhaft ist.’ — Wir kommen zu dem wichtigen Kapitel über die Einwohner und die Population (S. 135—180). Das Bild, welches der Hr Verf. uns (S. 136—155) in frischen Zügen von dem Volke entwirft, ist gewiß eben so treu wie es anziehend ist; man würde es ein durchweg schönes nennen können, würde es nicht entstellt durch einen dunklen Flecken, den der immer mehr Ueberhand nehmende unmäßige Genuß des Branntweins in dem Charakter der Normänner hervorbringt. Der Hr Verf. schildert mit eben so ergreifender Wahrheit wie sittlicher Entrüstung die namentlich in Norwegen so schreiend hervortretenden verderblichen Einflüsse dieses moralischen Krebschadens unserer modernen Cultur, dem der Staat ohnmächtig gegenübersteht und welcher, wie alle

sittlichen Uebel nur durch moralische Mittel, die aber hier noch erst gefunden werden sollen, geheilt werden kann. Erwägt man, wie reißend schnell gerade in Norwegen die furchtbaren Wirkungen dieses Lasters hervorgetreten sind und in welchem Maße sie noch zuzunehmen drohen, wenn nichts dagegen geschieht, so kann man sich der Hoffnung nicht erwehren, daß gerade auch hier bei dem sonst so durch und durch gesunden Volke am ersten ein Gegenmittel gefunden werden wird, weshalb es denn wohl ein Glück ist, daß in Norwegen der Staat bisher nicht gewaltsam eingeschritten ist. — Der Hr Verf. geht hierauf zur Betrachtung der Populationsverhältnisse Norwegens und der Bewegung seiner Bevölkerung seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts über. Diese Untersuchungen sind von Wichtigkeit für die Kenntnis des Landes, denn obwohl ihre Ergebnisse nach den vortrefflichen Bemerkungen, welche Hr de la Roquette im Bulletin de la Société de Géographie (Juillet 1843) bekannt gemacht hat, auch nicht alle neu sind, so gewinnen sie doch ein neues Interesse durch die fleißigen Vergleichen, welche der Hr Verf. mit den gleichartigen Verhältnissen anderer Länder, namentlich Großbritanniens und Frankreichs anstellte. Schade ist, daß demselben Bernouillis Handbuch der Populationistik (Ulm 1841) nicht bekannt geworden ist, welches ihm zu noch mancherley interessanten Vergleichen Veranlassung und Stoff hätte darbieten können. — Die Bevölkerung des Königreichs bestand nach der letzten Zählung i. J. 1835 aus 1,194847 Individuen, was gegen d. J. 1801 eine Vermehrung um 35 Proc. ergibt. Diese Zunahme war aber in verschiedenen Perioden sehr unregelmäßig, denn von 1801 bis 1815 betrug sie nur 0,27 Proc. (für 14 Jahre!) von 1815 bis

1825 18,7 Proc. und von 1825 bis 1835 13,6 Proc. Der Hr Verf. gibt über diese auffallende Unregelmäßigkeit hinlänglich Aufschluß, woraus hervorgeht, wie abhängig die Bewegung der Population in einem Lande wie Norwegen von physischen Einflüssen und von dem auswärtigen Verkehr ist. Charakteristisch für das Land ist auch, daß die Bevölkerung der Städte nur 11 Proc. der Gesamtbevölkerung ausmacht, obgleich die Progression der Volksmenge in den Städten seit 1815 bey weitem größer, als die auf dem Lande gewesen ist. (In Hannover machen die Städte  $14\frac{1}{2}$  Proc. der Gesamtbevölkerung aus, im preussischen Staate etwa 26 Proc., im Königreich Sachsen 32 Proc., in Frankreich 24 Proc., in England 50 Proc.). — Das Verhältniß der männlichen Individuen der Gesamtbevölkerung zu der weiblichen war = 100: 104, welches mit der Population anderer Länder verglichen ein mittleres zu nennen ist; merkwürdig aber ist die allerdings normale, hier aber sehr große Variation dieses Verhältnisses der männlichen zu den weiblichen Individuen auf verschiedenen Altersstufen. So ist, um nur eins anzuführen, die Zahl der männlichen Individuen in dem Alter bis 30 Jahren der der weiblichen von gleichem Alter überlegen, von dieser Zeit an aber fängt das weibliche Geschlecht an zu überwiegen und dies Uebergewicht nimmt mit den höheren Altersklassen in einem fortwährend steigenden Verhältnisse zu. So waren z. B. i. J. 1835 von den Individuen im Alter von 60 bis 70 Jahren 28,307 männlichen und 34,197 weiblichen Geschlechts, in dem Alter von 70 — 80 Jahr 14858 männlichen Geschlechts und 19891 weiblichen Geschlechts, in dem Alter von 80 bis 90 Jahren 4478 männlichen Geschlechts und 6438 weiblichen Geschlechts; in dem von 90

bis 100 Jahren 382 männlichen Geschlechts und 625 weiblichen Geschlechts und nur in dem Alter über 100 Jahre nähern sich die Zahlen wieder. Hier waren 19 männlichen Geschlechts und 22 weiblichen Geschlechts. — Das Verhältniß der jährlich Gebornen zu den Lebenden war in dem Decennium von 1826 bis 1835 wie 1:31,2 (Verhältniß der unehelichen zu den ehelichen Geburten sehr groß = 1:14,61); das der jährlich Gestorbenen zu den Lebenden wie 1:51 und das der jährlich Verstorbene zu den jährlich Gebornen = 100:163, welches als sehr günstige Verhältnisse anzusehen sind. — Der Hr Verf. hängt diesem Abschnitte noch einige criminalstatistische Daten an, welche kein erfreuliches Zeugniß für die Verbesserung der öffentlichen Moralität in Norwegen ablegen, indem danach die Zahl der wegen Verbrechen und Polizeyvergehen angestellten peinlichen Anklagen seit 1814 sowohl positiv wie relativ betrachtet immer im Steigen gewesen ist. Wir können hier nur anführen, daß i. J. 1837 die Zahl der wegen Justizverbrechen und Polizeyvergehen Verurtheilten zur ganzen Population sich wie 1 zu 564 verhielt, doch war das Verhältniß in den verschiedenen Districten sehr verschieden. Den größten Contrast bilden in dieser Beziehung die Stadt Christiania und das Amt Nordland, in jener kam 1 Justiz- und Polizey-Vergehen auf 63 Einwohner, in diesem erst auf 2260 Einwohner. Das Verhältniß der für eigentliche Justizverbrechen Verurtheilten zur Gesamtbevölkerung war = 1:990 und auch hier hatten natürlich die Städte bey weitem das Uebergewicht. Unter diesen Verbrechen war der Diebstahl das bey weitem am häufigste, indem die deshalb angestellten Klagen sich zu allen übrigen wie 4,24:1 verhielten. Der Hr Verf. führt als Hauptursache

hierfür das Brantwein trinken an, gibt aber auch den noch bestehenden Criminalgesetzen einige Schuld, nach denen nämlich der kleinste Diebstahl, die kleinste Mäscherey, wenn das Gestohlene nur 2 Schillinge (etwa ein Groschen) werth ist, eine Strafe von 2 Monat Zuchthaus verwirkt, die Zuchthäuser aber sind die wahren Pflanzschulen der Verbrechen.

Wir schließen hiermit die Anzeige dieses interessanten Buches, denn auf die beiden noch folgenden Abschnitte (S. 181—205) 'Lappen' und (S. 206 bis 236) 'Naturschönheiten, Reisen', welche mehr als für sich stehende Anhänge zu betrachten sind, brauchen wir nur aufmerksam zu machen. Wir haben über dasselbe etwas ausführlicher referiert, weil wir dies dem sehr verdienstvollen Werke schuldig zu seyn und dasselbe besser durch eine Anzeige als durch eine f. g. Critik empfehlen zu können glaubten. Schließlich müssen wir noch bemerken, daß uns nur sehr wenige Stellen daran erinnern haben, daß das Buch in deutscher Sprache von einem Ausländer, einem Normann geschrieben ist, der in der Vorrede für seine Schreibart die dem Ausländer gebührende Nachsicht in Anspruch nehmen zu müssen glaubt. Zwar kommen hier und da Ausdrücke vor, die, wenn auch nicht undeutsch, doch im Deutschen ungebrauchlicher sind, wie Bergarten statt Gebirgsarten; massive Bergarten statt massige (ungeschichtete) Gebirgsarten; auch ist es uns aufgefallen, daß der Hr Verf. in dem zweyten Abschnitt des zweyten Theils souverain immer als gleichbedeutend mit unumschränkt zur Charakterisierung der dänischen Verfassung gebraucht, im Ganzen jedoch schreibt der Herr Verf. besseres Deutsch, als mancher deutsche Literat. Auch die Sorgfalt des Druckes, bey statistischen Werken von Bedeutung, ist sehr



zu loben, wir haben nur sehr wenig Druckfehler gefunden, wie Th. I. S. 8. Verpflanzungstriebes statt Fortpflanzungstriebes, Th. II. S. 161. 21 statt 21,0. — Die typographische Ausstattung des Textes ist weit schöner, als die der beiden Karten, welche jedoch auch nach der Erklärung des Hrn Vfs als bloße Skizzen angesehen werden sollen. Wp.

### L e i p z i g,

bey Brockhaus 1844. Geschichte der italienischen Poesie von G. Ruth. Th. I. IV und 592 Seiten in Octav.

Die Anfänge einer critischen Geschichtschreibung der italiänischen Literatur fallen in eine ziemlich späte Zeit und erklären so das jugendliche Gepräge, welches dieselbe bis heute in Deutschland noch nicht verloren hat. Die vielseitige Empfänglichkeit der romantischen Dichterschule, ihre Virtuosität in der Auffassung und Reproduction der Geisteserzeugnisse aller Zonen und Nationen, hat uns zuerst die Schätze der romanischen Literaturen aufgeschlossen und der Geschichtschreibung denselben Anstoß gegeben, durch welchen früher während der Vollendung und höchsten Blüte unserer nationalen Dichtung in der Behandlung und Anschauung der antiken Viterärgeschichte eine völlige Umwandlung erfolgt war.

Bouterweck that die ersten Schritte auf der von Fr. Schlegel vorgezeichneten Bahn und seit dem hat der deutsche Fleiß dieses anziehende Gebiet nicht wieder aus dem Auge verloren. Aber trotz dem vielen Trefflichen, was in Monographien und summarischen Handbüchern zu Tage gefördert wurde, hat man es doch zu keiner eigentlichen Geschichte gebracht, in der nun alle Bezüge der Literatur auf

Geist, Charakter, Glauben, Sitten und politische Zustände der Nation hell und scharf sich dargelegt hätten. Diesem Mangel wird auch durch das vorliegende Werk nicht abgeholfen, obschon Hr Ruth es sich zur Aufgabe gemacht hatte 'den Charakter des italiänischen Volkes zu erforschen, die verschiedenen Stufen seiner Bildung zu verfolgen und daraus gleichsam die italiänische Poesie als die Blüte desselben heraus zu heben und zu erklären.' Wenn Hr Ruth das Material in größerer Vollständigkeit überschaut und dann statt sich in linguistische Untersuchungen und biographisches Detail zu verirren, den Blick fester auf den einfachen Entwicklungsgang der Dichtung gerichtet hätte, so wäre er wahrscheinlich weniger weit hinter seinem Ziele zurück geblieben. Das Buch zerfällt in sieben Abschnitte. Der erste, ein wortreiches Parergon über den Untergang des römischen Reiches, Wissenschaft und Kunst der Römer, Ausbreitung des Christenthums stützt sich gar zu sehr auf Autoritäten, die längst ihre Geltung verloren haben. Dasselbe gilt auch vom zweyten unter der Aufschrift 'Verjüngung Italiens durch die germanischen Völker' (S. 36—87), nur daß uns Hr Ruth hier an ein noch geringeres Maß von historischem Tact zu gewöhnen sucht. Denn wenn unter der ostgothischen Herrschaft sich nur eine glänzende Nachblüte der römischen Cultur zeigte — wie es S. 71 ganz richtig heißt — und erst die Longobarden als Vermittler des Ueberganges von Erstarrung zu außerordentlicher Kraftanstrengung, eine völlige Aenderung in Ideen, Interessen, Gesinnungen und Zuständen herbey führten, warum begann Hr Ruth nicht mit diesen? warum versuchte er nicht uns wenigstens andeutungsweise das Verhältniß ihrer uralten historischen Lieder, aus denen Paulus Dia-

conus noch schöpfte, zur christlich=geistlichen Poesie und den Sieg und die lange Herrschaft der letztern klar zu machen? Die Stellung dieser lateinischen Poesie der Geistlichen sowohl zur ältern Volksdichtung als zu dem ritterlichen Gesange, der von Sicilien und Frankreich her eindrang, verdient überhaupt weit sorgfältiger erwogen zu werden, als bisher geschehen ist.

Der dritte Abschnitt (S. 87 — 324) reißt wichtige Momente, welche auf italiänische Nationalität und Denkart bestimmend eingewirkt haben, willkürlich aus dem geschichtlichen Zusammenhange und behandelt sie in abgesonderten Paragraphen, was wir eben so wenig billigen können, als den weitläufigen Excurs über italiänische Sprache und Rhythmik. Unser Begriff von Literaturgeschichte ist strenger, als daß wir sie für ein Gefäß halten möchten, worin man alle möglichen antiquarischen und linguistischen Observationen nieder legen könnte. So wie aber in der Geschichte der Sprache und der Rhythmik nicht einmahl eine genaue Bekanntschaft mit den neuesten und gründlichsten Forschungen auf diesem Gebiete sich verräth, eben so wenig haben wir in den Paragraphen über geographische Lage, geschichtliche Vermächtnisse und Erinnerungen, Araber, Provenzalen &c. die Spuren eines besondern Scharffsinnes zu entdecken vermocht. Der vierte Abschnitt (S. 326 — 353) wendet sich endlich zu den literarischen Denkmählern und zählt die Vorläufer Dantes von Giulio d'Alcamo bis auf Guido Cavalcanti auf, mit beygefügtten kurzen Angaben über Leben und Werke. Die meisten derselben gehörten ihrer Sinnesweise und Gefühlrichtung nach der provenzalischen Hofdichtung an und setzten auch in dem neuen Idiom die erfinderrische aber kalte Galanterie der *gaia scienza* fort.

Wie aber schon die Tenzone der Troubadours sich den scholastischen Fragen zur Seite gestellt hatte, so ließ sich erwarten, daß in Italien, wo vom Ende des 12. bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts eine wunderbare Regsamkeit auf dem Felde der theologischen und philosophischen Forschung herrschte, bald eine noch sichtbarere Hinneigung zur Allegorie und dichterisch freyen Behandlung des kirchlichen Christenthums eintreten werde. Dieser Hang zur Allegorie hätte sich sowohl in seinem Zusammenhange mit dem Zeitcharakter als in seiner geschichtlichen Weiterbildung vollständiger nachweisen lassen, als hier geschehen ist; aber Hr Ruth gleitet mit der größten Leichtigkeit über alle Fragen hinweg, die sich dem denkenden Forscher ungestüm genug aufdrängen. In dem fünften, dem Dante gewidmeten Abschnitt, dem gelungensten des ganzen Buchs, erfahren wir durch eine ausführliche Biographie, wie Liebe — *per cui usci della volgare schiera* — Wissenschaft, Politik und schmerzliche, wechselvolle Schicksale den großen Dichter erzogen haben. Es ist kein wesentliches Moment übergangen, doch würde Vieles eine hellere Gestalt gewonnen haben, wenn auf Rossettis vortreffliche Einleitung zur *divina commedia* (in der Londoner Ausgabe von Murray 1826, vgl. Schlosser im Archiv für Geschichte und Literatur Bd. IV, S. 2 f.) mehr Rücksicht genommen wäre. Die Analyse des großen Gedichts nimmt, so willkommen sie auch Vielen seyn mag, jedenfalls einen zu unverhältnismäßigen Raum ein. Den Kunsturtheilen, die scharf abgewogen sind und einen reifen Geschmack verrathen, wüßten wir nichts zu und nichts ab zu thun. Die beiden letzten Abschnitte (S. 528 — 92) Dantes Zeitgenossen, Petrarca und Boccaccio umfassend, zeichnen sich durch dieselbe leichte Eleganz des Stils

aus, die überhaupt zu den Vorzügen des Buches gehört, ohne deshalb tiefer einzudringen, als die vorher besprochenen. So war — um nur eins zu erwähnen — wenn Boccaccio nach seinem Kunstcharakter und dem Maße seiner Phantasie und Erfindung richtig gewürdigt werden sollte, ein Zurückgehen zu seinen Quellen unerlässlich. Wir haben dieß auch um so fester erwartet, als neuerdings vielfach behauptet worden, die schöne Einfach und Treuherzigkeit der alten Volksnovelle sey Boccaccio verborgen geblieben und er stehe in dieser Beziehung tief unter dem spätern Sacchetti; worin gewis eine starke Aufforderung zu einer nochmaligen Untersuchung lag. Aber Hr Ruth hat sich hierüber sehr kurz gefaßt, um — so hoffen und wünschen wir es wenigstens — in der Bildungsgeschichte des italiänischen Epos sowohl die Bezüge der größeren Gedichte unter sich als zu ihren Quellen um so sorgfältiger nachzuweisen. Dr H. B.

### K ö n i g s b e r g,

bey Voigt 1843. Der Symbolzwang und die protestantische Lehr- und Gewissensfreyheit. Von Dr J. Rupp. (Der Buchstabe tödtet u.) 50 Seiten in Octav.

Sicherlich recht gut gemeint scheint doch der Standpunct der Besprechung nur der eines verfehlten und in kirchlichen Angelegenheiten doppelt unglückseligen Liberalismus. Zweck und Inhalt ist der Hauptsache nach durch den Titel hinreichend angedeutet, so zu stellen, daß der Symbolzwang gegen die protestantische Lehr- und Gewissensfreyheit sey. Gewis richtig ist die Ansicht, daß, wenn von der ganzen protestantischen Kirche die Rede sey und nach dem eigentlichen Begriffe eines Symbols, die Augsburgerische Confession als

daß eigentliche Gesamt = Symbol der ganzen evangelischen Kirche gelten müsse. Sehr zweifelhaft dagegen scheinen die beiden Hauptsätze des Hrn Verfs: 1) daß alle Symbole nur Zeugnisse, nie Gesetze seyn können (die symb. oecumenic. wurden früh genug Norm und Bekenntnis, also Gesetz d. h. Interpretation des göttlichen Gesetzes, eben so die Augsburgerische Confession, auch ist das Gesekliche der Symbole in der lutherischen Kirche so entschieden als sicher historisch Absicht gewesen, und sollte gelten, so lange nicht der Widerstreit mit der Schrift nachgewiesen wäre); 2) daß die Einführung neuer Symbole von dem Vertrauen und der Ueberzeugung abhängen, die ihnen entgegen kommen (wenn die Kirche sich in Symbolen aussprechen wird, versteht sich jenes von der Mehrzahl von selbst). Sonst scheint der Hr Verf. über Geist und Charakter der evangelischen Kirche und den ihr angeblich von den Reformatoren angewiesenen Beruf ganz irrige Vorstellungen zu haben, wenn er meint, daß eine bestimmte Lehrnorm gegen den Geist der Reformatoren sey. Sie sahen den Protestantismus nicht in der Ungebundenheit und Negation überhaupt, sondern nur in der Protestation gegen die traditiones humanae der katholischen Kirche, namentlich dem Gegensatz zwischen Glauben und Werken, und es gehört entschieden zum Wesen der evangelischen Kirche, an entschieden biblischen Lehren als Gottes Worte so fest und fester zu halten, als nur immer die römische Kirche. Köllner.

### Berichtigung.

S. 1907. Z. 6 von unten, lies Ref. statt Bf.  
 — 1909. Z. 14 von oben, lies oder statt und

# G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

201. Stück.

Den 16. December 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurde am 2. December eine Abhandlung unter dem Titel: 'Zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch = chemischen Standpuncte aus, von Dr C. Schmidt aus Kurland' vorgelegt. Sie enthält die Resultate einer Reihe von Untersuchungen, welche der Verf., unterstützt von den Prof. Wagner und Wöhler, im hiesigen academ. Laboratorium vorgenommen hat. Wir geben in dem Folgenden einen gedrängten Auszug daraus.

Nach einer kurzen Einleitung, in der der Verf. den Standpunct der physiologischen Chemie, gegenüber der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte im Allgemeinen, so wie den feini- gen insbesondere zu charakterisieren sucht, und zwar vorzugsweise 'als das Streben einer innigern Verknüpfung und gegenseitigen Durchdringung dieser drey Haupt- stützen der Physiologie' bezeichnet, be-

vorwortet er die specielleren Beobachtungen und Folgerungen mit folgendem

Allgemeinen Ueberblick der Resultate. Im Thier- und Pflanzenreiche finden wir so oft einen merkwürdigen Zusammenhang zwischen Materie und Form, d. h. einer bestimmten Combination der chemischen entspricht so oft eine eigenthümliche Gestalt und Anordnung der morphologischen Elemente, daß wir diesen Zusammenhang als einen nothwendigen betrachten müssen, und den geistreichen Ideen, mit denen Keil einst sein Archiv eröffnete, in modernem Gewande noch heute den Ehrenplatz in unsern Erfahrungswissenschaften einräumen können.

Je höher die Dignität eines Organs, desto mehr verschwindet die Manigfaltigkeit der Combination feiner chemischen Elemente.

Das Nervensystem, d. h. Primitivfasern und Ganglienzellen scheinen keine wesentlichen Verschiedenheiten darzubieten, doch läßt sich auf Grund bloßer mikroskopischer Reactionen nichts Bestimmtes sagen.

Das Muskelsystem, d. h. Primitivbündel, sowohl glatte wie quer gestreifte zeigen einerley Zusammensetzung; dasselbe gilt vom unbefruchteten Ee.

Das Gefäßsystem, d. h. die Röhrenwände scheinen eben so wenig Verschiedenheiten darzubieten — beide den Proteinsubstanzen angehörend, oder nahe verwandt.

Der Darmschlauch mit seinen Anhängeln vermittelt den Uebergang zum Hautsystem, — die Epithelien schließen sich dem letzteren an, Hornplatten und gewisse, zwischen den Epithelien und Muskelschichten liegende, oder vielmehr selbst als Epithelien fungierende Membranen zeigen dasselbe,



während die zugehörigen Drüsen, abgesehen von ihren besondern Secreten, aus Proteinstoffen bestehen.

Aehnlich verhält sich das Respirationsystem, die äußeren Hüllen der Kiemenblätter, wie die Tracheen correspondieren dem Hautsystem.

Letzteres endlich, d. h. die zum Schutz gegen die Außenwelt bestimmten Hüllen, zeigen die größte Manigfaltigkeit in Form und Mischung.

Auf der höchsten Stufe des Thierreichs besteht dieses System aus Proteinstoffen, es ist rein animalisch; — auf den mittleren combinirt es sich mit dem Hautsystem der Pflanze; auf der niedrigsten endlich ist es mit dem letztern identisch.

Die Mollusken stehen demnach höher, als Gliederthiere, letztere bilden den Mittelstand; die Zoophyten sind im wahren Sinne des Wortes: Pflanzenthiere.

Höchst interessant erscheinen sämmtliche Uebergangsstufen.

So die Rankenfüßer, deren Cirrhen sich histologisch = chemisch den Gliederthieren (Crustaceen), die Schalen in gleicher Beziehung den Zweyschalern anreihen.

So die Ascidien als Vermittler der Mollusken und Zoophyten, der feineren Structur und chemischen Beschaffenheit der Hüllen nach Thiere mit pflanzlichem Mantel.

So endlich die einfachsten Gebilde der Thierwelt (Bacillarien) als Uebergänge zur primitiven Pflanzenzelle (Essigmutter, Hefenzelle), bey denen wir mit unserer scholastischen Sonderung der Begriffe von Thier und Pflanze ins wunderbarlichste Dilemma gerathen: es sind organische Wesen mit Stoffwechsel und Mischungsbestand-

theilen der Pflanze, mit der Locomotion des Thiers!’

Der Verf. kommt jetzt auf die

Speciellen Beobachtungen und Folgerungen, aus denen wir nur die wesentlichsten Momente hervor heben.

A. Nervensystem. Durch die ganze Thierreihe hindurch, so weit wir es noch isoliert verfolgen können, finden wir in Betreff seiner histologischen Elemente große Uebereinstimmung — überall der Gegensatz zwischen Ganglienkörper und Primitivfaser, den wir daher als nothwendige morphologische Grundbedingung der Mechanik des Nervensystems betrachten können. Chemische Identität scheint hier der formellen zu entsprechen, da Nervenstrahlen und Ganglien des Schlundringes von Anodonta, Helix, Limnaeus, Astacus, Melolontha, Speira sich gegen Kali, Essigsäure, Wasser, Alkohol und Aether gleich verhalten, von denselben Nerven-elementen der Wirbelthiere nicht wesentlich unterschieden.

B. Muskelsystem. Bekanntlich unterscheidet man glatte und quer gestreifte Muskelprimitivfasern oder Bündel, doch ist die Entwicklung beider sehr ähnlich; es fragte sich, ob letzteres auch in Betreff der chemischen Elementarconstitution Statt fände. Da die Mollusken glatte, die Gliederthiere dagegen quer gestreifte Primitivfasern besitzen, so präparierte der Verf. die Schließmuskeln von Anodonta, die großen Brustmuskeln des Maykäfers und die der Hinterleibringe des Flusskrebseß frey, isolierte die Primitivfasern durch Behandlung mit Wasser, Alkohol und Aether und unterwarf sie der Elementaranalyse, die vollkommene Identität ergab, und zwar im Mittel mehrerer Versuche:

	Flußkrebß	—	Maykäfer	—	Anodonta
C	= 52,26	—	52,21	—	52,45
H	= 7,10	—	7,14	—	7,26
N	= 15,33	—	15,27	—	15,33

Vergleicht man diese Zusammensetzung mit der der Albuminate, so findet sich ein interessantes Verhältnis zwischen diesen und Chondrin, in der Art, daß wir uns den Uebergang vom Fibrin zu Muskel und Chondrin durch successives Eintreten der Elemente des Wassers in die Zusammensetzung des Protein verständlichen können.

C. Fortpflanzungsorgane. Wagners Forschungen verdanken wir bekanntlich die Kenntniß des gleichmäßigen Baues der primitiven Eyer in der Thierreihe; chemische Identität scheint diesem zu entsprechen. Unbefruchtete Eyer von *Astacus*, *Melolontha*, *Musca*, *Epeira*, *Legenaria*, *Unio*, *Anodonta*, *Helix*, *Limnaeus*, *Limax* zeigten gegen Kali, Essigsäure, Aether und Wasser daselbe Verhalten, wonach bey Allen Chorion und Dotterhaut aus Proteinstoffen, der Inhalt des Dotters aus flüssigem Fett, das Keimbläschen mit seinem wasserhellen Contentum aus Albuminaten, die feuerbeständigen Bestandtheile aller 3 vorwaltend aus phosphorsaurem Kalk bestanden. Einmahl, wo es bey *Anodonta* glückte, das Keimbläschen ganz zu isolieren, erwies sich der Keimfleck als Fettkügelchen oder Bläschen.

Bey den Bacillarien unterstützt und entscheidet die Elementaranalyse, wo uns optische Hilfsmittel im Stiche lassen. — Die gelblichen, an den Seitenwänden der *Frustulia salina* Ehrenbergs befindlichen Massen, die dieser Forscher als Eyerstöcke deutet, bestehen in der That aus gewöhnlichem verseifbaren Fett, das sich durch den Acrolein und Fettsäuregeruch bey dem Erhitzen als Glycerin-

verbindung erwies und zum Ueberflus, aus der Kaliseife abgeschieden:

$$C = 76,03$$

$$H = 11,61$$

d. h. die Zusammensetzung der Delsäure ergab, wodurch also Ehrenbergs Vermuthung große Wahrscheinlichkeit erhält.

D. Gefäßsystem. Gefäßwände und pulsierendes Centralorgan von Unio, Anodonta, Astacus, Squilla, Scolopendra verhalten sich gegen Alkalien, Essigsäure, Salpetersäure zc. wie Proteinstoffe.— Elementaranalysen konnten der Schwierigkeit der Präparation im Großen halber, nicht angestellt werden.

E. Das Respirationssystem dagegen gehört entschieden dem Hautsystem an, da die Tracheen der Insecten und Tracheenspinnen, die Athemsäcke der Lungenspinnen, wie die Kiemen der Crustaceen aus der eigenthümlichen, Holzfaserähnlichen, doch Stickstoff haltigen Substanz bestehen, die das Hautskelett der Gliedertiere bildet und charakterisiert, dem so genannten Chitin, wovon später. So nach Untersuchungen des Maykäfers, der Stubenfliege und Ateuchus sacer für Insecten; Flußkrebs und Krabbe für Crustaceen; Phalangium und Speira für die beiden Sippen der Spinnen.

F. Digestionsapparat. Die mit der Außenwelt direct communicierende innere Wand des Darmschlauchs gehört dem Hautsystem an, — es ist dies eine Folgerung aus Untersuchungen des Krebsmagens, dessen innerste, die Theile des complicierten Chitin- und Kalkgerüsts verbindende, das ganze Darmrohr auskleidende glashelle Membran aus dem erwähnten Chitin, der Substanz des Panzers, besteht. Wahrscheinlich gilt dasselbe

für alle Gliederthiere; die Jahreszeit verstattete keine weitere Prüfung.

G. Hautsystem. Die äußeren Hüllen der wirbellosen Thiere endlich zeigen große Manigfaltigkeit der feineren Structur, wie der schemischen Beschaffenheit. Der Verf. betrachtet die chemischen Verhältnisse nach den großen natürlichen Ordnungen, die umgekehrt wieder durch jene charakterisiert werden:

1. Gliederthiere. Die erste Untersuchung verdanken wir Dier, der schon vor 20 Jahren in den Hautpanzern der Käfer und Krabben als Grundsubstanz einen, den gewöhnlichen Lösungsmitteln trockenden, namentlich beim Verbrennen der Holzfasern sehr ähnlichen Stoff entdeckte, den er für eine Modification der letztern, also für stickstoffrey hielt, und Chitin nannte. Lassaigues, Payens, Children und Daniels spätere Zugaben waren sehr unbedeutend; durchgreifende elementaranalytische Bestimmungen fehlten durchaus.

Der Verf. behandelte daher eine Portion Maykäfer-Flügeldecken successiv mit Wasser, Alkohol, Aether und einer mäßig concentrirten Kalilösung, bis sie farblos und durchscheinend erschienen. Das Mikroskop zeigte unter einem dünnen Epithelium, das den Pflanzenepithelien ähnlich, mit langen einfachen Haarzellen bedeckt erschien, über einander liegende Längs- und Quersfaser-schichten, wodurch die zierlichsten Zeichnungen hervor gebracht wurden; der braune, dazwischen abgelagerte harzige Farbstoff war durch die Lösungsmittel entfernt, der Rückstand, Diers Chitin. Dieser Stoff löst sich ohne Farbenveränderung in starker Salz- oder Salpetersäure, er zerfließt in Schwefelsäure zu einer anfangs farblosen, nach 48 Stunden schwarzen, und Essigsäure und Ammoniak enthaltenden Flüss-

sigkeit. Er kann mit Wasser oder Kalilösung unverändert auf  $200^{\circ}$  und darüber erhitzt werden, und verkohlt in höheren Temperaturen bey Abschluß der Luft unter vollständiger Beybehaltung der Form, indem Essigsäure, Wasser, essigsaures Ammoniak und etwas brenzliches Del entweichen. Um völlig sicher zu gehen wurde noch der ganze Panzer von Melolontha, wie der von Ateuchus sacer derselben Behandlung unterworfen und für sich analysiert, sämtliche Bestimmungen ergaben dasselbe Resultat, im Mittel:

$$C = 46,75$$

$$H = 6,54$$

$$N = 6,46$$

Schwefel oder Phosphor waren nicht vorhanden, Untersuchungen einer Menge anderer Insecten der verschiedensten Gattungen und Metamorphosenstufen führten zu demselben Resultat; das Hautsystem der Raupe, Puppe, wie des vollkommenen Insects, der Fliege, wie des Trauermantels besteht aus derselben Grundsubstanz.

Dasselbe gilt von den Crustaceen, wo Kalksalze als Bindemittel den ersterwähnten braunen harzigen Farbestoff zu ersetzen scheinen. Nach dem Ausziehen derselben, wie des Farbestoffes zc. durch Wasser, Alkohol, Aether, Säure und Alkali bleibt dasselbe farblose Chitinskelett, wie bey dem Maykäfer zurück, nur entdeckt das bewaffnete Auge statt der zierlichen Zeichnungen letzterer nur ein innig verfilztes Gewebe von Längs- und Quersfaser-schichten. Die Elementaranalyse ergab für Flußkrebß, Hummer und Squilla vollkommen unter sich und mit den früher erwähnten übereinstimmende Resultate.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

202. 203. Stück.

Den 19. December 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch = chemischen Standpuncte aus, von Dr C. Schmidt aus Kurland.'

Dasselbe gilt endlich nach Untersuchungen an Phalangium, Attus, Speira und Tegenaria für Spinnen und wir hätten somit, in merkwürdiger Uebereinstimmung von Form und Mischung ein gemeinsames Band mehr zur Charakteristik der Gliederthiere.

Die Histogenese wurde bey dem Krebs verfolgt; es ist ein gewöhnlicher Neubildungsproceß durch Auswachsen von Zellen. Die beiden, unter dem Brustpanzer dieses Thiers befindlichen Membranen, deren eine die matrix des Panzers, die darunter liegende (Heusingers Respirationsmembran) ihrer Function nach räthselhaft ist, bestehen aus Chitin.

Wie bildet sich diese Substanz, in welchem Zusammenhange steht sie mit Protein und s.g. Kohlehydraten, den Bestandtheilen der Thier = und Pflanzenzelle?

Scheinbar in gar keinem, wir finden sie nirgends präformiert.

Als einfachsten Ausdruck der Analyse können wir die Formel  $C^{17} H^{14} N O^{11}$  betrachten:

Rechnung	Beobachtung
C = 46,83	— 46,75
H = 6,42	— 6,54
N = 6,42	— 6,46

Wir sehen, sie stimmt zur Genüge; diese enthält aber die Elemente von:

Kohle	=	$C^{17}$
Wasser	=	$H^{11} O^{11}$ und
Ammoniak	=	$H^3 N$

$C^{17} H^{14} N O^{11}$ , woraus sich die Schemata für die Zersetzung durch Schwefelsäure u. von selbst ergeben.

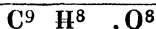
Die früheren Muskelanalysen in Aequivalenten ausgedrückt, geben:  $C^8 H^6 N O^5$ :

Rechnung	Beobachtung
C = 52,22	— 52,24
H = 6,52	— 7,15
N = 15,21	— 15,30

Diese beiden verglichen:

Krebs =	{	Chitin	=	$C^{17} H^{14} N O^{11}$
		Muskel	=	$C^8 H^6 N O^5$

gibt den Rest:



d. h. die Substanz des Panzers eines Gliederthiers enthält die Elemente der Muskelprimitivbündel desselben Thiers plus einem s. g. Kohlehydrat, also Zucker, Gummi, Holzfaser oder dergl. Dieser Satz ist von physiologischer Bedeutung: diese Thiere, die Crustaceen namentlich, müssen beim Schalenwechsel in kurzer Frist eine so enorme Quantität Bildungsmaterial producieren, daß sie an



Substanzverlust darauf gehen müßten, wenn der ganze Panzer dem Zerfallen der Albuminate des Organismus sein Entstehen verdankte. Wir sehen eine weise Dekonomie der Natur darin, die einen großen Theil desselben durch Kalksalze,  $\frac{2}{3}$  des Restes durch nahe liegende Kohlehydrate: Conserven, Algen, Charen etc. und nur das letzte  $\frac{1}{3}$  durch die Albuminate des Thiers selber bilden läßt. Nicht umsonst findet man Magen und Darmschlauch dieser Thiere um die Häutungsperiode oder mindestens bald nachher voll Charenstengel, Conservenstückchen und dergl.

2. Mollusken. Das Hautsystem der Mollusken bietet wenig Interesse; die hornigen Ueberzüge von Unio und Anodonta, sich zum Ligament verdickend, sind histologisch-chemisch Duplicaturen des Mantels, und enthalten, wie die beyhm Lösen der Schalen in Säuren zurück bleibenden Häute, 15 — 15,3 Proc. Stickstoff. Der Mantel hat zweyerley Epithelien, nach innen Flimmercylinder, gegen die Kalkschalen hin Drüsenzellen; jene versorgen die Kiemen mit Wasser, diese secernieren phosphorsauren Kalk und Albumin aus dem Blute, die in den Kreislauf für den Zellbildungsproceß im Hoden oder Eierstock übergehen, während eine Verbindung von Kalk mit Albumin als dicker amorpher Schleim gegen die Schale hin für Bildung derselben abgeschieden wird. Die Gründe sind einfach, denn die Mantellappen hinterlassen eingäschert 14 — 15 Proc. phosphorsauren Kalk, während der amorphe Schleim unter den übrigen Reactionen der Albuminate nur kohlenfauren Kalk hinterläßt. Die Quantität des phosphorsauren Kalks steigt übrigens in allen diesen Kalkhüllen proportional der Intensität der Zellbildung; er fehlt bey den Conchiferen fast ganz und steigt in gera-

dem Verhältniß mit der Zunahme geformten Chitins, bey Squilla auf 47 Proc. der feuerbeständigen Bestandtheile; es ist klar, daß er mit jenem in einer nahen Beziehung stehen muß, zumahl er sich auch im Cytoblastem des Krebspanzers in bedeutender Menge fand.

Interessant sind die

3. Rankenfüßer als Vermittler der Mollusken und Crustaceen, die auch chemisch-histologisch ihren Platz in der Thierreihe behaupten. Stiel und Arme (Cirrhen) bestehen aus Chitin, die gegliederten Kalkschalen sind wahre Molluskenproducte. Interessanter noch die

4. Ascidien. Der Mantel dieser Thiere bildet ein Conglomerat großer kugelrunder Zellen, dem Gewebe der Cacteen oder mancher Obstarten teuschend ähnlich. Die Substanz dieses Gewebes ist unlöslich in Wasser, Alkohol, Aether, Säuren und Alkalien, stickstoffrey und enthält in 100 Theilen:

$$C = 45,38$$

$$H = 6,47, \text{ d. h. ist mit}$$

der Pflanzenzelle histologisch wie chemisch identisch.

Betrachten wir schließlich die

5. Zoophyten und zwar die mehrerwähnten Forstulien. Wir sahen, daß die gelben Partien durch Aether gelöst wurden; der übrige Inhalt des Kieselpanzers ist in Kali löslich, der Rückstand stickstoffrey und ergab nach Abzug der Kieselpanzer, in 100 Th.:

$$C = 46,19$$

$$H = 6,63 \text{ d. h. Pflanzenzell-}$$

stoff, der die äußere, den Kieselpanzer umgebende Schleimmasse constituirt. Das Verhältniß dieser 4 Componenten ergab sich aus Asche- und Stickstoffbestimmungen

Kieselpanzer . . . . .	= 45,10
Fett (Eyerstock, Hode??) .	= 15,77
Proteinstoff (Fuß) . . . . .	= 15,12
Pflanzenzellstoff (Schleimhülle)	= 24,01

Der Verf. glaubt demnach — (bekanntlich war es *Frustulia salina*, an der Wöhler zuerst Sauerstoff-Entwicklung als Endproduct des Stoffwechsels beobachtet) — den im allgemeinen Theil ausgesprochenen Satz: 'Diese Frustulien sind Wesen mit Substanz und Stoffwechsel der Pflanze, mit der Locomotion des Thiers' zur Genüge bewiesen.

Er schließt mit einigen Bemerkungen, die sich nicht gut im Auszug geben lassen, und die wir deshalb im Zusammenhange wiedergeben:

'Sind wir überhaupt bey dem heutigen Stande der Wissenschaft berechtigt, eine Grenzlinie zwischen Thier und Pflanze ängstlich fest zu halten? Ist es nicht Zeit, diese chinesische Mauer als veraltetes Erbstück systematisirenden Scholasticismus über den Haufen zu stürzen? es anzuerkennen, daß vom Menschen bis zur primären Thier- und Pflanzenzelle kein Sprung in der Realisation einer allgemeinen, der Natur als Totalität zum Grunde liegenden Idee existiere?

Wodurch ist die Spore der *Vaucheria clavata* \*), jene einfache, mit ihren schwingenden Cilien sich Stunden lang frey im Wasser bewegendes Zelle von der jungen Meduse unterschieden, der nicht minder einfachen, die Fluthen der Nordsee mit ihren Glimmerkolben theilenden Blase? Wodurch von beiden die Embryonalzelle der schwimmenden *Ascidie*? Bestehen sie nicht alle drey höchst wahrscheinlich aus denselben Elementen in Form und Mischung? Der

\*) Dr. F. Unger, die Pflanze im Moment der Thierwerdung. Wien 1843.

Mantel der *Ascidie* zeigt uns ja Stoff und Gewebe der Pflanze, er muß als solcher materiell im E $\gamma$  präexistieren, denn in den ersten Entwicklungsstadien des letztern, bey der ersten Differenzierung jenes unbestimmten Chaos zum werdenden Organismus sehen wir ihn bereits als schützendes Gebilde von seinem Inhalt (den Furchungskugeln) getrennt\*). Es ist sehr wahrscheinlich, daß der glashelle Mantel der *Medusen* dieselbe Elementarconstitution besitzt; der Embryo einer *Alge* ist demnach, dem materiellen Substrat seiner Idee nach (Form und Mischung) dem der *Meduse* oder *Ascidie* identisch — dort das höchste Entwicklungsstadium der Pflanze — hier die einfachste Form des Thiers! :

Können wir die erfolgreiche Idee eines Generationswechsels, mit der *Steentrup*\*\*) kürzlich zahlreiche, isoliert paradox erscheinende Beobachtungen zum harmonischen Ganzen verknüpfte, nicht in gleicher Weise auf die einfachsten Gebilde der Pflanzenwelt übertragen? Ich meine, können wir die *Alge* nicht als *Mutter* ihres höher entwickelten Embryo ansehen? Die *Mutter* einer *Campanularia*\*\*\*) zeigt nichts von den Erscheinungen, die man mit dem Begriff 'Thier' als unzertrennlich zu betrachten pflegt; wir haben hier keinen Magen, keine innere Höhle für den Assimilationsproceß, keine selbständige Bewegung, mit einem Worte, sie ist eine complete *Algen-Mutterzelle*. Der Embryo, der beym Platzen dieses

\*) *Milne Edwards Observations sur les Ascidies composées des côtes de la Manche. Paris 1841.*

\*\*) *J. J. Sm. Steentrup, Ueber den Generationswechsel (deutsch von Lorenzen) Copenhagen 1842.*

\*\*\*) Derselbe a. a. O. S. 31. Fig. 52 für *Campanularia geniculata*.

so genannten Mutterthiers den selbständigen Lebenscyclus zu durchlaufen beginnt, gleicht dem der *Baucheria* aufs Haar \*), er heftet sich, wie dieser, nach ein Paar Stunden Flimmerbewegung fest, und entwickelt sich so fixiert zum vollständigen Polypen, auf den ersten Stufen dieses Processes noch rein Alge, auf den letzten thierischer Organismus \*\*); wir können die Alge als Hemmungsbildung des Polypen betrachten, als Polypen mit einfachem Generationswechsel während die *Campanularia* einen doppelten besitzt.

Genau dasselbe Verhältnis haben wir wahrscheinlich bey Medusen, Salpen, Ascidien, dasselbe, factisch erwiesen, bey zahlreichen Parasiten (*Ascaris* etc.) \*\*\*), deren Betrachtung uns hier zu weit führen würde, und sich durch Vergleichung der hier ausgesprochenen Ansichten mit den geistreichen Ideen und trefflichen Beobachtungen Steentrup's a. a. D. leicht ergibt.

Und endlich — diese Frustulien — mit ihrem pflanzlichen Mantel, mit ihrem pflanzlichen Stoffwechsel — selbst in Bezug auf das einzig Thierische, die schwache selbständige Bewegung hundertmahl von dem Algen = Embryo übertroffen! Daß sie die Fähigkeit haben müssen, Bestandtheile der Atmosphäre in Substanz ihres Organismus umzuwandeln, kann keinem Zweifel unterliegen; das Soolwasser enthält kaum Spuren organischer Verbindungen, beym Abschluß der Luft, dem Einfluß von Licht und Wärme entzogen, bleibt es klar und farblos, im Sonnenschein, ohne vorgän-

\*) Ebenadelfbst Fig. 54 und bey Unger a. a. D.

\*\*) Steentrup a. a. D. Fig. 57 und 58.

\*\*\*) Derselbe a. a. D. S. 50 figd. Entwicklung der Trematoden.

gige Conservenbildung, ohne Spur eines sonstigen präformierten Bildungsmaterials entwickeln sich die wenigen, zufällig hinein gerathenen Keime dieser Wesen (Frustrulien) zu Milliarden Individuen; sie reduciren die Kohlensäure der Atmosphäre zu Fetten und Kohlehydraten, sie assimilieren das Ammoniak oder producieren es gar aus dem Stickstoff derselben, und combinieren es mit den Elementen jener zu Protein und Albuminaten; sie secernieren den überschüssigen Sauerstoff, und der Mensch, prüfend, aus dem Endproduct auf das 'Wie' des Processes zurück schließend, sieht die Möglichkeit seiner eigenen Existenz zum Theil durch die jener einfachsten Wesen, als Wiederhersteller des Gleichgewichts der Atmosphäre, vermittelt!

### L e i p z i g,

bey Engelmann 1843. Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. R. Hasse, Lic. u. außerord. Prof. der evangel. Theologie zu Bonn. Erster Theil: Das Leben Anselms. X und 576 Seiten in Octav.

Anselm hat lange Zeit hindurch das traurige Loos gehabt, für die größere Masse der Theologen ein Schreckbild zu seyn: so bald man eine Predigt oder irgend eine Schrift bezichtigen zu dürfen glaubte, daß 'Anselmsche Theorie' darin herrsche, war damit kurzweg das Todesurtheil darüber ausgesprochen; ihr Inhalt war durch jene Benennung als der 'reinen Lehre Jesu' zuwider, als Wahn und Unsinn bezeichnet. Auch jetzt noch findet sich dieser Spuß in manchen Köpfen und in einigen theologischen Zeitschriften, obgleich jene wegwerfende Herabsetzung Anselms mit der ganzen theo-

logischen Richtung, deren Erzeugnis sie ist, zum guten Theil schon gerichtet und als Unverstand offenbar geworden ist. Die vorliegende ausgezeichnete Lebensbeschreibung Anselms wird gewiß viel dazu beytragen, den Mann in immer weiteren Kreisen wieder zu Ehren zu bringen und Alle, die ein Urtheil haben, von seiner Größe nicht nur in seinem Leben und Wirken, sondern auch in seinem Denken und Lehren zu überzeugen.

Anselm ist ohne Frage in jeder Beziehung einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Er ist eben auch ein Mann seiner Zeit; wie er mit großer Sorgfalt, Hingebung, Liebe und Treue der einzelnen Seelen sich annimmt; alle die gewaltigen, tief eingreifenden, Kirche und Staat erschütternden Bewegungen und Kämpfe, durch welche seine Zeit ausgezeichnet ist, erregen ihn auf das Lebendigste; ja, er ist ein entschiedener, kräftiger Mitkämpfer, in Gefahren und inneren wie äußeren Leiden ausdauernd, in seiner Hoffnung auf den endlichen Sieg des von ihm als recht Erkannten unerschütterlich fest stehend. Der klägliche Zustand, in dem sich die Kirche in ihrem eigenen Inneren, so wie in Bezug auf ihr Verhältnis zum Staate damals befand, trieb mit Macht dazu, eine Hebung der Kirche in jeder Beziehung zu versuchen. Sie mußte von dem Drucke, der von Seiten des Staates auf ihr lastete, von der willkürlichen Herrschaft, welche dieser über sie ausübte, besonders von der Simonie, die wie ein fressender Krebs an ihrem Leben nagte, überhaupt von der zum Recht gewordenen Gewohnheit, daß die geistlichen Aemter durch die weltliche Obrigkeit besetzt wurden, frey gemacht werden. Gelang dieses Letztere, so war damit auch schon ein Schritt zu dem Zweyten gethan, was geschehen mußte: Hebung der

Geistlichkeit. Sie mußte aus ihrer Berweltlichung und Ueppigkeit, aus ihrer feigen Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, aus ihrer Rohheit und Unwissenheit so wie aus dem schnöden Sünden-dienste, dem sie größtentheils verfallen war, heraus gerissen werden. Das hoffte man besonders durch Beförderung des Mönchsthums so wie durch Einführung und Handhabung einer ernsteren Zucht in den Klöstern, wo oft nichts weniger als Frömmigkeit und gute Sitte zu finden war, am sichersten erreichen zu können. Das waren die Punkte, welche die Zeit mit ernstestn Kämpfen erfüllten; das waren auch die Aufgaben, in deren Lösung besonders in Bezug auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, auch Anselm unter vielen Leiden und Mängeln seine Kräfte verzehrte. Was durch die Päpste im Ganzen und für das Ganze der Kirche geschah, das geschah durch Anselm in der Kirche seines Landes und für dieselbe. Wir verstehen Anselm nur aus seiner Zeit, diese aber schauen wir — wenn wir die durch die Kreuzzüge hervor gerufenen Bewegungen etwa ausnehmen — wiederum klar an in Senem. So gehört er auch nicht zu den Vorläufern der Reformation, wofür man ihn wohl gehalten hat; er hat nichts gethan und gelehrt, wodurch Menschenfakung und Menschenherrschaft in der Kirche abgethan, und wodurch sie wieder auf dem rechten, einigen Grunde erbaut worden wäre, wie wir es bey dem unmittelbar nach ihm wirkenden Bernhard von Clairvaux finden; er hat vielmehr ein Bedeutendes dazu beygetragen, daß Papstherrschaft und Hierarchie im römischen Sinne nicht nur gehalten und in ihrem damahligen Bestande befestigt, sondern daß sie auch gemehrt wurden; auch in seinen Lehren theilt er alle Irrthümer der römischen Kirche, wie wir das



im Verlauf der Anzeige noch mehrfach zu bemerken Gelegenheit haben werden.

In dem vorliegenden ersten Theile seines Werkes über Anselm beschreibt Herr Hassé das Leben desselben, und zwar sehr passend in zwey Hauptabschnitte eingetheilt: Anselm als Mönch, und Anselm als Erzbischof. Um nun für jene erste Periode im Leben Anselms 'die Stelle aufzuzeigen, die Anselm in dem allgemeinen Entwicklungsgange des Mönchtums, der Theologie u. s. w. einnimmt, damit die einzelne Erscheinung aus ihrem Ganzen heraus, ihrer Zeit, ihrem Boden begriffen werde', erzählt der Vf. kurz und die bedeutsamsten Punkte hervor hebend, die Entstehung des Mönchtums, und zeigt, wie es dahin kam, daß man im Mönchtume eine höhere Stufe des christlichen Lebens sah, daß man Mönch seyn mit heilig seyn gleich achtete (I. Buch Kap. 1. S. 7 — 20). Er geht dann näher auf die Stiftung des Klosters Bec durch Herluin ein, und erzählt diese so wie den Eintritt Lanfrancs in dasselbe auf höchst anziehende, lebendige Weise. Durch das tüchtige Wirken dieser beiden Männer gelangte das Kloster bald in jeder Beziehung zu hoher Blüte, indem Sener vorzugsweise eine strenge Zucht kräftig handhabte und das religiöse Leben zu wecken, dieser dagegen Liebe zu den wissenschaftlichen Beschäftigungen einzusüßen und besonders das Studium der Gregese und Patristik, so wie der Grammatik und Dialectik zu pflegen verstand (Kap. 2. S. 21 — 41).

In dieses Kloster trat noch bey Lebzeiten jener beiden Männer Anselm ein (Kap. 3. S. 42—48). Schon in seinem 15ten Jahre wünschte er in ein Kloster einzutreten, was jedoch nicht geschah, weil dazu die Erlaubnis seines in verschwenderischer Ueppigkeit lebenden Vaters fehlte. Er ward darauf

selbst in ein weltliches Leben verstrickt, entzweyete sich mit seinem Vater, verließ ihn und kam so nach Avranches, wo er von Lanfranc hörte, dessen Unterricht er suchte. Er studierte Tag und Nacht, aber nur um einen glänzenden Wirkungskreis zu bekommen; denn noch war er, wie er selbst sagt, nicht gebändigt, noch tobte in ihm die Welt. Doch ward er bald demüthiger und trat im 27sten Lebensjahre (1060) als Mönch in das Kloster zu Bec ein, wo er 3 Jahr später nach Lanfrancs Abgange Prior wurde und somit nicht nur die Aufsicht über das ganze innere Leben des Klosters und die Leitung der Studien, sondern auch die Aufsicht über die Disciplin und die eigentliche Seelsorge bekam, während er bey Herluins Alter auch vielen weltlichen Geschäften sich unterziehen mußte. Beym Unterrichte war sein Ziel, daß Alles, was aus der Schrift und aus den Vätern als Wahrheit sich ergab und im Glauben aufgenommen war, nun auch denkend erfaßt werde, so daß eine wissenschaftliche Einsicht darin gewonnen werde. Er gewann solchen Ruf, daß selbst Lanfranc ihm Schüler zuschickte (Kap. 4. S. 49 — 69).

Nach Herluins Tode wurde Anselm (Kap. 5. S. 70—91), obwohl er sich lange dawider sträubte, Abt in Bec (1078). Schon hier ward durch die bestehende Sitte, daß die weltlichen Herren des Landes den Abtsstab überreichten, und seine abweichende Ueberzeugung, daß solches nur dem Oberhaupte der Kirche oder den Bischöfen zukomme, ein Kampf in seinem Herzen hervor gerufen, der jedoch noch nicht äußerlich hervor trat. Er nahm den Abtsstab von Wilhelm dem Eroberer an, der ihm jedoch den dabey üblichen Eid erließ. In äußerlichen Angelegenheiten seines Klosters, die nun recht eigentlich seines Amtes waren, und die er mit

großer Treue verwaltete, kam er jetzt zweymahl nach England, wo er sich allgemeine Liebe und Achtung erwarb, auch bey Wilhelm dem Eroberer.

Obgleich die theologische, wissenschaftliche Wirksamkeit Anselms erst im zweyten Bande dargestellt werden wird, so schaltet doch gleich hier Hr. Hassé Einiges aus seinen Schriften ein: aus seinem Briefwechsel, seinen Gleichnissen, Homilien, Tractaten, Betrachtungen und Gebeten (S. 92—175). Man würde nämlich von dem Leben und Wirken Anselms kein vollständiges Bild haben, wenn man ihn nicht auch als Seelsorger kennt. In den angeführten Schriften nun tritt eben seine seelsorgerische Thätigkeit hervor. Heben wir einige Hauptpuncte hervor, die hier zur Sprache kommen.

Daß Mönchthum stand ihm außerordentlich hoch. Wenn er auch einmahl äußert (S. 536), daß die Forderung Christi, Alles zu verlassen und Ihm nachzufolgen, nirgends besser erfüllt werden könne als im Kloster, worin gewis, zumahl für die damaligen Verhältnisse und Zeiten, eine Wahrheit liegt; wenn er auch zugibt, daß das Mönchthum nicht ohne eigenthümliche Gefahren sey (S. 97), so stellt er doch völlig unbiblisch Kloster und Welt einander entgegen, sieht in dem Ablegen des Mönchsgelübdes eine völlige Hingabe an Gott, glaubt daß der, welcher nicht in ein Kloster geht, wenigstens die Liebe Gottes und die Liebe zur Welt mit einander verbinden will (S. 97), meint, daß man im Kloster auf sicherere und höhere Weise zum Heil gelangen könne, als außerhalb desselben (ibid.), spricht vom Paradiese des Klosters, dagegen vom Exile der Welt (S. 538), meint, daß Mönchsgelübde sey ein Opfer seiner selbst, während der

gewöhnliche Weltmensch wohl dann und wann eine Gabe opfert, sich selbst aber für sich behält und sein eigener Herr bleiben will (S. 146). Er hält dafür, daß man das Fleisch durch die Regel bezwingen müsse (S. 144), und daß ein Mönch, der Buße thut, eher Vergebung findet, als ein Anderer, weil er mehr Liebe hat (S. 146). Er schätzt selbst das geistliche Amt so gering gegen das Mönchthum, daß er einem Bischofe, der sein Amt nieder gelegt und einfacher Mönch geworden war, schreibt: *In viam paradisi vos direxit divina clementia, imo in quendam paradysum hujus vitae vos introduxit* (S. 541). Demnach war Anselm ganz in das, dem Katholicismus eigene Ziehen auf das Aeußerliche befangen, und seine Ansicht von Mönchthum ist Frucht und, wie jede Frucht, wiederum Keim der Werkheiligkeit. Ueberhaupt spricht sich der Pelagianismus mehrfach bey ihm aus. Er hält den natürlichen Willen des Menschen für frey, 'nur stehe er in der Mitte zwischen seiner höheren und niederen Natur, von denen die eine ihn durch den Geist nach oben, die andere durch das Fleisch nach unten zieht. Folgt er jenem Zuge, so hebt er dann auch das Fleisch selbst mit empor, und der Widerstreit zwischen Fleisch und Geist verschwindet. Läßt er aber vom Fleische sich abwärts ziehen, so reißt er durch diesen Mißbrauch seiner Freyheit auch den Geist ins Verderben (S. 181). Daraus geht hervor, daß Anselm, wenn er Geist und Fleisch einander entgegen setzt, unter jenem nicht etwa den Geist Gottes, unter diesem den ganzen sündlichen Menschen, nach Leib Seele und Geist, versteht, sondern etwa das was in der rationalistischen Anschauungsweise als Vernunft und Sinnlichkeit bezeichnet wird.

Es ist der menschliche Geist, der das Fleisch ertödtet, und sich so mit diesem zu einem Tempel Gottes heiligt (S. 171); das Ueberhandnehmen des Fleisches verdunkelt das Auge des Geistes (S. 184). — Die Lust nun, die sich im Fleische regt, als etwas Unwillkürliches oder bloße Versuchung (*suggestio*), die ferner, die sich in der Vorstellung regt und schon eigentliche Lust ist (*delectatio*), erkennt er noch keinesweges als Sünde, sondern meint, erst wenn sie in dem Willen sich regt, als *consensus*, gebäre sie die Sünde (S. 127). Nicht in der Begierde als solcher, sondern in der Hingebung des Willens an sie liegt das Böse. Jene ist nur die naturgemäße *necessitas commoditatis*, welche der sinnliche Trieb empfindet (S. 128).

Diese Ansicht Anselms über die Natur des Menschen in der Sünde mußte natürlich den bedeutendsten Einfluß auf die von der Erlösung haben. Es steht ihm fest, daß nur der Tod Christi der Grund alles Heils seyn könne; dabey aber finden wir die Inconsequenz, daß die Gemüthsbewegungen und das Thun des Menschen die Sündenvergebung erwerben und die Heiligung bewirken. Durch Ströme von Thränen werden die Flecken hinweg gewaschen, daß die ursprüngliche Schöne, mit der der Schöpfer den Menschen geschmückt hat, wieder hervor tritt (S. 191). Einem Grafen schreibt er: 'Ihr könnt nichts Besseres thun, Eurer Sünden Menge zu bedecken und das ewige Leben zu erlangen, als daß Ihr allen Fleiß anwendet, Euer Volk für das Christenthum zu gewinnen' (S. 518). Durch Gutes thun erlangen wir Theil an dem Gute, von dem alles Gute herrührt (S. 182). Wenn der gute Mensch etwas Gutes

hört, so freut er sich darüber und dankt Gott dafür, was ihm dieser in Gnaden anrechnet, als ob er es selbst gethan hätte. Wenn er aber Böses hört, trägt er Leid darob, und das rechnet der Herr ihm wieder in Gnaden so an, als ob er an seinem Theile dem Uebel gesteuert hätte (S. 141 f.). Der innere Friede, den Christus zu bringen gekommen ist, entspringt aus dem Siege des Geistes über das Fleisch (S. 141. Vgl. das oben über Geist und Fleisch Bemerkte). Gott wird in dem zukünftigen Leben die Strafe um so eher erlassen, als wir hier mit Freuden uns ihr unterwerfen; je strenger das Gericht, welches uns jetzt trifft, um so gelinder das dereinstige (S. 110). — Diesen Ueberzeugungen gemäß gestaltet sich nun auch das innere Leben Anselms, in welches uns besonders seine Meditationen einen Blick thun lassen. Es spricht sich ein tiefes, lebendiges, schmerzreiches Bewußtseyn der Sünden darin aus — weniger der Quelle aller dieser, der Sünde, unter die der ganze Mensch verkauft ist — eben so ein demüthiges Anerkennen der unergründlichen Barmherzigkeit des Vaters und des Sohnes, die sich besonders herrlich in der Hingabe des Letzteren erwiesen hat. Anselm ist erfüllt von heißer Gluth der Sehnsucht nach dem Heil in Christo und von dankbarem Preise derselben; — ‘Dies Alles thatest Du für mich, und was thue ich für Dich’ ist ein Grundton in Anselms Betrachtungen — aber zu einer rechten, vollen Befriedigung kommt es nicht.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

204. Stück.

Den 21. December 1844.

---

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Anselm von Canterbury. Dargestellt von F. R. Haffe, Lic. u. außerord. Prof. der ev. Theologie zu Bonn. Erster Theil. Das Leben Anselms.'

Eben weil Anselm die Gnade Gottes nicht einfach im Glauben hinnimmt, weil er meint, daß zur Erlangung der Gnade in irgend welchem Maße unser Thun nöthig sey, von dem man nie weiß, ob und wann es zureichend ist, so bleibt ihm das Verdienst Christi etwas Aeußerliches; es kommt nicht zum freyen, frischen und fröhlichen Bewußtseyn der Versöhnung und der Kindschaft Gottes. Es ist ein unablässiges Ringen nach der Gnade, kein ungetrübtes Haben derselben, kein völliges seliges Ausruhen in derselben. Durch den Preis der überschwenglichen Freude, die in Gott für uns ist, tönt die Klage immer hindurch, daß zwischen seinem Herzen und der seligen Gemeinschaft Gottes die bis jetzt noch ungetilgte Sünde mitten inne steht.

Von Gebeten an Maria, die Apostel und die Heiligen finden sich nur wenige bey Anselm. — Daß seine Meditationen und Gebete auch 'der protestantischen Frömmigkeit reichen Nahrungstoff geliefert haben' weist der Hr Verf. nach, hat dabey aber übersehen, daß sich in der Liturgie der englischen Kirche viele Gebete von ihm befinden, und daß das Lied: 'Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen' seiner größeren Hälfte nach der II. Meditation entnommen ist. — Uebrigens findet sich in den mitgetheilten Proben aus Anselms Schriften, besonders in den interessanten treffenden Gleichnissen eine tiefe und gründliche Erkenntnis des menschlichen Herzens und reiche Erfahrung des christlichen Lebens.

Die zweyte größere Hälfte des Buches: 'Anselm als Erzbischof' (S. 233 — 576) leitet Hr Hasse dadurch ein, daß er zuvörderst (Kap. I. S. 235 bis 251) das Verhältnis zwischen Kirche und Staat bespricht, indem er nachweist, wie sich dasselbe im Großen und Ganzen nach und nach so gestaltet hat, wie es zur Zeit Anselms der Fall war. Auf die Verfolgungen folgte unter Constantin ein Bund zwischen Kirche und Staat, und 'es bildete sich ein um so engeres Einheitsverhältnis, als es eben die erste Versöhnung war.' Sie gaben sich so vertrauensvoll einander hin, 'daß der Unterschied beider Sphären je länger desto mehr verwischt wurde. Die Kirche gerieth völlig in die Gewalt des Staates; andererseits verzehrte sich das Leben des Staates in den Kämpfen der Kirche; wie die Kirche sich an den Staat verlor, so der Staat an die Kirche. Es kam zur äußersten Unfreyheit beider gegen einander.' So im byzantinischen Reiche (S. 237 ff.). Will der Hr Verf. sagen, daß die Kirche hier eben so das weltliche Regiment und



Befugnisse der weltlichen Obrigkeit für sich in Anspruch genommen hatte, wie der Staat Eingriffe in die Gewalt der Kirche sich angemäßt hatte, so ist das nicht richtig. Im byzantinischen Reiche finden wir das nicht, wie ja auch dort keine Kämpfe des Staates gegen die Kirche geführt werden, die bey einem so verkehrten Verhältnisse sicher nicht ausgeblieben wären. — Im Abendlande hielten sich die Fürsten fern davon, durch Decrete über Cultus und Dogma Bestimmungen zu treffen. Hier aber entstanden Landeskirchen und durch Gewährung von Grundbesitz mit den Regalien, durch Ertheilung von Reichslehen kamen die Bischöfe in ein Abhängigkeits-Verhältnis zu den Fürsten, das zur Investitur von Seiten der Letzteren führte und der Kirche weltliches Regiment gab, das sie mit Freuden annahm. Wegen der bedeutenden, auch weltlichen Stellung, welche die Geistlichen jetzt einnahmen, berücksichtigten die Fürsten bey der Wahl derselben (denn diese hatten sie an sich gerissen) Familie, Rang und Partey, dann auch den Reichthum der Bewerber. Die schändlichste Simonie riß ein und durch sie kamen oft die unwürdigsten Personen zu den höchsten geistlichen Aemtern. 'Die völlige Verweltlichung der Kirche stand so zu befürchten, und um so dringender that es Noth, daß sie alle ihre Kraft zusammen nahm, um sich dieser schmähhlichen Abhängigkeit von dem Lehnsstaate zu entwinden.' Das geschah durch den Investiturstreit und den Sieg, den die Kirche zu Worms endlich errang.

Denselben Gang nahm die Sache in England. Hier fanden sich dieselben Uebel, weil dieselben Ursachen; nur erreichte das Verderben hier einen besonders hohen Grad, eines Theils weil Wilhelm der Eroberer, wenn auch von Simonie sich frey

haltend, die Wahl der Bischöfe ganz an sich riß, indem er ein Interesse daran hatte, ihre Aemter mit Normannen zu besetzen; andern Theils weil sein Nachfolger, Wilhelm der Rothe, nicht nur bey Besetzung und durch Erledigtlaffen der Bisthümer und auch sonst seine Geldgier zu befriedigen suchte, sondern auch, eben wie sein Vater, die Geistlichen zu zwingen suchte nur zu beschließen und zu thun was er eben wollte. Dazu kam, daß für längere Zeit die englische Kirche von der übrigen Christenheit, besonders von Rom, fast ganz isoliert wurde. Dies weist der Hr Verf. in dem zweyten einleitenden Kapitel: 'Politische Stellung der Kirche in England' S. 252 — 271 kurz und treffend nach und schließt mit der Bemerkung: 'Es begreift sich, daß die Wiederherstellung der päpstlichen Auctorität das Erste seyn mußte, wenn der Kirche geholfen werden sollte; denn nur diese konnte allen weiteren Bestrebungen zur Befreyung derselben einen Stützpunkt verleihen.' So hatte auch Anselm erst in der Anerkennung Urbans II. den nöthigen Rückhalt, um den eigentlichen Kampf für die Freyheit der Kirche zu beginnen (S. 271).

Der Hr Verf. spricht freylich in diesen Auseinandersetzungen kein Urtheil über Recht und Unrecht aus, aber aus seiner Darstellung scheint wenigstens hervor zu gehen, daß er die Hauptursache des eingerissenen Verderbens bey dem Staate sey. Es darf indes nicht übersehen werden, daß die erste Sünde und darum die Grundursache des nachfolgenden Verderbens und der über sie herein brechenden Leiden mit auf Seiten der Kirche ist, durch Annahme nämlich des angebotenen weltlichen Regiments, durch Ausübung einer Gewalt, die sie nicht haben sollte, durch Ausdehnung ihrer Wirksamkeit auf ein Gebiet, das ihr fremd bleiben

solte, durch Verkehrung also der göttlichen Ordnung. Dadurch gab sich die Kirche selbst in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Staate hinein, das zu einer solchen Herrschaft in der Kirche sich ausbildete, welche wiederum völlig gegen Gottes Ordnung war. Nur durch Eindringen jenes falschen Elementes in die Kirche konnte es auch zur Simonie kommen. Wenn auch allerdings das Interesse, das die Fürsten bey Besetzung der Bisthümer hatten, und ihre Lust nach Geld bedeutend dazu mitwirkte, so würden doch nicht so viel Ungeheure und Reiche nach dem Fleisch versucht worden seyn, geistliche Aemter mit großen Summen sich zu erkaufen, wenn sie durch dieselben nicht zugleich in den Besitz weltlicher Ehre, Macht und irdischer Güter gekommen wären. Diese erkaufte sie sich, nicht das geistliche Amt. Das Angeführte muß mit berücksichtigt werden, wenn wir zu einer klaren, genügenden Einsicht darüber gelangen sollen, wie die Gestalt des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat und die Uebel in der ersteren sich so bilden konnten, wie wir sie zur Zeit Unselms vorfinden.

Es hätte ferner bemerklich gemacht werden müssen, daß in einer Hinsicht der Staat bey dem Kampfe über die Fragen, um die es sich bey dem Investiturstreit handelte, in entschiedenem Rechte war. Er hatte von der Kirche etwas zurück zu fordern. Durch Uebernahme weltlicher Herrschaft war die Kirche dahin gekommen, daß sie sich als Quelle und oberste Inhaberin aller weltlichen Macht ansah. Es bedarf nur einer Hinweisung auf den bekannten Brief Gregors VII. an Wilhelm von England und an Aussprüche wie die: *Petrus, quem Dominus principem super regna mundi constituit*, und: *Petro omnes principa-*

tus et potestates orbis terrarum subjecit Deus. Diese Grundsätze sollten, neben dem Zurückfordern der Besetzung der geistlichen Stellen, in dem Investiturstreite mit geltend gemacht und noch völliger in Ausübung gebracht werden, als es schon geschehen war.

Wenn endlich der Hr Verf. meint, daß durch den Sieg im Investiturstreite und durch Befestigung der päpstlichen Auctorität die Kirche zu einer Freyheit gelangt sey, so hat allerdings der oben erwähnte Einfluß des Staates auf sie dadurch sein Ende erreicht; aber die Kirche ist desto tiefer in eine andere Knechtschaft der Menschen hinein gerathen: der Päpste. Die Verweltlichung blieb ebenfalls, denn das Element der weltlichen Macht blieb in der Kirche, und wenn die Bischöfe sich bey ihrem Thun auch nicht mehr so wie früher durch den Willen ihrer Fürsten beherrschen ließen, so doch durch die Rücksicht auf ihre weltlichen Verhältnisse. Es blieb auch, bis auf die Simonie, das Verderben in der Kirche nach wie vor dasselbe. Wahre Hilfe und Freyheit mußte anderswoher kommen, wie die Reformation das gezeigt hat.

In dem dritten Kapitel wird die Erhebung Anselms zum Erzbischof von Canterbury erzählt (S. 272—292). Auf ihn richteten sich nach dem Tode Lanfrancs aller Augen, besonders da er in Angelegenheiten seines Klosters und durch Hugo von Chester eingeladen nach England kommt; im Hinblick auf ihn lassen die Großen des Reiches in den Kirchen Gebete um würdige Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles anstellen. Höchst ergreifend wird erzählt wie König Wilhelm der Rothe auf dem Todtbette, wie man meinte, und in der Todesangst die von Anselm geforderte Beichte ablegt, Besserung gelobt, die Gefängnisse öffnet

und Anselm ansieht, Erzbischof zu werden, wie diesem dann unter beständigem Widerstreben der Bischofsstab in die Hand gedrungen wird. Nach seiner Genesung, wo er es ärger denn zuvor trieb, muß der König in Rücksicht auf das Volk drey Bedingungen eingehen, unter denen Anselm das Amt übernimmt: Herausgabe aller Ländereyen an die Kirche zu Canterbury, die sie unter Lanfranc besessen habe; Annahme Anselms zum Rathgeber in Allem, was die Religion betrifft und Anerkennung Urbans II. Außer einer Uneinigkeit über das Geldgeschenk, das Anselm dem Könige nach seiner Ernennung zum Erzbischof darbot, war der letzte Punct besonders die Quelle der 'Zerwürfnisse mit dem Könige' (IV. Kap. S. 293 — 328). Von den Bischöfen, die ihm früher Hilfe zugesagt hatten, aus feiger Menschenfurcht und 'weil sie durch weltliche Gründe daran gehindert würden' ihm beyzustehen, verlassen, ja verfolgt, von dem Könige, auch nachdem er Urban II. anerkannt hat, vielfach gekränkt und hart behandelt, erhielt er von diesem die Erlaubnis nach Rom zu gehen.

So trat Anselm, da der König auch auf die ernstern Mahnungen des Papstes sich weigerte, Sennen wieder einzusehen, sein 'erstes Exil' an (V. Kap. S. 328 — 357), in dem er sein Buch: *Cur Deus homo?* vollendete. Der Hr Verf. erzählt, wie er theils hochgeehrt, theils unter großen Gefahren und verkleidet, aber doch von Vielen als 'ein Mann des Lebens' erkannt, nach Rom kommt, auf dem Concil zu Bari besonders dazu beyträgt, daß die Lehre der Griechen über das Ausgehen des heil. Geistes verworfen wird, und dem Concil zu Rom beywohnt, wo das Anathema über alle Laien ausgesprochen wird, die sich das Investiturrecht anmaßen, und über alle Kleri-

fer, die sich von Laien investieren lassen, oder solche, die dieses thun, ordinieren, über solche endlich, die um kirchlicher Ehrenstellen willen Lehnsleute von Laien werden. Außerdem sehen wir Anselm als Schriftsteller thätig.

Das VI. Kap. (S. 358 — 403) zeigt, wie nach der Thronbesteigung Heinrichs I., der Anselm einladet zurück zu kehren, und Alles zum Besten der Kirche zu thun verspricht, das Verhältniß sich äußerst günstig und friedlich zu gestalten scheint, zumahl da sich Anselm dem Könige bey seiner Verheirathung und bey dem Einfall seines Bruders Robert sehr gefällig erzeigen kann. Da aber Anselm, den Aussprüchen des Concils zu Rom gemäß den Lehnseid nicht leisten will, entsteht der Investiturstreit, der besonders dadurch mit verwickelt wird, weil die Gesandten des Königs sich auf mündliche abgegebene Entscheidungen des Papstes Paschalis berufen, die mit den schriftlich ertheilten nicht überein stimmen, und die Paschalis gegeben zu haben leugnet. Die Bischöfe waren abermahls wider Anselm, der zuletzt von dem erbitterten Könige aufgefodert wird, nach Rom zu reisen, um eine Ausgleichung der Sache zu versuchen. Eigentlich wollte Heinrich so auf eine glimpfliche Weise des Erzbischofs sich entledigen, erklärte auch bald nach Anselms Abreise, daß dieser nicht zurück kommen solle, sofern er nicht nachgeben wolle. Kap. VII. (S. 404 — 454) erzählt also 'von dem zweyten Exile Anselms und der endlichen Lösung des Streites.' Der König schickt mehrere Gesandtschaften an den Papst, der indes auf einem Lateranconcil nicht, wie man allgemein erwartete, den König — dies Neufferste scheute er — sondern nur dessen Rathgeber excommunicierte, die denselben in der Usurpation des Investiturrech-

tes bestärkten. Gegen den König wurde die Sentenz verschoben, weil er noch einmahl Gesandte schicken wollte. Nun wollte Anselm kraft eigener bischöflicher Vollmacht selbst den König excommunicieren. Damit trat er in Widerspruch mit sich selbst, denn nicht nur hatte er früher durch seine Bitten das Aussprechen des Bannes über König Wilhelm abgewandt, sondern er hatte kurz vorher bey der Frage, ob Anselm zurück kehren solle, selbst erklärt: Nachdem die Entscheidung des Papstes erfolgt sey, stehe fest, was die Kirche verordne, und 'jede Verordnung der Kirche (also auch des Papstes), die zum Besten der Sache Christi erlassen werde, sey für ihn so gut wie ein göttliches Gebot', wie er auch früher erklärt hatte, zu allen Leiden sey er bereit, so bald es der Gehorsam gegen Rom und die Freyheit der Kirche fordere. Jetzt aber wollte er gegen den erklärten Willen des Papstes und gegen eine Anordnung, die dieser zum Besten der Kirche machte, die Excommunication über Heinrich aussprechen. Indes kam es dazu nicht, weil Heinrich, durch jenes Vorhaben Anselms erschreckt, zur Nachgiebigkeit bereit war. Nach einigen Unterhandlungen ward die Sache so geordnet: Heinrich hob den Beschlagnahme auf, den er auf das Erzstift gelegt hatte, und leistete auf die Belehnung mit dem geistlichen Amte Verzicht; dagegen mußte ihm der Lehnseid geleistet werden. Die, welche Investituren angenommen oder Investierte eingesegnet oder Lehnseide geleistet hatten, wurden gegen eine Genugthuung in den Kirchenverband wieder aufgenommen und absolviert. Die Leistung des Lehnseides, jedoch ohne Investitur, soll künftig nicht von der Ordination ausschließen, bis es durch Anselms Predigt der Gnade Gottes gelingen werde

das Herz des Königs auch in diesem Punkte zu erweichen. In der Hauptsache wurde also hier der Investiturstreit jetzt schon so beendet, wie später in Worms zwischen dem Papste und dem Kaiser. Anselm kehrte nun nach einer lebensgefährlichen Krankheit nach England zurück, zur großen Freude besonders der Königin, die fortwährend mit großer Ehrfurcht und treuer, kindlicher Liebe an ihm gehangen hatte.

Im VIII. Kap. (S. 455 — 518) stellt uns Hr. Hassé 'das Kirchenregiment Anselms' vor Augen und zeigt, wie er nicht nur gegen die Bischöfe, sondern auch gegen den Papst die Rechte des Primas von England geltend macht, gegen den Letzteren besonders in so fern, als er besondere römische Legaten oder päpstliche Vicare nach England senden wollte, während der Primas hier von selbst zugleich päpstlicher Legat war. Sehr eifrig sorgte er auch dafür, daß das Leben der Geistlichen ein besseres werden möchte durch Abschaffung der Simonie und Einführung des Cölibats.

Kap. IX. (S. 519 — 544) läßt uns einen Blick thun in 'den Einfluß Anselms nach außen', der besonders durch eine sehr weitläufige Correspondenz vermittelt wurde. Vielfach gibt hier allein die Stellung des Einzelnen zum Papste den Ton an, in dem Anselm zu ihm redet (vergl. S. 526 Anmerk.).

Kap. X. (S. 545 — 568) bespricht 'die Diöcesanverwaltung Anselms', wie er für Verbesserung des äußeren Zustandes, der Finanzen u. s. w. des Erzbisthums sorgt, Gerichtshändel schlichtet, dann aber auch das geistliche Regiment treulich verwaltet, zumahl für Ansetzung guter Vorsteher in den Klöstern sorgt.

Das XI. Kap. endlich (S. 569 — 576) erzählt



den Tod Anselms, der nach längerem Kränkeln am 21. April 1109 im 76. Jahre seines Lebens und im 16. Jahre seines Pontificats erfolgte.

Aus dem angegebenen Inhalte geht hervor, daß die Darstellung von Anselms Leben und Wirken eine nach allen Seiten desselben hin sich erstreckende, erschöpfende ist. Der Hr Verf. hat den Stoff den Quellen entnommen, besonders den Briefen Anselms, *Cadmers vita Sti Anselmi* und dessen *historia novorum*, unter fleißiger Benutzung jedoch auch anderer Quellen und sonstiger tüchtiger Schriften. Außer in den einleitenden Kapiteln, durch welche Hr Hassé zu einem richtigen, völligern Verständnis des Lebens Anselms führen will, ist Alles rein objectiv hingestellt, ohne Zwischenreden, ohne Critisiren der Ansichten und Handlungen Anselms, ohne Aufsuchen oder eigenes Ausdenken von Beweggründen dazu. Das ganze bewegte Leben geht klar und scharf gezeichnet an uns vorüber; wir leben es mit, es bewegt uns mit. Der Hr Verf. hat viele einzelne Züge aus dem Leben Anselms uns vorgeführt, aber solche, die von Wichtigkeit sind, und in denen wir wieder das Allgemeine anschauen. — Die Sprache ist würdig und schön, die Darstellung lebendig und anziehend, so daß auch Laien das Buch nicht ohne reges Interesse und volle Befriedigung lesen werden. Theologen aber wie Laien werden von dem Lesen reichen Gewinn haben, ganz abgesehen von der Ausbeute, die sie für kirchengeschichtliche Studien darin finden.

G. W. S.

B r a u n s h w e i g,

bey G. Westermann 1844. Sophokles An-

tigone. Deutsch von Wolfg. Robert Griepenkerl. 107 Seiten in Octav.

Ohne ein Freund von Uebersetzungen zu seyn kann Unterz. es nicht unterlassen, auf eine sich auszeichnende, jahrelange sorgliche Feile verrathende Arbeit kurz aufmerksam zu machen, zumahl bey der großen Menge neuerer Versuche, dieselbe Aufgabe zu lösen, diese leicht übersehen oder nicht nach Gebühr geschätzt werden könnte. Ein Vergleich mit der Böckhschen Uebertragung lehrt, daß die vorliegende den Vorzug einer leichtern, geglätteten Sprache unbedingt voraus hat. Herr Griepenkerl hat es verstanden, mit seltener Gewandtheit den unnachahmlichen Schmelz des Originals auch dem spröderen deutschen Idiom mitzutheilen, so daß Jeder, dem das Original recht gegenwärtig ist, beym Lesen der Uebersetzung dieses hindurchklingen hört und zwischen den Zeilen liest. Am glänzendsten zeigt sich dieser Vorzug in den besonders gelungenen Chorgesängen, die auch wohl Nichtkenner des Originals hier nicht bloß verstehen, sondern auch genießen können. Ein Beispiel sey das erste Stasimon, dessen erste Strophen hier so lauten:

Vieles Gewalt'ge lebt, doch nichts  
Hochgewaltiger denn der Mensch!  
Ja, er sticht in die graue See  
Unter Regen und Sturm des Süd,  
Wo Woge rollet in Woge,  
Hinübersteuert er.

Die Erd' auch plagt er, sie der Götter  
Höchste, die ewige, nimmer ermüdende,  
Uckert sie um mit dem lockernden Pflug, mit der  
Bucht der Pferde Jahr um Jahre.

Leichtthinträumender Vögel Flucht  
 Fängt er listig umgarnend weg,  
 Auch wildschweifender Thiere Jagd  
 Und im Meere das Seegezücht  
 Mit nehgessponnenen Schlingen,  
 Der hochbegabte Mensch.

Voll List bewältigt er des Landes  
 Bergedurchwandelnde Thier' und das mähnige  
 Roß mit umhalsendem Joche belastet er,  
 Auch den rüst'gen Stier der Berge.

Das Zusammenhalten mit andern Versuchen würde hier zu weit führen. Ueber manche Auffassung läßt sich rechten, aber Unterzeichneter muß doch gestehen, daß dem Herrn Verf., der nicht eigentlicher Philolog ist, gute Kenntniß der Sprache zur Seite gestanden hat, wie man sie bey manchen Uebersetzern nicht vermerkt. Er hat dem Sophokles auch manche verstecktere Feinheiten glücklich abgelauscht und namentlich die Nüancen in den Reden der verschiedenen Charaktere scheinen sinnreich aufgefaßt und im Deutschen nachgebildet zu seyn.

Dann und wann finde ich bey Herrn Griepenkerl den Gedanken des Dichters nicht getroffen, wo er auch von den Auslegern verkannt ist. Denn trotz der zahllosen Erörterungen über die Antigone haben sich manche scheinbar ganz gesunde Stellen in allen Texten fortgepflanzt, die bey schärferer Prüfung einer Aenderung bedürfen. So lesen wir hier B. 31 ff.

Dies, sagen sie, hat Kreon, dieser edle, Dir  
 Und mir — ja mir auch, sag' ich — heute  
 kund gethan;

Und werde hier erscheinen, zu verkündigen  
Dies Allen, die's nicht wußten u. s. w.

*Τοιαῦτά φασὶ τὸν ἀγαθὸν Κρέοντα σοὶ  
κἀμοί, λέγω γὰρ κἀμέ, κηρύξαντ' ἔχειν,  
καὶ δεῦρο νεῖσθαι τὰντα τοῖσι μὴ εἰδόσιν  
σαφῆ προκηρύξοντα.*

Dieser Text könnte leicht zu der ganz schiefen Vorstellung verführen, als werde das der Antigone hinterbrachte öffentliche κήρυγμα in einen Gegensatz gestellt zu dem höchsten Verkünden des Königs an die μὴ εἰδότες. Wer sollen aber diese seyn? Doch nicht Einzelne, denen es zufällig nicht zu Ohren gekommen wäre? Auch nicht wohl die Schwestern, denn denen wird unten nichts davon gesagt, s. B. 433 ff. Also wohl der Chor der Thebanischen Greise, welche als Rath der Alten vom Kreon berufen worden sind? Gehörten sie nicht auch zu der Gesamtbürgerschaft? Sollen sie noch nichts vom κήρυγμα wissen, daß der Herrscher nach B. 7 πανδήμῳ πόλει, nach B. 27 ἀστοῖσι hat ausrufen lassen? Als Kreon vor ihnen erscheint, theilt er ihnen mit, daß er seinen wohlbe-gründeten politischen Grundsätzen gemäß den ἀστοί den Ausruf über die Söhne des Dedipus bekannt gemacht habe, dessen Inhalt er nochmahls wiederholt, um die Greise zu Wächtern seines Befehls einzusehen.

Die obige Stelle gehört zu den nicht seltenen Fällen, wo auch die Philologen über weiter nichts streiten, als über das Zusehen oder Weglassen der Negation. Es findet nämlich dort ein Gegensatz Statt zwischen φασὶ κηρύξαντ' ἔχειν und σαφῆ προκηρύξοντα. Daß τοῖσι μὴ εἰδόσιν ist lediglich eine auf Treu und Glauben angenommene

Conjectur von Heath und Hermann, wodurch allerdings der metrische Fehler der gewöhnlichen Lesart *τοῖς μὴ εἰδόσιν* gehoben wird, aber auf Kosten des Sinnes. Sophokles ließ die Antigone sagen:

*καὶ δεῦρο νεῖσθαι ταῦτα τοῖσιν εἰδόσιν  
σαφῆ προκηρύξοντα,*

was fast ganz genau in einem von Livinejus verglichenen Römischen Codex sich erhalten hat, indem er *τοῖσι μ'εἰδόσι* bietet. So bleibt Antigone der in ihre Rede gelegten Bitterkeit treu. Wer verkennt sie in den Worten *τὸν ἀγαθὸν Κρέοντα σοὶ κάμοι, λέγω γάρ κάμει?* Und, fährt sie fort, nun heißt es, er komme hierher, um es vor den Leuten, die es ja längst wissen, recht handgreiflich auszuposaunen —, wobey der Dichter nicht ohne Absicht statt *κηρύξοντα προκηρύξοντα* gebraucht hat. Die Wendung *τοῖς εἰδόσιν* klingt fast sprichwörtlich: Aehnliches schon bey Homer. Aber recht gehört hierher Pind. Pyth. IV, 142. *εἰδότε τοι ἐρέω· μία βούς Κρηθεῖ τε μάτηρ καὶ Θρασυμήδει Σαλμωνεῖ.*

Man wird vielleicht einwerfen, die Bule habe allerdings noch nichts vom *κήρυγμα* gewußt. Wohl wußten die Alten als Buleuten noch nichts officielles, aber das *πανδήμῳ πόλει* verkündete *κήρυγμα* war natürlich so gut zu ihnen gedrungen, wie in die *γυναικωνίτις* der Antigone. Allerdings thun sie, die willigen Diener des Machthabers, als wüßten sie den Zweck ihrer Berufung nicht; darauf aber beruht gerade Antigones Hohn *τοῖσιν εἰδόσιν*. Zu leugnen ist übrigens nicht, daß der Dichter den Umständen nach das *κήρυγμα* als bekannt oder unbekannt etwas frey gebraucht hat, wie es denn auch, eben nicht sehr wahrscheinlich, vor Tagesanbruch bekannt gemacht zu denken ist.

Aber unsere Tragödie zeigt auch an anderen Stellen, daß man an dichterischen Intentionen nicht durch profaische Probabilitätsrechnungen und Consequenzmachereyen rütteln soll. F. W. S.

### B a s e l,

bey Schweighäuser 1844. Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Säcularschrift der historischen Gesellschaft zu Basel. VIII und 120 Seiten in Quart.

Die vierte Säcularfeyer jenes glorreichen Kampfes an der Birs, wo eine kleine, todestreue Schaar entschlossener Eidgenossen dem Gewalthaufen Frankreich die Stirn bot, gab die Veranlassung, daß die historische Gesellschaft zu Basel in dem oben genannten Büchlein einen treuen Abdruck der durch Zeit und Umstände der Abfassung wichtigsten Erzählungen über jene Begebenheit veranlaßte. Viele derselben, namentlich die von Franzosen ausgegangenen, werden bey dieser Gelegenheit zum ersten Mahle veröffentlicht. Mittheilungen der Art sind nicht minder erfreulich für den Freund der Geschichte, dem sie durch ein bequemes Zusammenstellen der Berichte die Uebersicht des Ganzen und die Constatierung des Einzelnen erleichtern, als sie in dem Volke, welches der erzählten Großthaten sich rühmen darf, die Liebe für die Heimath stärken und die lebendige Ueberzeugung wecken müssen, daß, wie bey St. Jacob, so für immer nur Einigkeit und treuer Brudersinn vor fremder Herrschaft retten können.

---

# G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht  
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

205. Stück.

Den 23. December 1844.

---

G ö t t i n g e n.

Am 9. December begingen die Vorsteher der archäologisch-numismatischen Sammlungen hiesiger Universität zum zweytenmahl den Gedächtnistag der Geburt Winkelmanns, und zwar dieses Jahr zugleich mit der Eröffnung des neu eingerichteten academischen Kunstmuseums, über dessen hauptsächlichste Stücke Prof. Dr. Wieseler vor einer ansehnlichen Versammlung von Lehrern und Studierenden einen übersichtlichen Vortrag hielt. Prof. Dr. Hermann hatte dazu durch ein Programm über die Hypäthraltempel des Alterthums (VI und 34 Seiten in Quart) eingeladen, aus dessen Vorrede wir folgende Notizen über jenes Kunstmuseum und seine Bestandtheile entnehmen, worin unsere Universität einen neuen Beweis der thätigen Fürsorge ihres Hohen Curatoriums verehrt. Dasselbe befindet sich in dem unteren Geschoße des neuen Universitätsgebäudes, wo sowohl die Gypse, in deren Mitte unser unvergeßlicher Müller seine epochemachen-

den Vorträge über die Geschichte der alten Kunst gehalten hat, als auch die besseren von denjenigen, welche bisher noch in den Sälen der Bibliothek zerstreut standen, eine Aufstellung gefunden haben, die ihnen selbst eben so sehr als dem Gebäude zur Zierde gereicht; und wenn auch dabey fortwährend noch einiger Raum zu künftigen Anschaffungen leer geblieben ist, so bietet sich doch der studierenden Jugend und sonstigen Freunden classischer Kunst schon jetzt ein Verein von Musterwerken dar, wie ihn außer Bonn keine andere Universität, und auch außerdem nur wenige größere Städte des Vaterlandes aufweisen können. Die Wände ziert ringsum das großartige Geschenk brittischer Muniticenz, zwey Metopen und elf Friesplatten vom athenischen Parthenon nebst zwey Stücken des Frieses vom Apollotempel zu Bassae; außerdem der Amazonensarkophag aus Wien und mehre kleinere Reliefs, worunter sich namentlich das bekannte Kitharodenopfer auszeichnet; darunter stehen kleinere Statuen und Büsten, der Gros des Praxiteles aus dem vaticanischen, die Venus Richmond aus dem brittischen Museum, und ein Exemplar der Knöchelspielerin; dann die Jupitersbüste aus Otricoli, der Homer vom Capitol, die Pallas aus der Villa Albani, nebst den Köpfen der Niobe und einer ihrer Töchter, des sterbenden Galliers, des Laokoon und seiner Söhne 2c.; und wie uns der letztgenannte in der Mitte des Saales noch einmal in ganzer Figur begegnet, so umfaßt diese überhaupt eine wenn gleich geringe doch ausgesuchte Anzahl der berühmtesten Sculpturreste, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind. In erster Reihe steht auch hier wieder das brittische Geschenk der Giebelfiguren vom Parthenon, der Sifflus, der Herakles, die beiden sitzenden Grup-



pen der Moeren und der Demeter mit ihrer Tochter Kora, das Bruststück des colossalen Poseidon und der Kopf eines der Rosse der Selene; dann folgt der vaticanische Torso des Herakles und die tanzenden Satyrn, in deren einem wenigstens die Schule des Skopas zu erkennen seyn dürfte; hierauf links von dem Laokoon die beiden Zierden des Dresdener Augusteums, die Matrone aus Herculanium und die trauernde Ariadne nebst einer wenn auch unvollkommenen Nachbildung der mediceischen Aphrodite; rechts von demselben aber der Silen mit dem Bacchuskinde nach dem in der borgheffischen Sammlung zu Paris befindlichen Vorbilde, der so genannte Niobide oder Ilioneus aus München, dahinter der vaticanische Apoll, und neben diesem der borgheffische Fechter, zu dessen Linken dann endlich die colossale Gestalt der Aphrodite von Melos den Mittelpunkt und die Krone der ganzen Aufstellung bildet.

Was den Inhalt des Einladungsprogramms selbst betrifft, so entwickelt dieser den Grundgedanken, daß der freye Raum über den Mittelschiffen der größeren griechischen Tempel, um dessen willen diese nach dem Vorgange Vitruvs III. 1 hypaethri genannt zu werden pflegen, zunächst die Bestimmung gehabt habe, einen Altar im Innern des Heiligthums zu umgeben, und daß darauf der specifische Unterschied dieser Gattung von Tempelgebäuden gegen andere gewöhnliche peripteros oder dipteros beruhe. Die Abhandlung unterscheidet deshalb zuerst in der vitruvianischen Beschreibung selbst das Unwesentliche oder bloß Theoretische von dem Wesentlichen, weist aber dieses in den Spuren und Resten erhaltener Denkmähler des Alterthums thatsächlich nach, widerlegt dabey im Vorbeygehen die früher verbreitete Ansicht, daß diese Gattung von

Tempeln vorzugsweise nur dem Cultus des Zeus angehört habe, und wendet sich dann zu der Hauptfrage über das Verhältniß, in welchem die Hypäthralconstruction zu der Beleuchtung der Tempel gestanden habe. Bekanntlich hat insbesondere *Quatremere de Quincy* diesen letzteren Punct so aufgefaßt, daß er einerseits für alle größeren griechischen Tempel ein Licht- und Luftloch in der Decke annimmt, andererseits aber auch in den eigentlich so genannten hypaethris die Oeffnung über der Mitte auf diesen Zweck beschränkt; und der erstere Theil dieser Ansicht hat auch neuerdings an dem geistreichen und vielseitig gebildeten Verfertiger der architektonischen Zeichnungen zu den sicilianischen Antiquitäten des Herzogs von Serradifalco, Herrn *Kaver Cavallari*, einen Vertheidiger gefunden, dessen aus der Construction der Tempel von Selinus und Agragas geschöpfte Gründe der Verfasser nach mündlicher Mittheilung noch weiter als sie in gedachtem Werke nieder gelegt sind, ausgeführt hat. Gleichwohl aber kann sich derselbe nicht denken, daß auf solche Art jeder specifice Unterschied zwischen den hypaethris und den übrigen Gattungen griechischer Tempel verschwunden sey, welchen *Vitruv* doch jene ausdrücklich als eine besondere Gattung an die Seite setzt, und da ferner die architektonischen Gründe des Herrn *Cavallari* selbst kein bloßes Licht- und Luftloch, sondern die Befreyung des ganzen mittleren Raumes der Cella von dem Dache fordern, so hat er eben für die Hypäthralconstruction, die wesentlich nur mit dem letzteren Begriffe verbunden ist, noch eine andere Bestimmung in Anspruch genommen, die auf die Mehrzahl der griechischen Tempel, deren Altar vor dem Heiligthume stand, keine Anwendung findet, während sie durch die

Aufstellung des Altars innerhalb der Tempelmauern eben so nothwendig bedingt war. Daß dieser letztere Fall auch ohne die von Vitruv geforderten zwey Seitenschiffe mit Emporbühnen vorkommen konnte, gibt er zu, und erkennt gern mit Hrn Cavallari den Hypäthralcharakter auch noch in einem weiteren Kreise an, sobald die von jenem nachgewiesenen architektonischen Kennzeichen wirklich eintreten; wo jedoch dieses nicht Statt findet, sieht er um so weniger Ursache, jenen Charakter analog auch über andere Tempel auszudehnen, als er, wie gesagt, diese Frage ganz von der nach der etwaigen Beleuchtungsart der alten Tempel trennt, und der Oeffnung des hypaethros einen ganz andern Hauptzweck beylegt, der nachweislich bey der Mehrzahl der griechischen Tempel gar nicht eintrat. Eben daraus fällt dann aber endlich auch noch ein Licht auf den Standpunct der Götterbilder in dieser Art von Tempeln, der namentlich für den athenischen Parthenon, aber auch für andere der bedeutendsten griechischen Heiligthümer bis auf diesen Tag streitig ist, indem einige das Tempelbild mitten unter dem offenen Raume der Cella stehen lassen (G. G. U. 1832, S. 856), andere es hinter diesen stellen oder selbst in den Opisthodomos verlegen: der Vf. thut dar, daß nur die mittlere dieser Ansichten zulässig ist, und wenn auch in solchen Fällen, wo die Cella von keinem inneren Säulengange umgeben ist, die dritte thatsächlich mit ihr zusammenfällt, der Standort des Bildes doch nie Opisthodomos genannt werden darf; unter dem offenen Raume der Mitte aber hat der Altar seinen Platz, und kann eben deshalb das Bild nie dort, sondern nur hinter diesem unter einem Dache stehen. Die meisten dieser Ansichten sind zwar schon früher in gelegentlicher Beziehung von Böklé, U-

richs und Andern ausgesprochen worden, und sollen in so fern auf Neuheit der Erfindung keinen Anspruch machen; doch hat, so viel der Verf. weiß, noch Niemand diese zerstreuten Aeußerungen unter dem Brennpuncte eines methodisch durchgeführten Principis gesammelt, und je größer sich eben deshalb doch fortwährend die Widersprüche und Schwankungen der archäologischen Urtheile über diesen wichtigen und interessanten Gegenstand — der Verf. nennt ihn die Dome des Alterthums — zeigen, desto weniger befürchtet er mit diesem Versuche etwas Ueberflüssiges gethan zu haben.

### G ö t t i n g e n ,

bey Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Geschichte und System der altdeutschen Religion von Wilhelm Müller. XIV und 424 Seiten in Octav.

Es gibt so manche Fächer des menschlichen Wissens, welche bis zum Ekel durchgepflügt werden, so daß man fast mit einem inneren Grauen jedes neue Buch zur Hand nimmt, welches eine noch weitere Bearbeitung derselben verheißt. Ganz anders aber verhält es sich mit dem obigen Werke. Es behandelt eine eben erst sich entwickelnde neue Wissenschaft auf eine eigenthümliche neue Weise, und kann daher dieser selbst nur förderlich seyn und von allen Freunden derselben als ein willkommenes begrüßt werden.

Die deutsche Mythologie als Wissenschaft steht mit dem Namen Jacob Grimms in so nahem Zusammenhange, daß es unmöglich ist, jener zu gedenken, ohne seiner zugleich als ihres Gründers zu erwähnen. Er ist der erste gewesen, der den Sinn dafür in unsern Tagen geweckt und eine Masse

von Stoff gesammelt hat, der noch manchen Arbeiten zur Unterlage dienen wird. Darum wird bey solchen aber auch stäts die erste Frage seyn: 'in welchem Verhältnisse stehen sie zu dem Grimm'schen Werke'? Und so auch hier.

Da die Mythologie eines Volkes, mag man sie nun rein äußerlich oder von einem höheren wissenschaftlichen Standpuncte auffassen, nur das Resultat aus einer Menge von Einzelheiten seyn kann, die Stoff zu Reflexionen und Zusammenstellungen bieten, so kommt es zunächst auf eine vollständige Sammlung jener einzelnen Daten an. Dieser nie genug zu dankenden Arbeit hat sich Jacob Grimm unterzogen, und jeder Deutsche kann sich glücklich fühlen, daß sie in die Hände gerade dieses Mannes gefallen ist. Denn keiner war wohl in den Ueberresten des deutschen Alterthums so bewandert wie er; keiner mag sich mit ihm, was eminente Belesenheit in jenem Fache angeht, vergleichen; und wohl keiner endlich hat das Gelesene in solcher klaren Ordnung sich anzueignen und zu excerpieren gewußt, daß diese Excerpte unter einem allgemeinen Titel zusammen gefaßt, gleich fertig als ein Kapitel seines Werkes vorlagen. Wohl kein späterer Bearbeiter wird über zu wenig Gesammeltes klagen; er wird eher Gefahr laufen von der Masse des Stoffes erdrückt zu werden.

Soll jedoch eine Mythologie nach ähnlichen Grundsätzen behandelt werden, wie sie Otfried Müller in seinen Prolegomenen entwickelt, so ist hierfür freylich, dies auf die deutsche Mythologie angewandt, noch viel, oder vielmehr Alles zu thun. Natürlich, denn keine Wissenschaft kann mit dem anfangen, was ihr Ziel, ihr letztes Resultat seyn soll, und es kann wahrhaftig kein Vorwurf darin liegen, wenn man behauptet, daß

Grimmsche Werk bestehe aus einer Masse von Einzelheiten, die noch auf ihre Zusammenstellung in dem Geiste warten, wie der Deutsche überhaupt vermöge seiner durch Abstammung und Schicksale entwickelten Individualität zum klaren Bewußtseyn seiner religiösen Vorstellungen gelangte. Zwar sind solche Verbindungen und Beziehungen von Daten auch schon hier und da von Jacob Grimm angegeben, aber es scheint immer nur zufällig bey dem sich gerade Darbietenden geschehen zu seyn. Wenigstens sind solche Beziehungen nie nach einem festen leitenden Principe allenthalben durchgeführt und aufgesucht. Ja oft sogar scheint das Gefühl oder der poetische Sinn allein über solche Verwandtschaften und Beziehungen zu entscheiden, deren manche für eine Religion viel zu künstlich und viel zu weit hergeholt erscheinen. Wir wiederholen nochmahls, es kam Jacob Grimm weniger darauf an, einen Zusammenhang der einzelnen Theile unserer deutschen Mythologie zu lehren, als vielmehr nur alles zu retten und zusammen zu stellen, was überhaupt noch als Material dazu benützt werden kann.

Unser Werk hat es sich dagegen zur Hauptaufgabe gemacht, neben critischer Sichtung des Stoffes einen inneren Zusammenhang der so vereinzelt dastehenden Angaben und Quellen über unsere Mythologie zu vermitteln. Leider hat der leitende, alles verbindende Faden nicht aus deutschem Stoff gewoben werden können; man mußte zum Norden seine Zuflucht nehmen. Hier fand sich eine Mythologie, in welcher Zusammenhang Statt findet, und davon ward das uns Fehlende entlehnt. Das Verfahren des Verfs dabey ist folgendes.

(Schluß folgt.)

---

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

206. 207. Stück.

Den 26. December 1844.

---

G ö t t i n g e n .

Schluß der Anzeige: 'Geschichte und System der altdutschen Religion von Wilh. Müller.'

Eine Schilderung des nordischen Göttersystems wird wie ein Bild vor uns ausgebreitet, jedoch nicht sklavisch nach den gewöhnlichen im Schwange gehenden Angaben, sondern mit strenger Berücksichtigung des Wesens der Götter, so daß der Verf. auch in dieser Beziehung für die Auffassung der skandinavischen Religion selbst nicht Unwichtiges leistet. Nun werden alle einzelnen Data der deutschen Mythologie, die sich wie getrennte Stückchen eines großen Mosaikgemäldes erhalten, genommen und nach Farbe und Gestalt auf die schon fertige entsprechende Unterlage gelegt. Sie bilden für sich kein vollständiges Bild, aber der Beschauer sieht doch ein solches, der allenthalben durchscheinende Untergrund vermittelt es.

Hier kann nun zunächst über die Zulässigkeit eines solchen Verfahrens für deutsche Mythologie gestritten werden. Der Verf. rechtfertigt es, ein-

mahl mit der unumstößlich zu beweisenden Thatsache, daß die deutsche und die nordische Götterlehre eine Menge gleicher Götternamen gemeinschaftlich führen; und dann mit der Stammeseinheit des Deutschen und des Scandinaviers, welche sowohl durch die äußere Erscheinung und mehr noch durch die Sprache dargethan wird. Ref. erlaubt sich hierzu nur die kurze Bemerkung, wie er völlig damit überein stimme, daß ein solches Verfahren für den Norden Deutschlands unzweifelhaft Resultate gebe. Aber der Süden unseres Vaterlandes? Der Zug der Einwanderung ist hier mehr von Osten, dem Lauf der Donau folgend, und von Süden her geschehen, und woher die Menschen kommen, daher bringen sie auch Ideen und Vorstellungen mit. Sollte hier die ganz anders ausgeprägte deutsche Individualität nicht auch auf eine in mancher Hinsicht andere Auffassung von religiösen Ideen schließen lassen? Wenigstens könnte dies bey übrigens ganz gleichen Götternamen recht wohl Statt gehabt haben. Wir werden am Schlusse Gelegenheit haben, noch einmal auf diesen Punct hinzuweisen. Dahingegen müssen wir auf einen andern Vortheil, welchen das Verfahren des Verfs bietet, schon hier aufmerksam machen. Es zeigt sogleich, welcher Stoff brauchbar, welcher vorerst bis zu weiteren Entdeckungen zurück zu legen, und welcher endlich, indem man ihn bisher für mythologische Bausteine hielt, diese Natur aber durchaus nicht in sich tragend, für alle Zeiten aus einer deutschen Mythologie auszuscheiden seyn wird.

Der Verf. vertheilt seinen zu behandelnden Stoff in zwey Bücher. Das erste enthält in drey Kapiteln die Geschichte der altdeutschen Religion; eine Einleitung, Nachricht über die Quellen für



Erkenntniß derselben gebend, geht voraus. Das zweyte in 7 Kapiteln, ist den göttlichen Wesen gewidmet. Die beiden Kapitel: 'Götter in ihrem Verhältniß zu Welt und Menschen', und 'die einzelnen Gottheiten' enthalten jene Vergleichung der altdeutschen und nordischen Mythologie. Sie müssen durchaus im Zusammenhange aufgefaßt werden und eine Mittheilung von Einzelheiten wäre ganz unthunlich. Neben den höheren Göttern sind auch alle die Wesen nicht vergessen, an welche der Deutsche überhaupt religiöse Vorstellungen knüpfte. Dahin sind Helden, Riesen und Zwerge, Nornen und Walkyrien, und sonstige untergeordnete Wesen zu zählen.

Schon aus der Sache selbst geht es hervor, und der Verf. bekennt es auch offen, daß er meist mit dem schon von Jacob Grimm gesammelten Stoff gearbeitet habe. Jedoch hat er sich nicht allein darauf beschränkt, sondern hat selbst weiter geforscht; und die Nachlese, welche er jetzt dem wissenschaftlichen Publicum bietet, ist nicht unbedeutend. Dahin gehört z. B. um nur Einzelnes anzuführen, die wichtige Stelle im Rhabanus Maurus Op. T. V. p. 605, welche so schön zum Commentarius des cap. 21 des bekannten *Indiculus superstitionum, de Lunae defectione, quod dicunt vinceluna*; mehr noch das Herüberziehen des Celtischen, wodurch manche dunkle Namen und Bedeutungen, *Beleda, Aurinia*, vor allen aber die Gottheit *Thegathon*, mit welcher Niemand etwas anzufangen wußte, vollkommen klar werden, u. A. m. Es ist unmöglich, hier auf alle diese Einzelheiten vollständig einzugehen.

Die einzelnen Erörterungen des Verfs lassen vermuthen und beweisen an manchen Orten, daß unserm Germanischen Alterthum ein bedeutender

Theil vom Celtischen anklebt. So wird auch die Gottheit Osta oder Ostara nicht der deutschen, sondern der celtischen Mythologie vindicirt. Ref. hatte schon in seiner niedersächsischen Geschichte die Vermuthung aufgestellt, daß dieser Gott mehr der dienenden Classe, als den freyen sächsischen Landbesitzern anzugehören scheine, und von jener wieder behauptet, daß sie nicht die ganz reine germanische Einwanderung, sondern nebenbey den Niederschlag der Urbewohner, also der Celten, zu repräsentieren habe, der sich nur mehr der erobernden Nationalität der Germanen anschmiegte. Diese Annahme ist zwar hier und da vornehm getadelt, weil es den Mönchen des Mittelalters nicht gefallen hat, ein Wort darüber nieder zu schreiben, sie findet hier jedoch eine auffallende Bestätigung.

Man sieht es dem Werke Jacob Grimms an, daß er mit besonderer Vorliebe das Kapitel des Aberglaubens bearbeitet habe, weil ihm hier in so manchem wunderbaren Gebrauch, in so manchem unerklärbaren Glauben ein erhaltener Ueberrest aus dem Heidenthume entgegen zu leuchten schien, der bewahrt, und von dem für eine Mythologie Anwendung gemacht werden müsse. Unser Verf. hat diesen Stoff meist ganz zurück gewiesen, und wie wir glauben, nicht mit Unrecht. Der Aberglaube ist keinesweges ein fertiges, abgeschlossenes Gebiet, der uns nur aus einer fernern Zeit überkommen ist; es ist ihm ferner nicht allein das Heidenthum zur Basis anzuweisen; täglich noch bauen verschiedene Gewalten an Vermehrung und Veränderung dieser Masse, Eigennuß, Dummheit, Zufall (durch Mißverstehen einzelner Data und Fortpflanzung des Mißverständes) und wir müssen gestehen, neben diesen und unzähligen andern Motiven auch mitunter — die Poesie. Zwischen dem Erklärlichen

und nicht Erklärlichen, zwischen dem Zeitlichen und dem Ewigen befindet sich eine ungeheure Kluft. Die Religion ist es, welche sich bemüht, diese auszugleichen und beide Gebiete mit einander zu vereinigen. Aber noch keiner scheint es gelungen zu seyn, dies so zu bewerkstelligen, daß nicht hier und da noch eine Fuge sichtbar bliebe. Dies sind die Räume, in welche sich von unerklärbarer Gewalt getrieben, die Wässer des Aberglaubens stürzen um die Leere auszufüllen. Je unvollkommener daher die Religion, je größer der Aberglauben; aber auch die Christen werfen sich dessen unter einander noch genugsam vor. Seltener ist eine Religion selbst erste Quelle des Aberglaubens, diese ist vielmehr der Mensch selbst mit seinem Innern, wo sich aller Verschiedenheiten ungeachtet, bey allen Racen, bey allen Zuständen der Cultur und zu allen Zeiten so viele sich auf ein Haar gleichende Züge und Neigungen verfolgen lassen. Die Religion verhält sich hier wie übergeworfener Boden, welcher der Quelle einen mehr oder weniger freyen Abzug gestattet, sie aber nie ganz zu stopfen vermochte. Wegen des gleichen Untergrundes haben daher auch so unendlich viele Neußerungen des Aberglaubens einen so eigenthümlichen sich allgemein gleichenden Charakter, daß es fast unmöglich ist nachzuweisen, bey welchem Volke, zu welcher Zeit, und bey welcher gerade herrschenden Religion er zuerst entstanden sey und daher auch etwas vom Charakter derselben an sich trage. Ich glaube nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß noch nicht bey dem zwanzigsten Theile der Neußerungen des Aberglaubens jene Beziehungen klar nachgewiesen werden können.

Zum Schlusse möchte Ref. noch darauf aufmerksam machen, was seiner Meinung nach das Ziel

für alle Bestrebungen seyn muß, die man einer deutschen Mythologie widmet. Wir haben eine Menge Stoff dazu, einen großen Theil davon jetzt schon nach seinem Zusammenhange geordnet, aber noch immer schwebt das Ganze wie eine Wolke über dem Boden der Geschichte des Volkes, auf welchen es sich noch nicht niederlassen kann. Denn fragt man: bey welchem Stamme und zu welcher Zeit war nun jenes mythologische System wirklich vorhanden? so bleiben wir die Antwort schuldig. Denn unmöglich kann dieses bey allen Stämmen und zu allen Zeiten gewesen seyn, dagegen spricht schon die Geschichte, die verschiedene Individualitäten und verschiedene Verfassungen in einzelnen Theilen unseres heidnischen Vaterlandes nachweist. Mit Entwicklung der äußeren Zustände der Griechen und Römer geht in einem klar nachweisbaren Zusammenhange die Entwicklung ihrer religiösen Vorstellungen und Ansichten Hand in Hand, und gerade dieser Umstand ist es, der es uns möglich macht, so tiefe Blicke in das innere Wesen dieser Völker und in den Charakter der Zeit zu thun, in welcher sie als Sterne erster Größe glänzten. Sollte es nicht möglich seyn, deutsche Mythologie und deutsche Volksgeschichte in einen ähnlichen Zusammenhang zu bringen? Ref. sieht das Schwierige einer solchen Aufgabe aus eigener Erfahrung vollkommen ein, und begreift, wie Mancher sie als eine Unmöglichkeit von vorne herein von der Hand weist. Treue Forschung hat aber schon viel möglich gemacht, woran früher Niemand glauben wollte, ja die deutsche Mythologie, so wie sie jetzt vor uns liegt, ist selbst ein Beweis hierfür. Sie wird aber erst dann recht fruchtbar, wenn wir ihre temporäre und locale Entwicklung und die davon abhängenden Erscheinungen im Volksleben verfol-

gen können; denn sind wir dies nicht im Stande, so wird sie weniger einen Zweig unserer Geschichte bilden können, als vielmehr in das Gebiet der Poesie oder doch der poetischen Anschauungen unseres Volkes verwiesen werden müssen. Daher glaubt Ref., daß mit der von der Geschichte abgeforderten Bearbeitung der Mythologie, auch wenn sie mit noch so vielen Einzelheiten vermehrt würde, für Kenntniß des deutschen Alterthums weniger gewonnen wird; erst aus der stäten Hinweisung auf Zeit und Ort kann ihre schönste Frucht erwachsen.

Schaumann.

### L o n d o n ,

bey John Churchill, Princes Street Soho 1843.  
 Medical history of the expedition to the Niger during the years 1841 — 1842 comprising an account of the fever which led to its abrupt termination by J. O. Mc William, M. D. surgeon of H. M. S. Albert and senior medical officer of the expedition. Mit mehreren Abbildungen und einer Karte des Niger. VIII u. 287 Seiten in Octav.

Die letzte, von der englischen Regierung ausgesandte Nigerepedition hat in mehr als einer Hinsicht ein allgemeines Interesse erregt. Es knüpften sich an sie große Hoffnungen einer näheren Kenntniß dieser Länder; man erwartete von ihr, daß sie neue Wege in das Innere von Afrika eröffnen und die Bahn zu einer gänzlichen, wenn gleich allmählichen Unterdrückung des Sklavenhandels brechen würde. Ihr unglücklicher Ausgang, herbey geführt durch den Ausbruch eines sehr bössartigen Fiebers am Bord der dazu bestimmten Schiffe, wurde seiner Zeit auch in den deutschen Zeitungen wiederholt besprochen.

Das vorliegende Werk bringt uns nun eine genaue Schilderung jener Krankheit und eine ausführliche Beschreibung der ganzen Expedition in medicinischer Hinsicht, verfaßt von dem ersten ärztlichen Beamten der Expedition. Es hat nicht bloß ein locales Interesse für die Kenntniß des Fiebers am Niger, es ist vielmehr als ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der in den Tropen herrschenden Fieber überhaupt zu betrachten.

Die erste Abtheilung S. 1—130 enthält eine kurze Geschichte der Expedition überhaupt, bestimmt, dem rein medicinischen Theil als Basis zu dienen. Drey eiserne Dampfschiffe, *Albert* und *Wilberforce*, von je 70, und *Soudan*, von 35 Pferdekräften, waren eigens zu diesem Zwecke gebaut und mit der möglichsten Sorgfalt ausgerüstet worden. Kein Mittel wurde dabey versäumt, welches das Gelingen der Expedition sichern und namentlich die bekannten schädlichen Einflüsse des Climas jener Gegenden abhalten konnte. Die Schiffe waren mit den ausgedehntesten Vorrichtungen zur Ventilation und Luftreinigung versehen; ihre Bemannung war außerlesen. Sie verließen England im Frühling 1841 und erreichten nach mehrfachem Aufenthalt an einzelnen Puncten der afrikanischen Westküste die Nigermündung am 13. August. Von da steuerten sie flußaufwärts. Bis zum 2. September, wo sie *Soddah*, die Hauptstadt des Königreiches gleiches Namens erreichten (unter 7° 6' 10 nördlicher Breite), befand sich die ganze Mannschaft vollkommen wohl. Am 4. September, während sie noch bey *Soddah* vor Anker lagen, brach das Fieber fast gleichzeitig auf allen Schiffen aus und erreichte bald eine solche Höhe, daß die ganze Expedition dadurch gelähmt wurde. Die drey Schiffe drangen noch bis zum Zusammenfluß

des Niger und Tschadda vor (etwa 7° 50' nördl. Breite, 272 englische Meilen von der See), wo eine Musterwirthschaft angelegt werden sollte, dort wurde aber wegen fortwährender Zunahme des Fiebers ihre Lage so bedenklich, daß zwey von den Schiffen, der Wilberforce und Soudan, wieder zurück gingen und nur der Albert die Reise stromaufwärts weiter fortsetzte. Er kam bis Egga (340 engl. Meilen von der See), wurde aber dort wegen Zunahme der Erkrankungen unter der Mannschaft ebenfalls zur Umkehr genöthigt. Am 14. October, also 2 Monate nach seinem Eintritt in den Fluß, hatte er dessen Mündung wieder erreicht und damit war die Expedition für diesmal geschlossen. Der Einfluß der krankmachenden Potenzen auf die Bemannung war so intensiv gewesen, daß von 145 Weißen 130 vom Fieber befallen, und nur 15 frey geblieben waren; 40 der Befallenen waren gestorben. Im folgenden Jahre (Juli 1842) machte der Wilberforce einen zweyten Versuch, den Niger zu befahren; er kam bis zum Zusammenfluß des Tschadda und Niger, und wiederum wurden die meisten Weißen am Bord vom Fieber befallen (7 unter 8; 2 starben).

Die zweyte Abtheilung des Werkes, von S. 131 bis 244, enthält eine Beschreibung des Fiebers, seiner Nachkrankheiten, der wahrscheinlichen Ursachen und der dagegen versuchten Mittel. Der Verlauf dieser Krankheit zeugt von einem hauptsächlichem Ergriffenseyn des Nervensystemes, mit verhältnismäßig unbedeutender Theilnahme der Kreislauforgane: materielle durch die Section nachweisbare Veränderungen einzelner Organe fehlen, außer bey den Nachkrankheiten, fast ganz. Eine gewisse Aehnlichkeit zwischen diesem Nigerrfieber und unserem europäischen typhösen Fieber ist nicht zu

verkennen. — Die Vorläufer sowohl als der Anfall sind in einzelnen Fällen sehr verschieden. Gewöhnlich gehen 24 Stunden und länger dem eigentlichen Anfall vorher: Kopfschmerz, Spinalschmerz, Frösteln, allgemeine Dypression, bisweilen auch brennende Hitze im Epigastrium. Der eigentliche Anfall beginnt selten mit heftigem Schüttelfrost, fast immer aber mit Frösteln; der Kopfschmerz nimmt zu, es tritt Schwindel ein, der Blick wird wild; große Aufgeregtheit, unerträgliche Uebelkeit, erschwertes Athmen stellen sich ein. Die Dyspnoe ist bisweilen sehr heftig, dauert 1 — 4 Stunden, wird durch freywilliges Erbrechen oder Schweiß erleichtert. Die Haut sehr heiß, trocken und pergamentartig. Sehr heftiger Durst: die Zunge in der Mitte unrein, feucht, an den Rändern eingekerbt; der Unterleib verstopft, das Epigastrium immer empfindlich, wenigstens beym Druck. Puls klein, oft schwach, beschleunigt.

Nach 3 — 6 Stunden erfolgt ein Nachlaß des Fiebers. Durst und Dypression nehmen ab unter Eintritt von Schweiß. Dieser hat bisweilen einen sehr unangenehmen Geruch, namentlich in Fällen, die mit dem Tode endigen. Nach 8 bis 12 Stunden geht die Remission in Intermission über. Nach 6, 10 — 12 Stunden kehrt der Anfall gewöhnlich wieder; seltener dauert die Intermission 24 — 48 Stunden. Eine solche längere Pause ist aber nicht als ein günstiges Zeichen zu betrachten. Eine deutlich ausgesprochene Periodicität läßt sich nicht bemerken; doch kommen die Anfälle gewöhnlich am Abend und dauern bis 8 Uhr Morgens, wo beträchtliche Remission eintritt; eine vollständige Intermission ist selten. Critische Tage lassen sich nicht wahrnehmen.



Wenn am 8ten bis 9ten Tage keine wesentliche Besserung eintritt, ist die Prognose meist sehr schlimm. Die Schwäche, Aufregung und Reizbarkeit nimmt zu, die Remissionen werden immer undeutlicher, Haut und Zunge trocken, Puls klein, unregelmäßig. Das Fieber wird schleichend, asthenisch. Bisweilen tritt Geisteszerrüttung hinzu. Der Tod erfolgte zwischen dem 3. und 43sten Tage der Krankheit.

Im günstigen Falle werden die Remissionen deutlicher, die freyen Zwischenräume länger. Die Haut wird feucht, der Durst nimmt ab, der Puls wird weicher und voluminöser. Der Urin wird reichlicher gelassen; bisweilen tritt Diarrhoe ein; der Appetit bessert sich.

Als begleitende Erscheinungen kommen vor: Delirien, ängstigende Träume, bisweilen Convulsionen, krampfshafte Schlingbeschwerden; einigemahl Gelbsucht. Schwarzes Erbrechen fehlt durchaus, eben so Petechien und Sudamina.

Die Leichenöffnungen (die leider nicht immer auf eine befriedigende Weise ausgeführt werden konnten) ergaben sehr wenige materielle Veränderungen. Die Dura mater und Arachnoidea waren immer normal; die pia mater nur einmahl geröthet. Zweymahl waren das Corpus callosum und die Wände der Hirnventrikel erweicht. Die Brustorgane waren nie wesentlich verändert. Die Schleimhaut des Darmcanales dagegen erschien gewöhnlich aufgelockert, erweicht, die Peyer'schen Drüsen am Ende des Ileum und die Drüsen des Colon waren häufig angeschwollen, doch konnte diese geringe Affection in keinem Falle als die Ursache des Todes angesehen werden. Leber und Milz waren nicht

verändert. Das Blut war in einigen Fällen noch mehrere Stunden nach dem Tode flüssig. Leider konnte es nicht näher untersucht werden.

Nach Ablauf des eigentlichen Fiebers treten sehr häufig Nachkrankheiten ein; fast immer bleibt nämlich als Folge eine sehr große Irritabilität und Schwäche der Schleimhaut des Darmcanales zurück. Es entstehen leicht Diarrhoe, Dysenterie, Kolik, Verschwärung der Schleimhaut des Darmcanales, die sich bis zur Perforation steigern kann, und Blutungen aus der Schleimhaut. Eine andere sehr häufige Nachkrankheit sind intermittierende Fieber, die der Verf. nur als einen geringeren Grad des remittierenden Fiebers betrachtet.

Die Ursachen des Fiebers, die Natur des Miasma, sind hier, wie überall noch sehr in Dunkel gehüllt. Am Niger, wie in anderen Tropengegenden disponieren unstreitig sumpfiger Boden, üppige Vegetation, häufige Ueberschwemmungen, hohe Temperatur zur Krankheit; aber worin besteht das eigentliche Miasma? Der Verf. hat durch eine Reihe gründlicher Untersuchungen nachgewiesen, daß Schwefelwasserstoffgas, welches von Manchen für das eigentliche Miasma gehalten wird, am Niger wenigstens, nicht als solches betrachtet werden kann, da es dort nirgends sich nachweisen läßt. Am wahrscheinlichsten bilden hier wie überall in der Zersekung begriffene thierische und pflanzliche Stoffe, welche in der Luft zertheilt (fest oder in Gasform) von den Lungen aufgenommen werden, das eigentliche Miasma, aber wie diese wirken bleibt nach wie vor unbekannt. Es scheint, daß der Organismus erst mit dieser ihm feindlichen Substanz gesättigt seyn muß, ehe das Fieber ausbricht. Erst 16 — 20 Tage nachdem die

Expedition sich im Niger aufgehalten hatte, zeigte sich das Fieber. Die Intensität dieses Miasma ist aber so groß, daß, wie schon oben erwähnt, von 145 Weißen 130 von der Krankheit befallen wurden. Daß sich aus dem Miasma ein Contagium hervor bilden könne, ist nicht wahrscheinlich; in keinem einzigen von den vielen beobachteten Fällen konnte auch nur entfernt an eine Fortpflanzung der Krankheit durch Contagien gedacht werden. Die Eingeborenen werden von dem Miasma viel weniger afficiert als die Weißen, doch sind sie nicht ganz frey von seinem Einflusse; die Krankheit erscheint bey ihnen nicht bloß seltener, sie verläuft auch milder.

Was die Behandlung betrifft, so erkennt der Verf. als das einzige souveraine Mittel zur Heilung des Fiebers sowohl als der Nachkrankheiten, die schleunigste Entfernung aus der ungesunden Gegend in ein besseres Klima. Er wandte außerdem noch örtliche (seltener allgemeine) Blutentziehungen, Vesicantien, Calomel mit und ohne Opium, Purgantien, Diaphoretika, Chinin &c. an. Die Indicationen zur Anwendung dieser Mittel sind in der Schrift nieder gelegt. 16 ausführliche Krankheitsgeschichten, mehrere mit den Ergebnissen der Leichenöffnung, schließen diese Abtheilung.

Der dritte Abschnitt des Werkes, von S. 245 bis 287, enthält als Anhänge: eine Darstellung des Zustandes der (Volks-) Heilkunde am Niger; Detailbeschreibung (mit Abbildung) der vortrefflichen an den Schiffen angebrachten Einrichtungen zur Ventilation und Luftverbesserung; Meteorologisches; einen kurzen Abriß der Geologie des Niger.

## B e r l i n ,

gedruckt und verlegt bey G. Reimer 1843. Die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen nebst einer authentischen Berichtigung der im 17. Jahrhundert durch Verfälschung von Urkunden in derselben angestifteten Verwirrung. Von Dr E. Hallmann. Mit Abbildungen auf 3 Tafeln. X und 134 Seiten in Octav.

Eine kleine, aber nicht unbedeutende Schrift, die sich selbst als einen 'Beitrag zur historischen Critik' bezeichnet. Der Verf. benutzte seinen Aufenthalt in Belgien, um sich über den Gegenstand derselben an Ort und Stelle zu orientieren. Als anscheinend wohl begründetes Resultat dieser Untersuchung stellt sich heraus, daß das noch jetzt in Belgien bestehende Institut der Beghinen über hundert Jahre jünger ist, als man nach Moßheims gründlichen Forschungen (zuletzt noch Gieseler) angenommen hat. Um 1626 nämlich brachte man in Belgien, wo bis dahin Lambert le Begues (balbus) als Stifter der ersten Beghinen-gesellschaft (1134 bey Lüttich) angesehen war, die Meinung in Umlauf, Begga, eine Tochter Pipins von Landen, habe schon vor dem Ende des 7. Jahrhunderts das erste Beguinagium gestiftet. Ein erbitterter literarischer Streit entstand alsbald, der erst 1630 beendet schien, als einige Urkunden über den Beghinenhof bey Bilvorde veröffentlicht wurden, nach denen schon 1065 ein völlig geordnetes Beghinenhospiz daselbst bestanden haben mußte. Man hat bis jetzt an diese Urkunden geglaubt. Der Vf. nun beleuchtet sie von allen Seiten, gibt auch ein Facsimile, wonach denn kein Zweifel seyn kann, daß wir es mit evidenten

Verfälschungen zu thun haben, die frühestens dem Ende des 14. Jahrhunderts angehören. — Dies ist das eigentliche Verdienst der vorliegenden Schrift. Die Verfälschung ist mit vieler Umsicht und Gelehrsamkeit dargethan. Was im Uebrigen von dem Institute der belgischen Beghinen gesagt wird, ist mehr äußerlich: Kleidung, Verfassung u. s. w. wird besprochen, so weit es noch für die Gegenwart Interesse hat. Nach Geist und Sittlichkeit des Institutes und nach dem Verhältnisse der belgischen Beghinen zu den kezerischen in Deutschland erkundigt man sich vergebens.

Wenn der Verf. seiner Seits den alten Lambert für den Stifter des Institutes hält, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten. Sehr fest steht diese Ansicht bey ihm nicht, s. Anhang II. Dagegen bezweifeln wir, daß die frommen Schwestern von dem Beynamen dieses Mannes (le Begues = bègue) ihren Namen erhalten haben. Die Ordensmenschen nennen sich zwar vielfach nach ihren Stiftern, aber nicht nach deren zufälligen und unschönen Eigenthümlichkeiten. Ein Ekkelname aus dem Munde des Volkes, den man acceptiert hätte, kann es auch nicht seyn. Denn Lambert war der Mann des Volkes und das Beghineninstitut scheint anfangs nur freundlich vom Volke beachtet zu seyn. — Uns hat es gewundert, daß der Verf. gar nicht eingegangen ist auf Gramayes Etymologie a lineo capitis velamine = Beccam, noch jezt flämisch begyne. Schon in den Albigenserkriegen kommt der Name vor. Freylich wird es dann zulezt darauf hinaus kommen, ob das Ey früher war oder die Henne.

S. 69. Z. 4 von unten ist 'mich' wohl ein Druckfehler. Dankenswerth ist Anhang IV. die ausführliche Nachricht über die benutzten Bücher.

Unter den beygegebenen Tafeln ist nur die zweyte von Bedeutung, als Facsimile der gedachten Urkunde. Die erste stellt das Costüm des jezigen Beghinen vor; die letzte gibt einen Situationsplan der Localitäten um Bilvorde, wodurch das Verständnis der Deductionen des Verfs allerdings erleichtert wird.

K. Kd.

### U t r e c h t,

bey Kemink 1843. Specimen historico - medicum de Coffea. Autore J. E. van der Trappen. 152 Seiten in Octav.

Diese nach hergebrachter holländischer Weise in gutem Latein verfaßte Doctor = Abhandlung gibt eine ziemlich vollständige Darstellung alles dessen, was bisher über den K a f f e e geschrieben worden ist, ohne jedoch irgend eine neue Wahrnehmung hinzu zu fügen. Im ersten Theile wird das Historische (Herkunft, Einführung, Anbau; in Europa wurden jährlich 294 Millionen Pfund eingeführt S. 51), im zweyten das Naturhistorische, im dritten das Medicinische abgehandelt, aber, wie bemerkt, mehr compilerisch als critisch.

In einem angehängten Gedichte, das so beginnt 'Zoo hebt Ge uw' studie dan volbragt!' wird dem Verf. zu seinen vollbrachten Leistungen Glück gewünscht. Die vorliegenden, bestimmt pro Gradu doctoratus summisque in Medicina honoribus ac privilegiis in Academia Rheno-Trajectana scheinen uns gerade nicht sehr glänzend zu seyn, und was seine angehängten Theses (Sententiae) betrifft, so glauben wir, daß er schon in der ersten: Maxima parte sentiendum hisce: 'Quo magis populus animi cultura polleat, eo magis non tantum morbis afficitur, sed imo praedispositus videtur', sich ganz und gar im Irrthume befindet.

# G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

---

208. Stück.

Den 28. December 1844.

---

L o n d o n .

Published for the proprietor, by F. Howard, 22, Toubridge Place, New Road; and to be had of P. et D. Colnaghi, Pall Mall, East; T. Cadell, Strand; W. Pickering, Piccadilly; and W. J. White, Brownlow Street. 1842. Hypogaei, or Sepulchral Caverns of Tarquinia, the capital of ancient Etruria. By the late James Byres, Esq., of Tonley, Aberdeenshire, nearly forty years antiquarian resident at Rome, prior to 1790. Edited by Frank Howard. Fünf Theile in Imperial-Folio, die fünf ersten mit 8, der sechste mit 9 Kupfertafeln, ein jeder mit 1 Seite Text.

Die Beschreibung, welche Mrs Hamilton Gray von den interessanten Hypogäen des alten Etruriens geliefert hat, hatte diesen in England die öffentliche Aufmerksamkeit in dem Grade zugewendet, daß der Eigenthümer sich entschloß, die lange unberücksichtigt gebliebenen Byresschen Kupferstiche

Tarquiniensischer Grabkammern und ihres Inhaltes durch Herrn Frank Howard herausgeben zu lassen.

Den Archäologen von Fach sind Byres und seine Zeichnungen — diese wenigstens im Allgemeinen, genauer freylich nur zum Theil — durch mehrfache Anführungen und Copien bekannt; vgl. Winkelmann, *Storia u. s. w.*, In Roma, 1783, p. 193, Anm. a \*), Lanzi 'Saggio di Lingua Etrusca', Tom II. p. 252, 260, 266, 570, Agincourts, 'Histoire de l'Art,' Tom. III, Pl. X und XI und 'Texte' p. 9, Vermiglioli, 'Lezioni elementari di Archeologia,' Tom. I, p. 47 u. 86. James Byres war eigentlich Architekt, gab sich aber in Rom mit dem Kunsthandel ab. 'Im Jahr 1767 zeichnete Byres einzelne Tarquiniensische Gräber; aber die bereits gestochenen Tafeln (57) blieben durch den Tod des Zeichners in Livorno liegen, bis sie 1840 nach England kamen.' So berichtet W. Abeken, 'Mittelitalien' S. 421, A. 3, nach dem *Athenaeum*, 1841, Nr. 736, p. 934, welche Zeitschrift uns hier in Göttingen nicht zur Hand ist. Ob wirklich die Zeichnungen im Jahre 1767 gemacht sind? Agincourt erwähnt einen 'prospectus publié à Londres dès l'année 1767.' Herr Frank Howard sagt in dem 'Advertisment', welches jedem Theile beygegeben ist, 'We are told by Lanzi, that the present selection was judiciously made out of those Hypogaei which had been discovered at that period; — from 1760 to 1780'. Wir haben eine solche Nachricht bey Lanzi nicht finden können. Die oben erwähnte Agincourtsche Notiz kann wenigstens einen Zweifel

\*) 'Je ne avrâ quanto primo una piena ed accurata descrizione con tavole in rame dal signor Byres' u. s. w. In der großen Dresdner Ausgabe der Werke Winkelmanns habe ich diese Bemerkung nicht finden können.



daran rege machen, ob Byres noch nach dem Jahre 1767 Zeichnungen habe nehmen lassen. Wir sagen 'habe nehmen lassen', denn Zeichner, wenigstens Hauptzeichner, war Mr Norton, derselbe, welcher auch den Kupferstich besorgt hat, nicht Byres selbst, wie man nach den von Abeken mitgetheilten Worten schließen muß; inzwischen mag Byres auch mitgezeichnet haben, wenigstens sind auf einer der in Kupfer gestochenen Tafeln zwey Zeichner dargestellt.

Herrn Frank Howard standen behuf der Herausgabe nur die in Kupfer gestochenen Tafeln und kurze handschriftliche Notizen über dieselben von Mr Norton zu Gebote. Rückfichtlich jener bemerkt er in dem 'Advertisement': 'It was the intention of Mr Byres to have published the work coloured, but the original drawings being missing, and no note of the colours having been preserved, except in a very few instances, and those doubtful, the Editor has not ventured to colour any part of the work. He prefers to publish the plates as placed in his hands, without a touch beyond such cleaning as would not impair the engravings, that there be no ground for accusation of their being wamped up or tampered with. He has thought it better that in some parts the plates should appear not quite clean, rather than allow the least injury to be done to the work of the tool.' Wir billigen dieses Verfahren durchaus. Die handschriftlichen Notizen Nortons sind in den kurzen Beschreibungen der Tafeln, welche sich bey jedem der fünf Theile finden, mitgetheilt.

Was ist nun von den Abbildungen zu halten? Sind sie gut, das heißt vor Allem, getreu? Hr Frank Howard bemerkt in dieser Hinsicht: 'it will

only be necessary here to state that Mr Byres, by whose exertions, and under whose superintendence the drawings and engravings were made, was recognised by all the contemporary antiquarians at Rome, Winckelmann, Lanzi, Agincourt, and others, as eminently qualified for the task he had undertaken. 'The engravings of Mr Norton will speak for themselves, as evidently the production of an accomplished artist; and the fidelity of the drawing is attested by the perfect satisfaction with which the subject was resigned to Mr Byres, the commendations of the work while in progress, and the anticipations of its speedy appearance by this fellow antiquarians, who had the opportunity of examining the Hypogaei in their pristine condition, of which the delineations now presented to the public, are almost all that remains to record their original decoration.' Diese Worte enthalten überall Wahrheit, nur in Betreff der 'fidelity' nicht. Wenigstens schreibt Agincourt über die Byres'schen Zeichnungen: *J'en ai vérifié l'exactitude sur les lieux mêmes; elle est entière quant aux sujets, mais le style du dessin m'a paru amélioré, et n'avoir pas le caractère de celui, qui était propre aux Etrusques.* Man kann nun freylich sagen, Agincourt urtheile mit Unrecht so, in so fern das, worauf er sich beziehe, der späteren, römischen Kunstübung angehöre, mit hin von eigentlichem etruskischem Stile überall gar nicht die Rede seyn könne; inzwischen müssen doch auch wir gestehen, daß wir uns des Verdachtes der Verschönerung, wenigstens hier und da, nicht entschlagen können. Wenn dem nun aber auch so ist, so haben wir doch alle Ursache uns über das Erscheinen dieses Werkes höchlichst zu

freuen. Ueber die früheren Entdeckungen bey Corneto, welche uns hier allein angehen, hat die Literatur ausführlich mitgetheilt Inghirami in den Monumenti Etruschi, Tom. IV, p. 111 sqq.; außerdem vergleiche man namentlich die Mittheilungen von Abvolta aus dem Manuscripte des Pater Giannicola Forlivesi in dem Bullettino dell' istituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1831, p. 91 sqq.; Einiges von dem, worauf sich die uns vorliegenden Byres'schen Kupferstiche beziehen, ist auch von Micali in den 'Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli Italiani, Taf. LXIV, LXV, LXVI und von Inghirami auf mehreren Tafeln namentlich der Kupfer zum vierten Theile des oben angeführten Werkes in Abbildung publiciert; — aber so umfassend auch jene Literatur ist, wird uns doch in dem von Byres veranstalteten Werke gar Manches abbildlich mitgetheilt, wovon uns durch die Schriftsteller nicht einmahl eine Notiz zugekommen ist, und diese späteren Abbildungen erweisen sich meist als sehr unbefriedigend. Ueberall aber steigert sich der Werth der Byres'schen Abbildungen vornehmlich bey der Betrachtung, daß die Originale, Hypogäen und Gemälde darin, heutigen Tages entweder fast gar nicht mehr, oder durchaus nicht mehr existieren.

Wir wollen nun den Inhalt der fünf bis jetzt erschienenen Theile im Allgemeinen angeben, indem wir uns nur einige kurze Bemerkungen hinzu zu fügen erlauben.

In dem ersten Theile sind außer einer landschaftlichen Darstellung, welche im Hintergrunde die Lage des alten Tarquinii und im Vordergrunde den Eingang zu einigen Hypogäen zeigt, die Grundpläne, Durchschnitte und perspectivischen Ansichten

von zwey Grotten gegeben. Die erste derselben müßte nach Abekens dem 'Athenaeum' entlehnter Mittheilung die grotta del Tifone seyn. Inzwischen ist dem nicht also, wie auch schon Hr Frank Howard bemerkt hat: 'This grotto was supposed by Mrs. Hamilton Gray, to be the Grotta del Tifone, but it has been since ascertained, to be a very different Grotto, though similar in construction as regards the central column.' Daran kann gar nicht gezweifelt werden. Sene Grotte, auch die des Pomponius zubenannt, ist so viel wir wissen, in Caninas 'Cere antica', Tav. VII, abgebildet. Die in unserem Werke dargestellte war bisher keinem Theile nach bekannt. Auf Tafel III überraschte den Unterzeichneten bey dem ersten Anblicke eine Furie mit Bart, *πώγων*, deren Existenz er seit Jahren nach bildlichen Analogien und Ausdrücken von Schriftstellern im Stillen gemuthmaßt hatte, aber in einem erhaltenen Kunstwerke nachzuweisen nicht im Stande gewesen war. Genauere Ansicht und kühlere Ueberlegung hat bey ihm Zweifel an seiner Entdeckung aufkommen lassen. Es würde ihm sehr interessant seyn, wenn anderweitig darüber Aufschluß gegeben werden könnte, ob die Figur wirklich einen Bart habe oder nicht. Dieselbe Tafel enthält auch eine längere, aber leider! kaum lesbare etruskische Inschrift. — Die andere Grotte ist die Grotta Intagliata der Mrs. Hamilton Gray; nach Hrn Frank Howard würde sie passender Grotta della Scultura genannt werden, 'as being the only Grotto in which decorations in Sculpture have been found.' Den Archäologen wird sie unter dem Namen di masarecci oder della Mercareccia bekannter seyn. Sie ist von Forlivesi a. a. D. beschrieben und abbildlich dargestellt bey Agincourt,

Pl. XI, Micali, Tav. LXIV, Inghirami, Tav. XXII. Das vorliegende Werk gibt Mehreres und Genaueres.

Die sechszehn Tafeln des zweyten und dritten Theiles sind einzig der berühmten grotta del Cardinale gewidmet, bekanntlich der einzigen, welche noch jezt zugänglich ist. Diese Grotte ist schon seit langer Zeit vorzugsweise beschrieben und besprochen; der Grundplan, eine perspectivische Ansicht und mehrere Gemälde sind bey Agincourt, Pl. X, Micali, auf allen drey Tafeln, Inghirami, Tom. IV, Tav. XVIII, XXIII, XXV—XXVIII, und Tom. VI, auf Tav. C 3 und E 3, mitgetheilt. Aber erst nach diesen Byrö'schen Kupferstichen wird man sich von dem einst Vorhandenen einen ordentlichen Begriff machen können, eben so und mehr noch, wie in Betreff der unmittelbar vorher erwähnten Grotte. Es versteht sich, daß auch die Zahl der Darstellungen, welche diese Grotte betreffen, größer ist, als die in allen den genannten Werken. Daß außerdem die Byrö'schen Abbildungen getreuer sind, trotz des oben über diesen Punct Bemerkten, leuchtet leicht von selbst ein und läßt sich hinsichtlich mancher Einzelheiten auch anderweitig klar darthun. Die grotta del Cardinale wurde auch von K. D. Müller besucht; und ich kann nicht umhin, bey dieser Gelegenheit die wenn auch nur kurze Notiz über dieselbe aus seinen Tagebüchern mitzutheilen: 'Große Grotte; zwey und siebenzig Jahre schon entdeckt; mit vier Pfeilern. Gladiatoren als Fries an einem; die Genien mit den Todten als Fries an der Wand. Kleine Figuren; die Gladiatoren kaum kenntlich. Die Genien u. s. w. von Semper in Kohle nachgezeichnet und dadurch verdorben. Keine Urne, sondern eine Figur auf dem carro \*). Lange Cassetten der

\*) Müller denkt an die Darstellung bey Inghirami

Decke, in der Mitte quadratische. Links noch ganz unvollendet (öffentliches Coemeterium nach Alvolta). Figuren an einer Stelle graffiti, wo die knieende Figur und der Genius mit dem Hammer; dann mit schwarzen breiten Contouren umzogen. Wenig Farbe; einige Schatten schwarzbraun aufgesetzt.

In dem vierten Theile werden die Grundpläne, Durchschnitte und Ornamente zweyer anderen Grotten publiciert. Von der ersten sagt Hr Frank Howard: 'This Grotto is excavated on the same principle as that given in the first Part, described by Mrs. Hamilton Gray as the Grotta Intagliata, but which is proposed to designate the Grotta della Scultura, which is as present considered unique in its formation. The subject of these three Plates, which may be called the 'Grotta della Tappezeria', is therefore probably shut up again, or certainly unknown at the present time. It is remarkable as having a painted representation of decorative hangings, like tapestry'. Von den Ornamenten auf Taf. III finden sich mehrere bey Agincourt, Pl. XI, und bey Inghirami, Tav. XXIII. — Ueber die andere Grotte schreibt der Hr Herausgeber: 'This Grotto might be called the Grotta del Biclinio. It appears to be unknown at the present time'. Dieses ist, wie es scheint, richtig bemerkt. Jene Benennung basiert auf dem Umstande, daß unter den Malerereyen in der Grabkammer viermal die Darstellung einer κλίνη mit einer männlichen und weiblichen Figur darauf und je einem männlichen und weiblichen Diener daneben (welches Paar übrigens

Tom. IV, Tav. XXV, die verbessert ist Tom. VI, Tav. E 3, nach Micali, Tav. LXV. Vergl. die Syresschen Kupferstiche Th. II, Taf. VIII, wo jedoch die Darstellung in Betreff anderer Punkte anders ist.

ein Mahl ganz zerstört ist), vorkommt. Interessant ist die verhältnismäßig große, leider auch nicht ganz erhaltene Stickeren — denn dafür möchten wir das Dargestellte lieber halten, als für ein Gemälde — mit einer Eberjagd darauf, welche von einer auf der *κλινη* liegende Frau dem neben ihr befindlichen jungen Manne gezeigt wird.

Der fünfte Theil bringt auf der ersten, zweyten und dritten Tafel den Plan und zwey Durchschnitte ‘of an apparently unique Sepulchre which may be justly entitled the Grotta Intagliata, as there is no intrance except through a Shaft from above. The Sarcophagi are cut in the Rock’. Senes ist allerdings ganz einzig in seiner Art. Wir erlauben uns, eine Bemerkung Avvolta's aus Müllers Tagebüchern mitzutheilen. Avvolta hat eine höchst bedeutende Zahl von Gräbern aufgedeckt; nur höchst wenige waren unversehrt. Er bemerkte, ‘daß eine Anzahl, aber viel weniger Gräber als die anderen, wo der Travertin nicht gelangt hat, mit Blöcken von Peperin bedeckt sind, und diese alle geöffnet durch Löcher in der Decke bey unversehrter Thür, die anderen durch die Thür; nach seiner Meinung durch die Erbauer’. — Daß die Sarkophage in den Felsen gehauen sind, ist auch etwas Eigenthümliches. Bis jetzt war nur eine einzige Tarquinienfische Grotte bekannt, in welcher ‘das Leichenbett aus dem Boden ausgehauen’, vgl. Abeken, a. a. D. S. 248. Die Grotte entbehrte, nach den Zeichnungen zu urtheilen, allen Inhaltes, namentlich der Malereyen.

Auf den übrigen Tafeln dieses fünften Theiles werden nicht mehr Grabkammern mit dem, was sie enthielten, in Abbildung mitgetheilt. Auch wird hinsichtlich des auf Tafel IV-VIII Dargestellten mit keinem Worte bemerkt, ob und in welcher Bezie-

hung es zu den Hypogäen steht; nur über einen Gegenstand auf der sechsten Tafel heißt es in der mitgetheilten handschriftlichen Notiz von Norton: 'An Altar of Incense found in these Grottoes'. Die natürlichste Voraussetzung wäre, daß es zu dem letzten Hypogäum gehört habe. Doch das ist nicht glaublich; wohl aber scheint angenommen werden zu müssen, daß es aus den Tarquiniensischen Grabkammern überhaupt stamme.

Auf der vierten Tafel finden wir zwey Aschenkisten, beide mit weiblichen Figuren auf dem Deckel, die eine ohne Reliefsdarstellung, die andere mit der bekannten der sich wechselseitig tödtenden Brüder Steokles und Polyneikes zwischen zwey Furien; beide mit Etruskischen Inschriften. Ob diese beiden Stücke schon bekannt gemacht sind oder nicht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; wir wenigstens wissen sie nicht nachzuweisen.

Auf der fünften und sechsten Tafel sind sechs Abbildungen von 'the rectangular money or weights of Etruria', wie der Text berichtet, gegeben. Diese Erklärung scheint auf bloßer Vermuthung des Hrn Frank Howard zu beruhen. Sie ist indessen wohl richtig. Es sind oblonge Platten mit geläufigen Darstellungen in Relief, wie deren ähnliche z. B. von Inghirami a. a. D. Tom. III, Tav. II und III abbildlich mitgetheilt und p. 53 ähnlich erklärt sind. Leider findet sich weder die Dimension noch der Stoff angegeben. Nach dem eben Gesagten müssen die Abbildungen etwa die wirkliche Größe wiedergeben und waren die Originale von Bronze. Danach ist auch anzunehmen, daß je zwey Stücke der Abbildungen zusammengehören. Das erste Stück zeigt zwey Delphine zwischen zwey Dreyzackspitzen, wie es scheint; das zweyte zwey sich gegenüberstehende Hähne zwischen zwey Sternen; das dritte und vierte einen



Schild, das fünfte und sechste einen Stier. Wir erinnern uns nicht, diese Stücke schon anderweitig in Abbildung gesehen zu haben. — Der schon angeführte Altar auf Tafel VI ist nicht uninteressant. Es befindet sich eine Lampe daran; zu welchem Zwecke, ist von selbst klar, wenn man nur sich daran erinnert, daß das Stück in einem Hypogäum seinen Platz hatte. Die Seiten zeigen ein Blumen- und Fruchtgewinde zwischen zwey Schlangen und an einer jeden Ecke ist ein Hundmonstrum mit zwey Köpfen und Halsen, aber nur einem Leibe und Schwanz und vier Füßen gebildet: wohl der Cerberus. Der Altar galt gewiß dem Todtendienst. Darauf führt nicht minder die Örtlichkeit, als die drey erwähnten Embleme.

Die siebente und die achte Tafel enthält die Darstellung von vier Spiegeln und, neben dem einen, die des bekannten numus incusus von Pästum mit dem dreyzackschwingenden Poseidon. Auch die Spiegel sind sämmtlich schon bekannt; die drey ersten sind, wie wir sehen, aus Byreschem in Townleyschen Besitz übergegangen; Abbildungen von ihnen in einem Hefte von Kupferstichen der Townlejana vom J. 1796, welches die hiesige Bibliothek besitzt; von zweyen und dem nicht Townleyschen auch in Gerhards 'Etruskischen Spiegel' Th. I, Taf. LV, Nro. 4, Lanzis 'Saggio', Tom. II, Tab. VII, Nro. 1 und 2, sonstige minder zugängliche oder neuere Abbildungen nicht zu rechnen.

Auf der neunten Tafel endlich finden wir eine Ansicht der Landschaft zwischen Tarquinii und Corneto, nach dem Meere zu, begrenzt durch den Monte Argentaro.

Dies ist der Inhalt der vorliegenden fünf Theile. Wir wünschten, auch über die Fortsetzung berichten

zu können. Denn daß von den Byres'schen auf die Tarquiniensischen Hypogäen bezüglichen Kupferplatten noch mehrere nach England gekommen sind, als die in diesen fünf Theilen veröffentlichten, erhellet schon aus der oben mitgetheilten Notiz im Athenaeum. Alle jene fünf Theile sind im Jahre 1842 erschienen. Nun heißt es aber in dem 'Advertisement': One Part containing eight Plates will appear each month till completion. And the letter press will be proceeded with at the same time, and completed as rapidly as the nature of the subject will admit. Jetzt schreiben wir 1844; aber von dem, was in diesen Worten versprochen wird, ist uns Nichts zu Gesicht gekommen. So muß das Unternehmen in Stocken gerathen seyn. Wir wünschen und hoffen, daß es dennoch nicht ganz aufgegeben seyn möge, und in dieser Hoffnung wollen wir noch einem Aufrufe des Hrn Frank Howard Verbreitung geben, so weit diese Blätter reichen: 'The desire of the Editor being to render this portion of the work (nämlich the general letter-press) as complete as it can be made without a personal examination of the Sepulchres, he will feel obliged by any communications addressed, free of expence, to 22, Tonbrigde-Place, from those who may have visited the Caverns, or who may be in possession of the original notes\*) or letters of Mr. Byres, or the original drawings of Mr. Norton, or any notes or correspondence on the subject'. Inzwischen zweifeln wir unseren Theils, ob dieser Aufruf dem Werke von großem Nutzen

\*) Daß diese ausführlich gewesen, geht, wie wir noch eigens bemerken wollen, aus den oben angeführten Worten Winkelmanns hervor.

seyn werde. Was die Besucher der Grotten anbelangt, so dürfte vor allen Livolta zu befragen seyn, aber selbst der wird über die durch Byres' Veranstaltung dargestellten Grotten schwerlich viel Neues beybringen können. Selbst die später nach England gebrachten Byres'schen Kupferstiche waren, obgleich noch in Italien befindlich, sowohl Inghirami, vgl. S. 144, als nachher sogar Gerhard unbekannt. Dieser forderte schon in dem Bullettino des archäologischen Institutes vom Jahre 1831, S. 208, zur Ertheilung von Nachricht über die Byres'schen Zeichnungen öffentlich auf; aber ohne irgend einen Erfolg.

Friedrich Wieseler.

### B e r l i n .

Impensis Arm. Schultze, bibliop. Gustavi Adolphi, Suecorum regis, memoria. Ex Joan. Valentini Andreae elogiis redintegrandam curavit Georg. Frid. Rheinwald. 32 Seiten in Octav.

Der geehrte Herausgeber dieser kleinen Schrift hat sich schon öfter das Verdienst erworben, verborgene Größe oder Schuld auf dem Gebiete der Kirchengeschichte ans Licht zu bringen. So ist er jetzt mit einem größeren Werke über das viel verkaufte Leben seines schwäbischen Landsmannes Andrea beschäftigt. Wenn nun das vorliegende, mit aller Eleganz der Berliner Bibliophilie ausgestattete Werkchen gerade jetzt ans Licht tritt, so liegt die Ursache vielleicht (denn ausgesprochen, etwa in einer Vorrede, ist sie nicht) in denjenigen Entstellungen, die an dem historischen Bilde des auf dem Titel genannten protestantischen Helden neuerdings mehrfach versucht sind. Wie sie ihren Anlaß nehmen von dem nach Gustav Adolph benann-

ten Vereine, so ist diese Schrift demselben gewidmet. In der That ist es interessant, das Urtheil eines Zeitgenossen über den großen Schwedenkönig zu vernehmen und zwar eines Zeitgenossen, von dem es bekannt ist, daß er die Politik der weltlichen Fürsten mit der Moral der Bibel in Einklang zu bringen ernstlich versucht hat, der also, wenn er einer Einseitigkeit schuldig war, wenigstens einer zu großen Vorliebe für die seiner Zeit herrschende Politik nicht angeklagt werden darf. Und doch hat man Gustav Adolphs Politik noch mehr verdächtigt als seine evangelische Sinnesart. Wie urtheilt nun Andreaä über ihn?

Es liegen hier zwey Reden vor, eine Anrede an Gustav Adolph von Seiten der Pietas Germana, die sonach personificiert erscheint, — und letzte Worte des Königes nach seinem Scheiden von der Erde an eben jene Pietas. Diese Form ist dem Geschmacke der Zeit und des Mannes zu Gute zu halten; das Wahre ist wahr in jeder Form. Die Pietas preiset sich glücklich, daß der König sie von dem Range einer Privat-Tugend zu einer königlichen erhoben habe; sie warnt den König, sie nicht mit der falschen, geheuchelten Frömmigkeit — *aemula et pellex mea* — zu verwechseln; sie flehet ihn an, der das ganze deutsche Land befreyet habe, auch sie den Fesseln zu entreißen, in die sie geschlagen sey. Dazu werde ihm helfen die Schaar tapferer und treuer Genossen, die hier, seyen es Theologen oder Staatsmänner, aufgezählt werden. Es scheint, als sey der Nothruf der Pietas Germana nicht unerhört geblieben. Des Königs Arm konnte ihr nicht völlig helfen; so ist ihr jetzt sein Name ein treuer Hort geworden.

In der zweyten Rede wendet der König aus den seligen Höhen des Himmels noch seine Blicke und seine Worte an die Pietas Germana; sie allein schmerze ihn; während er Alles nach Wunsch zurück gelassen habe, sey sie von ihren Fesseln nicht ganz befreyet. Er habe um ihre Sache zu führen einen höchsten Senat einsetzen wollen, um wie die besten Könige des A. L. für Gottesfurcht und Frömmigkeit zu sorgen. Jetzt könne er den Deutschen nur sein Vorbild nachlassen; dies wird weiter ausgeführt. Dem frommen Sinne, mit welchem er Alles unternommen, habe der gesegnete Erfolg entsprochen; auch dies wird weiter ausgeführt. Das einzige Ziel aber sey der Friede gewesen: *Ceterum haec tanti moliminis non turbandae, sed componendae Germaniae ergo a me concepta et perfecta sunt, nec ego tam Martis pullus, quam pacis alumnus audiam. Id infamiae Lojolitae, Jesu adversarii, habeant, quo se orbis titiones, bellorum faeces, turbarum flabella, tragoediarum actores et choragos undique probant.* Man sieht also, daß schon damahls mißliebige Urtheile über den König gefällt wurden, die aber, wie Andrea als Zeitgenosse meint, von Anderen nicht ausgingen, als — den Jesuiten. Den Schluß macht eine energische Mahnung zu Frieden und Einigkeit an den Kaiser, die Fürsten, die Städte. Goldene Sätze finden sich da, die wir abschreiben würden, wenn wir nicht wünschten, daß die ganze Schrift recht fleißige Leser fände. Sie schließt: *credite Deum orbem, non homines regere; integre, prudenter, fortiter agite, o Germani, exemplum dedi vobis, sequimini.*

## P r a g.

Buchhandlung von Friedrich Ehrlich 1844.  
Anatomie eines Monstrum bicorporeum (eigen-  
thümlicher Thoraco - Gastro - Didymus), von  
Dr Med. et Chir. Wenzel Gruber, Pro-  
sector in Prag. Mit 6 Tafeln. VI und 52  
Seiten in Quart.

Die hier mitgetheilte Anatomie des Monstrum  
(dessen Geburt in der Einleitung ebenfalls erzählt  
ist) begreift alle Systeme: Knochen, Muskeln,  
Darmcanal und Drüsen, Lungen, Gefäße, Nerven.  
Es ist ein doppelter Hals und Kopf vorhanden,  
einfaches Sternum aber zwey vollständige Wir-  
belsäulen, von welchen eine jede eine Hälfte der  
Rippen zum Sternum liefert. Da die beiden  
Säulen einander nicht unmittelbar berühren, so  
haben noch rudimentäre Rippenbildungen zwischen  
ihnen Raum, auf welchen nach oben ein Skelet-  
stück aufliegt, welches zwey Schulterblätter dar-  
stellen soll (Mitten auf dem manubrium sterni  
sitzt auch ein unpaarer Knochen, welcher mir nach  
der Abbildung und des Verf's Angaben über die  
Muskelansetzungen das Aequivalent zweyer Schlüs-  
selbeine zu seyn scheint, während der Verf. (p. 8)  
ein rudimentäres Sternum darin sieht). — Da  
der Verf. der dankenswerthen Arbeit keine beson-  
dere Folgerungen aus seiner Untersuchung gezogen  
und aus dem anatomischen Detail sich ein Aus-  
zug nicht geben läßt, so möge diese Erwähnung  
derselben hier genügen.

# Register

über die

## Göttingischen gelehrten Anzeigen

vom Jahre 1844.

---

### Erste Abtheilung.

Register

der

### Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt  
geworden sind.

---

T. Adert, s. Scholia Theocrit.

Mosig von Mehrenfeldt, s. Schafarik.

Aeschyli tragoediae superstites et deperditorum fragmenta ex rec. G. Dindorfii. T. II. Annotat. 1521. Des Aeschylos Gefesselter Prometheus. Griech. u. Deutsch mit Einleitung, Anmerkgg. u. dem Gelösten Prometheus. Von G. F. Schoemann 1281.

Histoire naturelle des poissons d'eau douce par L. Agassiz. — Embryologie des Salmones par C. Vogt 1481.

Anm. In ( ) eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift, hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt, sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

- Joh. Wilh. Albers, Beschreibung der Merkwürdigkeiten des Rathhauses zu Lüneburg 1104.
- S. R. Bischoff Edler von Altenstern, s. A. S. Wawruch.
- S. Amiet, Facsimile von Bruder Clausens Dankschreiben von St. Barbarentag 1482. (1365).
- Gustavi Adolphi, Suecorum regis, memoria. Ex Joann. Valent. Andreae elogiis redintegranda curavit Ge. Frd. Hr. Rheinwald 2077.
- Angelus de Curribus Sabinis, carmen de ex-cidio civitatis Leodiensis (1264).
- Frd. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen mit bes. Rücksicht auf Physiologie und pract. Medicin. B. 1. 541.
- Audouin et Milne Edwards, description des Crustacés nouveaux ou peu connus (661).
- Gomes Eannes de Azurara, Chronica do descobrimento e conquista de Guiné... dada pelo primeira vez á luz per diligencia do Visconde da Carreira precedida de una introduccão e illustrada com algumas notas pelo Visconde de Santarem 1641.
- John Barrow, the life, voyages and exploits of admiral Sir Francis Drake 1710.
- Bartholomaeus Leodiensis, de guerra Leodina (1264).
- M. Bartsch, s. Jahrbücher 2c. des Vereins für Mecklenburg. Gesch. 2c.
- Bruno Bauer, Kritik der evangel. Geschichte der Synoptiker und des Johannes. 3. und letzter Band 1038.
- Joh. Wilh. Baum, Theodor Beza, nach handschriftl. Quellen dargestellt. Th. 1. 1291.
- Maria Matth. von Baumhauer, disquisitio



historico-juridica et crit. de morte voluntaria 1769.

Capt. Bayfield, Notes on the Geology of the North of the St. Lawrence (776).

Luppoldi de Bebenburg ritmaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni ac imperii Romanorum (285).

Beger, daß Blutauge 961.

Imm. Bekker, f. Sextus Empiricus.

Charles M. Bell, geological notes on part of Mazunderān (788).

Benoit, trouvère anglo-normand du 12. siècle, chronique des ducs de Normandie, f. Collection de documents inédits sur l'hist. de France; geistliches Lied (1919).

Berger de Xivrey, f. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

Lud. Aug. Berglein, de Philoxeno Cytherio, Dithyramborum poeta 658.

Heinr. Berkenbusch, erhält den Preis für die beste Predigt 1090.

Karl Bernhardi, Sprachkarte von Deutschland 1100.

A. Berthold, Vorlesung: über das Gesetz der Schwangerschaftsdauer 841.

Beseler, Volksrecht und Juristenrecht 455.

Bindemann, der heilige Augustinus. B. 1. 1755.

Ge. Bippart, f. Philoxenus.

J. R. Bischoff Edler von Altenstern, f. A. J. Bawruch.

Th. L. W. Bischoff, Beweis der von der Begattung unabhängigen periodischen Reifung u. Ablösung der Eier der Säugethiere u. des

Menschen als der ersten Bedingung ihrer Fortpflanzung 1874.

Bittcher, über das Werk des P. Abälard: *Ethica s. scito te ipsum* (445).

Gustav Peter Blom, das Königreich Norwegen, statistisch beschrieben. Mit e. Vorworte von Carl Ritter. Th. 1. 2. 1973.

Wilh. Herm. Blume, f. Evangelisches Gesangbuch.

Boccard, *histoire du Vallais, avant et sous l'ère chrétienne jusqu'à nos jours* 1025.

Aug. Böckh, f. Sophokles *Antigone*.

Bödeker, über das *Idryl* 1681.

J. Boegner, die Entstehung der Quellen und die Bildung der Mineralquellen 1.

Joh. Frd. Böhmer, f. *Fontes rerum Germanic.* von Boguslawski, über die Sudetenkunde (514).

Fréd. du Bois, *la bataille de Granson* (1536).

Borchardt, die landwirthschaftliche Holzzucht 1495.

Bormann, Graff als Pädagog (431).

Ge. Borrow, *the Zinzali, or an account of the Gypsies of Spain*. T. 1. 2. 996.

P. E. Botta, *notice sur un voyage dans l'Arabie heureuse* (662); f. *Decaisne*.

Francisque Bouillier, *histoire et critique de la révolution Cartésienne* 1695.

Emil Braun, antike Marmorwerke zum ersten Male bekannt gemacht. Erste und zweyte Decade 321.

R. C. Bakhuizen van den Brink, *variae lectiones ex historia philosophiae antiquae* 182.

W. J. Broderip, *description on some Fossil Crustacea and Radiata, found at Lyme Regis, in Dorsetshire* (778).

Sir Benj. C. Brodie, *lectures on the diseases of the urinary organs*. 3. edition 239.

Alex. Brongniart et Malaguti, second mémoire sur les Kaolins ou Argile à porcelaine etc. (662).

Carl Bruch, Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiolog. und patholog. Hinsicht 1601.

Theod. Bruns, s. H. Lutteroth.

James Bryce, on the Geological Structure of the North-eastern Part of the County of Antrim (775).

Joh. Nepom. Buchinger, Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof von Würzburg u. Herzog zu Franken 632.

F. S. Buckingham, the slave states of America 2 Vols. 81; the eastern and western states of America. 3 Vols. 81.

F. G. von Bunge, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- u. Curlands.

Bunsen, Andeutungen über das christl. Kirchenjahr (1628).

Sac. Burckhardt, Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Köln und Gründer des Kölner Doms 7.

C. G. H. Burmeister, Beiträge zur Gesch. Europas im 16. Jahrh., aus d. Archiven der Hansestädte 1398.

D. W. H. Busch, das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, patholog. und therapeut. Hinsicht dargestellt B. 4. 199.

F. C. Buset, de l'enseignement des Mathématiques dans les collèges, considéré sous le double point de vue des prescriptions réglementaires de l'université et des principes fondamentaux de la science. Mémoire couronné etc. 999.

James Byres, Hypogaei, or sepulchral caverns

of Tarquinia, the capital of ancient Etruria. Edited by Frank Howard. 5 Parts. 2065.

de Candolle, *Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis*. Editore et pro parte auctore Alph. de Candolle. Pars octava 1436.

Alph. de Candolle, *f. de Candolle*.

Th. E. Cantor, sketches of two undescribed venomous Serpents with fangs behind the maxillar teeth (292).

Capefigue, *les diplomates européens* 1632.

Visconde da Carreira, *f. de Azurara*.

Carl Gust. Carus, *Atlas der Cranioscopie*. Heft I. 714.

Marquis de Castelnaut, *Mémoires*, *f. Duc de la Force*.

Proby T. Cautley, on the structure of the Seválik Hills and the Organic Remains found in them (782); — and H. Falconer, notices on the remains of a Fossil Monkey from the Tertiary Strata of the Sewalik Hills in the North of Hindoostan (786).

Chevreul, *recherches physico-chimiques sur la teinture* (662).

Graf Alfred Christalnigg, *f. von Sabor-negg=Altenfels*.

Will. Branwhite Clarke, extracts from a memoir on the geological structure and phenomena of the County of Suffolk and its physical relations with Norfolk and Essex (784).

Bruder Clausens *Dankschreiben*, *f. Amiet*.

Knut Jungbohn Clement, *die Lex Salica und die Text=Glossen in der Salischen Gesetzsammlung germanisch, nicht keltisch* &c. 302.

Clofener, Chronik (657).

J. Payne Collier, f. Shakespeare.

Archibald Colquhoun, case of extensive liver abscess successfully opened (292).

S. W. S. Conradi, über die in des Hippokrates Büchern von epidem. Krankheiten geschilderten Fieber mit bes. Rücksicht auf die von Vittré geäußerte Meinung von denselben 41.

Hr. O. Coxe, f. Roger.

Frd. Kreuzer, zum auswärtigen Mitgliede der K. Gesellsch. der Wissensch. gewählt 1922.

Florent Cunier, f. Sammlung ophthalmol. Preisschriften.

Ern. Curtius, Anecdota Delphica 121. 144.

Confessio Cyrilli Lucaris (913).

Al. Daguet, Biographie de François Guillimann 434.

Charles Darwin, on the formation of Mould (786); on the connexion of certain Volcanic Phaenomena in South America, and on the formation of Mountain Chains and Volcanos, as the effect of the same power by which Continents are elevated (790).

J. Decaisne, Plantes de l'Arabie heureuse, recueillies par P. E. Botta (662).

Moyß von Deschwanden, f. Lusser.

Didron, Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu, f. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.

Dietrich, commentationis de quibusdam consonae v in lingua latina affectionibus particula (453).

G. Dindorf, f. Aeschylus.

Confessio Dosithei (917).

E. F. J. Dronke, f. Traditiones Fuldenses.  
 Jos. Droz, histoire du règne de Louis XVI.  
 pendant les années où l'on pouvait prévenir  
 ou diriger la révolution française. T. 1. 2.  
 3. 1561.

Fréd. Dubois, f. du Bois.

Ducrest, über eine Knochenbildung am Schädel  
 der Wöchnerinnen (1959).

F. Dujardin, nouveau manuel complet de  
 l'observateur au microscope. Avec un atlas.  
 1457.

M. Ecker, physiologische Untersuchungen  
 über die Bewegungen des Gehirns und Rücken-  
 marks, insbesondere den Einfluß der Cerebrospi-  
 nalflüssigkeit auf dieselben 355.

F. A. Eckstein, die tugendliche Gesellschaft (166).

Milne Edwards, f. Audouin.

Sir Philip Grey Egerton, on certain pecu-  
 liarities in the Cervical Vertebrae of the Ich-  
 thyosaurus, hitherto unnoticed (779).

Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte  
 von Orléans an die Raugräfin Louise. Her-  
 ausgegeben von Wolfgang Menzel 1309.

Mountstuart Elphinstone, the history of  
 India. Second edition. Vol. 1. 2. 1193.

C. L. Elfässer, der weiche Hinterkopf. Mit  
 Untersuchungen über die Entwicklung des Säug-  
 lingschädels überh., über die Rachitis dieses  
 Alters und über den Tetanus apnoicus perio-  
 dicus infantum 25.

Fr. Leon. Enderlein, de Bambergensi codice  
 institutionum Quintiliani Manuscripto 1719.

J. G. F. Estré, Horatianae Prosopographiae  
 capita duo 1275.

- A. Fabroni, storia degli antichi vasi fittili Aretini 1091.
- II. Falconer, s. P. T. Cautley.
- Jordan Fantosme, chronique de la guerre entre Henri II et son fils aîné en 1173 et 1174 (1919).
- Fauriels Vorlesungen über den Ursprung der Heldengedichte des Mittelalters (166).
- Fauvel, über Bronchitis (bronchite capillaire suffocante) (1959).
- Fickert, Bruchstücke eines latein. Glossarium (452).
- Chr. Eberh. Finckhii in Zenobii proverbiana annotationes 79.
- A. Floquet, histoire du Parlement de Normandie. T. IV. V. VI. VII. 241.
- P. Flourens, recherches sur le développement des os et des dents (663); anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses 835; mémoires d'anatomie et de physiologie comparées contenant des recherches sur 1<sup>o</sup> les lois de la symétrie dans le règne animal, 2<sup>o</sup> le mécanisme de la rumination, 3<sup>o</sup> le mécanisme de la respiration des poissons, 4<sup>o</sup> les rapports des extrémités antérieures et postérieures dans l'homme, les quadrupèdes et les oiseaux 1768.
- Facsimile eines von Nicolaus von der Flüe im J. 1482 an den Stand Bern gerichteten Schreiben mit Bemerkg. von Gerold von Meyer von Knonau (1560); s. Claus.
- E. G. Förstemann, über die alten Taufbecken (168); die Gesessammlungen d. St. Nordhausen (167); noch etwas über Idisi (429).
- K. Ed. Förstemann, s. Neue Mittheilungen aus dem Gebiete histor. antiquar. Forschun-

- gen; s. die Statuten d. St. Stollberg am Harz; s. Willfür u. Statuten der St. Wittenberg; die Entrichtung der Freyzinsen zu Erfurt u. die Klage bey Versäumnis ihrer Entrichtung (168); s. Handwerksordn. der Maurer 2c.
- Mémoires authentiques de Jacques Nompar de Caumont Duc de la Force et de ses deux fils les Marquis de Montpouillan et de Castelnaut publiés par le Marquis de la Grange. T. 1. 2. 3. 4. 557.
- Foville, traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal. 1<sup>re</sup> partie. Anatomie 1852.
- Notice of a letter from Rob. Were Fox to Sir Ch. Lemon relative to the origin of mineral veins (786).
- W. Francke, zum Professor u. Hofrath ernannt 489.
- C. Frank, die Philosophie der Mathematik 1033. (John Hookham Frere) s. Theognis.
- G. W. Freytag, s. Arabum proverbialia.
- S. Friedländer, s. M. Pinder.
- Galvani, Mémoires sur les événements qui ont précédé la mort de Joachim-Napoléon, roi de Deux-Sicules 464.
- Ch. Gaudichaud, Recherches générales sur l'organographie, la physiologie et l'organogénie des végétaux 1015.
- Paul Gauer, der Ritterorden des heil. Johannes von Jerusalem oder die Malteser 797.
- Heinr. Gelzer, die Straußischen Zerwürfnisse in Zürich von 1839. 561.
- Confessio Gennadii (912).
- Ed. Gerhard, Phryxos der Herold 93; die Hei-



- lung des Telephos 502; M. E. Meiero . . semisaecularia semiperfecta gratulatur 502; drei Vorlesungen über Gyps-Abgüsse 1685.
- E. Gervais, Gesch. der Pfalzgrafen von Sachsen (167).
- Joh. Carl Lud. Gieseler, zum ordentl. Mitgliede der k. Gesellsch. d. Wissenschaften gewählt 1922.
- Baron Fr. de Gingins-La-Sarraz, développement de l'indépendance du Haut-Valais et conquête du Bas-Vallais (1362); Urkunden und Beilagen dazu (1365).
- Ernst Fr. von Glöckler, über den Surakalk von Kurowitz in Mähren u. über den darin vorkommenden Aptychus imbricatus 381.
- Glöckler, Lebensbeschreibung des Kanzlers Hr. Husan (608).
- Carl Wilh. Göttling, Thusnelda, Arminius Gemahlin, und ihr Sohn Thumelicus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäol. histor. Abhandlung 1225.
- H. H. Goodeve, memoir of the late W. Twining Esq. (289).
- Marq. de la Grange, s. Duc de la Force.
- C. W. Grant, Memoir to illustrate a geological map of Cutch (782).
- Cardinal de Granvella, s. Collect. de docum. inédits sur l'hist. de France.
- J. L. C. Gravenhorst, vergleichende Zoologie 359.
- Woldemar Lud. Grenser, Progr. Corporis positionem in genibus ulnisque in praxi obstetricia non esse negligendam 649.
- Wolfg. Rob. Griepenkerl, s. Sophokles.
- Rich. Griffith, on the Syenite Veins which traverse Mica Slate and Chalk at Goodland

- Cliff and Torr Eskert, to the south of Fair Head, in the County of Antrim (779).
- Will. Griffith, on the family of Rhizophoreae (289).
- Jac. Grimm, deutsche Mythologie. Zweite Ausgabe. B. 1. 2. 1733.
- G. L. Grotefend, Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der Stadt-Bibliothek zu Hannover 1184.
- Wenzel Gruber, Anatomie eines Monstrum bicorporeum (eigenthümlicher Thoraco-Gastro-Didymus) 2080.
- Jos. Seb. Grüner, Beiträge zur Gesch. der königl. Stadt Eger und des Egerschen Gebiets. Aus Urkunden 317.
- Günther, plattdeutsche Redensarten u. Sprichwörter (608).
- G. B. Günther, die Verrenkung des ersten Daumengliedes nach der Rückenfläche 1749.
- H. C. F. Guericke, die rechte Union. Eine offene Erklärung 1355.

Fr. Hr. von der Hagen, s. Germania; die deutsche Sprache in der königl. Acad. der Wissenschaften (430); Erinnerung an G. G. Graff (431); altdeutsche Baukunst und Bildwerke (432); das Heldenlied von Walther u. Hildegunde (432); Anastasius Grün (433); Göthe (434).

- Halbfutere's Lied von dem Strit ze Sempach 1386. (1558).
- G. Hallmann, die Geschichte des Ursprungs der belgischen Beghinen nebst einer authent. Berichtigung der im 17. Jahrh. durch Verfälschung

von Urkunden in ders. angestifteten Verwirrung 2062.

Will. J. Hamilton, on the Geology of part of Asia Minor, between the Salt Lake of Kodjhissar and Caesarea of Cappadocia, including a brief description of Mount Argaeus (789).

Gustav Hartenstein, s. S. F. Herbart.

Otto Ernst Hartmann, Beantwortung der Preisaufgabe: de onere probandi in causis criminum erhält den Preis 1089.

F. R. Hassé, Anselm von Canterbury. Th. 1. Das Leben Anselms 2016.

K. F. W. Hasselbach, s. Codex Pomeraniae diplomaticus.

Wilh. Havemann, Handbuch der neueren Geschichte. Th. 1. 2. 3. 644.

Alphons. Hecker, commentatio crit. de Anthologia Graeca 1801.

Heffter, Gauenkunde des Sorbenlandes (165).

C. G. Heiland, Quaestionum de dialecto Xenophontea capita selecta 1198.

S. Heine, über spontane u. congenitale Luxationen, so wie über einen neuen Schenkelhalsbruch=Apparat 1321.

Henricus de Merica, s. Collect. de Chron. belges inédites.

Recueil des lettres missives de Henry IV. publié par Berger de Xivrey 833.

S. F. Herbart's kleinere philosophische Schriften u. Abhandlungen, nebst dessen wissenschaftl. Nachlasse. Herausgeb. von Gustav Hartenstein B. 1. 2. 3. 802.

Gustav Herbst, das Lymphgefäßsystem und seine Verichtung 1005.

- S. H. A. Herling, Lehrbuch der reinen Elementar-Mathematik 721.
- C. F. Hermann, Progr. de anno Delphico 161; Vorlesung: über griech. Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen 201; Vorlesung: Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. M. Brutus 1921. 1934; Progr. über die Hypäthraltempel des Alterthums 2041.
- Joh. Jac. Herzog, das Leben Johannes Dekolampads u. die Reformation der Kirche zu Basel. B. 1. 2. 612.
- Jo. Ad. Car. van Heusde, epistola ad Car. Frd. Hermann de C. Lucilio 1838.
- Lud. Eduard Heydemann, die Elemente der Joachimischen Constitution vom J. 1527. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Deutschen Rechts 1348.
- F. W. Hildebrandt, Predigten für Unbefangene 1265.
- G. A. W. Himly, s. Karl Himly.
- Karl Himly, die Krankheiten und Mißbildungen des menschlichen Auges u. deren Heilung. Nach den hinterlassenen Papieren desselben hsggb. u. mit Zusätzen versehen von G. A. W. Himly. Thl. 1. 2. 1452.
- H. Höfer, ein plattdeutscher Reim durch einen englischen erklärt (433).
- Frd. Gottlob Hofmann, Lebensbeschreibung des Ablasßpredigers D. Joh. Tezel 1638.
- L. Holstein, s. W. J. Erasmus Wilson.
- Sir W. J. Hooker, Icones plantarum or figures with brief descriptive characters and remarks of new or rare plants, selected from the author's herbarium. Vol. 2—6. 1427.

- G. A. Hoskins, visit to the great oasis of the Libyan desert 1155.
- Frank Howard, s. James Byres.
- B. U. Huber, s. *Chronica del f. c. Cid*.
- E. U. L. Hübner, die Lehre von der Ansteckung mit besonderer Beziehung auf die sanitätspolizeiliche Seite derselben 401.
- Gustav Wilh. Hugo, das Gebiet der deutschen Reichsstädte 1279.
- L. Hugues, Unionsgedanken. Ein Friedensruf an beide evangel. Kirchen 1145.
- S. Ch. Hundeshagen, forstliche Gewerbslehre. 4. verb. Aufl. von S. C. Klauprecht 579.
- Louis Hunton, remarks on a section of the Upper Lias and Marlstone of Yorkshire, showing the limited vertical range of the Species of Ammonites and other Testacea, with their value as Geological Tests (780).
- Gu. Hupfeld, *Exercitationum Herodotearum Spec. I. s. de rebus Assyriorum. — Spec. II. s. de vetere Medorum regno* 228.

- M. F. von Sabornegg-Altenfels u. Graf Alfred Christalnigg, Kärntens römische Alterthümer in Abbildungen. Heft I. 652.
- Jacob, Andenken an S. G. Grävius u. S. U. Ernesti (445).
- Jacobi I., Probe einer leichten u. einfachen Behandlungsweise der Kegelschnitte (444).
- Jacobi II., analyt. Behandlung eines Satzes aus der Lehre des geradlinigen Dreyeckes (444).
- Otto Jahn, s. Persius.
- Johannis Saresberiensis *Entheticus de dogmate philosophorum nunc primum editus et comm. instructus a Chrn. Petersen* 369.

Johannes Victoriensis (285).

J. C. de Jonge, Geschiedenis van het Nederlandsche Zeewezen. T. 1. 2. 3. 4. 5. 753.

Ludw. Jordan, über den Begriff und die Strafe des Kindmordes nach der peinlichen Gerichtsordnung Karls V. mit Rücksicht auf das römische und altgerm. Recht 1678.

Vita Karoli IV. Imp. ab ipso Karolo conscripta (285).

Gh. Keferstein, über die Halloren als eine wahrsch. feltische Colonie, den Ursprung des Halleesch. Salzwerkes und dessen technische Sprache 303.

Keil, scholion Arateum (453).

Henr. Keil, Observationes criticae in Propertium 725.

Udalbert Keller, Romvart. Beiträge zur Kunde mittelalterl. Dichtung aus ital. Bibliotheken 639; s. Volkslieder aus der Bretagne.

Ferd. Keller, althelvetische Waffen und Geräthschaften aus der Sammlung des Alt-Landammann Lohner in Thun (1555).

Ern. Jul. Kimmel, s. Libri symbol. eccles. orient.

C. Kirchner, scholae Portensis sollemnia saecularia celebranda indicit 441; die Landesschule Pforta in ihrer geschichtl. Entwicklung von dem Anfange des 19. Jahrh. bis auf die Gegenwart (442).

G. Kläden, über den Eingang zu Eschenbachs Parzival (433).

Frd. Barthol. Klaindinst, triplex ratio, qua fratres praedicatores sui ordinis provinciam

- superioris Germaniae facile et optime reformare valeant (878).
- S. C. Klauprecht, s. S. Ch. Hundeshagen.
- Lh. Kliefoth, das Zeugniß der Seele. Zwanzig Predigten 985; Predigten. Zweite Sammlung 985; Predigten: der Weg des Glaubens 995; ein Wort der Kirche an ihres Bischofs Grabe 995; die Werke der Barmherzigkeit 995.
- J. W. Knight, account of the fin of the Ballista (292).
- W. Knop, chemisch = physiolog. Untersuchung über die Flechten 9.
- Koberstein, über die Betonung mehrsyllbiger Wörter in Suchenwirts Versen (445).
- Ab. Kölliker, Entwicklungsgeschichte der Cephelopoden 1176.
- Ed. Köllner, Symbolik aller christl. Confessionen Thl. 2. Symbolik der heil. apost. katholischen römischen Kirche 761.
- Jacob von Königshoven, Chronik (657).
- Frd. Kohlrusch, s. Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser 2c.
- Karl Koppe, ein neuer Lehrsatz der Stereometrie (879).
- S. G. F. Kosegarten, s. Codex Pomeraniae diplomat.
- Jo. Godofr. Lud. Kosegarten, de acad. Pomerana ab doctrina Rom. ad Evangelium tractata 717.
- W. Kosegarten, Betrachtungen über die Veräußerlichkeit u. Theilbarkeit des Grundbesitzes 98.
- G. Kramer, s. Strabonis fragm.
- Krug von Midda, Bericht über ein altgerman. Doppelgrab (168).
- F. Kugler, Bemerkungen über die Kirche von Paulinzelle (165).

H. Kuhn, Proben niederdeutscher Mundarten (433); über Göthes Nachlied (434); f. Märkische Sagen.

von Ledebur, das Münstersche Sachsenland (168).

Le Glay, Maximilien I. empereur d'Allemagne et Marguerite d'Autriche, sa fille, gouvernante des Pays-Bas. Esquisses biographiques 1623.

Godofr. Wilh. Leibnitii Annales imperii occidentis Brunsvicenses ex codd. bibl. Hannover. edidit Ge. Hr. Pertz. T. 1. Auch unter d. Titel: Leibnizens gesammelte Werke. Erste Folge. Geschichte. B. 1. 511.

Heinr. Leo, die malbergische glosse, ein rest keltischer sprache und rechtsauffassung. Heft 1. 302.

Michaelis de Leone annotata historica (285).

Gustav Leonhard, Handwörterbuch der topogr. Mineralogie 486.

Lepsius, sphragistische Aphorismen (168); der Dom zu Magdeburg, dessen Gesch. u. Architectur nach Anleitung der Quellen entwickelt (168).

Lessingiana, f. Gottl. Mohnike.

René-Primevère Lesson, histoire naturelle des Zoophytes. Acalèphes. 1401.

Theodor Alb. Liebner, Predigten gehalten in der Univ. Kirche zu Göttingen 1062.

A. K. Lindesay, case of ulcerated stricture of the Oesophagus communicating with the Trachea (290).

G. C. F. Lisch, f. Jahrbücher u. des Vereins für Mecklenburg. Gesch. u.; über die Stiftung der Klöster und Kirchen zu Bülow und Rühn (608); Gesch. des bischöfl. Schwerinschen



Wappens (608); Bericht über die evangel. Visitation der Meßlenb. Gotteshäuser (608); über die Rostocker Chroniken des 16. Jahrh. (608).

Chr. Aug. L o b e c k, pathologiae sermonis graeci prolegomena 921. Nachtrag 1087; de mutandae terminationis nominum causis (925); de nominibus quorum characteristica est lambda (931); de nominibus quorum character est my (931); de nominibus in N exeuntibus (931); nomina in  $\bar{\eta}$  exeuntia (932); nomina quorum character est gutturalis (932); nomina quorum character est labialis (932); nomina quorum character est dentalis (932); de nominibus quorum character est sigma (932); de vicissitudine terminatt.  $\alpha\varsigma$ ,  $\iota\varsigma$ ,  $\iota\alpha\varsigma$ ,  $\iota\zeta\omega$ ,  $\iota\alpha\zeta\omega$  (933); nomina primae declinationis in  $\alpha\varsigma$  purum exeuntia (933).

F. A. L o n g e t, anatomie et physiologie du système nerveux de l'homme et des animaux vertébrés. T. 1. 2. 681.

Will. L o n s d a l e, notes on the age of the Limestones of South-Devonshire (792).

Johannis de L o s chronicon rerum gestarum ab a. 1455 ad a. 1514. Edidit P. E. X. de R a m 1260.

Hermann L o k e, zum ordentl. Professor in der philos. Facultät ernannt 489.

P. C. A. L o u i s, recherches anatomiques pathologiques et thérapeutiques sur la Phthisie. 2 édit. 553; über das gelbe Fieber, welches im Sommer 1828 zu Gibraltar herrschte (1959).

L u d w i g s des Baiern Briefe (285).

L ü t c k e, der Wiener Meerfahrt (432).

L u s s e r, M o y s von R e d i n g, M o y s von D e s c h w a n d e n, die alten Panner der Schweizerischen Urkantone (1557).

- Henri Lutteroth, Gesch. der Insel Tahiti u. ihre Besiznahme durch die Franzosen. N. d. Franz. mit Anm. u. Zusätzen von Th. Brunß 120.
- Charles Lyell, on the cretaceous and tertiary Strata of the Danish Islands of Seeland and Möen (781).

Henry Maclauchlan, notes to accompany a geological map of the forest of Dean Coalfield (780).

- D. Macnab, an account of Scurvy as it appeared at Nusserabad (291).
- J. O. Mc William, medical history of the expedition to the Niger during the y. 1841—42 comprising an account of the fever which led to its abrupt termination 2055.
- C. D. von Madai, f. Sammlung der Rechtsquellen Liv = Esth = und Curlands.
- Lord Mahon, f. Alex. Stanhope.
- Malaguti, f. Al. Brongniart.
- J. G. Malcolmson, case of Ranula in which the left submaxillary gland was extirpated with remarks (289); on the fossils of the eastern portion of the Great Basaltic District in India (787).
- Reichsfreiherr Albr. Malhan, Beitrag zur Gesch. der Ostenschen Güter in Vorpommern, aus Urkunden zusammen gestellt 648.
- Gideon Mantell, on the bones of birds discovered in the strata of Tilgate Forest, in Sussex (779).
- Ph. Marheinecke, die Reform der Kirche durch den Staat 1510.

H. Martensen, die christliche Taufe und die baptistische Frage 959.

Martini, einige Mittheilungen über die nach dem vorgängigen methodischen Gebrauche der Kaltwasser-Cur in der Anstalt beobachteten Wirkungen (515).

C. F. H. Marx, Aktesios. Blicke in die ethischen Beziehungen der Medicin 1841; — and R. Willis, on the decrease of diseases effected by the progress of civilization 1841.

Charles Masson, Narrative of various Journeys in Balochistan, Afghanistan and the Panjab including a residence in those countries from 1826 to 1838. 3 Vols. 151.

G. A. Matile, s. Miroir de Souabe.

Karl Matthes, Philipp Melancthon. Sein Leben und Wirken, aus den Quellen dargestellt 269.

M. Mayer, die Krankheiten des Zwölffingerdarms. Mit einer Vorrede von Fr. Nasse 1022.

Frd. Baron von Medem, s. Codex Pomeraniae diplomat.

Proverbiorum a Meidanio collectorum Pars prior et posterior (86).

Frd. Ludw. Meißner, die Frauenzimmerkrankheiten B. 1. Abth. 1. 2. 918.

H. M. Melford, englisches Lesebuch. Mit einem Vorwort von R. F. Ch. Wagner. (Auch unter dem Titel: The English Reader) 3 verm. u. verb. Aufl. 983.

M. Menge, über die Lebensweise der Spinnen (1621).

Wolfgang Menzel, s. Elisabeth Charlotte von Orléans.

Henrici de Merica historiae, s. Collection de chroniques belges inédites.

Gerold Meyer von Knonau, Schweizer Literatur von 1841 (1367); s. Nicolaus von der Flüe. Francisque Michel, s. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

E. Miller, s. Éloge de la Chevelure.

Otto von Mirbach, Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jacob. Thl. 1. 2. 1239.

G. S. A. Mittermaier, Italienische Zustände 1961.

J. H. Möller, urkundliche Gesch. des Klosters Reinhardtsbrunn. Reinhardtsbrunn als Amt u. Lustschloß 37.

Petr. Mogilas, confessio orthodoxa (916).

Lessingiana von Dr Gottlieb Mohnike. Nach dem Tode des Verfs gesammelt und hsggb. von seinem Sohne 953.

Th. von Mohr, s. Carl von Reding.

Th. Mommsen, de collegiis et sodalitiis Romanorum. Accedit inscriptio Lanuvina 1132.

Marquis de Montpouillan, Mémoires, s. Duc de la Force.

G. F. Mooyer, fernere Mittheilungen über das calendarium Merseburgense (167).

C. Morehead, Obs. on dracunculus. Part II. (290).

Carl Morgenstern, s. Erklärungsversuch u. Mosig von Mehrenfeldt, s. Schafarik.

J. Mouat, cases of disease of the veins with observations (290).

H. Mührny, über die historische Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten 1878.

Karl Dfr. Müller, Geschichte hellenischer Stämme und Städte. Zweyte, nach den Papieren des Verfs berichtigte u. vermehrte Ausg. von F. W. Schneidewin. B. 1. Orhomenos und die

- 'Minyer. B. 2. 3. Die Dorier. Abthl. 1. 2. 1881.
- Wilh. Müller, Geschichte und System der alt-deutschen Religion 2046.
- Roderick Impey Murchison, s. Sedgwick; — and H. E. Strickland, on the upper formations of the New Red Sandstone System in Gloucestershire, Worcestershire and Warwickshire (783).
- Albertini Mussati Ludovicus Bavarus (285).
- Fr. Masse, s. A. Mayer.
- Aug. Meander, Züge aus dem Leben des heil. Nilus zc. 1408.
- Rich. J. Nelson, on the geology of the Bermudas (776).
- Ch. Gotth. Neudecker, Gesch. der deutschen Reformation von 1517—1532. 286.
- Nicolai, episcopi Botrontinensis, relatio de Henrici VII. itinere italico (284).
- Nicolaus von der Flüe, s. von der Flüe.
- Chrstn. Niemeyer, die Westerbürg (167).
- Niese, Aussicht auf Pforta 443.
- K. W. Nisch, Polybios. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie 1788.
- F. W. Nolte, Atlas der Hautkrankheiten nach dem Systeme des Prof. Fuchs dargestellt 161.

Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orléans, Briefe an die Raugräfin Louise. Herausgeg. von Wolfg. Menzel 1309.

Heinr. Otte, über die Deutung der Thiergestalten an den Kirchengebäuden des Mittelalters (166); Kurzer Abriß einer kirchl. Kunst=Archäologie des

Mittelalters (167); der Text der zehn Gebote vor der Reformation (168).

Rich. Owen, note on the dislocation of the Tail at a certain point observable in the Skeleton of many Ichthyosauri (787); a description of a specimen of the Plesiosaurus macrocephalus, Coneybeare, in the collection of Viscount Cole (787).

Camille Paganel, histoire de Joseph II. 1158.

Erh. Pauli, Untersuchungen u. Erfahrungen im Gebiete der Chirurgie (665).

Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium, f. Collect. de chroniques belges inédites.

Jonathan Pereira, the elements of Materia medica and Therapeutics. 2 edit. T. 1. 2. 636.

A. Persii Flacci satirarum liber. Cum scholiis antiquis edidit Otto Jahn 793.

Ge. Hr. Pertz, f. Leibniz.

Chr. Petersen, f. Johannes Saresberiensis.

W. Pfeil, die Forstwirthschaft nach rein praktischer Ansicht. 3. verm. u. verb. Aufl. 881; die Forsttaxation in ihrem ganzen Umfange. 2. durchaus umgearb. Aufl. 1241; Anleitung zur Ablösung der Wald Servituten so wie zur Theilung u. Zusammenlegung gemeinschaftlicher Wälder, mit bes. Rücksicht auf die Preuß. Gesetzgebung 1905.

Philoxeni, Timothei, Telestis dithyrambographorum reliquiae. De eorum vita et arte commentatus est, carminum fragmenta collegit et explicuit Ge. Bippart 1371.

- M. Pinder u. S. Friedländer, die Münzen Justinians 759.
- Mischon, über einen alten Kelch und eine Patene der Nicolaikirche in Berlin (433).
- J. P. Pointe, histoire topographique et médicale du grand Hôtel-Dieu de Lyon 1813.
- Jos. Prestwich jun., on the structure of the neighbourhood of Gamrie, Banffshire particularly on the deposit containing Ichthyolithes (778); on the geology of Coalbrook Dale (786).
- G. Groen van Prinsterer, kort overzigt van de geschiedenis des vaderlands 902; handboek der geschiedenis van het vaderland. Aflever. 1. 2. 3. 902.

A. Quiquerez, notice historique sur quelques monumens de l'ancien évêché de Bâle, réuni au canton de Berne (1559).

J. Rabanis, recherches sur les Dendrophores et sur les corporations romaines en général 1142.

Graf Raczyński, f. Chronicon Wigandi Marburg.

P. E. X. de Ram, f. Collection de chroniques belges inédites.

Leop. Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. B. 4. 5. 1041.

Rud. Rauchenstein, zur Einleitung in Pindars Siegeslieder 345.

Felix Ravaisson, Rapports au ministre de l'instruction publique sur les bibliothèques des départements de l'Ouest 74.

Freyherr Friedr. Wilh. von Reden, allgem.

vergleichende Handels = u. Gewerbs = Geographie  
u. Statistik 1581.

Mloys von Keding, s. Lusser.

Carl von Keding, Regesten des Archives der  
Stadt Baden im Margau. Umgearbeitet und  
herausgeggb. durch Th. von Mohr (1364).

Baron von Reiffenberg, zum Corresponden-  
ten der K. Gesellsch. d. Wissensch. ernannt 1922.

Frz. Xaver Kemling, die Marburg bei Hambach  
1088.

Ge. Frd. Hr. Rheinwald, s. Jo. Val. An-  
dreae.

Georg Sul. Ribbentrop, zum Hofrath er-  
nannt 489.

H. Riley, on the Squaloraia (775); — and  
Sam. Stutchbury, a description of various  
Fossil Remains of three distinct Saurian Ani-  
mals, recently discovered in the Magnesian  
Conglomerate near Bristol (784).

Carl Ritter, s. Gustav Peter Blom.

Heinr. Ritter, Geschichte der Philosophie. Thl.  
7. Auch unter d. Titel: Geschichte der christl.  
Philosophie. Thl. 3. 1761.

J. Rose jun., Observations on the geological  
structure on the neighbourhood of Reading  
(777).

Rogeri de Wendower chronica s. flores hi-  
storiarum nunc primum edidit Henr. O. Coxe.  
T. 1. 2. 3. 4. 1717.

The seven sages in scotish metre. By John  
Rolland of Dalkeith 530.

Chrph. von Kommel, Gesch. von Hessen. B. 8.  
Auch unter d. Titel: Neuere Gesch. von Hessen  
B. 4. 420.

Wilh. Roscher, zum ordentl. Professor in der  
philos. Facultät ernannt 489.



- Jul. Rosenbaum, s. Curt Sprengel.
- T. Ross, an account of the Scurvy which appeared in the 4th regt. Lt. Cavalry at Nusserabad (291).
- Frz. Roth, nochmals Nibelungen (433).
- J. E. G. Roulez, Mémoire pour servir à expliquer les peintures d'une coupe de Vulci, représentant des exercices gymnastiques 66; zum Correspondenten der K. Gesellsch. d. Wissensch. ernannt 1922.
- S. Rupp, der Symbolzwang u. die protestant. Lehr- und Gewissensfreyheit 1999.
- E. Ruth, Geschichte der italienischen Poesie. Thl. 1. 1995.

Amand Saintes, histoire de la vie et de la philosophie de Kant 1388.

- Vicomte de Santarem, recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Améric Vespuce et ses voyages 1121; recherches sur la priorité de la découverte des pays situés sur la côte occidentale d'Afrique au-delà du Cap Bojador et sur les progrès de la science géographique après les navigations des Portugais au 15. siècle etc. 1641; s. de Azurara.
- Schafarik, slavische Alterthümer. Deutsch von Mosig von Ahrenfeldt. Herausgeb. von H. Wuttke 361.
- A. F. H. Schaumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland, aus Actenstücken 1001.
- Hr. Wilh. Lud. Schmelzkopf, erhält den Preis für die beste Predigt 1089.
- E. Schmidt, über das Limon 1218; Beobachtungen über das Asaron 1441; zur Characteri-

- stik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus 2001.
- Heinr. Schmid, die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche dargestellt u. aus den Quellen belegt 408.
- Schnedermann, s. Wöhler; s. Winkler.
- Heinrich Schneider, s. Bildnisse der deutschen Könige u. Kaiser 2c.
- J. W. Schneidewin, s. Karl Dtfr. Müller.
- G. F. Schoemann, s. Aeschylos.
- D. A. Schomburgk, s. Rob. Schomburgk.
- Rob. Schomburgk's Reisen in Guiana u. am Orinoko. Herausgeb. von D. A. Schomburgk 745.
- Schrant, kort overzigt van de geschiedenis der Nederlanden (905).
- U. Schulze, Fürwahr, er trug unsere Krankheit! — Das Kreuz. — Zwei Reihen Fastenandachten 1954.
- E. von Seckendorf, s. Volkslieder aus der Bretagne.
- Adam Sedgwick and Roderick Impey Murchison, description of a raised Beach in Barnstaple or Bideford Bay on the North-west Coast of Devonshire (782); on the physical structure of Devonshire, and of the subdivisions and geological relations of its older stratified deposits (790).
- Joh. Carl Seidemann, die Leipziger Disputation im J. 1519. Aus bisher unbenutzten Quellen histor. dargestellt u. durch Urkunden erläutert 839.
- Heinr. Sengelmann, s. das Buch von den sieben weisen Meistern.
- Sextus Empiricus ex rec. Imm. Bekkeri 6.
- The works of Will. Shakespeare. The text

formed from an entirely new collation of the old editions, with the various readings, notes etc. by J. Payne Collier. T. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 733.

Walter Sme e, s. W. H. Sykes.

T. J. Smith, case of snakebite successfully treated by venesection (291).

Sophokles Antigone, griech. u. deutsch, herausgg. von Aug. Böckh. Nebst zwei Abhandlungen über diese Tragödie im Ganzen u. über einzelne Stellen derselben 945. — Deutsch von Wolfg. Rob. Griepenkerl 2035.

Letter from Mr. James de Carle Sowerby, on the Genus Crioceratites and on Scaphites Gigas (785).

Curtii Sprengelii Opuscula academica collegit, edid. vitamque auctoris breviter enarravit Jul. Rosenbaum 1223; Prolegomena zu einer dynamischen Grundlage der Nosologie (1224); über das Alterthum der Getreidearten, bes. des Roggens (1224); zur Geschichte des Quecksilbers (1224); über das älteste Weihgeschenk des Aegypt. Königs Pheron (1224); über die Anfänge der chemischen Kunst (1224); über den Aberglauben vorzüglich der Gelehrten u. Ärzte (1224); über die homöopathische Lehre (1224); über die Vorstellungen des Empedokles von der Protogaea (1224); was haben die geheimen Verbrüderungen zur Beförderung der Medicin beygetragen? (1224); über die rohe und doch schwache und unvollständige Chirurgie im Mittelalter (1224); über die im Mittelalter häufig vorkommende Krankheit des St. Anton-Feuers (1224); über Alter u. Herkunft des Hippokrat. Büchleins von der Natur der Knochen (1224); über eine neue Ausg. des Dioskorides

- (1224); Ehrenrettung des Avicenna (1224); über den Bithynischen Pferdearzt Apfyrtus (1224); über den Matthäus Sylvaticus, Arzt des 16. Jahrhunderts (1224); über die verschiedenen Formen der syphilit. Krankheiten (1224); über die Hundswuth (1224); über den Einfluß der Cartesianischen Philosophie auf die Umgestaltung der Medicin (1224); über die Bedeutung des Arztes (1224); über das menschliche Sprachorgan (1224).
- Joh. Jac. Staffler, Tirol u. Vorarlberg, statistisch u. topographisch, mit geschichtl. Bemerkungen. Thl. 2. B. 1. Auch unter d. Titel: Tirol u. Vorarlberg, topographisch, mit geschichtl. Bemerkungen. B. 1. 505.
- Spain under Charles the second; or extracts from the correspondence of the Hon. Alex. Stanhope. Selected from the originals at Chevening by Lord Mahon. Second edition, enlarged 1439.
- Steinhart, symbolae criticae (446).
- St. Steininger, geognostische Beschreibung des Landes zwischen der untern Saar u. dem Rheine. Nachträge 601.
- St. Stephan, zur Gesch. der Boigten Dorla vor dem Hainich (167); neue Römerfeldzüge in Deutschland z. B. thuringische Jesuiten im Sturm auf die preuß. Stadt Mühlhausen 1318.
- Ludolf Stephani, Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands 1337.
- D. Stewart, obss. on some diseases of European seamen in Bengal (292).
- Gerh. Chrysto Herm. Stip, Beleuchtung der Gesangbuchsbesserung, insbes. aus dem Gesichtspuncte des Cultus. In zwei Abthl. 1409.
- Charles Stokes, notice respecting a piece of

- recent wood partly petrified by Carbonate of Lime with some remarks of fossil woods (780); on some species of Orthocerata (792).  
 Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edid. G. Kramer. 263.
- Frđ. Straß, Handbuch der Weltgeschichte, fortgesetzt von Wilh. Havemann. Auch u. d. Titel: Handbuch der neuern Geschichte von Wilh. Havemann. Thl. 1. 2. 3. 644.
- Hercule Straus-Dürkheim, traité pratique et théorique d'anatomie comparative. 2 Tom. 850.
- Victor Strauß, Lieder aus der Gemeinde für das christl. Kirchenjahr 1625.
- Phil. v' Ormieux von Streng, Tagebuch während des Feldzuges in Afghanistan 1838—39. Aus der engl. Originalhandschr. von Wilhelm Tetschke u. Ernst Zober 744.
- Hugh Edwin Strickland, s. R. J. Murchison; on the geology of the Thracian Bosphorus (785); on the geology of the neighbourhood of Smyrna (785); on the geology of the Island of Zante (785); on some remarkable Dikes of Calcareous Grit at Ethie in Rossshire (790).
- Sam. Stutchbury, s. Henry Riley.
- W. H. Sykes, a notice respecting some fossils collected in Cutch by Capt. Walter Smee (792).

John Taylor, observations on the strata penetrated in sinking a Well at Diss, in Norfolk (778).

Telestes, s. Philoxenus.

Telle, Nachrichten zur Gesch. der kirchl. Reformation in der Stadt Jüterbog (167).

S. Louis Tellkamp, über die Besserungsgefängnisse in Nordamerika u. England. Nebst Bemerkungen über den Gesundheitszustand der Sträflinge in den obigen Anstalten von Th. Tellkamp 377.

Th. Tellkamp, s. S. Louis Tellkamp.

Wilh. Tetschke, s. Phil. d'Ormeux von Streng.

Theognis restitutus. The personal history of the poet Theognis deduced from an analysis of his existing fragments (by John Hookham Frere) 622.

Frd. Tiedemann, von der Verengerung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten 609.

Timm, Turnrede, gehalten bey der Wiedereröffnung des Turnplatzes zu Pachim (1960).

Timotheus, s. Philoxenus.

Tostmann, zum jüngeren Tituel (431).

Gabr. Tourdes, hist. de l'épidémie de Meningite cérébro-spinale observée à Strasbourg en 1840 et 184 1518.

J. E. van der Trappen, specimen historico-medicum de Coffea 2064.

Fréd. Troyon, über antike Armbänder und Agraffen, die im Canton Waadt aufgefunden wurden (1556).

G. Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, vornehmlich in Deutschland und den Niederlanden B. 1. — Auch unter dem Titel: Joh. von Goch u. Joh. von Wesel nebst den reformator. Männern ihrer Umgebung. B. 2. Auch u. d. Titel: Joh. Wessel u. nebst den Brüdern vom gemeinsamen Leben u. den deutschen Mystikern 465.

A. Valenciennes, nouvelles recherches

sur l'organe électrique du Malaptérature électrique (661); nouv. recherches sur le Nautilé flambé (Nautilus Pompil. Lam.) (662).

Walleir, über die Frequenz des Pulses und der Respiration der Kinder von der Geburt bis zu einem Alter von 7 Jahren (1959).

Pierre Varin, f. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

Archdeacon Vershoyle, notices on the geology of the North Coast of the Counties of Mayo and Sligo in Ireland (778).

Johannes Victoriensis (285).

Th. de la Villemarqué, f. Chants populaires de la Bretagne etc.

Wischer, Beschreibung von drey Grabhügeln in der Hardt bey Basel (1547).

C. Vogt, Embryologie des Salmones, f. L. Agassiz.

J. Voigt, f. Chronicon Wigandi Marburg.

R. F. Ch. Wagner, f. H. M. Melford.

K. Wallich, notes on the drugs called Mishme Teeta and Puchá Pát (290); notes on Cassia lanceolata or the Plant, which yields the true Senna leaves of the Calcutta Bazars (292).

F. C. Walter, Todesfeyer des Fürsten Paul Friedrich, Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin 995.

J. C. Wappäus, die Republiken von Südamerika geograph. statistisch . dargestellt. Abth. 1. 169.

Andr. Ignaz Wawruch, pract. Monographie der Bandwurmkrankheit durch 206 Krankheitsfälle erläutert. Mit e. Vorworte von J. R. Bischoff Edlem von Altenstern 1236.

- Th. Weaver, on the geological relations of the South of Ireland (774).
- G. W. Freiherr von Wedekind, die Fachwerksmethoden der Betriebsregulirung und Holztragschätzung der Forste mit Nachweisung ihrer Quellen kritisch zusammen gestellt u. beleuchtet 294.
- Aug. Weichert, lectionum Venusinarum libellus 1273.
- Ch. Weiss, l'Espagne depuis le règne de Philippe II. jusqu' à l'avènement des Bourbons. T. 1. 2. 1822; f. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.
- S. Heinr. Weiß, die Kirchenverfassung der Piemontesischen Waldensergemeinden 1919.
- Roger de Wendower, f. Roger.
- Joh. Wendt, über das Ehedem und Jetzt im Gebiete der Medicin (516); das Selbstbewußtseyn forensisch aufgefaßt 1883.
- Nath. Th. Wetherell, observations on a Well dug on the South Side of Hampstead Heath (777).
- Frd. Wieseler, die Ara Casali. Eine archäologische Abhandlung 1071; Vortrag über die hauptsächlichsten Stücke des hiesigen academ. Kunstmuseum 2041.
- Chronicon Wigandi Marburgensis. Primum ediderunt J. Voigt et E. Comes Raczynski 462.
- Frd. Wiggert, zur Beantwortung der Frage: Wie spät wurde im Mansfeldischen das Christenthum allgemein? (165); Fortsetzung der histor. Wanderungen durch Kirchen des Reg. Bez. Magdeburg (167); sphragist. Zugaben (167).
- Dav. Williams, extract from a Letter on the Raised Beaches in Barnstaple or Bidford (782).



- W. C. Williamson, on the distribution of Fossil Remains on the Yorkshire Coast from the Lower Lias to the Bath Oolite inclusive (780).
- Williram's Verdeutschung des Hohen Liedes. Von v. d. Hagen (433).
- Rob. Willis, zum Correspondenten der K. Gesellschaft der Wissensch. ernannt 1922; s. G. F. H. Marr.
- H. H. Wilson, s. The Vishnú Purána.
- W. S. Graßmus Wilson, Compendium der Anatomie des Menschen. Bearbeitet und herausggg. von L. Holstein. Liefer. 1—4. 1080.
- Winkler und Schnedermann, über das Athamantin (1201).
- Ed. Wippermann, Beiträge zum Staatsrechte. Erster Beitrag: über die Natur des Staates 1721.
- Wöhler, Auszug aus der von dem Studirenden Knop angestellten chemisch=physiolog. Untersuchung über die Flechten 9; kurzer Bericht einer Vorlesung: Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte 490; Mittheilung über eine im acad. Laboratorio von Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit 1081; Vorlesung: Untersuchungen über das Chinon 1161; Bericht über mehrere im acad. Laboratorio vorgenommene Untersuchungen 1209; Analyse einer thierischen Concretion 1221; Resultate einer Untersuchung über einen von Bodeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl 1681.
- G. A. B. Wolff, Commentar zu Plautus Aulular. III. 5. (443).
- Joh. Wilh. Wolf, s. Niederländische Sagen.
- Romley Wright, notes on the geology of the Brown Clee Hill in the county of Salop (777).

Th. Wright, biographia Britannica literaria  
etc. Anglo-Saxon Period. 521.

Hr. Wuttke, s. Schafarik.

Zelle, Bedeutung und Unterschied der Be-  
stimmungswörter: Groß, Klein; Hoch, Tief,  
Nieder; Ober, Unter (431).

H. Zeune, älteste altdeutsche heidnische Gedichte  
(429).

F. Zinnow, die abgestorbenen Wortformen der  
deutschen Sprache 4; über die Sage von Bi-  
terolf und Dietleib (430).

Ernst Zober, s. Phil. d'Ormeux von Streng.



# Zwente Abtheilung.

## Register

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger literarischen Nachrichten in dem Jahre 1844.

---

### Analecta Leodiensia (1264).

Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgem. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. B. 2. 1361.  
Archives du Muséum d'histoire naturelle, publiés par les Professeurs-administrateurs de cet établissement. T. 2. Livr. 1—3. 661. — administr. de la ville de Reims. f. Collection de docum. inédits sur l'hist. de France.

Barzas-Breiz, f. Chants populaires de la Bretagne etc.

La bataille de Liège en 1468 (1264).

Ge. Frd. Benecke, Anzeige seines Todes 1425. 1922.

Beiträge zur Geschichte des letzten Decenniums der alten Eidgenossenschaft (1367).

Bildnisse der deutschen Könige und Kaiser . . gezeichnet von Heinrich Schneider nebst charakteristisch. Lebensbeschreibungen von Frd. Kohlrusch. Heft 1. 641.

Nouv. Suites à Buffon, f. Lesson.

- Chants populaires de la Bretagne** recueillis et publiés avec une traduction française, des éclaircissements, des notes et les mélodies originales par Th. de la Villemarqué. T. I. 2. 235. **Volklieder aus der Bretagne**, ins Deutsche übertragen v. H. Keller u. G. v. Sedendorff 235.
- Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador.** Nueva edicion con una introduccion historico literaria por V. A. Huber. 1844.
- Chronicon monachi Fürstenfeldensis** (284); — **de ducibus Bavariae** (1311—1372) (284).
- Chronique d'Alsace** 655.
- Code hist. et diplomat. de la ville de Strasbourg.** T. I. Partie I. **Chronique d'Alsace.** 655.
- Codex diplomaticus Lubecensis.** Lübeckisches Urkundenbuch. Abthl. I. = **Urkundenbuch der Stadt Lübeck**, hsggb. von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. Thl. I. 866. — **Pomeraniae diplomaticus** oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Hsggb. von K. F. W. Hasselbach, J. G. F. Kossegarten, und Frd. Baron von Medem. B. I. Lief. 1. 1185.
- Collection de chroniques belges inédites**, publiée par ordre du gouvernement. **Johannis de Los chronicon.** Acced. **Henr. de Merica et Theodorici Pauli historiae de cladibus Leodiensium...** edidit P. E. X. de Ram 1260. — **de documents inédits sur l'histoire de France.** Première Série. **Histoire politique. I. Papiers d'état du Card. de Granvella** publiés sous la direction de Ch. Weiss. 823. **II. Archives administratives de la ville de Reims.** Collection de

pièces inédites etc. par Pierre Varin 831.  
 III. Recueil des lettres missives de Henry  
 IV. publié par Berger de Xivrey. T. 1.  
 2. 833. IV. Chronique des ducs de Norman-  
 die par Benoit, trouvère anglo-normand du  
 12. siècle, publiée par Franc. Michel. T. 2.  
 1918. — Troisième Série. Archéologie.  
 Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu  
 par Didron 1916.

La correxion des Liègois (1264).

Auszug eines Berichtes über Klima u. Krank-  
 heiten von van Diemensland (293).

Bier Documente aus römischen Archiven 876.

Éloge de la Chevelure. Discours inédit  
 d'un auteur grec anonyme publié par E.  
 Miller 481.

Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt  
 gemachten Abraxas-Gemme (von Carl Mor-  
 genstern) 1357.

Fontes rerum Germanicarum. Geschichts-  
 quellen Deutschlands, herausgeb. von Joh. Fr.  
 Böhmer. Band 1. 281.

Germania. Enthalt. sprachwiss. u. geschichtl.  
 Abhandlungen zc. Von der Berlinischen Gesellschaft  
 für deutsche Sprache u. Alterthumskunde. Hsggb.  
 durch Friedr. Hr. von der Hagen. Bd. 5. —  
 Auch unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Berli-  
 nischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alter-  
 thumskunde 428.

Evangelisches Gesangbuch für Schule und

Haus. Herausgeb. von Wilh. Herm. Blume 409.

Gelehrte Gesellschaften, Göttingische, s. Göttingen, K. Gesellsch. der Wissenschaften. — Thüringisch-Sächsischer Verein 165. — Medical and physical Society of Calcutta 289. — Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde 428. — Schlesische Gesellschaft für vaterländ. Cultur 514. — Verein für Mecklenburgische Geschichte und Alterthümer 607. — Muséum d'histoire naturelle 661. — Geological Society of London 774. — Verein für Lübeckische Geschichte 866. — Akademie der Wissenschaften in Paris 1014. — Literarischer Verein in Stuttgart 1309. — Antiquarische Gesellschaft in Zürich 1546. — Naturforschende Gesellschaft in Danzig 1621. — Société médicale d'observation de Paris 1956. — Historische Gesellschaft zu Basel 2040.

Die Gesetzsammlungen der Stadt Nordhausen im 15. u. 16. Jahrhundert, hsggb. von K. Ed. Förstemann (167).

Bruchstücke eines lateinischen Glossarium, hsggb. von Fickert (452).

Göttingen. 1) Königl. Gesellschaft der Wissenschaften: A. Feyer des 92. Stiftungstages 1921. B. Jahresbericht erstattet vom Hofrath Hausmann 1921. a. Das Directorium war Michaelis von dem Hofrath Ritter auf den Obermedicinalrath Langenbeck übergegangen 1921. b. Verzeichniß der im Jahre 1844 verstorbenen hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Correspondenten 1921, 1922. c. Verzeichniß der neu erwählten hiesigen und auswärtigen Mitglieder und Correspondenten 1922. C. Verzeichniß der in den Versammlungen der

Societät gehaltenen oder derselben überreichten Vorlesungen: Conradi, über die in des Hippocrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Littré geäußerte Meinung von denselben 41; Hermann, über griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen 201; Wöhler, Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte 490; Berthold, über das Gesetz der Schwangerschaftsdauer 841; Wöhler, Untersuchungen über das Chinon 1161; Hermann, zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. M. Brutus 1934. D. Vorgelegt wurden von Wöhler, eine von dem Studierenden W. Knop im academischen Laboratorium angestellte chemisch-physiologische Untersuchung über die Flechten 9; von Wöhler, Mittheilung über eine im academischen Laboratorio von Knop und Schnedermann ausgeführte Untersuchung über den Mannit 1081; von Wöhler, die Resultate mehrerer in dem academ. Laboratorium vorgenommenen Untersuchungen 1201; von Wöhler, Beobachtungen über das Asaron von Dr. Schmidt aus Kurland 1441; von Wöhler, die Resultate einer Untersuchung über einen im acad. Laboratorium von Bodeker entdeckten neuen organischen Stoff, das Idryl, 1681; von Wöhler, Untersuchungen zur Charakteristik der wirbellosen Thiere vom physiologisch-chemischen Standpuncte aus, von Dr. G. Schmidt aus Kurland 2001. E. Hauptaufgaben. Für den November 1844, von der historisch-philologischen Classe, eine genaue Untersuchung, welche Männer und welche Ursachen besonders bewirkt haben, daß

vom dritten Jahrhunderte nach Chr. G. an allmählich die Aristotelische Philosophie der Platonischen den Rang abgelaufen habe, — ist unbeantwortet geblieben 1923. Für den November 1845, von der *physicalischen* Classe: Welche Stellung läßt sich dem sympathischen Nervensysteme durch anatomische, mikroskopische und durch pathologische Untersuchungen anweisen? 1929. Für den November 1846, von der *mathematischen* Classe, eine den hinlänglich bekannten Anforderungen, welche der gegenwärtige Stand der Wissenschaft an derartige Untersuchungen macht, genügende neue Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegungen, — die Darlegung der Hauptmomente in einer angemessenen Ausführlichkeit 1931. Für den November 1847, von der *historisch-philologischen* Classe, eine critische und quellenmäßige Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Juden unter römischer Herrschaft sowohl innerhalb als außerhalb Palästinas, von Pompejus dem Großen bis auf den Untergang des weströmischen Reichs 1932. F. *Öconomische* Preisaufgaben. Für den November 1844: Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet? — ist nicht genügend beantwortet worden 1923. Für den November 1845, eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntniß dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen seyn dürfte 1933. Für den November 1846



von neuem: Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet? 1933.

Göttingen. 2) Universität. A. Das von dem Geh. Justizrath Dr. Bergmann geführte Prorektorat ging auf den Professor Dr. Wagner über 161. B. Bekanntmachung der Immatrikulations-Commission 545. 1545. C. Verzeichnis der Vorlesungen für den Sommer 1844. 385; — für den Winter 18<sup>44</sup>/<sub>45</sub> 1465. D. Feyerlichkeiten: Preisvertheilung an die Studierenden, eingeleitet mit einer Rede des Prof. Hermann und Ankündigung der neuen Aufgaben für den 4. Junius 1845: 1089; Feyer des Geburtstages Winkelmanns 2041. E. Öffentliche gelehrte Anstalten: a) Königl. academ. Museum, zoologische Abtheilung; Geschenk an dasselbe, durch die Munificenz Seiner Majestät des Königs 801. b. Academisches Kunstmuseum, Eröffnung desselben 2041.

Handwerksordnung der Maurer und Steinmehen in Quersfurt v. 1574, hsggb. von K. Ed. Förstemann (168).

Topographischer u. statistischer Bericht über St. Helena (293).

Der Hofstag zu Coblenz (285).

Gustav Hugo, Anzeige seines Todes 1569.

Inventaire analytique des chartes des Comtes de Flandre . . . publié par ordre du Conseil provincial de la Flandre orientale. Premier cahier. 957.

Ludw. Jacobson, Anzeige seines Todes 1922.  
Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft  
für Deutsche Sprache und Alterthumskunde, f.  
Germania.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für  
Mecklenburgische Geschichte u. Alterthümer, hsggb.  
von G. C. F. Lisch u. A. Bartsch. Jahrg.  
8. 607.

Juliens Nachlaß von der Verfasserin von Ju-  
liens Briefen 1542.

Barthol. Kopitar, Anzeige seines Todes  
1922.

Lessingiana, f. G. Mohnicke.

Libri symbolici ecclesiae orientalis. Nunc  
primum in unum corpus collegit, varr. lectt.  
ad fidem opt. exemplor. adnotavit etc. Ern.  
Jul. Kimmel 910.

La correxion des Liègois (1264).

Das Buch von den sieben weisen Mei-  
stern ... übers. u. mit literarhistor. Vorbemer-  
kungen versehen von Hr. Sengelmann 538.  
Mémoires de la Société médicale d'observation  
de Paris T. 2. 1956.

Miroir de Souabe, d'après le Mscr.  
franç. de la bibl. de la ville de Berne, pub-  
lié par G. A. Matile 1114.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete histor.  
antiquar. Forschungen. Im Namen des Thü-

ring. Sächf. Vereins herausggg. von R. Gb. Förstemann. B. 6. 165.

*De monacho in flumine periclitato meritis beate Marie ad vitam revocato* (1919).

*Nibelungen*. Ein u. zwanzigste Handschrift. Von v. d. Hagen. (429); *Nochmals Nibelungen* (433).

*Notae historicae ex cod. coenobii servorum b. Mariae Virg. de la Scala Veronae* (285).

*Notices and Extracts from the Minute-Book of the Geological Society of London* (782).

*Ordnungen des Rathes der Stadt Reval, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv- Esth- u. Curlands.*

*Scholae Portensis . . sollemnia saecularia* 441.

*Proceedings of the monthly meetings of the medical and physical Society of Calcutta* (294).

*Processus contra haereticos de opinione dampnata etc.* (877).

*Arabum Proverbia vocalibus instruxit, lat. vertit, comm. illustravit et edidit G. W. Freytag*. T. 1—3. 86.

*The Vishnú Purána, a system of Hindu mythology and tradition, translated from the original Sanscrit, and illustrated by notes derived chiefly from other Puránas, by H. H. Wilson* 1105.

Die Quellen des Revaler Stadtrechts s. Sammlung der Rechtsquellen Liv= Esth= u. Curlands.

Das alte und neuere Lübische Recht, s. Sammlung der Rechtsquellen Liv= Esth= und Curlands.

Relation de ce qui s'est passé en Suisse depuis la résidence de Mr. Miron, à scavoir depuis le 17. Nov. 1617 jusqu' au 2 Mars 1624 et continuée jusqu' en Décembre 1627. (1367).

Relazione d'un vescovo romano, che trattava gli affari di religione in Germania nel tempo della riforma sullo stato corrotto della chiesa cattolica (878).

Märkische Sagen und Märchen nebst e. Anhang von Gebräuchen u. Aberglauben gesammelt u. herausgg. von Adalbert Kuhn. 625. Niederländische Sagen. Gesammelt u. mit Anmerkungen begleitet herausgg. von Joh. Wilh. Wolf. 625.

The seven sages in scotish metre. By John Rolland of Dalkeith 530.

Steph. Geoffroi St. Hilaire, Anzeige seines Todes 1922.

Sammlung ophthalmologischer Preisschriften hsgg. von Florent Cunier. Abthl. I. Das Blutauge von Dr. Beger. 961; — der Rechtsquellen Liv= Esth= und Curlands. Her=

ausgegeben von F. G. von Bunge u. C. D. von Madai. Abthl. 1. 873. 1359.

Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Sæcularschrift der historischen Gesellschaft zu Basel 2040.

Eidgenössische Schlachtlieder (1558).

Scholiorum Theocriteorum pars inedita quam ad cod. Genev. fidem edid. T. Adert 678.

Neueste Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. B. 4. H. 1. 1621.

Les sentences de Liège (1264).

Die alten Statuten der Stadt Stollberg am Harz, hsggb. v. K. Ed. Förstemann (166).

Der Streit zu Mühlhausen (284).

Lebensbeschreibung des h. Thomas von Canterbury (1919).

Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgg. von E. F. J. Dronke. 1913.

Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Vol. 5. 774; — of the medical and physical Society of Calcutta. Vol. VIII. Part. 1. 289.

Übersicht der Arbeiten und Veränderungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur im J. 1842. 514.

Lübeckisches Urkundenbuch, s. Codex dipl. Lubec.

Vita Ludovici IV imperatoris (284); — Karoli IV (285).

The Vishnú Purána, s. Purána.

Volkslieder aus der Bretagne, ins Deutsche übertragen von H. Keller u. E. von Seckendorf, s. Chants populaires de la Bretagne.

Die Willkür und Statuten der Stadt Wittenberg herausgeb. von K. Ed. Förstemann (167).

Ferd. Wurzer, Anzeige seines Todes 1922.

Zeitschrift für vaterländische Alterthumsfunde, herausgeb. von der antiquar. Gesellschaft in Zürich 1546.